Dr. Goldsmith's

Geschichte der Römer

von

Erbauung der Stadt Rom

bis auf den Untergang

des abendländischen Kaiserthums.

Aus dem Englischen

nach der sechsten Ausgabe neu übersetzt

und mit einer

Geschichte des Oströmischen Kaiserthums

ergänze

von

Ludwig Theobul Kosegarten,

der Vernunftweisheit Doctor, der Stadtschule zu Wolgast Rector.

Erster Band.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Leipzig, 1792.

in der Weidmannschen Buchhandlung.

Die

Geschichten der Römer

von

Romulus bis auf den letzten der Constantine,

erzählt

von

Ludwig Theobul Kosegarten,
der Vernunftweisheit Doctor, der Stadtschule zu Wolgast Rector.

Erster Band.

Von Gründung der Stadt bis auf den Untergang der Freyheit.

Leipzig, 1792.
in der Weidmannschen Buchhandlung.

An

Se. Königl. Hoheit,

Herrn

Gustav Adolph,

des Schwedischen Reiches

Kronprinzen.

Durchlauchtigſter Kronprinz,

Gnädigſter Herr,

Ew. Königliche Hoheit überreich' ich hiemit demüthigſt die Geſchichten des allerdenkwürdigſten und thatenreichſten Volkes älterer und neuerer Zeiten;

eines Volkes, das, wiewohl aus den Heſen des Menſchengeſchlechts zuſammengeſchäumt, dennoch unter dem Einfluſſe

weniger weiser Gesetze und eines seltnen Grades von Vaterlandsstolz und Vaterlandsliebe sich binnen wenig Zeugungen zu einem der ehrwürdigsten Völker des Erdbodens veredelte;

eines Volkes, das alle Formen der Verfassung, in welche die bürgerliche Gesellschaft sich nach und nach gemodelt hat, und noch zu modeln pfleget, nach der Reihe an sich selbst versuchte; niemalen aber sich moralisch und politisch besser befand, niemalen stärker und gesunder in sich selbst, fruchtbarer an der Unsterblichkeit würdigen Thaten, gesegneter mit grossen und guten Männern war, als da es nach jahrhundertlangem gewaltsamen Oscilliren endlich zu jener inneren Ruhe und Festigkeit gelangte, welche lediglich durch das Gleichgewicht

aller

aller Kräfte der Gesellschaft, und die gerechte Vertheilung der mancherley Staatsgewalten unter die verschiedenen Stände derselben zu erhalten stehen;

eines Volkes, das, strenge von Zucht, keusch von Sitten, mäßig im Genusse, im Glücke bescheiden, im Unglück unerschütterlich, langsam und weis in den Entschlüssen, im Ausführen rasch und beharrlich, während jenes seines schönsten Lebensalters mit wunderbarer Schnelligkeit den besten Theil des Erdbodens bezwang, beherrschte, und was mehr ist, zu beherrschen werth war;

das aber ach! jener Hinfälligkeit und Gebrechlichkeit, an welcher alle irdische Dinge kränkeln, die Schuld bezahlend, am Ende den Lastern jener Völker erlag, wel-

che es mit ihrem Schwerte nicht hatten verletzen können, und nachdem es, durch deren Schätze berauscht und deren Wollüste vergiftet, die hohe Einfalt und Rechtschaffenheit der Väter eingebüßet hatte, nun gar bald auch dasjenige verscherzte, was die Väter ihm, als das köstlichste, und mit dem süßen Leben selber nicht zu theuer erkaufte Gut hinterlassen hatten: die Freyheit; das von diesem Augenblick an das unglücklichste und verächtlichste aller Völker ward, so wie es deren glückseligstes und ehrenwerthestes gewesen; verderbt in seinen schönsten Kräften, zerrüttet im Heiligthume seiner stolzen Verfassung, zerfleischet itzt von einer zügellosen Menge, itzt von tygerartigen Partheyhäuptern, Menschenalter hindurch unter den Streichen seiner eignen Söhne blutete, und nach manchem

ver-

vergeblichen Aufraffen endlich rettungslos einer selten unterbrochnen Reihe von Despoten in die Geissel fiel, die es mit eisernem Zepter weideten;

das von nun an mit dem letzten armen Reste seiner Freyheit auch den letzten Funken seiner angestammten Tugend einbüßte, und bald eben so feige, träge, kriechend, stumpfsinnig, lasterhaft und niederträchtig wurde, als es weiland klug, tapfer, großmüthig, hochherzig und freyheitfreudig gewesen war; bald allen Sinn für das hohe Wort: Vaterland! verlor, welches freylich, wo willkürliche Gewalt das Steuer führt, nur ein Schall ohne Inhalt bleibet; bald, gar verloren in das wichtige Geschäft, seinen Tyrannen zu schmeicheln, das Schwert des Staates in die Hände gedun-

gener Söldner gab, und ohne Rührung die Grenzen seines weiten Reiches mit jedem Feldzuge verengern sah; das solchergestalt, sittlich sowohl als bürgerlich gelähmet und entmannet, zu feige zu sterben und nicht werth des Lebens, eine Weile noch seine erbettelte Existenz hinschleppte, und dann einer Anzahl edlerer Barbaren leichte Beute ward, welche nun hinwiederum ihm thaten, wie es seit einem Jahrtausende dem dienenden Erdboden gethan hatte.

Bey solcher Mannigfaltigkeit der äussern Schicksale sowohl als der inneren Veränderungen sind die Geschichten dieses Volkes ohne Zweifel die allerlehrreichsten für den Fürsten und für den Fürstensohn, für den Völkerbeherrscher und den Volksfreund, und überhaupt für einen jeden, der seine

Gat-

Gattung liebet, und dem die Veredlung und Beglückseligung derselben am Herzen liegt.

Denn dieses Volks Geschichten bewähren und geben Zeugniß, daß jener Grundsätze, auf welchen alle weise Regierungskunde und das wahre Staatenwohl beruhen, sehr wenige, und daß diese wenigen sehr einfach seyn, und dem Menschen innigst nahe liegen; welches denn auch eben die Ursache seyn mag, warum selbige von ihm, der gern ins Weite schauet, und darüber, was ihm vor den Füßen liegt, übersieht, so häufig verkannt und übersehen wurden.

Dieses Volks Geschichten geben Zeugniß, daß es bey der vielbestrittenen Frage

von

von dem relativen Werth der mancherley Verfassungen keinesweges darauf ankomme, ob der Staat von Einem oder von Mehreren, oder von Vielen verwaltet werde, sondern darauf: wie der Eine oder die Mehreren, oder die Vielen ihn verwalten.

Sie geben Zeugniß, daß alle gesunde Politik und Regierungskunde von den wesentlichen und unauslöschlichen Grundzügen in der Natur des Menschen ausgehen müsse, als welcher dadurch, daß er in Gesellschaft zusammen tritt, wohl zwar gemodelt, aber nicht umgewandelt werden mag.

Sie geben Zeugniß, daß, da die Vernunft des Menschen Vorrecht, Eigenheit und unterscheidender Charakter ist, solche aber

aber ohne das Vermögen, ſich ſelbſt frey-thätig durch ſich ſelbſt zu beſtimmen, aufhöret Vernunft zu ſeyn, dies Vermögen der freyen Selbſtbeſtimmung von der Verfaſſung nothwendig möglichſt geehret werden müſſe, daferne ſie den Menſchen nicht ſeiner urſprünglichen Herrlichkeit entſetzen, und zum willkür- und willenloſen Thiere heraberniedrigen will; daß aber, da der Menſch in ſeiner dermaligen Daſeynsperiode leider nicht immer durch die Vernunft, welche ihm nie etwas gemeinſchädliches gebieten kann, ſondern zu oft nur von den Leidenſchaften, dieſen leidigen Urhebern alles Haders der Menſchen mit Menſchen, beſtimmet wird, nicht jene Vernunft, ſondern dieſe Leidenſchaften es ſeyn, die das Geſetz einzudämmen und einzuzäunen hat, das folglich mehr negativ als poſitiv ſeyn,

mehr

mehr verbieten, was man lassen, als gebieten, was man thun solle, das Gute, welches, als solches, ewig nur aus eigner freyer Kraft entquillt, nicht anbefehlen, sondern nur nicht hindern, das Böse, Schädliche und Eigensüchtige aber einem jeden ohne Ausnahme, er sey, der er wolle, unerbittlich untersagen müsse; aus welchen unläugbaren Prämissen sich dann ergiebet, daß diejenige Verfassung die einzig beste seyn könne, in welcher die größtmögliche Freyheit die Entwickelung und Uebung aller Menschenkräfte möglichst begünstige und fördere, und zugleich der größtmögliche Zwang es den Leidenschaften eines jeden, er sey der er wolle, durchaus unmöglich mache, des andern Rechte unbestraft zu beeinträchtigen und zu verletzen.

Die

Die Geschichten dieses groſsen Volkes lehren augenscheinlich, daß nur da, wo eine solche Freyheit, gesichert durch einen solchen Zwang, herrschet, die Völker sich läutern, reinigen und veredeln, groſse Männer aufstehn, herzerfreuende Thaten geschehen, Tugend, Rechtschaffenheit und Patriotismus die Nationalstimmung, reine Wohlfahrt und gediegene Gesundheit das Nationalloos werden; und daß hingegen, wo die wahre politische Freyheit verloren geht, die moralische bereits zur Hälfte verloren sey, und die noch übrige Hälfte nächstens verloren gehen werde; daß, wo willkürliche Gewalt, meine sie es noch so gut, die gesetzmäſsige verdrängt, wo das Gesetz, gleich viel ob vor Einem, oder vor mehreren, oder vor der Menge, schweiget, wo die Gewalthaber und ihre Diener, unverantwort-

lich und unanklagbar, „auch das Heiligste mit Heiligkeit verletzen können," daß da nichts Großes, Edles oder Schönes mehr dürfe erwartet werden, wohl aber baldiger Verlust alles dessen, was den Menschen achtbar und ehrwürdig macht, aller Vollkraft, Großheit, Edelsinnigkeit, Vaterlandsliebe, Tapferkeit und Kühnheit; wohl aber das Emporkommen jeder verächtlichen Eigenschaft, der Feigheit, Schüchternheit und Versteckheit, der Falschheit, Doppelherzigkeit und Verschmiztheit, der Trägheit, Schlaffheit und Stumpfsinnigkeit, der Schmeicheley, Kriecherey und Staubleckerey auf Seiten der Beherrschten; so wie auf des Herrschers Seiten schnöder Eigendünkel, launische Eigensinnigkeit, tiefe Verachtung des Menschen und unselige Fertigkeit, die Nationen zu

betrachten blos als Werkzeug zu Befriedigung eigner kleinlichter Leidenschaft.

Mit einem Worte, es lehren die denkwürdigen Geschichten dieses Volkes unumstößlich: daß willkürliche Gewalt bey weitem das größte aller Uebel sey; ein Uebel, gegen welches einige geringfügige Vortheile der Polizey, des raschern Entschließens und des schnellern Ausführens durchaus nicht in Anschlag kommen, angesehen jenes Uebel den Menschen von der Wurzel aus verderbt, und alle Verbesserung seines bürgerlichen und sittlichen Zustandes, den einzigen gedenkbaren Zweck der Gesellschaft, ganz und gar vereitelt.

So heilige und hohe Wahrheiten sind Ew. Königlichen Hoheit von denen wei-

sen Männern, welchen die Bildung des Thronerben anvertrauet worden, ohne Zweifel längst ans Herz gelegt worden. Sie sind es, welchen die Geschichte Sanction und Nachdruck giebet, und eben in Hinsicht auf sie hab' ich den Gedanken gewaget, Ew. Königlichen Hoheit diese geringfügige Arbeit in Unterthänigkeit zu überreichen.

Von einer Reihe glücklicher und grosser Ahnen, von einem Grosvater, dessen Tugenden eines bessern Zeitalters würdig waren, und von einem Vater, welcher die Bewunderung des Erdkreises ist, werden Ew. Königliche Hoheit dereinstens den ältesten Thron Europens, und mit ihm die Beherrschung eines Volkes erben, das an Ruhm der Thaten und der Tapferkeit kei-

keinem Volke alter und neuer Zeiten nachstehet, an Edelmuth, Biedersinn, Redlichkeit und Reinigkeit der Sitten aber die meisten neben ihm blühenden hinter sich zurückläßt.

Möge das schöne Loos, von der Vorsehung zum Beherrscher eines solchen Volks erkoren zu seyn, Ew. Königliche Hoheit unauslöschlich zu dem großen Entschlusse begeistern, nicht nur der Erste unter diesem Volke zu werden, sondern auch der Beßte!

Möge während Ihrer dermaleinstigen Staatsverwaltung es Ihnen gelingen, die Tugenden Ihrer in Gott ruhenden Vorfahren zu erreichen und zu übertreffen, deren Verirrungen aber einzusehn und zu vermeiden. Denn ach! Gnädigster Herr, wiewohl über das gemeine Richtmaas irdi-

scher Größe so hoch erhöhet, sind die Großen und Gewaltigen der Erde dennoch keine Wesen höherer Art, sind sie schwach und unvollkommen wie wir andern; mit dem Unterschiede nur, daß sie der Gefahr zu irren, und den Versuchungen zum Bösen ungleich stärker blosgestellt sind, als alle, die auf den niedern Stufen der Gesellschaft stehen.

Mög' es, nach Ihres Königlichen Vaters, nach des heldenmüthigen und erleuchteten dritten Gustavs schönem Worte, Ew. Königliche Hoheit höchster Stolz seyn, unter einem freyen Volk der erste freye Bürger zu leben und zu sterben!

Mög' es Ihnen süßer seyn, daß ein jeder, auch der geringste Ihrer Unterthanen Ihnen gern um den Hals fallen möchte, als daß auch die Gewaltigsten derselben vor Ihnen zittern!

Möge,

Möge, gleich jenem frommen Antonin, deſſen dieſe Geſchichte gedenket, die Erhaltung Eines Unterthanen Ihnen köſtlicher bedünken, als die Vertilgung von Milliarden Feinde!

Möge bey jeder Kriſe Ihrer künftigen, Gott wolle, glorreichen Laufbahn, die gewichtige Frage Ihnen gegenwärtig ſeyn: Was wird die Geſchichte ſagen? — die Geſchichte, die der Flitterglanz angeſtaunter Thaten nicht zu blenden, die das Gold der Könige nicht zu beſtechen, noch ihre Kerker und Henker zu beſchwichtigen vermögen. Denn während feile Dichter und gedungene Lobredner die Thaten der Tyrannen bis zum Himmel erhoben, ſchrieben die Suetone, die Procope und die Soulavie die Geſchichte ihrer Greuel im

Stillen, und überlieferten sie dem Richterstuhle der furchtlosen Nachwelt.

Möge der Stimme der Wahrheit der Weg zu Ew. Königlichen Hoheit Ohre nie verriegelt seyn! Möge das bescheidene Verdienst von Ihnen aus dem Dunkel hervorgezogen und belohnet werden! Möge, damit die Klippen der höchsten Gewalt Ihnen nicht gefährlich, und das mißlichste aller Loose, das Loos, ein Völkerbeherrscher geboren werden, für Ew. Königliche Hoheit und Dero Unterthanen ein Loos des Glückes werde, nie erlöschen in Ihrer Seele das Angedenken an den König der Könige, und an jenen feyerlichen Augenblick, in welchem auch Diademe ihren Glanz verlieren, und nichts die untergehende Kreatur zu erquicken vermag,

als

als nur der Anblick des gestifteten Guten! — O wie anders war die Seelenstimmung, in welcher der gute und gerechte Vespasian, seiner nahen Auflösung gewahrend, zu seinen Freunden heiterlächelnd sagte: Mich dünkt, ich solle izt ein Gott werden! als Severus Quaalausruf: O des Elends, Alles gewesen zu seyn! Wie gar anders das Hinscheiden Titus, der Wollust des Menschengeschlechts, der aus seinem ganzen Leben nur Eine That bereute, als der Hintritt jenes hochgefeyerten vierzehnten Ludwigs, der auf seinem einsamen und reugequälten Todbette fünf und siebenzig ganzer Jahre einer Regierung voll Prunks und Glanzes, welcher die zu Grunde gerichteten Völker fluchten, zu beweinen hatte, und wirklich beweinte.

Mit Empfindungen der unverbrüchlichsten Treue verharre ich lebenslang

Ew. Königl. Hoheit

unterthäniqſter

Ludwig Theobul Roſegarten.

Vorbericht.

Wie ich dazu gekommen bin, die so oft erzählten Geschichten der Römer noch einmal zu erzählen, will ich dem Leser nicht verhalten.

Die Weidmannische Buchhandlung, als Verlegerin der bisher unter uns gebrauchten Uebersetzung von Goldsmith's Geschichte der Römer übersandte mir

vor

vor etwa einem Jahre die letzte sechste Ausgabe des Englischen Originals, mit der Anfrage, ob etwa, da sie eine neue Ausgabe der bereits zweymal vergriffenen Uebersetzung dieses Buches zu besorgen gedenke, letztere einer Durchsicht, Vermehrung oder gänzlichen Umschmelzung bedürfe?

Nach sorgfältiger Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung fand ich, daß jenes keine merkwürdige Veränderung erlitten, und an letzterer, einen etwas trägen und trockenen Ton abgerechnet, wenig wesentliches auszusetzen sey. Da ich gleichwohl der Mängel des Goldsmithischen Buches, als welches ich seit sechs Jahren beym Vortrage der Römergeschichte in meiner Schule zum Grunde legte, vollkommen kundig war — Mängel, zu welchen, außer manchem oberflächlichen Raisonnement, mancher schiefen Reflexion, manchem unrichtig gewürdigten Charakter, hauptsächlich die Unbequemlichkeit gehört, daß die Geschichte

des

des Verfalls des Reichs im Westen von Constantin bis auf Ottokar den Herulер, in wenig Blätter zusammen gepreßt ist, jene des Oströmischen Kaiserthums vom ersten bis auf den letzten der Constantine aber gänzlich mangelt; so erbot ich mich gegen die Weidmannische Handlung, selbst ein vollständiges Lesebuch der Römergeschichte auszuarbeiten, und zwar in der Maße, daß ich die erste Hälfte desselben nach Goldsmith schriebe, so daß selbige, nach dem Wunsche der Verlagshandlung, welche diesen bisher beliebten und abgängigen Artikel zu erhalten wünschte, noch immer als eine neue verbesserte Uebersetzung des Goldsmithischen Werkes angesehen und verkauft werden könnte, die letztere aber, nämlich die Geschichte des Oströmischen Kaiserthums, nach einem ähnlichen Maßstabe ganz neu hinzufügte. Und diesen Antrag ließ obgenannte Handlung sich denn auch gerne gefallen.

Vorbericht.

Ich liefere also in diesen beyden ersten Bänden meines Werkes, die Geschichten Roms von Gründung der Stadt bis auf den Untergang der Freyheit unter Julius Cäsar; und dann die Schicksale des Weström. Kaiserthums bis auf Verlegung des Kaisersitzes nach dem Osten. Meiner Uebereinkunft mit der verlegenden Handlung gemäß, hab' ich bey dem Vortrage derselben mich so nahe als möglich an Goldsmith halten müssen, und hab' es um so eher thun können, da es dem Goldsmithschen Buche, wiewohl es mit den Arbeiten eines Ferguson und Gibbon keine Vergleichung aushält, als populäres Lesebuch in deren Ton und Geist sich auch nicht stimmen durfte, keinesweges an historischer Einheit, zweckmäßiger Auswahl der Begebenheiten, und im Ganzen an einem fließenden und geschmackvollen Vortrage fehlet. Jene flachen Raisonnements hab' ich nach Maßgabe meiner geringen Einsicht bestmöglichst zu heben, zu ein-

seitige

seitige Ansichten auszuweiten, die Handlungen nach einer reinern Moralität zu würdigen, hin und wieder die Begebenheiten natürlicher zu ordnen, durchweg aber den Ton der Erzählung zu verlebendigen und zu veranschaulichen gesucht, um diesem Buch die Wärme und das Interesse zu geben, welche zu einem unterhaltenden und nützlichen Lesebuche es beeigenschaften können.

Mit der Gründung von Constantinopel werd' ich nun die Geschichte des Byzantinischen Kaiserthums beginnen, und, wie ich hoffe, in zwey Octavbänden von diesen ähnlicher Stärke vollenden. Da Geschichtlesung und Geschichterzählung von Kindheit auf eine meiner liebsten Beschäfftigungen gewesen, so freue ich auf diese Arbeit mich nicht wenig, hoffe auch, da ich mit den Geistern Thucydides, Tacitus, Machiavell's, Hume's, Gibbon's, Soulavie's, Johannes Müller's und Friedrich Schiller's seit geraumer Zeit Vertrau-

lichkeit pflege, wenn gleich freylich nichts, was mit den Werken dieser Heroen sich messen, doch auch nicht so etwas zu liefern, was ihnen gegenüber erröthen, sich verhüllen, oder beschämt ins Dunkel flüchten dürfte.

Geschrieben zu Wolgast am 28sten des Erndtemonds 1791.

Der Verfasser.

Geſchichte
des
Freyſtaates Rom.

Erſtes Kapitel.

Vom Urſprunge der Römer.

Kein Volk des Erdbodens iſt gegen den Glanz eines hohen Urſprungs gleichgültig. Schweigt die Geſchichte, ſo muß die Fabel ihre Stelle vertreten. Die Römer inſonderheit, begierig die Niedrigkeit ihrer wahren Abkunft zu verbergen, wollten für nichts weniger als für Abkömmlinge von Göttern gehalten ſeyn.

Aeneas, der vorgebliche Sohn der **Venus** und des **Anchiſes**, war **Trojens** Untergang entronnen. Nach langem Irrſal und vielen Gefahren und Abentheuern langte er in Italien an, wo **Latinus**, König der Latier, ihn gütig aufnahm und ihm ſeine Tochter **Lavinia** zur Ehe gab. J. d. W. 2284.

Grade ſo wie noch itzt, war Italien auch damals in eine Menge kleiner Staaten zertheilt, die, jeder von den andern unabhängig, beynah unaufhörlich mit einander im Kriege waren. **Turnus**, der Rutuler König, hatte ſich lange um Lavinia beworben. Er war der erſte, der dem neuen Ankömmling ſich widerſetzte. Ein Krieg folgte, in welchem der Trojer ſiegte, und Turnus umkam. Itzt bauete Aeneas eine Stadt, die er nach dem Nahmen ſeines Weibes, Lavinia nannte. Allein er beherrſchte ſie nur vier Jahre. **Mezentius**, ein andrer der kleinen Könige des Landes, bekriegte, überwand und erſchlug ihn. Sein Sohn, **Askanius**,

folgte ihm im Königreich; dem ein anderer Sohn von der Lavinia, Nahmens **Silvius**; dem eine Reihe von Königen, von denen wir wenig mehr als die Nahmen wiſſen. Dies Nahmenregiſter herzuſchreiben, wäre langweilig und ermüdend. Genug, daß die Thronfolge in der Familie vierhundert Jahre hinter einander blieb, und daß **Numitor** der funfzehnte vom Aeneas, der letzte König von Alba war.

Numitor, von ſeinem Vater zum Thronfolger verordnet, hatte einen Bruder **Amulius**, welchem die aus Troja mitgebrachten Schätze zugefallen waren. Nur zu oft werden Reichthümer die Werkzeuge zu Gewaltthätigkeiten. Amulius nutzte die ſeinigen, um ſeinen Bruder zu verdrängen, und ſich des Reiches zu bemächtigen. Nicht zufrieden mit dieſen Ränken, befleckte er ſeine Hände auch mit Blut. Numitors Söhne waren die erſten Schlachtopfer ſeines Argwohnes, und um alle Beſorgniſſe, dereinſt auf ſeinem Throne beunruhiget zu werden, mit der Wurzel zu vertilgen, zwang er **Rheen Silvien**, ſeines Bruders einzige Tochter, in den Orden der Veſtalinnen zu treten, einen Orden, der ſie zur ewigen Jungfrauſchaft verpflichtete und ihn vor den Anſprüchen einer läſtigen Nachkommenſchaft ſicherte.

Alle ſeine Vorſicht ward jedoch vereitelt. In einem Haine, wo ſie Waſſer ſchöpfen wollte, ward Rhea Silvia von einem Manne überfallen und geſchwächt, welchen ſie, vielleicht um ihre Sünde zu bemänteln, für den Kriegsgott Mars ausgab. Wer dieſer Liebhaber eigentlich geweſen ſey, ob irgend jemand, der ſie durch Annahme eines ſo hohen Nahmens täuſchte, ob Amulius ſelbſt, wie einige Schriftſteller behaupten, läßt ſich nicht entſcheiden. Gewiß iſt, daß die Rhea, nach verfloſſener Zeit, mit zween Knaben niederkam, die der Uſurpator ſchon im Augen-

genblicke der Geburt dem Untergang widmete. Die Mutter ward verurtheilet, lebendig begraben zu werden, die herkömmliche Züchtigung der Veſtalinnen, die ihre Keuſchheit verletzet hatten. Die Zwillinge befahl er in die Tieber zu werfen. Glücklicher Weiſe war der Fluß mehr denn gewöhnlich aus ſeinem Bette getreten, ſo daß der Fleck, wo die Knaben hingeworfen wurden, vom Hauptſtrom entfernt, und das Waſſer zu ſeicht war, um ſie zu erſäufen. Kein Leid wiederfuhr ihnen daher in dieſer Lage. Und damit kein Umſtand ihrer Erhaltung des Wunderbaren ermangeln möge, ſo ſagt man uns, ſie ſeyen eine Zeitlang von einer Wölfin geſäuget worden, bis **Fauſtulus** des Königs Schäfer ſie ſo preisgegeben gefunden und ſeiner Frau **Acca Laurentia** gebracht habe, die ſie auferzog. Andere aber wollen, die Amme habe **Lupa** geheißen und dieſer Nahme habe das Hiſtörchen veranlaßt, daß ſie von einer Wölfin geſäuget ſeyen. Bey Geſchichten, die überall mit Fabeln überwachſen ſind, kommt es jedoch auf ein Mährchen mehr oder weniger nicht an.

Romulus und **Remus**, die ſo wunderbar erhaltnen Zwillinge, äußerten frühzeitig Anlagen und Neigungen, die der Niedrigkeit ihrer vermeinten Herkunft überlegen waren. Das Schäferleben fieng an ihnen zu mißfallen. Vom Weiden der Heerden, vom Jagen der Thiere, kehrten ſie ihre Waffen bald wider die Räuber der Gegenden, denen ſie nicht ſelten den Raub abnahmen, und ihn unter ihren Schäferkameraden vertheilten.

In einer dieſer Streifereyen ward Remus von **Numitors** Hirten gefangen, vor den König geſchleppt, und des nehmlichen Verbrechens beſchuldigt, deſſen Beſtrafung er ſich ſo oft herausgenommen hatte. Itzt erfuhr **Romulus** von ſeinem Pflegevater das Geheim-

niß ſeiner Geburt. Ohne Zeitverluſt verſammelte er ſeine Kameraden, entſchloſſen ſeinen Bruder zu befreyen, und des Uſurpators Händen den Scepter zu entwinden. Zu ſchwach jedoch, um offenbar zu Werke zu gehen, hieß er ſeine Gefährten ſich dem Orte auf verſchiedenen Straßen nähern, während Remus mit gleicher Wachſamkeit die Bürger drinnen aufwiegelte. Amulius, auf allen Seiten umringt, unfähig ein Rettungsmittel zu erſinnen, ward während ſeiner Betäubung und Verwirrung ergriffen und erſchlagen, während Numitor, zwey und vierzig Jahr nach ſeiner Entthronung, nun den Thron noch einmal wieder beſtieg.

Die beyden kekken Jünglinge beſchloſſen itzt, auf eben den Hügeln, wo ſie ihre Heerden geweidet hatten, eine Stadt zu gründen. Der König war ihnen zu ſehr verpflichtet, als daß er ihre Abſicht nicht hätte genehmigen ſollen. Er wies ihnen Ländereyen an und erlaubte jedem ſeiner Unterthanen, der Luſt hätte, ſich in dem neuen Pflanzorte niederzulaſſen. Manche von den benachbarten Schäfern, manch neuerungsluſtiges Geſindel eilte herbey, um die Stadt bauen zu helfen. Zu Beſchleunigung des Werkes ward das Volk in zwo Hälften getheilet, deren jede mit der andern in Betriebſamkeit und Hurtigkeit wetteifern möchte. Aber dieſe Einrichtung, die man ſich ſo vortheilhaft vorſtellte, hätte dem werdenden Staate beynah den Untergang zugezogen. Sie veranlaßte zwo Partheyen, deren eine den Romulus, die andere den Remus vorzog, welche ihrerſeits ſelbſt über den Fleck, wo die Stadt ſtehen ſollte, uneins waren. Der König rieth ihnen, den Streit durch den Vogelflug ſchlichten zu laſſen. Sie gehorchten; ein jeder beſtieg ſeinen Lieblingshügel. Remus erblickte ſechs Geyer, Romulus deren zwölf; da nun jenem das frü-

frühere, dieſem das vollſtändigere Omen geworden war, ſo ſchrieb ſich jeder den Sieg zu. Ein Gezänke erfolgte, und auf das Gezänke ein Gefechte, in welchem Remus blieb. — Andere ſagen, Remus ſey verächtlich über die Stadtmauer geſprungen, worauf Romulus ihn mit eigener Hand niedergeworfen und erkläret habe, daß niemand ungeſtraft ſeine Mauern höhnen ſolle.

Itzt allein Geſetzgeber und im achtzehnten Jahre ſeines Alters begann Romulus die Grundlegung einer Stadt, die einſtens dem Erdboden Geſetze geben ſollte. Sie erhielt den Nahmen **Rom**, und ward auf dem nehmlichen Fleck erbauet, auf welchem ihm das günſtige Omen geworden war. Die Stadt war beynahe viereckt, und enthielt ohngefähr tauſend Häuſer. Ihr Umfang betrug etwa eine Meile, und ihr Gebiet ein Bezirk von etwa ſechs Meilen. So gering dies auch ſcheinen mag, ſo war ihre Bevölkerung doch noch geringer. Manche Nothbehelfe wurden ergriffen, um die Anzahl der Einwohner zu vermehren, und das erſte war die Eröfnung einer geheiligten Freyſtadt für alle Miſſethäter, Sklaven, Landſtreicher und ähnliches Geſindel. Dieſe ſtrömten ſchaarenweiſe herbey, und halfen die Zahl der Unterthanen unſers Geſetzgebers mehren. J. d. W. 3252. v. C. G. 752.

Um von dem werdenden Rom uns einen richtigen Begriff zu bilden, dürfen wir uns nur eine Gruppe von Hütten im Ringe einer ſchwachen Mauer vorſtellen, erbaut mehr um Soldaten zum Zufluchtsort zu dienen, als zu dem Zwecke einer bürgerlichen Geſellſchaft, bevölkert mehr mit rohem und unbeſonnenem Geſindel, als mit Unterthanen, die zum Gehorſam und zur Ordnung erzogen waren; wir dürfen uns nur einen Haufen Leute denken, die zum Rauben gewöhnt, in einem Orte zuſammen lebten, der lediglich

lich auf die Sicherung des Raubes berechnet schien. Und dennoch werden wir mit Erstaunen diesen unreinen Zusammenfluß von Menschen sich bald in die engsten Bande der Gesellschaft fügen; wir werden das gesetzlose Völklein für die Götter und ihre Stellvertreter tiefe Ehrfurcht gewinnen; wir werden einen Pöbel, der aus den Hefen des Menschengeschlechts zusammengeflossen war, dem Erdboden die erhabensten Beyspiele von Tugend und Tapferkeit geben sehen.

Zweytes Kapitel.

Von Erbauung Roms bis zu Romulus Tode.

Kaum war diese Stadt über ihren Boden emporgestiegen, als ihre rohen Einwohner den Staat in eine Art von Form zu gießen suchten. Ihr vornehmstes Augenmerk war, Freyheit mit Ordnung zu vereinigen, und eine Art von gemischter Monarchie zu bilden, in welcher alle Gewalt zwischen dem Fürsten und dem Volke getheilt seyn sollte. Mit ungewöhnlichem Edelmuthe ließ Romulus ihnen die Freyheit, sich einen König zu wählen. Dankbar wählten sie ihren Stifter; ihm huldigten sie als dem höchsten gottesdienstlichen, bürgerlichen und kriegerischen Oberhaupte. Außer einer Leibwache wurden ihm zwölf Männer zugeordnet, welche ihn überall mit Beilen, die in einem Bündel Ruthen befestigt waren, begleiten mußten; sowohl um die Urtheile zu vollziehen, als um den Unterthanen Ehrfurcht für das königliche Ansehen einzuflößen. Dies Ansehen war jedoch sehr beschränkt; es bestand lediglich in der Befugniß, den Rath zusammen zu rufen, das Volk zu versam-

ſammeln, wenn Krieg beſchloſſen ward, das Heer zu führen, und die Quäſtoren oder Schatzmeiſter zu ernennen; Staatsbediente, die zu einer Zeit, wo weder die Krieger, noch die obrigkeitlichen Perſonen beſoldet wurden, ſchwerlich viel zu thun haben konnten.

Der **Senat**, der dem Könige als Rathgeber zugeordnet war, beſtand aus hundert der vornehmſten Bürger, aus lauter Männern, denen Alter, Weisheit oder Tapferkeit ein natürliches Anſehn über ihre Mitbürger gab. Den erſten Senator wählte der König. Er war des Königs Stellvertreter, wenn dieſer in den Krieg zog. Alle Staatsgeſchäfte von Bedeutung wurden in dieſer ehrwürdigen Verſammlung behandelt, in welcher der König zwar den Vorſitz hatte, die Stimmenmehrheit aber einzig entſchied. Da man den Mitgliedern derſelben väterliche Zuneigung für das Volk zutrauete, ſo wurden ſie **Väter**, und ihre Nachkommen **Patricier** genannt. Den Patriciern gebührten alle wichtige Bedienungen, ſo wohl des Staates als der Prieſterſchaft. Ihnen wurden ſie vom Senat und Volk übertragen, während den niedrigen Bürgerklaſſen, die von allen Ausſichten auf Beförderung ſich ausgeſchloſſen ſahen, nichts übrig blieb, als ſich durch Tapferkeit im Kriege oder Emſigkeit im Ackerbau emporzuſchwingen.

Der dritte Theil der geſetzgebenden Macht waren die **Plebejen**. Ihnen blieb die Macht, allen Verordnungen, die beym König und im Senat durchgegangen waren, geſetzliche Kraft zu geben. Alles was Krieg und Frieden, was die Wahl der Obrigkeiten, und ſelbſt eines Königs betraf, bedurfte ihrer Beyſtimmung. Ihren zahlreichen Verſammlungen wurden alle Unternehmungen gegen den Feind vorgeleget, während der Senat nur die Befugniß hatte, ihre Beſchlüſſe zu genehmigen oder zu verwerfen. So

bestand der Staat aus drey Ständen, deren jeder auf Beschränkung des andern berechnet war. Das Volk erwog, ob die Vorschläge des Königes genehmiget werden sollten; der Senat rathschlagte über die Mittel sie auszuführen; und der König gab, durch seine ausübende Gewalt, den Geschäften Raschheit und Nachdruck. Diese Einrichtung scheinet dem Volke fast zu vielen Einfluß gewähret zu haben; allein es gab einen Umstand, der denselben nicht wenig verminderte. Dies waren die Rechte der **Schutzverwandschaft**. Ueberzeugt, daß gewissermaßen der Arme von dem Reichen abhängen müsse, gab der König einem jeden Plebejen die Erlaubniß, sich einen der Senatoren zum **Schirmherrn** zu erwählen. Eng und ewig war das Band zwischen beyden; jeder Schirmherr mußte seinen Schutzgenossen schützen, ihm mit Rath und Vermögen beystehen, vor den Richtern ihn vertreten, und vor jedem Druck ihn sichern. Auf der andern Seite kannte der Schutzgenosse kein anderes Interesse als dasjenige seines Schirmherrn. War er arm, so mußte er ihn unterstützen, seine Töchter aussteuren, seine Schulden, oder wenn er gefangen ward, sein Lösegeld bezahlen; folgen mußte er ihm in jedem Zuge, in jeder Gefahr; wenn er sich um ein Amt bewarb, ihm seine Stimme geben, und wenn sein Zeugniß ihm schaden konnte, so konnte kein Gericht ihn nöthigen, dasselbe abzulegen. Diese wechselseitigen Pflichten wurden für so heilig gehalten, daß die Verletzer derselben auf ewig ehrlos, und alles Schutzes der Gesetze beraubt wurden. Im Grunde waren die Senatoren also immer im Besitze der Volksstimmen, und diesen blieb nichts übrig, als die Befugniß, sich den Schirmherrn zu wählen, dem sie gehorchen wollten. In einer so barbarischen und rohen Nation, als die ersten Römer waren, war es

weise,

weiſe, den Gehorſam zur unverletzlichſten aller Pflichten zu adeln.

Des neuen Königs erſte Sorge war, den Gottesdienſt zu ordnen, und ſeine Unterthanen durch die Begriffe von mehr denn irdiſchen Belohnungen und Strafen zu vermenſchlichen. Die eigentliche Geſtalt ihres Gottesdienſtes iſt unbekannt, doch beſtand ein großer Theil der Religiöſität dieſes Zeitalters in dem Glauben an die Wahrſager, welche durch Beobachtung des Vogelflugs und der Eingeweide von Thieren das Gegenwärtige deuteten und die Zukunft erſpähten. Dieſer fromme Betrug, urſprünglich eine Frucht der Einfalt, ward bald ein ſehr brauchbares Triebrad in den Händen der Regierung. Romulus gebot ausdrücklich, daß keine Wahl geſchehen, keine Unternehmung begonnen werden ſollte, ohne die Wahrſager zu befragen. Mit gleicher Weisheit verordnete er, daß keine neuen Gottheiten in der Stadt eingeführet werden, daß das Prieſterthum zeitlebens dauern, aber keinem vor dem funfzigſten Jahre anvertrauet werden ſollte. Er verbot ihnen, Fabeln in ihre Myſterien zu mengen, und um ſie zu Volkslehrern auszubilden, hieß er ſie die Geſchichte der Zeiten beſchreiben. Unmöglich war es einem Volke, das durch ſolche Prieſter unterwieſen wurde, in gänzliche Barbarey auszuarten.

Von ſeinen andern Geſetzen ſind uns nur wenig Bruchſtücken übrig. Aus dieſen lernen wir, daß kein Eheweib, unter welchem Vorwande es immer war, von ſeinem Mann ſich trennen durfte. Der Mann aber hatte das Recht, ſein Weib nicht nur zu verſtoßen, ſondern mit Einwilligung ihrer Verwandten ſogar zu tödten, wenn er ſie auf Ehebruch, Giftmiſcherey, auf falſchen Schlüſſeln, oder auch nur auf einem Rauſch ertappte. Strenger noch waren ſeine

Geſetze

Gesetze in Hinsicht auf Eltern und Kinder; der Vater hatte gänzliche Gewalt, sowohl über das Vermögen, als über das Leben seiner Sprößlinge. In jedem Alter, in jedem Range konnte er sie verkaufen, oder ins Gefängniß werfen. Ward ihm ein ungestaltes Kind gebohren, so konnte er es wegwerfen, nachdem er den fünf nächsten Verwandten seine Absicht mitgetheilet hatte. Unser Gesetzgeber schien selbst gegen seine Feinde gütiger zu seyn; diese zu tödten, oder auch nur zu verkaufen verbot er seinen Unterthanen, wenn sie sich einmal ergeben hätten. Sein Ehrgeiz beabsichtigte nichts geringers, als die Zahl seiner Feinde täglich dadurch zu vermindern, daß er sie in Freunde verwandelte.

Itzt, da er sein Volk gemehrt, und da er es geordnet hatte, befahl er es zu zählen. Die ganze Zahl der Waffenfähigen belief sich nicht höher als auf dreytausend Mann zu Fuß und ohngefähr eben so viele Reuter. Dem zufolge wurde diese in drey **Tribus** getheilt, deren jedem ein besonderer Theil der Stadt angewiesen ward. Jeder der drey Tribus zerfiel in zehn **Curien**, deren jede aus hundert Mann bestand, und als Befehlshaber einen **Centurio**, als Opferpriester einen **Curio**, und als Gerechtigkeitspfleger zwey **Duumviri** an ihrer Spitze hatten. Nach der Zahl der Curien wurden die Ländereyen in dreyßig Bezirke getheilet, mit Vorbehalt eines Bezirks zum öffentlichen Gebrauch, und eines andern zu den gottesdienstlichen Ceremonien. Die Einfalt und Nüchternheit der Zeiten erhellt am besten aus der Bemerkung, daß ein Bürger nicht mehr als zwey Acker Landes zu seinem Unterhalt bekam. Von der obgedachten Reuterey wurden zehn aus jeder Curie gewählet. Ihnen lag es ob, die Person des Königs in der Schlacht zu decken. Aus ihnen bestand seine Leibwache.

wache. Von ihrer Hurtigkeit im Kriege, oder auch etwa von dem Nahmen ihres ersten Befehlshaber erhielten sie den Nahmen der **Celeres**, welcher mit unserer **leichten Reuterey** ohngefähr gleichbedeutend ist.

Es konnte nicht fehlen, daß eine so weise Staatseinrichtung nicht neue Bürger herbeygelockt hätte. In der That strömten deren ganze Schaaren aus den benachbarten Flecken herbey, und um die Dauer des Staates zu sichern, schien es an nichts anderm als an Weibern zu mangeln. Diesem großen Bedürfnisse abzuhelfen, sandte Romulus, auf den Rath des Senats, Gesandte zu den benachbarten Sabinern, welche ihnen ein Bündniß antragen und unter dieser Bedingung ihnen Freundschaft und die innigste Verschwägerung anbieten mußten. Die Sabiner, eines der kriegerischsten Völker Italiens, verwarfen den Antrag mit Verachtung. Höhnisch fragten einige, warum Romulus, der für flüchtige Sklaven eine Freystadt geöffnet habe, nicht eine andre für Metzen und Landstreicherinnen öffne? Diese Antwort verdroß die Römer. Um beydes seinen Unwillen zu befriedigen, und die Stadt zu bevölkern, beschloß der König, was ihren Bitten abgeschlagen war, durch Gewalt zu erzwingen. In dieser Absicht ward in allen benachbarten Landschaften ein Fest zu Ehren des Neptun ausgerufen, und zur Feyer desselben wurden prächtige Anstalten getroffen. Der Sitte nach begannen diese Feste mit Opfern und endigten mit den Kampfspielen der Ringer, Fechter und Wettrenner. Die Sabiner waren, der Erwartung des Königes gemäß, die ersten, die sich mit ihren Weibern und Töchtern zu dem Schauspiele drängten. Auch aus den umliegenden Gegenden eilten Haufen von Einwohnern herzu, und wurden von den Römern mit herzlicher

Gast

Gaſtfreundſchaft empfangen. Mitterweile begannen die Spiele; Augen und Ohren der Zuſchauer waren gefeſſelt. Mit einmal ſtürmte eine Anzahl römiſcher Jünglinge mit gezogenen Schwertern unter ſie, bemächtigte ſich der Jungfrauen und der ſchönſten Weiber, und ſchleppte mit Gewalt ſie hinweg. Umſonſt ereiferten ſich die Zuſchauer über dieſen Bruch der Gaſtrechte; umſonſt widerſtanden die Jungfrauen anfangs den Zumuthungen ihrer Räuber. Beharrlichkeit und Liebgekoſe errang am Ende, was die Schüchternheit zuerſt verſagte. Und dieſe Verräther, anfangs die Gegenſtände ihres Abſcheues, wurden bald die Vorwürfe ihrer zarteſten Gefühle.

Nicht ſo leicht, als die geraubten Schönen, verziehen deren Anverwandte. Ein blutiger Krieg erfolgte. Da die Sabiner in ihrer Rache zu saumſelig ſchienen, ſo unterwanden die Städte **Cecina**, **Antemna** und **Cruſtuminium** ſich, die erſten, die gemeinſchaftliche Beleidigung zu ahnden. Durch die Einzelnheit ihrer Einfälle aber erleichterten ſie dem Romulus ihre Bezwingung. Zuerſt überwältigte er die Cecinenſer, erſchlug ihren König **Acron** im Zweykampf, und brachte ſeine Waffen als **reiche Beute** dem **Jupiter Feretrius** auf dem nehmlichen Flecke als Opfer dar, auf welchem in der Folge das Capitol erbauet wurde. Die Antemnater und Cruſtuminier hatten das nehmliche Schickſal; ihre Heere wurden überwältigt, und ihre Städte eingenommen. Der Sieger bediente ſich ſeines Sieges jedoch mit großer Milde. Statt die Städte zu zerſtören, oder die Zahl der Einwohner zu mindern, legte er blos eine römiſche Colonie hinein, um wider fernere Einfälle ihm zu einer Art von Grenzwehr zu dienen.

Tatius,

Tatius, König von Cures, einer Sabiniſchen Stadt, war der letzte, aber auch der fürchterlichſte, der den Schimpf ſeines Landes zu rächen übernahm. An der Spitze von fünf und zwanzig tauſend Mann drang er ins Römiſche Gebiet ein. Ohngeachtet der Ueberlegenheit ſeines Heeres, verſchmähete er die Kriegsliſt nicht. Tarpeja, die Tochter des Befehlshabers vom capitolinischen Hügel, fiel in ſeine Hände, als ſie aus den Mauern der Stadt gieng, um Waſſer zu hohlen. Durch groſſe Verheißungen überredete er ſie, ihm eines der Thore zu verrathen. Zur Belohnung bedung ſie ſich dasjenige aus, was die Krieger an ihren Armen trügen. Die Armringe meinte ſie. Jene aber, es ſey nun aus Mißverſtändniß, oder um ihre Verrätherey zu ſtrafen, warfen, wie ſie ins Thor drangen, ihre Schilder über ſie her, unter deren quetſchendem Gewichte ſie ſtarb. Itzo im Beſitz des capitoliniſchen Hügels, konnten die Sabiner den Krieg nach ihrem Belieben fortſetzen. Eine Zeitlang fielen nichts, denn leichte Scharmützel vor. Das Ermüdende dieſer Art zu kriegen erſchöpfte jedoch beyde Partheyen; beyde wünſchten Frieden, keine wollte ſich herablaſſen ihn zu erbitten. Wie gewöhnlich ſollte auch diesmal der Friede erſt erfochten werden, und beyde Partheyen beſchloſſen, ihre Zwiſtigkeiten in offner Feldſchlacht zu entſcheiden. Ein allgemeines Gefecht erfolgte, und ward einige Tage nach einander mit beynah gleichem Erfolg erneuert. Beyde Heere kämpften für alles, was ſie am koſtbarſten hatten. Keines konnte ſich entſchließen nachzugeben. In dem Thale zwiſchen dem capitoliniſchen und quirinaliſchen Hügel ward die letzte Schlacht gefochten. Schon war ſie allgemein geworden und das Blutvergießen groß, als plötzlich die Aufmerkſamkeit der Kämpfer von den Scenen des Schreckens vor ihnen, auf ein Schauſpiel

von

von unendlich rührenderer Art gelenket wurde. Mit fliegendem Haare und flieſſenden Gewändern ſtürzten die geraubten Sabinerinnen ſich zwiſchen die Kämpfer, fühllos für jede andere Gefahr, als diejenige ihrer Väter, ihrer Ehegatten und ihrer Kinder. **Uns, uns**, riefen ſie, **treffen eure Waffen, ihr Mordluſtigen, uns, die einzige Urſache eurer Erbitterung. Uns geziemet es zu ſterben, wenn anders geſtorben ſeyn ſoll, damit wir nicht einſam und elend den Fall unſerer Gatten und Verwandten überleben.** Einem ſo rührenden Schauſpiel vermochten die Streiter nicht zu widerſtehen. — Wie verabredet lieſſen beyde Theile die Schwerter ſinken, und ſahen dem Herzerſchütternden Auftritt mit ſchweigender Betäubung zu. Die Thränen und das Flehen der Weiber und der Töchter ſiegten endlich. Ein Vergleich erfolgte, in welchem ausgemacht ward, daß Romulus und Tatius hinfort gemeinſchaftlich, mit gleicher Macht und gleichen Vorrechten in Rom regieren; daß hundert Sabiner in den Senat aufgenommen werden, daß die Stadt ihren Nahmen behalten, die Bürger aber derjenigen der **Quiriten**, den die Sabiner bisher getragen, führen, und daß alle Sabiner, die Luſt hätten, ſich in der neuen Stadt niederzulaſſen, die Vorrechte der urſprünglichen Bürger genieſſen ſollten. So diente jeder Sturm, der dem werdenden Reiche den Untergang zu drohen ſchien, bloß zur Vermehrung ſeiner inneren Kraft. Die Krieger des nehmlichen Heeres, das am Morgen der Stadt Zerſtörung und Vertilgung gedrohet hatte, lieſſen ſich am Abend mit Freuden unter die Zahl ſeiner Bürger aufnehmen. Romulus ſahe ſein Gebiet, und ſeine Unterthanen in wenigen Stunden um mehr denn die Hälfte verſtärkt; und recht als ob das Glück ſeinen Ehrgeiz auf alle

Weiſe

Weiſe hätte begünſtigen wollen, muſte es ſich fügen, daß Tatius, der einige ſeiner Bürger, die die Lavinier geplündert und ihren Geſandten umgebracht hatten, in Schutz nahm, von dieſen umgebracht wurde, ſo daß Romulus noch einmal Alleinherrſcher von Rom wurde.

Rom, das durch den neuen Zuwachs ſeiner Macht außerordentlich an Kräften gewonnen hatte, fieng an ſeinen Nachbaren fürchterlich zu werden; und es iſt leicht zu erachten, daß es der Eiferſucht der einen und dem Ehrgeitz der andern nie an Vorwand zu neuen Kriegen mangeln konnte. **Fidena** und **Kameria**, zwo benachbarte Städte, wurden überwältiget und erobert. Auch **Veji**, einer der mächtigſten Staaten Hetruriens, hätte beynahe dies Schickſal gehabt. Nach zwey blutigen Niederlagen boten ſie um Frieden und Bündniß und erhielten beydes unter der Bedingung, daß ſie ſieben kleine Städte an der Tiber mit ſammt den Salzgruben an dieſem Fluſſe den Römern abtreten, und zu größrer Sicherheit Geiſſeln ſtellen mußten.

So ungewöhnliches Glück erhob den Stolz des Eroberers. Statt ſich innerhalb der Schranken zu halten, die ſeiner Macht mit ſo vieler Weisheit vorgezeichnet waren, fieng er an nach unumſchränkter Gewalt zu ſtreben, und Geſetze, denen er unbedingten Gehorſam angelobet hatte, nach Gefallen abzuändern. Der Senat, der ſich blos zu Werkzeugen des Despotismus gemißbraucht ſah, verſchwor ſich zu ſeinem Untergange. Die Art, wie ſie ihn aus dem Wege geräumet haben, iſt nicht genau bekannt. Einige ſagen, er ſey im Senathauſe in Stücken zerriſſen worden; andere, er ſey während einer Muſterung verſchwunden. So viel iſt gewiß, daß die Heimlichkeit der That, und das Verſtecken ſeines Körpers ih-

nen Gelegenheit gab, der Menge einzureden, er ſey in den Himmel entrückt worden. — Als einen König hatten ſie ihn nicht dulden wollen, als einen Gott ihn zu ehren, waren ſie zufrieden.

So gelangte Romulus nach ſieben und dreyßigjähriger Regierung und einem gewaltſamen Tode, auf die feyerliche Erklärung des Senators **Proclus**, daß er ihm erſchienen ſey und verlangt habe, unter dem Nahmen **Quirinus** angerufen zu werden, zu Tempel, Altare und göttlicher Ehre.

In dem Karakter dieſes Fürſten erblicken wir wenig mehr, als was von einem ſolchen Zeitalter zu erwarten ſteht, große Mäßigung und großen Kriegsmuth, gewöhnlich die ganze Liſte wilder Tugenden. Nichts deſtoweniger flößt die nachfolgende Größe des römiſchen Reiches uns eine Art von Bewunderung gegen ſeinen Stifter ein, ohne daß wir gerade unterſuchen ſollten, welche Anſprüche er zu dem Titel eines Helden habe.

Drittes Kapitel.

Von Romulus Tode bis zum Tode des Numa Pompilius, zweyten Königes in Rom.

J. d. Gr. 38. Rom war itzo bereits ein ziemlich furchtbarer Staat geworden. Seine Macht beſtand aus ſechs und vierzig tauſend Streitern zu Fuß und aus tauſend Reutern. Einen ſo zahlreichen und verſchiedenartigen Haufen von Menſchen unter den Gehorſam eines Einigen zu vereinen, war nicht leicht: und in der That ſchien die Stadt über die Wahl eines Nachfolgers ſehr getheilt. Die Sabiner wünſchten, daß man aus ihrem

ihrem Mittel einen König wähle, die Römer aber hielten sich nicht verpflichtet, einen Fremden zum Throne zu befördern. In dieser Verlegenheit übernahm es der Senat, die Stelle des Königs zu vertreten, indem jedem seiner Mitglieder nach der Reihe die Regierung sammt allen Ehren und Rechten der Königswürde auf fünf Tage übertragen wurde. Diese Einrichtung dauerte ein Jahr. Vielleicht dachte der Senat, durch Beybehaltung derselben, die Obergewalt in seinem Mittel zu erhalten; vielleicht wartete er nur auf ein würdiges Subjekt, das er mit der königlichen Würde hätte bekleiden können. Allein den Plebejern gefiel die neue Regierungsart nicht. Sie sahen, daß ihre Herren dadurch ins Unendliche vervielfältiget wurden, und drangen auf Abänderung derselben, wobey sie es dem Senat jedoch frey stellten, entweder einen König, oder zwey jährliche höchste Obrigkeiten aus ihrem Mittel zu wählen. So zur Wahl genöthiget, debattirte der Senat eine Zeitlang über die schicklichste Form, bis man endlich eins ward, daß die eine Parthey wählen, und aus der andern genehmiget werden sollte. So glaubte man würde der König beyden gleiche Verpflichtung haben, den einen als seinen Landsleuten, den andern als den Urhebern seines Glücks. Diesem Schlusse zufolge ward dem römischen Theile des Senats die Wahl überlassen, der dann den **Numa Pompilius**, einen Sabiner, erkohr, eine Wahl, die den allgemeinen Beyfall sowohl des übrigen Theils des Senats als des Volks erhielt.

Numa Pompilius war etwa vierzig Jahr alt. Schon lange hatte er sich durch Frömmigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigkeit und musterhaften Wandel ausgezeichnet. Geübt in aller Gelehrsamkeit und Philosophie der Sabiner, lebte er zu Cures in der Stille und

Glückseligkeit des Privatlebens, und drängte sich nimmer zu den Würden des Staates. Nicht wenig Ueberwindung koſtete es ihm demnach, die angebotne Würde anzunehmen; eine Zeitlang schlug er sie in der That eigensinnig aus; aber die Aufforderung seines Vaters und das Zureden der Botschafter, die von Rom aus an ihn gesandt waren, bewegte ihn endlich, seine häusliche Ruhe dem Besten der Gesellschaft aufzuopfern. Er nahm die Königswürde an, und diese Annahme veranlaßte eine Freude, daß es nicht sowohl schien, das Volk habe einen König als ein Königreich gewonnen.

Die Römer weideten sich immer an dem Gedanken, daß die Vorsehung die verschiedenen Neigungen ihrer Könige recht geflissentlich den verschiedenen Bedürfnissen des Volks angemessen habe, und man muß gestehen, daß sie sich in gegenwärtiger Gelegenheit nicht irrten. Kein Monarch konnte in den damaligen Umständen passender für sie seyn, als Numa. Noch bestand der Staat aus einer Menge kleiner, jüngst unterworfener und nur sehr lose aneinander geknüpfter Gesellschaften. Wie sehr bedurfte er demnach eines Herrn, der durch seine Gesetze und Vorschriften die rohen Gemüther milderte, und ihnen durch sein Beyspiel Liebe zur Tugend und zur Religion einflößte. Ein solcher war Numa. Unter ihm ward das Volk unterwürfiger und geselliger; unter ihm sog es jenen religiösen Enthusiasmus ein, der es in der Folge als Eroberer unüberwindlich machte. Zeitalter dauerte und wirkte dieser Geist durch dies wunderbare Volk, und belegte den Lehrsatz der Geschichte, daß Tapferkeit, durch den Aberglauben unterstützt, durchaus unwiderstehlich ist.

Numas

Numas Regierung war der Triumph aller friedlichen Tugenden. Liebe zur Frömmigkeit und Furcht für die Götter seinem Volke einzuflößen, war das Geschäft seines Lebens. Er bauete Tempel, stiftete Feste, und überredete das Volk, durch die Heiligkeit seines Lebens, daß er mit der Göttin **Egeria** heimlichen Umgang pflege. Auf ihren Rath bauete er den Tempel des **Janus**, der in Friedenszeiten verschlossen, und im Kriege offen war. Er ordnete **Vestalinnen**, viere an der Zahl, denen große Vorrechte zugestanden wurden, jenes zum Beyspiel, daß die Fascen, oder Insignien der königlichen Würde, ihnen vorgetragen wurden, und daß sie Missethäter, die ihnen von ohngefähr in den Weg traten, begnadigen durften. Er errichtete die Gesellschaft der **Pontificen**, in deren Mitte er selbst trat; er stiftete den Orden der **Salier** und der **Fecialen**, Priester, deren jenen oblag, die **Ancilia**, einen heiligen Schild, der vorgeblich vom Himmel gefallen und mit Roms Unbezwinglichkeit innigst verbunden war, zu bewahren, diesen, die Gerechtigkeit der Kriege zu untersuchen, und ihn mit großer Feyerlichkeit anzukündigen.

Zur Aufmunterung des Ackerbaues theilte er die Ländereyen, die Romulus durch Krieg gewonnen hatte, unter den ärmeren Theil des Volks aus. Er milderte die Strenge der Gesetze, die das Verhältniß zwischen Vätern und Kindern festsetzten, und verbot, daß ein Vater seinen schon verheyratheten Sohn verkaufen sollte; angesehn es ungerecht sey, daß ein Weib, das einen Freyen geheyrathet hatte, solle gezwungen werden mit einem Sklaven zu leben. Er berichtigte den Kalender, und hob allen Unterschied zwischen Römern und Sabinern auf, indem er das Volk nach seinen Beschäftigungen eintheilte, und es mit

einander zu leben nöthigte. Durch dieſes Mittel wurden die beyden Nationen bald bis zur innigſten Verſchmelzung in einander gemiſcht. Unter ſolchen Beſchäftigungen erreichte Numa das vier und achtzigſte Jahr ſeines Lebens, und das drey und vierzigſte ſeiner friedlichen Regierung, die er mit einem eben ſo friedlichen Tode krönte. Vor ſeinem Hinſcheiden befahl er, wider die Sitte der Zeiten, ſeinen Leichnam in einem ſteinernen Sarge, und ſeine Ceremonienbücher, deren zwölf in lateiniſcher, zwölf in griechiſcher Sprache geſchrieben waren, in einem andern neben ihm zu begraben. Vierhundert Jahre nachher wurden leztere gefunden, und auf Befehl des Senates, der die darin enthaltnen Myſterien dem Volke zu enthüllen für ſündlich hielt, zu Aſche verbrannt; ein ſonderbares Merkmal der Ehrerbietung, das dieſe Werke vielleicht vor dem Gelächter der Nachwelt rettete.

Viertes Kapitel.

Von Numas Tode bis zum Tode des Tullus Hoſtilius, dritten Königs von Rom.

J. C. St. 82. Nach Numas Tode fiel das Regiment wieder an den Senat, und blieb bey ihm bis das Volk mit einmüthiger Beyſtimmung des andern Zweigs der Verfaſſung, den **Tullus Hoſtilius** zum König wählte. Dieſer, ein Enkel eines edlen Römers, der in dem Kriege wider die Sabiner ſich hervorgethan hatte, war in jeder Rückſicht ſeinem Vorfahren unähnlich, und eben ſo kriegsluſtig und beynah noch unternehmender, als der Stifter des Reichs geweſen war. Er ſuchte

ſuchte alſo nur einen Vorwand, um ſeine Kriegsmacht ins Feld zu führen.

Dieſer Vorwand war bald gefunden, und zwar waren die Albaner die erſten, die dem neuen König Gelegenheit gaben, ſeinen Lieblingsneigungen nachzuhängen. Zwey benachbarte Völker, beyde kampfbegierig, beyde gewiſſermaßen vom Raube lebend, ermangeln nimmer eines Vorwandes um die Thätigkeit eines erſten Angriffs zu beſchönigen. Einige römiſche Schäfer, ſcheint es, hatten zuerſt einen Einbruch in das albaniſche Gebiet gewagt; die Schäfer von Alba vergolten ihnen Gleiches mit Gleichem; Botſchafter wurden von beyden Staaten abgeſandt, um ſich über die verübten Beleidigungen zu beklagen; keine Genugthuung folgte; der Krieg ward erklärt, ohne daß irgend eines den Vorwurf, der angreifende Theil geweſen zu ſeyn, auf ſich wollte kommen laſſen. Manche Gründe hätten dieſe beyden Völker bindern ſollen mit einander zu brechen. Nicht nur waren ſie von einerley Ahnen entſproſſen, und manche von ihnen durch die Bande der Blutsverwandſchaft mit einander verbunden; ſondern es gab auch in der Nähe manchen heimlichen Feind, der nur auf Gelegenheit lauerte, um über beyde herzufallen.

Entſchloſſen, das Schickſal ihrer Reiche durch das Schwert zu entſcheiden, denn in dieſen barbariſchen Zeiten war beynahe jede Schlacht entſcheidend, trafen die römiſchen und albaniſchen Heere ohngefähr fünf Meilen von Rom auf einander. Eine Weile ſtanden ſie in Schlachtordnung einander gegenüber, das Zeichen zum Angriff erharrend, und murrend über die Verlängerung jener furchtbaren Zwiſchenfriſt, die vom Tode oder Siege ſie noch trennte. Mit einmal trat der albaniſche Feldherr aus den Gliedern ſeines Heeres hervor. Sein unerwarteter Vorſchlag

dämpfte den Ungestüm der Krieger. Durch einen Zweykampf erbot er sich den Streit entscheiden zu lassen; das Heer, dessen Kämpfer unterliegen würde, sollte den Ueberwindern gehorchen. Ein Vorschlag wie dieser, konnte dem raschen Geist des römischen Königs nicht anders denn willkommen seyn. Auch seine Krieger ergriffen ihn mit Freuden. Ihrer jeder hoffte der Ehre, für das Vaterland kämpfen zu dürfen, gewürdigt zu werden; manche tapfere Männer drängten sich in die Wette zu dieser großen Rolle, und nur der Zufall vermochte den Zwist zu entscheiden. Es traf sich, daß grade in jedem der beyden Heere Drillinge vorhanden waren, im Römischen die **Horatier**, im Albanischen die **Curiatier**, Jünglinge von anerkannter Stärke, Tapferkeit und Geschicklichkeit. Diesen beschloß man die Sache des Vaterlandes anzuvertrauen. Eide wurden geschworen, feyerliche Gelübde gelobet, damit die Ueberwundnen durch die Furcht der Götter genöthiget würden, dem Winke des Schicksals zu gehorchen. Und itzo traten die Kämpfer unter den Gebeten, den Zurufungen und dem Feldgeschrey ihrer Mitbürger auf die Wahlstatt. Man erinnerte sie an ihre vorigen Thaten. Man stellte ihnen vor, daß ihre Väter, ihre Mitbürger, die Götter selber, Zuschauer ihres Kampfes wären. Itzo dachte das Volk, würden sie auf einander einstürmen; allein sie legten die Waffen nieder und umarmten einander mit allen Merkmalen der zärtlichsten Freundschaft. Gemahnet durch die Wichtigkeit ihres Geschäftes, ermannten sie sich jedoch bald wieder, und der Kampf begann. Unbekümmert um seine eigene Erhaltung, suchte jeder nur den Untergang seines Gegners. In schrecklicher Stille standen beyde schauende Heere, zitterten bey jedem Streiche, halfen mit Mienen und Gebärden ihren Kämpfern kämpfen.

lange ſchwankte der Sieg. Endlich ſchien er ſich wider die Römer zu erklären, von deren Tapfern ſchon zween todt auf dem Boden lagen, während der einzige übrige die drey ſchwer verwundeten Curiatier, die ihm langſam nachfolgten, durch die Flucht um Gnade zu bitten ſchien. Itzo waren die Albaner ihrer Empfindungen nicht mehr mächtig. Sie erhoben ein lautes Freudengeſchrey, während die Römer die Feigheit ihres Streiters mit bitterm Ingrimm verwünſchten. Sie wurden jedoch bald mit ihm ausgeſöhnet; ſie merkten, daß ſeine Flucht bloße Verſtellung ſey, daß er durch ſie ſeine Gegner, deren vereinigten Macht er nicht widerſtehen konnte, nur zu trennen ſuche: denn plötzlich wandte er mitten in ſeinem Laufe ſich um, ſtürmte auf den, der ihm am nächſten folgte, ein, und ſtreckte ihn todt zu ſeinen Füßen. Herbey eilte der zweyte Bruder um den Fallenden zu unterſtützen, und hatte das nehmliche Schickſal. Langſam und mühſelig ſchleppte der einzige noch übrige Curiatier ſich heran. Wunden und Erſchöpfung machten jedes Widerſtandes ihn unfähig. Er ſank unter des Siegers erſtem Streiche. Roms Obergewalt ward anerkannt und das albaniſche Heer ergab ſich ohne Widerrede.

Ein ſo glänzender und mit ſo glorreichen Folgen bekränzter Sieg berechtigte den Ueberwinder zu allen Ehrenbezeugungen, die Rom gewähren konnte. Aber gerade, als ob keine Tugend dieſes Zeitalters ohne Makel ſeyn ſollte, ward die nehmliche Hand, die den Morgen das Vaterland gerettet hatte, noch vor Abend mit dem Blute einer Schweſter beſudelt. Der triumphirende Horatier hielt ſeinen Einzug. Seine Schweſter begegnete ihm, jammernd, wehklagend um den Untergang ihres Geliebten, des einen der gefallenen Curiatier, deſſen Verlobte ſie geweſen

war. Unglücklicher Weise erblickte sie unter dem Raube des Siegers ein Gewand, das sie mit eigenen Händen für ihren Liebling gewürket hatte. Uebermannt von wilden Schmerzen, überschüttete sie ihn mit den blutigsten Schmähungen. Der stolze Jüngling, durch ihre Reden erbittert, und beschämt, eine Schwester von so wenigem Gemeingeist zu haben, zückte sein Schwert und erstach sie. — Diese That empörte den Senat aufs äußerste. — Von der Obrigkeit ward der Mörder zum Tode verdammt; aber das Volk, an welches er appellirte, begnadigte ihn.

Hostilius beschloß, seinen Sieg möglichst zu benutzen. Nicht nur beschloß er, Albas Unterwerfung zu sichern, sondern auch Veji und Fidenä zu züchtigen, die alle Anstalten getroffen hatten, um das Joch abzuschütteln. — Beyde Absichten erreichte er. Ein Sieg über die letzten entkräftete sie auf lange Zeit; Alba ward, nachdem sein Feldherr **Metius Suffetius** des Hochverraths überführet und mit Pferden zerrissen worden war, gänzlich zerstöret, und seine Einwohner wurden nach Rom verpflanzt, wo manche derselben vom König in den Senat aufgenommen wurden.

Zunächst wandte Tullus seine Waffen wider die Sabiner, über die er vermittelst seiner Reuterey, der die Feinde nicht zu widerstehen vermochten, einen ausgezeichneten Sieg erfocht. So schien jeder neue Krieg, der andere Staaten entvölkerte, dem Römischen neue Kraft und neuen Zuwachs zu verschaffen. Ueberzeugt vielleicht, daß der Zustand immerwährender Feindseligkeiten seinem Volk am zuträglichsten sey, hatte Tullus kaum die Sabiner gedemüthiget, als er mit den Latiern einen Krieg anfieng, der jedoch auf beyden Seiten nur ziemlich lässig geführet wurde. Keine

ne Schlacht ward geliefert, keine Stadt erobert, Medalla ausgenommen, welche ſchon vorher eine römiſche Kolonie hatte einnehmen müſſen, ſich aber wieder aufgelehnet hatte. Tullus ließ den Ort von Grund aus zerſtören, um für die Zukunft ähnlichen Empörungen vorzubeugen. Der Krieg mit den Jaſiern dauerte übrigens den ganzen Reſt ſeiner Regierung hindurch, deren letzte Jahre ſehr ſtürmiſch waren. Wunderzeichen ſchreckten das Volk. Eine Hungersnoth erfolgte, die der König nicht abzuhelfen vermochte. — Zwey und dreyſſig Jahr hatte er regieret, als er, wie einige ſagen, durch einen Blitzſtrahl, wie glaublicher iſt, durch Meuchelmord umkam.

Fünftes Kapitel.

Von Tullus Hoſtilius Tode bis zum Tode des Ancus Martius.

Nach einem abermaligen Zwiſchenreiche ward Ancus Martius, ein Enkel Numas, vom Volke zum Könige erwählet, und vom Senat in ſeiner Würde beſtätiget. Als Numas Abkömmling, ſchien er ſeinen großen Ahnen zu ſeinem Muſter zu wählen. In der That hatte die Natur ihn untüchtig gemacht, im Kriege eine groſſe Rolle zu ſpielen. Einer ſeiner Arme war dergeſtalt gekrümmet, daß er ihn nicht ausſtrecken konnte, welches ihm eben den Zunamen Ancus erwarb. Er erſetzte dies Gebrechen jedoch durch die ſorgſamſte Aufmunterung aller Künſte des Friedens. Er ſtiftete das heilige Ceremoniel, das vor einer Kriegserklärung hergehen ſollte; er bemühete ſich dem Volke einzureden, daß alles Unglück, welches J. d. St. 115.

ches es unter dem vorigen Könige betroffen hatte, blos der Vernachläßigung der Götter zuzuschreiben sey; er ergriff jede Gelegenheit seine Unterthanen von den kriegerischen Uebungen zu den stillen Geschäften des Landbaues zurückzurufen.

Diese Gemüthsart ward ihm von den benachbarten Mächten als Feigheit nicht als Weisheit angerechnet. Die Latier begannen neue Einfälle in sein Gebiet, und zwangen ihn gewissermaßen durch ihre Beleidigungen zum Kriege. Aber auch hier blieb Ancus seinen Grundsätzen getreu. Er schickte einen Herold, um ihnen den Krieg zu erklären. Festlich gekleidet, und einen Wurfpfeil mit eiserner Spitze in der Hand, trat er an die Gränzen des Feindes, rief den Krieg feyerlichst aus, und schleuderte den Wurfpfeil aus allen Kräften ins feindliche Gebiet. Der Erfolg des Krieges war seiner Gerechtigkeit gemäß. Ancus überwand die Latier, zerstörte ihre Städte, verpflanzte die Einwohner nach Rom, und vergrößerte sein Gebiet durch einen Theil des Ihrigen. Nicht weniger glücklich dämpfte er einen Aufstand der Veier, Volsker und Fidenater, und gewann auch über die Sabiner einen neuen Sieg.

Diese Thaten im Felde waren jedoch seinen Werken daheim nicht zu vergleichen. Er bauete Tempel, befestigte die Stadt, errichtete ein Gefängniß für Missethäter, und legte an der Mündung der Tiber den Hafen Ostia an, wodurch er seinen Unterthanen den Handel auf diesem Flusse, und die angränzenden Salzgruben versicherte. Nicht weniger ließ er sich angelegen seyn, angesehene Fremdlinge nach Rom zu ziehen. Die Vorrechte, deren sie genossen, und die Gerechtigkeit, die er allen auf gleiche Weise angedeihen ließ, lockte Schaaren angesehener Personen aus allen Theilen Italiens dahin, die nicht nur die Reich-

thümer

thümer seiner Bürger vermehrten, sondern auch zur Verfeinerung ihrer Sitten beytrugen. Unter diesen war auch **Lucumon**, der hernach den Zunahmen **Tarquinius** annahm, und unter dem Nahmen des älteren Tarquin des Königs Nachfolger ward. Dieser Fremde besaß nicht nur persönliche Vorzüge, sondern auch sehr große Reichthümer. Mit staatsklugem Edelmuthe erbot er sich gegen den Ancus, alle seine Schätze zu Gunsten der Staatsbedürfnisse in den öffentlichen Schatz niederzulegen. Dies gewann ihm das Herz des Königs. Er ward auf das ehrenvollste von ihm behandelt. Er ward in den Senat aufgenommen, und sogar zum Vormund der beyden Söhne des Ancus ernannt, der, nachdem er seine Unterthanen bereichert und die Stadt verschönert hatte, nach einer vier und zwanzigjährigen Regierung starb.

Sechstes Kapitel.

Von Ancus Martius Tode, bis zum Tode des Lucius Tarquinius Priscus, fünften Königs von Rom.

Wir haben schon gehöret, daß dieser **Lucius** ursprünglich **Lucumon** geheißen, und zum Vormund der beyden Söhne des Königes gewählet worden sey. Den Beynahmen Tarquinius nahm er von der Stadt Tarquinia an, in welcher er sich ehedem aufgehalten hatte. Sein Vater, ein Kaufmann in Korinth, hatte im Handel beträchtliche Reichthümer erworben, und sich um einiger einheimischer Unruhen willen in Italien niedergelassen. Sein Sohn **Lucumon**, der sein

J. d. Cl. 138.

sein Vermögen erbte, heyrathete ein Frauenzimmer von Familie in der Stadt Tarquinia; da aber seine Geburt, sein Stand und sein Vaterland den Edeln des Ortes verächtlich waren, so beredete seine Gattin ihn, sich in Rom niederzulassen, als wo Verdienste der einzige Maasstab wären, nach dem man Menschen schätze. Auf seiner Reise dahin soll, den Sagen nach, in der Nähe der Stadt ein Adler aus den Wolken herunter geschossen seyn, ihm den Hut vom Kopfe gehoben, und nachdem er einigemal mit großem Geräussel um den Wagen herum geflogen, ihm denselben wieder aufgesetzet haben. Seine Gattin Tanaquil, die sich auf den Vogelflug scheint verstanden zu haben, deutete dies augenblicklich als eine Vorbedeutung, daß er einstens die Krone tragen würde, und vielleicht ward von diesem Augenblick an der Gedanke, sie zu erringen, in ihm rege. Im Besitze großer Reichthümer verwandte er sie einzig und allein zur Gewinnung der Volksgunst. Sein Anstand, seine Leutseligkeit, seine häufigen Einladungen, seine prächtigen Vergebungen gewannen ihm die Achtung und Bewunderung eines Volkes, das, in den Künsten der Intrigue unerfahren, über die Absichten solcher Gunsterweisungen nicht grübelte.

Als nun Ancus todt und das Reich wie gewöhnlich dem Senat anheim gefallen war, bediente sich Tarquin aller seiner Kunst und seines Einflusses, um die Kinder des Königs auf die Seite zu drängen, und die Krone für sich selbsten zu erhalten. — Auf den zur Wahl bestimmten Tag entfernte er die jungen Königs-Söhne aus der Stadt, und legte dem Volk in einer Rede alle seine Verdienste dar, seine Freundschaft gegen sie, seine Verschwendungen um ihretwillen, seine Kenntniß ihrer Verfassungen; dann trug er sich ihnen zum König an. Da nun nichts in seiner

ner Rede war, dem man mit Grunde hätte widersprechen können, so erreichte sie den gewünschten Zweck, und das Volk wählte ihn einmüthig zum Könige.

Ein dergestalt durch Ränke erworbenes Reich ward dennoch mit großer Billigkeit verwaltet. Um seine Anhänger zu belohnen, nahm Tarquinius gleich im Anfange seiner Regierung ihrer hundert in den Senat, dessen Vollzahl dadurch von zwey bis drey hundert vermehret wurde. Auch die Zahl der Vestalinnen vermehrte er von vier zu sieben; und legte den Grund zu einem Amphitheater für Menschen- und Thiergefechte, die in der Folge zu einer so ausschweifenden Höhe getrieben wurden. Die ersten Schauspiele waren blos Pferderennen und Faustkämpfe, in welchen Männer, die man zu diesem Ende aus Etrurien verschrieb, mit Rappieren um einen Preis stritten. Wie anders als in spätern Zeitaltern, wo man zweytausend Gladiatoren mit einmal todt, oder itzt sterbend auf der Schaubühne liegen sah!

Durch die Einfälle rastloser Nachbaren wurden diese friedlichen Beschäftigungen jedoch bald unterbrochen. Die Latier waren die ersten, über welche Tarquin triumphirte, und sie nöthigte, um Frieden zu bitten. Dann wandte er seine Waffen wider die Sabiner. Noch einmal hatten diese sich empöret, und waren auf einer Schiffbrücke über die Tiber gegangen um Roms Gebiet zu plündern, und wo möglich die Stadt selber zu verheeren. Allein Tarquin ereilte sie am Ufer des Flusses, und da er eine Menge Holz am Gestade liegen fand, ließ er es in Brand stecken, in den Fluß werfen und durch den Wind auf die feindliche Brücke treiben, die sogleich in Brand gerieth und den Sabinern den Rückweg abschnitt. Er ließ dem erschrockenen Feinde nicht Zeit sich zu erholen. Ungestüm fiel er über ihn her, und schlug ihn. Die

das

das Schwert ſchonte, verſchlang der Strom, und Leichname und Rüſtungen, die nach Rom hinunter gefloſſen waren, verbreiteten dort die Zeitung des Sieges noch früher, als die abgeſchickten Eilboten hätten anlangen können.

Um den Sabinern nicht Zeit zu laſſen von ihrer Niederlage ſich zu erholen, folgte Tarquin ihnen in ihr eigenes Land, und gewann einen neuen Sieg über ſie. Itzt baten ſie um Frieden. Aber nur mit Aufopferung eines beträchtlichen Theiles ihres Gebietes, und **Collatiens**, einer großen Stadt, fünf Meilen oſtwärts von Rom gelegen, konnten ſie ihn erkaufen. Dieſen Eroberungen folgten verſchiedne Vortheile über die Latier, denen der König eine Menge Flecken abnahm, ohne einen entſcheidenden Sieg zu gewinnen.

Die Feinde des Reiches waren itzt gedemüthiget. Aber Tarquin war nicht willens ſeine Unterthanen in Trägheit raſten zu laſſen. Er unternahm daher verſchiedne öffentliche Werke zum Nutzen und zur Verſchönerung der Stadt. Er umgab ſie mit weitläuftigeren und ſtärkeren Mauern; er ſchmückte das Forum oder den Marktplatz mit bedeckten Gängen. Er erbauete unterirrdiſche Kanäle, um die Unreinigkeiten der Stadt abzuleiten. Er verſchönerte das Amphitheater, das ſein Vorjahr begonnen hatte, und legte den Grund zum **Capitol**, deſſen Vollendung er jedoch nicht erlebte.

Unter Tarquins Regierung wuchs das Anſehn der Augurn auſſerordentlich. Ohne Zweifel fand dieſer ſtaatskluge König es ſeinem Intereſſe angemeſſen, einen Aberglauben zu nähren, der in der That die Unterthänigkeit des Volkes nährte. Tanaquil, des Königs Gattin, war ſehr erfahren in dieſer Kunſt. Aber von allen Virtuoſen dieſer Art, die Rom jemalen gehabt hat, war **Accius Nävius** der bey weitem berühm-

berühmteſte. Der König war bey einer gewiſſen Gelegenheit inne geworden, daß es ihm an hinlänglicher Reuterey mangle. Er beſchloß daher, die drey Geſchwader, die Romulus urſprünglich eingerichtet hatte, mit drey neuen zu vermehren. Aber der Augur widerſtand ihm. Die Götter, ſagte er, verböten in den Einrichtungen des Stifters etwas zu ändern. Der König ward zornig. Entſchloſſen des Augurs Geſchicklichkeit zu prüfen, fragt' er ihn, ob das, was er gerade itzt im Sinne habe, wohl bewerkſtelliget werden könnte? Allerdings ſagte der Augur kühnlich, nachdem er die Auguria befraget hatte. Wohlan, erwiderte der König mit höhniſchem Lächeln, ich dachte ſo eben dieſen Schleifſtein zu zerſchneiden. Schneid' immer zu! rief der Augur, und der König durchſchnitt den Kieſel wie weichen Leimen. Von nun an ward nichts in Rom begonnen, ohne die Auguren zu befragen, und ihren Rath und ihren Beyfall einzuholen. Keine Verſammlung ward beurlaubt, kein Heer geworben, keine Schlacht geliefert, kein Friede geſchloſſen, ohne das Zwitſchern und den Flug der Vögel zu Rathe zu ziehen, welche die Auguren ohne Zweifel alles ſagen ließen, was ihnen wohl gefiel.

Tarquinius, mit dem Beſitz der Königswürde nicht zufrieden, nahm auch die Inſignien derſelben an; eine goldene Krone, einen elfenbeinernen Stuhl, einen Scepter mit einem Adler auf der Spitze, und einen Purpurmantel. Dieſer ſchimmernde Aufzug, der den lydiſchen Fürſten abgeborgt ſchien, mochte den Neid der Söhne des verſtorbenen Königs, die ſich ſeit ſieben und dreyßig Jahren ganz ruhig verhalten hatten, vielleicht nicht zuerſt erwecken. Tarquins Abſicht, ſeinen Schwiegerſohn, **Servius Tullius**, zu ſeinem Nachfolger zu erheben, gab ihrer Rachgier

neuen Zunder. Sie beschlossen des Königs Untergang. Zween Böſewichter, von ihnen gedungen, mußten unter dem Vorwande einer Streitigkeit beym König Gehör verlangen, und während dieſer ihrem Wortwechſel ohne einigen Argwohn zuhörete, ermordeten ſie ihn mit ihren Aexten. Die Mörder wollten entrinnen. Allein die Lictoren, die dem König aufwarteten, ergriffen ſie, und ſie bekamen ihren Lohn. Ancus Söhne, die eigentlichen Auftifter des Mordes, retteten ſich durch die Flucht.

So fiel Lucius Tarquinius, der um von einem Nachfolger gleiches Nahmens unterſchieden zu werden, den Beynahmen **Priscus** erhielt, im achtzigſten Jahre ſeines Alters und im acht und dreyßigſten ſeiner Regierung. Vermöge ſeiner griechiſchen Herkunft hatte er einen Theil der freyen Künſte ſeines Vaterlandes unter ſeinen Unterthanen eingeführet, ſo daß man die Römer im Vergleich mit ihren barbariſchen Nachbaren zur Noth ein geſittetes Volk hätte nennen können.

Siebentes Kapitel.

Von Tarquinius Priscus Tode bis zum Tode des Servius Tullius, ſechſten Königs von Rom.

J. d. St. 176. Die Nachricht von Tarquinius Ermordung erfüllte alle Unterthanen mit Schmerz und Schrecken. Aus allen Gegenden der Stadt eilten die Krieger zu dem Pallaſt, um die Wahrheit des Gerüchts zu erfahren, und an ſeinen Mördern Rache zu nehmen. In dieſer Verwirrung ervog Tanaquil, wie gefährlich es für

für sie seyn würde, wenn einer der Verschwornen zum Throne gelangte, und da sie ihrem Schwiegersohne die Krone zuzuwenden dachte, so verhehlte sie ihren Schmerz sowohl als den Tod des Königs mit männlicher Festigkeit. Sie versicherte das Volk aus einem der Fenster des Pallastes, daß der König nicht todt, sondern nur durch den Hieb betäubt sey, daß er sich bald erholen würde, und mittlerweile seinem Schwiegersohne Servius Tullius die Macht übertragen habe. Zugleich trat Servius, einer vorläufigen Verabredung gemäß, mit allen Zeichen der königlichen Würde geschmückt und von den Lictoren begleitet, aus dem Pallaste heraus, und traf, als geschehe es auf Befehl des kranken Königs, einige Anstalten zu Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Diese Rolle ward einige Tage gespielet, bis sich Servius der Gemüther der Edlen versichert hatte. Itzt verhehlte man den Tod des Königs nicht länger. Der Senat wählte, und Servius bestieg, ohne daß ers gewagt hätte, sich auch um die Stimme des Volks zu bewerben, den Thron.

Servius war der Sohn einer Bäurin, die bey Verheerung einer latischen Stadt gefangen fortgeführet ward, und diesen ihren Sohn in der Sklaverey gebahr. Eine Flamme soll einstens, da er als Kind in der Wiege gelegen, um sein Haupt gespielet haben, woraus die Zeichenkundige Tanaquil auf die künftige Größe des Knabens schloß, ihn zu sich nahm, ihm die bestmöglichste Erziehung bey Zeiten angedeyhen ließ, da er gröſſer ward ihm ihre Tochter zur Ehe gab, und bey des Königs zunehmendem Alter ihm die Verwaltung sowohl der häuslichen als auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Auf diesem Posten wußte Servius sich so zu betragen, daß er das Wohlwollen des Volks, und was er ungleich höher schätzte, auch die Achtung des Senats erwarb.

Nachdem er als König anerkannt worden, ließ er sein erstes Augenmerk seyn, wie er die Macht des Pöbels schwächen, und diejenige des Senats verstärken möchte; ein Unternehmen, das großer Schwierigkeit und Gefahr unterworfen war. Um es durchzusetzen, mußte er zur List seine Zuflucht nehmen, und durch verstellten Eifer für das Interesse des Volks gelang es ihm eine Einrichtung zu Stande zu bringen, die in der That dessen gänzlichen Einfluß vernichtete. Die römischen Bürger waren bis dahin einzeln geschätzet worden und hatten Mann für Mann gleichviel zu den Staatsausgaben beytragen müssen. Diese Weise, die öffentlichen Bedürfnisse zu bestreiten, erklärte Servius für schreyend ungerecht, und schlug eine billigere Einrichtung vor, vermöge welcher jeder Bürger nach Maßgabe seines Vermögens geschätzt würde. Der Pöbel, unfähig seine Absichten zu durchschauen, gab seinem Vorschlage lauten Beyfall und ertheilte ihm unumschränkte Vollgewalt, das Besteurungswesen nach seinem Gutdünken anzuordnen. Sogleich befahl Servius eine genaue Aufzählung aller Bürger Roms, ihrer Weiber und Kinder nebst richtiger Schätzung aller ihrer Haabe und Güter. Man fand, daß ihre Zahl sich auf mehr denn achtzigtausend waffenfähige Männer belief, in der That kein geringer Zuwachs seit den Zeiten Romulus. Diese vertheilte er in sechs Klassen. Die erste begriff die Senatoren, Patricier und alle, die eilfmalhundert tausend Aß, oder etwa zweytausend Thaler unsers Geldes, (kein geringes Vermögen für die damaligen Zeiten Roms) besaßen. Er theilte diese Klasse in achtzig Centurien, deren eine Hälfte, die aus den ältesten und würdigsten Personen bestand, angewiesen ward, in der Stadt zu bleiben, und für ihre Vertheidigung zu sorgen, während die andere, aus jungen frischen

Leuten

leuten beſtehend, dem Feldherrn folgen und die Kriege des Vaterlandes führen mußte. Ihre Waffen waren ein Wurfpfeil, ein Speer und ein Schwert; ihre Rüſtung Helm, Küraß und eherne Schienen. In dieſer Klaſſe waren auch achtzehn Centurienritter begriffen, nebſt zwey Centurien-Maſchiniſten, die dem Lager folgten. Die zweyte Klaſſe, die aus zwey und zwanzig Centurien beſtand, umfaßte alle die, welche über fünf und ſiebzig tauſend Aß im Vermögen hatten. Sie waren gerüſtet wie die erſte Klaſſe, ausgenommen, daß ſie ſtatt des Schildes eine Tartſche führten. Die dritte Klaſſe beſtand aus zwanzig Centurien, und begriff die, welche funfzigtauſend Aß beſaßen; die vierte beſtand aus eben ſo vielen, und begriff ſolche Einwohner, die fünf und zwanzig tauſend Aß beſaßen; die fünfte enthielt dreyßig, und erforderte ein Vermögen von eilftauſend Aſſen. Dieſe brauchte man hauptſächlich zu Schleuderern und irregulären Truppen. Die ſechſte Klaſſe endlich enthielt nur Eine Centurie, und begriff alle die, welche dem Staat keine andern Vortheile brachten, als daß ſie Kinder zeugten, die einſtens nützlich werden könnten. Dieſe Klaſſe bezahlte überall keine Steuern und war auch nicht genöthiget zu Felde zu ziehen. In allen andern aber beſtand, ſo wie in der erſten, die eine Hälfte aus älteren Männern, welche zur Vertheidigung der Stadt daheime bleiben mußten, die andere aus den jüngeren, die auswärts in den Heeren dienten. So ward die ganze Summe der Bürger in einhundert drey und neunzig Centurien getheilet, deren jede einen Mann von geprieſener Tapferkeit und Erfahrung an der Spitze hatte.

Nachdem die Klaſſenvertheilung der Bürger zu Stande gekommen war, gieng Servius zu ihrer

Schätzung über; diese geschahe nicht wie vorhin, auf durchgehends gleichen Fuß und nach Köpfen, sondern nach Centurien, so daß jede Centurie gleichviel zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse beytragen mußte. Da nun die Volksmenge in den untern Centurien ungleich zahlreicher war, so erlegten diese verhältnißmäßig immer weniger. Natürlicherweise mußte eine solche Erleichterung der Menge höchlich gefallen; allein sie erwog nicht, daß sie sie auf Kosten ihres vorigen Einflusses erkaufte; denn es war nicht mehr als billig, daß die Senatoren und Reicheren, die zu den Staatsausgaben am meisten beytrugen, auch an Verwaltung seiner Angelegenheiten den meisten Antheil hatten. Servius ordnete daher, daß, so wie sie ihre Abgaben nach Centurien bezahlten, auch künftig in allen öffentlichen Versammlungen nach Centurien gestimmt werden sollte. — Vorhin hatte jeder Bürger für sich gestimmet und die überwiegende Zahl der Armen hatte also allezeit den Einfluß der Reichen überwogen. Itzt war der Einfluß des Volks in Nichts verwandelt und der Senat, der mehr Centurien enthielt als alle übrigen Klassen zusammen, gewann in allen Geschäften ein beständiges und entscheidendes Uebergewicht. Durch diesen Streich der Staatsklugheit behielt das Volk nur noch den Schatten des Ansehens, womit es jedoch einige Zeitalter hindurch zufrieden blieb, bis der wachsende Luxus der Zeiten den Einen den Mißbrauch der Gewalt lehrte, und dem Andern einen Stolz einflößte, der alle Unterordnung verschmähte.

Um den Zuwachs oder die Abnahme seiner Unterthanen und ihrer Güter genau zu wissen, führte Tullius das sogenannte **Lustrum** ein, eine Einrichtung, vermöge welcher sich alle Bürger Einmal in

fünf

fünf Jahren in voller Rüſtung, und nach ihren verſchiedenen Klaſſen im Marsfelde verſammeln, und hier genaue Rechenſchaft von ihrer Familie und ihren Gütern ablegen mußten. Er erlaubte auch, daß Sklaven frey gegeben, und dieſe Freygelaſſenen unter die niederen Bürgerklaſſen vertheilt werden durften.

Mit dieſem Umguß der bürgerlichen Verfaſſung verſtrich ein großer Theil von Servius langer Regierung. Er vernachläſſigte jedoch auch keinesweges die auswärtigen Angelegenheiten. Er ſchlug die Etrurier in verſchiedenen Schlachten, und triumphirte zu dreyenmalen über ſie. Billigerweiſe hätte er itzo hoffen dürfen, ſein Leben in Sicherheit und Ruhe zu beſchließen. In der That gieng er mit dem Gedanken um, die Regierung niederzulegen, dem Staat die Form einer Republik zu geben, und in ſeine urſprüngliche Dunkelheit zurück zukehren. Allein dieſer edelmüthige Entſchluß ward vereitelt ehe er ihn ausführen konnte.

Um ſeinen Thron durch jede mögliche Vorſicht zu ſichern, hatte er zu Anfang ſeiner Regierung ſeine beyden Töchter an die beyden Enkel Tarquins verheyrathet, und zwar, da er die verſchiedenen Gemüthsarten ſowohl von jenen als von dieſen kannte, die ſanftere und mildere an den kühneren und feurigeren; die ſtarrſinnige und unregierſame hingegen an den nachgebenden und ſtillen. Durch dieſe Verfügung hoffte er die Fehler eines jeden durch des andern Tugenden zu berichtigen, und durch wechſelſeitige Verſchmelzung ihrer Charaktere vollkommene Eintracht unter ihnen zu bewirken. Allein der Ausgang zeigte, daß er ſich geirret habe. **Lucius**, der Ungeſtümere und Trotzigere unter ſeinen beyden Schwiegerſöhnen, war der Lammesſtille ſeiner Gattin gar bald überdrüſſig und warf alle ſeine Neigung auf **Tullia** ſeines Bruders

Weib, welche ihrerseits seine Leidenschaft mit sympathetischer Wärme erwiderte. Unfähig ihre Neigungen zu zügeln, beschlossen sie bald, alle Schranken zu durchbrechen, die sich ihrer Vereinigung widersetzten — ermordeten jedes seinen Gatten, und heyratheten einander. Kein erstes Verbrechen bleibt das einzige. Kaum hatten sie ihre Ehegatten aus dem Wege geräumt, als sie sich wider den König verschworen. Durch Vorspiegelung der Unrechtmäßigkeit, mit welcher er eine Krone besäße, die ihm, dem Tarquin, gebühre, versuchten sie eine Parthey wider ihn zu sammeln. Allein der König betrug sich mit so großer Klugheit und Mäßigung, daß Senat und Volk mit ihm zufrieden waren, und Lucius für rathsam fand, eine Reue zu heucheln, die der gute König mit aufrichtiger Verzeihung vergalt. Aber Tulliens Ehrgeitz war keiner Mäßigung fähig. Unaufhörlich von ihr aufgehetzet, fieng Lucius seine alten Intriguen im Senat gar bald wieder an. Die Alten suchte er durch Erinnerung an die Verbindlichkeiten, die sie seiner Familie hätten, zu gewinnen; die Jungen durch Geschenke fürs Gegenwärtige, und durch ungleich größere Versprechungen für die Zukunft. Als er sich solcher Gestalt der Gemüther des Senats versichert zu haben glaubte, trat er eines Tages, mit allen Insignien der Königswürde geschmückt, ins Senathaus, bestieg den Thron und fieng an auf die Dunkelheit von des Königs Herkunft und auf seinen widerrechtlichen Thronraub loszuziehn. Mitten in seiner Rede trat Servius in Begleitung einiger Lictoren herein, sah seinen Thron tolldreister Weise eingenommen, und machte Miene, den Unverschämten herunter zu reissen; aber Tarquinius, der in der Blüthe der Jugend war, stieß den alten König ohne Mühe die Stufen seines Thrones hinunter. Mühsam raffte

der

der zitternde Greis ſich auf, und ſuchte ſich zu ſeinem Pallaſt zurück zu ſchleppen. Allein ehe er ihn erreichte, ereilten ihn die Anhänger Tarquins, ermordeten ihn, und ließen den Leichnam blutig und zerſtümmelt den Vorübergehenden zum Schauſpiel auf öffentlicher Straße liegen. Tullia, brennend von ungeduldiger Erwartung, vernahm, was ihr Gemahl gethan hatte; augenblicklich ließ ſie, um ihren Gemahl, die Erſte, als König zu begrüßen, ihren Wagen anſpannen, und auf das Senathaus jagen, wo ihre wilde Freude jeden Zuſchauer empörte. Auf der Rückkehr gab die unmenſchliche Tochter einen neuen Beweis ihrer Beſtialität. Der Fuhrmann traf von ohngefähr auf den Fleck, wo der Leichnam des todten Königs, ihres Vaters, entſtaltet und blutig lag; voll Entſetzen vor einem ſo gräßlichen Anblick, fieng er an in eine andre Straße einzulenken; aber die Abſcheuliche warf ihm den Fußſchemel an den Kopf, und hieß ihn ohne Bedenken über den Körper hinüber jagen.

Ein ſolches Ende nahm Servius Tullius, ein Fürſt von ausnehmender Gerechtigkeit und Mäßigung nach einer gedeihlichen und weiſen Regierung von vier und vierzig Jahren. Wiewohl Roms Gebiet unter ihm nicht ſehr erweitert wurde, ſo gewann es doch unter ihm eine Feſtigkeit, die dem vorübergehenden Schimmer ausgebreiteter aber übereilter Eroberungen weit vorzuziehen iſt.

Achtes Kapitel.

Von Servius Tullius Tode bis zur Verbannung Tarquins des Stolzen, letzten Königs von Rom.

J. d. St. 222. **Lucius Tarquinius**, in der Folge der **Stolze** genannt, beschloß, den Thron mit eben der Gewaltthätigkeit, mit welcher er ihn bestiegen hatte, zu behaupten. Unbekümmert um des Senats oder des Volks Genehmigung schien er die Krone durch Erbrecht in Anspruch zu nehmen, und verweigerte dem Leichnam des verstorbenen Königs, unter dem Vorwande, daß er ein Usurpator gewesen, sogar das Begräbniß. Indessen betrachteten alle Rechtschaffene die Art, wie er sich zum Throne gedränget hatte, mit Abscheu und Verwünschung. Dem Tyrannen entgieng es nicht. Um sich nun des Thrones zu versichern, ließ er alle Anhänger des letzten Königs aus dem Wege räumen, und verstärkte hierauf die Zahl seiner Leibwache.

Die Staatsklugheit dieses Despoten scheint hauptsächlich darinnen bestanden zu seyn, daß er durch Kriege und öffentliche Arbeiten die Aufmerksamkeit des Volks von sich und seinen Handlungen ablenken möge. In dieser Hinsicht zog er zuerst wider die **Samniter**, die ihm den Gehorsam aufgekündigt hatten, zu Felde, und trieb sie binnen kurzer Zeit zu paaren. Dann begann er einen Krieg mit den **Volscern**, der verschiedene Menschenalter dauerte. **Suessa Pometia** nahm er ihnen ab, eine Stadt, die ohngefähr sechs und zwanzig Meilen von Rom entfernt lag. Die Stadt **Gabii** machte ihm mehr Mühe. Nachdem er die Belagerung dieses Ortes mit Verlust hatte aufheben müssen, nahm er zur

Kriegs-

Kriegsliſt, einem Hülfsmittel, das die Römer bisher verſchmähet hatten, ſeine Zuflucht. Sein Sohn **Sextus** mußte, unter dem Vorwande barbariſcher Behandlung, das Heer verlaſſen und unter den Einwohnern des Ortes eine Zuflucht ſuchen. Hier wußte er durch erheuchelten Kummer und verſtelltes Wehklagen das Zutrauen des Volks ſo ſehr zu gewinnen, daß es ihn zum Befehlshaber der Stadt, und bald nachher zum Oberfeldherrn erwählte. Glücklich in allen ſeinen Unternehmungen verſicherte er ſich ihres Zutrauens im höchſten Grade, und ſchickte dann einen getreuen Boten an ſeinen Vater um neue Verhaltungsbefehle. Statt aller Antwort führte Tarquin der Stolze den Boten in den Garten, und ſchlug in ſeiner Gegenwart den höchſten Mohnpflanzen die Köpfe ab. **Sextus** verſtand den Wink. Durch allerley Kunſtgriffe beraubte er die Stadt in kurzem aller ihrer vornehmſten Einwohner, deren Verlaſſenſchaft er ſorgfältigſt unter die Menge vertheilte. Der Reiz des Raubes blendete den gedankenloſen Pöbel ſo ganz gegen ſeinen herannahenden Untergang, daß er endlich, jedes Oberhauptes und Anführers beraubt, dem Tyrannen ohne Schwertſtreich in die Hände fiel. Hierauf ſchloß er einen Bund mit den **Aequiern**, und erneuerte das alte Bündniß mit den **Hetruriern**.

Während dieſer auswärtigen Kriege nahm Tarquinius ſich wohl in Acht, das Volk daheim in Müßigang hingehen zu laſſen. Er unternahm die Erbauung des Capitols, deſſen Grund bereits in einer der vorigen Regierungen geleget war; und eine ſehr auſſerordentliche Begebenheit trug zur Beſchleunigung des unternommenen Baues nicht wenig bey. Ein Weib in ſeltſamem Aufzuge erſchien zu Rom, kam zum König, und bot ihm neun Bücher feil,

die

die ſie, ihrem Vorgeben nach, ſelbſt verfertigt hätte. Der König, welchen die Talente der Verfaſſerin nicht kannte, viel weniger ahndete, daß ſie eine der berühmten Sybillen ſey, deren Weiſſagungen untrüglich befunden worden, weigerte ſich, ſie zu kaufen. Sie entfernte ſich, verbrannte drey ihrer Bücher, kam mit den ſechs übrigen zurück, und bot ſie dem Könige zu dem nehmlichen Preiſe feil. Noch einmal ward ſie als eine Betrügerin zurückgewieſen, und noch einmal gieng ſie, verbrannte abermal drey ihrer Bücher, und kehrte mit den drey noch übrigen zurück, für welche ſie noch immer den nehmlichen Preis verlangte. Erſtaunet über das Seltſame dieſes Betragens, zog Tarquin die Augurn zu Rath. Dieſe tadelten ihn höchlich, daß er die Bücher nicht alle neun gekauft habe, und machten es ihm zur Pflicht die noch übrigen zu jedem Preiſe zu erſtehen. Jetzt überließ das Weib ſie ihm, und nachdem ſie ihn ermahnet hatte, ihren Inhalt wohl zu Herzen zu nehmen, verſchwand ſie, wie die Geſchichtſchreiber ſagen, und ward nie wieder geſehen. Tarquin ernannte zu Hütern der wunderbaren Bücher zween eigene Männer, deren Zahl in der Folge bis zu funfzehen vermehret wurde, da ſie denn den Nahmen der Quindecemvirn erhielten. Die Bücher ſelbſt wurden in eine ſteinerne Kiſte geleget, und ein Gewölbe in dem neuentworfenen Gebäude ward für den ſchicklichſten Ort zu ihrer Aufbewahrung gehalten. Von nun an ward der Bau mit großer Lebhaftigkeit gefördert. In einem an Vorbedeutungen und Anzeichen ſo fruchtbaren Zeitalter, konnt' es bey Unternehmung eines ſo wichtigen Geſchäftes an dergleichen nicht fehlen. Als der Grund des neuen Gebäudes umgraben wurde, fand man den Kopf eines Mannes, Nahmens Tolus, der, wiewohl er ſchon vor mehreren Jahren getödtet ward,

noch

noch so frisch blutete, als sey er itzt erschlagen worden, und von diesem Anzeichen erhielt das Gebäude den Nahmen des **Capitols** (Kopf des Tolus). Es war zweyhundert Fuß lang, zweyhundert hoch und beynahe eben so breit; hauptsächlich ward es dem Jupiter geweiht, jedoch enthielt es unter dem nehmlichen Dache noch zwey Tempel, die der Juno und Minerva geweihet wurden. Ein so prächtiger Bau war gewissermaßen ein Beweis, sowohl der Frömmigkeit des Volks, als der Aufnahme der Künste in Rom.

Aber itzt näherte sich die Zeit, da die Römer von einem Tyrannen befreyet werden sollten, der mit jedem Tage neue Beweise seiner grausamen Gemüthsart ablegte. Nachdem das Volk vier Jahre mit dem Bau des Capitols beschäftiget worden war, schien seine Aufmerksamkeit auf einen andern Gegenstand gelenket werden zu müssen, und Tarquinius nützte den nichtigen Vorwand, daß die **Rutuler** einige von ihm verdammte Missethäter aufgenommen hätten, ihnen den Krieg zu erklären, und ihre Hauptstadt **Ardea**, die ohngefähr sechzehn Meilen von Rom lag, zu belagern. Während das Heer vor dem Ort im Lager stand, saßen **Sextus** des Königs Sohn, **Collatinus** und einige andere eines Abends im Zelt zusammen und zechten. Das Gespräch lenkte sich von ohngefähr auf die Schönheit und Tugend ihrer Weiber; jeder pries die seinige; und **Collatinus** schlug zur Entscheidung des Streites vor, auf der Stelle nach Rom zu reiten und ihre Weiber zu überfallen. Erhitzt vom Weine billigte die ganze Trinkgesellschaft diesen Vorschlag, warf sich sogleich zu Pferde, und eilte nach Rom, wiewohl die Nacht schon um ein ziemliches vorgerückt war. Hier fanden sie **Lucretien**, Collatins Ehegattin, nicht, wie die übrigen Weiber ihres Standes, ihre Zeit in Schmausen und unfruchtbar-

barkeiten verschwenden, sondern sitzend unter ihren Mägdchen arbeitend, und mit heiterer Miene Arbeiten unter sie vertheilend. Ihre bescheidene Schönheit, verbunden mit der anständigen Freymüthigkeit, womit sie ihren Gemahl und seine Gäste empfieng, entzückte sie dergestalt, daß sie ihr einmüthig den Preis zuerkannten, und Sextus entbrannte so sehr, daß nichts als der Genuß seine Leidenschaft kühlen konnte.

Zu diesem Ende verließ er einige Tage nachher das Lager, und stattete einen Privatbesuch bey Lucretien ab, die ihn eben so gütig, wie das vorigemal empfieng. Seine Absichten nicht von ferne argwohnend, setzte sie sich mit ihm zum Abendessen, und hieß dem Gesinde ihm ein Schlafzimmer in ihrem Hause bereiten. Mitternacht war die Zeit, die dieser Lüstling zu Ausführung seiner schändlichen Absichten am sichersten hielt. Er schlich sich in ihr Schlafzimmer, näherte sich mit bloßem Schwerte ihrem Bette, und die Hand unverschämter Weise auf ihren Busen legend, drohete er ihr mit dem augenblicklichen Tode, wenn sie der Büßung seiner Lust sich widersetzen würde. Lucretie, aus tiefem ruhigem Schlummer zum gegenwärtigen Tode aufgeweckt, blieb dennoch unerschüttert, bis dieser Bösewicht ihr drohete, nicht nur sie, sondern auch ihren Sklaven zu tödten, ihn todt neben sie ins Bett zu legen, und aller Welt dann zu erzählen, daß er beyde im Ehebruch betroffen und ermordet habe. Furcht vor der Schande erzwang, was die Todesfurcht ihr nicht hatte abgewinnen können; sie bewilligte sein Verlangen, und den folgenden Morgen kehrte der Ehebrecher, in seinem viehischen Triumph frohlockend, ins Lager zurück. Allein Lucretia, das Licht verabscheuend, und das Verbrechen eines Buben an sich selbst zu rächen entschlossen, ließ unverzüglich

ihren

ihren Gemahl **Collatinus** und ihren Vater **Spurius** zu Hauſe fordern, ſintemal ein unauslöſchlicher Schimpf die Familie betroffen hätte. Sie gehorchten dem Aufgebot auf der Stelle. Mit ihnen kam **Valerius**, ein Verwandter ihres Vaters, und **Junius Brutus**, ein vermeinter Blödſinniger, deſſen Vater Tarquin ermordet hatte, und der dem Boten zufälliger Weiſe unterwegs begegnet war. — Ihre Ankunft erneuerte und erſchwerte Lucretiens ſtechenden Schmerz. Sie fanden ſie in einer Art geſetzter Verzweifelung, und verſuchten umſonſt, ſie zu beruhigen. „Nein," ſagte ſie, „nie wird nach dem Verluſt meiner Ehre etwas fähig ſeyn, mich an das Leben zu feſſeln. Eine entweihte Elende ſiehſt du vor dir, mein Collatinus, eine Unglückliche, deren Leib die Beute eines Räubers, deren Herz aber nie einen Augenblick von dir entfremdet wurde. Unter der Larve der Freundſchaft hat Sextus mir dieſe Nacht einen Schatz geſtohlen, den nur der Tod mir wieder geben kann. — Ihr aber, wenn ihr Männer ſeyd, ſo rächet meine Sache, und laßt die Nachwelt wiſſen, daß Lucretia, die ihre Tugend verlohr, keinen Tröſter finden konnte als den Tod." So ſprach ſie, zog einen Dolch unter ihrem Gewande hervor, und ſtieß ihn ſich ins Herz. Ohne Seufzer gab ſie den Geiſt auf. — Schmerz, Entſetzen, Unwillen ſchütterte die Zuſchauer wechſelsweiſe. Spurius und Collatinus brachen in Thränen aus. Aber Brutus zog den rauchenden Dolch aus Lucretiens Todeswunde, hob ihn gen Himmel, und „Seyd Zeugen ihr Götter, rief er, daß ich von dieſem Augenblick an mich zu Lucretiens Rächer weihe; von dieſem Augenblick an gelob' ich Tarquinen und ſeinem wollüſtigen Hauſe ewigen Haß. Und dies Leben, ſo lang es mir gefriſtet wird, ſoll von Stund' an kein ander Ziel, kein ander Augenmerk

haben,

haben, als den Sturz der Tyrannen, und meines theuren Vaterlandes Freyheit und Wohlfahrt!“ So einen Blödsinnigen reden zu hören, in einem Menschen, dem man bisher nicht einmal Menschenverstand zugetrauet hatte, mit einmal einen ernsten weisen und gerechten Mann, den Retter Roms und der Freyheit zu finden, mußte natürlicher Weise die Zuschauer in neues Staunen setzen. Aber Brutus sagte ihnen: Hier sey nicht Zeit zu staunen, zu wehklagen und zu weinen. Männern gezieme die Rache! Ihrer jedem streckte er den Dolch dar, und nahm über seiner blutigen Klinge einem jeden den nehmlichen Eid ab, den so eben er selbst geschworen hatte.

Junius Brutus war der Sohn des **Marcus Junius**, eines edlen Römers, der eine Tochter Tarquins des ältern geheyrathet hatte, und um dieser willen von Tarquin dem Stolzen aus Eifersucht aus dem Wege geräumet wurde. Dieser Junius Brutus hatte von seinem Vater eine vortrefliche Erziehung erhalten, und besaß von Natur einen durchdringenden Verstand und eine unbeugsame Anhänglichkeit an die Tugend; da er aber seinen Vater sowohl als seinen Bruder unter Tarquins eifersüchtiger Tyranney fallen sahe, so spielte er, um gleicher Gefahr zu entrinnen, die Rolle eines Narren und erhielt daher den Zunahmen **Brutus**. Tarquin, der seine Narrheit für wirklich hielt, verachtete ihn, bemächtigte sich seines Vermögens, und behielt ihn als einen Blödsinnigen im Hause, um seinen Kindern zum Zeitvertreibe zu dienen. Bey einer gewissen Gelegenheit, da der Staat mit großer Gefahr bedrohet wurde, ward Brutus mit Tarquins beyden Söhnen nach **Delphi** geschickt, um das dortige Orakel über die Mittel zu befragen, wodurch die bevorstehende Gefahr abgewandt werden könne.

könne. Die Prinzen, denen seine erkünstelten Albernheiten zum Zeitvertreibe dienten, lachten, da sie ihn an Apollos Altar seinen Stab opfern sahen, ein Geschenk, das jedoch die ihrigen weit übertraf, indem der Stab ausgehölt, und mit Gold angefüllt war. Nachdem die jungen Männer ihres Vaters Befehl ausgerichtet hatten, fragten sie das Orakel, wer von ihnen König von Rom sein würde? Derjenige, war die Antwort, der seine Mutter zuerst küssen wird! Hierauf beschlossen die beyden Brüder, ihre Mutter bey ihrer Zuhausekunft zu gleicher Zeit zu küssen, und so gemeinschaftlich zu regieren. Nur Junius Brutus ergründete den Sinn des Orakels. Unter dem Schein eines zufälligen Falles, warf er sich, so bald sie Italiens Boden wieder betreten hatten, zur Erde, und küßte sie, die er als die gemeinschaftliche Mutter aller Dinge betrachtete. Von der Zeit an faßte er Hoffnung, der Befreyer seines Vaterlandes zu werden, und den Tyrannen mit seiner Familie aus Rom zu jagen.

Keine schönere Gelegenheit zur Ausführung seines großen Planes konnte sich ihm darbieten, als die gegenwärtige. Er nutzte sie mit großer Weisheit. Bis das Volk versammlet und ein Vollsschluß zu Tarquins Verbannung erhalten werden konnte, besorgte er, daß alle Thore geschlossen wurden. Dann ließ er Lucretiens blutige Leiche auf den öffentlichen Markt zur Schau stellen. Aus allen Enden der Stadt eilten stürmende Schaaren herbey, die dem finstern Schauspiele nicht ihr Mitleid versagen konten, vom unthätigen Mitleiden aber bald zum Zorn, zur Wuth, zum unregiersamen Grimme übergiengen: dies war die Stimmung, welche Junius so oft umsonst gewünscht hatte. In einer begeisterten Rede enthüllte er ihnen das Ganze dieser schrecklichen Geschichte, ent-

flammte ſie zur glorreichen Hofnung naher Rache, und bewirkte einen Senatſchluß, daß Tarquin und ſeine Familie auf immer aus Rom verbannt, und jeder, der ihre Wiedereinſetzung vorſchlüge oder verſuchte, des Todes ſchuldig ſeyn ſollte.

Mittlerweile hatte der Tyrann vernommen, was zu Rom vorgieng. In Hoffnung, die Empörung in der Geburt zu erſticken, flog er mit äußerſter Eil nach Rom, fand aber die Thore verſchloſſen, und die Mauren mit Bewaffneten angefüllt. Außer ſich vor Grimm beſchloß er ins Lager zurückzukehren. Aber auch hier war ihm Brutus ſchon zuvorgekommen. Durch andere Wege war er zum Heer geeilet, und hatte den Soldaten gemeldet, was in Rom vorgegangen ſey, Lucretiens erbarmenswürdiges Schickſal, und wie Senat und Volk daſſelbe zu rächen beſchloſſen hatten. Die nehmlichen Gefuhle von Menſchlichkeit, welche die Bürger durchdrungen hatten, durchdrangen auch das Heer. Einmüthig beſchloſſen ſie, mit ihren Freunden daheim gemeinſchaftliche Sache zu machen, und als Tarquin zurückkam, weigerten ſie ſich ihn aufzunehmen. So ward dieſer Tyrann nach einer fünf und zwanzigjährigen Regierung genöthiget, ſein Königreich zu räumen, und flüchtete mit ſeiner Familie nach Cira, einer kleinen Stadt in Etrurien. Mittlerweile ſchloß das römiſche Heer mit dem Feinde einen Waffenſtillſtand und Brutus ward als der Befreyer des Vaterlandes ausgerufen.

Ein ſolches Ende nahm die königliche Gewalt zu Rom, nachdem ſie zweyhundert fünf und vierzig Jahr gedauert, und ſtufenweiſe, wiewohl langſam, emporgeſtiegen war. Obſchon um die Zeit von Tarquins Verbannung, das römiſche Gebiet nicht über zehn Meilen in die Länge und ſieben in die Breite begriff, ſo hatte der Staat doch jene innere Kraft gewon-

wonnen, die man bey langſam wachſenden Körpern gewöhnlich findet. Auch haben die Römer zu keiner Zeit ein gröſſeres Gebiet beſeſſen, als ſie mit ihrer jedesmaligen Macht in Gehorſam halten konnten. Wenig Geſchichten können eine Folge von Königen aufweiſen, die mit mehr Tugend und Mäſſigung geherrſcht hätten, als Roms erſte Regenten. Ihren weiſen Einrichtungen hatte das Volk alle jene Tapferkeit, Frömmigkeit und Vaterlandsliebe zu verdanken, durch die es in der Folge das Menſchengeſchlecht bezwang. Allerdings beſaſſen die Römer die ganze rohe Wildheit des Zeitalters. Aber nur ihren Königen kanns zugeſchrieben werden, daß ſelbſt ihre Feinde die Früchte ihrer Siege erndteten; nur der Feldherrn Tugend kann es geweſen ſeyn, die die Ueberwundenen vor dem Muthwillen der Sieger ſchützte. Griechenlands Geſetzgeber hatten die Egypter zu Vorbildern. Aber Rom wohnte mitten unter Völkerſchaften, die alle weit barbariſcher waren, als ſie ſelbſt; und die weiſen Einrichtungen ſeiner Monarchen waren gröſtentheils ihre eigene Erfindung. Nichts deſtoweniger ſehen wir bis itzt den Genius des werdenden Volks noch immer mit ſeiner angebohrnen Rohheit kämpfen. — Verwöhnung drinnen, und Barbarey draußen feſſeln ihn; dennoch äußert er gelegentlich eine Energie und eine Seelengröſſe, welche Ehrfurcht heiſchet, trachtet unverrückt nach dem, was ihm Tugend däucht, und zeigt ſich majeſtätiſch ſelbſt in ſeiner Kindheit.

Neuntes Kapitel.

Von Tarquins Verbannung bis zur Ernennung des erſten Dictators.

J. d. Ct. 245. An die Stelle der umgeſtürzten königlichen Gewalt ward eine Verfaſſung eingeführet, die den Nahmen einer Republikaniſchen trug, in der That aber bloße Ariſtokratie war. Den größten Theil des Anſehens behielt der Senat für ſich; ſeinen Körper ſchmückte er mit allem Raube der entkleideten Monarchie. Die Volkscenturien wählten unter den Senatoren ſtatt eines Königs, zwo jährliche Obrigkeiten, die den Nahmen der **Conſuln** führten, und königliche Gewalt, königliche Vorrechte, und auch die Inſignien der Königswürde erhielten. Wiewohl die Freyheit des Volks durch dieſe Einrichtung wenig gewann, ſo hatte doch Rom derſelben ein großes Theil ſeiner beyſpielloſen Größe zu verdanken. Im Leben eines Königs giebt es manche Perioden der Erſchlaffung und der Leidenſchaft, die ſeine Aufmerkſamkeit von dem Wohl des Staates ablenken. In einem Staat aber, der durch jährige Obrigkeiten regieret wird, hat Keiner Zeit zu verlieren. Soll anders ſein Ehrgeiz befriediget werden, ſo muß er alle ſeine Kräfte aufbieten, um ſeine vorübergehende Regierung durch irgend eine glänzende That auszuzeichnen. Daher waren die römiſchen Conſuln immer ſo begierig neue Kriege zu beginnen, immer geneigt ihren Mitbürgern friſche Feinde auszuzeichnen. — Durch ſie in beſtändiger Thätigkeit erhalten, gewann das Volk eine vollkommene Kenntniß der Kriegskunſt und eine ſehr heilſame Gewandheit, ſich alle Vorzüge der mancherley Nationen, mit denen ſie zu thun hatten, zu Nutze zu machen.

Bru-

Brutus, der Befreyer seines Vaterlandes, und **Collatinus**, Lucretiens Gemahl, wurden die Ersten zur römischen Consulwürde erhoben. Sie erneuerten augenblicklich das Gesetz in Hinsicht der Volksversammlungen, das während der Regierung des Tyrannen geschlummert hatte; damit jedoch die jüngsterworbene Freyheit nicht in Ungebundenheit ausarten möchte, wurden einige neue priesterliche Würden gestiftet und neue Opfer eingeführt.

Diese neue Verfassung, die dem Volke so angenehm schien, wäre jedoch beynahe in ihrem Beginn wieder umgestürzet worden. Im Innern Roms bildete sich eine Parthey zu Tarquins Vortheil. Verschiedene junge Römer, die in der Nähe des Königs und in den Schwelgereyen und Freuden des Hofes erzogen waren, beschlossen die Monarchie wieder herzustellen. Es mißfiel ihnen der düstere Ernst einer republikanischen Verfassung, in welcher die Gesetze unbeugsam und strenge, keine Rücksicht auf Geburt und Reichthum nehmen. Mit jedem Tage wuchs die Faction, und was uns befremden mag, selbst die Söhne Brutus und die Aequilier, die Neffen Collatins waren unter der Zahl der Verschwornen. Tarquinius, von den geheimen Verbindungen, die zu seinem Vortheil in Rom angesponnen wurden, benachrichtiget, beschloß sie möglichst zu unterstützen, und schickte Gesandte aus Hetrurien nach Rom, die dem Scheine nach seine Krone und zurückgelassenen Güter zurück fordern, in der That aber die Verschwörung unterstützen und auf alle mögliche Weise fördern sollten. Ihr Vorhaben gelang ihnen nur gar zu gut. Im Hause eines ihrer Verschwornen hielten sie ihre Zusammenkünfte, und schon war die Wiedereinsetzung des Königs und der Tod der Consuln beschlossen,

als die ganze Verſchwörung durch einen Zufall entdeckt wurde. Ein Sklave, welcher ſich zufälliger Weiſe in dem Verſammlungszimmer verſteckt hatte, hörte ihre Unterredung und eröffnete ihre Abſichten den Conſuln, welche die Verſchwornen ſogleich feſt nehmen und vor ſich führen ließen. Unter ihnen ſah man die Söhne Brutus. Eine mehr erſchütternde Lage iſt wohl ſchwerlich zu gedenken, als diejenige eines Vaters, der über Leben und Tod ſeiner Kinder zu Gericht ſitzt, durch die Gerechtigkeit zum Verdammen, durch die Natur zum Verſchonen aufgefordert. Die jungen beklagten Männer wußten kein einziges Wort zu ihrer Vertheidigung hervorzubringen. Im Bewußtſeyn ihrer Schuld erwarteten ſie in ſtillſchweigender Todesangſt ihr Urtheil. Alle andern Richter fühlten den Kampf der Natur. Collatinus weinte, und Valerius konnte ſein Mitleid nicht verbergen. Brutus allein ſchien jeder holden Schwäche der Menſchlichkeit ſich entwunden zu haben. Mit ernſtem Blick und einem Tone, der ſeine feſte Entſchloſſenheit bezeichnete, fragte er ſeine Söhne: Ob ſie über die Verbrechen, die ihnen zur Laſt gelegt würden, ſich mit irgend etwas verantworten könnten. Zu dreyen verſchiedenen Malen that er dieſe Frage an ſie; und als er keine Antwort empfieng, wandte er ſich endlich zu dem Nahrichter. Thue deine Pflicht ſprach er geſetzt und ruhig zu ihm, und ſetzte mit entſchloſſener Majeſtät ſich wieder nieder; auch konnten weder die Gefühle der väterlichen Zärtlichkeit, noch die flehenden Blicke des Volks, noch die ſchreckliche Lage der ſich zum Tode bereitenden Jünglinge, ſeine Entſchloſſenheit erſchüttern. Der Henker entkleidete, geißelte und enthauptete ſie, ein Schauſpiel, das die ganze Menge in Mitleid, Schrecken und Bewunderung ſchmelzte, während in Brutus Angeſichte keine Zuk-

kung,

kung, die das zerriſſene Vaterherz verrathen hätte, wahrzunehmen war.

Dieſe Probe eines jeder andern Rückſicht überlegenen Gemeingeiſtes diente ſehr, um Brutus Anſehen in Rom zu vergrößern; allein Collatins Weichlichkeit ward in ganz entgegengeſetztem Lichte betrachtet. Sein Verſuch, die Aequilier, ſeine Neffen, zu retten, machte ihn den Bürgern verdächtig; er ward des Conſulats entſetzt und aus Rom verbannt; und Valerius, wegen ſeiner Achtung für das Volk in der Folge der **Volksfreund** genannt, ward Conſul an ſeine Statt.

Als Tarquin ſeine Hoffnung, durch innere Kabalen den Thron wieder zu beſteigen, vereitelt ſahe, beſchloß er, ſich durch den Beyſtand der auswärtigen Feinde Roms wieder in das Reich zu drängen. Die Vejer waren die erſten, die er ihm beyzuſtehen bewog. An der Spitze eines zahlreichen Heeres näherte er ſich ſeiner verlornen Königsſtadt.

Die Conſuln ließen es an den nöthigen Maasregeln ihm zu widerſtehen nicht fehlen. Valerius an der Spitze der Fußvölker und Brutus an der Spitze der Reuterey, begegneten ihm an den Gränzen Roms. **Aruns**, der Sohn Tarquinius, welcher die Reuter ſeines Vaters anführte, bemerkte den Brutus in einiger Entfernung. Durch eine große That beſchloß er das Schickſal der Schlacht noch vor dem Zuſammentreffen der beyden Heere zu entſcheiden; mit verhängtem Zügel rannte er wüthend auf ſeinen Gegner ein, der, ſeine Annäherung gewahrend, ſogleich aus den Gliedern hervorritt und mit nicht geringerem Grimm dem Feinde der Freyheit und des Vaterlandes die Stirne bot. Mit einer Raſerey, die, alle eigene Vertheidigung vernachläſſigend, nur des andern Untergang bezielte, ſtreckten beyde einander

der todt zu Boden. Eine blutige Schlacht erfolgte, auf beyden Seiten war das Blutbad gleich; da die Römer aber das Schlachtfeld behaupteten, schrieben sie sich mit Recht den Sieg zu, und Valerius zog triumphirend in Rom ein.

Als Brutus solcher Gestalt vor Ablauf seines Jahres seiner Würde mit sammt seinem Leben verlustig gieng, herrschte Valerius eine Zeitlang ohne Mitgehülfen, und sehr fürchtete das Volk, eifersüchtig auf die erst errungene Freyheit, daß seine geheimen Gedanken auf die Krone gerichtet wären. Ein Pallast, den er mit einiger Pracht auf einer Anhöhe erbauen ließ, verstärkte diesen Argwohn; man sprengte sogar aus, daß er Willens sey, ihn in eine Festung zu verwandeln, durch die er die Stadt in Ehrfurcht halten wolle. Allein Valerius beschwichtigte gar bald alle ihre Besorgnisse. Er ließ den Pallast niederreissen. Er gab, um die Rechtschaffenheit seiner Gesinnungen zu beweisen, verschiedene Gesetze, die die Gewalt des Senats beschränkten, und diejenige des Volks erweiterten. Vermöge eines derselben ward erlaubt, von den Consuln an das Volk zu appelliren; kraft eines andern ward es ein Staatsverbrechen, die obrigkeitliche Würde ohne Bewilligung des Volks anzunehmen; ein drittes berechtigte jedermann, einen Menschen, der nach der höchsten Gewalt strebte, ungehört umzubringen, wenn er das Verbrechen beweisen könnte. Auch ernannte er **Quästoren** oder Schatzmeister, die den Schatz des Staats verwalten und die Bewirthung der Gesandten besorgen mußten. Um sich bey dem Volke hoch beliebter zu machen, ließ er die Aexte aus den Reisbündeln der Lictoren nehmen, anzuzeigen, daß die Macht über Leben und Tod beym Volk und nicht bey den Consuln beruhe. Nachdem er durch solche Mittel alle ihre Bedenklichkeiten gehoben

ben hatte, erwählte er den **Spurius Lucretius**, Lucretiens Vater, zu ſeinem Gehülfen, und da dieſer bald nachher ſtarb, den **Horatius**. Jetzt erſchien die Zeit des jährigen Amtswechſels; Valerius ward zum zweytenmale gewählt, und mit ihm **T. Lucretius**. Die beyden Conſuln zählten das Volk, und fanden, daß die Summe deſſelben ſich auf hundert und dreyßig tauſend Köpfe belief, Witwen und Waiſen ungerechnet.

Tarquinius, ungeheuer durch ſeine Unglücksfälle, ſchloß mittlerweile täglich neue Bündniſſe, um ſeine Krone wieder zu gewinnen, und bewegte endlich auch den **Porſenna**, einen Hetruriſchen König, ſich ſeiner Sache anzunehmen und in Perſon ſeine Fehde auszufechten. Dieſer Fürſt, deſſen Tapferkeit nur von ſeinem Edelmuthe übertroffen wurde, rückte unverzüglich mit einem zahlreichen Heer vor Rom und belagerte die Stadt, während der Schrecken ſeines Nahmens und ſeiner Waffen alle Stände des Volks entmuthigte. In dieſer Enge ergriff der Senat jedes Mittel, das die Klugheit ihm darbieten konnte, um die Furcht des Volks zu beruhigen und ſeinen Mängeln abzuhelfen. Er befahl, daß der Pöbel während dieſes Krieges keine Steuern bezahlen ſollte; angeſehen es genug ſey, daß er dem Staat Vertheidiger erzöge. Er ließ in verſchiedenen Gegenden Campaniens Korn aufkaufen, zur Stadt bringen und zu einem ſehr niedrigen Preiſe unter dem Volke austheilen. Eine ſo väterliche Vorſorge kettete alle Stände des Staats ſo feſt aneinander, daß jeder Bürger feſt beſchloß, ſein Land bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen und entweder Rom zu retten, oder unter ſeinen Trümmern zu erliegen. Inzwiſchen ward die Belagerung mit großem Eifer betrieben. Ein wüthender Angriff geſchah; vergebens widerſtanden die Conſuln, verwundet wurden beyde von der Wahlſtatt

getragen; in äußerſter Beſtürzung flohen die Römer und wurden vom Feind bis an die Brücke verfolgt, über welche Sieger und Beſiegte im Begriff waren, im verworrenen Getümmel in die Stadt zu dringen. Alles ſchien verloren, als **Horatius Cocles**, dem die Vertheidigung der Brücke anvertrauet war, ſich dem Feind entgegenſtellte, und bloß von noch zween unterſtützt, die ganze Wuth des Sturms ſo lange beſtand, bis die Brücke hinter ihm abgeworfen war, da er ſich dann in voller Rüſtung in den Fluß ſtürzte, und ſiegreich zu ſeinen Kriegsgenoſſen zurück ſchwamm, die ihn mit gebührendem Zujauchzen empfiengen.

Noch immer beſtand Porſenna auf Eroberung der Stadt; als aber fünfhundert ſeiner tapferſten Krieger in einem Ausfall der Römer ums Leben kamen, beſchloß er die Stadt auszuhungern und verwandelte die Belagerung in eine Einſchließung. Durch dieſe Maasregel geriethen die Römer in die äußerſte Bedrängniß. Schon ſchien die Noth unerträglich, und alles drohete eine ſchleunige Uebergabe, als eine Heldenthat, erſtaunenswürdiger noch, als jene erſte, welche Rom gerettet hatte, dem Vaterlande Sicherheit und Wohlfahrt wieder gab.

Mutius, ein Jüngling von unverzagter Seele, beſchloß, ſein Volk von einem Feinde zu befreyen, der ſeinen Untergang ſchien beſchloſſen zu haben. Entſchloſſen den König zu tödten, oder in dem Verſuche zu fallen, gieng er als ein Hetruriſcher Bauer verkleidet ins feindliche Lager und drang bis an den Ort, wo Porſenna an der Seite eines Geheimſchreibers den Völkern den Sold austheilte. Irrigerweiſe hielt er den letztern für den König und ſtieß ihm den Dolch ins Herz, ward aber ſogleich ergriffen und wieder vor den König geführt. Dieſer fragte ihn wer er ſey, und was zu einer ſo ſchwarzen That ihn bewogen habe. — Unerſchrocke-

ſchrockenen Muthes verhehlte der Jüngling weder ſein Vaterland noch ſeine Abſicht, hielt die Rechte in eine vor ihm brennende Altarflamme, und, Siehe hier, ſprach er, wie wenig ich die fürchterlichſten Foltern achte, die deine Grauſamkeit über mich verhängen mag. Ein Römer weis zu handeln und zu dulden. Ich bin nicht der einzige, den du zu fürchten haſt, dreyhundert römiſche Bürger haben gleich mir deinen Untergang geſchworen; halt dich fertig ihre Dolche zu fühlen! — Erſtaunt über ſo viel Unerſchrockenheit, und zu edelmüthig, das Verdienſt nicht auch in einem Feinde zu ehren, ließ Porſenna den begeiſterten Jüngling unverletzt nach Rom zurückkehren, und dieſem Volke von Helden zugleich Friedensbedingungen antragen. Sie wurden unverzüglich angenommen, indem ſie weder hart noch entehrend waren, nur mußten zwanzig Geiſeln ausgeliefert werden, zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen aus Roms edelſten Familien. Aber gerade als wenn der Heldenmuth des Zeitalters auch das ſchwächere Geſchlecht ergriffen hätte, entwiſchte Clelia, eine der Geißeln, ihren Hütern, ſtürzte ſich, ihren Gefährten den Weg zur Flucht vorzeichnend, in die Tiber, ſchwomm unter einem Hagel von Pfeilen zu Pferde hinüber und ſtellte ſich dem Conſul dar. Dieſer, für die Ehre ſowohl als für die Sicherheit ſeines Volks beſorgt, ließ ſie zurückbringen, worauf Porſenna, unwillig, an Edelmuth ſich übertreffen zu laſſen, ihr nicht nur die Freyheit gab, ſondern auch ihr erlaubte, unter den nämlichen Geißeln diejenigen auszuwählen, von denen ſie ſich am liebſten zurück begleitet ſähe. Mit aller Beſcheidenheit einer römiſchen Jungfrau wählte die Heldin hierauf nur die, welche unter vierzehn Jahren waren, zur Urſach anführend, daß deren

zartes

zartes Alter weniger fähig sey, die Beschwerden der Gefangenschaft zu dulden.

Wenig merkwürdiges ereignete sich in den fünf folgenden Jahren, zwey oder drey Siege abgerechnet, die die Römer über die Sabiner erfechten, welche gezwungen wurden, den Frieden zu erkaufen. — Die Consuln erhielten zwey Triumphe über sie und eine **Ovation**, eine geringere Gattung des Siegesgepränges, die vom Triumph sich darin unterschied, daß der Feldherr nicht zu Wagen, sondern zu Fuß in die Stadt zog; daß nicht die Senatoren in ihren Feyerkleidern, sondern nur die Ritter und Patricier ihm entgegen kamen; daß seine Kleidung weniger prächtig war, und nicht Lorbeern, sondern Myrten seine Schläfe kränzten. **Posthumius**, der Ueberwinder der Sabiner, war der erste, dem dieser geringere Siegszug zuerkannt ward, weil sein Sieg nur auf Kosten einer vorläufigen Niederlage erkämpft wurde. Einige andere Siege folgten, die das römische Gebiet zwar vergrößerten, übrigens aber zu unbedeutend waren, um die Neugier oder Wißbegierde zu beschäftigen.

Tarquinius, wiewohl mehrere Male zurückgetrieben, war noch immer ungebeugt und unbezwungen. Vermittelst seines Schwiegersohnes **Manilius** gelang es ihm, die Latier zu gewinnen, und vier und zwanzig mächtige Städte in sein Interesse zu verflechten. Zum Angriff Roms wählte er den möglichst günstigen Zeitpunkt, denjenigen, wo Plebejer und Patricier mit einander zerfallen waren, eine Zwiespalt, die er selbst durch reiche Ausspendungen unter den ärmeren Theil der Bürger, der freylich manche erhebliche Ursache hatte, mit der neuen Verfassung unzufrieden zu seyn, zu erhalten wußte.

Unter

Unter den Königen kannten die Römer nur zweyerley Mittel des Unterhaltes, den Ackerbau und den Krieg. Sie lebten entweder von den Früchten ihrer eigenen Arbeit, oder von den Erndten, die ihre Feinde geſäet hatten. Sobald aber die königliche Würde vertilgt war, begannen die Patricier, die wahren Oberherren des Staates, ſich den gröſten Theil der Ländereyen zuzueignen, und ihre Beſitzthümer unmerklich auf Koſten des Publikums zu erweitern. Umſonſt focht der Soldat zur Erweiterung der Gränzen des römiſchen Gebietes; die Groſen theilten die Früchte ihrer Arbeit, ohne ihre Gefahr zu theilen. Der verarmte Soldat ſah ſich gezwungen, Geld auf Wucher zu nehmen, und ward durch die ungeheuren Zinſen bald völlig zu Grunde gerichtet. Dem Gläubiger erlaubte das Geſetz, des nicht zahlenden Schuldners ſich zu bemächtigen und ihn bis zur Bezahlung der Schuld als Sklaven zu gebrauchen. Dies vielfache Elend reizte bald das Murren des Volks, das endlich von Bitten zu Drohungen übergieng. Tarquins Verſuch, die Krone wieder zu gewinnen, ſchien ihnen eine günſtige Gelegenheit, Rechte, deren ſie unbilligerweiſe beraubt worden waren, wieder geltend zu machen. Als die Conſuln daher um dem Tyrannen widerſtehen zu können, das gewöhnliche Aufgebot ergehen lieſen, fanden ſie zu ihrem äuſerſten Erſtaunen, daß alle Arme und Verſchuldete ſich weigerten, ſich unter die Fahnen zu ſtellen. Laut erklärten ſie, daß diejenigen, die die Vortheile des Friedens genöſſen, auch ſeine Gefahren dulden möchten; ſie, ihrerſeits, wären es müde, ihr Leben für nichts, oder, was noch ärger ſey, für Herrn aufzuopfern, die ihre Arbeiten geringſchätzten und ihres Elendes ſpotteten. Einen Staat, ein Vaterland, das ſie nicht ſchätzen wolle, erkennten ſie nicht; und Rom, das ihnen nichts als

J. d. St. 255.

Elend

Elend, Schulden und Unterdrückung darböte, sey nicht fähig ihre Anhänglichkeit zu fesseln. Nichts werde sie bewegen können zu seiner Vertheidigung ins Feld zu ziehen, als eine gänzliche Tilgung aller ihrer Schulden durch einen Senatsschluß.

Diese stürmende Menge suchte der Senat anfangs durch gelinde Mittel zu besänftigen; da er solche aber vergeblich fand, fieng er an, über eine so wichtige Angelegenheit mit Ernst zu rathschlagen. Einige stimmten für eine gänzliche Erlassung aller Schulden, als das einzige sichere Mittel, das Volk zu stillen. Andere schilderten die gefährlichen Folgen dieser Nachgiebigkeit und riethen, nur diejenigen in die Musterrollen einzutragen, die ihren Nahmen eingeben würden, und die übrigen mit Verachtung zu behandeln. Auf die Länge vereinigte man sich in dem Entschlusse, das drohende Uebel durch Aufschub abzuwenden, und einen Befehl bekannt zu machen, daß kein Schuldner während des Krieges beunruhiget werden sollte. Aber das Volk, dem der Senat diesen Aufschub als eine Gnade ankündigte, verwarf ihn mit Verachtung und Unwillen. Zu gut wußte es, daß bloß die Nähe des Feindes dem Senat ein Versprechen abgedrungen hätte, das er nach abgewandter Gefahr ohne Zweifel zurücknehmen würde, und beharrete standhaft auf seinen Forderungen. Die Zahl der Unzufriedenen wuchs mit jedem Tage; auch Minderarme aber Verschuldete vereinigten sich mit der tobenden Menge, es sey nun aus dem Gefühl der Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen oder aus jenem natürlichen Widerwillen, den alle Menschen gegen ihre Obern haben. In dieser Enge flüchtete der Senat, der den Staat am Rande des Unterganges schwanken sah, zu einem Hülfsmittel, das zwar itzt die gewünschte Wirkung leistete, im Lauf der Jahrhunderte aber dem Staat ver-

verderblich wurde. Da die Conſuln ihr Anſehen der Verwirrung der Zeiten nicht gewachſen fanden, ſo ſchlugen ſie dem Volke die Wahl einer obrigkeitlichen Perſon vor, die eine beſtimmte Friſt unumſchränkte Gewalt, nicht nur über alle Stände des Reichs, ſondern auch die Geſetze ſelber haben ſollte. Die Plebejer, die den Senat verabſcheueten, waren es zufrieden. Mit Freuden gaben ſie ihre eigene Macht hin, um nur diejenige ihres Obern vernichtet zu ſehen, und **Lartius** ward von ſeinen Gehülfen im Conſulat zum erſten **Dictator** Roms ernannt. So unterwarf dies Volk, das den Nahmen eines Königes nicht einmal konnte nennen hören, ſich ohne Murren einem Gewalthaber, der viel größere Macht beſaß. So ſehr dienen die Nahmen der Dinge die Gemüther der Menſchen zu täuſchen, und ſo gewiß iſt es, daß keine Verfaſſung dem Volke mißfällt, die ſeinen Vorurtheilen zuſagt. Dies war übrigens die erſte Unterbrechung der conſulariſchen Gewalt, die damalen etwa zehn Jahre gedauert hatte.

Zehntes Kapitel.

Von des erſten Dictators Wahl bis zur Wahl der Volkstribunen.

Der neuernannte Dictator ſäumte nicht, von der ihm zuerkannten Gewalt gehörigen Gebrauch zu machen. Umringt von ſeinen Liktoren und mit allen Inſignien der königlichen Würde geſchmückt, ſetzte er ſich mitten auf dem Markt auf einen Thron, und ließ nach Sitte der alten römiſchen Könige das Volk aufbieten. Voll Ehrfurcht für eine Obrigkeit, die

J. d. St. 255.

die ſie ſelbſt mit unumſchränkter Gewalt bekleidet hatten, ſtrömte die Menge herbey und ſtellte ſich gutwillig unter ihre Fahnen. Als die Latier dieſe Veränderung in der Verfaſſung des Staates vernahmen, verlohren ſie alle Hofnung, die ihnen die inneren Zwiſtigkeiten deſſelben eingeflößt hatten. Sie fanden es itzt am rathſamſten, gewiſſen Vergleichs-Vorſchlägen Gehör zu geben, die ihnen von Seiten Roms gethan wurden, und man vereinigte ſich über einen Einjährigen Waffenſtillſtand. Sogleich kehrte Lertius mit ſeinem Heer nach Rom zuruck, und legte nach Verlauf der ihm zukommenden ſechs Monate die Dictatur mit dem Ruhm nieder, daß er ſie mit tadelloſer Mäßigung verwaltet hätte. Im folgenden Jahre ſcheint man ſchon wieder eines Dictators bedurft zu haben; indem wir finden, daß **Poſthumus** mit dieſer Würde bekleidet geweſen, und nach verfloſſenem Waffenſtillſtande die Römer zu Verfolgung des Kriegs wider die Latier ins Feld geführet habe. Man erzählt uns, daß er den Feind beym **See Regillus** angetroffen, und wiewohl um die Hälfte ſchwächer, ihm eine ſo gänzliche Niederlage beygebracht habe, daß kaum der vierte Theil deſſelben mit dem Leben davon gekommen. Es würde jedoch weder lehrreich noch unterhaltend ſeyn, die mancherley Gefechte dieſes kriegeriſchen Volkes umſtändlich in einem Zeitalter zu beſchreiben, wo daſſelbe gewiſſermaſen noch in ſeiner Kindheit war, und ſeine Schlachten dem Handgemenge muthiger aber hartnäckiger Männer glichen, die mehr durch Tapferkeit als Kriegskunſt das Schickſal des Tags entſchieden. So erzählt man uns zum Beyſpiel von dieſer Schlacht, daß der Dictator die Adler habe unter die Feinde werfen laſſen, um die Seinigen zu ihrer Wiedereroberung aufzumuntern, und daß er den Pferden die Zügel habe abnehmen

heißen,

heiſſen, damit ihr Angriff deſto reiſſender und unaufhaltſamer ſeyn möge. Feldherrn, die dergleichen Befehle geben können, mögen wohl den Nahmen tapferer Männer verdienen, denjenigen guter Befehlshaber verdienen ſie ſchwerlich. Da der Feind, mit dem ſie zu thun hatten, jedoch noch unwiſſender, als ſie ſelber, war, ſo mußte er Roms Ueberlegenheit anerkennen, und um einen neuen Waffenſtillſtand bitten. Dieſen geſtand der Dictator zu, triumphierte und legte ſeine Würde nieder.

Mit einigem Grunde hofften die Soldaten nach ihrer Heimkunft aus einem ſo glorreichen Feldzuge, daß ihre Gläubiger ſie wenigſtens eine Zeitlang in Ruhe und jener Sicherheit würden genießen laſſen, die ſie dem Staate erfochten hatten. Allein ſie irrten ſich. Von neuem wurden die Gerichtshöfe eröfnet und die Verfolgung der Gläubiger begann mit gröſſerer Strenge denn jemalen. Fruchtes Murren erwuchs daraus, und um auf alle beſorgliche Folgen deſſelben gefaßt zu ſeyn, wählte der Senat den Appius Claudius, einen Mann von ſtrengen Sitten, unbiegſamer Rechtſchaffenheit und unerſchütterlicher Anhänglichkeit an die Geſetze, zu einem der Conſuln des folgenden Jahres; um jedoch ſeine Strenge zu mildern, gaben ſie ihm den **Servilius** zum Amtsgenoſſen, einen leutſeligen und gütigen Mann, der eben ſo beliebt beym Volk als Appius ihm verhaßt war. Als die Klagen des Volks daher vor den Rath kamen, waren dieſe beyden obrigkeitlichen Perſonen, wie leicht zu erachten, ganz entgegengeſetzter Meynung. Servilius, voll Mitleid mit den Drangſalen der Armen, rieth, alle Schulden zu tilgen, oder wenigſtens die Zinſen derſelben zu mindern. Appius hingegen beſtand mit ſeiner natürlichen Strenge darauf, daß die Geſetze ſeines Vaterlandes unverletzlich beobachtet

werden ſollten. Erleichterung der Schuldner, ſagte er, ſey Ungerechtigkeit gegen die Gläubiger, würde den Liederlichen und den Müſſiggänger auf Koſten des Betriebſamen und Mäßigen aufmuntern, und als ein Beweis der Schwäche des Senats dem Uebermuth des Pöbels neue Nahrung geben.

Das Volk, von dieſer verſchiednen Denkungsart der Conſuln über ſeine Angelegenheiten unterrichtet, überhäufte den Servilius mit Merkmalen von Dankbarkeit, während Appius das Ziel ſeiner Verwünſchungen und Drohungen war. Von neuem begann es ſich zuſammen zu rotten, nächtliche Zuſammenkünfte zu halten, und über eine neue Staatsumwälzung zu brüten, als mit einmal ein ungewöhnlich jammervolles Schauſpiel alle ſeine Leidenſchaften empörte und der glimmende Unwille in helle Flammen ausbrach.

Ein römiſcher, bereits bejahrter Soldat kam mit Ketten beladen, wiewohl nicht ohne Spuren ehemaliger beſſerer Lage in ſeinem Anſtande, daher gerannt, um unter ſeinen Mitbürgern Schutz zu ſuchen. Er war mit Lumpen bedeckt, ſein Geſicht war blaß und ausgehungert, ſein langer und verwirrter Bart und ſeine ſträubigen Haare, die in wilder Unordnung um ſeine Schläfe flogen, vermehrten das Gräßliche ſeines Anzuges. Man kannte ihn jedoch als einen tapfern Mann; man wußte, daß er ſich in manchen Schlachten hervorgethan hatte; er ſelbſt zeigte die Narben ſeiner Wunden, zugleich aber auch noch blutige Striemen ſo eben empfangener Geißelhiebe. Schon ſein Anblick erregte das Mitleid der Menge, noch mehr that es ſeine Geſchichte. Während er im letzten Kriege wider die Sabiner das Vaterland vertheidigt hatte, war ſein kleines Erbe nicht nur unbebaut liegen blieben, ſondern der Feind hatte es auch geplündert und

ſein

ſein Haus eingeäſchert. In dieſer Lage war er zu ſeinem Unterhalt gezwungen worden, Geld aufzunehmen, zu deſſen Abbezahlung er ſein Erbe verkaufen mußte. Da dieſes aber nicht hinreichte, hatte ſein fühlloſer Schuldherr ihn ins Gefängniß geſchleppt, wo er nicht nur mit Ketten belaſtet, ſondern auch von den Geißeln des Nachrichters, ſeines ihm zugeordneten Peinigers, zerfleiſcht worden war. Dieſe Erzählung, welcher ſeine noch friſchen Wunden Nachdruck gaben, empörte das Volk zu einem augenblicklichen Aufruhr. Unaufhaltſam ſtürmte es dahin, um ſowohl an dem eigentlichen Verbrecher, als an dem ganzen Körper ſeiner Dränger Rache zu nehmen. Appius rettete ſich durch die Flucht. Servilius legte die Zeichen der Conſulwürde ab, und warf ſich mitten in den wüthenden Haufen, flehete, ſchmeichelte, ermahnte zur Geduld, verbürgte ſich, daß der Senat ihnen Gerechtigkeit leiſten ſolle, verſprach, ihre Sache aufs wärmſte zu verfechten, und um ſie auf der Stelle von ſeinen guten Geſinnungen zu überzeugen, ließ er ausrufen, daß kein Bürger Schulden halber behelligt werden ſollte, bis der Senat weitere Verfügung getroffen hätte.

Serviliis Vorſtellungen dienten für diesmal den Unwillen des Volks gewiſſermaßen zu dämpfen, und ſchon wollte der Senat ſeine Rathſchlagungen über dieſe wichtige Angelegenheit beginnen, als Nachricht einlief, daß die Volſcer mit einem zahlreichen Heere grades Weges gegen Rom anrückten. Dies Ereigniß war grade das, was die Menge mit feuriger Erwartung wünſchte. Itzt beſchloſſen ſie den Edlen zu zeigen, wie wenig die Macht der Reichen vermag, wenn ſie durch die Stärke der Menge nicht unterſtützt wird. Das Aufgebot geſchah; kein Menſch leiſtete Gehorſam. Schuldner und Gefangene ſchut-

telten ihre Ketten, und fragten mit höhniſchem Lächeln, ob dies die Waffen ſeyen, mit denen ſie dem Feind begegnen ſollten?

In dieſem Zuſtand innerer Zerrüttung und von draußen drohenden Einbruches ſchwankte Rom am Rande ſeines Unterganges, als Servilius, der als Conſul das Heer anführen mußte, ſich noch einmal aufs Bitten legte, und das Volk beſchwor, ihn in dieſer Enge nicht zu verlaſſen. Um ſie noch mehr zu begünſtigen, verbot er in einem zweyten Edict, daß kein Bürger während des Kriegs ins Gefängniß geworfen werden ſollte, und verſprach ihnen bey ihrer Heimkunft völlige Genugthuung. Durch dieſe Verheißungen ſowohl, als durch ihre Zuneigung zu ſeiner Perſon gewann er ſie noch einmal. Schaarenweiſe ſtellten die Krieger ſich unter ſeine Fahnen: er führte ſie wider den Feind und gewann einen vollkommenen Sieg. Am tapferſten ſtritten die Schuldner und ehmaligen Mißvergnügten. Um ihren Heldenmuth zu belohnen, überließ er ihnen die Plünderung des feindlichen Lagers, ohne dem Herkommen gemäß einen Theil der Beute für den Schatz zurück zu behalten — eine Maasregel, die vielleicht Schuld daran war, daß der Senat ihm nach ſeiner Heimkunft die Ehre des Triumphs verſagte.

Kaum waren die Schrecken vor dem Feinde verſchwunden, als die vorigen Grauſamkeiten erneuert wurden. Appius, immerfort noch unnachgiebig, bevollmächtigte die Gläubiger, ihre Strenge zu erneuern, und Schuldner wurden nach wie vor ins Gefängniß geſchleppt und gemißhandelt. Umſonſt flehten ſie Servilius um Beyſtand an, welcher zu mild und nachgebend war, um dem Ungeſtüm ſeines Gehülfen das Gleichgewicht zu halten. Umſonſt beriefen ſie ſich auf die Verheißungen, die ihnen vom Se-

nat

nat geſchehen waren. Taub gegen ihr Geſchrey, ſah dieſer Staatskörper, ohne drein zu reden, Schuldner bis auf den Markt verfolgt und nur durch die beſchirmende Menge vom Gefängniß und der Geiſſel gerettet. Die Annäherung eines noch zahlreicheren Feindes, als der itzt Bezwungene war, verzögerte ihre Rache ein wenig. Die Sabiner, Aequier und Volſcer, recht, als wenn ſie die Abſichten des Volks unterſtützen wollten, thaten einen neuen Einfall, und die Bürger weigerten ſich zu dienen, bis ihre Beſchwerden gehoben wären.

In dieſer gefährlichen Lage ſah der Senat ſich genöthigt, zu ſeinem gewöhnlichen Hülfsmittel, der Wahl eines **Dictators**, zu flüchten. Appius rieth ſelbſt zu dieſer Maasregel, in Hoffnung, daß man ihn wählen würde; allein der Senat fühlte, daß ſo eine Gewalt in den Händen eines Mannes, der diejenige, die er ſchon beſaß, mit ſo weniger Mäßigung gebrauchte, gefährlich werden könne, und wählte den **Marius Valerius**, einen alten Senator, von milden und gütigen Geſinnungen, beliebt beym Volk, und entſproſſen von ſeinem großen Verehrer, deſſen Nahmen er trug. Valerius, welcher ſich im Herzen auf die Seite der Plebejer neigte, wählte **Quintus**, den Bruder ihres großen Idols Servilius, zu ſeinem **Magiſter Equitum**, und verſicherte ſie in voller Verſammlung, daß, wenn ſie ihm freywillig folgen wollten, ihren Beſchwerden nicht nur abgeholfen, ſondern ihre Umſtände auch durch den Raub des Feindes verbeſſert werden ſollten. Mittlerweile befreyete er ſie von jeder unmittelbaren Verfolgung ihrer Schuldherrn, und gebot ihnen, ihm ins Feld zu folgen. Es war ſo etwas Ehrfurcht heiſchendes in der Würde eines Dictators, und das Volk hegte ſo tiefe Achtung für dieſelbe, daß ſie nicht nur den Unwillen dieſes unum

ſchränkten Gewalthabers fürchteten, ſondern auch ſein Verſprechen für zuverläſſig bindend hielten. Sie ſtellten ſich alſo auf ſeinen Befehl, rückten ins Feld, und brachten den Feind ohne Mühe zum Gehorſam: die eroberten Ländereyen wurden unter die Soldaten ausgetheilt.

Nach ſeiner Heimkunft verlangte der Dictator, daß der Senat Verſprechungen erfüllen ſollte, für deren Erfüllung er mit Wort und Eidſchwur ſich verhaftet hatte; aber Appius, ſeines Steiffinns Sklave, rückte ihm in bittern Ausdrücken ſeine niederträchtige Herablaſſung zur Menge vor, und brachte die Mehrheit der Stimmen auf ſeine Seite. Unfähig, mit einer ſo mächtigen Gegenparthey zu kämpfen, legte Valerius die Dictatur nieder, und erklärte, daß es einem ſiebenzigjährigen Greiſe gezieme an die Ruhe und nicht an Zänkereyen zu denken.

Des Volkes Unwille loderte itzt zu einer gefährlichen Höhe empor, es rottete ſich ins Geheim zuſammen, und entwarf einen Plan, ſich von Gebietern zu trennen, deren Verſprechungen eben ſo verächtlich als ihre Tyranney unerträglich war. Die heftigſten Maasregeln ſind der Menge gewöhnlich die willkommenſten. Es fehlte nicht an Maulhälſen, die alles umzubringen vorſchlugen, was dem Volk am abholdeſten ſey. Die Conſuln wußten ſo gut als der ganze Senat, wie gefährlich es war, das Volk in dieſer Gährung zu beurlauben und beſchloſſen daher, es unter dem Vorwande, daß der Feind noch nicht völlig bezwungen ſey, und ſich zu einem neuen Einfall rüſte, im Felde zu behalten. Durch dieſen Kunſtgriff geriethen die Soldaten in Verlegenheit. Der Kriegseid, den ſie bey ihrer Anwerbung abgelegt hatten, verbot ihnen, ihre Waffen niederzulegen und ihre Fahnen zu verlaſſen, und dennoch machte ihr friſch erlittenes

Un-

Unrecht ihnen den Gedanken unerträglich, noch einmal für ihre Unterdrücker zu kämpfen. Sie wählten endlich eine Art von Mittelweg. Sie beschlossen, eine Stadt zu verlassen, die ihnen keinen Schutz gewährte, und eine neue Pflanzstadt außerhalb ihrer Gränzen anzulegen. Sie nahmen daher ihre Fahnen, veränderten ihren Befehlshaber, und zogen unter Anführung eines Plebejers, Nahmens **Sicinius Velutus** auf einen Berg, der von der Zeit an der verwünschte Berg genannt wurde, und ohngefähr drey Meilen von Rom an den Ufern des **Anio** lag.

Die Zeitung von diesem Abfall erfüllte die Stadt mit Unruhe und Bestürzung; viele, die dem Heere wohlwollten, versuchten auf alle mögliche Weise über die Mauern zu klettern, um sich mit ihm zu vereinigen, denn die Thore waren auf Befehl des Senats sogleich geschlossen worden. Väter, die unter den Aufrührern Söhne hatten, warten ihnen ihre Entartung vor; Weiber wehklagten über den Verlust ihrer Männer, und alles reiste zu einem Bürgerkriege. Der Senat war um nichts ruhiger als die übrigen; einige stimmten für gewaltthätige Maasregeln, und riethen Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; andere waren der Meynung, daß man gelindere Mittel versuchen müsse, indem selbst ein Sieg über solche Feinde ärger, denn eine Niederlage seyn würde. Am Ende beschloß man, Bothschafter zu senden, die das Heer ermahnen sollten, heimzukehren, und ihre Beschwerden vorzutragen, wogegen ihnen eine gänzliche Vergessenheit alles Vorgefallenen zugesichert wurde. Mit Verachtung ward diese Gesandschaft zurückgeschickt, und der Senat sah sich genöthiget, seine Berathschlagungen wieder von neuem anzufangen.

Nachdem er zu dem Ende neue Conſuln gewählt hatte, (ein Geſchäft, das nicht ohne Schwierigkeit zu Stande gebracht wurde, indem ſich niemand zu einer bey gegenwärtigen Umſtänden ſo mißlichen Würde melden wollte) wurden die Berathſchlagungen mit einem Ernſt wieder vorgenommen, der der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſen war. **Menenius Agrippa**, einer der beſten und weiſeſten Senatoren, war der Meynung, daß man dem Volke nachgeben müſſe, indem die römiſche Herrſchaft ohne ſolches weder erweitert noch behauptet werden könnte. Der letzte Dictator Valerius unterſtützte ſeine Meynung mit einer ſeinem Alter ungewöhnlichen Wärme. Er warf dem Senat ſeine Doppelartigkeit vor, und zeigte, wie gerecht und wie nöthig es ſey, daß das Volk ſeinen Theil an jenen Genuſſen habe, die der Reiche allein zu verſchlingen meyne. Dagegen declamirte Appius, ſeinen Grundſätzen getreu, mit großer Heftigkeit auch gegen die kleinſte Rückſicht auf die Wünſche der Menge. Dem Volke als Feind etwas einzuräumen, was man ihm als Freund abgeſchlagen hatte, bemerkte er, würde ein Beweis ihrer Furcht, nicht ihrer Gerechtigkeit ſeyn; die jungen Patricier mit ihren Klienten wären im Nothfall hinreichend die Stadt zu vertheidigen, geſetzt auch, daß ihre undankbaren Bewohner ſie verlaſſen ſollten; die Menge wiſſe ihren Forderungen nie ein Ziel zu ſetzen, und jede Einräumung würde friſche Forderungen und lautere Zudringlichkeiten hervorbringen. Der große Hauſe der Senatoren, dem das Volk vorzüglich ſchuldig war, bedurfte nicht nur ſo ſcheinbarer Gründe zu Verhüllung ſeines Geitzes; auch die Jüngern fanden durch das Zutrauen des Redners ſich geſchmeichelt, und jauchzten ihm mit unanſtändigem Eifer Beyfall. Allein die Conſuln, welche alles dieſes Wortgepräng-

ces ohngeachtet die Nothwendigkeit einſahen, dem Volke nachzugeben, eilten durch Aufhebung der Verſammlung einem übereilten Senatſchluſſe vorzubeugen, und ermahnten die jüngern Senatoren zu gleicher Zeit zu gröſſerer Beſcheidenheit, in deren Ermangelung ſie ein Geſetz vorzuſchlagen drohten, durch welches alle unter einem gewiſſen Alter von den Sitzungen ausgeſchloſſen werden ſollten.

Die Drohung fruchtete, und bey der nächſten Sitzung beſchloß man, ohngeachtet der eigenſinnigen Widerſetzlichkeit des Appius, und ohngeachtet des fürchterlichen Streiches, welcher den Vermögen vieler Mitglieder dadurch verſetzt wurde, ſich mit dem Volk in Unterhandlung einzulaſſen, und ihm Anerbietungen zu thun, die es zur Rückkehr bewegen könnten. Zehn Bevollmächtigte wurden zu dem Ende abgeſchickt, an deren Spitze **Largius** und **Valerius**, die beyden ehmaligen Dictatoren, waren, wie auch **Agrippa**, gleich beliebt beym Senat und Volk. — Die Würde und Beliebtheit dieſer Abgeſandten verſchafften ihnen eine ehrenvolle Aufnahme beym Heer, und eine lange Unterhandlung folgte. Largius und Valerius verſchwendeten alle Stärke ihrer Redekunſt; während **Sicinius** und **Lucius Junius**, die Wortführer der Menge, ihre Bedrängniſſe mit jener männlichen Beredſamkeit darſtellten, deren Lehrerin die Natur iſt. Schon eine lange Weile hatte die Unterredung gedauert, als Agrippa, ein Mann, der urſprünglich Plebejer geweſen war und folglich am beſten wußte, welche Art von Beredſamkeit beym Pöbel am meiſten auszurichten pflege, ihnen jene berühmte Fabel erzählte, die uns **Livius** aufbehalten hat. „In alten Zeiten, da jedes Glied des Leibes noch für ſich ſelbſt denken und wollen konnte, beſchloſſen einſtens alle mit einander einmüthiglich, ſich wider den Bauch

zu empören; ſie könnten nicht abſehen, ſagten ſie, warum ſie ſich vom Morgen bis in die Nacht in ſeinen Dienſten abarbeiten ſollten, während er, wollüſtiger Ruhe pflegend, ſich auf ihrer aller Koſten mäſtete; ſie wurden demnach eins, ihn nicht weiter zu unterhalten. Die Füße gelobten, ihn nicht weiter zu tragen; die Zähne ſchwuren keinen Biſſen Speiſe mehr zu zermalmen, wenn man ihn gleich zwiſchen ſie ſtecke. Sie hielten dieſen Entſchluß eine Weile mit vielem Eigenſinn, fühlten aber bald, daß, ſtatt den Bauch durch dieſe Maasregel zu demüthigen, ſie ſich nur ſelbſt zu Grunde richteten; eine Zeitlang ſchmachteten ſie, und merkten zu ſpät, daß der Bauch es ſey, dem ſie, die Kraft zu arbeiten, und den Muth zu Meutereyen verdankten."

Eine Fabel von ſo einleuchtendem Sinne wirkte auf der Stell[illegible] Einmüthig ſchrien ſie, daß Agrippa ſie nach Ro[illegible] zurückführen ſollte, und rüſteten ſich ſchon ihm zu folgen, als obgenannter Lucius Junius ihren Ungeſtüm mit der Bemerkung dämpfte, daß ſie die gütigen Anerbietungen des Senats zwar mit Dank zu erkennen hätten, in der That aber für die Zukunft noch gegen ſeinen Unwillen nicht geſichert wären: es ſey daher nothwendig, daß eine neue Staats-Würde errichtet würde, deren Bediente jährlich aus ihrem eigenen Mittel gewählt, und mit der Vollmacht angeſtellet würden, dem bedrängten Mitburger Genugthuung zu verſchaffen, und die Sache des gemeinen Weſens zu verfechten.

Das Volk, immer der Meynung des letzten Wortführers, gab dieſem Vorſchlage lauten Beyfall, zu deſſen Bewilligung jedoch die Vollmacht der Abgeordneten nicht hinreichte. Sie ſchickten daher um neue Verhaltungsbefehle an den Senat, und dieſer, der innern Zwiſtigkeiten müde und von außen mit neuen

neuen Einbrüchen bedroht, beſchloß den Frieden zu jedem möglichen Preiſe zu erkaufen, und willigte, bis auf Appius Widerſprüche, einmüthig in die Ernennung der neuen Staatsbedienten, die den Nahmen der **Volkstribunen** erhielten.

Dieſer Volkstribunen waren anfangs nur fünfe, ihre Zahl ward aber in der Folge verdoppelt. Sie wurden jährlich durch das Volk, und gewöhnlich aus ſeinem Mittel gewählt. Sie hatten die Macht, alle Senatſchlüſſe zu vernichten, die ihnen dem Volke nachtheilig ſchienen, und um ihre Bereitwilligkeit, auch den Niedrigſten zu beſchützen, anzuzeigen, waren ihre Thüren zum Empfange der Unzufriedenen Tag und Nacht offen. Zu Anfange wurden ihnen Stühle vor die Thüre des Senathauſes geſetzt, wo ſie verweilen mußten, bis man ſie zur Unterſuchung eines gefaßten Schluſſes hereinrief. Dieſen konnten ſie dann durch das einzige Wort **Veto** entweder vernichten, oder durch Unterzeichnung des Buchſtabens T. rechtskräftig machen. Ihre Perſonen waren unverletzlich; und wiewohl ſie durch keins der gewöhnlichen Staatsinſignien, weder durch den curuliſchen Stuhl, noch durch die Faſces ausgezeichnet wurden, ſo gab die negative Stimme, die ſie bey allen Senatſchlüſſen hatten, ihnen doch einen ſehr groſſen Einfluß. Ihr Anſehen erſtreckte ſich jedoch nicht auſſerhalb den Mauern Roms; ſie durften keinen Tag aus denſelben abweſend ſeyn, und, was ihren Einfluß am meiſten minderte, ein einziger von ihnen konnte durch Weigerung ſeines Beytritts die Maasregel aller übrigen zuſammen vereiteln: ein Umſtand, den der Senat ſehr bald nutzen lernte, indem er bey jeder ihm unangenehmen Maasregel nur Einen gewinnen durfte, um die Abſichten aller übrigen zu hintertreiben.

Als solchergestalt die neue Würde errichtet war, wurden **Sicinius Dentatus**, **Caius Licinius**, **Lucius Junius**, **Albinus**, und **Icilius Ruga** durch die Stimmen des Volks zu den ersten Tribunen gewählt: der Senat ließ ein Edict ausgehn, durch welches alle Schulden aufgehoben wurden, und da itzt auf beyden Seiten alles berichtigt war, opferte das Volk den Göttern des Berges und kehrte siegprangend nach Rom zurück.

Eilftes Kapitel.

Von der Wahl der Tribunen bis zur Ernennung der Decemvirn.

J. d. St. 260.

Bis hieher haben wir das Volk mit der übermäßigen Gewalt des Senats kämpfen sehen; itzt aber beginnet ein Zeitraum, in welchem der Senat wider die überhandnehmende Macht des Volks kämpfte: ein Zeitraum, in welchem das letztere seine eigene Kraft inne geworden, und einmal in Bewegung geschnellt, mit unwiderstehlicher Gewalt alles vor sich nieder wirft. Der erste Vortheil, welchen die Tribunen erhielten, war die Erlaubniß zwo jährliche Amtspersonen, die ihnen in den ermüdendsten Zweigen ihrer Pflicht beystehn sollten, aus dem Volke zu wählen. Von der Aufsicht, die ihnen über die öffentlichen Gebäude, Wasserleitungen und Cloaken übertragen wurde, bekamen sie den Nahmen der **Aedilen**. Es wurden ihnen aber auch verschiedene Geschäfte angewiesen, die bisher die Consuln verwaltet hatten. Ihnen kam es zu, darauf zu sehen, daß niemand mehr Ländereyen anschaffe, als ihm das Gesetz erlaube; in

Zeiten

Zeiten einer Hungersnoth für Korn und Oel zu sorgen, und jedem Alleinhandel, den die Aufkäufer solcher Unentbehrlichkeiten an sich reissen möchten, zu steuren. Nachdem das Volk diese Vorrechte erreichet hatte, und in allen seinen Forderungen zufrieden gestellt war, zog es wider die **Antier** und **Volsker** zu Felde, eroberte **Corioli**, eine ihrer Hauptstädte, und schlug den Feind bald nachher mit großem Blutvergießen. Diese Schlacht war es, in welcher **Marcius** sich den ehrenvollen Zunahmen des **Coriolers** erwarb.

Sich blähend auf diesen gedoppelten Sieg, den es beydes über den Senat und über den Feind gewonnen hatte, ermangelte die stürmische Menge nicht, ihrem Hang zu Unruhen bey der nächsten Gelegenheit wieder vollen Spielraum zu geben. Während der letzten Spaltungen war der Ackerbau gänzlich vernachläßigt geblieben, und eine Hungersnoth war eine natürliche Folge davon. Der Senat that alles mögliche, um die Dranßale des Volks zu erleichtern, aber dieses, durch den Mangel gespornt, und willig, jedem andern, nur sich selbst nicht die Schuld beyzumessen, schrieb die ganze Landplage dem Geitze der Patricier zu, die, um sich wegen der aufgehobnen Schulden schadlos zu halten, das Korn aufgekauft hätten und es nun mit ungeheurem Aufgelde wieder verkaufen wollten. Dies war jedoch nicht alles, dessen man sie beschuldigte. Um die Zahl der Bürger zu dieser Zeit des Hungers zu mindern, hatte der Senat einen Theil derselben nach **Veliträ**, einer Stadt der Volsker geschickt, die neuerdings durch die Pest war entvölkert worden. Dies erregte ein Murren unter dem Volk, das von den Tribunen angeblasen, bald stürmisches Geschrey ward. Ein solches Verfahren, riefen sie, sey ein bloßer Kunstgriff, um die Bürger,

die

die dem Adel lästig wären, zu entfernen; es sey wenig anders als eine ursachlose Verbannung der tapfersten Staatsbürger, und ein Versuch, durch Minderung der Volkskräfte seine eigene zu stärken. Diese Vorspiegelungen wurden so sorgfältig verbreitet, daß eine Volksversammlung gehalten werden mußte, in welcher die Consuln und Tribunen dem Volke in die Wette zuredeten. Mit Ungestüm ward der Zwist geführt. Mit jedem Augenblick ward man wärmer, die Consuln behaupteten, daß die Tribunen kein Recht hätten, zu den Volksversammlungen zu reden; die Tribunen ihrerseits beriefen sich auf die Heiligkeit ihres Amtes und nannten jede Störung in Verwaltung desselben, Majestäts-Verbrechen und Hochverrath. Das Volk stimmte ihnen einmüthig bey; was immer einer seiner Führer vorzuschlagen beliebte, beliebt' es zu genehmigen, und so ward ein Gesetz gegeben, daß kein Mensch sich unterstehen sollte, die Tribunen, während sie zu dem Volke redeten, zu unterbrechen: ein Gesetz, das ihrem Ansehen einen merklichen Zuwachs gab; denn mit dem Recht den Vortrag bey der Versammlung zu thun, gewannen sie zugleich dasjenige, es nach Belieben zu lenken.

Nach diesen Geschichten genoß der Staat einer vorübergehenden Ruhe; ein Theil des Volks flüchtete in seine Häuser und ertrug die Drangsale des Hungers mit resignirender Schlafheit; andere fielen ins Gebiet der Feinde und kamen mit Beute heim. Nicht lange aber, so erneuerte der kehrende Ueberfluß jenen Geist der Unruhe, den die Fortdauer des Hungers gedämpft, aber nicht geknicket hatte. Eine große Flotte mit Korn aus Sicilien beladen, dessen einen Theil ein König dieses Landes Nahmens Gelo den Römern verehrte, den andern aber der Senat mit dem Gelde des Schatzes erkauft hatte, belebte ihren

Muth

Muth noch einmal, und gab ihrem Hange zu Streitigkeiten neuen Zunder. Als im Senat gerathschlaget wurde, auf was Weise diese reichliche Zufuhr vertheilt werden sollte, so entstanden heftige Zänkereyen. Einige riethen, einen hinlänglichen Vorrath davon unentgeldlich unter die Armen auszutheilen, andere meinten, man sollte es, um den Schatz wieder zu entschädigen, zu einem niedrigen Preise verkaufen; als aber an Coriolan die Reihe zu reden kam, drang er drauf, daß durchaus nichts davon vertheilt werden sollte, bis die letzten Eingriffe, die das Volk in die Rechte des Senats gethan habe, berichtigt, und die alte Regelgerechtheit des Staats wieder hergestellt wäre. „Wie lange, rief er, wollen wir's dulden, daß der Staat durch zwo Gewalten zerrissen werde, deren Spaltungen ihn über lang oder kurz durchaus zu Grunde richten werden! Wie lange wollen wirs dulden, daß Tribunen Gesetze geben und Rom mit unbeschränkter Gewalt beherrschen, wir, die wirs verachteten, uns vor Königen zu beugen. Wenn Meuter und Aufrührer zu Rom nicht bleiben wollen, so mögen sie noch einmal ihren Berg beziehen; besser überall nicht herrschen, als mit den Hefen des Pöbels die geschändete Herrschaft theilen." — So aufwiegelnde Worte, und so gewaltthätige Maasregeln entzündeten die Flammen der Zwietracht. Im ersten Anfall ihres Grimmes wollte die Menge über den ganzen Körper des Senats herfallen, aber die Tribunen zügelten ihre Wuth, und lenkten sie auf Coriolan, den sie dem Untergange weiheten. Dieser blieb unerschüttert; kühn, nüchtern, und unbeugsam von Natur, vereinigte er mit diesen angebohrnen Anlagen die erworbenen Tugenden einer großen Ehrfurcht für die Gesetze, großer Kriegskunde und unbegrenzter Anhänglichkeit an seine Mitbürger, oder vielmehr an

den

den Theil derselben, dessen Sache er zur seinigen gemacht hatte. Mit Verachtung behandelte er die Verladung der Tribunen, und als diese die Aedilen abschickten, um ihn zu greifen und vor das Volk zu schleppen, sammlete sich ein Haufe junger Patricier um ihren Liebling, griff die Aedilen an, und trieb sie nach einem kurzen Handgemenge in die Flucht. Dies war die Losung zu allgemeinem Aufruhr. Aus allen Gegenden der Stadt stürmte der Pöbel herbey, und ohne Zweifel wär es auf der Stelle zum Bürgerkriege gediehen, wenn die Consuln dem Volke nicht gänzliche Genugthuung verheissen hätten. Die Tribunen verlangten, daß Coriolan als Aufrührer und Verächter der Volks-Majestät vom Tarpejischen Felsen heruntergestürzt werden sollte. Sie verdammten ihn sogar, ohne die Stimmen des Volks zu sammeln. Sie waren im Begrif sich seiner Person zu bemächtigen, als die Patricier ihn noch einmal retteten.

So viel Entschlossenheit auf einer Seite und so viel Anmaßung auf der andern, hielt die Menge eine Zeitlang in Ungewißheit schwebend; sie fürchtete sich ihren Verfechtern wider Männer beyzustehn, die ihre Feldherrn und Anführer gewesen waren, und schauete dem Kampfe mit zitternder Unentschlossenheit zu. Ihre Saumseligkeit zum Beystande erregte bey den Tribunen die Besorgniß, daß sie etwa zu weit gegangen seyn möchten; sie verlangten daher, daß Coriolans Sache vor das Volk gebracht, daß der Schuldige vor einem Richterstuhle abgehöret würde, von welchem keine Berufung statt fände. Die Patricier, von Coriolans Unschuld überzeugt, begierig aber, dem Staat den Frieden zu geben, liessen sich diese Maasregel gefallen, und der Tag zum Verhör ward angesetzt. Coriolan fragte die Tribunen, wessen sie ihn

zu

zu beſchuldigen dächten, und da ſie erwiderten, des Hochverraths und unumſchränkter Herrſchbegierde, ſo unterwarf er im Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld dem Verhöre ſich ohne Weigern.

Der beſtimmte Tag erſchien. Schwule Erwartung ſchwellte die Bruſt aller Theilnehmer, und aus den umliegenden Gegenden floß eine Menge Volks zuſammen, die das Forum füllte. Mittlerweile theilten die Tribunen das Volk nach Zünften, nach welchen es auch, Mann für Mann, ſtimmen ſollte, nicht aber nach Centurien, wie ſeit den Zeiten des Servius Tullius gebräuchlich geweſen war. Vermöge dieſes Kunſtgriffs ward der Senat durch das Uebergewicht der Volkszahl überſtimmt und alles Einfluſſes auf die Verhandlungen beraubt. Er ermangelte nicht, ſich dagegen zu ſträuben; da er aber die Sache Coriolans nicht gerne zu ſeiner eigenen machen wollte, ſah' er ſich genöthigt, auch dieſen Gewaltſtreich der Plebejer zuzugeben. Inzwiſchen wollten die Conſuln doch wenigſtens einen Verſuch machen, den Beklagten zu retten. Einer derſelben beſtieg das Roſtrum, ſchilderte Coriolans Verdienſte um den Staat, zeigte, wie wenig man auf einige wenige in der Hitze entfahrne Worte achten müſſe, erklärte, daß der ganze Senat für den Beklagten eine Vorbitte einlege, und verlangte, daß die Tribunen ſich auf die einzige Beſchuldigung, deren ſie erwähnt hätten, nehmlich daß Coriolan nach der höchſten Gewalt ſtrebe, einſchränken ſollten. Hierauf erwiderte Sicinius: er werde wider den Beſchuldigten alles anführen, was ſeine Schuld erweiſen könne; der Staat habe von ſeinem Einfluſſe und der Menge ſeiner Schutzgenoſſen zu viel zu fürchten, als daß man nicht jedes Hülfsmittel anwenden müſſe, ihm Sicherheit

zu verschaffen; feige Gefälligkeit für die Bitten des Senats gezieme ihm nicht, sondern Wachsamkeit für die Erhaltung des Gemeinwesens, und schon der Versuch die Macht des Volks zu brechen, das ein unstreitiges Recht sich selbst zu regieren habe, sey Verbrechen.

Mit einer Unerschrockenheit, die eines bessern Schicksals würdig war, erschien Coriolan itzt vor dem Volk. Die Hoheit seines Anstandes, seine männliche Beredsamkeit, die Zunahmen derer, die er dem Feinde entrissen hatte, neigeten das Volk zum Mitleiden. Er begann mit Aufzählung aller Schlachten, die er geschlagen, und aller Posten, die er behauptet; er zeigte die mancherley Kronen, die er als Belohnungen seiner Verdienste von seinen Feldherren empfangen; er entblößte vor dem Blick der Menge die zahlreichen Wunden, die er in Erwerbung derselben davon getragen hatte; er nannte die Mauerlücken, in die er hinein gedrungen war, und die Leben, die er gerettet hatte, und rief diejenigen, die aus deren Anzahl gegenwärtig waren, auf, um die Wahrheit seiner Erzählung zu bezeugen. Mit den rührendsten Ausdrücken flehten diese ihre Freunde, ein Leben zu schonen, dem sie das ihrige zu verdanken hätten; sie erboten sich für ihn zu sterben, wenn die beleidigte Volksmajestät ein Opfer verlange. Eine Vertheidigung, wie diese, eine solche Ruhe des Tons, eine solche Festigkeit des Geistes, schien nur der Unschuld möglich zu seyn, und versöhnte jeden Zuschauer; manche riefen, daß ein so wackerer Mann einen Triumph verdiene und nicht den Tod, und daß sein Verhör selbst ein Vorwurf für die Nation sey. Schon wollte die schwindelnde Menge ihn lossprechen, als **Decius**, der Tribunen Einer, ein Mann von fließender Beredsamkeit, aufstand. „Durch welche Kunstgriffe, rief

rief er, der Senat uns auch verhindern mag, auf jene hochverrätherischen Reden zu dringen, die in der Mitte seines ehrwürdigen Zirkels ausgesprochen und auf die Vernichtung der Volksvorrechte berechnet waren, so sind wir jedoch keineswegs damit abgefunden: was Coriolan gesprochen hat, möge vergessen werden; wir haben Thatsachen, über die wir ihn auffordern sich zu vertheidigen. Ein altes Gesetz unter uns gebeut, daß alle Beute, die dem Feinde abgenommen wird, zum Gebrauch des Gemeinwesens bestimmt, und, unberührt vom Feldherrn, dem öffentlichen Schatze überliefert werde. Dies in sich selbst so billige und von unsern Altvordern unverletzlich beobachtete Gesetz ist durch diesen Mann gebrochen worden, der als Beklagter vor euch steht. Aus einem neulichen Einfall ins Gebiet der Antier hat er keine unbeträchtliche Beute an Sklaven, Korn und Lebensmitteln heimgebracht, aber weit entfernt das Gemeinwesen damit zu bessern oder zu bereichern, hat er sie gänzlich unter seine Freunde und Nachfolger vertheilt, Leute, die er so vermuthlich zu bestechen dachte, um unsern Untergang desto sicherer zu bewerkstelligen. Von jeher war es die Weise der Tyrannen, zu ihren ehrsüchtigen Planen sich durch Gewinnung eines zahlreichen Anhanges, durch Anwerbung von Leuten die Bahn zu brechen, die bereit und willig wären, alle Rücksicht für das gemeine Beste um den Nutzen eines Einzigen dahinzugeben. Dies ist es, was wir dem Marcius zur Last legen. Hierwider mag er sich vertheidigen; er mag die That leugnen, wenn er kann, nicht aber mit pralender Darstellung seiner Wunden, sondern mit tüchtigen Beweisen und Gründen." — Durchaus unerwartet kam diese Beschuldigung. Coriolan hatte wirklich, als das Volk sich Dienste zu nehmen weigerte, an der Spitze seiner Schutzgenossen

einen Ausfall gethan, und den Feind, der bis an die Mauern Roms gedrungen war, geſchlagen. Dieſe Beute, die er ſo rechtmäßig geerbtet und als das Erworbene eines Privatabentheuers angeſehen hatte, in den öffentlichen Schatz zu liefern, war ihm gar nicht eingefallen. Wenig wußte er daher auf die Beſchuldigung ſeiner Feinde zu antworten. Er ſtockte, ſtotterte, gerieth in Verwirrung. Dieſe Verwirrung nutzten die Tribunen, ſchritten augenblicklich zur Stimmenſammlung, und Coriolan ward zur immerwährenden Verbannung verdammt.

Nie hatte der Pöbel beym glorreichſten Triumph über einen beſiegten Feind eine aufrichtigere Freude bezeugt, als er bey dieſer Gelegenheit äußerte, wo er die Macht des Senates gewiſſermaßen vernichtet hatte. Von nun an hat er ſich das Recht angemaſſet, jedes Mitglied dieſes Staatskörpers, das er anzuklagen dienlich finden würde, vor ſeinen Richterſtuhl zu ziehen. Der Senat im Gegentheil ſah ſich zu einer ſchmachvollen Abhängigkeit von der Menge herabgewürdigt, aller Sicherheit ſeiner Perſonen beraubt, und entkleidet des wichtigen Vorrechts, nur durch ſich ſelbſt gerichtet zu werden. Die Verurtheilung ſeines muthigſten Vertheidigers war daher ein Schlag, der alle mit Schmerz, Beſtürzung und Bekümmerniß erfüllte. Coriolan allein ſchien in der Mitte des Getümmels ein untheilnehmender Zuſchauer. Begleitet von wehklagenden Hunderten der ehrwürdigſten Senatoren und Bürger Roms, kehrte er nach Hauſe, um von ſeiner Gattin, von ſeinen Kindern und ſeiner Mutter Veturia ein langes Lebewohl zu nehmen. Während dieſe in den Verzuckungen des Schmerzes ihn umklammerten, als wollten ſie ihn nimmer loslaſſen, entriß Coriolan ſich ihren Armen,

Er

Er ermahnte ſie, mit Standhaftigkeit ihr Schickſal zu ertragen, an ihn aber nicht mehr zu gedenken. Seine kleinen Kinder empfahl er ihrer Obhut, der Obhut des Himmels aber alle miteinander, und wanderte ſodann einſam zum Thore hinaus, um unter den Feinden Roms eine Zuflucht zu ſuchen. — So bedienten die Plebejer, die ihre Tribunen lediglich zu ihrer Vertheidigung erhalten hatten, ſich dieſer nehmlichen Obrigkeiten, um andere zu beeinträchtigen, und beraubten die Patricier in unmerklichen Abſtufungen eines Vorrechts nach dem andern.

Coriolan, zu immerwährendem Elende verbannt, ſuchte weniger einen Zufluchtsort vor Rom, als eine bequeme Gelegenheit, ſich zu rächen. Alle ſeine Männlichkeit ſammt den frühen Unterweiſungen ſeiner Mutter waren nicht fähig, das Gefühl des erlittenen Unrechts in ihm zu dämpfen, noch die Begierde ſeine Feinde zu züchtigen, ſollte ſein Vaterland auch über der ſchrecklichen Rache zu Trümmern gehn. **Tullus Attius**, ein Volſcer, von großem Anſehn unter ſeinem Volk, und Roms geſchworner Feind, ſchien ihm das ſchicklichſte Werkzeug zu Ausführung ſeiner Abſichten. Entſchloſſen, ſich an ihn zu wenden, kam er zur Nachtzeit in Antium, der Stadt, wo Tullus wohnte, an, gieng geraden Weges in ſein Haus, und ſetzte ſich am Heerde, dem geweihten Sitze der Hausgötter. Tullus, benachrichtigt, daß ein Fremder von ungewöhnlich edlem Anſtande in ſeinem Hauſe Zuflucht ſuche, kam und fragte nach ſeinem Nahmen und Begehren. „Mein Nahme, rief der Römer, iſt **Caius**, mein Zunahme **Coriolan**, die einzige Belohnung, die für alle meine Verdienſte mir übrig blieb. Rom, deſſen treueſter Freund ich war, hat mich ausgeſtoßen. Hier, wo man mich

mit Recht als einen Feind betrachtete, such' ich eine Zuflucht. Bist du geneigt von meinen Diensten Gebrauch zu machen, so wirst du mich dankbar finden; bist du Willens dein Vaterland an dem Manne zu rächen, der ihm am fürchterlichsten war, so sieh' mich bereit.

Getroffen von des Mannes Würde und voll Ehrfurcht für seinen weitbekannten Heldenmuth reichte Tullus ihm die Hand des Friedens, und gelobte, seine Sache als seine eigene anzusehn. Die erste ihr zu nehmende Maasregel war, daß man das Volk bewegen müßte, die mit den Römern geschlossenen Verträge zu brechen. Zu Erreichung dieses Zweckes schickte Tullus eine Anzahl seiner Bürger nach Rom, um den gerade damalen zu feiernden Spielen zuzusehn, gab aber dem Senat zu gleicher Zeit geheime Nachricht, daß sie die gefährliche Absicht hätten, die Stadt anzuzünden. Dies wirkte; der Senat ließ einen Befehl ausgehn, daß alle Fremde vor Sonnenuntergang die Stadt verlassen sollten. Diesen Befehl stellte Tullus seinen Landsleuten als eine Verletzung der Friedensschlüsse vor, und beredete sie Gesandten nach Rom zu schicken, die nicht nur für diesen Schimpf Genugthuung, sondern auch alle Ländereyen, die den Volscern gehörten, und deren sie so gewaltsamer Weise wären beraubt worden, zurück fordern, im Weigerungsfall aber ihnen den Krieg erklären sollten. Der Antrag ward, wie leicht zu erachten, von dem Senat mit Verachtung verworfen; er hieß die Gesandten ihren Landsleuten sagen, daß Drohungen keine Mittel wären die Römer einzuschrecken, die mit ihren Schwertern behaupten wollten, was sie mit dem Schwert erworben hätten; und wenn die Volscer die ersten die Waffen ergriffen, so wollten die Römer sie die letzten niederlegen.

Als

Als ſolcher Geſtalt der Krieg auf beyden Seiten erkläret war, wurden Coriolan und Tullus zu Feldherren ernannt, und brachen ſogleich ins Gebiet der Römer ein, auf welchem ſie alle den Plebejern gehörige Ländereyen plünderten und verheerten, der Senatoren ihre aber unberührt liegen ließen. Mittlerweile giengen die Werbungen zu Rom nur ſehr langſam von Statten; die beyden neuerwählten Conſuln waren wenig kriegskundig, und fürchteten, einem Feldherrn zu begegnen, deſſen Ueberlegenheit im Felde ſie ſo gut kannten. Auch die Bundsgenoſſen äußerten Furcht, und ſandten ihre Verſtärkungen nur ſehr langſam ein. Coriolan hatte alſo Zeit übrig, eine Stadt nach der andern wegzunehmen. **Circum**, eine römiſche Pflanzſtadt, unterwarf ſich ſeinen Waffen zuerſt; dann griff er die Latier an, welche Roms Beyſtand umſonſt anflehten. **Tolerium, Lavici, Pes** und **Bola** wurden mit Sturm erobert, die Güter geplündert und die Einwohner zu Kriegsgefangenen gemacht; die ſich gutwillig ergaben, wurden mit Schonung behandelt, die ſich widerſetzten, nieder gehauen. In jedem Zuge begünſtigte ihn das Glück, und ſeine Thaten vergrößerten ſeinen Ruf ſo ſehr, daß die Volſcer ihre Städte wehrlos ließen, und, unter ſeiner Anführung des Erfolges gewiß, ihm ins Feld folgten. Selbſt die Krieger von ſeines Gehülfen Heer giengen zu ihm über, und wollten von keinem andern Feldherrn wiſſen. Sich auf dieſe Weiſe an der Spitze eines zahlreichen Heeres und im Felde keinen Feind ſehend, der ihm Widerſtand geleiſtet hätte, lagerte er ſich endlich am Fuß des cluiliſchen Hügels, innerhalb fünf Meilen von Rom.

In dieſer ſo eben noch ſo getümmelvollen Stadt war nichts zu ſehen als der ſchweigende Dumpfſinn

der Verzweiflung. Das Volk, das von den Wällen herab der Verheerung ſeiner Länder zuſah, bat mit Thränen und Flehen um Frieden. Es beſchwor den Senat, das Edict, welches Coriolanen verbannt hatte, zu widerrufen, und geſtand die Ungerechtigkeit ſeiner Proceduren. Der Senat, ſolche Niederträchtigkeit verſchmähend, beſchloß, wo möglich, die Ungerechtigkeit des Staats den Feinden nicht zu verrathen, noch einem Verräther Gunſtbezeugungen zu gewähren, die man ihm, da er des Hochverraths war beſchuldigt worden, abgeſchlagen hatte. Allein was konnten ihre Entſchlüſſe ihnen helfen, da es ihnen an Vermögen fehlte, ſie zu behaupten. Coriolan näherte ſich mit jedem Tage, und ſchon ſchlug er ſein Lager vor der Stadt auf, feſt entſchloſſen ſie zu belagern. Itzt ſank der ſtolze Geiſt der Patricier in den Staub. Senat und Volk wurden eins, Geſandten an ihn abzuſchicken, um mit Anerbietung einer gänzlichen Wiederherſtellung den Rückzug des Feindes zu erkaufen. An der Spitze ſeiner vornehmſten Kriegsbedienten und mit dem Ernſt eines Siegers, der entſchloſſen iſt, Geſetze vorzuſchreiben, empfieng Coriolan ſie. Mit hoher Miene belehrt' er ſie, er ſey itzt Feldherr der Volſcer, und das Intereſſe der Volſcer zu beobachten ſeine Pflicht; hofften ſie Frieden, ſo müßten ſie alle Städte zurück geben, die dieſem Volk urſprünglich gehörten und ihre Bürger ſo frey machen wie die Latier wären. Dreyßig Tage räumte er ihnen zu Ueberlegung dieſer Vorſchläge ein. — Dieſe Zwiſchenfriſt nützte er zu Eroberung verſchiedener latiſcher Städte, und kam nach Verlauf derſelben zurück, um mit ſeinem Heere ſich noch einmal vor den Mauern Roms zu lagern.

Eine zwote Geſandſchaft erſchien itzt, und beſchwor ihn, ſeiner Vaterſtadt nicht zuzumuthen, was

zu bewilligen Römern nicht gezieme. Allein Coriolan, ſtreng und unbiegſam von Natur, beharrte auf ſeinen vorigen Forderungen, und gewährte ihnen nur drey Tage zu Vollendung ihrer Berathſchlagungen. Eine ſo entſcheidende Antwort erfüllte die Stadt mit Beſtürzung. Jedermann rannte zu den Waffen, einige beſetzten die Mauern, andere bewachten die Thore, damit Coriolans geheime Anhänger in der Stadt ſie nicht an ihn verrathen möchten; andere befeſtigten ihre Häuſer, als wenn der Feind ſchon Meiſter der Mauern wäre. In dieſer allgemeinen Verwirrung war weder Gehorſam noch Oberbefehl. Die Conſuln, die nur ihre Furcht zu Rathe zogen, waren um ganz anderer Verdienſte willen gewählet worden, als die Erfahrenheit im Kriege war. Die jüngſt ſo trotzigen Tribunen ließen itzt weder von ſich ſehen noch hören; alles theilte den allgemeinen Schrecken, und es ſchien, als wenn die geprieſene Tapferkeit Roms mit ihrem Feldherrn ins Lager der Volſcer übergegangen ſey. In dieſer Enge blieb nichts übrig, als eine dritte, wo möglich noch feyerlichere Geſandſchaft abzuſenden, die aus den Prieſtern und Augurn beſtand. Geſchmückt mit ihren Feyerkleidern, und ernſt und trauervoll daher wandelnd, zogen ſie aus der Stadt und ins Lager des Siegers hinein; ſie flehten ihn bey allem was heilig war, bey der Ehrfurcht, die er den Göttern ſchuldig ſey, und ihnen, welche, wiewohl Diener der Götter, ſich itzt zu ſeinen Füßen würfen, ſeinem Lande Frieden zu geben; umſonſt, Coriolan blieb feſt und unerbittlich. Er bezeigte ihnen die Ehrerbietung, die die Heiligkeit ihrer Charactere erforderte, ſchickte ſie aber zurück, ohne von ſeinen Forderungen das geringſte nach zulaſſen.

Als das Volk diese Gesandschaft unverrichteter Sachen zurückkehren sah, fieng es an das Gemeinwesen verloren zu geben. Die Tempel wimmelten von Greisen, von Weibern und Kindern, die, niedergeworfen an den Altären, für die Erhaltung des Vaterlandes heiße Gelübde opferten. Nichts hörte man als Aechzen und Jammern, nichts sah man als das Händeringen der Angst und der Verzweiflung. Endlich besann man sich, daß, was durch die Vorstellungen des Senats und die Beschwörungen der Priester nicht hatte bewerkstelligt werden können, vielleicht durch die Thränen eines Weibes, und die Befehle einer Mutter erhalten werden möchte. Der Vorschlag einer solchen Gesandschaft gewann allgemeinen Beyfall, und der Senat selbst gab ihr die Sanction seiner Vollmachten. Anfangs trug **Veturia**, Coriolans Mutter, einiges Bedenken, ein so frommes Werk zu übernehmen; sie kannte die unbiegsame Gemüthsart ihres Sohnes und fürchtete sich dem Schimpf und ihn dem Verbrechen, die Befehle einer Mutter zu verwerfen, preis zu geben; nichts destoweniger übernahm sie den Auftrag endlich, und wanderte in Begleitung der vornehmsten römischen Matronen, Volumniens, seines Weibes und seiner beyden Kinder zu dem Thore hinaus. Coriolan, der diesen feyerlichen und trauervollen Weiberzug daher ziehen sah, beschloß auch sie unerhört zu lassen, und rief seine Kriegsgenossen zusammen, um Zeugen seiner Entschlossenheit zu seyn. Kaum vernahm er aber, daß seine Mutter und seine Gattin unter der Zahl seyen, als er seinen Thron verließ, ihnen entgegen flog, und sie umarmte. Thränen und Umhalsungen erstickten anfangs die Kraft zu reden bey den Frauen, und der rohe Krieger selbst konnte nicht umhin, ihre Rührung zu theilen.

Sage

„Sage mir Coriolan, rief ſeine Mutter, aus welchem Licht ich dieſe Zuſammenkunft betrachten ſoll? Umhalſt ich meinen Sohn oder meinen Feind? Bin ich deine Mutter oder deine Gefangene? Wie hab ich's erleben müſſen, dieſen Tag zu ſehn, meinen Sohn verbannt zu ſehn, und was für mich noch peinigender iſt, ihn zu ſehn, als den Feind meines Vaterlandes! Wie hat ers übers Herz bringen können, ſeine Waffen gegen den Ort zu richten, der ihm das Leben gab! Seine Wuth gegen dieſe Mauern zu wenden, die ſein Weib, ſeine Kinder und ſeine Götter ſchützen! Doch nur ich bin es, der das Vaterland ſeinen Dränger zu verdanken hat; wäre ich nie Mutter geworden, ſo würde Rom frey geblieben ſeyn. Dies folternde Bewußtſeyn wird mich quälen, dieweil ich lebe, und dies Leben kann nicht lange dauern. Allein, wiewohl du mich zum Tode bereit ſiehſt, ſo laß wenigſtens dieſe armen Unglücklichen dein Mitleid regen; bedenke, was ihr Schickſal ſeyn wird, wenn du verbannt biſt, und ſie ſind Gefangene.„

Kämpfende Leidenſchaften erſchütterten während dieſer Rede die Seele des geängſtigten Helden. Seine Mutter ſah ihn wanken. Sie fuhr fort mit aller Beredſamkeit der Worte und der Thränen in ihn zu dringen; ſeine Gattin, ſeine Kinder hiengen an ihm und flehten um Schutz und Mitleid, während der ganze ehrwürdige Zug ihrer Gefährtinnen, den klagenden Chor verſtärkend, Roms Elend und ſein eigenes bejammerte. Coriolan, vom Kampf der Ehre mit der Zärtlichkeit zerriſſen, ſtand eine Weile in tiefem Schweigen verſunken; dann, wie aus einem Traum gerüttelt, ſah' er ſeine Mutter zu ſeinen Füſſen liegen, flog' hin ſie aufzuheben, und — **o meine Mutter**, rief er, **Rom haſt du gerettet, aber deinen Sohn verloren!** Sogleich befiehlt er dem Heer

auf

aufzubrechen, und wandte gegen die Kriegsbedienten vor, daß die Stadt zu feſt ſey, um eingenommen zu werden. Tullus, der ſchon lange ſeinen Ruhm beneidet hatte, ermangelte nicht ſeine Partheylichkeit gegen ſeine Vaterſtadt zu rügen. In einem Volksaufſtande ward Coriolan erſchlagen, wiewohl nachher mit ſpäter und vergeblicher Reue aufs ehrenvollſte beſtattet.

Groß und viel waren die öffentlichen Freudenbezeugungen zu Rom nach dem Rückzug des volſciſchen Heeres. Der Senat erkannte den Frauen jede Ehrenbezeugung zu, die ſie ſelbſt verlangen würden; ſie baten aber bloß um Erlaubniß, an dem Ort, wo ſie ihr Vaterland gerettet hätten, der weiblichen Fortuna einen Tempel weihen zu dürfen, der dann auch auf Koſten des Schatzes errichtet wurde. Mittlerweile begann jener alte Römermuth, der eine Zeit her wie gedämpft und gebrochen ſchien, wieder aufzuleben. Da Coriolan nicht mehr war, ſo wagten ſeine Mitbürger ihren Volſciſchen Feinden die Spitze zu bieten, die in der That durch ihre eignen und ihrer Bundsgenoſſen innere Zwiſtigkeiten irgend einer auswärtigen Macht die Mühe, ſie zu Grunde zu richten, erſparten. Ein herrlicher Sieg ward über ſie und die Hernicer im folgenden Jahr erfochten, und unter den Gebliebenen war auch **Tullus**.

Spurius Caſſius Viscellinus hatte an der Ehre, dieſen Sieg erfochten zu haben, den meiſten Antheil. Er war eitel von Natur, voll Eigendünkel, ehrſüchtig im äuſſerſten Grade, und eben ſo gewohnt ſein eigenes Verdienſt zu hoch als anderer ihres zu niedrig anzuſchlagen. Dreymal war er Conſul geweſen; zwey Triumphe hatte der Senat ihm zuerkannt; dieſe Vortheile mit einiger Volksgunſt vereinigt, verleiteten ihn zu dem gefährlichen Plan, ſich zum König

Roms

Roms emporzuſchwingen. Um hiezu die Bahn zu brechen, beſchloß er, eine Vollmacht, die ihm der Senat ertheilt hatte, mit den überwundenen Völkern auf alle ihm beliebige Bedingungen Frieden zu ſchließen, auf eine ſo ſchonende Weiſe zu gebrauchen, daß die Gemüther dieſer Völkerſchaften ihm auf immer verpflichtet würden. In dieſer Rückſicht gab er ihnen den dritten Theil des Eroberten wieder, gewährte ihnen den Titel römiſcher Bürger, und behandelte die Ueberwundenen in aller Abſicht ſo, als wären ſie die Sieger. Um ſich in jeder Klaſſe der Staatsbürger Freunde zu machen, gab er den Latiern die eine Hälfte der übrigen eroberten Ländereyen, und vertheilte die zwote unter den armen Bürgern Roms. Hiemit nicht zufrieden, wagte er einen Vorſchlag, der ihn ſeiner Meinung nach zum Idol des Volks machen mußte, angeſehen derſelbe nichts geringeres beabſichtigte, als gewiſſe Ländereyen, die lang im Beſitz der Reichen geweſen waren, die er aber für Eigenthum des Staates ausgab, unter die Armen auszutheilen. Als er daher am Tage nach dem Triumph, der Gewohnheit nach, von ſeinen geleiſteten Thaten Bericht abſtatten ſollte, verbreitete er ſich über ſeine haushälteriſche und weiſe Verwaltung des öffentlichen Schatzes, über den Zuwachs an Unterthanen und Kriegern, die er dem Staat verſchaft hätte, und über ſeine eigenthümliche Geſchicklichkeit, das Gemeinweſen zu führen. Dann bemerkte er, daß alle Erweiterung der römiſchen Eroberungen nichts helfen würde, ſo lange der Reiche allein ihre Früchte genöſſe, ſo lange der Senat und die Patricier im Ueberfluſſe lebten, während der abgelebte Krieger in Mangel und Kummer ſchmachte. Er wäre daher der Meinung, daß alle dem Feinde abgenommene Ländereyen, die itzt die Reichen beſäßen, aufs genauſte ge-

geschätzet, und sodann zu gleichen Theilen unter die ärmeren Bürger vertheilt werden sollten.

Dies war der Ursprung des berüchtigten **Ackergesetzes**, welches in der Folge so viel Unruhen anrichtete. Unbeschreiblich ist der Unwille des Senats, als er diesen seltsamen Antrag hörte: schon vorhin seiner öffentlichen Rechte entkleidet, sah er sich itzt in seinem Privateigenthum angegriffen. Alles Vermögen, das seine Vorfahren durch Muth oder Betriebsamkeit erworben hatten, sollte ihm itzt entrissen, und eine Beute des Müssiggängers, des Ausschweifenden, und des Nichtswürdigen werden. Sitzung folgte auf Sitzung um Maasregeln zu verabreden, die die Wirkungen eines solchen Gesetzes und der Ehrsucht des Cassius abwenden könnten. Das Volk seinerseits war nicht weniger schwierig; die Tribunen, und alle, die durch ihre Umstände über die niedrigste Stufe des Pöbels hervorragten, hatten so wenig als die Patricier Lust, mit den geringsten von denen, deren Führung sie sich anmaßten, zu einerley Maasstabe heruntergebracht zu werden: die Schutzgenossen der Reichen waren an das Interesse ihrer Schirmherrn gekettet. Dessen allen ungeachtet schlug sich die Mehrheit der Menge zum Cassius, schrie stürmisch um Durchsetzung des Ackergesetzes, und drohete im Weigerungsfalle dem Senate Tod und Verderben. Selbst Hernicer und Volsker wurden bey dieser Gelegenheit zur Stadt gerufen, um den Lärm zu verstärken, und im Fall daß das Gesetz durchgieng, den Urheber desselben zu schützen. Der Senat sah endlich, daß es nothwendig sey nachzugeben, und versprach der Menge, daß die Ländereyen unter sie vertheilt, die Bundsgenossen aber, die zu Eroberung derselben nicht mitgewirkt hätten, von der Vertheilung ausgeschlossen werden sollten.

ſollten. Dies Verſprechen begütigte den Pöbel für itzt, und gab dem Senat Gelegenheit, zu Beſtrafung des Caſſius die gehörigen Maasregeln zu nehmen. Zu dem Ende ward Caſſius einige Zeit nachher auf den Befehl des Senats von den Quäſtoren vor das Volk geladen, um ſich über die Beſchuldigung, daß er habe König werden wollen, vernehmen zu laſſen. Ein ſo unerwarteter Streich erfüllte den Demagogen mit der gerechteſten Beſorgniß, zumal da er die Tribunen ſowohl als die Patricier wider ſich hatte. In einer Kleidung, die ſeiner mißlichen Lage angemeſſen war, erſchien er vor der Verſammlung und ſuchte das Volk für ſeine Sache zu gewinnen. Er behauptete, daß nur ſein Eifer für des Volks Wohlfahrt ihm dieſe Verfolgung der Patricier zugezogen habe; daß er ihr einziger übriger Freund, und ihr Intereſſe mit dem ſeinigen innigſt verbunden ſey. Allein er fand ſich von allen verlaſſen. Der Senat hatte gerechte Urſach ihn zu haſſen; die Tribunen beneideten ihm ſeine Beliebtheit beym Volk, und vernachläſſigten ſich ſeiner Sache anzunehmen; die Menge, mit des Senats neuen Einnämmungen begütigt, opferte ihn ihrer Wuth. Nachdem er alſo einer Menge Verbrechen, die alle auf Veränderung der Verfaſſung abzielten, ſchuldig erfunden worden, ward er ungeachtet ſeiner mannichfaltigen wirklichen Verdienſte, und ungeachtet der Verbitte ſeiner Freunde und Schutzgenoſſen, durch eben das Volk, für deſſen Glücksverbeſſerung er ſo viel gethan hatte, vom Tarpejiſchen Felſen hinunter geſtürzt. Zu ſpät ward jenes ſeines Irthums inne, und bedauerte ſeinen Vorfechter mit einem Grade von Wärme, der es deſto lauter der Undankbarkeit ziehe. –

Bald nach Caſſius Tode drang das Volk vom neuen auf die Vollziehung des Ackergeſetzes; aber J. d. C. 774

mit

mit einer ſeiner Weisheit unwürdigen Ausflucht hieß der Senat die Conſuln ſich zu einem Feldzuge wider die Aequier rüſten. Anfangs weigerte das Volk ſich, Dienſte zu nehmen, bis die Conſuln den neuen Ausweg erſannen, alle Landhäuſer der Widerſpenſtigen dem Erdboden gleich machen zu laſſen. Dies hatte die gewünſchte Wirkung; um ihre Beſitzthümer vom Untergange zu retten, drängten ſie ſich Haufenweiſe zu den Fahnen, und wurden wider den Feind geführt, den ſie mit ihrem gewöhnlichen Muthe ſchlugen. So machten die römiſchen Waffen, während Zwiſtigkeiten das Innere des Staats zerriſſen, in Italien immer neue Fortſchritte; denn jener Geiſt der Freyheit, der beyde Partheyen beſeelte, entflammte zugleich ihren Muth, und machte ſie im Felde unbezwinglich.

Zum Jahre lang beynah dauerte jenes liſtige Zaudern auf Seiten des Senats und jenes hartnäckige Aufruhrgeſchrey auf Seiten des Volks; jenen verleitete ſein Privatvortheil ſowohl als das Intereſſe des Staats; dieſe trotzten auf einmal gegebene Verſprechen und auf das Bewußtſeyn ihrer Ueberlegenheit. Mitten in dieſen Unruhen erlitten die Römer unter dem Conſul Virginius von den Hetruriern eine wichtige Niederlage, und wiewohl Fabius ihm noch zu rechter Zeit zu Hulfe kam, ſo ſtreifte der Feind doch bey ſeinem Rückzuge bis an die Mauern Roms. Dies vergrößerte die Spaltungen der Krieger, indem der Senat ſein Verſprechen noch immer unerfüllt ließ, und das Volk Dienſte zu nehmen ſich weigerte. In ſolcher Verlegenheit erbot ſich das Geſchlecht der Fabier, an der Spitze von etwa viertauſend ſeiner Vaſallen und Schutzgenoſſen, die Marken des römiſchen Gebietes allein zu vertheidigen. An der Grenze des feindlichen Landes bauten ſie eine Feſtung, aus welcher

cher ſie unaufhörlich Streifzüge machten, und ſich mit der Beute bereicherten. Alle geringfügige Verhandlungen, alle unbedeutende Gefechte, welche die Kriege Roms mit den benachbarten kleinen Staaten begleiteten, hier aufzuzählen, verbeut die Kürze dieſes Werks. Es ſey genug zu ſagen, daß ſie gemeiniglich mit einerley günſtigem Erfolge endeten, mit der Demüthigung des Feindes und mit der Erweiterung des römiſchen Gebietes. Die Fabier wurden jedoch von ihrem bisherigen guten Glücke verlaſſen. Alle, bis auf Einen Mann, wurden in einem Hinterhalte, den die Vejer ihnen legten, niedergehauen, und jener Eine ward der zweyte Stifter eines Geſchlechtes, das dem Staat in der Folge eben ſo wichtige Dienſte leiſtete, als es ihm vor dieſer ſchrecklichen Kataſtrophe geleiſtet hatte.

Während Roms Gebiet anwuchs, mitten in dieſen Zeiten des Krieges und der bürgerlichen Unruhen, ward auch die Zahl ſeiner Bürger immer beträchtlicher. In der Aufzählung dieſes Jahres fand man ihrer hundert und eilftauſend Männer, fähig die Waffen zu tragen, ohne dreymal ſo viel Weiber, Kinder und Sklaven. Dieſer Zuwachs eines gröſtentheils gewerbloſen Volks vergrößerte natürlicher Weiſe die Unruhen. Jedes Jahr erzeugte irgend einen neuen Span zwiſchen den kämpfenden Ständen. Das Volk, das itzt die Wahl ſeiner Obrigkeiten in Händen hatte, war weder einſichtsvoll noch ehrlich genug, um fähige Männer auszukieſen, und kaum legte ein Conſul ſein Amt nieder, den die Menge nicht in der Folge der Läſſigkeit oder der Ungeſchicklichkeit beſchuldigte. Auf dieſe Weiſe ward es auch dem **Menenius**, ihrem Conſul zur Laſt gelegt, daß er den Untergang der Fabier nicht gehindert habe; er war allerdings ein unerfahrner Feldherr, aber des Verbrechens,

das man ihm zur Last legte, doch durchaus unschuldig. Doch dieses half ihm nichts. Er ward um etwa dreyßig Thaler unsers Geldes gebüßet, eine Summe, die, wiewohl nach heutiger Würdigung so gering, er zu bezahlen nicht im Stande war, und daher mit Verwünschungen der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit seiner Mitbürger sich in sein Haus verschloß und dort zu Tode hungerte.

Auch im folgenden Jahre wurden die beyden vorjährigen Consuln, **Manius** und **Fabius**, von den Tribunen vor das Volk geladen. Das Ackergesetz war noch immer der große Zankapfel, und daß jene die Erfüllung desselben unverantwortlicherweise aufgeschoben hätten, war das Verbrechen, dessen diese sie beschuldigten. Die nehmliche Beharrlichkeit Einer, und der nehmliche Starrsinn Andererseits verursachte eine neue Gährung, und drohete einer der beyden Partheyen den gänzlichen Untergang, als der Tribun **Genucius**, der das Gesetz wieder zur Sprache gebracht hatte, wiewohl ohne einige Merkmale von Gewaltthätigkeit, in seinem Bette todt gefunden wurde. Dieser Umstand, der den Argwohn des Volks hätte erregen müssen, beunruhigte dessen Aberglauben. Es begann zu glauben, daß es die Götter wider sich hätte, und äußerte einige Neigung, zu seiner alten Unterwürfigkeit zurück zu kehren. Um diese günstige Stimmung zu nutzen, unternahmen die Consuln sogleich neue Werbungen. Durch Feldzüge die gährenden Säfte des Volks abzuzapfen, war die herrschende Staatsklugheit der Zeiten. Schon hatten die Consuln, von der Höhe ihrer Tribunale herab und mit ihren Lictoren umringt, eine große Anzahl Bürger angezeichnet, als sie zu einem Centurio, Nahmens **Volero**, kamen, welcher sich weigerte, als Gemeiner

meiner eingetragen zu werden und den ſie ſogleich zu entkleiden und zu ſtäupen befahlen. Eine ſo unbeſonnene Strenge entflammte nicht nur des Volks Unwillen aufs neue, ſondern veranlaſste in der Folge einen neuen Zwiſt über die Macht der Conſuln und die Vorrechte des Volks. Der Gefangene ward von der Menge gerettet. Die obrigkeitlichen Perſonen wurden fortgejagt, und zur Vollendung ihrer Kränkung ward Volero zu Einem der Volkstribunen erwählt.

Höchſt bedenklich ſchien die Erhöhung dieſes Demagogen für die Patricier. Nicht nur war er entſchloſſen, das Ackergeſetz, ſondern auch ein anderes durchzuſetzen, kraft deſſen das Volk ſeine Stimme nach Stämmen und nicht nach Curien oder Centurien geben ſollte. Für die Gewalt der Patricier ein zweyter Todesſtoß; denn ſo wie dieſe, wenn das Volk nach Centurien ſtimmte, gänzlich Meiſter des Zwiſtes waren, und wenn es nach Curien, die aus den Klaſſen der Stadteinwohner beſtanden, ſtimmte, ebenfalls vermöge der Menge ihrer Schutzgenoſſen die Stimmenmehrheit auf ihrer Seite hatten, ſo war nach dieſem Syſtem, nach welchem alle freye Männer Roms, aus welchen Gegenden ihres Gebietes ſie immer kommen mochten, berechtigt ſeyn ſollten, ihre einzelne eben ſo vollgültige Stimmen zu geben, als diejenige des erſten Senators, all ihr Einfluß gänzlich verloren, und nichts blieb ihnen übrig, als ein bloßes leidentliches Verhalten. Nicht zu verwundern war es demnach, wenn ein ſolches Geſetz eben ſo lauten Widerſpruch beym Senat, als die feurigſte Unterſtützung auf Seiten des Volks fand. Appius Claudius, dermaliger Conſul, ein Sohn des vorigen Appius, war, vermöge einer Art angeerbten Volkshaſſes, in dieſem Zwiſt einer der Vorfechter. In einer J. R. Et. 282.

der öffentlichen Versammlungen widersetzte er sich den Absichten der Tribunen mit so vielem Eifer und stellte den Geist der Unruhe, mit dem diese Demagogen beseelt waren, in ein so helles Licht, daß sie ihm die Versammlung zu räumen, und als er dessen sich weigerte, ihn ins Gefängniß zu werfen befohlen.

Eine solche Anmaßung empörte alle gegenwärtige Senatoren; sie ergriffen die Waffen zu seiner Vertheidigung, und so wie das Volk vorhin die Senatoren zurück getrieben hatte, so ward es itzt von den Patriciern auseinander gesprengt. Dies war die Losung zu allgemeinem Aufruhr. Steine, Fackeln, jedes Gewehr, das die Wuth an einem Orte, wo die Bürger nie Waffen führten, nur erhaschen konnte, wurde wider einander gebraucht. Aber **Quintius**, der zweyte Consul, ein Mann von friedfertiger und sanfter Gemüthsart, warf sich mitten zwischen die Kämpfer, bat diese, drohete jenen, und schied die Streitenden für diese Nacht. Aber mit anbrechendem Tage begann der Tumult wüthender denn jemalen. Appius that mit allem ihm angebornen Trotz an der Spitze seiner Schutzgenossen und anderer junger Patricier den Angriff. Der Tribun **Lectorius** aber bemächtigte sich mit einem Theil des niedrigsten Volks des Kapitols, und befestigte sich in demselben, entschlossen, wie es schien, das Aeußerste zu erwarten. Das Betragen des Volks schien itzt weit gefährlicher, als bey jenem Auszug auf den **verwünschten Berg**. Damalen waren die Empörer in einiger Entfernung von Rom, itzt aber recht im Herzen der Stadt. Die Stillung auch dieses Tumultes war dem Quintius aufbehalten, der durch sanfte Vorstellung das Volk bewegte, das Gesetz noch einmal vor den Senat bringen zu lassen. Dieser ehrwürdige Körper beschloß

nach

nach einigen Berathſchlagungen, die wohl mehr eine Wirkung der Förmlichkeit als wirklicher Ungewißheit waren, dem Volk und den Tribunen zu Willen zu ſeyn, und das Geſetz unverzüglich zu genehmigen. Alle Stände bewilligten es itzt, und die Staatsbedienten wurden hinfort von den Zünften gewählet. So ließ das Volk den Patriciern allmälig nichts als den Schatten der Gewalt übrig, und auch deſſen war die Menge, die itzt die Kunſt zuſammen zu halten gelernt hatten, ſie zu berauben entſchloſſen.

Appius, wie von einem ſolchen Character zu gewärtigen ſteht, war weit entfernt, dieſen neuen Beweis von des Senats Nachgiebigkeit zu billigen; er behandelte das Volk mit einer Verachtung, die mehr Wirkung der Gewohnheit als der Vernunft zu ſeyn ſchien, und ergoß ſich aufs bitterſte wider die Kleinmuth des Senats. Seine Geſinnungen waren dem Volke kein Geheimniß, es erwartete nur eine Gelegenheit ihm ſeine Empfindlichkeit zu zeigen, und dieſe fand ſich, als Appius zum Feldherrn wider die Volſcer ernannt wurde. Die Volſcer hatten wie gewöhnlich in die unbewachten Gegenden Roms Einfälle gethan, und Appius, erwählter Feldherr, fand nun für die unbiegſame Strenge ſeiner Gemüthsart freyen Spielraum. Die römiſche Kriegszucht, die ſchon vorhin aufs mildeſte geſprochen, ſtrenge war, ward durch ſeine Pünktlichkeit beynah' unerträglich. Nur mit Widerwillen gehorchten die Soldaten einem Feldherrn, den ſie haßten, und dieſes gab ſeiner Härte neue Nahrung. Des Mannes Strengigkeit gieng ſo weit, daß ſie ſie mehr für gefliſſentliche Rachgierde als für heilſame Züchtigung anſahen, und ſie erwarteten nur den Feind, um ſich nicht an ſeiner Perſon, ſondern an ſeinem Ruhme zu rächen. Der Feind erſchien,

ſchien, und die Römer flohen. Er führte ſie ins Lager, um eine Rede an ſie zu halten, und ſie weigerten ſich ihn anzuhören. Er ließ zum Rückzuge blaſen, aber ſtatt einer regelmäßigen Retirade nahm das ganze Corps die Flucht. Endlich gelang es ihm, den noch übrigen Theil ſeiner Macht in einem befeſtigten Lager in Sicherheit zu bringen. Hier ſtellte er ſie in Reih' und Glieder, warf ihnen ihre Feigheit vor und gab der Nachwelt einen auffallenden Beweis von der Strenge der römiſchen Diſciplin und der Größe des kriegeriſchen Gehorſams. Zuerſt befahl er alle Centurionen, die geflohen waren oder die Glieder verlaſſen hatten, zu geißeln und zu enthaupten; dann rückte er den Gemeinen die Niederträchtigkeit vor, mit der ſie die Waffen weggeworfen hatten, ließ jeden zehnten Mann durch das Loos ausheben und in Gegenwart ſeiner zitternden Gefährten hinrichten. Krieger, die in Friedenszeiten ſo brennenden Freyheitseifer, und im Felde gegen ihre Befehlshaber ſo unbedingte Unterwürfigkeit äußerten, waren geſchaffen die Welt zu erobern. Appius blieb jedoch dieſer ſeiner Strenge halber nicht lange unbefehdet; denn als einige Zeit nachher die Tribunen mit neuem Ungeſtüm auf das Ackergeſetz drangen, und er auf ſeinem Widerſtande beharrte, ſetzten ſie ihm einen Tag, an welchem er vor dem Volk erſcheinen, und wegen gefährlicher Anſchläge auf die öffentliche Freyheit ſich verantworten ſollte. Appius erſchien, aber nicht wie gewöhnlich in der Stellung und Kleidung eines Flehenden, ſondern mit einer Zuverſicht, die nur der vorläufig gefaßte feſte Entſchluß zu ſterben ihm einflößen konnte. Die Tribunen, die ſeine Unſchuld zu einleuchtend fanden, um ihn verurtheilen zu können, verſchoben das Verhör auf einen andern Tag; er kam ihnen aber durch

den

den Selbſtmord zuvor, eine Sitte, die um dieſe Zeit anfieng in Rom ſehr gemein zu werden.

Appius Tod, und einige Feldzüge oder vielmehr Streifereyen, welche die Römer ins Gebiet der Volſcer machten, dämpften den Eifer des Volks für die Einführung des Ackergeſetzes eine Zeitlang. Nicht lange jedoch, ſo fiengen die Tribunen neue Streitigkeiten an. Itzt hatten ſie ſogar die Frechheit zu behaupten, daß das Volk nicht nur an den Ländereyen, ſondern auch an der Regierung des Gemeinweſens Antheil haben, und daß ein Coder geſchriebener Geſetze geſammlet werden müſſe, darinnen der Bezirk ſeiner Pflichten aufs genaueſte abgeſteckt wäre. Die Patricier widerſetzten ſich dieſer neuen Zumuthung mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit. Unter Anführung des Käſo eines Sohnes des Quintus Cincinnatus, eines durch Heldenmuth und Sitteneinfalt gleich merkwürdigen Mannes, jagten ſie den lärmenden Pöbel vom Forum hinunter. Um andere von ähnlicher Kühnheit abzuſchrecken, beſchloſſen ſie, an dem jungen Patricier ein Beyſpiel zu ſtatuiren, und beſchieden ihn an einem beſtimmten Tage vors Volk. Als der Sohn eines Mannes, der beyden Parthenen gleich ehrwürdig war, ward er mit ſolcher Gelindigkeit behandelt, daß man ihm Bürgen zu ſtellen erlaubte. Er ſtellte ſie, entfloh aber nach Etrurien. Zur Entſchädigung der Bürgen ſah der alte Cincinnatus ſich genöthiget, beynahe ſein ganzes Vermögen zu veräußern. Nichts blieb ihm übrig, als ein kleines Gehöft am jenſeitigen Ufer der Tiber, das er mit ſeiner Gattin bezog, und wo er im eigenhändigen Anbau ſeiner wenigen Aecker, und im Genuſſe ſelbſt erzielter Früchte ein zufriedenes Leben führte. Die Tribunen ließen ſich jedoch an Käſons Verbannung nicht genügen. J. d. St. 292.

Rom neuen brachten ſie das Ackergeſetz in Anregung, und ſprengten ſogar aus, daß die Patricier ihnen nach dem Leben ſtänden. Durch dieſe Erfindung hofften ſie den Senat zum Nachgeben zu zwingen; allein die einzige leicht abzuſehende Wirkung deſſelben waren neue Volkstumulte und wachſende Erbitterung auf beyden Theilen.

In dieſem Zuſtande allgemeiner Gährung und Zerrüttung war Rom im Begriff in die Hände eines auswärtigen Feindes zu fallen. Herdonius, ein Sabiner, ein Mann von kühlem Geiſt und groſſer Ehrſucht, entwarf einen Plan, die Stadt während ihrer innerlichen Erſchütterungen zu erobern und zu plündern. Zu dieſem Ende ſammlete er aus ſeinen zahlreichen Sklaven und Schutzgenoſſen ein Heer von viertauſend Mann, das er zur Nachtzeit auf Flößen die Tiber hinunter ſchiffte. Mit Erſtaunen ſah das Volk bey Tagesanbruch das Capitol, die Feſtung Roms, im Beſitz eines auswärtigen Feindes. In dieſem entſcheidenden Augenblicke bot Herdonius alle ſeine Beredſamkeit auf, um die Krieger von den niedrigen Ständen und die Sklaven zu bewegen, mit ihm gemeine Sache zu machen. Dieſen verhies er die Freyheit, jenen reichliche Belohnung und Beute. Die Tribunen blieben bey der dringenden Gefahr ganz kaltblütig. Weit entfernt, das Volk zu Ergreifung der Waffen zu ermuntern, riethen ſie ihm vielmehr aus allen Kräften, nicht eher zu fechten, bis die Patricier ſich durch einen Eid verbindlich gemacht hätten, zehn Männer zu Redaction der Geſetze zu ernennen, und das Volk an allem künftigen Zuwachſe des Staatsvermögens gleichen Theil nehmen zu laſſen. So ſtreng dieſe Bedingungen auch waren, ſo zwang die Noth der Zeiten die Conſuln dennoch ſie einzugehn; Vale-

Valerius war einer derſelben, an der Spitze der Nächſten Veſten rückte er aufs Capitol an. **Mir nach!** rief er unaufhörlich auf ſeinem Zuge: **mir nach, wer ſein Vaterland zu retten wünſcht!** Ein zahlreicher Haufe ſammlete ſich um ihn. Mit dieſem griff er das Capitol an, eroberte es mit Sturm, blieb aber in dem Angriff. Herdonius tödtete ſich ſelbſt, die Sklaven ſtarben von Henkershänden, und die übrigen wurden Kriegsgefangene.

Frey von auswärtigen Befehdungen war die Stadt es keinesweges von innerm Zwiſte. Die Tribunen erinnerten den noch übrigen Conſul an ſein Verſprechen, allein das Ackergeſetz ſcheint ein Punkt geweſen zu ſeyn, an deſſen Einräumung die Patricier nicht denken konnten. Nach einer Menge Ausflüchte und Entſchuldigungen ſah der Conſul ſich endlich zu einer entſcheidenden Antwort genöthigt, und ſagte, da beyde Conſuln jenes Verſprechen geleiſtet hätten, ſo könne er als einzelner Mann nichts thun. Sogleich ward die Verſammlung zur Wahl eines zweyten Conſuls berufen. Um nun dem Volk alle Hoffnung zu Erfüllung ſeines Wunſches zu benehmen, erkohr der Senat jenen Quintus Cincinnatus, deſſen Sohn ihnen neuerdings ſo gehäſſig geweſen war. Cincinnatus hatte, wie bereits iſt erzählet worden, ſeit einiger Zeit aller Theilnehmung an den Staatsgeſchäften entſagt, und ſich auf ſein kleines Landgut zurück gezogen, wo die Abgeordneten des Senates ihn in der Kleidung eines ärmlichen Bauers beym Pfluge fanden. Die Feyerlichkeit, mit welcher ſie ihn begrüßten, und die Pracht der Kleider, die ſie ihm brachten, rührte ihn ſehr wenig, vielmehr bedauerte er, da ſie ihm den Willen des Senats erzählten, daß der Senat ſeiner bedürfe. Von Natur empfänglicher für die Reize

eines stillen Landlebens als für den Glanz der Würden, wandte er sich an die Gehülfin seiner Arbeiten, und, meine theure Attilia, sagt' er, indem die Boten ihn hinwegführten, ich fürchte, unser kleines Feld wird dieses Jahr unbesäet bleiben. Nach einem zärtlichen Abschiede eilte er in die Stadt, die von Zwiespalt und Partheysucht loderte. Dieser neue Consul war jedoch entschlossen sich zu keiner der beyden Partheyen zu schlagen, sondern durch strenge Aufmerksamkeit auf das Beste des Staats, wenn nicht das Vertrauen einer Faction, doch die Achtung von beyden zu erzwingen. Theils durch Drohungen, theils durch wohlangebrachte Höflichkeiten bewegte er die Tribunen, ihr Gesetz für eine Zeitlang ruhen zu lassen. Staatsklüglich that er als wenn die Bürger, die das Capitol wieder erobert hatten, ihm durch ihren Eid noch immer verhaftet wären, und drohete ihnen im Fall des Ungehorsams mit einem Winterlager, dessen sie durchaus ungewohnt waren; hierdurch schreckte er die Tribunen so sehr, daß sie auf ihr Gesetz unter der Bedingung Verzicht leisteten, daß er jenen Wintergzug gleichfalls unterlassen möchte. Kurz, er wußte sich während seiner Amtsführung mit einem Eifer, einer Mäßigung und einer Gerechtigkeit zu benehmen, daß das Volk des Bedürfnisses neuer Gesetze zu vergessen, und der Senat zu wünschen schien, daß ihm das Consulat gelassen würde. Er aber hatte kaum dem Volke jene Ruhe wieder gegeben, die der Lieblingswunsch seines eigenen Herzens war, als er Würde und Schimmer niederlegte und mit gedoppeltem Eifer zu seiner ländlichen Wohnung zurückeilte.

J. d. St. 295. Aber noch nicht lange hatte er die Süssigkeiten der Ruhe geschmeckt, als ein neues Staatsbedürfniß seinen Beystand noch einmal erforderte. Die Aequier

quier und Volſcer, die, wiewohl immer geſchlagen, dennoch immer den Krieg erneuerten, thaten neue Einfälle ins römiſche Gebiet. Minutius, einer der Nachfolger des Cincinnatus im Conſulat ward ihnen entgegen geſchickt. Allein ſeine natürliche Furchtſamkeit dämpfte das Verlangen zu ſiegen, und belebte die Beſorgniß, beſiegt zu werden, ſo ſehr in ihm, daß er ſich endlich in eine Enge zwiſchen zween Bergen einklemmen ließ, aus welchen kein anderer Ausweg war, als ein einziger mitten durch den Feind; aber auch dieſen hatten die Aequier aufs ſorgfältigſte befeſtigt, und den rings umzingelten Römern blieb nichts übrig als Unterwerfung, Hunger, oder augenblicklicher Tod. Einige Reuter, welche Mittel fanden, ſich durch das feindliche Lager durchzuſchleichen, waren die erſten, die dieſe Zeitung von dieſem Unfall nach Rom brachten. Groß war die Beſtürzung der Stände und Orden; der Senat richtete anfangs ſein Augenmerk auf den andern Conſul; da er aber von ſeiner Geſchicklichkeit noch keine Proben abgelegt hatte, ſo lenkte die allgemeine Aufmerkſamkeit ſich auf Cincinnatus, und man beſchloß, ihn zum Dictator zu machen. Cincinnatus, der einzige Mann, auf welchen Rom in dieſer Verlegenheit ſein Vertrauen gründen konnte, ward wie das vorigemal von den Botſchaftern des Senates auf ſeinem kleinen Acker gefunden, den er mit heiterer Arbeitſamkeit beſtellte. Nicht ohne einiges Erſtaunen ſah er die Zeichen der höchſten Gewalt, mit welchen die Abgeordneten ihn bekleideten. Er gehorchte dem Ruf des Vaterlandes jedoch ohne Weigern. Unter dem Zujauchzen des Volks und der Begleitung der Senatoren, die ihm vors Thor entgegen gekommen waren, hielt er ſeinen einfach erhabenen Einzug in die Stadt, in welcher er auf der Stelle einen Beweis ablegte, wie

wenig die neuerhaltne Würde die Einfalt und Unbestechlichkeit seines Betragens ändern könne. Als er nehmlich itzt einen **Befehlshaber der Reuterey** wählen mußte, so erkohr er zu diesem wichtigen Platze einen sehr armen Mann, Nahmens **Tarquitius**, welcher so wie er den Reichthum verachtete, wenn er nur mit Schande zu erkaufen war. Tarquitius war von Patricischer Herkunft, allein ohngeachtet seiner Tapferkeit hatt' er nie so viel Geld zusammenbringen können, um sich ein Pferd zu kaufen, und daher bis itzt unter den Fußgängern gefochten, williger, seinem Vaterlande auf der niedrigsten Stufe, als überall nicht zu dienen. So ruhete die Rettung eines ganzen Landes itzt auf einem Ackersmann, den man vom Pfluge nahm, und auf einem gemeinen Krieger, der unter den Hefen des Heeres hervorgezogen wurde. Beym Eintritt in der Stadt bat der Dictator mit freundlicher Majestät alle waffenfähige Männer, sich vor Sonnenuntergang mit den nöthigen Waffen und Lebensmitteln auf fünf Tage, auf dem Marsfelde, dem gewöhnlichen Schauplatz der Werbungen einzufinden. An der Spitze dieses Haufens that er die Nacht hindurch einen raschen Zug, und langte bey Tagesanbruch im Angesicht des Feindes an. Mit einem Feldgeschrey hieß er diesen begrüßen, und dem eingeschlossenen Heer zugleich das Zeichen des Entsatzes geben. Die Aequier erstaunten nicht wenig, sich mit einmal zwischen zwey Heeren zu sehen; aber noch mehr erschracken sie, als Cincinnatus sie eben so unentrinnbar einschloß, als sie den Consul eingeschlossen hielten. Um dies zu verhüten, erfolgte ein blutiges Gefechte, aber angegriffen auf beyden Seiten, und unfähig zu widerstehen, oder zu fliehen, baten die Aequier bald um einen Waffenstillstand, dessen Bedingungen sie gänzlich dem Dictator überließen.

ſten. Er ſchenkte ihnen das Leben; doch nöthigte er ſie durchs Joch zu gehen, — ein galgenartiges Gerüſte, das aus zween in die Erde geſpieſten, und einem queer darüber gelegten Speere beſtand, unter welchem die Beſiegten durchgehen mußten. Die Feldherrn und Hauptleute machte er zu Kriegsgefangenen, und beſtimmte ſie zur Zierde ſeines Triumphes. Die Beute des feindlichen Lagers überließ er gänzlich ſeinen eigenen Soldaten, ohne das Geringſte für ſich zu behalten, oder zu erlauben, daß auch das befreyete Heer daran Theil nehmen dürfe. Nachdem er ſolcher Geſtalt ein römiſches Heer vom unvermeidlichen Untergange gerettet, einen mächtigen Feind geſchlagen, ſeine Stadt erobert und befeſtigt, und zur Fülle ſeines Ruhmes allen Antheil an der Beute abgelehnet hatte, entſagte er der Dictatur, die er kaum vierzehn Tage verwaltet hatte und eilte zu ſeiner ländlichen Hütte zurück, verſchmähend alle Anerbietungen ſeines dankbaren Vaterlandes, zufrieden mit ſeiner Mäßigkeit und ſeinem Ruhm.

Im folgenden Jahre beſchloſſen die Aequier ihren verlohrnen Ruhm wieder herzuſtellen. Vom neuen rückten ſie ins Feld, und nahmen ihre Stadt wieder ein. Zu Rom ſollte ein Heer wider ſie aufgebracht werden, aber die Tribunen verboten dem Volk ſich anwerben zu laſſen. Dennoch drängte die Noth; und da die Menge ſich deſſen weigerte, ſo beſchloſſen die Senatoren an der Spitze ihrer Anhänger und Schutzverwandten ins Feld zu ziehen. Dieſer Anblick rührte die Menge. Männer mit grauen Häuptern und ehrwürdigen Mienen, Männer, die ſo lang als die Väter des Staats waren betrachtet worden, mit langſamen und ſchwerfälligem Schritt einem Feind entgegenwanken zu ſehen, welchem zu begegnen die jungen

J. d. St. 295.

jungen und friſchen ſich geweigert hatten, war ihnen unerträglich. Trotz ihrer Aufwiegler erboten ſie ſich zu marſchieren, und verlangten keine andere Belohnung, als daß die Zahl ihrer Tribunen von fünf zu zehn erhöhet werden möchte. Eine ſolche Maasregel ſchien einigen Senatoren eine Vervielfältigung ihrer geſchworenſten Feinde, aber Cincinnatus ſah tiefer; er verſicherte ſie, daß gerade dieſe Vervielfältigung das ſicherſte Mittel wäre, ihre Macht zu ſchwächen; leichter müſſe es ſeyn, von ſo vielen einige zu gewinnen, da doch ſchon einer hinreiche, um die Entſchlüſſe aller übrigen zu vereiteln. Ueberzeugt durch dieſe Gründe, trat der Senat ſeiner Meynung bey, und um ſeine Einwilligung als eine große Gefälligkeit geltend zu machen, erklärte er den Tribunen, daß er nach vielen Berathſchlagungen für dienlich befunden habe, ihre Bitte zu gewähren.

Für eine Weile ſchien das Volk itzt befriedigt. Allein in weniger denn Jahresfriſt, griffen die Tribunen mit vereinigter Gewalt ſtärker, denn jemalen, um ſich und wagten aus eigenem Antrieb ſogar den Senat zu berufen. Sie verlangten auch, daß der Aventiniſche Berg, der bisher ungenutzt gelegen hatte, dem Volk zum Anbau angewieſen werden ſolle. Voll Hofnung, daß dies ein Mittel ſeyn möchte, die Unruhen wegen des Ackergeſetzes zu erſticken, geſtand der Senat nach heftigem Widerſpruch dieſes Anſinnen zu. Allein er irrte ſich. Die Tribunen traten bald mit neuen Klagen und neuen Anmaßungen auf, und die Streitigkeiten gediehen zu ſolcher Höhe, daß gemeiniglich Schläge, und nicht Worte die Berathſchlagungen beſchloſſen. Zu einem ſolchen Gipfel von Dreiſtigkeit verſtiegen dieſe Demagogen ſich, daß ſie ſogar den Conſuln einen Tag ſetzten, wo ſie vor dem

Volk

Volk erſcheinen ſollten. Nach kühlerer Ueberlegung hielten ſie es jedoch für rathſam von dieſer ſtolzen Zumuthung abzuſtehen, drangen aber mit unnachläßlichem Ungeſtüm auf Erfüllung des agrariſchen Geſetzes. Ein Tag ward angeſetzt, an dem dies wichtige Geſchäft verhandelt werden ſollte. — Alle Stände des Staats verſammleten ſich, um entweder ihre Stimmen zu geben oder ihre Meynung zu ſagen. Die Tribunen redeten ausführlich über die Billigkeit eines ſolchen Geſetzes; verſchiedene vom Volk erzählten, welche Dienſte ſie geleiſtet, und welche geringfügige Belohnungen ſie empfangen hätten; die Zuhörer neigten ſich auf die Seite des Geſetzes, und dies Hinneigen ward völlige Entſchiedenheit, als **Sicilius Dentatus**, ein Plebejer von ziemlichem Alter, aber bewundernswürdiger Leibesſtärke und anerkannter Tapferkeit, auftrat und ſeine Beſchwerden und Verdienſte herrechnete. Dieſer alte Krieger entblödete ſich nicht, die Thaten ſeiner Jugend zu erzählen; denn Eigenlob ward hier durch wahres Verdienſt geadelt. Vierzig Jahr hatt' er in den Kriegen des Staats gedient: ihrer dreyßig war er in Aemtern geweſen; erſt Centurio, dann Tribun; hundert und zwanzig Schlachten hatt' er gefochten, und in ihnen durch die Stärke ſeines Arms eine Menge Leben gerettet; vierzehn Bürger-, drey Mauern-, und acht goldne Kronen hatt' er gewonnen, außer drey und achtzig Ketten, ſechzig Armbänder, achtzehn vergoldete Speere, und drey und zwanzig Roßgeſchmeide, deren neune er im offenen Zweykampf dem Feind abgenommen hatte; dazu trug er die Narben von fünf und vierzig Wunden alle vorn am Leibe, unter denen zwölf, die er an dem einzigen Tage, da das Capitol wieder erobert worden, erhalten hatte. Dies waren ſeine Anſprüche; gleichwohl hätte er nie den geringſten Antheil an den Ländereyen empfangen,

die

die dem Feinde waren abgenommen worden: in Armuth und Dunkelheit hätt' er ſein thatenreiches Leben hingeſchleppt, während andere, ohne einiges Verdienſt, ohne die geringſte Mitwirkung zu ihrer Eroberung, die nehmlichen Ländereyen beſäßen, die ſeine Tapferkeit gewonnen hätte. Ein ſo ſchreyendes Beyſpiel von Ungerechtigkeiten wirkte nachdrücklich auf die Menge; einmüthig verlangten ſie, daß das Geſetz gegeben, und ein ſolches Verdienſt nicht unbelohnt bleiben ſollte. Umſonſt ſtanden verſchiedene Senatoren auf, um dawider zu reden; ihre Stimmen wurden von dem Geſchrey des Volkes übertäubet. Als Gründe daher kein Gehör mehr fanden, ſchritt man, wie gewöhnlich, zu Thätlichkeiten. Die jungen Patricier ſtürzten ins Gedränge, zerbrachen die Urnen zum Stimmeneinſammlen, und zerſtreuten den Pöbel, der ſich ihnen widerſetzen wollte. Dafür wurden ſie von den Tribunen zwar um Geld geſtraft, dennoch wirkte ihre Entſchloſſenheit ſo viel, daß das Ackergeſetz für diesmal noch nicht durchgieng.

In der Regel mußten immer erſt auswärtige Händel den innern Unruhen Roms ein Ende machen. Dies war auch itzt der Fall. Die Aequier ſtreiften bis nahe an die Stadt, und gaben dadurch dem Staate gewiſſermaßen den Frieden wieder. In dieſem Kriege erfocht Sicinius Dentatus, jener Veteran, der das Volk mit ſo vielem Feuer haranguirt hatte, größere Ehre, als die Conſuln, die den Sieg gewonnen. Befehligt, auf verlohren hin! den Feind von einer Seite anzugreifen, deren Unzugänglichkeit er kannte, that er anfangs gegen das Mißliche und Verzweifelte eines ſolchen Wageſtücks die gehörigen Vorſtellungen; als der Conſul ihm aber Feigheit vorrückte, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner kleinen Schaar, entſchloſſen,

durch

durch ſeinen Tod ein Beyſpiel des Gehorſams zu geben, wie ſein ganzes Leben ein Muſter der ſeltenſten Tapferkeit geweſen war. Das Glück war ihm jedoch günſtiger, als er erwartete. Er entdeckte einen Zugang in des Feindes Lager, den der Conſul nicht wahrgenommen hatte, führte ſeine Veteranen drauf los, und während das ganze Heer den Feind auf der einen Seite beſchäftigte, grif er das Lager auf der andern mit ſolchem Nachdruck an, daß die Römer einen vollkommenen Sieg erhielten. Ueberzeugt jedoch, daß er zu dieſem gefährlichen Geſchäft erwählt geworden war, bloß um ſich Tod oder Schande zuzuziehen, hatte Dentatus nach ſeiner Rückkunft Einfluß genug, den Conſul des Triumphs zu berauben, ſich zum Tribun wählen zu laſſen, und ein Geſetz durchzuſetzen, vermöge deſſen jede obrigkeitliche Perſon wegen mißgebrauchter Gewalt zu Rechenſchaft gezogen und die Conſuln inſonderheit wegen ihres Betragens gegen ihn um Geld geſtraft werden ſollten. So verminderte das Glück und die Beharrlichkeit der Tribunen die Gewalt der Patricier mit jedem Jahre. Ihre Vorrechte waren beynah' ſchon alle hingewelkt, und auch ihr Eigenthum, dieſe Frucht vieljähriger Arbeiten, ſchwankte auf einer ſo mißlichen Kippe, daß der geringſte Stoß der Volkseiferſucht es nothwendig zu Boden werfen mußte.

Zwölftes Kapitel.

Von der Wahl der Decemvirn bis zu Erlöschung dieser Würde.

J. d. St. 303. Sechzig Jahre beynahe war der römische Staat zwischen den zwey kämpfenden Ständen, aus denen er bestand, hin und her geworfen worden, als endlich beyde Partheyen des Kampfes müde und geneigt schienen, von den unaufhörlichen Anstrengungen ihrer beyderseitigen Kräfte auszuruhen. Das Ackergesetz schlummerte, und alle Erbitterung, die dasselbe veranlaßt hatte, schien vertobt zu seyn. Allein es war von jeher das Loos der Menschheit, daß mit dem Zuwachs ihrer Besitzthümer auch ihre Wünsche und Begierden wachsen. Dem zufolge fiengen die Bürger aller Klassen itzt an, über die willkührlichen Entscheidungen ihrer Obern zu klagen, und die Entwerfung eines Gesetzbuches zu verlangen, welches allgemein bekannt, sowohl zu Verhütung der Verbrechen, als zu bestimmter Bestrafung derselben dienen könne. Der Senat, als der da hoffte, daß ein solches Gesetz den Erschütterungen, die den Staat bisher zerrüttet hatten, ein Ende machen würde, gab diesem Wunsch des Volks seinen Beyfall. Es ward beschlossen, daß Gesandte nach den griechischen Städten in Italien und nach Athen geschickt werden, und diejenigen Gesetze, die die Erfahrung als die billigsten und nützlichsten bewährt hätte, von dannen mit nach Hause bringen sollten. Drey Senatoren, **Posthumius, Sulpicius** und **Manlius**, wurden zu diesem Zwecke gewählt, und Galeeren wurden ausgerüstet, um sie auf eine der Majestät des römischen Volks würdige Art zu geleiten. Während diese sich im Auslande aufhielten,

hielten, ward die Stadt von einer Peſt verheeret, die die Aufmerkſamkeit des Volks mit andern und ängſtlichern Sorgen beſchäftigte, als die Erwartung ihrer Heimkunft veranlaſſen konnte. Binnen Jahresfriſt hörte die Seuche auf, und kamen auch die Geſandten wieder, verſehn mit einer Anzahl Geſetze, die ſie in den geſitteten Städten Griechenlands und Italiens aufgefunden hatten, und dieſe Sammlung war es, die anfangs in zehn Tafeln vertheilt und in der Folge mit zwey neuen vermehret, jenen berühmten Kodex der **zwölf Tafeln** bildete, von welchen noch verſchiedene Bruchſtücke bis auf unſre Zeiten gekommen ſind.

Kaum waren die Geſandten zurück gekommen, als die Tribunen forderten, daß eine Geſellſchaft Männer gewählt würde, um die Geſetze zu ordnen, abzufaſſen und in Gang zu bringen. Nach langen Streitigkeiten, ob die Auswahl nicht aus dem Volke ſowohl als aus den Patriciern gemacht werden müßte, beſchloß man endlich, daß zehn der vornehmſten Senatoren gewählt und auf ein Jahrlang mit einer Macht verſehen werden ſollten, die der Macht der Könige und Conſuln gleich, und über alles Einreden und Appelliren erhaben wäre; alle Obrigkeiten ſollten ihre Aemter niederlegen, bis die Geſetze über ſie das gehörige verordnet hätten, und mittlerweile ſollten die zehn Geſetzgeber die Pflichten derſelben handhaben, und ſowohl des Anſehens als der äußerlichen Zeichen dieſer auf eine Zeitlang unterbrochnen Würden genießen. Die gewählten Perſonen waren **Appius** und **Genutius**, die für das folgende Jahr zu Conſuln erwählt worden waren, **Poſthumius**, **Sulpicius** und **Manlius**, die drey Geſandten, **Sextus** und **Romulus**, die vorigen Conſuln, nebſt **Julius**, **Veturius** und **Horatius**, Se-

naturen vom vornehmſten Range. So ward die ganze Verfaſſung mit einemmal umgewandelt, und man begann den mißlichen Verſuch, ein Volk nach Geſetzen zu regieren, die urſprünglich für Nationen von andern Sitten, Sprachen und Gebräuchen gegeben waren.

Nachdem die Decemvirn mit der höchſten Gewalt waren bekleidet worden, beſchloſſen ſie, wechſelsweiſe und jeder ſeinen Tag das Ruder des Staats zu führen. Sie beſchloſſen ferner, um allem Neide auszuweichen, daß nur derjenige, der die jeweilige Macht in Händen hätte, auch den Pomp derſelben führen, die übrigen ſich aber bloß durch Begleitung eines unbedeutenden Bedienten, den man **Accenſus** nannte, von dem Haufen unterſcheiden ſollten.

Das Neue dieſer Einrichtung ſchien dem Volke höchlich zu behagen. Auch zeigten die Decemvirn ſich des allgemeinen Zutrauens nicht unwürdig. Appius inſonderheit wußte die Gunſt des Volks in hohem Grade zu gewinnen. Seine Mäßigung, ſeine Leutſeligkeit, ſeine republikaniſchen Aeußerungen machten das Volk ſeiner Voreltern und jener Zeit vergeſſen, wo ſie vor dem Nahmen **Appius** zitterten. — Im erſten Jahre arbeiteten die Decemvirn mit anhaltendem Fleiße. Sie hatten nicht nur unter einem Gewirre griechiſcher Verordnungen und Geſetze eine Auswahl zu treffen, ſondern mußten ſie ſich auch durch einen Epheſer, Nahmens **Hermodorus**, verdollmetſchen laſſen, weil ſie ſelbſt die Landesſprache nicht kannten, ein Beweis, wie wenig die Römer um dieſe Zeit in den Künſten der Verfeinerung fortgeſchritten waren. Nichts deſtoweniger ſchufen ſie zuletzt, theils aus den mitgebrachten griechiſchen Geſetzen, theils aus den Verordnungen ihrer Könige, eine Art von Ganzen, welches unter zehn Titel vertheilt war. Dieſe wur-

wurden vom Volk genehmiget, in eherne Tafeln gegraben, und auf den öffentlichſten Theil des Marktes den Augen aller bloßgeſtellt.

Nach Endigung der Arbeit hoffte man, die Decemvirn würden ihr Amt im Frieden niederlegen; allein ſie hatten einmal die Süſſigkeit der höchſten Gewalt gekoſtet, und ſchienen wenig geneigt ſie wieder fahren zu laſſen. Unter dem Vorwande, daß zur Vollendung ihres Werkes noch einige Geſetze fehlten, baten ſie den Senat um Verlängerung ihrer Würde, und dieſer Staatskörper bewilligte ſie. Die Wahl der Perſonen war der nächſte Gegenſtand des öffentlichen Erwägens. Appius, von geheimen Durſt nach unumſchränktem Anſehn brennend, ſtellte ſich als ſey er der Beſchwerden ſeines Amtes überdrüſſig, und als wünſchte er einen geſchickten Nachfolger. Nichts deſtoweniger ließ er unter der Hand alle ihm bewußte Triebräder ſpielen, um ſich der Gunſt des Volks, und wenns zur Wahl käme, ihrer Stimmen zu verſichern. Alles gieng wie ers eingefädelt hatte. Mit Erſtaunen ſahen ſeine Collegen ihn am beſtimmten Tage an der Spitze aller derer, die ſich um die Würde bewarben, und ſtärker noch erſtaunten ſie, als ſie ihn von einer großen Mehrheit der ſchwindelnden Menge, die ſeinen Ehrgeiz für Liebe gegen das gemeine Weſen anſahn, gewählt fanden. Auch ſeine Freunde wurden vermittelſt ſeiner vollgültigen Empfehlung gewählt. **Fabius, Cornelius, Servilius, Minucius, Antonius** und **Rabuleius**, lauter Patricier, **Petillius, Oppius** und **Duellius**, welche Plebejer waren, bildeten das zweyte Decemvirat. Letztere waren durch Appius Einfluß aus dem Volk erkohren worden, indem dieſer ſchlaue Mann, um bey dem Pöbel ſich noch ſtärker einzuſchmeicheln, bemerkte, daß es Recht

und billig ſey, daß das Volk an Abfaſſung von Geſetzen Theil nehme, durch welche es dereinſt regieret werden ſollte.

Kaum ſah' Appius in ſeiner Würde ſich wieder eingeſetzt, als er ſeine einzige Angelegenheit ſeyn ließ, ſie furchterlich und immerwährend zu machen. Er berief ſeine Gehülfen, und da dieſe durchgehends ſeine Kreaturen waren, eröffnete er ihnen ohne Rückhalt ſeine Abſicht, die Macht, die ſie in Beſitz genommen, nie wieder abzulegen. Schon vorläufig unterrichtet, traten ſie ſeinem Vorſchlage einmüthig bey und verbanden ſich durch die feyerlichſten Gelübde, einander nie zu verlaſſen, ihre Autorität nie aufzugeben, und von der Meinung des Senats und Volks nur im äuſſerſten Nothfall Gebrauch zu machen. Von nun an zeigte das Decemvirat ſich alſo in einer ganz andern Geſtalt, als im vorigen Jahre. Statt daß damalen nur ein einziger mit Ruthen und Beilen umringt gieng, ſo erſchien itzt ein jeder mit dieſen Inſignien des Schreckens und der höchſten Gewalt. Statt milder, gerechter und leutſeliger Obern ſah das Volk itzt Ungeheuer von Raubſucht, Ausgelaſſenheit und Grauſamkeit. Sie nutzten die Formlichkeiten der Gerechtigkeit bloß, um eine Menge Burger theils zum Tode zu verdammen, theils ihres Vermögens und Vaterlandes zu berauben. Kläger und Angeber mußten unter der Zahl ihrer Anhänger auftreten, und zeugen, wie ſie es ihnen geheißen hatten, und wer bey dem Gerichte etwas zu ſuchen hatte, durfte ſich mit keinem Erfolge ſchmeicheln, wofern er nicht in ein ſtrafbares Einverſtändniß mit den Richtern trat. So verbreitete ſich allmälig eine allgemeine Verderbniß durch alle Stände des Volks, während die Guten und Weiſen entweder freywillig ins Elend wanderten,

oder

oder den Verfall des Vaterlandes im Stillen beklagten.

Lange konnte jedoch eine so unrechtmäßige Gewalt nicht ohne jene Künste der Verstellung erhalten werden, zu denen auch die trotzigste Tyrannen sich zu Zeiten herablassen muß. Um dem Volke zu zeigen, daß sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht gar vergäßen, vermehrten die Decemvirn die schon vorhandenen zehn Tafeln mit zwey neuen, und vollendeten dadurch jenes gesetzliche Ganze, das unter dem Nahmen der **zwölf Tafeln** bekannt ist. Diese letztern enthielten unter andern ein Gesetz, das alle Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern untersagte. Auf diese Weise hofften sie den Bruch der beyden Stände noch mehr zu erweitern, und diese gegenseitige Erbitterung zu ihrem Vortheil zu nützen. Ihre Absichten waren zwar nicht schwer zu durchschauen; da die Zeit ihrer Herrschaft sich aber ihrem Ablauf näherte, so ertrug das Volk sie mit Geduld, in Hoffnung, sie nächstens von selbst zu Ende gehen zu sehen. Allein die Tyrannen legten bald ihre Larven ab, und ohne Senat oder Volk zu befragen, beharrten sie noch ein zweytes Jahr im Decemvirat. Hinfort kannte ihre Habsucht weder Maas noch Ziel: alles, was sein Mißvergnügen zu laut äußerte, ward Opfer ihrer Rache. Alles, was etwas zu verlieren hatte, mußte auswandern oder es ihrem unersättlichen Geize überlassen. In diesem Zustande allgemeiner Sklaverey und gegenseitigen Mißtrauens stand auch nicht ein Bürger auf, der für die Freyheit seines Vaterlandes einen Streich gewagt hätte. Ohne Einschränkung und Einrede fuhren die Tyrannen fort zu herrschen, bewacht nicht nur von ihren Lictoren, sondern auch von zahlreichen Rotten Anhänger, Schutverwand-

ten und ſelbſt Patriciern, welche die gemeinſchaftliche Laſterhaftigkeit mit ihnen verbunden hatte.

So traurig war die Lage des Staats als die Aequier und Volſcer, dieſe hartnäckigen Feinde Roms, die innern Zerrüttungen des Volks zu nutzen beſchloſſen, ins Land fielen, und faſt bis an die Thore Roms ſtreiften. Sehr unzeitig kam dieſer Krieg den Decemvirn, die nicht die Macht hatten ein Heer anzuwerben, und alles Sträubens ungeachtet daher itzt den Senat um Hülfe anſprechen mußten. Ihn, deſſen Rathſchläge ſie ſo lange unterbrochen hatten, beriefen ſie itzt wirklich, und Appius trug ihnen in einer ſtudierten Rede ſein Anliegen vor; dann verlangte er, daß jeder, ſo wie er ihn aufrufen würde, ſeine Meinung ſagen ſollte; und als Valerius, ein Enkel des Publicola, dennoch unaufgerufen aufſtand, hies er ihm ſich wieder ſetzen; aber Valerius gehorchte nicht. — In einer heftigen Rede ſchilderte er die Tyranney der Decemvirn, und die Unverſchämtheit, mit der ſie hofften, daß der Senat, deſſen Macht ſie zerſtöret hätten, itzt Maasregeln nehmen ſollte, um ihre Verrätherey zu unterſtützen. Marcus Horatius unterſtützte ihn. Mit noch gröſſerer Freymüthigkeit entwickelte er ihre ſchrecklichen Eingriffe in die Rechte des Vaterlandes, ihre Habſucht, Grauſamkeit und Gewaltſamkeit. Appius ſchien dieſen Reden anfangs ziemlich geduldig zuzuhören, allein zuletzt konnte ſeine, des Zügels ſeit ſo langer Zeit entwöhnte Leidenſchaft ſich nicht länger halten. Mit Heftigkeit brach er aus, tobte gegen ſeine Widerſacher, und drohete den Horatius vom tarpejiſchen Felſen herunterſtürzen zu laſſen. Wider dieſe unerhörte Störung der alten Freyheit ihrer Berathſchlagungen proteſtirte der Senat aufs äuſſerſte; er erklärte es für die gröſte Verletzung ihrer Freyheiten und eine unerträg-

trägliche Gewalthandlung. Der Decemvir ſchien ſich zu beſinnen, fieng an ſich zu entſchuldigen, ſagte, er ſey gar nicht Willens, die Freyheit der Verhandlungen zu beſchränken; nur verdröſſe ihn eine Rede, die ohne den eigentlichen Fragpunkt zu berühren, offenbar auf Erregung eines Aufruhrs berechnet ſey; Er und ſeine Amtsgehülfen hätten vom Volk unumſchränkte Gewalt empfangen, bis das groſſe Werk der Geſetzgebung vollendet ſey, bis dahin wollten ſie ſie in ihrem ganzen Umfang üben, und dann unweigerlich von ihrer Staatsverwaltung Rechenſchaft ablegen. Dieſe Enthüllung ihrer Abſichten war deutlich genug. Der uneingenommene Theil des Senats, vornehmlich Claudius, des Appius Oheim, redete mit Verwünſchung von ihrem Verfahren. Allein eine ſtarke Parthey des Hauſes, welche die Decemvirn ſchon vorhin gewonnen hatten, und noch andre, welche bloß ihrer Furcht Gehör gaben, zeigten ſich geneigt, dem Appius in allem, was er verlangen würde, zu willfahren. Er verlangte demnach, daß er und ſeine Gehülfen bevollmächtiget werden möchten, das Heer, welches wider die Aequier ziehen ſollte, anzuwerben und zu befehligen; und dieſer Vorſchlag ward augenblicklich durch einen Senatſchluß bewilligt.

Itzt im Beſitz der kriegeriſchen ſowohl als bürgerlichen Macht des Staates, theilten die Decemvirn ihr Heer in drey Theile. Mit dem einen blieb Appius in der Stadt zurück, um dieſe in Ehrfurcht zu erhalten; die beyden andern wurden von ſeinen Gehülfen, das Eine wider die Aequier, das Andere wider die Volſcer geführet. Nun hatten die römiſchen Heere jüngſt das Mittel ausgefunden, Feldherrn, mit denen ſie unzufrieden waren, dadurch zu züchtigen, daß ſie ſich ſchlagen ließen. Dies thaten ſie auch itzt,

und verließen schimpflicher Weise ihr Lager, sobald der Feind sich näherte. Nie war die Zeitung eines Sieges in Rom mit so großer Freude aufgenommen worden, als itzt die Zeitung ihrer Niederlage; die Feldherrn mußten, wie gewöhnlich, die Schuld der Verrätherey ihrer Leute tragen; einige verlangten, man sollte sie absetzen, andere schrieen, daß ein Dictator gewählt werden müsse, keiner aber sprach freymüthiger als der alte biedere **Dentatus**, damaliger Volkstribun. Mit Verachtung musterte er das Betragen der Feldherrn und zeigte alle Fehler, die sie sowohl in der Kriegszucht als im Felde gemacht hätten. Appius ermangelte nicht, die Gesinnungen des Volks zu beobachten. Dentatus insonderheit ward als Opfer seiner Rache von ihm ausgezeichnet; unter dem Schein einer besondern Ehrenbezeugung ernannt' er ihn zum Legaten, und stellte ihn an die Spitze eines neugeworbenen Haufens, welcher von Rom aus das Heer verstärken sollte. Die Würde eines Legaten wurde von den Römern als heilig betrachtet, indem sie die Autorität des Feldherrn mit der Ehrwürde des Priesterthums vereinigte. Dentatus, keine geheime Bosheit argwöhnend, eilte mit Freuden ins Lager, wo er mit allen äußerlichen Merkmalen wahrer Achtung empfangen ward. Aber bald fanden die Feldherrn Mittel, den Groll, der in ihren Adern kochte, zu befriedigen. Da Dentatus ihnen mit seiner gewöhnlichen Freymüthigkeit entdeckt hatte, daß ihre itzige Lage nichts tauge, so schickten sie ihn an der Spitze von hundert Mann, um einen bequemeren Lagerplatz zu suchen. Diese hundert aber waren Mörder; Elende, die lange die Diener der Rachgier der Despoten gewesen waren, und sich itzt verschworen hatten, ihn zu ermorden, wiewohl mit aller Vorsicht und Verzagtheit, die der Ruf des römischen **Achill**, wie man ihn nannte,

nannte, ihnen einflößen mußte. Voll ihrer schwarzen Absicht, führten sie ihn von der Straße ab in einen Hohlweg eines entlegenen Berges und hier griffen sie ihn von hinten an. Dentatus, die Verrätherey der Decemvirn zu spät begreifend, beschloß, sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Den Rücken an den Felsen gelehnt, empfieng er mit unverzagtem Muthe den allgemeinen Angriff der auf ihn losdringenden Mörder. Wiewohl schon alt und grau geworden, besaß er doch noch immer die Ueberbleibsel seiner alten Tapferkeit, tödtete nicht weniger denn funfzehn dieser Treulosen mit eigener Hand und verwundete ihrer dreyßig. Erstaunt über so unerhörte Tapferkeit, zogen die feigen Meuchelmörder sich eine Strecke zurück, und schossen einen Hagel von Pfeilen auf ihn ab, die er alle mit unerschütterter Entschlossenheit auf seinem Schilde auffieng. Eine geraume Weile ward der so ungleiche Kampf mit zweifelhaftem Erfolge fortgesetzt, bis die Angreifer endlich den Einfall hatten, den Felsen, an welchen er sich lehnte, zu erklettern und von oben herab Steine auf ihn niederzuwälzen. Dies gelang. Der alte Krieger erlag, nachdem er durch seinen Tod bewiesen hatte, daß ers seiner Tapferkeit und nicht seinem Glücke verdankte, wenn er so oft mit Sieg bekränzt aus den Schlachten und Feldzügen heimgekehret war. Die Decemvirn heuchelten bey dem allgemeinen Jammer um den Verlust eines solchen Mannes die innigste Theilnehmung, und ehrten sein Leichenbegängniß mit allen kriegerischen Ehrenbezeigungen; aber das Volk ermangelte nicht, ihre scheinbare Betrübniß mit ihrem allgemein bekannten Grolle zu vergleichen und verabscheuete sie um desto herzlicher. Ein zweytes noch schwärzeres Bubenstück mußte jedoch erst erfolgen, eh' die Römer sich aufraffen,

ten,

ten, ihre schändlichen Fesseln sprengten und wieder freye Männer wurden.

Appius, der noch immer zu Rom war, sah' eines Tages, als er zur Verwaltung der Gerechtigkeit auf dem Richtstuhl saß, ein Mädchen von zarter Jugend und auserlesener Schönheit in Begleitung einer alten Frau, ihrer Wärterin, sein Tribunal vorüber in eine der öffentlichen Schulen gehen. Die Reitze des Mädchens, durch alle Unschuld jungfräulicher Sittsamkeit erhöht, fesselten seine Aufmerksamkeit und entzündeten sein Herz. Am folgenden Tage sah' er sie abermal vorübergehen, fand sie schöner, denn vorhin, und beschloß seine wachsende Leidenschaft zu befriedigen, was auch die Folgen davon seyn möchten. Er erkundigte sich nach des Mädchens Nahmen und Familie: sie hieß **Virginia**. Sie war die Tochter des **Virginius**, eines Centurio, der itzt im Felde war, und die Verlobte des **Icilius**, eines gewesenen Tribuns, der sie nach geschlossenem Feldzuge heyrathen wollte. Anfangs entschloß sich Appius, dies Bündniß zu trennen und die Jungfrau selbst zu heyrathen. Aber die Gesetze der zwölf Tafeln hatten die Heyrathen zwischen Patriciern und Plebejern untersagt, und eine Verordnung, die er selbst gegeben hatte, zu brechen, unterstand er sich nicht. Nichts war ihm also übrig, als der Versuch strafbaren Genusses, zu welchem er, der der Befriedigung jeder Leidenschaft seit so langer Zeit gewohnt war, sich ohne Bedenken entschloß. Nachdem er die Treue der Wärterin zu bestechen umsonst versucht hatte, nahm er seine Zuflucht zu einem noch verruchtern Mittel. Er bewog den Claudius, einen Elenden, den er lange zum Diener seiner Lüste gemißbrauchet hatte, zu behaupten, daß das schöne Mädchen seine Sklavin sey, und die Sache vor seinen Richterstuhl zur Entscheidung zu bringen.

gen. Claudius betrug ſich genau nach dem empfangenen Verhaltungsbefehle. Er drang in die Schule (wo Virginia unter ihren Gefährtinnen ſaß), bemächtigte ſich ihrer als ſeines Eigenthums, und wollte ſie mit Gewalt fortſchleppen, ward aber durch das herzueilende Volk daran gehindert. Nachdem jedoch die erſte Hitze des Widerſtandes vorüber war, führte er die weinende Jungfrau vor den Richterſtuhl des Appius, und trug ſeine Anſprüche mit vieler Wahrſcheinlichkeit vor. Er behauptete, ſie ſey in ſeinem Hauſe von ſeiner Sklavin gebohren, und von dieſer an die Frau des Virginius, die unfruchtbar geweſen, verkauft worden. Er habe verſchiedene glaubwürdige Zeugen zu Behauptung deſſen was er geſagt habe; bis aber dieſe herbey geſchaft werden könnten, ſey nichts billiger als daß die Sklavin ihm, ihrem wahren Herrn, zur Aufbewahrung ausgeliefert werde.

Appius ſchien von der Gerechtigkeit der Forderung getroffen. Er bemerkte, wenn der vermuthliche Vater gegenwärtig wäre, ſo möchte er vielleicht bewogen werden können, die Auslieferung des Mädchens eine Weile aufzuſchieben; bey gegenwärtigen Umſtänden aber ſey er nicht berechtigt, ſie ihrem rechtmäßigen Herrn vorzuenthalten. Er entſchied daher, daß Claudius ſie als Sklavin aufbewahren ſolle, bis Virginius im Stande wäre, ſein Vaterrecht an ihr zu erweiſen. Dies Urtheil ward mit lautem Geſchrey und Vorwürfen von der Menge empfangen, die Weiber inſonderheit umringten die ſchuldloſe Jungfrau, als wollten ſie ſie vor der Wuth des Richters ſchützen, während ihr Liebhaber Icilius ſich dem Decrete kühnlich widerſetzte, und den Kläger zwang, ſich unter das Richtgerüſte des Decemvirs zu flüchten. Alles drohete offenbaren Aufſtand, als Appius die Folgen

fürch-

fürchtend, für dienlich erachtete, bis zu Virginius Ankunft sein Urtheil zu verschieben, der ungefähr eilf Meilen von der Stadt beym Heere war. Der folgende Tag ward zum Verhöre bestimmt. Mittlerweile aber schrieb Appius dem Feldherrn, sich des Virginius zu versichern, da seine Ankunft in der Stadt leicht Unruhen und Aufruhr erregen dürfte. Dieser Brief ward von des Centurions Freunden aufgefangen, und ihm an dessen Statt ein ausführlicher Bericht von dem ganzen Plan übersandt, der wider seiner Tochter Freyheit und Ehre angelegt sey. Sogleich nahm Virginius unter dem Vorwande, daß ein naher Verwandter von ihm auf dem Tod liege, Urlaub, und flog nach Rom, feurend von Unwillen und Rachgier. Zum äußersten Erstaunen des Appius erschien er den folgenden Tag vor dem Richterstuhl, sein weinendes Kind an der Hand führend, beyde in die tiefste Trauer gekleidet. Der Kläger Claudius war auch zugegen und begann sogleich seine Ansprüche darzulegen. Er sagte, es sey allgemein bekannt, daß die Kinder der Sklaven dem Herrn ihrer Eltern gehörten, und Virginia sey von seiner Sklavin gebohren. Immerhin, sagte er, möchte das Mitleid andere Leute zu Unterdrückung ihres Rechts verleiten; er wolle jede geringfügigere Rücksicht der Gerechtigkeit aufopfern. Dann ließ er eine von ihm bestochene Sklavin auftreten und schwören, daß sie Virginia an das Weib ihres vermeinten Vaters verkauft habe, und endigte mit der Erklärung, daß er dieses Zeugniß mit vielen andern bekräftigen könne, wenn es nöthig wäre. Itzt redete Virginius: er stellte vor, daß seine Frau mehrere Kinder gehabt habe; daß wenn er Willens gewesen wäre, ein untergeschobenes Kind anzunehmen, er lieber einen Knaben, als ein Mädchen gewählt haben würde, daß allen bekannt sey, wie seine

Gat-

Gattin das Kind selbſt geſäugt habe; und daß es erſtaunlich ſey, nach funfzehnjährigem Stillſchweigen eine ſolche Klage zu erheben.

Während der Vater ſein theureſtes, was er auf Erden hatte, ſo mit Kraft und Nachdruck vertheidigte, ſtand das geängſtete Mädchen zitternd neben ihm, und jeder ihrer unſchuldvollen Blicke flehete Mitleid. Das Volk ſchien von dem rührenden Auftritte durchdrungen, und ſchon begann es lauter zu werden, als Appius den Eindruck fürchtend, den des Vaters Reden auf die Menge haben möchte, ihn unterbrach und erklärte, daß er von der wahren Beſchaffenheit der Sache hinlänglich unterrichtet ſey. Ja, ſprach er, mein Gewiſſen nöthigt mich zu bekennen, daß ich ſelbſt die Wahrheit von Claudius Angabe bezeugen kann. Die meiſten von dieſer Verſammlung wiſſen, daß ich zu dieſes Jünglings Vormund ernannt war; und als ein ſolcher erfuhr ich früh genug, daß er ein Recht an dieſes junge Mädchen habe. Die Geſchäfte des Staats aber, und die Zwiſtigkeiten des Volks haben mich gehindert, ihm gebührende Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Es iſt jedoch noch nicht zu ſpät, und Kraft der Gewalt, die mir fürs gemeine Beſte anvertrauet iſt, ſprech' ich hiermit Virginien ihrem Kläger als ſein unſtreitiges Eigenthum zu. Gehet, Lictoren, zerſtreuet das Volk und helft ihm, ſich ſeiner Sklavin bemächtigen.

Gehorſam dem Befehle, trieben die Lictoren das drängende Volk ohne Mühe aus einander, bemächtigten ſich Virginiens, und wollten ſie ſchon dem Claudius überliefern, als ihr Vater, an allen ferneren Verſuchen, ſie zu retten, verzweifelnd, und bey dem Urtheile ſich ſcheinbar beruhigend, den Decemvir mit weichem Ton um Erlaubniß bat derjenigen, die er ſo lange als ſeine Tochter betrachtet habe, mit

noch

noch ein Lebewohl sagen zu dürfen, da er denn mit erneuertem Eifer zu seiner Pflicht zurückeilen wolle. Diese Bitte ward zugestanden, mit der Bedingung jedoch, daß der Abschied in des Decemvirs Gegenwart genommen werden sollte. Mit sichtlich kämpfender Herzensangst nahm Virginius seine beynah' leblose Tochter in seine Arme, preßte sie eine Weile schweigend an seine Brust, trocknete die Thränen weg, die ihr holdes Antlitz niederträufelten, ergriff dann plötzlich ein Messer, das auf einem der nahen Fleischerblöcke lag; und — **mein theures, mein verlohrnes Kind**, rief er, **dies allein kann deine Ehre und deine Freyheit retten**, begrub den Dolch in ihre Brust, zog ihn wüthend heraus, hielt ihn hoch empor, und **Appius**, schrie er, **bey diesem unschuldigen Blute weih' ich deinen Kopf den Göttern der Unterwelt.** — Mit dem blutigen Messer in der Hand, und jedem, der sich ihm widersetzte, den Tod dräuend, rannte er dann durch alle Theile der Stadt, forderte mit wildem Geschrey die Bürger auf, für die Freyheit zu kämpfen, und eilte ins Lager, um auch hier die Flamme des Aufruhrs zu entzünden.

Kaum war er, von einer Anzahl Freunde begleitet, hier angekommen, als er, noch immer mit dem blutigen Messer in der Hand, dem Heer erzählte, was er gethan habe. Sie und die Götter bat er wegen einer so raschen That um Vergebung, eine That, die jedoch der fürchterliche Drang der Zeiten rechtfertigte. Bey dem Blute, das ihm theurer sey als das seinige, beschwor er sie, ihr sinkendes Vaterland zu retten. Kein Eid, erklärte er, könne sie an Männer binden, die alle Usurpatoren wären, und auf keine wirkliche Gewalt Ansprüche machen könnten. Das schon vorhin wider seine Anführer eingenommene

Heer

Heer jauchzte ihm ſtürmiſchen Beyfall zu, brach den Augenblick das Lager ab, und eilte mit Zurücklaſſung ſeiner Gewaltiger noch einmal den Berg zu beſetzen, auf den es ſich vor vierzig Jahren geflüchtet hatte. Das Gerücht dieſes Schrittes verbreitete ſich im Kurzen auch bey dem andern Heer, welches gegen die Sabiner ſtand, und ganze Geſchwader deſſelben riſſen aus, um ſich mit ihren Mitkriegern zu vereinigen.

Appius that mitlerweile ſein Aeuſſerſtes, um die Unruhen in der Stadt zu dämpfen. Da er dies aber unmöglich, und überdies ſeine tödtlichſten Feinde Valerius und Horatius an der Spitze ſeiner Widerſacher fand, ſo war er anfangs Willens ſich durch die Flucht zu retten; auf Zureden ſeines Gehülfen Oppius wagt ers jedoch den Senat zuſammen zu berufen, und auf Beſtrafung der Rebellen zu dringen. Allein der Senat war weit entfernt, ihm den Schutz, den er ſuchte, angedeihen zu laſſen: zitternd vor der Gefahr und dem Elende, die den Staat, im Falle er ſich dem zürnenden Heer widerſetzte, bedrohete, fertigte er einen Boten an daſſelbe ab, und lieſs ihm die Wiederherſtellung der alten Verfaſſung anbieten. Mit Freuden empfieng das Volk dieſen Antrag. Das Heer gehorchte auf der Stelle, und kehrte nach Rom zurück, wenn nicht mit dem Gepränge, doch wenigſtens mit dem Jubel eines triumphirenden Einzuges.

Ein ſolches Ende nahm das Decemvirat nach einer Dauer von nicht voll drey Jahren. Ich habe das Gemählde dieſer Staatsverfaſſung mit denen Farben entworfen, die die römiſchen Geſchichtſchreiber dazu gerieben haben; Farben, die freylich oft zu grell, und den wirklichen Thatſachen nicht hinlänglich angemeſſen ſcheinen. Man muſs geſtehen, daſs wenn irgend ein Theil der römiſchen Geſchichte mit Partheylichkeit geſchrieben worden, es dieſer zu ſeyn ſcheint.

Die Beschuldigungen von Grausamkeit und Habsucht, die man den Decemvirn zur Last legt, sind bis auf einen oder zwey Fälle, bloß allgemein; und diese einen oder zwey scheinen für jene Beschuldigungen nicht hinlänglich Gewähr zu leisten. Die Grenzen, die ich bey diesem Werke mir abgesteckt habe, sind jedoch zu enge, als daß ich mich hier in Untersuchung ihrer Wahrhaftigkeit einlassen könnte. Auch scheint es weiser, in einem so späten Zeitalter die Zeugnisse der gleichzeitigen Geschichtschreiber auf Glauben anzunehmen, als mit Anmaßung eines seltenen Scharfblicks Zeugnisse bezweifeln zu wollen, denen man Jahrtausende hindurch Glauben beygemessen hat. So viel dürfte zu bemerken nicht überflüssig seyn, daß die Gesetze, welche von diesen Männern promulgirt worden, allgemeinen Beyfall erhalten, und daß sie nicht nur in den folgenden Zeitaltern Roms, sondern auch überall in Europa bis auf den heutigen Tag unter den Rechtsgelehrten ihr Ansehn behauptet haben.

Dreyzehntes Kapitel.

Von Abschaffung des Decemvirats, bis zu Roms Verbrennung durch die Gallier.

J. d. Chr. 304. Befreyt von einem Joche, das es sich selbst aufgebürdet hatte, wählte das Volk den **Valerius** und **Horatius** zu Consuln des noch übrigen Theils des Jahres, und **Virginius** und **Icilius** zu Tribunen. Die Bestrafung der Decemvirn war das erste Augenmerk dieser ganz plebejisch gesinnten Obrigkeiten. Appius ward ein Tag angesetzt, an dem er wegen Hochverraths und Mords sich verantworten sollte. Auch Oppius,

pius, nächst ihm der strafbarste, ward vorgeladen. Aber beyde wußten zu gut, wie wenig Gnade sie sowohl von ihren Richtern, die ihre erklärten Feinde waren, als auch vom Volk, dessen Unwillen sie auf so vielfältige Weise gereizt hatten, erwarten dürften, und kamen einer Wuth, der zu widerstehen sie nicht hoffen konnten, durch einen freywilligen Tod zuvor. Die acht andern wanderten in ein freywilliges Elend. Claudius, Virginiens vorgeblicher Gebieter ward verbannt. So verfolgte die Wuth der Tribunen diese Unglücklichen, und schien selbst durch deren Untergang noch nicht besänftigt. Schon beeiferten sie sich, diejenigen, die sie um ihrer Grausamkeit willen zerschmettert hatten, in gewaltthätigen Handlungen zu übertreffen, schon zitterte der Senat, der so viele seiner Mitbürger zum Verderben ausgezeichnet sahe; als glücklicher Weise Duillius, ebenfalls ein Tribun, aber von mildern Sitten als seine Gehülfen, ihre Furcht durch die Erklärung beschwichtigte: daß kein Blut mehr bey dieser Gelegenheit vergossen werden sollte, daß Virginiens Tod sattsam gerochen sey, und daß er alle weitere Untersuchungen in dieser Hinsicht untersage.

Dies beruhigte den Senat gewissermaßen für diesmal; aber er fand bald Ursache zu neuen Besorgnissen. Die beyden Consuln schienen das Interesse der Patricier aufgegeben zu haben, und mit den Tribunen in die Wette, nur auf Befriedigung der Volkswünsche zu sinnen. Sie bewirkten ein Gesetz, Kraft dessen jeder noch so niedriger und unbedeutender Plebejer für seine eigene Person in allen Wahlen und Berathschlagungen mit dem angesehensten Patricier völlig gleichen Einfluß haben sollte: der letzte Streich, durch welchen das Bischen noch übrigen Unterschiedes zwischen Adel und Unadel aufgehoben wurde. Ein dem Ansehn

des erstern so tödtliches Gesetz mußte natürlicher Weise in diesem das Verlangen hervorrufen, sich an Männern zu rächen, die bloß ihren eigenen Einfluß auf Kosten des ganzen Körpers zu vergrößern suchten; die Gelegenheit dazu fand sich gar bald. Auf einem Feldzuge wider die Aequier und Sabiner gewannen die Consuln einen vollkommenen Sieg, und forderten nach ihrer Heimkunft einen Triumph, dieser ward ihnen vom Senat hartnäckig abgeschlagen. Unwillig appellirten die Consuln ans Volk, beklagten vor dessen Richterstuhl sich bitterlich über die Ungerechtigkeiten des Senats, und erzwangen ein Gesetz, nach welchem die Befugniß Triumphe zuzuerkennen, in der Folge auf dem Volk allein beruhen solle. So fuhren die beyden Stände des Staats unaufhörlich fort, mit einander zu kämpfen. Die Patricier wurden nicht müde den Schatten von Vorrang, den man ihnen noch übrig gelassen hatte, zu vertheidigen; und das Volk machte unaufhörlich neue Forderungen, gerade als ob sein Heißhunger durch jedes Nahrungsmittel, womit man ihn zu stopfen suchte, nur neue Kräfte gewönne.

Es konnte nicht fehlen, daß so ununterbrochene innere Zerrüttungen die Kräfte des Staats aufzehren, und seinen auswärtigen Feinden neuen Muth machen mußten. Noch immer dauerte der Krieg mit den Aequiern und Volscern; verschiedene Jahre hinter einander wurden den Römern allerley unbedeutende Vortheile abgewonnen, zuletzt aber ward der Feind so dreust, daß er bis an die Mauern Roms streifte. Jedoch nicht blos der Muth der Römer, auch ihre andern Tugenden, hauptsächlich ihre Gerechtigkeit schien durch ihre innere Streitigkeiten gelitten zu haben. **Ardea** und **Dericia**, zwo benachbarte Städte, verunwilligten sich um einige Ländereyen,

auf

auf welche beyde Ansprüche machten. Unfähig sich zu vergleichen, bezogen sie sich auf Roms Senat und Volk. Jener, in dem noch einige Funken des altväterlichen Edelmuthes glommen, weigerte sich den Zwist zu entscheiden. Dieses ergriff ihn mit Eifer; ein alter Mann, Nahmens Scaptius, behauptete, daß gerade diese Ländereyen den Römern zugehörten; sogleich erklärten diese sich für die rechtmäßigen Besitzer, und schickten die streitenden Partheyen voll knirschenden Gefühls ihrer Thorheit und Ohnmacht, und der römischen Ungerechtigkeit zu Hause.

Immer weiter griffen die Tribunen um sich. Sie, die sich einmal in einige Zweige der Staatsverwaltung gedrängt hatten, waren nicht zufrieden zu stellen, bis sie an allen Theil gewonnen hatten. In dieser Hinsicht brachten sie zwey neue Gesetze in Vorschlag; eines, kraft dessen es den Plebejern erlaubt seyn sollte, sich mit den Patriciern zu verschwägern; das andere, kraft dessen auch das Consulat ihnen offen stehen sollte. Die Senatoren beantworteten diese Vorschläge mit ihrem gewöhnlichen Unwillen. Eher beschlossen sie, das äußerste über sich ergehen zu lassen, als so schmachvollen Zumuthungen sich zu unterwerfen. Da sie aber nur zu bald inne wurden, daß all ihr Widerstand bloß diente, die Unruhen im Senat zu vergrößern und zu verewigen; so gaben sie zu dem Gesetz über die Ehen ihre Einwilligung, in Hoffnung, daß diese Einräumung das Volk zufrieden stellen würde. Er befriedigte sie wirklich, aber nur auf eine sehr kurze Zeit; die Herannäherung eines Feindes gab ihnen Gelegenheit, ihren gewöhnlichen Kunstgriff, die Verweigerung aller Kriegsdienste wieder in Uebung zu bringen, und die Consuln waren gezwungen, über die Lage der Zeiten mit den vornehmsten Senatoren eine Privatzusammenkunft zu halten. Hier schlug Clau-

bius nach langen Rathſchlägen einen Ausweg vor, der ihm bey gegenwärtigen Umſtänden am fähigſten ſchien, das Volk zu befriedigen. Dieſer Ausweg beſtand darin, daß man das Conſulat durch Wegwerfung deſſelben an die Plebejer zwar nicht beſudeln, dagegen aber ſechs oder acht neue obrigkeitliche Perſonen mit Conſulariſcher Gewalt erwählen ſollte, unter denen die Hälfte Plebejer wären. Im Grunde war dieſer Vorſchlag ein ſehr armſeliger Behelf, und gewährte dem Volk wirklich alles was es verlangte; dennoch fand er allgemeinen Beyfall. Damit es jedoch nicht ſcheinen möchte, als ob irgend etwas vorläufig von ihnen verabredet worden wäre, ſo wurden ſie eins, daß die Conſuln bey der nächſten Senatſitzung zuerſt die jüngern Senatoren um ihre Meinung fragen ſollten, ſtatt daß es ſonſt gewöhnlich war, zuerſt die älteren zu fragen. Dies geſchah. Der Senat verſammlete ſich; die Tribunen beſchuldigten die Conſuln heimlicher Zuſammenkünfte und Anzettelungen wider das Beſte des Volks. Die Conſuln betheuerten ihre Unſchuld, und riefen zum Beweiſe ihrer Aufrichtigkeit die jungen Mitglieder des Hauſes zuerſt auf, ihre Meinung vorzutragen. Da dieſe aber ſtille ſchwiegen, fiengen einige der älteren Senatoren, die als Volksfreunde bekannt waren, an, zu äußern, daß man dem Volk willfahren müſſe; daß niemand ein geziemenderes Recht auf Macht und Anſehen habe, als diejenigen, die die Werkzeuge wären, ſie zu gewinnen und zu behaupten; und daß der Staat nicht eher frey genannt werden könne, bis allgemeine Gleichheit in ihm herrſche.

Der getroffenen Abrede zufolge redete itzt Claudius. Wiewohl im Herzen ſehr geneigt, die Aeuſerung ſeiner Vorgänger zu unterſtützen, ergeß er ſich den-

dennoch in bittere Schmachreden wider das Volk, und ſtimmte am Ende wider das Geſetz. — Schon ſtürmten und tobten die Plebejer, als **Genutius** auftrat, **Volk und Senat einen** Mittelweg einzuſchlagen riech, und verabredeter Maßen den Vorſchlag that, für das nächſte Jahr ſechs obrigkeitliche Perſonen mit Conſulariſcher Gewalt zur Hälfte aus dem Senat und zur Hälfte aus dem Volk zu wählen, da man denn nach Ablauf ihrer Regierungsfriſt ſehen würde, ob die neue Einrichtung beybehalten oder das Conſulat wiederhergeſtellt werden ſolle. — Dieſer Vorſchlag ward von der neuerungsluſtigen Menge mit Beyfall angenommen. Jedem Plebejer ward erlaubt, ſich um die neue Würde zu bewerben. Allein ſo wenig einſtimmig iſt die Menge mit ſich ſelbſt, daß, wiewohl ihrer viele ſich zu dem Amte meldeten, dennoch keiner deſſelben würdig geachtet wurde, ſondern die Wahl lediglich die Patricier getroffen hatte, die ſich als Mitbewerber dem Volke darſtellten.

Auf dieſe Weiſe erhielt das Volk, dem Veränderung immer Verbeſſerung däucht, gewiſſermaßen ſeinen Willen. Die neuen Gewalthaber erhielten den Nahmen der **Kriegstribunen**; anfangs waren ihrer nur drey, in der Folge aber ward ihre Zahl bis zu vieren und zuletzt bis zu ſechſen vermehrt. Sie hatten die Macht und führten die Inſignien der Conſuln; in ſo fern ihre Gewalt aber zwiſchen mehrere vertheilt war, war das Anſehen jedes Einzelnen geringer. Die erſten, ſo gewählt wurden, behielten ihre Würden nicht länger als drey Wochen, indem die Augurn an den Ceremonien ihrer Wahl etwas auszuſetzen fanden.

Nach Entſetzung der Kriegstribunen wurden wieder Conſuln gewählt. Um jedoch dieſen die Laſt der Geſchäfte, die auf ihren Schultern ruhete, einigermaßen zu erleichtern, ward eine neue Würde errich-

fet; die Censur nehmlich, die alle fünf Jahr erneuert wurde. Das Geschäfte des Censors war, die Zahl und das Vermögen der Einwohner zu schätzen, das Leben und die Sitten der Bürger zu beobachten, Senatoren ihrer Aufführung halber zu entsetzen, Rittern ihre Rosse zu nehmen, und Plebejer aus ihren Triben in niedere herabzusetzen, wenn sie eine schlechte Lebensart führten. Die beyden ersten Censorn waren **Papirius** und **Sempronius**, beyde Patricier, wie denn auch die Censur die ersten hundert Jahre lediglich in diesem Orden blieb.

Die Stiftung dieser Würde diente, dem Staat auf eine Zeitlang seinen Frieden wieder zu geben; und ein Triumph, den der Consul **Geganius** um diese Zeit über die Volscer erfocht, gewährte der allgemeinen Zufriedenheit, die dermalen im Volke herrschte, einen neuen Zuwachs. So wie die Griechen einen Sieg in den olympischen Spielen als den höchsten Gipfel des Glanzes betrachteten, den ein Sterblicher erklimmen könne, so war ein Triumpf die allerhöchste Ehre, wovon ein Römer einen Begriff hatte. Für ihn fochten ihre Feldherrn nicht weniger, als für das Beste des Staats, und auch das Volk verlohr, während eines solchen Schauspiels das Gefühl alles Elends, im Mitgenuß der Herrlichkeit seines Vaterlandes.

Jedoch auch diese Stille war nicht von Dauer. Eine Hungersnoth folgte, deren Schuld die Armen, wie gewöhnlich, den schwelgenden Reichen beymaßen, und als ihr Murren unwirksam blieb, neue Tumulte begannen. Den Consuln ward zur Last gelegt, daß sie die Stadt nicht beyzeiten mit hinlänglichem Vorrathe versorgt hatten. Im Bewußtseyn ihrer Unschuld verachteten sie jedoch die Verleumdung des Pöbels, und bemüheten sich der dringenden Noth aufs

Beste

Beste abzuhelfen. Allein, wiewohl sie alles thaten, was von thätigen Obrigkeiten zu erwarten stehe, so wurden sie in ihrem wohlthätigen Geschäfte doch vom **Spurius Mälius**, einem reichen Ritter, der alles Korn Toskaniens aufgekauft hatte, bey weitem übertroffen. Dieser Demagoge, der den Erschütterungen des Staats bisher ruhig zugesehn hatte, nährte ein geheimes Verlangen, sich vermittelst der Spaltungen desselben emporzuschwingen. Zu dem Ende vertheilte er Tag für Tag so viel Korn unter die dürftigen Volksklassen, daß sein Haus endlich der Sammelplatz aller Taugenichts, Faullenzer und solcher Menschen ward, die gegen ein müßiges Sklavenleben gerne die Arbeitsamkeit der Freyheit umgetauscht hätten. Nachdem er sich einer hinlänglichen Parthey versichert haben glaubte, ließ er eine große Menge Waffen kaufen, und Nachts in seine Wohnung bringen; sodann zettelte er eine Verschwörung an, vermittelst welcher er das Haupt des Staats werden, und verschiedene Tribunen, die er zu gewinnen Mittel gefunden hatte, nächst ihm auf den Trümmern der Freyheit emporsteigen sollten. **Minutius**, dem gerade die Versorgung des Volks oblag, entdeckte den Anschlag bald, der wider die Freyheit entworfen war, und eilte den Senat davon zu benachrichtigen. Auf der Stelle beschloß man einen Dictator zu wählen, der, ohne das Volk befragen zu dürfen, die Verschwörung unterdrücken könnte. Cincinnatus, damals schon achtzig Jahr alt, ward noch einmal aufgefordert, um sein Vaterland von der drohenden Gefahr zu befreyen. Er ließ den Verräther sogleich vor seinen Richterstuhl fordern. Dieser, auf den Beystand der Menge trotzend, weigerte sich zu erscheinen. Cincinnatus schickte den **Ahala**, seinen Magister Equitum zu ihm, um ihn mit Gewalt zu

holen, als aber Mälius auch diesem zu folgen sich hartnäkkig weigerte, tödtete ihn Ahala auf der Stelle. Der Dictator billigte die rasche That seines Abgeordneten, und befahl die Güter des Verbrechers zu verkaufen, sein Haus nieder zu reißen, und seinen Kornvorrath unter das Volk zu vertheilen.

Die Volkstribunen waren über Mälius Tod nicht wenig aufgebracht. Um den Senat einigermaßen dafür zu züchtigen, drangen sie darauf, daß bey der nächsten Wahl nicht Consuln, sondern Kriegstribunen erwählt würden. Der Senat mußte sich dies gefallen lassen. Allein wiewohl auch den Plebejern der Zugang zu dieser Würde offen stand, so wurden dennoch, wie das vorigemal, drey Patricier gewählt. Im folgenden Jahr stellte man die alte Verfassung wieder her, und wählte wieder Consuln.

Während diesen Zwistigkeiten ermangelten die Vejer und Volsker nicht ihre alten Streifereyen zu wiederholen, und selbst die Bundsgenossen Roms begannen in ihrer Treue zu wanken. **Fidenä**, eine alte Pflanzstadt der Römer fiel ab, und verband sich mit **Lolumnius**, dem Könige der Vejer. Noch strafbarer aber ermordeten sie die Gesandten, die von Rom abgeordnet wurden, um ihnen über ihre Untreue Vorstellungen zu machen. Um so unerhörter Bosheit mit auszeichnender Rache zu vergelten, ward ein Dictator ernannt, und die Wahl fiel auf **Mamercius Aemilius**. Die Vejer wurden geschlagen, ihr König blieb und Aemilius kehrte mit aller Pracht des Triumphs, die diesmal durch die fette Beute eines erschlagenen Königs erhöht wurde, nach Rom zurück.

Man sollte glauben, daß der Senat und die Consuln mit ihrem eigenen Ansehn itzt nicht das mindeste mehr hätten durchsetzen können; denn schon im folgen-

folgenden Jahr finden wir wieder einen Dictator, um ſich einem angedrohten Bündniß aller Vejiſchen Nationen zu widerſetzen. **Servius Priscus** war es, der diesmal die hohe Würde bediente. — Auch das nächſte Jahr ward ein Dictator gewählt, Aemilius Priscus nehmlich, der dieſe Würde nur jüngſt bekleidet hatte. Da dieſer außerhalb Hauſes nichts zu thun fand, machte er ſich ein Geſchäft daheim, und verkürzte die Dauer der Cenſur, die vorhin auf acht Jahr beſtimmt war, bis zu einem und einem halben. Dafür ward er nach Niederlegung ſeines Amtes von den Cenſoren gebüßt und herabgeſetzt. Auch dem Volk ſchien dieſe Maasregel zu mißfallen, und das nächſtemal wurden ſtatt der Conſuln Kriegstribunen gewählt. Vier Jahr nachher wählte man wieder Conſuln, und da die Aequier mit einem Einfall droheten, einen Dictator, **Poſthumius Tubero**, der ſein Regiment mit einem Triumph endigte. Nach abermal vier Jahren wählte die wankelmüthige Menge wieder Kriegstribunen, und da dieſe unglücklich fochten, ward Aemilius zum drittenmal zum Dictator erkohren, und gewann einen zweyten Triumph. Zwey Jahr nach einander regierten wieder Kriegstribunen, dann Conſuln, dann wieder Tribunen, ſo daß der Staat funfzehn Jahr lang zwiſchen den verſchiednen Ständen hin und her ſchwankte. Wenig wichtiges geſchah während dieſer Zeit, weder auswärts noch daheime. Der Senat ſchien all ſein Anſehn verloren zu haben, und das Volk alle ſeine kriegeriſche Tugend. Jener, der den Reichthum des Staats beſaß, ſchien geneigt alle ſeine Vorrechte aufzugeben, um nur ſein Eigenthum vor dem Ackergeſetz zu ſichern. Dieſes verſchwendete ſo viele Zeit mit dem Anhören ſeiner redſeligen Tribunen, daß es arm, grämlich und ausſätzig ward. So oft ein Feind ſich

näherte,

näherte, ward die Gefahr entweder durch die Furcht oder wirkliche Schwäche des Staats dergestalt vergrößert, daß nur das verzweifelte Mittel der Dictatorwahl für hinreichend gehalten ward, ihr zu widerstehen. Zehnmal finden wir in einem Zeitraum von zwanzig Jahren, daß das Volk Freyheit, Leben und Eigenthum einem einzelnen Bürger anvertrauet habe, und seine Sicherheit nur dessen Tugenden verdankte. So ward nach Aemilius Abgang Servilius Priscus zum viertenmal gewählt, und nach ihm **Cornelius Cossus**. Solche unbeschränkte Gewalthaber leisteten freylich ihr Gutes. Sie stellten Kriegszucht in der Armee und Ruhe im Staat wieder her, aber mit Gefahr alles dessen, was das Leben Köstliches hat, war beydes doch zu theuer erkauft. Itzt zwar ward man der schädlichen Folgen eines so ungebundenen Machtbesitzes noch nicht inne; vielmehr freuete sich der Senat aus seinem Mittel eine Obrigkeit wählen zu sehn, die das Volk in Ehrfurcht erhielt; und die Menge ihrerseits wetteiferte einem Feldherrn zu folgen und zu gehorchen, der sie zur Eroberung und Plünderung führte; denn die Dictatoren pflegten, um sich beym Volk beliebt zu machen, den Raub der Ueberwundenen gänzlich unter die Sieger auszutheilen. So schien die Plünderung von **Anxur**, einer den Volscern abgenommenen Stadt, neues Leben unter die Menge zu verbreiten, was jedoch nicht länger dauerte, als die vorübergehende Befriedigung ihrer Bedürfnisse.

In diesem Zustande der Verwirrung beharrte Rom eine geraume Weile; die Parthensucht ward täglich stärker, die Regierung schwächer. Immer weiter öffneten die Tribunen den Riß zwischen den verschiedenen Ständen des Staats, und immer weiter trieben sie jene Ausgelassenheit, die sie Freyheit nannten.

ten. Zuletzt verfiel der Senat jedoch auf einen Ausweg, der seine Macht nicht wenig mehrte, und dem Volke höchlich gefiel, zugleich aber einen Beweis abgab, wie sehr die Römer von ihrer ursprünglichen Tugend ausgeartet waren. Bis itzt hatten die Bürger, die zu Felde zogen, die Schlachten ihres Vaterlandes ohne Belohnung geschlagen; sie waren Ackersleute und Krieger. Die nehmlichen Hände, die in einer Jahreszeit das Schwert führten, führten in der andern den Pflug, und nicht nur mit Waffen mußten sie sich auf ihre eigene Kosten versorgen, sondern auch mit Vorrath während des Feldzuges. Sie ertrugen diese Beschwerlichkeiten jedoch ohne Murren, indem die Hoffnung der Beute, und die Ehre im Triumph zurück zu kommen, von ihnen als reichlicher Ersatz betrachtet wurde. Demnach geschah' es nicht selten, daß wenn der Feldzug einmal von längerer Dauer war, ihre kleinen Ländereyen unbestellt blieben, und sie selbst den Rest des Jahres in der äußersten Dürftigkeit schmachten mußten. Daher eben wurden sie genöthigt Schulden zu machen, und daher entsprangen jene mannigfaltige Erpressungen, jener übertriebene Wucher, jene grausamen Plackereyen, mit welchen die Schuldner das Volk unterdrückten. Um so vielen Uebeln vorzubeugen, beschloß der Senat einmüthig, das Heer aus dem öffentlichen Schatz zu besolden: und eine Steuer ward zu dem Ende eingeführt, von welcher kein Bürger ausgenommen war. Diese Einrichtung gab der römischen Sitte Krieg zu führen gewissermaßen einen ganz neuen Schwung. Was bisher nur den Nahmen von Streifereyen verdiente, ward itzt regelmäßiger ausdaurender Feldzug. Der Senat durfte von den Tribunen nicht erst Erlaubniß erbitten, ein Heer anwerben zu dürfen, indem das Volk seiner Belohnung gewiß, sich wetteifernd

ſernd zu den Fahnen drängte. Unbeſchreiblich war daher ihre Freude bey dieſer Gelegenheit. Sie umringten das Senathaus, ſie erboten ſich den Vätern des Vaterlandes zu folgen, wohin ſie ſie führen würden, und verſprachen nie wieder zu murren.

So mit dem Volke ausgeſöhnt, und eines Herzens Herr geworden, das er ſo lang es ihm gut däuchte, im Felde behalten konnte, beſchloß der Senat, an den Vejern blutige Rache zu nehmen, und ſelbſt ihre Hauptſtadt zu belagern, ſollte auch Rom über dem kreuſten Unternehmen in Gefahr gerathen. Die Stadt Veji war lang ein blühender ſtarker und furchtbarer Ort geweſen. Sie lag auf einem Felſen und war mit entſchloſſenen und zahlreichen Vertheidigern verſehn. Die Regierungsform, die ſonſt republikaniſch geweſen, hatte ſich neuerdings in eine monarchiſche umgewandelt, und dieſe Veränderung, die den Bundsgenoſſen nicht gelegen war, trug ohne Zweifel dazu bey, daß dieſe die Hauptſtadt von dem römiſchen Heer ſo geduldig einſchlieſſen ſahen. Die Römer ihrerſeits hatten Urſach genug über Veji zu zürnen. Lang' war dieſer Ort Roms Mitbuhlerin geweſen, immer hatten die Vejer während der innern Zwiſtigkeiten die Stadt mit ihren Einfällen beunruhigt, und die Geſandten, die ſich darüber beſchweren ſollten, gewöhnlich mit Mißhandlungen zurückgeſchickt. Jetzt alſo ſchien es beſchloſſen, daß Veji, es koſte was es wolle, fallen ſollte, und die Römer, einen langen und muthigen Widerſtand erwartend, ſchlugen ein regelmäßiges Lager vor der Stadt auf. Die Stärke der Stadt iſt aus der Länge der Belagerung abzunehmen, die nicht weniger denn zehn Jahre dauerte, während welcher das Heer ununterbrochen um die Stadt gelagert blieb, des Winters unter Gezelten von Thierfellen lag, und des Sommers die Belagerungsope-

ratio-

rationen fortſetzte. Abwechſelnd war der Erfolg, und viele waren der Befehlshaber, die die Belagerung leiteten. Bisweilen wurden alle Werke der Belagerer zerſtört, und ganze Schaaren durch Ausfälle der Belagerten niedergehauen, bisweilen wurden ſie von Vejiſchen Hülfsvölkern angegriffen, die dem Orte von außen beyzuſtehen verſuchten. Eine ſo hartnäckige Belagerung ſchien durch das unaufhörliche Bedürfniß friſcher Verſtärkungen Rom ſelbſt allmälig zu entvölkern, ſo daß ein Geſetz gemacht werden mußte, daß ledige Mannsperſonen die Weiber der Gebliebenen heyrathen ſollten. Auch die Volkstribunen ermangelten nicht, dieſe große Unternehmung durch unaufhörliches Murren und ſchlaue Erregung innerer Unruhen zu erſchweren. Sie tadelten die Befehlshaber, unterſagten die Eintreibung der Steuern, mit welchen das Heer bezahlt werden ſollte, und um die Verlegenheit des Senats zu vermehren, brachten ſie ſogar das beynah' vergeſſene Ackergeſetz wieder zur Sprache.

So viel Uneinigkeit auf Seiten der Römer, und ſo viel Hartnäckigkeit auf Seiten Veji's, ermangelten nicht die feurigen Erwartungen des Senats darnieder zu ſchlagen. Sie zitterten vor den Folgen ſo vieles verſchwendeten Blutes und verſchleuderter Schätze, im Fall die Belagerung fehl ſchlüge. Entſchloſſen jedoch vor Aufgebung ihres Lieblingsplanes noch einen Hauptverſuch zu wagen, ernannten ſie den **Furius Camillus** zum Dictator und übertrugen ihm die unbeſchränkte Führung dieſes ſo lang ausgeſponnenen Krieges. Camillus war ein Mann, der ohne Kabalen oder Andringlichkeit ſich zu den höchſten Würden emporgeſchwungen hatte. Er war Cenſor geweſen, und war von jedermann als die Hauptperſon in dieſem Kollegio betrachtet worden. Dann war

er

er Kriegstribun geworden, und hatte in dieſer Würde manche wichtige Vortheile über den Feind erfochten. Der Tapferkeit und den Fähigkeiten, die er in dieſen beyden Poſten gezeiget hatte, verdankte ers, daß man ihn bey dieſer dringenden Gelegenheit hervorzog, um die Ehre ſeines Vaterlandes zu retten. Seine Wahl war kaum bekannt geworden, als das Volk ſchaarenweiſe herbeyſtrömte; überzeugt, daß es ihm unter einem ſo erfahrnen Anführer an Sieg und Beute nicht fehlen würde. Camillus rückte ſogleich ins Feld, ſchlug die Fidenater, eine der kleinen Völkerſchaften, die ſich wider Rom verſchworen hatten, mit großem Blutvergießen, zwang die Capenater um Frieden zu bitten, und nachdem er ſolchergeſtalt des Feldes ſich bemeiſtert hatte, zog er alle ſeine Macht zuſammen und rückte vor Veji. Mit Nachdruck fieng er ſogleich die Belagerungsoperationen wieder an. Da er aber bald einſah', daß die Stadt mit Sturm nicht einzunehmen ſey, ließ er mit ungeheurer Arbeit heimlich Minen graben, die ſich mitten in der Feſtung öffneten. Itzt des Erfolges ſicher, und überzeugt, daß die Stadt nicht zu retten ſey, ſchickte er Boten nach Rom, und ließ alle, die an Veji's Beute Theil nehmen wollten, auffordern, unverzüglich ins Lager zu kommen. Itzt öffnete ſich die Mine. Von außen drang Camillus heran, und zum Erſtaunen der Belagerten, die den Augenblick vorher noch in ſtolzer Sicherheit geſchlafen hatten, war die Stadt in einem Nu voll Feinde. So ward Veji einem zweyten Troja ähnlich, nach zehnjähriger Belagerung erobert, und bereicherte ſeine Sieger mit Beute — Während Camillus, trunken von dem Ruhme, die Nebenbuhlerin ſeiner Vaterſtadt unterjocht zu haben, ſeinen ſiegprangenden Einzug zu Rom in einem Triumphwagen hielt, der von vier milchweißen Roſſen gezogen wurde, eine

Aus-

Auszeichnung, die der gröſste Theil der Zuſchauer ihm nicht wenig übel nahm, da weiſſe Roſſe als etwas heiliges betrachtet wurden, und ſich mehr für Götter als für Feldherrn zu ſchicken ſchienen.

Allein nicht lange nachher glaubte das Volk ſich zu noch gröſſerem Mifsvergnügen berechtigt. Die Tribunen hatten vorgeſchlagen, daſs Senat und Volk in zwey Theile getheilt werden möchten, deren einer in Rom bleiben, der andere aber nach Veji verpflanzt werden ſollte. Diesem miſslichen Plane widerſetzte Camillus ſich; und die Menge gab ihm nach, wiewohl ſie ihn deshalb anfeindete. Noch unzufriedener ward ſie bald nachher mit ihm, als ſie ſich gezwungen ſah, den zehnten Theil der Beute wieder heraus zu geben, die Camillus vor dem Sturm dem Apoll geweiht hatte. Die meiſten hatten ihren Antheil jedoch längſt verſchwendet, und das Gelübde wäre unbezahlt geblieben, wenn die römiſchen Frauen nicht mit Hergebung ihres Geſchmeides, das acht Talente an Golde betrug, den Abgang erſetzt hätten. Dieſe patriotiſche That ward ihnen mit dem Vorrechte vergolten, über ihre Leichname Gedächtnifsreden halten zu laſſen, eine Ehre, die vorhin keinem Frauenzimmer gewähret werden durfte. Camillus aber machte ſich durch dieſe Geſchichte dem Volke verhaſſter als jemalen.

Ohngeachtet des allgemeinen Mifsvergnügens ward Camillus dennoch einige Zeit nachher zum Kriegstribunen erwählt, und wider die Falisker geſandt, die ihre gewöhnlichen Einfälle ins römiſche Gebiet gemacht hatten. Sein bisheriges gutes Glück begleitete ihn auch in dieſem Feldzuge, er ſchlug ihr Heer und belagerte ihre Hauptſtadt Falerii, die einen langen und muthigen Widerſtand drohete. Die Bezwingung dieſes kleinen Platzes würde kaum der

Erwähnung werth ſeyn, wäre ſie nicht durch eine That des römiſchen Feldherrn berühmt geworden, die ihn der Nachwelt ehrwürdiger gemacht hat, als alle ſeine Triumphe zuſammen genommen. Ein Pädagog, dem die Kinder der vornehmſten Einwohner der Stadt anvertrauet waren, fand Mittel, ſeine Zöglinge ins römiſche Lager zu locken, wo er ſie dem Camillus als das ſicherſte Mittel übergab, die Bürger zu einer ſchleunigen Uebergabe der Stadt zu treiben. Erſtaunt über die Verrätherey eines Elenden, deſſen Pflicht es war, die Unſchuld zu beſchützen, ſah' der edle Krieger den Treuloſen eine Weile mit ſchweigendem Unwillen an. Niederträchtiger, ſprach er dann zu ihm, Seelen, die der deinigen gleichen, müſſeſt du deine ſchändlichen Vorſchläge thun, nicht mir; es iſt wahr, wir ſind Feinde deiner Stadt, allein es giebt natürliche Bande, die alle Menſchen aneinander binden, es giebt Pflichten für den Krieg ſo wohl, als für den Frieden, und wir fechten nicht gegen das Alter der Unſchuld, ſondern gegen Männer, Männer, die uns freylich feindſelig behandelt haben, deren Verbrechen jedoch, mit dem deinigen verglichen, Tugenden ſind. Gegen ſo niedrige Künſte, geziemt es uns, nichts zu gebrauchen als die Künſte des Römers, die Künſte der Waffen und der Tapferkeit. Dies geſprochen, ließ er den Verräther entkleiden, ihm die Hände auf den Rücken binden, und in dieſer ſchmachvollen Stellung von ſeinen eigenen Schülern zur Stadt zurückpeitſchen. Dieſe edle That des Camillus leiſtete mehr, als ſeine Waffen hätten leiſten können. Die Gewalthaber der belagerten Stadt unterwarfen ſich dem Senat, und überließen die Bedingungen der Milde des Camillus, welcher ſie bloß zur Befriedigung ſeines Heeres um eine Summe Geldes buße, und ſodann unter Roms Schutz- und Bundsgenoſſen aufnahm.

Jene

Jene Ehrerbietung, die die Tugenden des Camillus ihm auswärts erworben hatten, vermochten sie nicht ihm daheim bey den unruhigen Tribunen zu erwerben, die beynahe täglich mit einer neuen Klage wider ihn hervortraten. Außer jenem Verbrechen, dessen er ihrem Vorgeben nach sich durch das Hintertreiben der Verpflanzung des halben Roms nach Veji schuldig gemacht hatte, legten sie ihm itzt auch dies zur Last, daß er einen Theil der Beute dieser Stadt, nahmentlich zwey eherne Thore zu seinem eigenen Gebrauch zurück behalten habe, und setzten ihm einen Tag, an dem er sich deshalb vor dem Volke rechtfertigen sollte. Camillus, der Erbitterung der Menge wohl kundig, und tief gekränkt über ihre schwarze Undankbarkeit, beschloß, die Schmach des Verhörs nicht abzuwarten, umarmte sein Weib und seine Kinder, und bereitete sich Rom zu verlassen. Schon war er einsam, unbegleitet und unbeklagt aus einem seiner Thore herausgewandert, als er seinen gährenden Unwillen nicht länger zu erdrücken vermochte; er wandte sich gegen das Capitol, hob Hände und Augen gen Himmel und flehete die Götter allzumal, daß sie seinem Vaterlande eines Tages seinen Undank und seine Ungerechtigkeit möchten fühlbar machen, setzte dann seine traurige Wanderschaft fort, und flüchtete nach Ardea, einer benachbarten Stadt, wo er bald vernahm, daß die Volkstribunen ihn um funfzehnhundert Aß gebüßt hatten.

Groß war das Frohlocken der Tribunen um den Sturz dieses Edlen, aber nur zu bald bekamen sie Ursache, ihre Ungerechtigkeiten zu bereuen und den Beystand des einzigen Mannes zurück zu wünschen, der allein im Stande war, das Vaterland vom Untergange zu retten; denn itzt trat ein ungleich furchtbarerer

barerer und ſchrecklicherer Feind wider die Römer auf, als alle die ſich bisher mit ihnen gemeſſen hatten. Die Gallier, ein barbariſches Volk, waren vor ohngefähr zwey Jahrhunderten über die Alpen hereingefallen und hatten ſich in Vorderitalien niedergelaſſen. Die Köſtlichkeit der Landesweine, und die Milde des Klimas hatten ſie den Wüſten ihres Vaterlandes entlocket. Wohin ſie kamen verdrängten ſie die urſprünglichen Einwohner, als Männer von überlegenem Muth, außerordentlicher Leibesgeſtalt, trotzigem Blick und rohen plünderungsgierigen Sitten. Nicht zufrieden, die meiſten italieniſchen Provinzen unterjocht und bevölkert zu haben, luden ſie immer neue Schwärme ihrer Landsleute jenſeit der Alpen ein, herüber zu kommen und in den fruchtbaren Provinzen des neuentdeckten Landes Schrecken und Verwüſtung zu verbreiten. Ein Schwarm dieſer Barbaren, der ſo eben aus ſeinen urſprünglichen Wohnungen hervorgebrochen war, belagerte itzt **Cluſium**, eine etruriſche Stadt, unter Anführung ſeines Königs **Brennus**. Erſchrocken über ihre Menge und mehr noch über ihr wildes Anſehn, flehteten die Cluſier die Römer um Beyſtand oder Vermittelung an. Von jeher hatte der Senat ſich es zum Geſetz gemacht, den Bedrängten nie ſeine Hülfe zu verweigern; auch diesmal war er unverzüglich bereit, vorläufig Geſandten an die Gallier zu ſchicken, die ihnen ihre Unternehmung widerrathen, und gegen die Ungerechtigkeiten ihres Einfalls Vorſtellungen machen ſollten. Drey junge Senatoren wurden zu dieſem Geſchäfte ausgewählt, drey **Fabier**, die ſich mehr fürs Feld als für Unterhandlungen ſchickten. Brennus empfieng die fremden Botſchafter mit einer Höflichkeit, die nichts von Barbaren ahnden ließ. Er erkundigte ſich nach dem Zwecke ihrer Sendung, und

bekam

bekam zur Antwort, daß es in Italien nicht Sitte ſey, ungereitzt und ungerechter Weiſe die Völker zu bekriegen, und daß ſie zu wiſſen begehrten, womit die Einwohner von Cluſium dieſe feindſelige Handlung von ihm verdienten. Mit finſterer Miene äußerte Brennus, die Rechte des Tapferen ruheten in ſeinem Schwert; die Römer hätten kein anderes Recht zu den vielen Städten, die ſie erobert hätten; er aber habe noch beſondere Urſach mit den Cluſiern zu zürnen, als die ſich geweigert hätten, Ländereyen fahren zu laſſen, die ſie doch nicht Hände genug anzubauen, noch Einwohner genug zu bevölkern hätten. Die römiſchen Geſandten, wenig gewohnt, die Sprache des Eroberers zu hören, verſtellten ihren Unwillen über eine ſo übermüthige Antwort eine Weile, warfen ſich aber in die Stadt, und ſtatt hier als Mittelsperſonen zu handeln, führten ſie, ihres geweiheten Characters vergeſſend, die Bürger zu einem Ausfall wider die Belagerer an. In dieſem Gefecht tödtete Fabius Ambuſtus einen Gallier mit eigener Hand, ward aber entdeckt, während er ihm ſeiner Rüſtung entkleidete. Ein ſo ungerechtes und ſo ungeziemendes Betragen reitzte die Rache des Brennus; durch einen Herold beklagte er ſich beym Senat, und als keine Genugthuung erfolgte, hob er auf der Stelle die Belagerung auf und zog mit ſeinem ſiegreichen Heer gerade auf Rom los.

Die Gegenden, die die Gallier auf ihrem reiſſenden Zuge durchzogen, entſagten bey ihrer Annäherung allen Gedanken des Widerſtandes, ſo heftig ſchreckten ſie dieſe zahlloſen Schaaren, dieſe ungeheuren Leiber, und ihre kriegeriſche Miene. Der ganze Grimm des wilden Volks galt indeſſen Rom allein. Gegen Rom allein Rache ſchnaubend, zogen ſie verwüſtend, ohne

rechts oder links die geringste Feindseligkeit auszuüben.

Sechs Kriegstribunen befehligten damals das römische Heer; die Zahl desselben belief sich auf vierzigtausend Mann; ohngefähr eben so hoch als das Heer des Brennus sich belief; aber die Krieger waren minder gehorsam, und die Tribunen traueten einander zu wenig, um mit vereinigter Kraft für die Rettung des Vaterlandes zu wirken. Am Flusse Allia, wenige Meilen von der Stadt, traten die Heere auf einander, beyde voll Zuversicht des Sieges, beyde gleich unwillig eine Niederlage zu überleben. Die Anführer beyder Partheyen stellten ihre Macht in Schlachtordnung; die Römer, um nicht umzingelt zu werden, dehnten ihre Linien aus und stellten die besten Legionen auf beyde Flügel. Grade umgekehrt stellten sich die Gallier, schoben den Kern des Heers in die Mitte und thaten aus dieser den allerverzweifeltsten Angriff. Unfähig, dem jählingen Sturme zu widerstehen, räumte das Centrum der Römer ihnen augenblicklich das Feld; die beyden Flügel sahen sich von einander gerissen und den Feind in ihrer Mitte. Sie machten einige schwache Versuche sich wieder an einander zu schließen, da sie es aber unthulich fanden, erfolgte eine Flucht, in welcher die Römer alle Kraft, sowohl sich zu wehren als zu fliehen, schienen verloren zu haben. Nichts als Schrecken und Verwirrung herrschte in diesen von einander gesprengten Schaaren. Die elenden Ueberbleibsel des Heeres ersoffen theils in dem Versuche über die Tiber zu schwimmen, theils flüchteten sie nach Veji, von wannen einige wenige mit der traurigen Zeitung in Rom anlangten. Hier gab man augenblicklich alles verloren. Die noch übrigen Einwohner, welche die Waffen zu tragen fähig waren, warfen sich ins Capi-

tol,

tol, welches ſie, um eine Belagerung darin auszuhalten, befeſtigten. Der Reſt des Volks, ein armer hülfloſer Haufe von Greiſen, Weibern und Kindern, eilte, ſich in den benachbarten Flecken zu verbergen, oder beſchloß die Wuth des Ueberwinders abzuwarten, und mit den Trümmern des Vaterlandes unterzugehn. Vorzüglich fühlten die bejahrten Prieſter und Senatoren ſich bey dieſer Gelegenheit von einem heiligen Enthuſiasmus beſeelt. Entſchloſſen, mit ihrem Leben für die Sünden ihres Volks zu büſſen, zogen ſie ihre feyerlichſten Kleider an, und ſetzten ſich auf ihren elfenbeinernen Stühlen mitten aufs Forum. Mittlerweile beſchäftigten ſich die Gallier mit Plünderung des feindlichen Lagers und Theilung des Raubes. Wären ſie unmittelbar nach der Schlacht auf Rom losgegangen, ſo würden ſie das Capitol ſelbſt erobert haben; ſtatt deſſen verweilten ſie zween Tage auf dem Schlachtfelde, ſchwelgten und jubelten mit barbariſchem Frohlocken mitten unter ihren erſchlagenen Feinden. Am dritten Tage nach jenem Siege, deſſen Leichtigkeit ſelbſt die Barbaren befremdete, erſchien Brennus mit aller ſeiner Macht vor der Stadt. Erſtaunt, die Thore offen und die Mauern unbewahrt zu ſehen, beſorgte er anfangs einen Hinterhalt und rückte mit aller möglichen Vorſicht in die Stadt ein. Er erreichte bald das Forum, wo er die Väter des Vaterlandes in langer ſchimmernder Reihe, ſchweigend, unerſchüttert und unerſchütterlich ſitzen ſahe. Die feyerliche Tracht, der majeſtätiſche Ernſt und die Ehrfurcht gebietenden Blicke dieſer alten Männer flößten den Barbaren ſelber einen Schauer ein: in dem Wahn, die Schutzgötter der berühmten Stadt zu ſehen, waren ſie im Begriff vor ihnen nieder zu fallen, als Einer, roher denn ſeine Gefährten, ſich einfallen ließ, den grauen **Papirius**, welchen wir ſchon als

Dictator geſehen haben, beym Barte zu zupfen. Eine ſolche Beſchimpfung konnte der edle Römer nicht dulden, er hob ſeinen elfenbeinernen Scepter auf und ſchlug den Barbaren damit zu Boden. Dies war die Loſung zum allgemeinen Blutbade. Papirius fiel zuerſt, dann die übrigen, alle ohne Erbarmen oder Unterſchied. Drey Tage dauerte das Blutvergießen, nicht Geſchlecht, nicht Alter ward geſchont, und da die Stadt eine lebloſe Wüſte geworden, ward ſie auf den Leichnamen ihrer ehemaligen Einwohner nieder geäſchert.

Alle Hoffnungen Roms beruheten itzt einzig auf dem Capitol. Außerhalb dieſer Feſtung war alles ein unabſehbarer Schauplatz von Elend, Verheerung und Verzweiflung. Jene prächtigen Gebäude der Stadt, der Stolz Roms, waren itzt ein Haufe geſtaltloſer Trümmern geworden. Auch war die Stadt es nicht allein, die den Grimm der Barbaren erfuhr, alle benachbarte Flecken, ſo weit ſie ſie nur in ihren Streifereyen abreichen konnten, wurden auf eben die Art geplündert und verbrannt. Nur die Feſtung hielt ſich noch immer. Dieſe zu bezwingen verſuchte Brennus jedes Mittel. Drohend forderte er zuerſt die Beſatzung zur Uebergabe auf, und als dies nichts half, beſchloß er ſie förmlich zu belagern, und ſchloß ſie rings mit ſeinem Heere ein. Alle ſeine Stürme wurden jedoch von den Römern mit großer Tapferkeit abgeſchlagen; die Verzweiflung ſchien ihnen jene Beharrlichkeit und jenen Heldenmuth wieder einzuflößen, deſſen ſie im Glücke zu ermangeln geſchienen hatten.

Ueber ſechs Monden hatte die Belagerung ſchon gedauert, der Vorrath der Beſatzung gieng zu Ende, ihre Zahl minderte ſich durch die unaufhörlichen Beſchwerden, und nichts ſchien ihnen übrig zu ſeyn, als zu ſterben, oder was ſchlimmer als ſterben war,

ſich

ſich der Barmherzigkeit der Sieger zu übergeben. Schon waren ſie zum rühmlichen Tode entſchloſſen, als ihre geſunkene Hoffnung durch die Erſcheinung eines Mannes belebt wurde, der den Felſen heraufklomm, und bey ſeiner Ankunft für einen Boten ihrer auswärtigen Freunde erkannt wurde. Der Nahme dieſes kühnen Mannes war **Pontius Cominius**; bey Nachtzeit war er über die Tiber geſchwommen, hatte ſich durch die feindlichen Wachen geſchlichen und war mit unſäglicher Mühe den capitoliniſchen Berg heraufgeklettert, um den Belagerten die Zeitung zu bringen, daß Camillus, ihr ehemaliger Dictator, ein Heer zu ihrem Beyſtand aufbrächte, daß er ſchon ein Corps Gallier auf einer ihrer Streifereyen überfallen und niedergehauen habe, daß die Bürger von Ardea und Veji für ſie die Waffen ergriffen und ihn zum Feldherrn gemacht hätten, und daß er nur die Beſtätigung ſeiner Wahl von ihnen erwarte um ins Feld zu rücken und den Belagerern eine Schlacht zu liefern. Eine Miſchung von Entzückung und Beſchämung bemeiſterte ſich der Römer, als ſie den Mann, den ſie vorhin aus ihrer Stadt ausgeſtoßen hatten, itzt zu ihrer Rettung auftreten ſahen. Sie ernannten ihn augenblicklich zu ihrem Dictator, und rüſteten ſich die Belagerung mit verjüngtem Eifer auszuhalten. Der Bote hatte kaum ſeine Antwort und die nöthigen Unterweiſungen entgegen genommen, als er ſeinen alten Weg wieder antrat, und ihn glücklich, wiewohl nicht ohne die äuſſerſte Gefahr zurück legte.

Brennus ſetzte mittlerweile die Belagerung mit groſſem Eifer fort. Anfangs hoffte er die Belagerten durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, da dieſe aber ſeine Abſicht merkten, warfen ſie, wiewohl ſie wirklich Mangel hatten, verſchiedene Brode ins Lager

herab, um ihn von der Eitelkeit seiner Erwartungen zu überzeugen. — Brennus ließ hierauf diese Hoffnung wirklich fahren, schöpfte aber neuen Muth, als bald nachher einige Soldaten zu ihm kamen und ihn benachrichtigten, daß sie den Felsen hinauf einen Fußsteig entdeckt hätten, vermittelst dessen das Capitol vermuthlich erstiegen werden könne. Sogleich ward eine erlesene Schaar Männer bey Nachtzeit zu diesem gefährlichen Dienst befehligt, den sie mit großer Mühe und Schwierigkeiten beynahe bewerkstelligten. Schon hatten sie die Mauern selbst erstiegen, die römische Schildwache lag im tiefen Schlafe, kein Hund regte sich, und der Sieg schien in ihren Händen, als das Geschnatter einiger Gänse, die im Tempel der Juno gehalten wurden, die Belagerten weckte. Augenblicklich die drohende Gefahr gewahrend, ergriff ein jeder das nächste beste Gewehr und eilte den Stürmenden entgegen. Manlius, ein Patricier von geprüfter Tapferkeit, war der erste, der die Mauern erreichte und mit seinem Beyspiel alle übrigen entflammte. Kühnlich erstieg er die Mauer, und mit einem einzigen Stoß seiner gewaltigen Hand sandte er zwey Gallier über Kopf und Hals den Abgrund hinunter. Bald kamen seine andern Gefährten ihm zu Hülfe, und schneller als sich es sagen läßt, waren die Mauern rein vom Feinde.

Von der Zeit an fiengen die Hofnungen der Barbaren an zu sinken, und Brennus wartete nur auf einen Vorwand seine Belagerung mit Ehren aufzuheben. Seine Verpesten hatten mit den römischen Soldaten allerley Unterredungen, und unter den Gemeinen war der Vergleich schon abgeschlossen, ehe die Oberhäupter an ihn dachten. Endlich vereinigten sich die beyderseitigen Befehlshaber dahin, daß die

Gallier

Gallier unverzüglich die Stadt und das Gebiet räumen, und von den Römern dafür eintausend Pfund Goldes empfangen sollten. Mit einem Eide wurde der Vergleich von beyden Theilen bestätigt, das Gold ward herbey gebracht, beym Wägen aber bedienten sich die Gallier allerley betrüglicher Künste, wenn der die Römer Vorstellungen thaten. Hohnlachend warf Brennus sein Schwert und Schwertgehenk in die Schale, und rief, den Ueberwundenen gebühre schweigend zu dulden. Jetzt sahen die Römer, daß sie in des Siegers Händen waren. Sie fühlten, daß sie sich vergeblich gegen jede Bedingung sträuben würden, die es ihm belieben würde, ihnen aufzulegen. Aber gerade in diesem entscheidenden Augenblick, und während sie noch wegen der Bezahlung wortwechselten, erscholl die Nachricht, daß Camillus an der Spitze eines zahlreichen Heeres ihnen zum Entsatz eile und schon in die Thore Roms einziehe. In der That erschien der Held in wenig Augenblicken, eilte in Person auf den Ort des Streites, erkundigte sich mit der Miene eines Mannes, der nicht entschlossen ist, sich erschrecken zu lassen, nach der Ursache des Zanks, und da er sie vernahm, ließ er das Gold zusammenpacken und wieder aufs Capitol tragen. Mit Eisen und nicht mit Golde, rief er, gezieme es den Römern ihr Vaterland zu lösen. Hier ist niemand, der Friede machen darf, als ich, ich, der Dictator Roms, und mein Schwert allein soll ihn erkaufen. — Unverzüglich erfolgte eine Schlacht, in welcher die Gallier aufs Haupt geschlagen wurden, und mit so viel Blutvergießen, daß das römische Gebiet binnen Kurzen von diesem fürchterlichen Feinde durchaus gereinigt ward.

Der Feind war jetzt überwunden, aber Rom lag noch in der Asche. Kein Theil seiner alten Herrlich-

keit

keit war übrig, das einzige Capitol ausgenommen; auch hatte der gröſte Theil ſeiner ehemaligen Bewohner es verlaſſen, und war nach Veji geflüchtet. Sogleich erneuerten die Tribunen, dieſe allezeit fertigen Redner, die freylich in Zeiten der Gefahr nichts von ſich hören lieſen, ihren alten Vorſchlag, die Einwohner Roms nach Veji zu verpflanzen. Aber Camillus, ſeinem alten Grundſatze getreu, widerſetzte dieſem Vorſchlage ſich mit groſer Standhaftigkeit. Alle Künſte der Ueberredung bot er auf, um das Volk zu beſänftigen; er ſtellte ihnen vor, wie unwürdig es ihrer als Römer und römiſcher Bürger wäre, die ehemaligen Wohnſitze ihrer Voreltern zu verlaſſen, eine Stadt, wo ſie ſo wiederholte Merkmale des göttlichen Beyfalls genoſſen hätten, und hin zu gehn, um eine Stadt zu bewohnen, die ſie erobert hätten, und die nicht einmal ſo glücklich geweſen wäre, ſich ſelbſt zu vertheidigen. Durch dieſe und ähnliche Vorſtellungen bewog er das Volk, hurtig ans Werk zu gehen, und bald ſtieg Rom, wiewohl mit minderer Pracht, wieder aus ſeinen Trümmern hervor.

Camillus thatenreiche Laufbahn war hiemit keinesweges zu Ende. Das nächſte Jahr ward er bey Gelegenheit eines Einfalls benachbarter Völker zum Dictator ernannt, und gewann einen neuen Triumph. Drey Jahre nachher überwand er die Latier, die nach einer mehr denn hundertjährigen Unterwerfung von Rom abgefallen waren. So ungewöhnliches Glück machte dieſen groſen Mann in ſeinem Vaterlande beynah unumſchränkt; aber ſeine Mäſigung und Vaterlandsliebe hinderte ihn ſein Anſehen zu mißbrauchen, es ſey denn, daß wir ſein Betragen gegen Manlius Capitolinus als eine Handlung übertriebener Strenge betrachten wollten.

Mit

Mit welcher Tapferkeit Manlius das Capitol vertheidigte und die Trümmern Roms gerettet habe, haben wir geſehen. Das Volk war dafür nicht undankbar geweſen, es hatte ihm an dem Ort, wo ſich ſeine Tapferkeit ſo rühmlich ausgezeichnet hatte, ein Haus gebaut, und aus dem öffentlichen Schatze eine jährliche Rente ausgeworfen. Allein mit ſo geringfügigen Belohnungen war ſein Ehrgeiz nicht zufrieden, er trachtete nicht nur dem Camillus gleich, ſondern der erſte in Rom zu werden. In dieſer Hinſicht ſuchte er ſich beym Pöbel beliebt zu machen, bezahlte ſeine Schulden und ſpottete über die Patricier, die er Unterdrücker ſchalt. Der Senat, ſeiner Ränke und Abſichten nicht unkundig, wählte den Cornelius Coſſus zum Dictator, unter dem Vorwand, ihn wider die Volſcer, die einige glückliche Einfälle ins römiſche Gebiet gemacht hatten, zu brauchen, in der That aber um Manlius Ehrgeiz zu zügeln. Der Dictator endigte ſeinen Feldzug wider die Volſcer mit einem baldigen Siege; bey ſeiner Rückkunft forderte er den Manlius zur Rechenſchaft, und ließ wegen ſeines verdächtigen Betragens ihn ins Gefängniß werfen. Allein Manlius war zu ſehr der Liebling der Menge, als daß die Macht des Coſſus ihn hätte zerquetſchen können; ſeine Anhänger, erhoben ein zu lautes Geſchrey, als daß mans hätte wagen dürfen, ihrem Günſtling etwas zu Leide zu thun. Coſſus war genöthigt, ſein Amt niederzulegen, und Manlius ward aus ſeinem Gefängniſſe im Triumph durch die Stadt geführt. Dieſer glückliche Anfang entflammte ſeinen Ehrgeiz noch ſtärker. Er fieng an, von einer Theilung der Ländereyen zu reden, behauptete, daß kein Unterſchied der Stände im Staat ſeyn müßte, und um ſeinen Reden Gewicht zu geben, erſchien er nie anders als von einer zahlreichen Schaar

An-

Anhänger aus den Hefen des Volks umringt, das er sich durch seine Freygebigkeit gewogen gemacht hatte. Ein so aufrührisches und stürmisches Betragen nöthigte den Senat zu einer andern Maasregel zu greifen, und die Macht des Camillus dem Ansehn des Demagogen entgegen zu stellen. Camillus, dem zufolge zu einem Kriegstribun erwählt, setzte dem Manlius einen Tag, wo er für sein Leben sprechen sollte. Der Ort des Verhörs war in der Nähe des Capitols. Dorthin wandt' er sein Auge, als er des Aufruhrs und des Hochverraths verklagt wurde, streckte seine Hand gegen jene Mauern aus, die er mit seinem Arm verfochten hatte, und erinnerte die Versammlung an seine Verdienste um das Vaterland. Die Menge in ihrem Mitleid eben so wenig von vernünftigen Triebfedern geleitet, als in ihrer Gerechtigkeit, konnte sich nicht entschließen, ihn im Gesicht des Capitols zu verdammen. Als er aber in den **Petelinischen** Hayn gebracht ward, wo man das Capitol nicht sehen konnte, verdammten sie ihn vom Tarpejischen Felsen herunter gestürzt zu werden. So ward der nehmliche Platz, der der Schauplatz seines Ruhmes gewesen, itzt derjenige seiner Schande und seiner Strafe. Sein Haus, in dem die geheimen Verschwörungen angezettelt worden waren, ward dem Erdboden gleich gemacht, und seiner Familie ward untersagt, den Nahmen **Manlius** hinfort zu führen.

Der wohlverdiente Tod dieses Hochverräthers ermangelte dennoch nicht, das Murren der Tribunen und des Volkes wider den Camillus, den es als das Hauptwerkzeug seiner Verfolgung betrachtete, zu erneuern. Nie gerecht genug um sich selbst einer Strenge schuldig zu wähnen, zu der sie jedoch ihre Einwilligung gegeben hatten, fiengen sie schon an, mit neuer

Nie-

Niederträchtigkeit ſich wider den würdigſten Mann im Staat zu verſchwören. Jedoch es ſchien, als wenn es dem Camillus nie an Gelegenheit fehlen ſollte, ſie zur Ehrfurcht gegen ſich zurück zu bringen. Zum ſechſtenmal, wiewohl ſehr wider ſeine Neigung, zum Kriegstribun erwählt, rückte er mit ſeinem Gehülfen Lucius wider die Volſcer ins Feld, letzterer ganz Ungeduld mit den Feinden zu ſchlagen, jener des andern Ungeſtüm mit weiſer Kaltblütigkeit mäßigend. Dieſe Saumſeligkeit anzugreifen, ſchrieb Lucius der Furchtſamkeit des Alters, oder wohl gar dem Neide eines Mannes zu, der keinen Jüngern ſeinen Ruhm wollte theilen laſſen; er ergriff daher, da Camillus krank zu Bette lag, die Gelegenheit, ſein Heer zum Angriffe zu führen. Aber nur zu bald fühlte er die Verwegenheit ſeines Schrittes. Sein Heer begann zu weichen, und ſchon ließ alles ſich zur allgemeinen Flucht an, als Camillus, von ſeinem Bette ſich aufraffend, ſich auf ein Pferd helfen ließ, an die Spitze einer kleinen Schaar Krieger ins Schlachtfeld ſprengte, den Flüchtigen Einhalt that, und ſie mit erneuertem Grimme zurück wider ihre Verfolger führte. Die Unverzagtheit Eines Mannes verbreitete ſich durch das ganze Heer. Die Kämpfer ſammleten ſich wieder, entſchloſſen einen Feldherrn nicht zu verlaſſen, unter dem ſie ſo manchen Sieg erfochten hatten. So wurden die Feinde für diesmal zurückgeſchlagen. Am folgenden Tage erneuerte Camillus die Schlacht, ſchlug ſie aufs Haupt, und kehrte noch einmal mit der Beute der Ueberwundenen nach Rom zurück. Aber jede auswärtige Eroberung ſchien daheim nur neuen Saamen der Zwietracht auszuſtreuen. Denn ſchon wieder begonnen die Schuldner über unerträglichen Druck zu klagen. Auch wagten die Präneſtiner, latier von Herkunft, verſchiedene Einfälle ins römiſche Gebiet.

biet. Beydes, jene innern und dieſe äußern Unruhen zu beſchwichtigen ward **Quintius Cincinnatus** zum Dictator ernannt, der Präneſte durch Ueberfall einnahm und mit der Bildſäule des **Jupiter Triumphator** triumphirend nach Rom zurückkehrte. Die Bildſäule ſtellte er ins Capitol, ein Umſtand, der, wiewohl dem Anſchein nach von geringer Inhaltigkeit, dennoch zuerſt das Verlangen ausgebreiteter Eroberung unter den Römern weckte.

Zwey Jahr nachher brachen die Zwiſtigkeiten zwiſchen Volk und Senat mit mehr denn gewöhnlicher Heftigkeit aus. Verſchiedene Plebejer waren während der Drangſale des Vaterlandes theils durch Zufall, theils durch Fleiß und Muth zu beträchtlichen Glücksumſtänden gelanget, welche das Verlangen in ihnen weckten, nicht nur die Regierung, ſondern auch die Ehren Roms zu theilen. Schon vorhin, wie wir bereits geſehen haben, hatte das Volk nach dem Conſulat getrachtet, und der Senat hatte vermittelſt einer armſeligen Ausflucht ihm Kriegstribunen zugeſtanden, welche mit conſulariſcher Gewalt bekleidet waren. Aber dies ſchien ihren Ehrgeiz nicht mehr zu befriedigen, und die Volkstribunen erneuerten ihre Anſprüche, während der ärmere Theil der Bürger, mit Erwerbung der Lebensmittel hinlänglich beſchäftigt und von den Ehren deſſelben wenig gerührt, den Streitern ruhig zuſah. Um dieſe Zeit lebte **Fabius Ambuſtus**, ein Kriegstribun, welcher vier Töchter hatte, deren eine er an einen Patricier, die andere an einen Plebejer verheyrathete. Die Gattin des Plebejers beſuchte eines Tages ihre Schweſter, und der Anblick der Ehrenbezeugungen, die ihrer Schweſter vermöge ihres Standes wiederfuhren, erregten einen Neid in ihr, der in finſtere Schwermuth übergieng. Lange

Zeit

Zeit beſchworen ihr Vater und Gemahl ſie umſonſt, ihnen die Urſache ihrer ſo ganz umgewandten Gemüthsſtimmungen zu entdecken. Endlich that ſie es, obgleich ungern. Sie zu tröſten, gab der Vater, wiewohl ſelbſt Patricier, ihr ſein Wort, daß er alles, was in ſeinen Kräften ſtünde, thun wolle, um ihr an den Würden des Staats gleichen Antheil mit ihrer Schweſter zu verſchaffen, und von der Zeit an rathſchlagte er mit ſeinem Eidam eifrigſt über die Durchtreibung des Geſetzes, daß Einer der Conſuln aus dem Volk gewählt werden ſolle. Der erſte Schritt, den ſie zur Erreichung ihrer Abſichten thaten, war der, daß der Gemahl zum Volkstribun erwählt wurde; ſodann brachten ſie ihr Geſetz in Vorſchlag, nicht allein jedoch, ſondern um den Pöbel zu gewinnen, mit ihm auch jenes alte Ackergeſetz über die gleiche Vertheilung der Ländereyen, eine Maasregel, welche wie ſie wußten, ihrem Ehrgeiz den Anſtrich der Volksliebe geben mußte. Die Streitigkeiten über dieſe beyden Gegenſtände wurden ſo heftig, daß fünf Jahre lang überall keine höchſte Obrigkeiten erwählt wurden; blos Aedilen und Tribunen regierten während dieſer Zeit, wofern das Regierung heißen kann, was eigentlich Anarchie und Verwirrung war. Dann wurden zwey Jahre hintereinander Kriegstribunen gewählt: dann erkohr der Senat einen Dictator. Camillus ward es, legte ſeine Wünde aber nieder, da er das Volk bey ſeinen Anſprüchen auf das Conſulat eigenſinnig beharren ſahe. Der Senat erſetzte ſeinen Abgang zwar durch einen neuen Dictator, allein dieſe hohe Würde war nun ſo oft ohne dringende Noth beſetzt worden, daß ihr Anſehen zu ſinken begann, während die Macht der Tribunen auf ihren Trümmern immer höher emporſtieg. Des neuen Dictators Nahme war **Publius Manlius**; er ſcheint wenig

merkwürdiges gethan zu haben, wenn wir die Wahl seines Magister Equitum des **Licinius Stolo** ausnehmen, der der erste Plebejer war, welcher diese Würde bekleidete. Dieser Stolo war es, der das Gesetz gab, daß niemand mehr denn fünfhundert Morgen Acker besitzen sollte, ein Gesetz, das den Patriciern und in der Folge selbst dem Stolo schädlich ward, indem sichs fand, daß auch er mehr Ländereyen, als ihm zukämen, besitze, daher er denn seinem eigenen Gesetze zufolge gestraft wurde.

So fuhr die Flamme innerlicher Zwietracht zwischen beyden Ständen unabläßig fort zu lodern, während auswärtige Feinde sie zwar wohl zu dämpfen, aber nie ganz auszulöschen vermochten. Diese Wirkung hatte unter andern auch ein neuer Einfall der Gallier, welchen zu wehren Camillus zum fünftenmal zum Dictator erwählt ward. Die Furcht vor diesem wilden Volke war unter den Römern damalen so groß, daß das Gesetz, welches die Priester vom Kriegsdienste befreyete, ausdrücklich gallische Einfälle ausnahm. Jedoch Camillus lehrte seine Landsleute die Mittel, sie zu überwinden. Da er inne geworden war, daß das Schwert die fürchterlichste Waffe dieses rohen Volks sey, so versah er seine Soldaten mit eisernen Helmen und mit Tartschen, die mit Erz überzogen waren, und lehrte sie zu gleicher Zeit ihrer eigenen Waffen sich möglichst vortheilhaft bedienen. Mittelst diesen machte er die Schwerter der Gallier so gänzlich dienstlos, daß er in einer Schlacht neben dem Flusse Anio einen sehr leichten Sieg über sie erhielt, die Römer aber von nun an die Gallier zu verachten und über ihre vormalige Kleinmuth sich zu wundern begannen.

Ein

Ein Sieg, wie dieſer, ſollte man glauben, müſſe den Camillus zu Rom unumſchränkt gemacht haben. Aber gerade das Gegentheil! es ſey nun Folge ſeines zunehmenden Alters oder der alles verſchlingenden Gewalt der Tribunen geweſen, auch er ſchien nachgerade jenes Anſehen zu verlieren, das er ehedem beſeſſen hatte. Mit neuer Erbitterung drang das Volk auf Theilnehmung am Conſulat; der Senat widerſtand ihm mit ſeinem gewöhnlichen Steiffinn. Da er unter Camillus Einfluß ſeine Ehre gegen die Anmaßungen des Volks am beſten behaupten zu können glaubte, ſo verbot er dieſem die Dictatur niederzulegen. Camillus gehorchte und fuhr fort die Geſchäfte zu verwalten. Mit einemmal befahlen die Tribunen, die Stimmen des Volks über ihr Lieblingsgeſetz zu ſammeln. Camillus widerſetzte ſich dem, und nun ſchickten die Verwegenen ihre Lictoren ab, um den Dictator zu greifen und ins Gefängniß zu ſchleppen. Eine ſolche Unwürdigkeit, der unverletzlichen Perſon des Staates zugemuthet, erregte einen unerhörten Lärmen. Die Patricier, die um den Dictator ſtanden, trieben muthig die Lictoren zurück, während das umſtehende Volk mit gleichem Grimm ſchrie: Nieder mit ihm! nieder mit ihm!

Mitten in dem allgemeinen Aufruhr blieb Camillus allein unerſchüttert. Er erſuchte die Tribunen, mit ihrem Verfahren eine kleine Weile inne zu halten, rief dann die Senatoren um ſich her und führte ſie in einen nahen Tempel, wo er ſie bat, durch zeitiges Nachgeben dem Vaterlande den Frieden wieder zu ſchenken. Dann wandte er ſich, als wenn er itzt alle weitere Bemühungen ſeinem Vaterlande zu dienen auf immer entſagen wollte, zum Capitol, und gelobte der Eintracht einen Tempel zu bauen, wenn es ihm

gelänge, den Staat noch einmal beruhigt zu ſehen. Der Senat gehorchte ihm und das lang beſtrittene Geſetz gieng durch, daß in Zukunft einer der beyden Conſuln ein Plebejer ſeyn ſollte. Sextus, ſeit langer Zeit ein ſehr unruhiger Volkstribun, war der erſte plebejiſche Conſul. Ihm folgte **Licinius**, der Gatte jenes Weibes, deren Neid und Ehrſucht ſo viele Unruhen veranlaßt hatte. Auch wurden um dieſe Zeit zween neue obrigkeitliche Perſonen aus den Patriciern erwählet, die **Prätoren** nehmlich, die die Stelle der Conſuln während ihrer Abweſenheit vertreten und ſowohl in bürgerlichen als Kriminalfällen der Gerechtigkeit pflegen mußten, eine Würde, die man dem Staate ſo zuträglich fand, daß die Zahl der Prätoren in der Folge bis zu ſechzehn vermehret wurde. Ferner wurden zwey curuliſche **Aedilen** geſtiftet, Staatsbediente, die von den Volksädilen ſich dadurch unterſchieden, daß jene ſich des obrigkeitlichen Stuhles und der übrigen Inſignien bedienen durften, welches dieſen nicht erlaubt war. Ihr Hauptgeſchäft beſtand in der Aufſicht über die öffentlichen Spiele und über alles Korn und allen Lebensvorrath, der in Kriegen erbeutet wurde. Nachdem Camillus ſolchergeſtalt dem Staat die Ruhe wieder gegeben hatte, hielt ers Zeit ſein achtzigjähriges Leben, welches ganz dem Dienſte ſeines Vaterlandes geweiht geweſen, und während deſſen langen Laufes er einen Heldenmuth geäußert hatte, welchen keine Gefahr erſchüttern, und einen Patriotismus, welchen auch die Undankbarkeit ſeines Volkes nicht ſchwächen konnte, in Ruhe zu endigen. Er legte ſeine Dictatur daher nieder, bauete der Eintracht den gelobten Tempel und ſtarb wenig Jahre nachher mit Hinterlaſſung des Ruhmes, ſeines Vaterlandes zweyter Stifter geweſen zu ſeyn.

Um-

Umſonſt waren inzwiſchen alle Maasregeln, die man zu Befeſtigung eines dauerhaften Friedens zwiſchen Volk und Patricier genommen hatte; ihre Zänkereyen erneuerten ſich bey jeder Gelegenheit: ſo oft neue Obrigkeiten gewählt werden ſollten, ſo bediente ſich jede Parthey alles ihres Einfluſſes, um die Wahl zu ihrem Vortheil zu lenken, und weder Ränke noch Gewalt wurden geſparet, um ihre Abſichten durchzuſetzen. So ſetzte der Senat alle auswärtige Angelegenheiten bey Seite, damit nur der plebejiſche Conſul den Ruhm nicht theilen möge. So erzwang das Volk es bald nachher durch ſeine Klagen, daß die kuruliſchen Aedilen jedes zweyte Jahr aus ihrem Mittel gewählt werden ſollten. Ja am Ende ſchwang ein Plebejer, Nahmens **Marcus Rutilus** ſich ſogar zum Dictator empor. Zum Erſatz nahmen die Patricier im folgenden Jahr dem Volk das Conſulat, nachdem es deſſen zehn Jahre genoſſen hatte, mußten es ihm aber nach vier Jahren wieder geben. Die Wahl eines Cenſors verurſachte ähnliche Feindſeligkeiten, und nach manchem Zanke ward der nehmliche Plebejer, der vorhin Dictator geweſen war, alles Widerſpruchs der Patricier ohnerachtet, zu dieſem Amt ernannt.

Wir müſſen uns jedoch nicht einbilden, als wenn die Römer während ſo vieler innerlichen Unruhen in auswärtigen Kriegen durchaus nachläſſig oder unglücklich geweſen ſeyen. Sie erhielten einen Sieg über die Hernicer, welcher dem Dictator **Claudius Craſſus**, der ihn erfochten hatte, eine Ovation verſchaffte. Einen andern gewannen ſie über die Gallier und **Quintus Pennus**; der Diktator kehrte mit Triumph nach Rom zurück. Zwey nächſtfolgende Siege wurden über das nehmliche Volk ebenfalls von zweyen Dicta-

teren erfochten, nehmlich von **Servilius Ahala** und **Sulpitius Dericus**, die beyde nach der Reihe triumphirten. Hierauf leſen wir von zweyen Diktatoren, Nahmens **Manlius Torquatus** und **Cajus Silius**, die, ohne dringende Noth gewählt, wenig thaten, und folglich das Anſehen der Dictatur nothwendig herabſetzen mußten. Dann leſen wir von einem vierten Einfall der Gallier, und von einem Triumph, welchen **Furius Camillus** als Dictator über ſie erfocht. Auch die Arunker, ein Volk, das jenſeits der volſciſchen Gränzen wohnete, wagten einige Einfälle, wurden aber vom Camillus zurück getrieben, der zu dem Ende zum zweytenmal mit der Dictatur bekleidet worden war.

Nicht bloß zur Abwehrung plötzlicher feindlicher Einfälle, ſondern auch zu weit unbedeutenderen Abſichten wurden itzt Dictatoren gewählt. So finden wir, daß während einer Peſt ein gewiſſer **Manlius Capitolinus** dieſe Würde erhalten habe, bloß um zur Hemmung der Seuche einen Nagel einzuſchlagen, ein Geſchäft, das er mit großer Feyerlichkeit vollzog, und den Nagel an der rechten Seite des Tempels des Jupiters auf dem Capitolio einſchlug. Zwey Dictatoren wurden nach einander gewählt, bloß um die **Comitien**, oder die Volksverſammlung zur Wahl eines Conſuls zu halten. Furius Camillus und Manlius Torquatus waren es, die zu dieſem wichtigen Geſchäfte erkohren wurden.

Solches waren die ſtufenweiſen Fortſchritte der Römer zwiſchen Unruhen und Aberglauben daheim, und erfolgereichen Unternehmungen auswärts. Ihre einheimiſchen Gezänke mußten ihre Kriege ihnen natürlicher Weiſe weniger läſtig machen, und ihnen einen

en Hang zu kriegeriſchem Ruhme einflößen. Selbſt
hr Aberglaube beförderte ihre Fortſchritte. Denn
enn die Bande der bürgerlichen Autorität ſie nicht
änger halten konnten, ſo waren die Prieſter immer
cher, ſie durch die Bande der Religion zu halten.
Mit welchem unbedingten Gehorſam ſie ihren Prie-
tern gehorchten, haben wir ſchon bey manchen Gele-
enheiten geſehn. Wie bereitwillig ſie auf ihren Wink
ogar dem Tode trotzten, lehrt das Beyſpiel des Cur-
ius, der um dieſe Zeit, da auf dem Markte ſich ein
Schrund geöffnet hatte, von dem die Augurn behaup-
eten, daß er ſich nicht ſchließen würde bis die Römer
hr Köſtlichſtes hereingeworfen hätten, zu Pferde und
n voller Rüſtung in den Abgrund hinab ſprang, über-
eugt, daß nichts köſtlicher ſey als ächter Heldenmuth
nd wahrer Patriotismus. — Der Schrund, ſa-
en die Geſchichtſchreiber, ſchloß ſich augenblicklich,
nd Curtius ward nicht mehr geſehen. Dieſer Geiſt
es Heldenmuths und der Religioſität hatte itzt Roms
Herrſchaften ſchon um zweymal ſo weit ausgedehnt,
ls ſie zu den Zeiten der Könige ſich erſtreckt hatten.
Dennoch hatten ſie bis itzt hauptſächlich nur mit ihren
ächſten Nachbaren zu thun gehabt, ihre Kriege wa-
en faſt einzig Vertheidigungskriege geweſen, bald
ber wird ſich uns ein Schauplatz öffnen, wo wir
hren Ehrgeiz Feuer fangen und nicht eher werden
rlöſchen ſehn, als bis die Gränzen des Erdbodens
einem Brande ein Ziel zu ſetzen ſchienen.

Vierzehntes Kapitel.

Von den Kriegen mit den Samnitern und dem Pyrrhus, bis zum Anfang des ersten Punischen Krieges.

In dem Zeitraum, den wir itzt erreicht haben, war es dahin gekommen, daß alle Vorrechte der Patricier nur noch ein leerer Nahme waren, und Reichthum allein die Individuen auszeichnete. Rom war bis hieher ein dunkler, wenig bekannter Staat gewesen, furchtbar bloß den winzigen Völkerstämmen um ihn her, kämpfend weniger um Eroberung als um seine Erhaltung. Itzt aber, da die Römer die Sabiner, Etrurier, Latier, Aequier und Volscer überwunden hatten, begannen sie, sich nach gröſseren Eroberungen umzusehen. Zu dem Ende richteten sie ihre Waffen wider die **Samniter**, ein Volk, das ohngefähr hundert Meilen von Rom wohnete.

Die Samniter waren ein muthiges Volk, das von den Sabinern abstammte und einen groſsen Strich des südlichen Italiens bewohnte, welcher itzt den beträchtlichsten Theil des KönigreichsNeapel ausmacht. Sie waren an Zahl und Kriegszucht den Römern gleich, und standen wie diese mit einer Menge benachbarter Staaten im Bunde. Zwey so anmaſsende Nationen, beyde gleich kriegslustig und gleich beutebegierig, konnten nicht lange eines Vorwandes zum Bruche ermangeln. Den Anfang machten nach der Römer Vorgeben die Samniter; diese bedrängten die **Sidiciner**, welche zu schwach, ihnen allein Widerstand zu leisten, die Campanier zu Hülfe riefen; aber auch die Campanier fühlten sich ihnen nicht gewachsen und flehten die Römer um Beystand an. Der Se-

nat,

nat, um seinem Ehrgeiz die Farbe der Gerechtigkeit anzustreichen, schien anfangs Bedenken zu tragen, sich wider die Samniter, seine Freunde und Bundesgenossen, zu erklären; aber das ungestüme Anliegen der Campanischen Gesandten, das Anerbieten der reichen Landschaften, die sie bewohneten, und mehr noch die Weigerung der Samniter, auf der Römer Vorstellung von Verwüstung eines Landes abzulassen, welches diese für ihr Eigenthum erklärten, bestimmten sie, den Krieg zu übernehmen. **Valerius Corvus** und **Cornelius** waren die beyden Consuln, denen der erste Feldzug in dem fürchterlichen Kampfe zwischen zween nebenbuhlenden Nationen anheimfiel, welcher Italien sechzig Jahre nach einander mit Blut überschwemmte. Valerius war einer der größten Feldherrn seiner Zeit. Er bekam den Zunahmen **Corvus** von dem seltsamen Umstande, daß ein Rabe ihm in einem Zweykampf beygestanden hatte, in welchem er mit einem Gallier von riesenmäßiger Größe focht, und ihn zu Boden streckte. Sein Gehülfe ward angewiesen ein Heer nach **Samnium**, der Hauptstadt des Landes, zu führen, während Corvus **Capuen**, der Hauptstadt Campaniens, zum Entsatz geschickt wurde. Nie gab es einen Feldherrn, der fähiger gewesen wäre zu befehlen. Mit seltener natürlicher Stärke und Athletischer Leibesgestalt verband er die einschmeichelndesten Sitten; er war der trotzigste und zugleich gutherzigste im Heer; er gieng mit dem gemeinsten Soldaten um wie Freund mit Freunde, und wußte sie zugleich aufs pünktlichste zu ihrer Pflicht anzuhalten. Unter einem solchen Feldherrn mußten solche Krieger, durch ihr neuliches Unglück abgehärtet, unüberwindlich seyn. Die Samniter waren das tapferste Volk, mit dem sie sich bis itzt gemessen hatten, und der Streit dieser beyden Nationen zeichnete sich durch die hartnäckigste

nächtigste Entschlossenheit aus. Aber Roms Glück siegte. Die Samniter flohen, und gestanden, daß sie der Römer grimmigen Blick und feuerschleudernde Augen nicht ertragen könnten. Weniger glücklich war anfangs der andere Consul; denn da er unbesonnener Weise sein Heer in Engen geführt hatte, lief er Gefahr abgeschnitten zu werden, wenn nicht Decius, ein Tribun des Heeres, sich in Besitz eines Hügels gesetzt hätte, der den Feind beherrschte. So auf beyden Seiten angegriffen, mußten die Samniter die Flucht nehmen, nachdem ihrer dreyßig Tausend auf dem Schlachtfelde geblieben waren.

Bald nachher ersuchten die Einwohner von Capua die Römer um eine Besatzung, die sie für den Winter vor ihren Feinden schützen könnte. Ihr Verlangen ward zugestanden, wiewohl Capua schon damalen in dem üblen Rufe stand, daß es der Kriegszucht gefährlich sey und seine Beschützer entmanne. — Auch die römische Besatzung machte diese Erfahrung. Die Wollüste des Ortes, und die Befriedigung aller ihrer Leidenschaften lähmte nicht nur ihren Muth, sondern ermordete selbst ihre Tugend. Sie faßten den Entschluß, die Einwohner zu vertilgen, und die Stadt für sich zu behalten. Dies schwarze Vorhaben theilten sie ihren in andern Theilen des Landes zerstreuten Kameraden mit, die begierig an demselben Theil nahmen. Glücklicher Weise erfuhren die Anführer die Verschwörung. Voll Abscheu vor einer solchen Niederträchtigkeit, führten diese die Legionen sogleich ins Feld, und erhielten sie in beständiger Bewegung, um sie ihres treulosen Plans vergessen zu machen. Aber sie fürchteten diese ausgearteten Krieger die verdiente Strafe, empörten sich, vereinigten ihre zerstreuten Geschwader und zogen geradesweges auf Rom los.

Eine

Eine Zeitlang blieben ſie ohne Führer, da niemand kühn oder niederträchtig genug war, ein Heer führen zu wollen, deſſen Zuſammenrottung Verrätherey war. Endlich zwangen ſie den **Quintus**, einen alten und erfahrnen Krieger, der itzt auf dem Lande wohnte, ihr Oberhaupt zu ſeyn; und fortgeriſſen, mehr von ihrer Wuth als von ihrem Anführer, rückten ſie der Stadt bis auf zwey Meilen nahe. So ein fürchterlicher Feind vor den Thoren beunruhigte den Senat nicht wenig. **Valerius Corvus** ward unverzüglich zum Dictator ernählt, und mit einem ſchleunig aufgebrachten Heer den Aufrührern entgegen geſchickt. Schon ſtanden beyde Heere gegen einander über, Vater und Sohn und die theuerſten Freunde ſahen ſich in grauſamer Nothwendigkeit, einander angreifen und wechſelſeitig morden zu ſollen.

Jeder anderer Feldherr, als Corvus, würde dem Bürgerkriege freyen Spielraum gelaſſen haben; allein Corvus, der ſeinen Einfluß auf die Soldaten kannte, legte jede Miene und jedes Zeichen von Feindſeligkeit bey Seite, und gieng zutraulich zu den Aufrührern, als verlange es ihn, ſeine alten Bekannten noch einmal wieder zu umarmen. Meine Tapferkeit zu zeigen, rief er, hab ich Gelegenheit genug gehabt. Nichts mangelt mir, als der Ruhm, auch Frieden ſtiften zu können. Ihr könnet in mich kein Mißtrauen ſetzen, meine Freunde. Ihr könnt gewiß nicht glauben, daß Valerius Corvus ſtrenge ſeyn werde, er, der nie etwas dem Senat vorgeſchlagen hat, was eurem Vortheil entgegen war. Ihr könnt nicht glauben, daß derjenige ſtrenge ſeyn wird, der immer am ſtrengſten gegen ſich ſelbſt war. Was ihr aber auch thun möget, ſo bin ich entſchloſſen, zu handeln, wie mir ziemet; zieh' ich mein Schwert, ſo ſoll es nicht eher geſchehen, als bis ihr das eurige gezogen habt; muß Blut flie-

ſſen

sten, so sollt ihr das Blutvergiessen beginnen. — Aber wen denkt ihr zu vertilgen? Eure Feinde? Die Samniter? Die Volsker? Nein eure Väter, Brüder, Kinder und Mitbürger. — Doch das sey fern von euch! Du Quintus, wenn du wirklich Rädelsführer bey einer so verabscheuungswürdigen Unternehmung bist, so trag dein Begehren mit Vernunft vor, und wir werden zu schonen und zu erhören wissen." Das ganze Heer schien durch diese Vorstellungen erschüttert; Quintus, ihr Wortführer, verlangte bloß uneingeschränkte Verzeihung ihres Aufstandes; für sich selbst hatte er, der unschuldig an ihrer Verschwörung war, keine Ursache, Vergebung zu erflehen. So ward eine Empörung, die Rom hätte gefährlich werden können, durch die Klugheit und die Mäßigung eines Feldherrn gestillt, der seinen Stolz darinnen setzte, leutselig gegen seine Freunde und fürchterlich nur seinen Feinden zu seyn. Die Aufrührer wurden begnadigt, und der Dictator, der grade auswärts nichts zu thun fand, legte seine Würde nieder.

Nachdem hierauf der Krieg wider die Samniter eine Zeitlang mit abwechselndem Glücke geführt worden war, ward ein Friede geschlossen, der den Latiern und Campaniern so unbillig schien, daß sie die Fahne des Aufruhrs erhoben. Die Latier insonderheit trieben den Uebermuth so weit, daß sie unter keinen Bedingungen Friede machen wollten, es sey denn, daß die Hälfte des Senats und einer der Consuln aus ihrer Mitte gewählt würde. Anfangs suchten die Römer sie durch gelinde Mittel von ihrem Vorsatze abzulenken; da sie aber, diese Gelindigkeit für Feigheit nehmend, auf ihrem Trotz beharrten, mußten jene zu ernsteren Maasregeln schreiten, und die Consuln **Manlius Torquatus** und **Decius Mus** wurden abgeschickt,

ſchickt, um in ihrem eigenen Lande ſie zu züchtigen. Die Latier ſäumten nicht die beſten Vertheidigungsanſtalten zu treffen. Von gleicher Erbitterung beſeelt, rückten beyde Heere bald auf einander und lieferten ſich eine blutige und hartnäckige Schlacht. Bey dieſer Gelegenheit entfaltete die römiſche Mannszucht und der erſtaunliche Patriotismus dieſes ſeltenen Volkes ſich auf eine Weiſe, die mehr das Erſtaunen als die Bewunderung der Nachwelt erregt. Da die Latier und Römer, als benachbarte Nationen, an Kleidung, Waffen und Sprache einander gleich waren, ſo bedurfte es der ſtrengſten Mannszucht, um Unordnungen im Gefecht zu verhüten. In dieſer Hinſicht ließ der Conſul den Befehl ergehen, daß kein Krieger unter keinerley Vorwand ſich unterſtehen ſollte, aus ſeinen Gliedern zu rücken, und daß der, der dieſen Befehl überſchritte, auf der Stelle mit dem Tode beſtraft werden ſollte. Die beyden Heere ſtanden in Schlachtordnung einander gegenüber. Mit jedem Augenblick erwarteten ſie die Loſung zum Angriff, als **Metius**, der Feldherr der Feinde, aus ſeinen Linien trat und irgend einen römiſchen Ritter zum Zweykampf herausforderte. Eingedenk des Verbotes ihres Feldherrn, und ſich ſcheuend es zu übertreten, regte ſich eine Weile kein Menſch. Allgemeine Verzagtheit ſchien des römiſchen Heeres ſich bemächtigt zu haben, bis endlich der feurige **Titus Manlius**, des Conſuls Sohn, unfähig den Hohn des Herausfordernden zu dulden, kühnlich wider ihn hervortrat. Die Krieger beyder Heere verſchoben das Handgemenge eine Weile, um Zeugen des merkwürdigen Kampfes zu ſeyn. Mit verhängtem Zügel rannten die Kämpfer auf einander ein; Metius verwundete ſeines Gegners Streitroß im Nacken; Manlius aber ſtreckte mit beſſerem Glück das ſeinige todt zu Boden; der gefallene Latier ſuchte,

auf

auf ſeinen Schild ſich ſtützend, ſich wieder aufzuhelfen, aber Manlius hieb ſo gewaltig auf ihn ein, daß er bald entſeelt auf dem Kampfplatze niederſank. Dann beraubt' er ihn ſeiner Rüſtung und kehrte triumphirend zu dem Conſul ſeinem Vater zurück, der ſich mit Vorbereitung und Anordnungen zur bevorſtehenden Schlacht beſchäftigte.

So lauten Beyfall dem jungen Helden auch ſeine Mitſoldaten zugejauchzt hatten, ſo ahndete ſeinem Herzen von dem Empfange ſeines Vaters dennoch wenig Gutes. Halb hoffend, halb fürchtend nahte er ſich zu ihm, legte den Raub des beſiegten Feindes zu ſeinen Füßen, und äußerte mit beſcheidener Miene, daß was er gethan, bloß Wirkung angeerbter Tugend wäre. Aber ach wie ſchrecklich ward er ſeines Irrthums inne, als der ſtrenge Vater ſeinen Blick von ihm weg wand, ihn vor die Stirne des Heeres zu führen befahl. Hier ſprach er mit finſterm Ernſt, und zwiſchendurch hervorbrechenden Thränen zu ſeinem unglücklichen Sohne: Titus Manlius, da du weder die Würde des Conſulats, noch die Gebote deines Vaters geehret haſt, da du die Schranken des kriegeriſchen Gehorſams gebrochen und dem ganzen Heer ein böſes Beyſpiel gegeben haſt, ſo ſetzeſt du mich in die fürchterliche Nothwendigkeit, entweder meinen Sohn oder mein Vaterland aufzuopfern. Laß jedoch in dieſer ſchrecklichen Enge uns nicht lange ſchwanken. Schön aufgeopfert ſind tauſend Leben für eine ſolche Sache. Ich weiß, du weigerſt dich nicht zu ſterben, wenn dem Vaterland die Früchte deines Todes erndten ſoll. Geh' Lictor binde ihn, und ſein Tod ſey euch allen Warnung. — Ein Schauder ergriff das Heer bey dieſem fürchterlichen Befehl; das Entſetzen feſſelte eine Weile ihren Geiſt und ihre Zunge. Als

ſie

ſie das Haupt des jungen Helden abgeſchlagen, und ſein Blut auf den Boden ſtrömen ſahen, ſtieg das Getöſe ihres Verwünſchungen und ihres Jammers himmelan. Der Leichnam ward zum Thore hinausgeführt, und, mit dem Raube des bezwungenen Feldherrn geſchmückt, mit aller Pracht kriegeriſchen Leidtragens beſtattet.

Mittlerweile hatte die Schlacht begonnen; die beyden Heere, die ſonſt unter einerley Fahnen geſtritten hatten, fochten mit aller Erbitterung des Bürgerkrieges. Die Latier verlieſſen ſich hauptſächlich auf ihre körperliche Stärke, die Römer auf ihren unüberwindlichen Muth. Schaaren, die einander ſo ganz gewachſen waren, ſchienen, um der Schaale des Sieges den Ausſchlag zu geben, nur des Beyſtandes der Götter zu bedürfen, und in der That hatten die Augurn vorhergeſagt, daß, was immer für ein Theil des römiſchen Heeres ins Gedränge käme, der Befehlshaber dieſes Theils ſich den Göttern weihen, und für ſein Vaterland ſterben ſolle. Lang' blieb die Schlacht unentſchieden, dann ſchien es als wenn der linke Flügel der Römer werde weichen müſſen. Hier ſtritt **Decius**. Unverzüglich beſchloß er fürs Vaterland ſich aufzuopfern und ſein Leben hinzugeben, ein Sühnopfer zu Rettung ſeines Heeres. Mit lauter Stimme rief er dem Manlius ſeinen Entſchluß zu, und verlangte von ihm, der zugleich Hoherprieſter war, Anweiſung, mit welcher Feyerlichkeit und welchen Formeln er ſich weihen müſſe. Manlius unterwies ihn, und nun legt' er ein langes Gewand an, verhüllte ſein Haupt, ſtellte ſich mit ausgeſtreckten Händen auf einen Wurfſpies und weihte ſein Haupt den Göttern des Himmels und der Unterwelt für die Rettung Roms. Dann rüſtete er ſich wieder, ſtieg zu Pferde, und

ſprengte,

ſprengte ins Dickigt der Feinde, wo er Tod und Verderben rings um ſich her verbreitete, bis er mit Wunden bedeckt todt zu Boden fiel. Dieſe heldenmüthige Aufopferung betrachteten die Römer, als Unterpfand ihres Sieges. Den nicht minder abergläubigen Latiern lähmte ſie allen Muth; ſie wankten, wichen, flohen; die Römer folgten ihnen auf den Ferſen, und das Blutbad war ſo groß, daß kaum ein vierter Theil des Heeres die Niederlage überlebte. Dies war die letzte Schlacht von Erheblichkeit, welche die Latier mit den Römern hatten. Sie wurden gezwungen um Friede zu bitten, und erhielten ihn auf ſehr harte Bedingungen. Zwey Jahre nachher ward ihre ſtärkſte Stadt **Pädum** eingenommen und ſie wurden der römiſchen Macht gänzlich unterworfen.

Noch waren die Samniter unbezwungen. Es hatten zwar die Römer vor einiger Zeit einen Frieden mit ihnen geſchloſſen, aber keiner beyder Theile ſchien ſonderlich geneigt zu ſeyn, ihn zu halten. Der Beyſtand, welchen die Samniter den Campaniern leiſteten, dieſem wankelmüthigen Volk, welches erſt die Römer um Schutz wider die Samniter angeſprochen hatte, und nun dieſe um Schutz wider die Römer bat, erneuerte einen Krieg, der zwar durch häufige Verträge und Waffenſtillſtände unterbrochen ward, jedoch nicht eher als mit dem Untergange einer oder der andern der beyden kriegenden Völkerſchaften enden zu wollen ſchien. Welche von beyden das Schickſal treffen würde, blieb eine Zeitlang unentſchieden. Denn wiewohl die Samniter im Durchſchnitt gewöhnlich den kürzern zogen, ſo traf die Römer doch um dieſe Zeit ein Unfall, vor dem ihr gewöhnliches gutes Glück ſie bisher noch immer geſichert hatte, und der die Schaale deſſelben auf eine Zeitlang auf die

Seite

Seite des Feindes lenkte. Da der Senat den Samnitern den Frieden abgeſchlagen hatte, ſo beſchloß ihr Feldherr **Pontus**, durch Kriegsliſt zu gewinnen, was er im ofnen Felde ſo oft verloren hatte. Er führte ſein Heer in einen engen Paß, Nahmens **Caudium**, beſetzte alle Außenlinien deſſelben, und ſchickte dann zehn ſeiner Soldaten, wie Schäfer verkleidet, mit der Anweiſung fort, ſich den Römern wie von ohngefähr in den Weg zu werfen. Alles gieng wie ers wünſchte. Die vermeintlichen Hirten wurden aufgefangen, der Conſul fragte ſie, welches Weges die Samniter gezogen ſeyen, und ſie antworteten mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit: nach **Luceria**, einer Stadt in **Apulien**, die ſie zu belagern Willens ſeyen. Der römiſche Feldherr beſchloß ſogleich, der Stadt zu Hülfe zu eilen. Ohne die Schlinge zu ahnden, die ihm gelegt wurde, wählte er den kürzeſten Weg, der gerade durch jene Engen führte, und ward ſeines Irrthums nicht ehr inne, als bis er das Heer umringt und auf allen Seiten eingeſchloſſen fand. Kaum war Pontus ſeines Streichs gewiß, als er zu ſeinem Vater **Herennius** ſchickte und ihn fragen ließ, wie er in dieſer Lage ſich zu verhalten habe. Der alte ſchlaue Samniter, der wohl wußte, wie hohen Sinnes die Römer ſeyen, und daß man einen trotzigen Feind entweder durchaus zermalmen oder durchaus gewinnen müſſe, rieth ſeinem Sohne, entweder alle ohne Unterſchied nieder zu machen, oder alle ohne Beſchimpfung und Beleidigung los zu geben. Eine dieſer beyden Maasregeln, fügte er hinzu, ſey durchaus nothwendig, die erſtere möchte ſie außer Stand ſetzen, fernere Feindſeligkeiten zu üben, die letztre würde ihnen eine Verpflichtung auflegen, der ſie ſich nie entbürden könnten. Dieſer Rath, wiewohl der klügſte, der ſich erdenken ließ, ward verworfen und ein Mittelweg gewählt, der wohl dienen

konnte, die Römer zu erbittern, nicht aber sie zu bezwingen. Pontus zwang das ganze Heer, nach Ablegung seiner Oberkleider unterm Joche hindurch zu gehen, liess sie schwören, daß sie unverzüglich das Gebiet der Samniter verlassen und hinfort mit ihnen Friede halten wollten, und schickte sie sodann sicher und wohlbehalten nach Hause.

Beschimpft, entwaffnet, entkleidet und brennend vor Begierde, den unerträglichen Schimpf wieder auszulöschen, rückten die Römer in Capua ein. Als sie zu Rom anlangten, gerieth die Stadt über eine so schimpfliche Heimkunft in die tödtlichste Bestürzung. Muth und Rache spiegelten sich auf allen Gesichtern, während die unglücklichen Urheber der schmachvollen Geschichte sich in ihren Häusern versteckten und die nothwendigen Pflichten ihres Amtes zu verwalten sich weigerten. Ein Dictator ward gewählt, der, nichts zweckmäßiges zu thun findend, sein Amt niederlegte, und so blieb die Stadt eine Zeitlang ohne Oberhaupt, versunken in Schmerz und Unwillen, und in aller Unthätigkeit des tiefsten Grams.

Jedoch das Uebel war nicht unheilbar. Der Ruhm des Staats hatte gelitten, keineswegs aber seine Macht. Man erwartete nur einen Vorwand, um einen Vertrag zu brechen, zu dem das Heer lediglich gezwungen war. Die beyden Consuln, die ihn bewilligt hatten, beschlossen sich deshalb zu bestrafen und überlieferten sich dem Feinde. Aber Pontus bemerkte mit Recht, daß das Leben zweyer Männer kein Ersatz für das Leben eines ganzen Heeres sey, verwarf ihre Gemaethung und schickte sie mit großen Ausrufungen über Roms Treulosigkeit zurück. Der Krieg ward demnach erneuert, und da die Samniter in verschiedenen Schlachten geschlagen wurden, so begegneten ihnen die Römer auf eben die Art, wie jene ihnen

begegnet

begegnet hatten. Ein Waffenſtillſtand folgte und nach deſſen Ablauf wieder ein Krieg, der mehrere Jahre hindurch dauerte und die Macht der Samniter ſichtbarlich ſchwächte, während die Römer mit jedem Siege neues Zutrauen gewannen. Unter Papirius Curſor, der zu verſchiedenen Zeiten Conſul und Dictator geweſen war, wurden wiederholte Triumphe gewonnen. Auch **Fabius Maximus** that in dieſem Kriege ſich hervor, und **Decius** der Sohn des **Decius**, der ſich ohngefähr vierzig Jahr vorher für ſein Vaterland aufgeopfert hatte, folgte ſeines Vaters Beyſpiel, und rettete, ins Gedränge der Feinde ſich ſtürzend, die Leben ſeiner Mitbürger auf Koſten ſeines eigenen. Unbegreiflich wäre es, wie die Samniter der römiſchen Macht ſo lange hätten widerſtehen können, wenn wir nicht wüßten, daß ſie von allen Staaten umher wären unterſtützt worden, die theils durch die Bande des Eigennutzes, theils durch die Eiferſucht über Roms wachſe...: Größe mit ihnen verbunden waren. Die **Tarenter**, die **Lucaner**, die **Thurier** und alle ſüdlichen Völker Italiens nach der Reihe, ſchickten ihnen Hülfstruppen, die die Fortſchritte der Eroberer ein wenig hemmten. Doch dieſe Hemmung war von kurzer Dauer. Beyde, ſie und die Samniter, ſahen ſich nach wiederholten Niederlagen ihrer Städte und des größten Theils ihrer Länder beraubt, ſie fanden ihre Kräfte erſchöpft, zweymalhunderttauſend ihrer beſten Krieger in Schlachten aufgerieben und die noch übrigen durchaus unfähig, den Eroberern die Spitze zu bieten. Gänzlich außer Stande ſich ſelbſt länger zu vertheidigen, ſahen ſie ſich alſo, wollten ſie ihr Vaterland anders vom bevorſtehenden Unglücke retten, genöthigt, eine fremde Macht um Beyſtand anzuſprechen, und **Pyrrhus**, König von Epirus, war derjenige, an den ſie ſich wandten.

Pyrrhus, ein König von groſser Tapferkeit, Macht und Ehrbegierde, hatte sich ganz nach **Alexandern**, seinem groſsen Vorgänger, gebildet. Er ward für den erfahrensten Feldherrn seiner Zeit gehalten, so wie sein Heer für das bestgeübteste und disciplinirteste des Erdbodens. Itzt also sollten die Römer nicht länger mit unordentlichen und rohen Schwärmen kämpfen, die, zur Zeit der Noth zusammen gerafft, kein Hülfsmittel des Sieges kannten, als ihre eigene Tapferkeit. Sie sollten mit einem Heer sich messen, das unter den verfeinertsten Völkern der damaligen Welt angeworben, unter dem gröſsten Feldherrn gebildet und von einem Befehlshaber von geprüften Verdiensten angeführet wurde. Die Tarenter waren es eigentlich, die sich zuerst an den Pyrrhus gewandt hatten; im Nahmen der untergehenden Staaten Italiens beschworen sie ihn, sie von dem drohenden Verderben zu retten, und er versprach zu kommen. Vorläufig sandte er ihnen einen Haufen von dreytausend Mann unter Anführung des **Cineas**, eines erfahrnen Kriegers und Schülers des groſsen **Demosthenes**. Er selbst säumte nicht ihm zu folgen. Mit einem Heer von dreytausend Reutern, zwanzigtausend Mann Fuſsvölker und zwanzig Elephanten, in welche Thiere die Feldherrn jener Zeit anfiengen groſses Zutrauen zu setzen, gieng er zur See, brachte aber nur einen kleinen Theil dieser Macht nach Italien, indem ein Sturm den gröſsten Theil seiner Schiffe zerstreute, viele auch durchaus zu Grunde richtete.

Nach seiner Ankunft in Tarent lieſs er sich vorzüglich angelegen seyn, das Volk, dem er zu Hülfe gekommen war, zu reformiren. Erstaunt über die gänzliche Sittenverderbniſs dieser schwelgerischen Stadt, deren Einwohner mehr mit den Freuden

des

Badens, Schmausens und Tanzens als mit kriegerischen Uebungen beschäftiget waren, ließ er alle Orte der öffentlichen Belustigung verschließen, und alle Zeitvertreibe, die den Krieger verweichlichen und entnerven, zugleich untersagen. Dieses Volk hatte die Gewohnheit, sich an seinen Oberhäuptern durch witzige Einfälle zu rächen; es schonte seinen Reformator nicht. Pyrrhus erfuhr es und ließ einige der Spötter vor sich fordern. Die sinnreiche Art, mit der sie ihre Vergehung eingestanden, hinderte ihn jedoch sie zu strafen: „Ja, sagten sie, wir haben das alles wider dich gesagt, und wir würden ungleich mehr gesagt haben, wenn unser Wein nicht ausgegangen wäre.“ Wiewohl er nun diesen Spasvögeln lachend vergab, so nahm er doch die behutsamsten Maasregeln, um sich wider den wohlbekannten Wankelmuth dieses Volks zu sichern, schickte seinen Sohn zur Stadt hinaus und entfernte alle, die er am fähigsten hielt, Aufruhr anzurichten. Mittlerweile thaten die Römer alles, was die Klugheit erforderte, um diesem unsichtbaren Feinde Widerstand zu leisten. Mit einem zahlreichen Heer ward **Lävinus** abgeschickt, um seine Fortschritte zu hemmen. Pyrrhus, dessen Heer noch nicht ganz herüber war, bereitete sich ihm zu begegnen, schickte aber vorläufig einen Gesandten zu ihm, durch den er um Erlaubniß bat, zwischen den Römern und Tarentern vermitteln zu dürfen. Mit fast zu vielem Selbstgefühl sagte Lävinus, er schätze ihn weder als Vermittler noch fürcht er ihn als Feind, leitete seinen Gesandten durch das ganze Lager, und hieß ihn, was er sähe sorgfältig merken und seinem Herrn wieder berichten.

Da solcher Gestalt der Krieg auf beyden Seiten erklärt war, rückten die Heere einander entgegen und

lagerten ſich jedes im Geſichte des andern an den beyden Ufern des Fluſſes **Liris**. Pyrrhus, der nicht nur in der Wahl ſeines eigenen Lagerplatzes äuſſerſt vorſichtig war, ſondern auch des Feindes ſeinen aufs genaueſte zu beobachten pflegte, ſah mit Verwunderung die Lagerungsweiſe der Römer. Dieſe Barbaren, ſprach er zu einem ſeiner Vertrauten, ſehen mir ganz und gar nicht als Barbaren aus, und nur zu bald fürcht' ich, werden wir ihre Thaten ihrem Muthe zuſagend finden. Dann hieß er einen Theil ſeines Heeres ſich längſt dem Fluſſe lagern, bereit zu ſchlagen, im Fall der Feind verſuchen ſollte, vor Ankunft ſeines ganzen Heeres über die Furthen des Fluſſes zu ſetzen. Seine Erwartung trog ihn nicht. Mit allem Ungeſtüm der Unerfahrenheit gebot der Conſul über den Fluß zu ſetzen, und der epiriſche Gewalthaufen ward nach einigem vergeblichen Widerſtande gezwungen ſich zum Hauptheere zurück zu ziehen. Pyrrhus, der Römer raſches Vordringen gewahrend, heißt anfangs ihre Reuterey abzuſchneiden, bevor ſie von dem Fußvolk, das noch nicht herüber war, unterſtützt werden könnte, und drang an der Spitze einer auserleſenen Schaar Reuter auf ſie ein. Ganz ſeines großen Rufes würdig zeigte er ſich bey dieſer Gelegenheit; immer an der Spitze ſeiner Krieger führte er ſie itzt mit Feuer zum Angriff, mäßigte dann ihre Hitze mit weiſer Kaltblütigkeit, focht itzt wie ein gemeiner Krieger, lenkte dann die Schlacht wie der erfahrenſte Feldherr, und vereinigte durchgehends die höchſte perſönliche Tapferkeit mit nie ermattender Gegenwart des Geiſtes. Ausgezeichnet durch den Adel ſeines Anſtandes und durch den Reichthum ſeiner Rüſtung, riß er überall den Strudel des Gefechtes um ſich zuſammen. In der Mitte des Handgemenges fiel ſein Pferd. Eiligſt wechſelte er ſeine Rüſtung mit ſeinem

nem Gefährten und begab ſich in eine andere Gegend des Schlachtfeldes, die ſeine unmittelbare Gegenwart erforderte. Mittlerweile hieben die römiſchen Reuter unverdroſſen auf ſeinen Begleiter ein, den ſie für den König hielten, erſchlugen ihn endlich, und brachten ſeine Rüſtung zum Conſul. Sogleich verbreitete durch beyde Heere ſich das Gerücht, der König ſey erſchlagen; die Griechen wurden vom plötzlichen Schrecken ergriffen; die Römer frohlockten als des Sieges itzt ſicher. Allein mit einemmal erſchien Pyrrhus barhaupt unter den Vorderſtreitern ſeines Heeres, rief aus, er lebe noch, und flößte den Seinigen neues Leben ein. Itzt endlich waren die römiſchen Legionen über den Fluß gekommen und das Schlachtgedränge wuchs. Die Griechen fochten mit dem Bewußtſeyn ihres alten Ruhmes, die Römer mit heißem Eifer neuen zu gewinnen. Nie hatte man vormalen Völker von ſo ungleicher Kriegsweiſe mit einander kämpfen ſehen, und bis auf den heutigen Tag iſt es noch nicht entſchieden, ob der griechiſche **Phalanx** oder die römiſche **Legion** den Vorzug verdienten. Lang ſchwankte die Schlacht. Siebenmal hatten die Römer den Feind zurückgetrieben. Endlich hieß Pyrrhus mit den Elephanten vorrücken und dieſe entſchieden den Tag. Die Römer, die nie vorher Geſchöpfe von ſolcher Größe geſehen hatten, geriethen über die fürchterliche Geſtalt und über die Kaſteele voll gerüſteter Männer, die ſie auf dem Rücken trugen, in das alleräuſſerſte Erſtaunen. Nicht ſowohl Thiere ſchienen ſie ihnen zu ſeyn, die zum Kampfe abgerichtet wären, als vielmehr Ungeheuer, von denen ſie mit Haut und Haar würden aufgefreſſen werden. Dies war ihrem Muth zu arg, zudem theilten die Pferde ihre Beſtürzung; unfähig, weder den Anblick noch den Geruch der ſchrecklichen Thiere auszuhalten, wur-

den sie wild, warfen ihre Reuter ab und füllten die Glieder mit Verwirrung; da sahe Pyrrhus, daß der Tag sein sey, ließ die vortreffliche Thessalische Reuterey den schon in Unordnung gebrachten Feind angreifen, und nun ward die Flucht allgemein. Fürchterlich war das Menschengemetzel in dieser Schlacht. Funfzehntausend brave Römer blieben auf dem Wahlplatz, gefangen wurden nur achtzehnhundert. Auch waren die Sieger in keinem viel bessern Zustande. Ihrer dreyzehntausend deckten das Schlachtfeld und Pyrrhus selbst war verwundet. Erst die folgende Nacht machte dem Blutvergießen ein Ende, und Pyrrhus rief mitten in den Glückwünschen seiner Freunde finster ahndend aus: Noch einen solchen Sieg, und wir sind verloren! Am folgenden Tage besah er das Schlachtfeld und konnte nicht umhin den Leichnamen der gefallenen Römer die aufrichtigste Bewunderung zu zollen. Alle ihre Wunden waren vorn. Noch im Tode trug jedes Antlitz die Züge des Trotzes und einer edeln Entschlossenheit, die Ehrfurcht einflößte. Krieger, wie diese, waren diesem kriegerischen Abentheurer noch nicht vorgekommen. Ach, rief er aus, mit welcher Leichtigkeit würd' ich die Welt erobern, wenn ich die Römer zu Soldaten, oder die Römer mich zu ihrem König hätten. So viel Gerechtigkeit gegen Feinde gefiel den Römern höchlich: mehr aber noch die Höflichkeit und Menschlichkeit, mit der er die Gefangenen behandelte. Leutseligkeit gegen Gefangene war eine Stuffe der Verfeinerung, die die Römer noch von den Griechen zu lernen hatten, aber es bedurfte auch nur Eines verbessernden Winkes, es sey in den Sitten oder im Kriege, um dieses edle Volk augenblicklich zur Nacheiferung zu entflammen.

Geschlagen waren nun die Römer zwar, aber nicht bezwungen. Vielmehr ergänzten sie ihr Heer

in

in aller erdenklichen Eil, und rüſteten ſich dem Sieger Einhalt zu thun, der von den ſüdlichen Staaten Italiens itzt geradesweges auf Rom losrückte. Er war jedoch noch immer nicht Willens, die Republik aufs Aeuſſerſte zu treiben. Unterrichtet von den groſſen Zurüſtungen, die ſie träfen, erwog er, daß nach einer gewonnenen Schlacht mit dem Feinde ſich am beſten unterhandeln laſſe: und beſchloß ſeinen Freund Cineas, den Redner, an ſie abzuſchicken und dieſen alle ſeine Kunſt verſuchen zu laſſen, um ſie zum Frieden zu bewegen. Der verſchlagene Grieche übernahm den Auftrag mit Freuden. Er eilte nach Rom, und fieng ſeine Unterhandlungen mit Angriffen auf die römiſche Redlichkeit an, die er in der Perſon der angeſehenſten Senatoren und ſogar ihrer Frauen durch Geſchenke, ſo er ihnen im Nahmen ſeines Königs überreichte, zu erſchüttern hoffte. Allein dies war das Zeitalter der römiſchen Tugend. Die Senatoren weigerten ſich, Verehrungen anzunehmen, durch die man ſie zu Verräthern des Vaterlandes ſchien erkaufen zu wollen, und die Frauen blieben hinter der edelmüthigen Uneigennützigkeit ihrer Eheherrn keinesweges zurück. Sie hieſſen ihn, ſeine Kleinodien ſeinem Herrn wieder mit nehmen, die ſie itzt als Beſtechung betrachten müßten, und erſt dann würden annehmen dürfen, wenn der Senat denſelben ſeiner Freundſchaft würde gewürdiget haben.

In der That hatte Rom keine Periode gehabt, in welcher ſeine bürgerlichen ſowohl als kriegeriſchen Tugenden einen helleren Glanz geworfen hätten als eben dieſe. Die Senatoren, deren Vermögen durch das letzte Geſetz ſehr zuſammen geſchmolzen und den Volksumſtänden näher gebracht worden war, fiengen an ihre Auszeichnung bloß in der Tugend zu ſuchen und jene Reichthümer zu verachten, die ſie doch nicht

in dem Grade aufzuthürmen hoffen durften, daß sie durch sie über den Pöbel hervorgeragt hätten. Solchergestalt fand Cineas die Römer gegen alle seine geheime Künste unverwundbar; nichts blieb ihm übrig als sein Gewerbe öffentlich vorzutragen. Er that es in voller Rathsversammlung. Er begann mit Lobpreisungen des Muthes und der Milde seines Herrn, seiner Vorliebe für tapfere Männer, und seiner besondern Achtung für die Römer. Dann verbreitete er sich über die Segnungen des Friedens und über die glückliche Gelegenheit, die sich zu Wiederherstellung desselben den Römern darböte. In seines Herrn Nahmen erbot er sich, die in der letzten Schlacht gemachten Gefangenen ohne Lösegeld loszugeben, und den Römern bey jeder künftigen Ereigniß beyzustehen, wogegen er nichts anders verlangte als nur Bündniß und Freundschaft der Römer, und Erlaubniß die Tarenter in den Vergleich mit einzuschließen. Solche Anerbietungen mit solcher Beredsamkeit vorgetragen, machten sichtbaren Eindruck auf die Versammlung. Aller Herzen schienen für den Antrag des Königs gewonnen zu seyn, und in der Stadt redete man vom Frieden als von einer ausgemachten Sache. In dieser Lage der Dinge ließ Appius Claudius, ein bejahrter und vom hohen Alter schon erblindeter Senator, der längst den Staatsgeschäften entsagt hatte, sich in einer Sänfte in die Sitzung tragen. Erstaunt, einen Mann noch einmal unter sich zu sehen, welchen von einem ihm so beschwerlichen Schritte tausend Schwächlichkeiten hätten abschrecken sollen, saßen die Senatorn ehrerbietig schweigend da. „Lange, rief er und raffte vom Polster sich mühselig auf, lange hab' ich meine Blindheit und Kränklichkeiten als Elend betrachtet. Als Züchtigungen hab' ich sie betrachtet, mit welchen die Götter die letzten Tage meines Lebens

für

für die Verirrungen meiner frühen Jahre strafen und eine Jugend voll Thorheit mit einem Alter voll Jammer mir vergelten wollten. Aber itzt, ihr Väter des Vaterlandes! find' ich, daß dasjenige, was mir Elend däuchte, wahrhaftige Wohlthat ist, indem das Dunkel dieser meiner Augen mich hindert, die Schmach meines Vaterlandes zu sehen. Ja, wenn mir itzt noch etwas zu wünschen ziemte, so wär' es das, daß ich auch taub sein möchte. Taub, um auch nicht hören zu dürfen, was die Brust jedes tugendhaften Römers mit bitterm Unwillen füllen muß. O wie gar andere Römer seyd ihr itzt, als die ihr noch vor wenig Jahren waret! Alexander, den die Welt den Großen nennt, ward damalen in Rom für nichts geachtet. Seinem Glücke schrieb ihr seine Eroberungen zu, nicht seiner Tapferkeit; daß die Fluth des Krieges ihn möchte nach Italien geschwemmt haben, wünschtet ihr, bloß um der Welt zu zeigen, ihr wärt ihm überlegen. Aber wie tief gefallen seyd ihr itzund! Ihr, die ihr mit dem Ueberwinder Griechenlands zu kämpfen wünschtet, scheut euch itzt, euch mit den Völkern zu schlagen, die er in den Staub trat. Ihr, die ihr euch mit Alexandern zu messen dürstetet, weigert euch itzt einem Abentheurer die Stirne zu bieten, der sein Vaterland verlassen hat, mehr aus Furcht vor seinen alten Feinden, als aus Verlangen einen neuen zu suchen. Nur zweyerley ist uns übrig: entweder dem Pyrrhus muthig die Stirne zu bieten, oder die Verachtung des ganzen Italiens zu übernehmen, und durch Vermeidung Eines Krieges uns in hundert andere zu verflechten. Wählet!" — Diese Rede löschte alle Eindrücke wieder aus, die Cineas glatte Worte auf die Versammlung gemacht hatten. Appius ward mit Lobeserhebungen überhäuft, Cineas aber mit dem Bescheide zurückgeschickt, daß der Senat geneigt sey,

mit

mit ſeinem Herrn um den Frieden zu unterhandeln, wenn derſelbe zuvor ſeine Völker aus Italien zurückgezogen hätte.

So in ſeinen Erwartungen getäuſcht, kehrte Cineas zu ſeinem Herrn zurück, gegen welchen er nicht müde werden konnte, die Größe ſowohl als die Tugenden der Römer zu preiſen. Der Senat, ſagte er, habe ihm eine Verſammlung von Halbgöttern geſchienen, und die Stadt der Tempel, darin ſie wohnen. Von der Wahrheit dieſer hochgeſpannten Beſchreibungen konnte Pyrrhus bald nachher mit ſeinen eignen Augen urtheilen, indem die Römer Geſandte an ihn ſchickten, um über das Löſegeld und die Auswechſelung der Gefangenen mit ihm zu handeln. An der Spitze der Geſandſchaft war Fabricius, ein alter Senator, der ſeine Mitbürger ſeit langer Zeit durch ſein Beyſpiel gelehrt hatte, wie glücklich die alleräuſſerſte Armuth mit der heiterſten Zufriedenheit zu vereinigen ſey. Dieſer ausübende Weiſe, der vorhin Conſul geweſen, und itzt Botſchafter Roms war, beſaß nicht mehr Silbergeſchirr in ſeinem Hauſe als einen kleinen Becher, deſſen Boden noch dazu von Horn war. Seine Tochter, jedes eignen Vermögens ermangelnd, hatte der Senat aus dem öffentlichen Schatze ausgeſteuert. Als die Samniter ihm einſtens große Geſchenke boten, ſchlug er ſie mit der Erklärung aus, daß er ſchon reich genug ſey, indem er durch Einſchränkung ſeiner Gelüſte die Kunſt gelernet habe, ſeine Bedürfniſſe zu mindern.

Pyrrhus empfieng dieſen geſeverten alten Mann mit vieler Güte. Um zu erfahren, ob der Ruf von ihm die Wahrheit ſage, bot er ihm reiche Geſchenke, die der Römer ohne anmaſſenden Uebermuth ausſchlug.

Am

Am folgenden Tage wollt' er seine Gleichmüthigkeit auf die Probe stellen, ließ einen Elephanten hinter die Teppiche bringen, diese auf ein gegebenes Zeichen in die Höhe ziehen und das Ungeheuer seinen furchtbaren Rüssel über dem Kopf des Gesandten schütteln; aber Fabricius sah sich ruhig um, schauete das Thier mit unverwandtem Blicke an, und sagte mit Lächeln zum König, daß die Schrecken von heute gerade so viel Eindruck auf ihn machten, als die gestrigen Lockungen. Erfreut, so viel Tugend bey einem Volk zu finden, das er unter dem allgemeinen Nahmen der Barbaren verloren hatte, eilte Pyrrhus, dem edlen Römer das einzige Geschenk zu machen, das ihm schmeicheln könnte. Er überlieferte ihm alle römische Landsleute auf Treu und Glauben, und bedung sich bloß aus, daß er, im Falle die Römer den Krieg fortzusetzen entschlossen wären, sie zurückfordern dürfe, wenn es ihm gut dünkte.

Um diese Zeit hatte das römische Heer sich von seiner Niederlage erholt, und **Sulpicius** und **Decius**, Consuln fürs folgende Jahr, stellten sich an seine Spitze. Jener Schrecken, der die römischen Krieger beym ersten Anblick der Elephanten überwannt hatte, war verschwunden, und die Feldherrn beeiferten sich mit großer Emsigkeit des Pyrrhus Taktik und die griechische Art zu lagern, nachzuahmen. So pflegte diese Nation beständig das Bessere von andern Völkern anzunehmen, und lernte selbst durch ihre Niederlagen die Kunst, sich unüberwindlich zu machen. Die beyden Heere, jedes ohngefähr vierzigtausend Mann stark, trafen einander bey der Stadt **Asculum**. Pyrrhus fand sich in eine waldigte Gegend verwickelt, die seine Pferde sowohl als seine Elephanten so frey, als in der Ebene zu agiren, hinderte.

derte. Er verhielt sich also eine Zeitlang bloß vertheidigungsweise, bis ihm die Nacht Gelegenheit gewährte, eine vortheilhaftere Stellung anzunehmen. Am nächsten Morgen befahl er einem Theil seiner Reuterey, die Höhen in Besitz zu nehmen und den Feind in die Ebenen zu drängen; und da dies gelang, ordnete er seine Elephanten an der Spitze seines Heeres, untermengte sie mit Schleudrern und Bogenschützen, und bildete solchergestalt einen Körper, dem die Römer kaum zu widerstehen vermochten; da sie heute überdies den Vortheil nicht hatten, nach Erforderniß der Umstände vorrücken oder sich zurückziehen zu können, so ward die Schlacht bald allgemein. Umsonst suchten die Legionen den Phelanx niederzuwerfen; so erbittert sie auch auf ihn einhieben, so fürchterliches Blutvergießen sie auch mit Aufopferung unzähliger eigner Leben in ihm anrichteten, so waren sie doch nicht fähig ihn zu durchbrechen. Lang und hartnäckig fochten sie. Dann siegte die griechische Taktik noch einmal. Rings um und hauptsächlich durch die Elephanten bedrängt, wichen die Römer in ihr Lager zurück, und ließen sechstausend Todte auf dem Wahlplatze liegen. Doch hatte der Feind nicht Ursache sich seines Triumphs zu erheben. Viertausend seiner tapfersten Krieger lagen auf dem Wahlplatze, und Pyrrhus fühlte mehr denn jemalen, daß es Siege gäbe, die den Niederlagen glichen. Der Kern seines Heeres war vertilgt; seine besten Feldherrn und seine liebsten Freunde waren dahin.

Der Feldzug endigte sich mit dieser Schlacht, begann aber im folgenden Frühjahr auf beyden Seiten mit gleicher Lebhaftigkeit. Pyrrhus hatte aus Griechenland neue Verstärkungen erhalten, und die Römer, ungeschreckt durch ihre bisherigen Niederlagen,

gen, wurden durch den grauen Fabricius, der sammt Aemilius zum Consul gewählt worden war, ins Feld geführt. Während die beyden Heere sich einander näherten, und nur noch ein geringer Zwischenraum sie trennte, ward dem Fabricius ein Brief von des Königs Arzt gebracht, des Inhalts, daß er seinen Herrn für eine schickliche Belohnung mit Gift aus dem Wege räumen, und so die Römer von einem furchtbaren Feind und gefährlichen Kriege befreyen wollte. Bey diesem niederträchtigen Vorschlage fühlte Fabricius augenblicklich, was er der Redlichkeit und seinem Rufe schuldig sey. Er theilte den Inhalt des Briefes seinem Gehülfen mit, und beyde beschlossen einmüthig, dem Pyrrhus von der Verrätherey, die wider ihn angezettelt würde, Nachricht zu geben. Sogleich ward ein Brief an ihn geschrieben, die ganze Sache ihm entdeckt, und zugleich bemerkt, wie unglücklich er in der Wahl sowohl seiner Feinde als seiner Freunde sey. Mördern vertraue er sich, und rechtschaffene und tapfere Männer bekriege er.

Jetzt ward Pyrrhus inne, daß diese kühnen Barbaren der feinsten Empfindungen der Menschlichkeit fähig seyen, und daß sie verschmäheten, selbst im Edelmuth von ihm übertroffen zu werden. Mit eben so viel Erstaunen über ihre Rechtschaffenheit, als Unwillen über seines Arztes Verrätherey empfieng er die unerwartete Zeitung. „Edler Fabricius! rief er aus; eben so leicht ließe die Sonne sich aus ihrer Bahn rükken, als du aus dem Pfade der Ehre .. Dann stellte er die genauste Untersuchung unter seinen Bedienten an, und da er die Verrätherey entdeckt hatte, schickte er auf der Stelle alle Gefangene ohne Lösegeld nach Rom zurück, und ließ noch einmal Friedensbedingungen vorschlagen. Letztere lehnten die Römer ab, es

sey

ſey denn, das Pyrrhus das Land räumte; dagegen erledigten ſie eben ſo viele Samniter und Tarenter, als Pyrrhus von den ihrigen freygelaſſen hatte. Der König gerieth durch die Standhaftigkeit der Römer in keine geringe Verwirrung, er ſchwankte zwiſchen Scham und Nothwendigkeit; ſeine Umſtände nöthigten ihn gewiſſermaßen den Kampf abzubrechen, während ſeine Ehre litt, wenn er ihn unvollendet liegen ließ. Aus einer ſo großen Verlegenheit riß ihn eine Einladung der Sicilier, die ihn um Beyſtand wider die Karthager erſuchten, deren eiſernes Joch und tyranniſche Behandlung ſie nicht länger dulden konnten. Dieſer Feldzug verſprach ihm größere Belohnungen und weniger Arbeit, das Einzige, was dieſer kriegeriſche Herumſchwärmer ſuchte. Ohne Zeitverluſt legte er daher ganz wider die Neigung der Tarenter eine Beſatzung in ihre Stadt, ſchickte ſeinen Freund Cineas vor ſich her, und folgte ihm baldigſt mit dem Reſte ſeiner Völker.

So der Gnade oder Ungnade der Römer Preis gegeben, hörten die Samniter und Tarenter nicht auf ihren flüchtigen Beſchützer aufs dringendeſte um ſeine baldige Zurückkunft anzuflehen. Zwey Jahre hindurch blieb Pyrrhus, durch ſeine Fortſchritte an Sicilien gefeſſelt, gegen alle ihre Bitten taub. Als er aber am Ende auch hier ſeine Erwartungen getäuſcht fand, als er ſpürte, daß ſeine Siege ihm mehr Ehre als Vortheil brächten, war er froh, das Land unter eben dem ſcheinbaren Vorwande zu verlaſſen, unter dem er vorhin Italien verlaſſen hatte. An der Spitze von zwanzigtauſend Fußvölkern, und dreytauſend Reutern, kehrte er, mit einiger Schwierigkeit, noch einmal nach Tarent zurück. Die Römer, wiewohl von einem ſo furchtbaren Feinde bedrängt, hatten die alte

Erbit-

Erbitterung zwiſchen den beyden Ständen des Staats noch nicht vergeſſen; und als, um dem Pyrrhus widerſtehen zu können, ein Heer angeworben werden ſollte, weigerten ſich viele vom Volk zu dienen. Allein die Conſuln, die durch dieſe Widerſetzlichkeit das Reich an dem Rande des Unterganges taumeln ſahen, beſchloſſen muthig durchzugreifen, ließen die Nahmen der Bürger durchs Loos hervorziehen, und hießen den erſten, der ſich weigern würde ins Feld zu rücken, als Sclaven verkaufen. Dieſe wohlangebrachte Strenge leiſtete die gehoffte Wirkung, und ſo oft in der Folge jemand aufgefordert ward und ſich zu dienen weigerte, ward er von den Conſuln augenblicklich auf die beſchriebene Art behandelt.

Itzt mit hinlänglichem Volke verſehen, theilten die Conſuln ihr Heer in zwey Theile und rückten mit beyden zugleich in Feindes Land ein, der eine in Lucanien, der andere ins Gebiet der Samniter. Dieſe Maasregel erfuhr Pyrrhus. Auch er hatte ſein Heer ergänzt und verſtärkt, und theilte es ebenfalls in zwey Haufen: deren einen er wider den **Lentulus** detaſchirte, mit dem andern aber den **Curius Dentatus** anzugreifen eilte, eh' ſein Gehülfe herankäme. Sein Hauptzweck war, den Feind bey Nachtzeit zu überraſchen; da er aber unglücklicher Weiſe durch Wälder ziehen mußte, in welchen ſeine Wegweiſer ſich verirrten, verfehlte er des Weges, und kam nicht eher als mit Tagesanbruch vor dem Lager der Römer an, die er in Schlachtordnung ſeiner harren fand. Der Vortrab der Heere gerieth ſogleich an einander, und die Römer gewannen einigen Vortheil. Bald nachher ward das Gefecht allgemein. Pyrrhus ſah', daß das Glück ihn verlaſſe und nahm noch einmal zu ſeinen Elephanten ſeine Zuflucht. Doch mit dieſen waren

die Römer ſchon zu bekannt, als daß ſie ſich noch eitlerweiſe hätten von ihnen ſchrecken laſſen. Sie hatten entdeckt, daß das Feuer das wirkſamſte Mittel wäre, ſie fortzutreiben, und daher eine Menge Kugeln aus Hanf und Harz verfertigen laſſen, die ihnen ſo wie ſie thürmend daher wandelten, brennend entgegengeſchleudert wurden. Unfähig den Flammen ſowohl, als dem Pfeilhagel der Feinde zu widerſtehen, wurden die Elephanten wüthend. Statt vorwärts zu rücken, ſtürzten ſie auf ihr eigenes Heer zurück, warfen die Glieder zu Boden und erfüllten alles mit Schrecken und Verwirrung. So erklärte der Sieg ſich endlich für die Römer. Umſonſt ſuchte Pyrrhus der Flucht und dem Blutvergieſſen der Seinigen Einhalt zu thun; er verlor nicht nur drey und zwanzigtauſend ſeiner beſten Krieger, ſondern auch ſein Lager. Dies Lager, das die Römer eroberten, diente dieſem gelehrigen Volk zu einer Lection, die ſie zu nutzen nicht vergaßen. Bisher hatten ſie ihre Zelte ohne Ordnung neben einander hingeworfen; von Pyrrhus Lager aber lernten ſie den Boden gehörig ausmeſſen und das Ganze mit Wall und Gräben befeſtigen, ſo daß manche ihrer folgenden Siege ihrer verbeſſerten Art ſich zu lagern zugeſchrieben werden müſſen.

Während die Conſuln triumphirend in Rom einzogen, ertrug Pyrrhus ſeine Niederlage mit ungebrochnem Muth; ſeine erſte Sorge war ſich den Rückweg zu ſichern; ſeine zweyte durch Vorſpiegelung beſſerer Zukunft, die Gemüther ſeiner Bundesgenoſſen aufrecht zu erhalten. In der That nutzte er alle Hülfsquellen, die ſeine fruchtbare Erfindungskraft, und ſein nicht geringerer Einfluß ihm gewährten, um ſich zu noch einem Feldzuge gehörig auszurüſten. Da er aber alle ſeine Hofnungen vereitelt ſahe, beſchloß

er

er ein Land zu verlassen, wo er nichts als verzweifelte Feinde und unzuverlässige Bundsgenossen fand. In dieser Rücksicht rief er die Tarenter zusammen, eröfnete ihnen, daß er Versicherungen schleunigen Beystandes aus Griechenland empfangen habe, ersuchte sie, den Ausgang ruhig abzuwarten, und nachdem er zu Rettung des äußern Scheines eine Besatzung in Tarent zurückgelassen, schiffte er sich mit den Ueberbleibseln seines Heeres ein, um in sein angeerbtes Königreich zurück zu kehren.

So endigte sich der Krieg mit dem Pyrrhus, nachdem er sechs Jahre gedauert hatte; ein Krieg, in welchem wir die Römer griechische Verfeinerung mit der ursprünglichen Rohigkeit ihrer eigenen Sitten vereinigen, und eine edlere Rolle spielen sehn, als in irgend einem vorigen Zeitraum. Ein Geist der Nüchternheit, der Verachtung alles Reichthums, und des Wetteifers in jeder Tugend hatten sich in dem ganzen Staat verbreitet. Fabricius hatte durch sein Beyspiel nicht nur die Armuth ehrwürdig gemacht, sondern strafte auch, Kraft seines obrigkeitlichen Ansehens, allen Hang zur Verschwendung. So ward, während seines Censorats, **Rufinus**, der zweymal Consul und einmal Dictator gewesen war, aus dem Senat gestoßen, und gewissermaßen ehrlos gemacht, bloß weil er zehn Pfund silbernes Tafelgeschirr brauchte. Durch eine solche Liebe zur Mäßigkeit und solches Glück im Kriege ward das gemeine Wesen reich, wenn gleich die Individuen arm blieben: auch die Zahl der Bürger war bis zu zweymalhunderttausend waffenfähigen Männern angewachsen, und der Ruf ihrer Thaten verbreitete sich so fern, daß **Ptolemäus Philadelphus** König von Egypten ihnen durch eine friedliche Gesandschaft Glück wünschen und sie zu einem Bündniß einladen ließ.

Was nun die armen Tarenter, die eigentlichen Urheber dieſes Krieges, anbetrift, ſo fanden ſie in der Beſatzung, die ihnen zum Schutze war hinterlaſſen worden, bald einen ärgeren Feind, als in den Römern, die ſie von auſſen ängſtigten. Ihr Haß gegen Milo, den Befehlshaber der Feſtung, gieng ſo weit, daß nur die Furcht vor ihren eingewurzelten Feinden, den Römern, ihm die Waage halten konnte. In dieſer Klemme wandten ſie ſich an die Carthager, die den Hafen von Tarent ſogleich mit einer groſſen Flotte einſchloſſen, ſo daß dies unglückliche, ſeiner Prachtliebe und Schwelgerey halber vor Zeiten in ganz Italien berühmte Volk, zu gleicher Zeit drey verſchiedne Heere um ſich kämpfen ſah, ohne die Freyheit, ſeinen Herrn ſich wählen zu dürfen. Endlich gelang es den Römern, die Beſatzung auf ihre Seite zu bringen, worauf es ihnen ein leichtes war, ſich auch der Stadt zu bemeiſtern, deren Mauern ſie niederriſſen, den Einwohnern aber Schutz und Freyheit angedeihen lieſſen.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Anfang des erſten punſchen Krieges bis zum Anfang des zweyten, da Rom anfieng mächtig zur See zu werden.

Itzt hatten die Römer alle nebenbuhlende Mächte in Italien zerſtört; die Tarenter, die Samniter, die Lucanier waren entweder nicht mehr, oder hatten gehorchen gelernt. Ihr Sieg über den Pyrrhus gab ihnen nicht nur auswärts Ruf, ſondern entzündete auch die Begierde nach auswärtigen Eroberungen in ihnen.

ihnen. Von nun an waren die Verfeinerungen der Griechen und der Tarenter, die ſie beſiegt hatten, ihnen nicht länger unbekannt, und wiewohl ſie ſie nicht gleich nachahmten, ſo fieng doch die Zahl ihrer Ackerleute allmälig an abzunehmen, während, wie in allen mächtigwerdenden Staaten zu geſchehen pflegt, ihre Künſtler und ſo genannten feinen Leute ſich vermehrten. Die Umlage der Stadt war itzt nicht mehr im Stande ihre zunehmende Volksmenge mit Korn zu verſorgen, und man mußte zu den Ausländern ſeine Zuflucht nehmen. Von dieſen lieferte Sicilien bey weitem den gröſten Vorrath, ſo daß das Volk anfieng nach dem Beſitze eines Landes zu lüſtern, welches Rom ſeit geraumer Zeit zur Kornkammer gedient hatte. Leuten, die einmal zu Eroberungen entſchloſſen ſind, kann es nicht lange an einem Vorwande mangeln. Den gröſten Theil der Inſel beſaßen itzt die Carthager, welche ſo wie die Römer nur auf eine Gelegenheit lauerten, die verſchiedenen Völkerſtämme des Landes zu vereinigen, und mittlerweile ſich des Ganzen zu bemeiſtern. Dieſe Gelegenheit fand ſich bald. Hiero, König von Syracus, einem der noch unerbeuteten Staaten, erſuchte ſie um ihre Hülfe wider die Mamertiner, ein kleines Volk des nehmlichen Landes, und ſie gewährten ſie ihm zu Waſſer und zu Lande. Die Mamertiner, um dem bevorſtehenden Untergange zuvor zu kommen, begaben ſich unter den Schutz der Römer. Dieſen ſchien ein Bündniß mit den Mamertinern etwas zu Verächtliches zu ſeyn. Ohne ſich daher laut zur Unterſtützung dieſes Volkes zu bekennen, erklärten ſie ohne Aufſchub den Carthagern ſelbſt den Krieg, als die in den neulichen Kriegen den ſüdlichen Völkern Italiens wider die Römer Beyſtand geleiſtet hätten. So entſtanden die Fehden zwiſchen dieſen zwey mächtigen Nationen, die zu groß

geworden waren, um eine der anderen steigenden Macht geduldig länger zusehn zu können.

Carthago, eine Pflanzstadt der Phönicier, lag an der Küste von Africa, wo itzt Tunis liegt, und war ohngefähr hundert und dreyßig Jahr älter als Rom. Während seines Jahrhundertlangen Wachsthums hatt' es seine Herrschaft nicht nur längst den Küsten, sondern auch über verschiedene Inseln des mittelländischen Meeres ausgebreitet. Seine Hauptstärke lag jedoch in seiner Flotte und seinem Handel; durch diesen gewann es unermeßliche Reichthümer, und nur durch Geld konnte es Heere aufbringen und aussenden, um seine Nachbaren zu bezwingen oder in der Unterwürfigkeit zu halten. Der Ueberfluß, in dem es schwelgte, ermangelte aber doch nicht, alle Uebel in seiner Verfassung hervorzubringen, die die gewöhnliche Folge zu großer Reichthümer sind. So wie in Rom öffentliche Bedienungen der Lohn der Tugend, und hohe Würden nur ein Vorrecht zu ausnehmenden Beschwerden waren, so waren in Carthago alle Ehrenämter, die die Stadt zu vergeben hatte, feil; und die, welche sie erstanden, trachteten durch jede Art von Geldschneiderey ihrem Aufwande wieder nachzukommen. So ungleich organisirt, begannen diese beyden großen Mächte den sogenannten ersten punischen Krieg. Die Carthager besaßen Gold, das erschöpft werden kann: die ärmeren Römer Beharrlichkeit und Patriotismus, die mit jeder Niederlage zuzunehmen schienen.

In dem engen Bezirk, worin die Römer sich bisher herumgetummelt hatten, war es ihnen nicht möglich gewesen, von der Kunst, Heere zur See fortzubringen, einige Wissenschaft zu erlangen. Appius Claudius war der erste, der vermittelst einer schwachen Flotte, oder, wie andere wollen, mittelst eines zusammengeschlage-

nen

nen Flöſſes ein kleines Corps Truppen nach Sicilien überſetzte, wo, wie gewöhnlich, Sieg und Glück jeden Schritt der Römer begleitete. Ein Bündniß, das bald nach des Conſuls Ankunft mit Hiero, König von Syracus geſchloſſen ward, machte den Römern Hofnung, daß ſie die Carthager einſt aus der Inſel vertreiben, und ihrer Seits Herren von derſelben werden würden. Aber dieſen ehrgeizigen Abſichten ſtellte ſich ein, wie es ſchien, unüberwindliches Hinderniß entgegen. Sie hatten keine Flotte, wenigſtens nichts, das dieſen Titel verdiente, während die Carthager, Meiſter einer ſehr mächtigen, dem Meere geboten, und alle Seeſtädte in Ehrfurcht erhielten. In ſolcher Lage würde jedes andere Volk als das römiſche ſeinem Plane entſagt und dem Verbote der Natur ſich geduldig unterworfen haben. Nur die Römer vermochte nichts zu beugen noch zu ſchrecken. Sie begannen, ſich mit Ernſt auf das Seeweſen zu legen, und wiewohl es ihnen an einem Modell ein Schiff zu bauen, und an Seeleuten ſie zu regieren fehlte, ſo beſchloſſen ſie dennoch mit unbiegſamer Beharrlichkeit, jedes Hinderniß zu überwältigen. Ein carthagiſches Fahrzeug, das von ohngefähr auf ihren Strand lief, war hinreichend, in ihnen die Idee einer Flotte zu erwecken, mit der ſie einſtens den Carthagern die verjährte Herrſchaft zur See ſtreitig machen könnten. Sie ſchritten ohne Zeitverluſt zum Werk und bauten nach dem Muſter dieſes Fahrzeugs, das wenig mehr denn Wrak war, eine Flotte von nicht weniger als hundert und zwanzig Segeln, die freylich ziemlich plump und zum Segeln wenig tauglich ſeyn mochten: aber itzt fehlte es ihnen noch an Seeleuten. Die Römer, im Ackerbaue erzogen, waren des Seeweſens durchaus unkundig, und die neueroberten Völker hatten entweder ſchlechte Luſt zur See zu dienen, oder

waren auch nicht zuverläßig genug. In dieser Verlegenheit lehrten sie ihre Leute zu Lande rudern, andere unterwiesen sie in der Kunst zur See zu fechten so gut sie konnten, und überließen das übrige ihrem Glücke und ihrem Muthe.

Der Consul **Duilius** war der erste, der sich mit dieser rohen Flotte zur See wagte; er fand aber nur zu bald, daß der Feind in der Kunst des Seekriegs sowohl als in jener, die Fahrzeuge ins Gefecht zu bringen, ihm überlegen wäre. Den unermüdsamen Muth der Römer vermochte auch dies nicht zu brechen. Duilius erfand ein Hülfsmittel zur Erleichterung seiner Operationen, gewisse Haken nehmlich, mit denen er ein feindliches Schiff so fest an das seinige klammern konnte, daß vor entschiedenem Siege an kein Loslassen zu gedenken war. Mittelst dieser Erfindung gewann die Seeschlacht mehr Aehnlichkeit mit dem den Römern wohlbekannten Landgefechte, und so geschah' es, daß bey dem nächsten Zusammentreffen der beyden Flotten die Römer siegten, die Carthager aber funfzig Segel, und was ihnen wichtiger war, die bisher unbestrittene Herrschaft zur See verloren. Der Senat war über dies kaum erwartete Glück so erfreut, daß er dem Duilius nicht nur einen herrlichen Triumph, sondern auch die sonderbare Ehrenbezeugung zuerkannte, so oft er zum Schmause gienge, von einer Schaar Musiker begleitet zu werden. Mittlerweile ward der Landkrieg in Sicilien mit abwechselndem Glücke fortgeführt, indem bald die Carthager, bald die Römer den Kürzern zogen. Das Betragen der beyden Nationen während dieses Krieges war jedoch auffallend verschieden. Die Carthager ermangelten nie, ihre Feldherrn nach irgend einem unglücklichen Treffen zur Rechenschaft zu ziehen, zu strafen, ja wohl gar

gar zu tödten, während die Römer, immer zufrieden und gleichmüthig, nach einer Niederlage eben so munter als vergnügt nach einem Siege waren. Ihre Hauptfortschritte während des letzten Theils des Krieges in Sicilien verdankten die Römer dem Muth und der Klugheit ihres Consuls **Regulus**, der nicht nur die Insein **Lipari** und **Melita**, in spätern Zeiten als Sitze der Maltheserritter so berühmt, eroberte, sondern auch die Stadt Agrigent in Sicilien und Alberia in Corsica mit dem Gebiete der Römer vereinigte.

So viel bedeutende Vortheile waren jedoch nicht fähig die seinigen Erwartungen des Volks zu befriedigen. Die Carthager, wiewohl zur See geschlagen, waren noch immer auf diesem Element die mächtigsten, und konnten die Insel nach Belieben mit Mannschaft und mit Zufuhr versehen. Siciliens Eroberung schien also nur durch Demüthigung Carthagos innerhalb seinen eigenen Gränzen bewerkstelligt werden zu können. In dieser Hinsicht beschloß der Senat, den Krieg nach Africa zu spielen, und Regulus und Manlius wurden mit einer Flotte von dreyhundert Segeln abgesandt, um in diesem Welttheil eine Landung vorzunehmen. Regulus ward für den erfahrensten Krieger gehalten, den Rom damalen besaß. Er war ein Muster strenger Nüchternheit, wiewohl wenig strenger gegen andere als gegen sich selbst. Er tadelte nur solche Fehler, die er selbst um die Welt nicht möchte begangen haben. Allein sein Patriotismus war noch größer als seine Mäßigkeit. Alle Privatleidenschaften schienen in ihm erloschen oder verschlungen zu seyn von jener vorherrschenden Leidenschaft der Liebe seines Vaterlandes. Ab segelten die beyden Feldherrn mit ihrer Flotte, der größten, die je aus einem italiänischen Hafen hervorge-

gangen war, indem ſie hundert und vierzigtauſend Mann führte. Mit einer eben ſo wichtigen, aber des Seeweſens kundigern Flotte begegneten ihnen die Carthager. So lange das Gefecht in einer gewiſſen Entfernung mehr zwiſchen Schiff und Schiff als zwiſchen Mann und Mann dauerte, ſchienen die Carthager die ſtärkſten zu ſeyn; als die Römer aber erſt an zu entern fiengen, zeigte ſich der Unterſchied zwiſchen gedungenen Soldaten und einem Heer, das für die Ehre kämpfte, auf die auffallendſte Art. Die Entſchloſſenheit der Römer ward mit dem rühmlichſten Erfolge gekrönt. Die feindliche Flotte zerſtreuete ſich und vier und funfzig ihrer Schiffe wurden genommen. Die Folge dieſes Sieges war die unmittelbare Landung in Africa und die Eroberung der Stadt **Clypea**, in welcher zwanzigtauſend Mann zu Kriegsgefangenen gemacht wurden.

Unterrichtet von ſo glücklichen Ereigniſſen und um neue Verhaltungsbefehle angeſprochen, entbot der Senat den Manlius zur Fortſetzung des ſiciliſchen Krieges nach Italien zurück. Regulus erhielt Befehl in Africa zu bleiben, und da ſein Conſulat zu Ende gieng, unter dem Titel eines Proconſuls die dortigen Eroberungen weiter zu treiben. Glücklich im Beyfall ſeines Vaterlandes drang Regulus tiefer ins Land, und führte ſein Heer an die Ufer des Fluſſes **Bagrada**. Hier war es, wo, während er die Ankunft der Carthager erwartete, ſeine Leute beym Waſſerholen von einer ungeheuren Schlange angefallen wurden, die ſich längſt des Fluſſes, als wolle ſie den Zugang deſſelben verſperren, in ſchrecklicher Länge gelagert hatte. Sie war hundert und zwanzig Fuß lang und ihre Schuppen jedem Geſchoß undurchdringlich. Einige der kühnſten im Heer wagten es ſie anzu-

zugreifen; wurden aber bald die Opfer ihrer Unbeſonnenheit, indem ſie theils von den verſchlingenden Kinnbacken des Ungeheuers zermalmet, theils von ihrem umringelnden Schwanz erdrückt wurden. Die giftigſten Dünſte, die das Unthier aushauchte, machten es noch fürchterlicher, und dem Volke grauete ſo heftig vor ihm, daß es verſicherte, lieber dem ganzen carthagiſchen Heer die Spitze bieten zu wollen, als dieſem gräßlichen Gewürm. Eine Zeitlang blieb es unentſchieden, wer des Fluſſes Meiſter bleiben ſollte, ob das Ungeziefer oder das Kriegsheer. Die gewöhnlichen Waffen konnten wider die Schuppenpanzer der Schlange nichts ausrichten. Regulus ſahe ſich alſo gezwungen die Wurfmaſchinen, deren man ſich bey Belagerung zur Niederwerfung der Mauern bediente, wider ſie zu brauchen. Auch dieſen widerſtand ſie eine Weile, und erwürgte nicht wenig von ſeinen Leuten, bis endlich ein gewaltiger Stein aus einer der Maſchinen auf ſie herabgeſchleudert, ihr das Rückgrat zerbrach und ihre Bewegung lähmte, worauf die Soldaten ſie umringten und vollends umbrachten. Regulus erfreut als hätt' er eine Schlacht gewonnen, ſandte ihre Haut nach Rom, wo ſie noch zu Plinius Zeiten zu ſehen war.

Mittlerweile hatten die Carthager ein neues und beträchtliches Heer zuſammen gebracht, um dem Regulus, der geradesweges auf ihre Hauptſtadt loszog, Widerſtand zu leiſten. Eine Schlacht folgte, in welcher Carthago noch einmal geſchlagen ward und den Kern ſeiner Völker verlor. Dieſe Niederlage brachte ſie der Verzweiflung nahe. Achtzig ihrer Städte unterwarfen ſich den Römern. Die Numidier, ihre alten Bundsgenoſſen, empörten ſich wider ſie und halfen den Römern das Land verheeren. Von allen Gegenden

flüchtete der Landmann in die Stadt, den einzigen noch übrigen Zufluchtsort, in welche er nichts als Kummer und Hunger hereinbrachte. Aufs Aeußerſte getrieben, und eines Feldherrn, der dem Sieger Regulus gewachſen wäre, durchaus ermangelnd, ſah' dies ſtolze Volk ſich gezwungen nach **Lacedämon** zu ſchicken, und den Oberbefehl ihres Heers dem **Xantippus** anzutragen, einem Feldherrn von groſſer Erfahrung, der die Führung deſſelben auch übernahm. Zu gleicher Zeit ſchickten ſie einige ihrer vornehmſten Bürger an den Regulus, um den Frieden von ihm zu erbitten. Schon lange hatte der römiſche Feldherr den Krieg zu endigen und in ſein Vaterland zurück zu kehren gewünſcht. Schon vor einiger Zeit hatt' er den Senat erſucht, ihm einen Nachfolger zu geben und ihn nach Hauſe ziehn zu laſſen, indem er erfahren habe, daß ſein Statthalter, dem er die Bearbeitung ſeiner kleinen Länderey, die nicht mehr denn ſieben Morgen betrug, übertragen habe, todt ſey, und ſeine Knechte alle zum Ackerbau gehörige Geräthe entwandt hätten. Er meldete dem Senat, daß, während er die Heere des Staats führte, ſein Weib und ſeine Kinder des Brodes entbehrten, und daß ſein kleines Hausweſen ſeine Gegenwart unumgänglich erfordere. Auf dieſe Vorſtellung verſorgte der Senat ſeine Frau und Kinder mit zulänglichem Unterhalt, verſah' ſein Gehöft mit dem nöthigen Geräthe und hieß ihn an der Spitze ſeines Heeres bleiben. Als die Carthager ihm nun Friedensvorſchläge thaten, war er nicht abgeneigt ihnen Gehör zu geben; hielt ſich aber, indem er ſich gewiſſermaßen als Carthagos Herrn betrachtete, für befugt und berechtigt, die Bedingungen vorzuſchlagen. Dieſe waren, daß die Carthager die Städte abtreten ſollten, die ſie in Sicilien und Sardinien beſäßen, daß ſie alle Gefangne ohne Löſegeld aus-

ausliefern, die ihrigen von den Römern lösen sollten. Diese und andere ähnliche Bedingungen wurden vorgeschlagen, schienen den Carthagern aber so hart, daß sie die Unterhandlungen auf der Stelle abbrachen und beyde Theile sich zur Fortsetzung des Krieges rüsteten.

Xantippus, der lacedämonische General, war itzt angelangt, und lehrte die Carthager tüchtige Völker ausheben; er versicherte sie, daß ihre Heere bis itzt nicht durch die Stärke des Feindes, sondern durch die Unwissenheit der Anführer zerstört worden wären; er verlangte nichts als bereitwilligen Gehorsam gegen seine Befehle von ihnen und versprach ihnen unter dieser Bedingung einen leichten Sieg. Das Zureden dieses erlauchten Kriegers schien der Stadt neues Leben einzuhauchen. Noch einmal ward ihre Verzweifelung Hofnung, und die Hofnung wuchs bald zur Zuversicht. Dies war der Geist, den der griechische Feldherr ihnen einzuflößen suchte. Kaum sah' er sie zum Kampf reif, als er sie getrost ins Feld führte. Die Macht war auf beyden Seiten nur geringe. Das carthagische Heer bestand aus zwölftausend Mann zu Fuß und viertausend Reutern, und die Römer zählten eben so viel, oder doch nur wenig mehr. Der erste Umstand, der den Regulus beunruhigte, war die Bemerkung, daß der Feind nach einem ganz anderen Plan sich lagere, und Gegend und Boden mit großer Sorgfalt wähle. Bis itzt hatten die Carthager immer waldigte und ungleiche Gegenden vorgezogen, in denen weder die Reuteren sich frey entwickeln, noch die Elephanten von Nutzen seyn konnten. Itzt aber hielten sie immer das offene Feld, und zwackten das römische Heer so unaufhörlich, daß Regulus genöthigt ward, sich in die Ebene zu bege-

ben,

ben und über den Fluß zu setzen, um ihnen eine Schlacht zu liefern. Der Lacedämonier ordnete sein Heer mit entschiedener Einsicht. Er stellte die Reuteren auf den Flügeln, vertheilte die Elephanten in schickliche Zwischenräume hinter der Linie des schwerbewafneten Fußvolks, hieß die leichten Truppen vor die Fronte rücken, ihr Geschoß abschießen, und dann durch die Linie des Fußvolkes sich zurückziehen. Dies war die meisterhafte Stellung, deren die Römer in manchen folgenden Gelegenheiten sich mit dem besten Erfolg bedienten, nachdem sie ihre Bewährtheit diesmal mit ihrem Schaden erfahren hatten. Das Gefecht begann. Die Römer stritten ihrer alten Thaten würdig; aber nach dem langwierigsten und hartnäckigsten Gefecht wurden sie mit fürchterlichem Gemetzel übern Haufen geworfen, der größte Theil ihres Heeres aufgerieben und Regulus selbst gefangen. Dieser große und unerwartete Sieg erfüllte die Straßen von Carthago mit unbändiger Freude. Man drängte sich um den Sieger. Man konnte nicht satt werden, den Mann zu sehen, der in einem kleinen Körper und unter einem unansehnlichen Aeußerlichen eine solche Heldenseele verberge. Allein diese Gesinnungen waren von kurzer Dauer. Nur zu bald verwandelte sich ihre Bewunderung in Neid. Unerträglich war's ihnen, einem Fremden eine Rettung zu verdanken, die sie nicht durch ihren eigenen Muth und ihre eigene Tugend hatten bewerkstelligen können. Xantippus, der ihre Bosheit kannte, und um des Lobes der Barbaren willen sich keinen Augenblick höher geschätzt hatte, beschloß durch freywillige Entfernung den Neid zu versöhnen, und ersuchte sie um ein Schiff, mit dem er nach Hause kehren könne. Eben hier aber zeigte, wie die Geschichtschreiber versichern, der Undank dieses Volks sich in seiner größten Schwärze; sie bewilligten

ligten ſein Anſuchen mit groſſer ſcheinbarer Höflichkeit, gaben ihm eine ehrenvolle Bedeckung, befohlen aber insgeheim den Seeleuten, ihn und ſeine Gefährten über Bord zu werfen, damit die Ehre dieſes groſſen Sieges nicht einem Fremden zufallen möchte.

Dem ſey indeſſen, wie ihm wolle, ſo ſchien die Lage der Carthager von der Zeit an ſich immer mehr zu verbeſſern, während der Römer ihre ſich ſichtbar verſchlimmerte. Die Ueberbleibſel des römiſchen Heeres wurden in Clupea, einer Stadt an der Küſte Africas, die Regulus erobert hatte, belagert; und obgleich ein Seeſieg, welchen **Aemilius Paulus** erfocht, ihnen einigermaßen Luft verſchafte, ſo wurden ſie doch endlich gezwungen den Ort zu räumen. Bald nachher verloren die Römer ihre ganze Flotte in einem Sturm, und **Agrigent** die vorzüglichſte Stadt, die ſie in Sicilien beſaßen, ward von Carthalo, dem carthagiſchen Feldherrn, erobert. Die Römer, nicht gewohnt durch dergleichen Unfälle ſich abſchrecken zu laſſen, erbaueten vielmehr eine andere Flotte, die das Schickſal der erſtern hatte. Die Seeleute, die der Küſten des Mittelmeers noch nicht ſattſam kundig waren, führten ſie auf Sandbänke, und nicht lange hernach blieb der gröſte Theil derſelben in einem Sturm. Nach ſo mancherley mißlungenen Verſuchen gaben die Römer auf eine Zeitlang die Hofnung auf, den Carthagern die See ſtreitig zu machen, und begnügten ſich mit ihren Fortſchritten in Sicilien, welches ſchöne Land ſie wirklich gröſtentheils eroberten.

Mittlerweile hoften die Carthager, die des Krieges ſatt hatten, nach den jüngſterhaltenen Vortheilen die Römer billiger denn vormalen zu finden, und beſchloſſen Geſandte nach Rom zu ſchicken, welche theils neue Friedensvorſchläge thun, theils über die Auswechſelung der Gefangenen unterhandeln ſollten.

Regu-

Regulus der itzt schon viet Jahre in Ketten und Banden unter ihnen geschmachtet hatte, glaubten sie, würde der brauchbarste zu diesem Geschäfte seyn. Der langen Einsperrung müde, hofften sie, würde er sein Möglichstes thun, um seine Landsleute zur Schließung eines Friedens zu bewegen, der seiner mühseligen Gefangenschaft ein Ende machen würde. In dieser Erwartung schickten sie ihn mit ihren Gesandten nach Rom, doch nicht ohne ihm vorläufig das Versprechen abgenommen zu haben, daß er, im Fall er nichts ausrichte, in sein Gefängniß zurückkehren wolle. Man gab ihm sogar zu verstehen, daß sein Leben von dem Erfolg dieser Unterhandlungen abhienge.

Als dieser edle Feldherr mit den Gesandten von Carthago sich seiner Vaterstadt näherte, kamen Schaaren seiner Freunde heraus ihm entgegen, um zu seiner Rückkunft ihm Glück zu wünschen. Die Stadt erscholl von Freudengeschrey; aber Regulus weigerte sich mit gesetztem Trübsinn in die Thore einzugehn. Umsonst bat man ihn, doch noch einmal seine kleine Wohnung wieder zu besuchen und jene Freude zu theilen, die seine Wiederkunft in ihr verbreitet hätte. Beharrlich sagte er, er sey itzt nichts weiter als ein Sclave der Carthager, und unfähig unter seinen freyen Mitbürgern aufzutreten. Der Senat mußte sich also, wie gewöhnlich, wenn er auswärtigen Gesandten Gehör geben wollte, außerhalb den Mauern versammlen, da denn Regulus nach Anweisung des carthagischen Senates seinen Auftrag eröfnete und von den Gesandten in seinen Vorschlägen unterstützt ward. Nun war der Senat eines Krieges, der schon über acht Jahr gedauert hatte, ziemlich müde, und von einem Friedensschlusse gar nicht abgeneigt. Allgemein glaubte man, daß die Feindseligkeiten zwischen beyden

den Mächten schon zu lange gedauert hätten, und daß man keine Bedingungen ausschlagen müsse, die nicht nur den beyden Nationen die Ruhe, sondern auch einem alten tapfern Feldherrn, den das Volk ehrte und liebte, die Freyheit wieder geben könnten. Regulus allein hatte noch seine Meinung nicht gesagt. Man fragte ihn darum, und er stimmte, zum Erstaunen aller Anwesenden, wider den Frieden. Er versicherte den Senat, daß die Hülfsquellen der Carthager erschöpft, daß der Adel uneins, und das Volk der Beschwerden des Krieges müde sey; daß ihre besten Feldherrn in der Gewalt der Römer wären, während Carthago nur den Auswurf des römischen Heers besitze; daß Roms Vortheil nicht nur, sondern auch so gar seine Ehre, die Fortsetzung des Krieges erfordere, indem ihre Altvordern nie anders, denn als Sieger, Frieden geschlossen hätten.

Ein so unerwarteter Vortrag verwirrte den Senat nicht wenig. Er sah' die Richtigkeit desselben ein, allein er sah' auch die Gefahren, denen der edelmüthige Greis sich dadurch preis gäbe; er schien von der Nützlichkeit des ferneren Krieges überzeugt, die einzige Schwürigkeit war nur, denjenigen zu retten, der zur Fortsetzung desselben gerathen hatte; er bedauerte und bewunderte einen Mann, der wider sein eigenes Privatinteresse so viel Beredsamkeit verschwendet hatte, und konnte sich nicht zu einer Maasregel entschließen, die mit dessen Untergang enden müsse. Aus dieser Verlegenheit riß Regulus ihn heraus, indem er allen weitern Unterhandlungen ein Ende machte, aufstand, und sich rüstete, zu seinem Kerker zurück zu kehren. Umsonst fleheten der Senat und seine theuersten Freunde ihn zu bleiben. Umsonst füllten sein Weib und seine kleinen Kinder die Stadt mit ihrem Klagegeschrey, und baten nur um den einzigen Trost, ihn sehn zu dürfen.

ſen. Standhaft beharrte er auf Erfüllung ſeines Verſprechens, und, wiewohl der Martern ſattſam kundig, die bey ſeiner Rückkehr ſeiner harrten, ſchied er ohne die Seinigen zu umarmen, oder von ſeinen Freunden Abſchied zu nehmen, von dannen, und zog mit den Geſandten nach Carthago zurück.

Nichts glich der Wuth und Befremdung der Carthager, als ſie von ihren Geſandten erfuhren, daß Regulus, ſtatt den Frieden zu befördern, die Fortſetzung des Krieges bewirkt habe. Mit den erleſenſten Martern beſchloſſen ſie ſeine große That zu vergelten. Sie ſchnitten ihm die Augenlieder ab und ſtürzten ihn in ſeinen dunklen Kerker zurück. Dann mit einmal ſtellten ſie ſein entblößtes Angeſicht den ſtechenden Sonnenſtrahlen bloß. Dann verſpündeten ſie ihn in ein Faß, das nach innen mit ſpitzigen Nägeln ausgeſchlagen war, und in dieſer martervollen Lage ließen ſie ihn umkommen.

Erbitterter denn jemalen griffen beyde Theile itzt zu den Waffen. So manche Schiffbrüche, ſo vieler braver Krieger Verluſt, konnte die unerſchütterlichen Römer nicht abſchrecken, noch einmal eine Flotte auszurüſten und Carthago von neuem Trotz zu bieten. Es ſchien jedoch, als ob das Verhängniß beſchloſſen habe, ihnen dies unbeſtändige Element durchaus zu verleiden. Durch die ſchlechten Maasregeln ihres Conſuls **Claudius Pulcher** und durch andere Unfälle ward dieſe Flotte, wie alle vorigen zerſtört, und mit ihr ſchienen alle Quellen zu Ausrüſtung einer neuen verſiegt zu ſeyn. Sieben Jahre hindurch waren ſie genöthigt alle Seerüſtungen aufzugeben. Dann ermannten ſie ſich noch einmal, erbaueten eine furchtbarere Flotte denn jemalen, und vertraueten ſich dem trüglichen Elemente mit ungebrochenem Muth. Diesmal ward ihre Beharrlichkeit belohnt. Sieg folgte

auf

auf Sieg. **Fabius Buteo** war der erſte, der ein Geſchwader feindlicher Schiffe ſchlug, aber **Lutatius Catulus** zerſtörte die ganze Seemacht der Carthager durch einen glorreichen Sieg, in welchem er, der untrüglichſten Berechnung nach, hundert und zwanzig ihrer Schiffe eroberte. Dieſer unerſetzliche Verluſt zwang die Carthager um Frieden zu bitten, und Rom fand rathſam, ihn ihnen zuzugeſtehen, unter keinen andern Bedingungen jedoch, als jenen, die ihnen einſt Regulus an den Thoren ihrer Hauptſtadt auferlegt hatte. Dieſe waren, daß ſie tauſend Talente Silbers zur Erſtattung der Kriegskoſten auf der Stelle, zweytauſend zweyhundert aber binnen zehn Jahren bezahlen; Sicilien und alle umliegenden Inſeln räumen; mit den Bundsgenoſſen der Römer nie Krieg führen, noch mit Kriegsſchiffen ins römiſche Gebiet kommen, endlich auch alle Gefangenen und Ueberläufer ohne Löſegeld ausliefern ſollten. Dieſe harten Bedingungen unterſchrieben die erſchöpften Carthager mit vieler Bereitwilligkeit; und ſo endigte ſich der erſte puniſche Krieg, der vier und zwanzig Jahr dauerte, und vielleicht noch länger fortgedauert hätte, wenn nicht beyde Völker auſſer Stande geweſen wären, ihre Feindſeligkeiten länger fortzuſetzen.

Sechzehntes Kapitel.

Vom Ende des erſten puniſchen Krieges bis zum Ende des zweyten.

Auf dieſen blutigen Krieg folgte ein ſo tiefer Friede, daß ohngefähr ſechs Jahre nachher, zum zweytenmal nach Erbauung der Stadt, der Janustempel geſchloſſen ward. So mit allen Nationen in Freundſchaft hatten die Römer Muße, die Künſte des Friedens anzubauen. Sie gewannen Geſchmack an der Dichtkunſt, der erſten von allen, die in jeder geſitteten Nation emporkömmt und wieder verfällt. Bis dahin hatten die Römer ſich an den rohen Schwänken niedriger Pickelheringe ergetzt. Ihre feſcenniniſchen Spiele wurden von einigen ausgelaſſenen Schauſpielern geſpielt, deren Schmutz für Witz, und Poſſe für Humor galt. Dieſe wurden durch eine höhere Dichtungsgattung verdrängt, die ſogenannte **Satire**, eine Art von Dramen, die die Sitten der Großen ſchilderte, und dem Gelächter des Volks preis gab. Denen folgten die **Tragödie** und **Komödie**, die von den Griechen geborgt wurden, wie denn auch der erſte dramatiſche Dichter Roms **Livius Andronicus** von Geburt ein Grieche war. Sobald das Volk dieſe geſchmackvollen Unterhaltungen gekoſtet hatte, ſo verwarf es den vorigen Unrath mit Abſcheu. Von nun an arbeitete man nur nach griechiſchen Muſtern, und wiewohl die Römer dieſe ihre Meiſter in der dramatiſchen Dichtkunſt nie erreicht haben, ſo übertrafen ſie ſie doch bald in den zartern Dichtungsgattungen. Die Elegie, die Ekloge, das Lehrgedicht, gewannen neue Schönheit im römiſchen Ton, und die Satire, nicht jener rohe Dialogism deſſen wir ſchon gedacht haben,

J d Ch. 514.

haben, ſondern eine edlere Art, die Lucilius erfand, war ganz ihr eigen.

Dieſe friedlichen Beſchäftigungen waren jedoch nicht fähig, dies kriegeriſche Volk in Unthätigkeit einzuwiegen. Jede Friſt des Ausruhens ſchien ihnen mehr zu neuen Unternehmungen friſche Kraft zu geben, als ihre alte Schnellkraft zu erſchlaffen. Die **Illyrier** waren die erſten, die es erfuhren. Dies Volk, J. d. St. 527.
das ganz ungeſtraft auf dem Mittelmeer Räubereyen getrieben hatte, fieng itzt an, auch an römiſchen Handelsleuten ſich zu vergreifen. Die Römer beklagten ſich darüber bey ihrer Königin **Teuta**. Dieſe aber ließ ſtatt der Genugthuung die Geſandten umbringen. Nun kam es zum Kriege, in welchem die Römer ſiegten. Eine Menge illyriſcher Städte ward erobert, und zuletzt ein Friede geſchloſſen, Kraft deſſen den Römern der gröſte Theil des Landes abgetreten, ein jährlicher Tribut zugeſtanden, und das Verſprechen geleiſtet werden mußte, daß die Illyrier niemalen mit mehr denn zwey, noch dazu unbewafneten Fahrzeugen ſich jenſeit des Fluſſes **Liſſus** wollten ſehen laſſen.

Die Gallier waren das nächſte Volk, das ſich die Ungnade der Römer zuzog. Wähnend, daß eine Friſt des Friedens, wo die Heere beurlaubt waren, die bequemſte Zeit zu neuen Einfällen ſey, hatten ſie neue Schwärme der ihrigen über die Alpen gezogen, fielen in Etrurien ein, und verwüſteten alles mit Feuer und Schwert, bis ſie Rom ſelbſt bis auf drey Tagereiſen nahe komen. Ein Prätor und ein Conſul wurden wider ſie abgeſchickt, welche, in den Künſten der verbeſſerten Taktik unterwieſen, die noch immer in urſprünglicher Barbarey beharrenden Gallier mit leichter Mühe umzingelten. Umſonſt ſtritten dieſe rohen Völker, die nichts als ihre Tapferkeit für ſich hatten, zwo Fronten, um ihren Gegnern die Spitze

zu bieten; ihre nackenden Leiber und ungeübten Kräfte waren nicht fähig dem Stoß eines überall geharnischten und aller kriegerischen Evolutionen kundigen Feindes zu widerstehen. Ein fürchterliches Blutbad folgte. Vierzigtausend Gallier blieben auf dem Platz und zehntausend wurden gefangen. Diesem großen Siege folgte ein anderer, den **Marcellus** über sie gewann, und durch Erlegung ihres Königes **Viridomar** verherrlichte, dem er die dritte fette **Beute** abnahm, deren Rom bis itzt sich rühmen konnte. Diese fürchterliche Niederlage zwang die Gallier, einen Frieden zu erbitten, der das Gebiet des Reiches ansehnlich erweiterte. So glücklich focht Rom itzt. Von allem seinem vorigen Verlust hatt' es sich wieder erholt, und bedurfte nur eines Feindes, der seiner Waffen würdig sey, um einen neuen Krieg zu beginnen.

Die Gelegenheit hiezu mangelte nicht lange. Die Carthager, die nur Friede geschlossen hatten, weil sie den Krieg zu führen nicht länger im Stande waren, ergriffen die erste beste Gelegenheit, den Vergleich zu brechen. Sie belagerten **Sagunt**, eine Stadt in **Spanien**, und ließen die Vorstellungen der Römer sich nicht hindern ihre Operationen mit Nachdruck fortzusetzen. Gesandte wurden von Rom nach Carthago geschickt, die sich über den Bruch der Friedensartickel beklagen und verlangen sollten, daß **Hannibal**, der carthagische Feldherr, der zu diesem Schritte gerathen, ihnen ausgeliefert würde. An dem Abschlage dieser Forderung merkten die Gesandten, daß die Carthager zu einem Bruche geneigt wären. Um nun ihrer wahren Gesinnungen gewiß zu seyn, hielt einer der Gesandten dem versammelten Senat seinen zusammengenommenen Rockschoß hin, erklärte, daß er ihnen hier Krieg oder Frieden bringe und forderte sie auf,

zu

zu wählen. Sie überließen die Wahl seinem Gutdünken. Wohlan, sprach er, so sey es denn Krieg, schüttelte den Rockschoß aus einander, und verließ augenblicklich die Versammlung, um nach Rom zurück zu kehren.

Als solchergestalt der Krieg zwischen den beyden Nebenbuhlerinnen erklärt war, übertrugen die Carthager den Oberbefehl ihres Heeres dem Hannibal, einem Sohn Hamilkars, ihres vormaligen Anführers. Schon mit der Milch seiner Mutter hatte Hannibal den Haß Roms eingesogen. Als einen noch zarten Knaben hatte sein Vater ihn vor den Altar geführt, und ihm einen förmlichen Eid abgenommen, daß er nie mit Rom in Freundschaft leben noch jemalen aufhören wolle, seiner Macht zu steuern, bis er oder jene nicht mehr da wären. Früh gewöhnte Hannibal sich zu den Waffen. In seinem ersten Feldzuge schon äußerte er das Talent zu befehlen und zu gehorchen in gleichem Grade. Dieses gewann ihm die Liebe seiner Obern, jenes der Schaaren, die seiner Leitung anvertrauet waren. Galt es, irgend einer Gefahr zu trotzen, so zeigte er den unerschütterlichsten Heldenmuth — ihr auszuweichen, die äußerste Geistesgegenwart. Keine Beschwerden waren fähig seinen Körper zu überwältigen, kein Unglück groß genug um seinen Geist zu knicken. Gleich abgehärtet gegen Hitze und Kälte, genoß er nur grade so viel, als die Natur, nie, was die Lüsternheit verlangte; arbeitete oder ruhte nie zu bestimmten Zeiten, sondern wie die Geschäfte und die Sorge fürs Vaterland es erforderten; oft fand man ihn in der Mitte der Gemeinen mit einem schlechten Reutermantel zugedeckt, auf bloßer Erde schlafen. Seine Kleidung war von der gemeinsten Krieger ihrer in nichts unterschieden, außer J. v. St. 536.

daß er in ſeinen Pferden und in ſeiner Rüſtung eine beſondere Eleganz liebte. Er war der beſte Reuter und der ſchnellſte Renner ſeiner Zeit. Immer im Angriff der erſte, der letzte auf dem Rückzug: immer weite in ſeinen weitgreifenden Planen, unerſchöpflich in Erfindungen, die den Feind verwirren oder ihn ſelber aus Verlegenheiten retten konnten; erfahren, ſchlau, ſcharfſichtig, vorſichtig und kühn. Dies waren die bewundernswürdigen Eigenſchaften dieſes unnachahmlichen Kriegers, der allgemein für den größten Feldherrn des Alterthums gehalten wird. Auf der andern Seite war er grauſam und treulos. Ohne Ehre und Religion, und dabey ſo ſehr Heuchler, daß er die Miene von beyden bis zur größten Wahrheit anzunehmen wußte; Mängel, die jene ſchöne Eigenſchaften freylich ſehr im Schatten ſetzen, dabey man aber nicht vergeſſen muß, daß es nur ſeine Feinde ſind, die ihn derſelben beſchuldigen. — Von einem ſolchen Krieger und Staatsmann unterhielt Carthago mit Recht die allerhöchſten Erwartungen, und dieſe Erwartungen wurden durch die Eroberung Sagunts nicht wenig beſtätigt und erhöhet. Allein Hannibal gab bald Proben eines vielumfaſſendern Genies, als ſeine Mitbürger ihm je zugetrauet hatten. So wie Rom ſeiner Vaterſtadt ehedem im Herzen ihres Gebietes getrotzet hatte, ſo beſchloß er es itzt hinwiederum in Italien ſelbſt anzugreifen, durchzog ganz Spanien, ſammelte ein Heer aus allerley Zungen und Nationen, ließ dann den **Hanno** mit hinlänglicher Macht zur Verwahrung der neuen Eroberungen in Spanien zurück, und drang an der Spitze eines Heeres von funfzigtauſend Mann zu Fuß und neuntauſend Reuter queer durch die Pyrenäen in Gallien ein. Dies weitläuftige und damals größtentheils wilde, wenigſtens mit feindlichen Völkerſchaften angefüllte

Land

Land durchzog er kühn und unerschrocken. Nicht zu hemmen vermochten seinen Heldenzug die unermeßlichen Wälder und Ströme; nicht die Rhone mit ihrem reissenden Strome und mit ihren Feinden bedeckten Ufern; nicht die Dura mit den unzähligen Kanälen, darin man sie zerschnitten hatte. Mit Muth und Beharrlichkeit überstand er alle Schwierigkeiten, und langte binnen zehn Tagen an dem Fuß der Alpen an, durch die er sich itzt eine Bahn in Italien brechen wollte. Es war in der Mitte des Winters, da er dies erstaunliche Abentheuer übernahm. Die Jahrszeit vermehrte die Schrecken einer Scene, die die Natur schon an sich aufs Grausende und Entsetzliche schien berechnet zu haben. Die ungeheuere Höhe und die schwindelnde Jähe der schneebedeckten Berge; die dürftigen Hütten, die an den Wänden von Abgründen zu kleben schienen; die verkümmerte Gestalt halb verkommener Heerden, und von Hunger wüthend gemachte wilde Thiere; das schreckliche wilde Aussehn der barbarischen Bergbewohner, die in Felle gekleidet, und mit struppigen Haaren bewachsen, ihren wilden Nachbarn Sitte und Lebensart schienen abgelernet zu haben — Alles vereinigte sich zu einem Gemählde, das dem Zuschauenden Staunen und Entsetzen einflößte. Nur Hannibals Muth zu brechen waren diese Schrecken zu ohnmächtig. Er hielt eine Rede an sein Heer, versicherte sie, daß sie itzt die Mauern Roms, nicht Italiens erklettern sollten und führte sie ohne Zeitverlust zu dem kühnsten Wageſtück, das im ganzen Alterthum ist bestanden worden.

Allein nicht bloß mit eiteln Schreckbildern hatte das Heer auf diesem Zuge zu kämpfen, sondern mit zahllosen unvorhergesehenen Drangsalen. Die Kälte, die Schrunden, die Felszacken, das glatte Eis, vor allen

aber die unaufhörlichen Feindſeligkeiten der Eingebornen, die von unerſteiglichen Höhen herab ungeheuere Felſenſtücke auf die vorbeyziehenden Geſchwader herunterwälzten; alles vereinigte ſich, das Heer zu entmuthigen. Neun mühſelige Tage ſchleppte ſich Hannibal durch dieſe unbetretnen Pfade; dann gewann er die Gipfel des Gebirges, von deſſen Scheitel herab er mit ſeinen erſchöpften Völkern des erquickenden Anblicks der Fluren und Thäler Italiens genoß, die weit ausgebreitet in blühender Schöne zu ihren Füßen lagen. Zween Tage ruhete das Heer; dann begann es den Gebirgrücken hinabzuklimmen, eine noch gefahrvollere Arbeit als die vorige. Unermeßlicher Schnee war jüngſt gefallen, und verſchlang faſt allein ſo viele Menſchen, als vorhin der Feind zerſtört hatte. Jeder neue Schritt ſchien die Gefahren zu mehren, bis endlich eine dreyhundert Ruthen ſenkrecht hohe Felſenwand ihnen alles weitere Fortrücken durchaus verſperrte. Hier las man die Verzweifelung auf jedem Angeſicht, nur Hannibal blieb unerſchüttert. Zuerſt verſuchte er vermittelſt eines Umweges einen bequemeren Durchgang zu entdecken, da ihm dieſes aber mißglückte ſo entſchloß er den Fels zu ſprengen. Unzählige hohe Bäume wurden gefällt, ein mächtiger Scheiterhaufen an jener Felswand vor ihnen aufgethürmt, und dieſer in Brand geſteckt. Der Fels glühete durch und durch, und nun, ſagt Livius, ließ Hannibal ihn mit Weineſſig erweichen, und öfnete ſich auf dieſe Weiſe mit leichter Mühe einen Weg, durch welchen ſein ganzes Heer mit Sicherheit durchziehen konnte. Es ſchien dies das letzte Hinderniß zu ſeyn, das ſie auf dieſem beſchwerlichen Zuge antreffen ſollten, denn ſo wie ſie tiefer herunterſtiegen, wurden die Thäler zwiſchen den Gebirgen allmälig fruchtbarer; das Vieh fand Weide, das Volk einige Muſſe ſich zu erholen.

holen. Funfzehn Tage hatte der Zug durchs Gebirge gedauert, die Hälfte des Heeres hatten Kälte und die Einzehornen aufgerieben; mit der noch übrigen Hälfte befand ſich Hannibal itzt in den Ebenen Italiens.

Kaum war zu Rom die Zeitung erſchollen, daß Hannibal an der Spitze eines furchtbaren Heeres durch die Alpen ziehe, um ins Vaterland einzufallen, ſo ſchickte der Senat ihm den **Scipio** entgegen, einen Feldherrn, auf den man groſſes Zutrauen ſetzte. Entſchloſſen eine Hauptſchlacht zu liefern, ehe Hannibals Heer ſich von den ausgeſtandenen Beſchwerden erholen könnten, brachte Scipio eiligſt ſeine Völker zuſammen, und griff ihn bey **Ticinum** an. Eine Weile blieb das Gefecht unentſchieden, als eine Schaar numidiſcher Reuter aber plötzlich eine Schwenkung machte und den Römern in den Rücken fiel, wurden ſie genöthigt, ſich mit beträchtlichem Verluſt zurückzuziehn. Der Conſul ward gleich zu Anfang des Treffens verwundet, und würde dem Feind in die Hände gefallen ſeyn, wenn ſein Sohn Scipio, in der Folge der **Africaner** genannt, ſich nicht in das heiſſeſte Schlachtgedränge geworfen, und ſeines Vaters Leben mit Gefahr ſeines eignen gerettet hätte. Nach dieſem Siege traf Hannibal die vorſichtigſten Maasregeln zu Verſtärkung ſeines Heeres, indem er dem **Mago**, dem Anführer der Reuterey, Befehl gab, auf ſeinen Streifereien bloß die Beſitzungen der Römer zu plündern, der Gallier ihre aber ſorgfältigſt zu ſchonen. Dieſe Unterſcheidung gefiel dem argloſen Volk. Sie erklärten ſich dem groſſten Theile nach für ihn und ſchwärmten ſchaarenweiſe zu ſeinen Fahnen.

Mittlerweile beſchloß **Sempronius**, der andere Conſul, die Schlappe, die ſeinem Gehülfen war verſetzt worden, wieder gut zu machen, und da er durch den

fort-

fortdauernden Abfall der Gallier Hannibals Stärke mit jedem Tage wachſen ſahe, ſo beſchloß er bey der erſten Gelegenheit zu ſchlagen. Hannibal ließ es an dieſer ihm nicht lange fehlen. An den Ufern des Trebia trafen die beyden Heere auf einander. Hannibal, des römiſchen Ungeſtüms, den er in beynahe jedem Gefechte wohl zu nutzen wußte, ſattſam kundig, ließ etwa tauſend ſeiner Reuter, deren jeder einen Infanteriſten hinter ſich auf dem Pferde hatte, über den Fluß ſetzen, und Angeſichts der Römer das Land verwüſten. Die Römer ſäumten nicht dieſe Mordbrenner anzugreifen, die ſich mit verſtellter Flucht über den Fluß zurückzogen, und eben ſo eifrig von dem Conſul verfolgt wurden. Nicht eher, als bis das ganze Heer den Fluß im Rücken hatte, fühlte Sempronius ſich ſchon halb überwunden, indem ſeine Leute bis an die Achſeln in dem eiskalten Waſſer hatten waten müſſen, und mit den verklommenen Gliedern kaum die Waffen führen konnten. Aber itzt noch an einen Rückzug zu denken war zu ſpät; denn ſchon that Hannibal mit ſeinen friſchen Völkern einen ſo lebhaften Angriff, daß das Treffen ſogleich allgemein ward. Der römiſche Heldenmuth widerſtand allem Nachtheiligen ihrer Lage ungeachtet eine Zeitlang, und hielt den Sieg unentſchieden: als ſie ſich aber von einer Schaar Reuter, die der Carthager zu dem Ende in einen Hinterhalt gelegt hatte, im Rücken angegriffen ſahen, flohen ſie unaufhaltſam. Ihrer ſechs und zwanzigtauſend kamen um, theils durch das Schwert des Feindes, theils auf dem Verſuche, wieder über den Fluß zu ſetzen. Nur zehntauſend tapfere Männer öffneten mit verzweifelter Tapferkeit ſich einen Weg mitten durch den ſie umzingelnden Feind, und zogen ſich fechtend zurück, bis ſie in der Stadt Placentia Sicherheit fanden.

Der

Der Ausgang dieſer beyden Schlachten vermehrte Hannibals Vorſicht und Roms Wachſamkeit. Von beyden Seiten rüſtete man ſich mit gröſſerer Lebhaftigkeit denn jemalen zu dem bevorſtehenden Feldzuge, und der Carthager, das Land itzt offen findend, beſchloß ſich der Hauptſtadt durch Etrurien zu nähern. Zwey Wege führten in das Land, ein langweiliger aber ſicherer, ein anderer kürzerer durch die Sümpfe des austretenden Arno. Hannibal wählte den letztern; aber alle Beſchwerden, die die Carthager bisher ausgeſtanden hatten, glichen denen nicht, womit ſie itzt zu kämpfen hatten. Drey Tage und Nächte hintereinander muſten ſie ohne Schlaf und Ruhe bis an die Knie im Waſſer waten; die Pferde verloren ihre Huſe, das Zugvieh ſank todt in dem Schlamm zu Boden. Hannibal, auf dem letzten noch übrigen Elephanten reitend, hatte auſſer dem tödtenden Anblick des vervielfachten Elendes ſo vieler tapferer Männer, noch mit eigenen Leiden zu kämpfen. Seine Geſundheit hatte ſchon im vorigen Frühling gelitten, und eine Augenentzündung, die ihn damalen befiel, verſchlimmerte ſich itzt ſo ſehr, daß er das eine Auge gänzlich verlor. Als er endlich wieder trocknen Boden gewann, erfuhr er, daß der Conſul Flaminius bey Aricia ſtehe, und den Zuzug des andern Conſuls mit Verſtärkungen erwarte. Nun war es eine von Hannibals Feldherrntugenden, daß er ſich allemal aufs ſorgfältigſte nach dem Charakter der Anführer erkundigte, mit denen er zu thun hatte, und ſo erfuhr er denn auch diesmal, daß Flaminius raſch, übermüthig, ſtolz auf ehemalige Thaten, und ganz unbeſorgt um die Zukunft ſey. Sogleich beſchloß er ihn zur Schlacht zu bringen ehe ſein Gehülfe käme. Flaminius lag mitten in der Straſſe nach Rom. Er aber, als bemerkte er ihn nicht, oder verachte ihn zu

be-

bemerken, ließ ihn seitwärts liegen, rückte unbekümmert vorwärts, als wenn er Rom belagern wollte, und verheerte das Land umher mit Feuer und Schwert auf schreckliche Weise. So viel Hohn war dem übermüthigen Flaminius zu stark. Unfähig sich ins Angesicht trotzen zu lassen, dürstete er zu schlagen, und nicht der Rath der Senatoren, nicht die Warnung der erfahrensten Krieger, mit einem Feinde, dem er nicht gewachsen sey, nicht einen ungleichen Streit zu wagen, vermochte seine Ungeduld zu dämpfen. Auf der Stelle befahl er dem Heere zu marschiren. Mit Freuden gehorchte es, frohlockend in dem Muth seines Führers und in eiteln Hofnungen schwelgend, während die Weisern und Verständigern den bevorstehenden Unfall ahndeten. Hannibal stand mit seinem Heere damalen an dem See Thrasimene. Keine bessere Stellung hätte er nehmen können. Eine Kette von Gebirgen strich bis an den See, und zwischen See und Gebirgen führte ein schmaler Paß in ein rings mit Hügeln umschlossenes Thal. Auf jenen Hügeln stellte er seine besten Völker, und in dieses Thal leitete Flaminius die Seinigen um ihn anzugreifen. Eine den Carthagern in jeder Rücksicht so vortheilhafte Stellung ward durch den Zufall unterstützt. Ein Nebel stieg aus dem See empor, und hinderte die Römer den Feind zu sehen, während dieser über die Region des Nebels erhaben, die ganze Schlachtordnung der Römer überschauete. Es ließ sich errathen, welchen Ausschlag das Betragen zwey so ungleicher Feldherrn dem Tage geben müßte. Das römische Heer ward geschlagen und niedergemetzelt ehe es den Feind noch wahrnahm, der es zu Grunde richtete. Ueber funfzehntausend Römer fielen in dem Thale und mehr denn sechstausend wurden genöthigt sich gefangen zu geben. Mitten in dem allgemeinen

Blut-

Blutbade that Flaminius alles was in ſeiner Macht war, um das Heer zu retten. Ueberall, wo der Feind am ſchrecklichſten würgte, flog er mit einer Schaar auserleſener Begleiter hin, um ihm zu widerſtehen; endlich aber am Siege verzweifelnd, und unwillig, den Tod ſo vieler tapferer Tauſende zu überleben, ſtürzt' er ſich einſam ins dichteſte Gedränge der Feinde, und ward von einem galliſchen Reuter getödtet, der ihm ſeine Lanze in den Leib ſtieß. Hannibal bediente ſeines Sieges ſich mit ſeiner gewöhnlichen Klugheit; die Römer behielt er gefangen, die Latier ließ er mit vieler Höflichkeit frey; auch wollte er den Leichnam des Conſuls auf ehrenvolle Art begraben laſſen. Man konnte ihn aber unter den Haufen der Erſchlagnen nicht herausfinden.

Als die Zeitung dieſer dritten Niederlage nach Rom kam, und die erſte dumpfe Betäubung kühlerem Nachdenken Raum gegeben hatte, beſchloß man einen Befehlshaber von unumſchränkter Macht zu wählen, um ſeiner Weisheit die Rettung des Staates anzuvertrauen. Derjenige, den dieſe ehrenvolle Wahl traf, war **Fabius Maximus**, ein Feldherr von entſchiedener Tapferkeit, aber auch von unbeſtechlicher Klugheit, weniger geblendet von dem Glanz des Sieges, als gerührt von dem ſtilleren Ruhm, ihn zu verdienen. Dieſer alte Feldherr traf eiligſt ſo gute Zurüſtungen, als er vermochte, und rückte ſodann ins Feld, feſt entſchloſſen jedoch, mit einem Feinde nicht zu ſchlagen, deſſen Ueberlegenheit er kannte. Schon lange vorher hatt' er ſich einen Operationsplan entworfen, den er den ganzen Feldzug hindurch mit pünktlicher Strenge befolgte. Er war überzeugt, daß der einzige Weg den Carthager in dieſer weiten Entfernung von ſeiner Heymath aufzureiben, der ſey, daß man ihn ab-

abmüde, nicht aber mit ihm ſchlage. Zu dem Ende lagerte er ſich beſtändig auf Anhöhen, die der feindlichen Reuterey unzugänglich waren. So oft der Feind ſich rührte, rührt' auch er ſich, beobachtete alle ſeine Bewegungen, verengerte ſeine Quartiere, ſchnitt die Zufuhr ihm ab. Umſonſt erſchöpfte Hannibal alle ſeine Kriegeliſt, um ihn zur Schlacht zu zwingen. Der vorſichtige Römer, von der Zeit an der Zauderer zugenahmet, blieb unerſchütterlich auf ſeinen Bergen, zufrieden den Feind gewiſſermaßen durch ſein Zaudern geſchlagen zu ſehen. Hannibal ward itzt inne, daß er einen ganz andern Gegner, als die vorigen vor ſich habe, und da ſeine gewöhnlichen Künſte hier zu kurz reichten, ſo verſuchte er den Feldherrn ſeinem Heer verächtlich zu machen. Itzt trotzt' er ihm in ſeinem Lager; itzt verheerte er die Gegend rings umher, redete verächtlich von ſeinen Fähigkeiten, und ſchonte auf ſeinen Streifzügen ſorgfältig die Beſitzungen des Fabius, während er der andern Römer ihre ohne Gnade niederbrannte.

So viel Kunſtgriffe verfehlten nicht ganz ihrer Wirkung. Die Römer begannen allmälig, ihren Feldherrn der Feigheit oder der Verrätherey verdächtig zu halten, und ein gemeingültiger Zuruf, der bald nachher ſich zutrug, verſtärkte dieſen Verdacht. Hannibal, der Kommeatus halber in eine Gegend Nahmens Caſſinum marſchiren wollte, ward durch einen Irrthum ſeines Wegweiſers nach Caſſilinum geführt, wo er ſich mit einemmal in einer engen, mit Hügeln rings umſchloſſenen Gegend befand. Um jedoch von ſeiner mißlichen Lage allen möglichen Vortheil zu ziehn, befahl er der Reuterey, Angeſichts der Römer, die ihn von den benachbarten Höhen beobachteten, das Land aufs fürchterlichſte zu verheeren.

Er

Er wuſte, daß dieſe Verwüſtungen die Rachgier der Römer reizen würden, allein umſonſt lagen ſie ihren kaltblütigen Feldherrn an, ſie ins Treffen zu führen. Fabius behauptete ſeinen Poſten, unterrührt von dem Fliehen ſeines Heers, unerſchüttert ſelbſt von den Vorwürfen ſeines Magiſter Equitum Minucius. Itzt ſah ſich Hannibal in ſeinen eignen Schlinzen gefangen. Er lag in einer Gegend, in der er weder überwintern, noch ohne die augenſcheinlichſte Gefahr ſein Heer aus ihr herausziehn konnte. Aus dieſer Klemme konnte nur eine jener Kriegsliſten, deren nur große Männer fähig ſind, ihn retten. Er ließ zweytauſend Ochſen, die er im Lager hatte, kleine Reisbündel und brennende Fackeln zwiſchen die Hörner binden und bey Nacht zu den Höhen hinaustreiben, auf denen der Feind ſtand. Vom Eindruck des Feuers geſtachelt, liefen die Thiere wüthend und die Köpfe ſchüttelnd, den Berg hinan. Die ganze Gegend ſchien im Feuer zu ſtehen. Diejenigen, die die Zugänge des Berges bewachen ſollten, glaubten, da ſie eine ſo ungewöhnliche Erſcheinung auf ſich andringen ſahen, daß das ganze feindliche Heer auf ſie anrücke, und flohen in beſtürzter Eil. Mittlerweile brach Hannibal mit ſeinem Heere auf und entrann durch die Engen, obgleich ſein Nachzug nicht wenig litt. Wiewohl nun Fabius in dieſer Ereigniß alle Klugheit und allen Muth des vollkommenſten Feldherrn gezeigt hatte, ſo konnt' er dem Murren ſeines Heers doch nicht entgehn, das ihn itzt eben ſo der Unwiſſenheit und Unerfahrenheit beſchuldigte, als es vorhin ſeine Tapferkeit und Treue bezweifelt hatte.

Fabius, um eine Unzufriedenheit, die er nicht zu verdienen überzeugt war, unbekummert, begab ſich nach Rom, um Geld zu Auslöſung einiger Gefange-

nen, zu deren Besiegung sich Hannibal erboten hatte, aufzubringen. Zuvor aber hatte er seinem Magister Equitum die gemessensten Befehle ertheilt, sich mit dem Feinde durchaus nicht einzulassen, die Reitzung möge so groß seyn wie sie wolle. Allein Minucius, der itzt eben so geringschätzig von seinem Dictator zu denken begann, als der Pöbel des Heeres von ihm dachte, vernachlässigte seine Warnung, griff den Feind zu wiederholtenmalen an, und scharmützelte so glücklich mit ihm, daß ihm einmüthig mit dem Dictator gleiche Macht aufgetragen, und den beyden Feldherrn angewiesen wurde, jeder seinen Theil des Heers anzuführen. Kaum fand Minucius sich mit gleicher Macht bekleidet, als er von Fabius weisem Plan augenblicklich abwich. Statt auf den Höhen zu bleiben, zog er sein Heer in die Ebenen hinab, und bot dem Feinde kühnlich ein Treffen an. Das war es grade, was Hannibal so lange gewünscht hatte. Listiger Weise stellt' er sich als sey ihm gar sehr daran gelegen, gewisse Höhen, die das Lager der Römer bestrichen, in Besitz zu nehmen, und lenkte aller Augen auf diese Gegend, während er in der entgegengesetzten einen Hinterhalt legte, um in der Mitte des Gefechtes hervorzubrechen. Alles gieng, wie ers angelegt hatte. Mit Ungestüm griffen die Römer die Höhen an, die der Carthager besetzt hatte. Von beyden Heeren eilte Verstärkung herbey. Endlich führte Minucius die Legionen heraus, und die Schlacht ward allgemein. Hier zeigte die Ueberlegenheit des carthagischen Feldherrn sich unverzüglich. Der Hinterhalt brach hervor, hieb in den Nachzug ein, brachte das ganze Heer in Unordnung, und nichts als Tod und Untergang harrete des ganzen römischen Heers, als mit einmal Fabius erschien. Von Rom, wo er die Auslösung der Gefangenen betrieben, und da der Senat ihm die

Sache

Sache zu lau nahm, ſein ganzes Erbe verkauft hatte, um das Löſegeld ſelbſt zu bezahlen, kehrt' er grade in dem entſcheidenden Augenblick zurück; Ein Blick enthüllte ihm Minucius verzweifelte Lage. Keinen Augenblick bedachte er ſich, welchen Entſchluß zu ergreifen ihm gezieme. Wie ein Wirbelwind ſchoß er auf die Carthager herab, hemmete die Flucht der Römer, ſteuerte dem Nachdrang der Feinde. — Itzt ward Hannibal inne, daß die Wolke, die ſo lange um die Gipfel der Berge drohend herumgezogen war, mit einem Sturmwind auf ihn niederplatze. Auf allen Seiten gedrängt ließ er zum Rückzuge blaſen, während Minucius die vorige Unbeſonnenheit bereuend, ſeinem Vater Fabius ſeinen Fehler eingeſtand, ihn um Verzeihung bat, der neuerhaltenen Macht entſagte, und ſich freywillig wieder unter den Oberbefehl des Dictators ſtellte.

Allein nicht lange, ſo waren Fabius ſechs Monate verlaufen, und der kluge Feldherr mußte ſeine Würde niederlegen. Heftige Streitigkeiten erhitzten Rom über die Wahl ſeiner Nachfolger. Noch immer waren Patricier und Plebejer wider einander in Fehde. Und, wie immer, ſo ſiegte auch diesmal die Menge, und **Terentius Varro** ward durch die Stimmenmehrheit in der Volksverſammlung gewählt. Dieſer Varro war aus den Hefen des Volks entſproſſen, und hatte nichts, das ihn empfehlen konnte, als Reichthum und Dreiſtigkeit. Eitel, unwiſſend, prahlend, ſelbſt vermeſſen, gierig nach Volksgunſt, und durch jede Niederträchtigkeit um dieſelbe buhlend, hatt' er ſeit langer Zeit nach den höchſten Staatswürden getrachtet, die zu des Vaterlands Unglück ihm itzt ertheilt wurden. Ihm zugeſellet ward **Aemilius Paulus**, ein Mann von ganz entgegengeſetz-

tem Charakter: erfahren im Felde, vorſichtig im Rathe, und von Verachtung gegen ſeinen Gehülfen durchdrungen. Fabius, der ſo eben ſein Amt niedergelegt hatte, ſah mit gewöhnlichem Scharfſinn die Gefahr, die dem Staat von Seiten zween ſo übel gepaarter Feldherrn drohete, und beſchwor den Aemilius bey allem was ihm theuer ſey, gegen die Liſten Hannibals und gegen Varros Unbeſonnenheit auf ſeiner Hut zu ſeyn. Aber hier war es nicht Zeit ängſtlichen Beſorgniſſen Raum zu geben. Der Feind war in der Nähe und die Römer, beynahe neunzigtauſend Mann ſtark, glaubten ſich jedem Feinde auf dem Erdboden gewachſen. Hannibal lag damalen bey dem Flecken Cannä im Lager, wo er einen Wind im Rücken hatte, der in dieſer Jahrszeit gewöhnlich weht, groſſe Staubwolken von den verſengten Ebenen in die Luft jagt, und einem anrückenden Feinde, wie er wußte, höchſt beſchwerlich werden mußte. In dieſer Stellung erwartete er mit einem Heere von vierzigtauſend Mann zu Fuß und halb ſo viel Reuterey die Ankunft der Conſuln. Den erſten Tag nach ihrer Ankunft war der Oberbefehl an Aemilius, und Aemilius ſchien nicht die geringſte Luſt zum Gefechte zu haben. Von des Feindes überlegner Stellung überzeugt, hielt er ſich ruhig, unbekümmert, ob Hannibal ihm in ſeinem Lager Trotz böte, oder ſein Gehülfe ihm Feigheit verrückte. Ganz anders ergieng es am folgenden Tage. Ohne ſeinen Gehülfen zu fragen, gab Varro, der itzt den Oberbefehl führte, das Zeichen zur Schlacht, ſetzte über den Fluß Aufidus, der beyde Heere trennte, und ſtellte das ſeinige in Schlachtordnung. Die beyden Conſuln führten die Flügel, Varro den rechten, Aemilius den linken, ihm war die Leitung des Treffens anvertrauet. — Hannibal, der ſchon ſeit Tagesanbruch ſeine Völker geſtellt und geordnet,

ordnet, und mit ſeiner Stimme und ſeinem Beyſpiel ſie zum höchſten Heldenmuth entflammt hatte, nahm eine ſo kunſtreiche Stellung, das beydes Wind und Sonne ihm günſtig waren. Seine Reuterey ſtand der römiſchen gegenüber; die ſchwer bewaffneten afrikaniſchen Fußvölker befanden ſich auf den Flügeln, und hätten, wie der Geſchichtſchreiber ſagt, leicht für römiſche Schaaren angeſehen werden können, da ſie dem größten Theile nach in den Raub der bey Trebia und Thraſymene Erſchlagenen gekleidet waren. Jetzt folgten die Gallier, ein rohes Volk, nackend von der Hüfte aufwärts, gerüſtet mit großen runden Schildern und ungeheuern Schlachtſchwertern mit ſtumpfer Spitze. Im Mittelpunkte des Heeres ſtritten die Spanier, ihre Waffe war ein kurzer ſpitziger Dolch, ihre Kleidung weißes Linnen mit ſchimmerndem Scharlach bebrämt. Den linken Flügel führte Asdrubal, Maharbal den Rechten, im Centro ſtritt Hannibal, und zwar zu Fuße. — Die leichte Infanterie eröffnete die Schlacht. Dann maßen ſich die Reuter, und da die Römer den Numidiern nicht widerſtehn konnten, ſo kamen ihnen die Legionen zu Hülfe. Nun ward das Treffen allgemein; umſonſt ſuchten die römiſchen Krieger eine Zeitlang das Centrum zu durchbrechen, in welchem Gallier und Spanier ſtritten; der alles beobachtende Hannibal hieß dieſen, als müßten ſie der Uebermacht weichen, Platz machen, und die Römer in die Mitte einer auserleſenen Schaar Africaner locken, die er zu dem Ende geſparet hatte. Dies gelang, die Römer wurden umzingelt, ſie waren erſchöpft, die Africaner noch friſch und muthig, und ſo erfolgte ein fürchterliches Blutvergießen. Alle Hoffnung Roms beruhete itzt auf der noch undurchbrochnen Reuterey der Bundsgenoſſen, aber auch dieſe letzte Hoffnung ward durch Hannibals

groſſe Kunſt in die Luft geſprengt. Fünfhundert numidiſche Reuter, mit Dolchen, die ſie unter ihren Waffenröcken verſteckt hatten, mußten zum Feinde überzehen, und ſich ſtellen, als wollten ſie ſich zu Kriegsgefangenen ergeben. Die Römer argwohnten nichts, ließen ſie, um ihrer deſto ſicherer zu ſeyn, zu dem Nachtrabe ſtoßen, und während ſie mit dem Feind, der ihnen die Stirne bot, im heiſſeſten Gefecht begriffen waren, fielen mit einemmal dieſe Ausreiſſer ihnen mit entblößten Dolchen im Rücken und brachten ſie in unherſtellbare Unordnung.

Von nun an verbreiteten Flucht und Niederlage ſich durch jeden Theil des römiſchen Heers. Varros Praleregen waren erſtummt. Nur Aemilius, der bald zu Anfange des Gefechts von einem Schleuderer gefährlich verwundet worden, hielt mit einem Geſchwader Reuter noch feſten Stand und that alles was in ſeinen Kräften war, um dem ſiegenden Feinde zu ſteuern. Unfähig es zu Pferde länger auszuhalten, ſaß er ab, und alle ſeine Gefährten thaten das nehmliche. Was konnte aber von einem Schritte erwartet werden, den die Verzweiflung eingegeben hatte. Trotz des unerſchrockenen Muthes, mit dem ſie fochten, wurden ſie bald gezwungen zu weichen; die es noch vermochten, ſetzten ſich wieder zu Pferde, und ſuchten ſich durch die Flucht zu retten. In dieſer bejammernswürdigen Lage der Dinge war es, daß Lentulus, einer der Kriegstribunen, der ebenfalls in der Schnelligkeit ſeines Roſſes vor dem verfolgenden Feinde Sicherheit ſuchte, den Conſul Aemilius auf einem Steine ſitzend antraf, bedeckt mit Staub und Blut, und der Ankunft der Nachſetzenden mit dem Muth der Verzweiflung entgegen harrend. „Aemilius, rief der edle Tribun, du wenigſtens biſt unſchuldig

an

an dem Blutvergieſſen dieſes Tages; nimm mein Roß, dieweil dir noch einige Kräfte übrig ſind, und ich gelobe dir, dich zu beſchirmen und mit meinem Leben dich zu vertheidigen. Blutes genug haben wir an dieſem unglücklichen Tage verloren, mache du ihn durch den Verluſt eines Feldherrn nicht noch unglücklicher.“ — „Ich danke dir Lentulus, rief der ſterbende Conſul, behaupte deine Tugend bis ans Ende, und mögen die Götter deine Menſchenliebe gegen mich vergelten. Allein für mich iſt alles dahin; mein Entſchluß iſt gefaßt, ſuche nicht einen dem Untergange geweihten Mann umzuſtimmen, und verſcherze dadurch die einzigen Mittel dich ſelbſt zu retten. Geh, ich befehl' es dir, und ſage dem Senat von meinetwegen, daß er Rom wider die Annäherung des Siegers befeſtige. Sag auch Fabius, daß ich lebend ſeines Rathes nie vergeſſen habe, und itzt, im Tode ihn noch billige.“ Während er ſo redete, nahte ſich der Feind. Lentulus floh, ſah aber den Conſul noch, eh' er ihn aus dem Geſichte verlor, in der Mitte von Hunderten ohnmächtig fechtend, den Geiſt aufgeben. Das Gemetzel hatte itzt verſchiedene Stunden gedauert. Die Sieger ſelbſt wurden ſeiner müde. Hannibal befahl den Ueberwundnen zu ſchonen, und führte die Seinigen ins Lager der Römer, wo ein beträchtliches Corps ſich auf die Bedingung, mit Zurücklaſſung ihrer Waffen nach Rom zurückkehren zu dürfen, ergab. In dieſer ſchrecklichen Schlacht verloren die Römer funfzigtauſend Mann, zwey Quäſtorn, ein und zwanzig Tribunen, achtzig Senatoren und ſo viel Ritter, daß Hannibal drey Scheffel goldner Ringe, die dieſer Orden an ſeinem Finger zu tragen pflegte, nach Carthago geſchickt haben ſoll.

Dies ſchien der Streich zu ſeyn, der Roms Schickſal entſcheiden ſollte. Nichts war übrig und

nichts der allgemeinen Erwartung angemessener, als daß Hannibal sogleich vor die Thore der Stadt rücken und sie als leichte Beute wegnehmen würde. So rieth ihm wirklich Adharbal, und konnte, da Hannibal seinen Rath verwarf, nicht umhin zu bemerken, daß der carthagische Feldherr zwar wohl zu siegen wisse, nicht aber seine Siege zu nützen. In der That scheint Adharbals Rath sehr vernünftig, wenn man auf die allgemeine Bestürzung Rücksicht nimmt, die zu Rom in diesen Tagen herrschte. Ueberall, und in allen Gegenden der Stadt hörte man nichts denn Klaggeschrey, Jammergeheul verzweifelnder Weiber, welche diese ihren Gemahl, jene ihre Kinder wieder foderten. Umsonst versammelte der Senat sich, um einige Maasregeln zu nehmen. Das Geschrey des Pöbels störte die Ruhe und die Stille, die zu wichtigen Berathschlagungen unentbehrlich sind. Nichts als Schrecken mahlte sich in jedem Angesicht; Verzweiflung sprach aus jeder Zunge. Erst als die allgemeine Bestürzung sich ein wenig gelegt hatte, vermochte der Senat den allgemeinen Entschluß zu fassen, daß, um der Staatsverwaltung wieder Kraft zu geben, ein Dictator erwählt werden sollte. Auch war Befehl gegeben, daß alle Weiber sich in ihren Häusern halten sollten, und an den Thoren wurden Wachen angestellt, mit gemessenem Befehl, niemanden aus der Stadt zu lassen. Nicht wenig zur Rettung der Stadt trug auch der junge Scipio bey, den wir schon das Leben seines Vaters haben retten sehen. Er war damalen nur noch Kriegstribun, hatte die Nacht der Niederlage sich in ein kleines Dorf in der Nähe Roms zurück gezogen, und vernahm itzt, daß eine Anzahl junger Leute von den ersten Familien der Stadt, in einem gewissen Hause sich fertig machten, die Stadt zu verlassen, und ihr Heil in andern Erdstrichen zu versuchen.

chen. Edler Unwille bemeiſterte ſich ſein über eine ſolche Kleinmuth. Auf der Stelle beſchloß er, dem ſchlimmen Einfluß, den ein ſolches Beyſpiel haben konnte, zuvor zu kommen, wandte ſich zu denen unter ſeinen Kriegsgefährten, die gerade bey ihm waren, hieß jeden, dem Rom theuer ſey, ihm folgen, und eilte in das Haus, wo die Verräther verſammelt waren. Er fand ſie in tiefer Berathſchlagung. Sogleich zog er ſein Schwert, und: „Bey dieſem Schwerte, rief er, ſchwör' ich, Rom niemalen zu verlaſſen, noch zu dulden daß es von andern verlaſſen werde. Jeder, der das nehmliche zu ſchwören ſich weigert, iſt nicht nur Feind des Vaterlandes, ſondern auch der Meinige!“ Der entſchloſſene Ton, mit dem er dieſes ausſprach, nebſt ſeinem wohlbekannten Muth, ſchreckte die Verſchwornen. Willig leiſteten alle den nehmlichen Eid und gelobten mit dem untergehenden Vaterland lieber unter zu gehen, als es niederträchtiger Weiſe zu verlaſſen! Von itzt an ſchien das Volk neue Entſchloſſenheit zu gewinnen. Der Senat lebte zu neuen Hoffnungen auf, und auch die Augurn verſicherten, daß Roms Angelegenheiten bald eine günſtigere Geſtalt gewinnen würden. Nicht lange nachher kam auch Varro an, doch ohne die armſeligen Ueberbleibſel ſeines Heers, die er hinter ſich zurück gelaſſen hatte. Er war der Hauptuhrheber des fürchterlichen Unfalls, und es war natürlich zu erwarten, daß der Senat ſeine Unbeſonnenheit ihm aufs ſtrengſte verweiſen würde. Allein grade das Gegentheil erfolgte. Die Römer giengen ihm Schaarenweiſe entgegen. Der Senat dankte ihm feyerlichſt, daß er an der Rettung des Vaterlandes nicht habe verzweifeln wollen. So viel Herrſchaft über jede rachſüchtige Leidenſchaft war ehrwürdiger als der Sieg bey Cannä. Das Volk, durch Hannibals Zaudern

zu friſchem Muth emporgehoben, rüſtete ſich eifrigſt zum neuen Feldzuge. **Fabius**, der Schild des Staats, und **Marcellus**, deſſen Schwert, wurden zu Führern der Heere ernannt, und wiewohl Hannibal ihnen noch immer den Frieden antrug, ſo weigerten ſie ſich doch, auf ſeine Vorſchläge ſich auch nur einzulaſſen, bevor er Italien geräumt hätte. — Die nehmliche Bedingung, die man einſtens dem Pyrrhus vorlegte.

Hannibal, der es entweder unmöglich fand, gerades Weges vor Rom zu rücken, oder ſeinem Heere Muſſe geben wollte, nach einem ſo glorreichen Siege verdienter Ruhe zu pflegen, führt' es nach **Kapua** und beſchloß hier zu überwintern. In dieſer wollüſtigen Stadt, der längſt verſchrienen Klippe aller kriegeriſchen Tugend, ſcheiterte auch Carthagos Muth und Glück. Berauſcht von den ungewohnten Freuden, die dieſer verführeriſche Ort ihnen darbot, überließen die Krieger Hannibals ſich jedem Wolluſtgenuſſe und wurden aus abgehärteten Veteranen bald ohnmächtige Weichlinge. Großen Tadel hat Hannibal von dem geſammten Alterthum erdulden müſſen, daß er das Lächeln des Glücks verſchmähet, die günſtige Gelegenheit nicht erhaſchet, und ein Reich gegen feiges Schwelgen umgetauſcht habe; aber man erwog nicht, wie zahlloſe Hinderniſſe er zu überſteigen, und mit welch einem Feinde er zu thun habe. Rom war noch immer mächtig. Nach dem Facit ſeiner letzten Zählung zu urtheilen, konnt' es noch itzt zweymal hunderttauſend waffenfähige Männer ins Feld ſtellen. Unbeſonnenheit hätt' es von Hannibal ſeyn können, wenn er ſein Heer zu einer Stadt geführt hätte, die durch die Kunſt ſehr feſt und mit einer Beſatzung verſehen war, die ſein Heer dreymal an Stärke übertraf.

Laſſt

laſſt uns, was er dem Scheine nach hätte leiſten können, und nicht leiſtete, nach der ſcheinbaren Unmöglichkeit beurtheilen, die er wirklich überwunden hat. Ein zahlreiches und aus mancherley Nationen zuſammengerafftes Heer hatt' er tauſend Meilen von Hauſe weggeführt und erhalten; Felsrücken und Abgründe hatte er überſtiegen, die noch heut zu Tage in denen Gegenden, durch welche er in Italien drang, unzugänglich ſind; mehrere Jahre hatte er im Herzen des feindlichen Landes glücklich gefochten; durch den Eindruck ſeiner Gegenwart hatt' er Schaaren von Spaniern, Afrikanern, Gallliern und Ligurierm in Einem Kriege vereinigt und ſich ſtandhaft getreu erhalten, wiewohl ſie oft des Brodes ermangelten. Hier hatt' er mit einem hartnäckigen und tapfern Volk, daheim mit Neidharten zu thun, die ſeine Fortſchritte erſchwerten, weil ſie ſie ihm nicht gönnten. Alle dieſe Hinderniſſe beſiand er einzig durch die Kraft ſeines Genies, und wer, der dies gebührend erwägt, wird zweifeln, daß Hannibal uns das erhabenſte Schauſpiel gewährt, was im ganzen Alterthum jemal dargeſtellt worden.

Bis hieher haben wir dieſen großen Mann noch immer glücklich geſehen. Aber nun beginnt das Blatt ſich zu wenden. Mit aufeinander gethürmten Schwierigkeiten werden wir ihn wiegen und ihrem quetſchenden Gewicht endlich erliegen ſehen. Sein erſter Fehlſchlag kam daheim von ſeinen Landsleuten. Während zu Rom einem geflohenen Conſul der Dank des Senats abgeſtattet wurde, begann zu Carthago ſich eine Parthey wider Hannibalu zu bilden. Hanno, einer der vornehmſten des Staates, that alles mögliche, ſowohl um ſeine ferneren Fortſchritte zu hemmen, als den Glanz ſeiner bereits gelenſteten Thaten

zu

zu verdunkeln. „Was, rief er aus, als Hannibal um einen Zuschub von Geld und Mannschaft an den Senat geschrieben hatte, was würde dieser Mann gefordert haben, wenn er eine Schlacht **verloren** hätte, er, der nach einem **gewonnenen Siege** solche Foderungen macht! Nein, nein, er ist entweder ein Betrüger, der uns mit falschen Zeitungen täuscht, oder ein Verräther, der sich und nicht sein Vaterland bereichert." Winke, wie diese, konnten ihrer Wirkung nicht verfehlen. Sie verzögerten die nöthige Hülfe, wenn sie sie gleich nicht ganz verhindern konnten. Geldvorrath und Verstärkung mußte Hannibal entbehren, wenn er ihrer am nöthigsten bedurfte. Im Unglück fehlt' es ihm an Unterstützung, im Glück an Aufmunterung. Was Wunder dann, wenn sein Glück in Italien allmälig verfiel, während die römischen Feldherrn, von ihren Mitbürgern aufs eifrigste unterstützt, täglich größeres Uebergewicht gewannen.

Hannibals erster Verlust geschah bey der Belagerung von **Nola**, aus welchem Orte der Prätor **Marcellus** einen glücklichen Ausfall that. Bald nachher versuchte er, die Belagerung von Capua zu entsetzen, und griff die Römer in ihren Laufgräben an, ward aber mit beträchtlichem Verlust zurückgeschlagen. Jetzt stellte er sich, als gehe er Rom zu belagern, fand aber ein überlegnes Heer bereit ihn zu empfangen, und war genöthigt sich zurückzuziehen. J. d. St. 544. Noch einige Jahre focht er mit abwechselndem Erfolg, bald war der Vortheil auf seiner, bald auf seines Gegners Marcellus Seite, welcher letztere aber einem entscheidenden Gefecht sorgfältig auswich. Jedoch auch Siege konnten Hannibals Lage nicht wieder herstellen, indem diese zwar die Macht seiner Feinde einigermaßen schwächen, ihm aber zu Ergänzung der Seinigen nicht wieder helfen konnten.

Zuletzt

Zuletzt faßte der carthagiſche Senat jedoch den Entſchluß, ihm ſeinen Bruder **Asdrubal** mit einem Corps Truppen, das in Spanien zuſammen gebracht war, zu Hülfe zu ſenden; Asdrubals Marſch aber ward den Conſuln **Livius** und **Nero** verrathen. Unverzüglich giengen ihm dieſe mit möglichſter Eil entgegen, umringten ihn in engen Gegenden, wohin treuloſe Wegweiſer ihn gelockt hatten, und hieben ſein ganzes Heer in Stücken. Mit Ungedult hatte Hannibal dieſe Verſtärkung ſeit langer Zeit erwartet; aber ach! in der nehmlichen Nacht, wo er ihrer endlichen Ankunft mit Sicherheit entgegenharrte, ließ Nero Asdrubals abgehauenen Kopf in Hannibals Lager werfen. Er erkannt' ihn, ahndete Carthagos nahen Fall, und beklagte ſich ſeufzend gegen die Umſtehenden, daß das Glück müde ſchien, ihm ferner zuzulächeln.

Auch war es nicht Italien allein, wo die Sachen der Carthager auf die Neige giengen. Noch blutend von den bey Kannä empfangenen Wunden, ſchickten die Römer Legionen nach Spanien, Sardinien und Sicilien. Dies unüberwindliche Volk fand in der Mitte umzingelnder Feinde unerſchöpfliche Hülfsquellen, ihnen allen zu widerſtehn; es ſtritt nicht nur mit dieſen Nationen, ſondern ſandte auch den wenigen Bundsgenoſſen, die ihm noch übrig geblieben waren, friſche Verſtärkungen. Es bot Hannibaln in Italien die Spitze, und führte zugleich mit **Philipp** in Macedonien Krieg, weil er mit den Carthagern einen Bund gemacht hatte. Auch ſchien das Glück ſie in allen dieſen Unternehmungen zu begünſtigen. Der Conſul **Lävinus** gewann beträchtliche Vortheile über Philipp, und Marcellus eroberte nach einem langen und hartnäckigen Widerſtande die Stadt **Syracus** in Sicilien.

Dieſe

Diese Stadt lockte die Raublust des Belagerer zuerst, indem man sie für unermeßlich reich, und zugleich für unhaltbar hielt. In Hofnung einer baldigen Uebergabe und einer unschätzbaren Beute berauschten die Römer sie. Allein die Weisheit eines einzigen Mannes schien ihr Schicksal aufzuschieben. Dies war der berühmte Meßkünstler **Archimedes**, von dessen Werken noch verschiedene übrig sind; er zerstörte ihre Mannschaft, und richtete ihre Schiffe zu Grunde. Er vereinigte die Kräfte der Mechanik dergestalt, daß er ihre Fahrzeuge in die Luft hob, und sie durch die Gewalt des Falles zerschmetterte. Er bediente sich auch der Brennglaser, die in einer Entfernung von mehr denn hundert Ruthen die römischen Schiffe und hölzernen Thürme in Brand steckten. Endlich ward die Stadt jedoch während einer großen Feyerlichkeit durch Ueberraschung eingenommen. Die Einwohner wurden niedergehauen, und unter den übrigen ward auch Archimedes in tiefsinniges Studium vergraben, von einem römischen Soldaten umgebracht. Marcellus war sehr bekümmert über seinen Tod. Hang zu den Wissenschaften begann um diese Zeit unter den Römern emper zu kommen. Er ließ seinen Leichnam ehrenvoll bestatten, und seinem Andenken ein Grabmal aufrichten, welches seine eignen Werke lange überlebt haben.

In Spanien schienen Roms Angelegenheiten eine Weile zu schwanken. Zwey Scipionen wurden erschlagen, und **Claudius Nero**, Statthalter der Provinz, schien der Verschlagenheit der Carthager nicht gewachsen. Aber alles gedieh unter **Scipio Africanus**, der zu einer Zeit, da ein jeder sich gern damit verschont sahe, um das Proconsulat in Spanien warv. Dieser junge Held war damalen erst vier

und

und zwanzig Jahr alt, beſaß aber bereits alle Eigenſchaften, die einen großen Feldherrn und rechtſchaffnen Mann ausmachen. Er verband die größte Tapferkeit mit der zarteſten Menſchlichkeit. Er übertraf Hannibaln in den Künſten des Friedens und war in denen des Krieges ihm beynahe gleich. Sein Vater war in Spanien getödtet worden, ſo daß er an die Züchtigung dieſes Landes ein angeerbtes Recht zu haben ſchien. So viele große Eigenſchaften machten ihn unwiderſtehlich, und wiewohl er manche herrliche Siege erfocht, ſo macht' er doch noch größere Eroberungen durch ſeinen Edelmuth, ſeine Mildigkeit, und Menſchenfreundſchaft, als durch die Gewalt ſeiner Waffen. Unter andern Beyſpielen von Scipio's Seelengröße gedenkt die Geſchichte vornehmlich des folgende. Bey der Einnahme von Neucarthago behandelte er ſeine Gefangnen mit großer Gelindigkeit, und weit entfernt, gleich andern Feldherrn ſeinen Soldaten jede Grauſamkeit gegen die Gefangnen zu Gute zu halten, gewöhnte er ſie, allen, die um Gnade baten, Gnade zu gewähren. Unter den Gefangnen des Tages fand ſich eine junge Fürſtin von auserleſener Schönheit. Sie war die Verſprochne des Allucius eines Fürſten des Landes, der ſie mit der feurigſten Leidenſchaft liebte, und über ihre Gefangenſchaft den folterndſten Schmerz empfand. Aus der Sorgfalt, die der edle Römer ſeiner Gefangnen bewies, ſchloß man, daß er Luſt habe, ſie für ſich ſelbſt zu behalten, und man achtete ſich deſſen gewiß, als er die Eltern des Mädchens ſowohl, als ihren Verlobten vor ſich kommen ließ. Zitternd näherte ſich Allucius. Jeden Augenblick fürchtete er zu hören, daß ſeine Geliebte, itzt das Eigenthum eines andern, beſtimmt wäre, ihres Eroberers Tage zu verſchönern: aber ſeine Furcht verwandelte ſich in Entzücken. Scipio führte

die

die Prinzeſſin in ſeine Arme, hieß ihn hinnehmen, woran er ein früheres Recht gehabt habe, und verlangte nur ſeine Freundſchaft und Verbündung zum Erſatz; zu gleicher Zeit ſchlug er das Löſegeld aus, das ihre Eltern mitgebracht hatten, und da ſie es ihm dennoch aufdringen wollten, verlangte er, daß ſie es zu dem Brautſchatze der Prinzeſſin hinzufügen möchten. Durch ſolche Thaten nicht weniger, als durch den Ruhm ſeiner Waffen, brachte Scipio das ganze Land unter den Gehorſam der Römer.

Als Spanien und Sicilien ſolchergeſtalt mit dem römiſchen Reiche verbunden waren, fand dieſes zu Fortſetzung des puniſchen Krieges bald neue Hülfsquellen. Nichts deſtoweniger behauptete ſich Hannibal noch immer in Italien, ſo ſchlecht er auch von Hauſe, und ſo kaltſinnig er auch von den Bundsgenoſſen unterſtützt wurde, die er ſeit ſeinem Durchzuge durch die Alpen gemacht hatte. Mehr denn vierzehn Jahre hatt' er nun in dieſem Lande zugebracht, und nie, wie **Polybius** ſagt, hatt' er eine Schlacht verloren, in welcher er ſelbſt anführte. Allein es war itzt zu ſpät, ſeinem verfallenden Glücke wieder aufzuhelfen. Die Römer hatten ihm ſeine Künſte abgelernt; ſeine Veteranen waren durch Erſchöpfung und Ausſchweifungen aufgerieben; ſeine Landsleute verſäumten, ihm neuen Zuſchub zu ſenden, und nichts machte ihn noch fürchterlich, als der Ruf ſeiner ehemaligen Thaten.

In ſolcher Lage der Dinge kam Scipio mit einem ſiegreichen Heer von Spaniens Eroberung heim, und ward im neun und zwanzigſten Jahr ſeines Alters Conſul. Man vermuthete anfangs, er werde Hannibaln in Italien angreifen, und ihn von dannen zu vertreiben ſuchen, aber Scipio hatte ſchon den weiſern Plan entworfen, den Krieg nach Africa zu übertragen,

gen, und während die Carthager in der Nähe Roms ein Heer unterhielten, ſie in ihrer eignen Hauptſtadt zittern zu machen. Dieſer Maasregel widerſprach Fabius mit großer Heftigkeit, und erſt nach langen Zwiſtigkeiten erkannte der Senat, daß Scipio Sicilien zur Provinz erhalten, und Erlaubniß haben ſollte, nach Africa überzugehn, ſo bald er es dem Staate zuträglich fände. Mit ſolcher Vollmacht verſehen, eilte er nach Sicilien, verbrachte hier das erſte Jahr mit den nöthigen Anſtalten zu dem bevorſtehenden Feldzuge, und gieng im Anfange des nächſten mit einer großen Flotte nach Africa über, wo Maſiniſſa, der vertriebene König von Numidien, mit dem er ſchon in Spanien einen Bund gemacht hatte, unverzüglich zu ihm ſtieß.

Nicht lange blieb Scipio in Africa ohne Beſchäftigung. Hanno rückte ihm entgegen, ward aber geſchlagen und getödtet. Syphax, Numidiens Uſurpator, verſammelte ein ſtarkes Heer wider ihn. Eine Zeitlang vermied der Römer die Schlacht; aber bey der erſten bequemen Gelegenheit ſteckt' er die Gezelte des Feindes in Brand, griff ihn mitten in der Verwirrung an, tödtete ihm vierzigtauſend Mann, und nahm ſechstauſend gefangen. Syphax fühlte ſich hiedurch nicht erſchöpft. Entſchloſſen noch einmal für das Reich zu ſchlagen, und beſorgt, daß das Land zu ſeinem rechtmäßigen Beſitzer zurückkehren würde, im Fall die Römer die Oberhand behielten, verſammelte er ein zahlreiches Heer aus verſchiedenen Nationen, und mit ſo unerfahrnen Völkern rückte er dem Scipio entgegen. Sein voriges Mißgeſchick verfolgte ihn auch hier. Er ward geſchlagen und gefangen. Maſiniſſa, der ſich itzt im Beſitz der Perſon ſeines Nebenbuhlers ſahe, eilte ſein Glück zu vollenden, rückte vor Cirtha,

die Hauptſtadt des Landes, und ward, da er ihren vorigen Beherrſcher in Banden zeigte, ohne Widerſtand in die Thore eingelaſſen, wo jeder wetteiferte, durch bereitwillige Unterwerfung die vorige Untreue auszuſöhnen. So gelangte Maſiniſſa zum Beſitz des königlichen Pallaſtes und aller Schätze des verſtorbenen Königs — unter denſelben zum Beſitze Eines Kleinodes, das er über alle andere ſchätzte, **Sophonisbens**, des Weibes des Syphax. Sophonisba war die Tochter **Asdrubals**, eines carthagiſchen Feldherrn, ein Frauenzimmer von groſſem Ehrgeiz und unvergleichlicher Schönheit. Sie war es, die vom Anfang an den Syphax wider die Römer aufgehetzt und für ihr Vaterland eingenommen hatte, und ſo groß war die Gewalt ihrer Reitze, daß dieſer dem Beſitz ihrer Perſon ſeine Sicherheit aufopferte.

Als Maſiniſſa in den Pallaſt trat, flog die Königin ihm entgegen, ſtürzte in aller Unwiderſtehlichkeit der weinenden Schönheit ihm zu Füßen, und beſchwor ihn, ihrer Jugend zu ſchonen und ſie den Römern nicht auszuantworten, die für alle Kränkung, die ſie vom Syphax erlitten, ſich an ihr zu erholen gedächten. Ihr rührendes Umklammern, ihr Flehen mit Liebkoſungen vermiſcht, warf Maſiniſſa in eine Unruhe, die mehr als die Unruhe des Mitleidens war; er gewährte ſie ihrer Bitte, und da ſie ihrerſeits ihm nichts abſchlagen konnte, ſo war der Tag ihrer Zuſammenkunft bereits der Tag ihrer Hochzeit. Die erſte Zeitung von dieſer raſchen und ungerechten Hewrath empfieng Scipio vom Syphax ſelber, der das Gehäſſige ſeiner Feindſchaft gegen Rom von ſich auf Sophonisba wälzend, durch Sophonisbens Verklagung ſeine Feindſchaft wider Rom zu bemänteln ſuchte, und dann mit aller Beredſamkeit der Eiferſucht die

Auga

Qualen ſeiner Lage ſchilderte. Scipio ergrimmte wider das Betragen des jungen Königs. Er ſah ihn alle vorigen Ermahnungen zur Enthaltſamkeit und Menſchlichkeit in Wind ſchlagen; er forderte ihn vor ſich, ſtellte in einer geheimen Unterredung ihm vor, wie grauſam, unſchicklich und ungerecht es wäre, das Weib eines andern an dem nehmlichen Tage zu rauben, an dem er ſeine Freyheit und ſein Reich verloren habe; er bat ihn, ſeinen vorigen tugendhaften Entſchlieſſungen eingedenk zu ſeyn, und einer Leidenſchaft zu entſagen, die ihn mit ſo vieler Schande brandmarke. Mit Bedauern ſpürte er, daß ſo dringende Vorſtellungen auf den liebeberauſchten Jüngling keinen Eindruck machten. Ernſter fügt' er hinzu: daß Syphar Roms Gefangner ſey, daß er dem Senat aufwarten, und daß ſeine Königin als Mitgefangne ihn dahin begleiten müſſe. Hier fühlte Maſiniſſa, daß ſeinem Glücke unüberſteigliche Hinderniſſe ſich entgegen thürmten. Mit ſcheinbarer Ergebung verließ er Scipion, aber ſein Herz war von jeder Leidenſchaft zerriſſen, welche hoffnungloſe Liebe und unüberwindliche Neigung nur aufzuregen vermögen. Nach langem Kampfe faßt' er einen grauſamen Entſchluß. Er rief einen ſeiner Sclaven zu ſich, der nach Sitte barbariſcher Könige beſtändig Gift bey ſich führen mußte, und: „Geh, ſagt' er zu ihm, bringe der Königin von meinetwegen einen Becher deines tödlichſten Giftes. Der Tod iſt das einzige übrige Mittel für ſie, um der Gewalt der Römer zu entrinnen. Die Tochter Asdrubals und eines Königs Weib wird wiſſen, was ſie ihrem Nachruhm ſchuldig ſey.“ Der Sclave beſorgte den Auftrag aufs treulichſte. Sophonisbe hört' ihn ohn Entſetzen. Gieb her deinen tödlichen Trank, rief ſie, er iſt mir das willkommenſte Geſchenk, das dein Herr mir bieten konnte. Doch ſag ihm:

daß mein Tod glorreicher gewesen wäre, wäre ich ihn vor meiner Heyrath gestorben. So redend trank sie den Gift mit unverzagtem Muthe aus, und starb, ohne eine Spur von Feigheit zu verrathen.

Während dies vor Cirtha geschah, entsank den Carthagern ob ihren wiederholten Niederlagen, und ob dem Ruhm von Scipios alten Thaten der Muth so sehr, daß sie Hannibaln, ihren großen Krieger, aus Italien zurück zu rufen beschlossen, um den Römern daheim die Spitze zu bieten. Gesandten wurden an ihn abgeschickt, mit dem gemessenen Befehl, augenblicklich zurück zu kommen, und dem römischen Feldherrn, der seiner Vaterstadt mit einer Belagerung drohete, zu widerstehen. Kein schrecklicherer Schlag hätte Hannibaln treffen können, als dieser Befehl; lange hatt' er den Untergang seines Vaterlands vorher gesehn, und doch wußte er zu gleicher Zeit, daß Italien der einzige Ort sey, wo das Schicksal desselben verschoben werden könne. Nichts destoweniger gehorcht er den Befehlen seiner verbündeten Mitbürger mit der Unterwürfigkeit des gemeinsten Kriegers, und mit Thränen in den Augen sagte er Italien, dessen schönste Theile er seit funfzehn Jahren inne gehabt hatte, ein langes Lebewohl.

Nach einem äußerst melancholischen Abschiede von einem Lande, worin er zwey Brüder nebst seinen besten Mitfeldherrn verloren, die Bundsgenossen seines Vaterlandes aber dem Zorn der Ueberwinder überlassen hatte, langte er zu **Leptis** in Afrika an, von wannen er nach **Adrumetum** zog, und endlich zu **Zama**, einer Stadt, die etwa fünf Tagereisen von Carthago entfernt lag, ankam. Hier begegnete ihm Scipio an der Spitze seines Heers, das Masinissa mit sechstausend Pferden verstärkt hatte. Hannibal schickte Kundschafter aus, um die Lage des Feindes auszu-

forſchen. Dieſe wurden ertappt, auf Scipios Befehl aber im ganzen Lager umher geführet, und dann mit dem Auftrage heimgeſandt, ihrem Herrn zu melden, was ſie geſehen hätten. Der Carthager begriff gar bald die Ueberlegenheit des feindlichen Heers, das aus der Blüte römiſcher Mannſchaft beſtand, während das ſeinige ein Gemiſch aus verſchiednen Völkerſchaften war, die ohne Erfahrung und andre Zucht, als diejenige, die ihnen Hannibal in ſo kurzer Zeit hatte geben können, bloß durch Zwang zuſammen gehalten wurden; denn jene Truppen, die Italien unterjocht hatten, waren aufgerieben und nur noch dem Nahmen nach in ſeinem Heere vorhanden. Dies erwägend beſchloß Hannibal, wo möglich, den Krieg durch Unterhandlung beyzulegen, und begehrte eine Zuſammenkunft mit Scipio um über den Frieden zu handeln, welches dieſer ſich gefallen ließ. In einer weiten Ebene zwiſchen beyden Kriegesheeren traten die beyden größten Feldherrn der damaligen Welt zur Unterredung zuſammen. Wie getroffen von wechſelſeitiger Achtung und Ehrerbietigkeit betrachteten die beyden Nebenbuhler einander anfangs eine Weile in tiefem Schweigen. Scipio prangte in aller Blüte männlicher Schönheit; Hannibal trug die Narben langer und ſchwerer Feldzüge im Geſicht, und der Verluſt des einen Auges gab ihm ein finſteres Anſehn. Hannibal redete zuerſt. „Wär' ich nicht, ſprach er, von der Billigkeit der Römer überzeugt, ſo wird' ich heute nicht gekommen ſeyn, um einen Sohn um Frieden zu bitten, deſſen Vater ich ehemalen beſiegt habe. Wollte der Himmel, daß die nehmliche Mäßigung, die uns hoffentlich heute beſeelt, uns von Anfang dieſes Krieges an geleitet hätte; daß ihr mit den Grenzen eures italieniſchen Gebietes zufrieden geweſen wäret, und wir nie ver-

ſucht hätten, Sicilien mit dem Unſrigen zu vereinigen; dann würde dieſes Blut geſparet ſeyn, für deſſen Vergießung uns keine Siege entſchädigen können. Was mich anlangt, ſo hat das Alter mich die Eitelkeit der Triumphe und den Wankelmuth des Glückes gelehrt; du aber biſt noch jung und in der Schule der Widerwärtigkeiten vielleicht noch nicht gezogen; du biſt itzt, was ich nach den Schlachten bey Cannä und Thraſimene war; du lüſterſt itzt vielleicht noch nach Siegen, die mehr ſchimmernd als nützlich ſind. Allein bedenke, daß der Friede das Ziel iſt, welches alle Siege bezwecken, und daß Friede es iſt, welchen dir anzutragen mir mein Vaterland gebeut; warum wollteſt du denn jenen Ruhm, den du durch ein Leben voll Eroberungen gewonnen haſt, den Zufällen einer einzigen mißlichen Stunde preisgeben? Itzt, Scipio, iſt das Glück in deiner Gewalt. Ein Augenblick, und es kann wieder in der Gewalt deines Feindes ſeyn! Doch weg mit dieſem gehäſſigen Nahmen! Es iſt Hannibal, der mit dir redet, Hannibal, der deine Tugenden ſchätzet und deine Freundſchaft wünſchet. Für uns alle beyde iſt der Friede das bey weitem zuträglichere. Ich meines Theils werde ſtolz auf den Bund der Römer ſeyn, und du haſt es in deiner Macht einen thätigen Feind in einen ſtandhaften Freund zu verwandeln." — Scipio antwortete: „Da die Kriege, über die er klage, von den Carthagern angefangen wären, ſo müßten ſie ſich auch über die Folgen nicht beſchweren. Hannibal könne es ihm nicht verdenken, wenn er ſtandhaft auf Seiten der Gerechtigkeit beharre; mancherley Unbilden ſeyen den Römern während des letzten Stillſtandes zugefügt, welche Genugthuung verdienten; wenn dieſe bewilligt würde, ſo ſey er gar nicht abgeneigt einen Vergleich zu ſchließen." Unzufrieden ſchieden beyde Theile aus

einan

einander, beyde beſchloſſen den Streit durchs Schwert zu entſcheiden. Nie iſt eine merkwürdigere Schlacht geſchlagen worden, mögen wir auf die Feldherrn, die Heere, die beyden kämpfenden Staaten, oder auf die Herrſchaft, um die ſie kämpften, ſehen. Hannibal ſtellte ſeine Leute auf eine Art, die nach dem Urtheil der Kenner alle ſeine vorigen Einrichtungen übertraf. Er ermunterte die verſchiedenen Völkerſchaften ſeines Heers durch Vorlegung der verſchiedenen Triebfedern, die ſie ins Feld führten. Den Soldaten verhies er den Abtrag ihrer Rückſtände, doppelte Löhnung, und im Fall des Sieges die Plünderung; die Gallier begeiſterte er durch Aufregung ihres natürlichen Haſſes wider die Römer; die Numidier, durch Schilderung der Grauſamkeit ihres neuen Königs, und die Carthager durch Erinnerung an ihren alten Ruhm, an die Gefahr der Dienſtbarkeit und ihren angeerbten Freyheitsdurſt. Scipio ſeiner Seits ermunterte ſeine Legionen mit heiterer Miene, frohen Muthes zu ſeyn, denn alle ihre Arbeiten und Gefahren näherten ſich itzt dem Ende. Die Götter hätten Carthago in ihre Hände gegeben, und ſie würden nun bald triumphirend zu ihren Freunden, Weibern und Kindern zurück kehren. Die Carthager begannen die Schlacht, und zwar mit den Elephanten. Als aber dieſe Thiere, durch das Feldgeſchrey der Römer geſchreckt, und durch die Schleuderer und Bogenſchützen verwundet, ſich wider ihre Treiber kehrten, ſo verbreiteten ſie auf beyden Seiten des Heers, wo die Reuterey ſtand, nichts denn Unordnung und Verwirrung. So des Beyſtandes ihrer Reuter, worin ihre gröſte Stärke beſtand, beraubet, griff die ſchwere Infanterie auf beyden Seiten an. Die Römer ſtürmiſcher und gewaltiger im Angriff, die Carthager hurtiger und gewandter. Unfähig jedoch, dem beſtändigen Andringen der

römiſchen Schilde zu widerſtehen, wichen ſie anfangs ein wenig, und geriethen allmälig in allgemeine Flucht. Sogleich begann die Arriergarde, die von Hannibal befehligt war, den Flüchtlingen Einhalt zu thun, ihre eigene Leute anzugreifen, ſo daß dieſe Unglücklichen itzt von einem doppelten Feinde gepreßt wurden, dem Einen, der ſie in die Flucht jagte, dem andern, der ſie zwingen wollte zu ſtehn. Alle Bemühungen ſie wieder in Ordnung zu bringen waren jedoch vergeblich. Hannibal bemerkte es, und befahl, ſie hinter die Reihen zu laſſen, während er ſeine friſchen Truppen wider die Nachſetzenden anrücken ließ. Augenblicklich ließ Scipio zum Rückzug blaſen, um dem neuen Feinde mit neuer Ordnung begegnen zu können. Und nun begann die Schlacht zwiſchen dem Kern beyder Heere von neuem. Da die Carthager aber des Beyſtandes ihrer Elephanten und ihrer Pferde beraubt, und dem Feinde an Anzahl nicht gewachſen waren, ſo wurden ſie genöthigt zu weichen. Mittlerweile kam Maſiniſſa vom Nachſetzen der Reuterey zurück, fiel ihnen in den Rücken und vollendete die Niederlage. Allgemeine Flucht erfolgte, zwanzigtauſend Mann wurden in der Schlacht oder im Nachſetzen niedergehauen, und eben ſo viele gefangen. Hannibal, welcher alles geleiſtet hatte, was ein groſſer Feldherr und unverzagter Krieger leiſten kann, floh' mit einer geringen Anzahl Reuter nach Adrumetum; Tapferkeit, Fähigkeit, Erfahrung, alles ſchien das Glück an dieſem groſſen Manne zu Schanden machen zu wollen.

Dieſer Sieg bewirkte den Frieden. Auf Hannibals Zureden trugen die Carthager den Römern den Frieden an, welchen dieſe nicht als Nebenbuhler, ſondern als Oberherrn beſtimmten. Die Carthager

thager wurden genöthigt, Spanien und alle Inſeln des mittelländiſchen Meeres aufzugeben. Sie wurden verpflichtet, binnen funfzehn Jahren zehntauſend Talente zu bezahlen, Geiſſeln für die Auslieferung ihrer Schiffe und Elephanten zu ſtellen, Maſiniſſa alle Länderenen wieder abzutreten, die ihm abgenommen waren, und in Africa nicht anders als mit Erlaubniß der Römer Krieg zu führen. So endigte ſich der zweyte puniſche Krieg nach einer Dauer von ſiebenzehn Jahren. Noch blieb Carthago ein Reich, aber ohne Kraft ſich zu vertheidigen, und auf ſo ebettelte Bedingungen, daß das Ziel ſeiner Dauer lediglich von der Willkühr des Eroberers abhieng. Nach Demüthigung dieſes ſo mächtigen Feindes ſahen die Römer ſich ſelten in andere als kleine Kriege verwikkelt, worin ſie dennoch oft die herrlichſten Siege erfochten; ganz anders denn ehemalen, wo ſie mit Gefahr ihrer ganzen politiſchen Exiſtenz gemeiniglich nur ganz geringe Vortheile erkauften. J. v. Ch. 553.

Siebzehntes Kapitel.

Vom Ende des zweyten puniſchen Krieges bis zum Untergang Carthagos.

Nach Endigung dieſes langen und groſſen Krieges ſahen in dem römiſchen Freyſtaat ein Geiſt zu erwachen, der bis dahin unter ihnen nicht geſehen worden. Bis hieher waren Talente, Familien, Staatswürden, und Tugenden das einzige geweſen, wodurch einzelne Männer ſich vor andern auszeichneten. Nach

Eroberung so mancher Länder aber wurden so große Reichthümer und so viele Sclaven nach Rom geschleppt, daß die Sitten der Bürger anfiengen sich zu verschlimmern. Der Reichthum gab ihnen einen Geschmack an Freudengenüssen, die ihnen bis dahin unbekannt gewesen waren, und die Sclaven wurden hinfort zu jenen Geschäften der Hand- und Feldarbeit gebraucht, die bis itzt den Krieger abgehärtet, und den Charakter der römischen Sitteneinfalt ausgemacht hatten. Vaterlandsliebe und Eifer fürs gemeine Beste schienen in den Kriegen mit Hannibal erschöpft worden zu seyn: manche hatten ihr ganzes Vermögen dem Staate aufgeopfert, und da sie nach geschlossenem Frieden jenen Lohn nicht fanden, den der Staat ihnen zu gewähren noch nicht fähig war, versanken sie in eine Art von Gleichgültigkeit gegen das Vaterland, die sich allmälig in Unwillen über dessen vermeinten Undank, und in Begierde, seinen Privatnutzen zu befördern, verwandelte; neue Verbindungen wurden zu Erreichung dieses Zweckes von ihnen geflochten. Das Ganze ward vergessen und lauter einzelne Interessen entstanden.

Mehr, um so gestimmte Gemüther von mißlichen Unternehmungen abzuhalten, als um die Grenzen des Reichs zu erweitern, unternahm der Senat bald neue Kriege. Jener wider Philipp von Macedonien, der, wie wir oben erwähnt haben, sich während Hannibals Eroberungen in einen Bund mit den Carthaginensern eingelassen hatte, ward itzt mit neuem Eifer fortgesetzt, und die Bitten der Athenienser, die vor Zeiten den persischen Thron erschüttert hatten, itzt aber sich selbst nicht mehr zu vertheidigen vermochten, entflammten jenen Eifer nicht wenig. Auch die Rhodier ließen sich nebst Attalus, dem König von Pergamus, in das Bündniß wider Philipp ein. Der Con-

sul

ful Galba ward wider ihn geſchickt, und ſchlug ihn mehr denn einmal. Er verſuchte Athen zu belagern, aber die Athener nöthigten ihn, die Belagerung aufzuheben. Er verſuchte ſich der Engen von Thermopylä zu bemächtigen, ward aber von Quintus Flaminius mit großem Blutvergießen zurückgetrieben; er verſuchte nach Theſſalien zu flüchten, erlitt aber eine neue Niederlage, und ſahe ſich itzt genöthigt um Frieden zu bitten, der ihm unter der Bedingung zugeſtanden wurde, daß er tauſend Talente erlegen ſollte, die Hälfte ſogleich, und die andere Hälfte binnen zehn Jahren. Dieſer Krieg mit Philipp gab den Römern Gelegenheit, durch Wiederherſtellung der Freyheit Griechenlandes einen glänzenden Beweis ihres Edelmuths abzulegen. Sie hatten die Einrichtungen dieſes verfeinerten Volks ſeit einigen Jahren zu den Ihrigen gemacht, und freueten ſich ihren Lehrern gegenwärtig ihre Dankbarkeit beweiſen zu können. Zehn Männer vom erſten Range wurden, den Flaminius an ihrer Spitze, vom Senat abgefertigt, um bey den Iſthmiſchen Spielen, wo das ganze Volk verſammelt war, allgemeine Freyheit auszurufen. Kein überraſchenderes noch willkommeneres Geſchenk ließ ſich für ein Volk erſinnen, das nach Freyheit ſchmachtete, und das Andenken ſeiner Altvordern, die für die Sache der Freyheit geſtorben waren, noch immer unter ſich lebendig erhielt. Die Griechen vergalten den Römern ihre Wohlthat mit allem, was ſie vermochten — mit dem auserleſenſten Lobe; und die Römer, deren herrſchende Triebfeder für itzt die Eitelkeit war, waren damit zufrieden. So endigte ſich der ſogenannte erſte macedoniſche Krieg, fünf Jahre nach ſeiner förmlichen Erklärung, und zwanzig nach ſeinem erſten Ausbruch. J. d. Cl. 558.

Wäh-

Während der Dauer dieses Krieges empfiengen die Gallier, die sich mit Hannibal verbunden hatten, manche beträchtliche Schlappe. Auch die Spanier empörten sich, und wurden von Cato dem Censor zu Paaren getrieben. Die Ligurier, wiewohl von den Galliern unterstützt, wurden bezwungen. Nabis, König von Lacedämon, widersetzte sich den Römern und mußte sich unterwerfen. — Kein Volk, kein Fürst durfte wider Rom aufstehn, ohne bald seiner Ueberlegenheit huldigen zu müssen. Antiochus, König von Syrien, ein Monarch von Macht und Ruf lockte den Ehrgeiz der Römer, und fünf Jahr nach dem
J. d. St. 563. Schlusse des macedonischen Krieges ward nach einigen wechselseitigen Beschickungen der Krieg wider ihn erklärt. Der Römer Vorwand war, daß er in die Staaten der Griechen ihrer Bundesgenossen Eingriffe gethan, und Hannibaln ihrem alten Feinde, der von Carthago verbannt worden war, Schutz gewährt hätte. Antiochus, mit dem Zunahmen der Große, war einer von Alexanders Nachfolgern, ein mächtiger Fürst, ehrgeizig, unternehmend, und im Besitz weitläuftiger Herrschaften, denen er durch seine persönlichen Fähigkeiten Gewicht und Nachdruck gab. Die Aetolier hatten sich eingebildet, durch Vereinigung mit den Römern in Griechenland zu herrschen, fanden aber zu spät, daß ihnen nichts übrig gelassen sey, als die allgemeine Unterwürfigkeit zu theilen, darinne der Rest der griechischen Staaten, unter dem scheinbaren Nahmen der Freyheit, gehalten wurde. Um eine Ausschweifung durch die andere zu verbessern, luden sie den Antiochus auf die nehmliche Weise zu sich ein, wie sie vorhin die Römer eingeladen hatten. Antiochus kam wirklich, betrug sich aber als wollt' er mehr Zuschauer, als Theilnehmer am Kriege seyn, und statt sich wider die Römer zu rüsten, saß er zu Ephesus

und

und lebte seinen Vergnügungen; benachrichtigt, daß der Feind sich nähere, sucht' er mit ihm zu unterhandeln. Da dies nicht glückte, verließ er sich auf seine Seemacht, aber auch hier täuschten ihn seine Erwartungen, wiewohl der große Hannibal sein Admiral war. In der Bestürzung, die ihm so viele Unfälle verursachten, verließ er Lysimachia, einen Ort, wo er den Feind ein Jahrlang hätte aufhalten mögen, und Unvorsichtigkeit mit Unbesonnenheit häufend, duldet' ers, daß Scipio, der Bruder des Africanus, mit seinem Heer ohne Widerstand über den Hellespont gieng.

Um den Frieden zu erkaufen erbot er sich itzt, alle seine europäischen Besitzungen, und in Asien alle diejenigen, die mit Rom im Bunde stünden, abzutreten. Allein es war zu spät. Der römische Feldherr fühlte seine Ueberlegenheit und beschloß, sich ihrer zu bedienen. So zum Widerstand gezwungen, retirirte sich Antiochus eine Zeitlang vor dem Feinde, bis ihm endlich nahe bey Magnesia so scharf zugesetzt ward, daß er sich genöthigt sahe, sein Heer, das siebenzigtausend Mann zu Fuß und zwölftausend Reuter stark war, ins Feld zu führen. Scipio stellt' ihm ein Heer entgegen, das ihm eben so sehr an Zahl wich, als es an Muth und Disciplin ihm überlegen war. Im Kurzen war Antiochus daher völlig geschlagen. Seine mit Sicheln bewafneten Wagen, die wider seine eignen Leute zurückgetrieben wurden, trugen zu seiner Niederlage nicht wenig bey. Itzt aufs äußerste gebracht, war er froh, mit den Römern auf ihre eignen Bedingungen Friede machen zu können; und diese waren, daß er funfzehntausend Talente Kriegskosten bezahlen, daß er alle seine europäischen Besitzungen, und in Asien alle, welche diesseits des Taurus lagen, abtreten, daß er zu Pfändern seiner Treue zwanzig

Geissel

Geiſſel ſtellen, und Hannibaln, Roms eingewurzelten Feind, ausliefern ſollte. So endigte ſich der Krieg mit Antiochen, zwölf Jahr nach dem zweyten puniſchen Kriege, und zwey nach Beginn deſſelben. Lucius Scipio, welcher mit dem Beyſtande ſeines Bruders Africanus, der als Legat unter ihm diente, dieſen Krieg führte, erhielt vor der glorreichen Vollendung deſſelben den Nahmen **Aſiaticus**.

Mittlerweile ſuchte Hannibal, deſſen **Untergang ein Artikel des erzwungenen Friedensſchluſſes war, dem ihm drohenden Verderben zu entrinnen. Dieſer vollendete Feldherr war ſeit langer Zeit wie ein Vertriebener**, außerhalb ſeines undankbaren Vaterlandes, umhergeirret. Alles, was Klugheit und Gerechtigkeit ihm einflößen konnten, hatt' er für die Sicherheit Carthagos gethan, auch noch nach jener Schlacht, die er bey Zama verlor. Nach ſeiner Rückkunft ins **Vaterland fand er den öffentlichen Schatz von denen erſchöpft, deren Geſchäft es war, ihn zuſammen zu halten, und als er ihrer Habſucht Zügel anlegen wollte, beſchuldigten ſie ihn bey den Römern, daß er mit Erneuerung des Krieges umgienge.** Dies veranlaßte **von dieſen die Forderung, ihn auszuliefern, und Hannibal beſchloß dem Drange der Zeiten zu weichen und ſein Vaterland zu meiden.** In dem nehmlichen Gewande, das er im Rathe trug und bloß von zween Dienern begleitet, die um ſeinen Plan nicht wußten, **wanderte er freywillig ins Elend.** Zwey Tage reiſt' er zu Lande, dann ſchiffte er ſich ein und ankerte bey einer kleinen Inſel im mittelländiſchen Meer. Hier ward er von einem Mann erkannt, der ehedem unter ihm gedient hatte, und die Einwohner ſtürmten Schaarenweiſe herbey, die Einen, um ihre Neugier zu befriedigen, die Andern um ihm ihre Ehrerbietung zu

bezeu-

bezeugen. Von hier segelte er nach Tyrus, wo die Einwohner ihrer alten Verwandschaft mit Carthago eingedenk, ihn mit Güte aufnahmen. Er hielt sich jedoch nicht lange bey ihnen auf, sondern begab sich an den Hof des Antiochus, der ihn anfangs aufrichtig willkommen hieß, und ihn zum Admiral seiner Flotte machte, in welchem Posten Hannibal seine gewöhnliche Stärke in Kriegslisten zeigte. Er sank jedoch in der Meinung des Königs gar bald wieder. Denn da er ihm zu Planen gerathen hatte, die der Monarch weder Genie genug zu verstehen, noch Talente auszuführen hatte, zumal jenen in Rücksicht eines zweyten Einfalls in Italien, so fand sich Hannibal am Ende zum Opfer bestimmt, das die Römer begütigen und den Frieden bestätigen sollte. Ueberzeugt, daß hier weder Schutz noch Sicherheit für ihn zu hoffen sey, entfloh er heimlich, wanderte eine Zeitlang in verschiedenen kleinen Staaten herum, die weder Macht noch Edelmuth ihn zu beschützen hatten, und nahm sodann seine Zuflucht zum Hofe des Prusias, Königs von Bithynien. Mit einer Rachsucht, die ihrer gänzlich unwürdig war, ließen die Römer durch einen ihrer berühmtesten Feldherrn, den Aemilius, den unglücklichen alten Mann von dem Könige fordern, der aus Furcht vor ihrem Zorn, und begierig, durch einen Bruch des Gastrechts ihre Freundschaft zu gewinnen, Hannibaln eine Wache setzen ließ, in der Absicht ihn auszuliefern. So unversöhnlich aus dem einen Lande in das andere gejagt, und itzt jedes Ausweges sich zu retten beraubt, beschloß der unglückliche alte Krieger zu sterben, ließ einen seiner Begleiter das Gift, das er zu diesem Behufe immer in Bereitschaft hielt, herbeybringen, und während er sich fertig machte es zu nehmen, sprach er: „Laßt uns die Römer von der Furcht befreyen, die sie hindert,

den

den nahen Tod eines Greises, wie ich bin, abzuwarten. Es gab eine Zeit, wo mehr Edelmuth unter ihnen zu finden war, es gab eine Zeit, wo sie sichs zur Ehre rechneten, ihren Feind vor Verrätherey zu sichern, und ihr schicken sie niederträchtiger Weise Gesandte her, um das Leben eines verbannten Mannes zu fordern, und einen schwachen Fürsten zum Bruch des Gastrechts zu verleiten." So sprach er, nahm den Gift und starb mit aller der Unerschrockenheit, mit der er gelebt hatte.

Während dieser Geschichten schien der Geist der Zwietracht in Rom wieder aufzuwachen. Im dritten Jahr nach Endigung des Krieges mit dem Antiochus verklagten die Volkstribunen den Scipio Africanus, daß er den Schatz um die im Kriege gemachte Beute betrogen, und mit dem König Antiochus einen zu vertrauten Briefwechsel gepflogen habe. Ein Tag ward anberaumt, an dem er dieser Beschuldigungen halber sich verantworten sollte. Scipio erschien; aber statt seine Vertheidigung zu beginnen, erinnerte er seine Mitbürger, daß er grade an diesem Tage die Schlacht bey Zama gewonnen habe. Dies erschütterte die Versammlung so gewaltig, daß sie auf der Stelle die Tribunen auf dem Forum stehn ließ, und Scipio ins Capitol begleitete, um den Göttern den jährlichen Dank für diesen glorreichen Sieg darzubringen. Die Tribunen ließen diesen ersten Fehlschlag sich nicht abschrecken, sie beschlossen, ihn vor dem Senat zu verklagen, und verlangten, daß er seine Rechnungen mitbringen solle, um sich von ihnen darüber vernehmen zu lassen. Statt diesem Begehren Folge zu leisten, zerriß Scipio die Rechnungen vor ihren Augen und entfernte sich bald nachher nach Linternum, einer Stadt an den Küsten Campaniens,

niens, wo er den Reſt ſeines Lebens in Einſamkeit und Ruhe zubrachte. Hier lebte er noch drey Jahre, und bezeugte ſeine Unzufriedenheit mit ſeinen Mitbürgern noch durch die Grabſchrift, die er in ſein Monument graben ließ: **Undankbare Mitbürger, meine Aſche ſoll nicht unter euch ruhen!** J. d. St. 571.

In dem nehmlichen Jahre ſtarb auch **Hannibal**, der Carthaginenſer, und **Philopoemen**, ein griechiſcher Feldherr, der den beyden vorigen gleich geachtet wurde.

Der Geiſt des Aufruhrs, der itzt in Rom rege geworden war, dauerte mehrere Jahre hintereinander während aller Kriege und Siege über die Ligurier, Illirier, Sardinier, Corſer und Macedonier; denn auch einen zweyten macedoniſchen Krieg begannen die Römer bald nachher, und zwar wider **Perſeus**, den Sohn Philipps, damaligen Königs des Landes, welchen wir ſchon die Römer um Friede bitten geſehn haben. Perſeus hatte, um ſich der Krone zu verſichern, durch die ehrloſeſten Ränke ſeinen Bruder **Demetrius** des Lebens beraubt. Itzt, da er ſich auf des Vaters Throne ſahe, beſchloß er, von Hofnungen erträumter Triumphe trunken, den Römern den Krieg zu erklären. Während des Laufes dieſes Krieges, der ohngefähr drey Jahre dauerte, boten ſich ihm verſchiedene Gelegenheiten dar, das römiſche Heer in Stücken zu hauen. Zu unwiſſend aber, um ihre Unbeſonnenheit zu ſeinem Vortheile zu nutzen, verſchwendete er die Zeit mit leeren Friedensunterhandlungen. Aemilius war es, der ihm endlich beym Fluſſe Enipeus den entſcheidenden Schlag beybrachte. Er verſuchte nach Creta zu fliehen. Von aller Welt aber verlaſſen, ward er gezwungen ſich zu ergeben, und den ſchimmernden Triumph ſeines Ueberwinders J. d. St. 583.

zu ſchmücken. Mit ſeinen beyden Söhnen ward er vor des Siegers Wagen in Rom hineingeführt; während Gentius, der König der Illyrier und ſeine Bundsgenoſſen auf die gleiche ſchmachvolle Weiſe vor dem Wagen des **Lucius Anicius**, eines der römiſchen Admirale, hergeſchleppt wurden.

Kaum waren dieſe Kriege, die Rom mit unermeßlichen Schätzen bereicherten, geendigt, als die Römer den langgewünſchten Vorwand fanden, den **dritten und letzten punis.chen Krieg** zu beginnen. Carthago war damalen ein Staat, der nur noch durch **die Gnade** ſeiner Ueberwinder exiſtierte, und von dem leichteſten Hauch ihres Unwillens fallen mußte. Zum Unglück für ihn, that Maſiniſſa, der Numider, einige Einfälle in ein Gebiet, das die Carthager in Anſpruch nahmen, und ſie erkühnten ſich, den Angreifer zurück zu treiben. Bittere Klagen führten die Römer über dieſen Schritt als einen Bruch der Friedenstraktaten und ſchickten Geſandten, die ſich an Ort und Stelle ſelbſt darüber beſchweren ſollten. Dieſe, die die Stadt nach dem Genuſſe eines funfzigjährigen Friedens reich und blühend fanden, beſtanden, es ſey nun aus Begierde ihren Raub zu theilen, oder aus wirklicher Furcht vor ihrer wachſenden Größe, nach ihrer Heimkunft auf die Nothwendigkeit eines Krieges. Der Cenſor Cato zumal redete fortan im Senat nie über eine öffentliche Angelegenheit, ohne ſeinen Vortrag mit dem Refrain zu beſchließen, daß es unumgänglich nothwendig ſey, Carthago zu zerſtören. Umſonſt widerſtand ihm **Naſika**, und zeigte mit Scharfblick in die Zukunft, wie gefährlich es ſey, einen nebenbuhlenden Staat zu zerſtören, der der römiſchen Diſciplin ein beſtändiger Sporn ſeyn würde. Catos Meinung ſiegte; der Senat beſchloß, den bequemen

Ver-

Vorwand, der ſich ihm zum Friedensbruch darbot, zu ergreifen, erklärte den Krieg und fertigte die Conſuln mit dem Auftrage ab, Carthago gänzlich zu zerſtören.

Zu ſpät fühlten die Carthager itzt die Weisheit Hannibals, der ihnen die Folgen ihrer Sorgloſigkeit vorher geſagt hatte; aber ihr groſſer Feldherr war nicht mehr. Geſchreckt durch der Römer Zurüſtungen, (denn ſie waren während dieſes langen Zeitraums bloß auf das Zuſammenſcharren von Privatſchätzen, im geringſten aber nicht auf die öffentliche Sicherheit bedacht geweſen) verdammten ſie auf der Stelle alle, die das Bündniß gebrochen hatten, und erboten ſich demüthig zu jeder billigen Genugthuung. So viel Unterwürfigkeit beantwortete der Senat mit entſchlüpfender Zweydeutigkeit. Zur Sicherheit für ihr künftiges Betragen verlangt' er dreyhundert Geiſſel binnen dreyßig Tagen und blinden Gehorſam gegen ſeine künftigen Befehle. Dieſe Artikel, dachte man, würden die Carthager nicht bewilligen, aber man irrte ſich. Dies verblendete Volk, das auf alle Bedingungen Frieden wünſchte, ſchickte ſeine Kinder binnen der beſtimmten Zeit, und als die Conſuln bald nachher zu Utica landeten, wurden ſie von carthagiſchen Geſandten bewillkommt, die ſich nach des Senats fernern Befehlen erkundigten, und denſelben die unbedingteſte Folgeleiſtung gelobten. Die Conſuln waren verlegen, wie ſie ſie zum Ungehorſam reitzen ſollten. Cenſorinus lobte ihre Bereitwilligkeit. Dann verlangt' er ihre Waffen, und ſie wurden wider Erwartung ausgeliefert. Entſchloſſen, ſie aufs äuſſerſte zu treiben, befohlen die Conſuln ihnen itzt, ihre Stadt zu verlaſſen, die der Erde gleich gemacht werden ſollte, wobey ſie ihnen die Erlaubniß ertheilten, ſich in irgend einem andern Theil ihres Gebiets, jedoch zehn Mei-

len von der See, anzubauen. Dieſer ſchreckliche Befehl verurſachte ihnen alle Angſt und Verwirrung der Verzweiflung; ſie flehten um Aufhebung des harten Ausſpruchs, ſie verſchwendeten Thränen und Wehklagen; da ſie die Conſuln aber unerbittlich fanden, ſo entfernten ſie ſich mit muſtrer Entſchloſſenheit, gefaßt, das alleräuſſerſte zu leiden, und bis zum letzten Athemzuge für den Sitz ihres Reiches und für die Wohnungen ihrer Väter zu kämpfen.

Nach ihrer Heimkunft und nach Verbreitung der unglücklichen Zeitung, ſchien ein Geiſt des Trotzes und des Heldenmuths das ganze Volk zu beſeelen. Zuſpät ſahen ſie itzt die Gefahr des Reichthums in einem Staate, wenn er keine Mittel hat ſich zu vertheidigen. Jene goldne und ſilberne Gefäße, die ihrer Prachtliebe ſo geſchmeichelt hatten, wurden zu Waffen umgeſchmiedet, da ſie ihr Eiſen, dasjenige Metall, was ihnen itzt am koſtbarſten ſeyn mußte, weggegeben hatten. Auch die Weiber opferten ihren Schmuck, und ſchnitten ſogar ihr Haar ab, um zu Bogenſehnen gedreht zu werden. Asdrubal, der neuerdings wegen ſeiner Auſſätzigkeit wider die Römer ins Gefängniß geworfen worden, ward hervorgeholt, um das Heer zu befehligen, und mit ſolchem Eifer und ſolcher Eilfertigkeit rüſtete man ſich, daß die Conſuln bey ihrer Ankunft vor einer Stadt, die ſie als leichte Beute wegzunehmen hofften, eine Gegenwehr antrafen, die ihren Muth niederſchlug und ihre Entſchloſſenheit erſchütterte. Mancherley Gefechte wurden vor den Mauern geliefert, und alle waren den Belagerern nachtheilig. Die Belagerung wäre aufgehoben worden, wenn nicht Scipio Aemilianus, der adoptirte Sohn des Africanus, dem endlich der Oberbefehl anvertrauet wurde, eben ſo viel Ge-

Geſchicklichkeit beſeſſen hätte, ſeine Völker nach einer Niederlage zu retten, als ihnen friſchen Muth und neue Hofnungen einzuflößen. Dennoch würden alle ſeine Künſte vereitelt worden ſeyn, hätt' er nicht Mittel gefunden, den **Pharneas** zu verführen, den Heerführer der carthagiſchen Reuteren, der zu ihm überging. Von der Zeit an war das Glück ihm günſtiger; der Theil der Stadt, welcher den Nahmen **Megara** führte, war der erſte, der erobert ward, während die Einwohner in die Burg getrieben wurden. Zunächſt verſicherte er ſich der Erdenge, die in die Stadt leitete, und ſchnitt ihnen ſomit alle Möglichkeit der Zufuhr ab. Dann umzingelte er auch den Hafen. Allein mit unglaublicher Betriebſamkeit eröffneten die Belagerten ſich einen neuen Zugang zur See, mittelſt deſſen ſie von Zeit zu Zeit von dem Heere draußen das Nothwendige erhalten konnten. Dieſes Heer mußte alſo erſt unterjocht werden, ehe die Stadt durchaus eingeſchloſſen werden konnte. Zu Anfang des folgenden Frühlings griff Scipio es an, tödtete ſiebenzigtauſend Mann und machte zehntauſend zu Kriegsgefangnen. Wiewohl itzt alles auswärtigen Beyſtandes beraubt, beſchloſſen die unglücklichen Einwohner dennoch, ehe das Aeußerſte zu dulden als ſich zu ergeben. Aber immer näher ſahen ſie den Feind heranringen; die Mauer, die zum Hafen führte, ward zerſtört; bald nachher ward auch das Forum erobert, ein Schauplatz herzrührender Scenen, ſcheiternder Häuſer, thürmender Leichenhügel, Schwerverwundeter, die unter den Erſchlagenen ſich hervor zu winden arbeiteten und ihren eignen und ihres Vaterlandes Untergang beweinten. Nicht lange ſo ergab ſich auch die Feſtung auf Willkühr. Alles war itzt bezwungen, den Tempel ausgenommen, der durch römiſche Ueberläufer und die raſcheſten Urheber des Krieges vertheidigt

digt wurde. Diese, an der Möglichkeit der Rettung sowohl als an der Gnade der Ueberwinder verzweifelnd, steckten das Gebäude in Brand und kamen freywillig in den Flammen um. Asdrubal, der carthagische Feldherr, ergab sich den Römern als die Burg erobert wurde; allein sein Weib und seine Kinder stürzten sich in den brennenden Tempel und giengen unter mit samt dem Vaterlande. Dann ward diese prächtige Stadt durch die schonungslosen Eroberer in Asche gelegt. Und so weitläuftig war ihr Umfang, daß sie siebenzehn Tage hintereinander brannte. Der Senat befahl, daß kein Theil von ihr wieder aufgebauet werden solle. Bis auf den Grund ward sie geschleift, und der Reisende ist heutiges Tages in Verlegenheit zu sagen, wo Carthago gestanden habe. Alle Städte, die Carthago in diesem Kriege beygestanden hatten, theilten das Schicksal der Hauptstadt, und ihre Ländereyen wurden unter die Freunde der Römer vertheilt. Die übrigen Städte Afrika's wurden Rom zinsbar und von einem jährlichen Prätor regiert, während die unzähligen Gefangnen, die im Laufe dieses Krieges gemacht waren, als Sclaven verkauft wurden, einige wenige ausgenommen, die durch die Hand des Henkers sterben mußten. Dies war das Ende einer der berühmtesten Städte in der Welt, betrachten wir sie in Hinsicht auf Künste oder Reichthum oder Weitschichtigkeit des Gebietes. Ueber hundert Jahre hatte sie mit Rom um den Vorrang gestritten, und mehr denn einmal war sie auf dem Punkt ihn zu erwinden. Aber Carthago's ganze Größe gründete sich auf den Handel allein, ein flüchtiges und feiges Wesen, das eigentlich zu nichts nützet, als eine Nation heraus zu schmücken, Raublustige anzulocken und das Schlachtopfer zu seinem Untergange zu ruffen.

Auf

Auf Carthago's Sturz folgte der Untergang mancher anderer Städte. **Corinth**, eine der edelſten Städte Griechenlands, erlitt in dem nehmlichen Jahr daſſelbe Schickſal, indem es vom Conſul **Mummius** bezwungen und dem Erdboden gleich gemacht wurde. Der Vorwand zu dieſer gewaltthätigen Maasregel war, daß die Achäer den Lacedämoniern, römiſchen Bundsgenoſſen, den Krieg erklärt hätten. **Metellus** begann den Krieg, drang in Böotien ein und überwand den Kritolaus. Ihm folgte **Mummius**, ſchlug den achäiſchen Feldherrn Diäus und zerſtörte Corinth, deſſen Beute in der Folge nicht wenig zu Roms Verſchönerung beytragen mußte. Spanien, wiewohl anfangs ſiegreich, ward bald nachher durchaus bezwungen. **Viriatus**, ein ſpaniſcher Feldherr, der aus einem Schäfer ein Räuber, und darauf Anführer einer zahlreichen Bande ihm ähnlicher Menſchen geworden war, machte den Römern einige Mühe, ward aber durch die niederträchtigſte Verrätherey von dem römiſchen Feldherrn **Cäpio** aus dem Wege geräumt, als welcher ſeine eignen Geſandten, die mit ihm über den Frieden handeln ſollten, durch Beſtechung dahin brachte, ihren Herrn, nach ihrer Heimkunft, in ſeinem Bette umzubringen. **Quintus Pompejus** und **Mancinus** gewannen durch Beſtreitung dieſes tapfern Volks nicht größere Ehre. Beyde wurden zur Rettung ihrer Heere genöthigt, ſo ſchmachvolle Bedingungen einzugehn, daß der Senat treuloſer Weiſe den Mancinus gebunden zurück ſchickte, weil er Bedingungen bewilligt hatte, die ſie nicht eingehn wollten. Auch **Lepidus** war nicht glücklicher, vielmehr erlitt er, da er die **Vaccäer**, ein friedliches und harmloſes Volk des Landes, angriff, eine völlige Niederlage. Endlich ward Scipio, der Zerſtörer Carthago's, der ihr, gleich ſeinem angenommenen

Vater, den Nahmen Africanus trug, zum Conſul gewählt, und dieſer rettete Roms ſinkende Ehre. Er belagerte Numantia, die ſtärkſte Stadt des Landes, deren unglückliche Einwohner, um dem Feinde nicht in die Hände zu fallen, die Stadt über ihren Häuptern anzündeten, und alle, wie ein Mann, in den Flammen umkamen. So ward Spanien eine römiſche Provinz, und ward hinfort von zwey jährlichen Prätorn regiert. Dieſe Behandlung der Ueberwundenen zeigt, wie verſchieden die dermaligen Römer von ihren Vorfahren waren, die ſichs zum Ruhm rechneten, den Bezwungenen mit möglichſter Milde zu begegnen. Aber wenig Nationen können der Verſuchung des Glücks widerſtehen. So wie ſie anfangen, die ganze Welt als ihr Eigenthum zu betrachten, beginnen ſie alle, welche ihren Waffen widerſtehen, nicht als Feinde, ſondern als Rebellen zu behandeln.

Achtzehntes Kapitel.

Von Carthago's Untergang bis zur Endigung des Aufruhrs der Gracchen.

J. d. Chr. 621.

Bis itzt haben wir dies große Volk in langſamen Fortſchritten mächtig werden und endlich ohne Nebenbuhler herrſchen ſehn. Wir haben es alle Tugenden, die einem Staate Kraft und Unüberwindlichkeit geben, allmälig ſich zu eigen machen, und vermittelſt ihrer ein mächtiges Reich aufrichten ſehn. Von nun an wird ein ganz anderes Gemählde ſich uns darbieten, das Gemählde eines mächtigen Staats, der allen Laſtern,

laſtern, welche die Geſellſchaft zu ſpalten, in Ketten zu ſchmieden, und endlich gänzlich zu zerſtören dienen, Thür und Thore öfnet. In der That ſcheint Rom in dieſer Periode uns den Gipfel ſeiner Macht erreicht zu haben. Seine Eroberungen mochten in der Folge ausgebreiteter werden, und ſeine Herrſchaften ausgedehnter, aber ihre Ausdehnung diente mehr zum Anwuchs ſeines Ruhmes, als ſeiner innern Stärke. Eine lange Weile zwar ſchien der Einfluß ſeiner ehemaligen Tugenden auch nach ſeiner Entartung noch zu wirken. Aber die alte Sitteneinfalt, die alte Rechtſchaffenheit und Lebensſtrenge, gerieth mit jedem Tage in ſichtbarern Verfall. Die Siege und der Raub Aſiens flößten ihnen Hang zum Prachtaufwande ein, und dieſer erzeugte Habſucht und verkehrten Ehrgeiz, ſo daß wir von nun an die Geſchichte eines andern Volks zu leſen glauben.

Die beyden Gracchen waren die erſten, die dieſe ſeltſame Verderbniß unter den Großen ſahen, und ihr durch Erneuerung des **Liciniſchen Geſetzes** zu ſteuern ſuchten, welches, wie wir oben geſehn, keinem Bürger im Staate mehr denn fünfhundert Acker zu beſitzen erlaubte, ſondern den Ueberfluß dem Staate zuerkannte. **Tiberius Gracchus**, der ältere der beyden Brüder, war ein Mann, der ſich durch die Vortheile ſeiner Bildung ſowohl, als durch die Eigenſchaften ſeines Geiſtes auszeichnete. Ganz verſchieden von ſeinem großen Ahnherrn Scipio, ſchien er begieriger nach Gewalt, als nach Ruhm; größere Freude war es ihm Neuerungen einzuführen, als ſchon eingeführte Einrichtungen zu befeſtigen und zu erhalten. Seine Verachtung des Geldes war entſchieden, und konnte ſeinem Einfluß in einem Staate, der auf Reichthum bereits einen unmäßigen Werth

ſetzte, nicht anders denn nachtheilig ſeyn; ſein Mitleid mit den Bedrängten glich ſeiner Erbitterung wider die Dränger; aber unglücklicher Weiſe ſtanden auch ſeine tugendhaften Beiferungen weniger unter der Herrſchaft ſeiner Vernunft, als ſeiner Leidenſchaften, und dieſe trieben ihn oft über die Grenzlinie ſeiner Klugheit hinaus. Seine Abſichten ſchienen im Ganzen rechtſchaffen, aber der Widerſtand verwirrte ſie, und wiewohl er von gerechten Triebfedern ausgieng, ſo ſah er ſich doch am Ende genöthigt, ſeine Rechtſchaffenheit gegen die Rachſucht hinzugeben. Ein ſolcher war der ältere Gracchus, der den niedrigern Theil des Volkes (denn jener alte Unterſchied zwiſchen Patriciern und Plebejern war itzt nicht mehr) bereit fand, ihn in allen Unternehmungen zu unterſtützen. Dieſe Unglücklichen ſahen ſich nach ſo vieljährigen Dienſten, die ſie dem Staate geleiſtet hatten, allen Unterdrückungen der Reichen bloß geſtellt, die durch gewaltſame Verdrehung der Geſetze, deren Ausübung ihnen anheim geſtellt war, alles Eigenthum an ſich riſſen, und den Armen bloß die Gefahr und Beſchwerde, es zu vertheidigen, übrig ließen. Ihre unaufhörlichen Unbilden hatten die Herzen des Volks von ihnen entfremdet, aber ſie verſteckten ihren Haß, oder hielten es vielleicht für ihre Pflicht zu dulden, während der Senat, feil, verdorben, ungerecht, ſeine innere Verächtlichkeit bloß durch den Schimmer auswärtiger Eroberungen zu verdecken ſuchte. Dies war die Lage der Partheyen, als Tiberius Gracchus ſich zum Volkstribun wählen ließ. Er war es, der vorhin die Macht des Scipio Africanus zu beſchränken geſucht, und ihn zu ſeiner Verantwortung vor das Volk beſchieden hatte; er war es, der itzt auf Gelebung des Licinischen Geſetzes drang, Kraft deſſen Niemand mehr denn fünfhundert Aecker beſitzen ſollte. Damit

mit die Großen dies Geſetz in Zukunft nicht, wie bisher, zu ihrem Vortheile mißbrauchen möchten, fügte er ihm die Clauſel bey, daß die eine Hälfte des unerlaubten Ueberſchuſſes den Kindern des Uebertreters gegeben werden, die andere aber unter ſolche Arme vertheilt werden ſollte, die nichts hätten; und damit auch niemand durch Ankaufungen ſeine Beſitzthümer ungebührlich anſchwellen möchte, ſollten drey Staatsbeamten unter den Nahmen der **Triumvirn** erkohren werden, welche die Summe der Ländereyen eines jeden aufs genauſte unterſuchen ſollten. Dies Geſetz, wiewohl anfangs mit ſchicklicher Mäßigung befolget, empörte die Reichen, die das Volk zu überreden ſuchten, daß der Vertheidiger deſſelben bloß die Abſicht habe, den Staat zu verunruhigen, und alles in Verwirrung zu bringen. Aber Gracchus, einem Mann von unwiderſtehlicher Beredſamkeit, war es ein leichtes, dieſe Eindrücke aus den Gemüthern eines Volks wegzutilgen, das vom Gefühl ſeiner Kränkungen brannte, und von Natur bereitwillig genug ſeyn mußte, ein Geſetz zu begünſtigen, durch welches es allein gewann. Allein ſo eifrig die Armen für das Durchtreiben des Geſetzes waren, eben ſo eifrig widerſtanden ihm die Reichen. Was im Anfange bloßer Wortwechſel war, ward allmälig einwurzelnde Feindſeligkeit, und dieſe Feindſeligkeit wuchs mit jedem Tage zu Erbitterung. Endlich gieng das Geſetz dennoch durch, und **Octavius**, einer der Tribunen, die ſich ihm widerſetzten, ward theils durch Liſt, theils durch Gewalt zu Niederlegung ſeines Amtes genöthigt, während **Nummius** ein Rädelsführer der Gegenparthey, an ſeine Stelle gewählt wurde.

Der Tod **Attalus**, des Königs von Pergamus, gewährte unſerm Gracchus eine neue Gelegenheit, dem nie-

niedrigern Theil des Volks auf Koſten der Groſſen zu willfahren. Dieſer König hatte in ſeinem letzten Willen die Römer zu Erben eingeſetzt, und nun ward vorgeſchlagen, daß das ſolchergeſtalt erworbene Geld unter die Armen vertheilt werden ſollte, damit dieſe ſich mit den nöthigen Werkzeugen zum Anbau der Ländereyen, die ihnen durch das letzte Theilungsgeſetz zugefallen waren, verſorgen könnten. Dies veranlaßte noch gröſſere Unruhen, denn vorher. Der Senat trat zuſammen, um über die Mittel zu rathſchlagen, wie man dieſe Reichthümer, die man damals ſchon höher als die Sicherheit des Staates ſchätzte, für ſich erhalten könne. Die Senatoren hatten zahlreiche Anhänger, die bereit waren, für Ueberfluß und Wohlleben ihre Freyheit aufzugeben. Dieſe wurden aufgeboten, um das Volk, das keine ſolche Gewaltthätigkeit ahndend, den Reden ſeines Lieblings im Capitol zuhörte, in Schrecken zu ſetzen. Ein gewaltiger Lärm entſtand. Auf der einen Seite tobten die Bedienten der Groſſen; auf der andern die Vertheidiger des Geſetzes. Tiberius, ſeine Rede gänzlich unterbrochen ſehend, bat, flehte, daß man ihm Gehör geben möge, legte endlich die Hand an den Kopf, um anzudeuten, daß ſein Leben in Gefahr ſey, und ſogleich ſchrieen ſeine Gegner, daß er ein Diadem verlange. Nun verbreiteten ſich Aufſtand und Aufruhr durch alle Stände des Volks. Der beſtochene Theil des Senats war der Meinung, daß der Conſul den Staat durch die Gewalt der Waffen vertheidigen ſolle; als aber dieſes kluge Oberhaupt eine ſo gewaltthätige Maasregel ablehnte, ſtand Scipio Naſica, Gracchus Verwandter, auf, und rief in kriegeriſcher Stellung, daß alle, welchen die Würde und das Anſehn der Geſetze am Herzen läge, ihm folgen möchten. Umringt von einer ſtarken Schaar mit Knütteln bewaf-

waf-

waffneter Senatoren und Klienten) gieng er gradeswegs aufs Capitol und ſchlug alles zu Boden, was ſich ihm zu widerſtehen wagte. An dem wachſenden Getümmel merkte Tiberius, daß ſein Leben in Gefahr ſey, und beſchloß zu fliehen. Er warf ſein Gewand hinweg, miſchte ſich ins Gedränge, und hofte unerkannt zu entſchlüpfen. Da er aber über einen zu Boden geworfnen Menſchen ſtolperte, prügelte **Saturnius**, einer ſeiner Amtsgenoſſen von der entgegengeſetzten Parthey, ihn mit dem Fuße eines Stuhls zu Tode; und nicht weniger denn dreyhundert ſeiner Zuhörer theilten das Schickſal ihres Günſtlings an dieſem unglücklichen Tage. Auch blieb die Rache des Senats hiebey nicht ſtehen. Sie verbreitete ſich über alle, die ſich ſeiner Sache annahmen; manche wurden hingerichtet, manche verbannet, und nichts ward unterlaſſen, um dem Volk einen Abſcheu vor ſeinen vorgeblichen Vergehungen einzuflößen.

Ein Krieg unterbrach dieſe unſeligen Zwiſtigkeiten eine Zeitlang. **Ariſtonicus**, des letzten Königs von Pergamus unehlicher Bruder, nahm ſeine Krone in Anſpruch und ſchlug den römiſchen Conſul **Licinius Craſſus**. Als aber **Perpenna** wider ihn geſandt wurde, ward er geſchlagen, in **Stratonice** eingeſchloſſen, durch Hunger zur Uebergabe gezwungen, und nachdem er den Triumph ſeines Siegers hatte ſchmücken müſſen, auf Befehl des Senates im Gefängniß erdroſſelt. Die Friſt der Ruhe, die auf dieſe Eroberung folgte, gab dem Volke Gelegenheit unter Anführung des **Cajus Gracchus**, eines Bruders des Erſchlagenen, ſeine vorigen Feindſeligkeiten zu erneuern.

Cajus Gracchus war bey ſeines Bruders Tode nur ein und zwanzig Jahr alt; und ſo wie er noch zu jung war, um von den Großen ſonderlich gefürchtet

zu

zu werden, so vermied auch er es anfangs, durch unzeitige Versuche ihre Rache zu reitzen, und lebte einsam, ungesehen und beynahe vergessen. Aber während er so allen öffentlichen Geschäften und allen Anschlägen auf Erlangung der Volksgunst gänzlich entsagt zu haben schien, legte er in seiner Einsamkeit sich mit äußerstem Fleiß auf die Beredsamkeit, als das sicherste Mittel, sie zu gewinnen. Als er sich fähig hielt, seinem Vaterlande zu dienen, bewarb er sich um die Quästur in Sardinien, und erhielt sie ohne Mühe. Der Muth, die Leutseligkeit und die Mäßigung, die er in diesem Posten bewies, machten ihn allen Ständen der Menschen merkwürdig. Da der König von Numidien ein Geschenk von Korn nach Rom sandte, befahl er seinen Gesandten zu erklären, daß selbiges lediglich ein Zoll sey, den er den Tugenden Cajus Gracchus zahle. Der Senat beantwortete das mit Hohn, und die Gesandten wurden als unwissende Barbaren mit Verachtung heimgeschickt, welches den jungen Gracchus dergestalt aufbrachte, daß er auf der Stelle das Heer verließ, um sich über die Unwürdigkeiten, die man sich gegen seinen Ruf erlaubet hatte, zu beklagen und sich zum Tribunat darzustellen. Damalen fanden die Großen in diesem Jünglinge, der bisher wegen seiner Jugend vernachläßigt worden war, einen fürchterlichern Gegner, als sein Bruder ihnen je gewesen; die Beredsamkeit, mit der er sich wegen der ihm zu last gelegten Verläumdungen verantwortete, übertraf alles, was man bis dahin ähnliches in Rom gehört hatte, und die Unverzagtheit, mit der er seine Ansprüche durchsetzte, glich dem männlichen Style aller seiner übrigen Tugenden. Ohngeachtet der heftigsten Widersetzlichkeit von Seiten des Senates, ward er durch eine große Stimmenmehrheit zum Tribun erklärt, und bereitete sich itzt,

die

die nehmliche Bahn zu beſchreiten, die ſein Bruder vor ihm beſchritten hatte.

Das erſte, was er that, war dies, daß er den **Popilius**, einen der eingewurzelteſten Feinde ſeines Bruders, vor das Volk forderte, der es aber nicht rathſam fand, den Ausgang des Verhöres abzuwarten, ſondern freywillig ins Elend wanderte. Zunächſt gab er ein Edict, das den Einwohnern Latiens, und bald noch eines, das allem Volk dieſſeit der Alpen die Bürgerfreyheit zuſicherte. Dann ſetzte er den Werth des Korns zu einem mäßigen Preiſe, und verordnete eine monatliche Vertheilung deſſelben unter dem Volke. Hierauf ſchritt er zu einer Unterſuchung der Verderbniſſe, die ſich in den Senat eingeſchlichen hatten; und da durch dieſe der ganze Körper der Beſtechung, Erpreſſung und des Aemterverkaufs überwieſen wurde, ward durch ein förmliches Geſetz die Macht, verderbte Obrigkeiten zu richten, vom Senat auf die Ritter übertragen: eine nicht geringe Aenderung in der Verfaſſung. Die Zahl dieſer Staatsbedienten, die ſolchergeſtalt zu Oberaufſehern des Betragens aller andern Obrigkeiten geſetzt wurden, belief ſich auf dreyhundert, die alle unter den Freunden Gracchus ausgewählt wurden. Mancherley heilſame Anſtalten traf dieſer ſeine Mann itzt zur Aufnahme des gemeinen Weſens. Er befahl die Landſtraßen zu beſſern und zu ſchmücken; er ließ öffentliche Magazine anlegen, und gegen die Zeiten der Dürftigkeit mit Korn verſehen. Und um dem Volk ein Beyſpiel von Gerechtigkeit zu geben, ließ er einen großen Vorrath von Getraide, welchen **Fabius**, Proprätor in Spanien, ſeiner Statthalterſchaft abgepreſſet und dem Volke verehrt hatte, verkaufen, und das Geld den gekränkten Eigenthümern zufertigen. Kurz, auf welcher

der Seite wir auch den Charakter dieſes groſſen Mannes betrachten, werden wir ihn doch immer gerecht, mäßig, weiſe, thätig, und wie es ſcheint zu Wiederherſtellung der alten Sitteneinfalt Roms geboren finden. Dennoch behaupten die Geſchichtſchreiber, daß alle ſeine Plane lediglich auf Ausdehnung ſeiner eignen Macht berechnet, und ſeine Tugenden bloß die Kinder des Ehrgeitzes geweſen ſeyen. Ein ſolches Vorgeben ſcheint freylich aus keiner der bisher von uns erzählten Handlungen ſeines Lebens zu erhellen: jedoch geziemet es den Neueren nicht, mit den alten Geſchichtſchreibern über die Charaktere des Alterthums zu hadern; ſie kannten die Menſchen ihrer Zeit am beſten, und vielleicht verdammen ſie ſie oft im Ganzen wegen Fehler, welche einzeln aufzuzählen ſie der Mühe nicht werth fanden.

Dieſe wachſende Macht des Gracchus, und ſeine täglich zunehmende Beliebtheit beym Volke, ermangelten nicht, die ganze Rachgier des Senats wider ihn aufzuregen. Um jedoch ihre Erbitterung mit Sicherheit befriedigen zu können, ſchienen ſie anfangs den Ablauf ſeines Tribunats erwarten zu wollen; allein zu ihrem groſſen Erſtaunen ward er zum zweytenmal zu dieſem Amte erkohren, wiewohl er ſeiner Seits ſich nicht die geringſte Mühe darum gab. Jetzt alſo wählten ſie eine andere Verfahrungsweiſe und ſuchten ihn durch einen Nebenbuhler in der Gunſt des Volks zu ſtürzen. Druſus, ſein Gehülfe, mußte liſtiger Weiſe jeden Vorſchlag, den Gracchus zum Beſten des Volks that, noch höher ſpannen, und da der Senat ihn heimlich unterſtützte, ſo gelang es ihm wirklich, die Zuneigung des Volks mit Gracchus zu theilen. Gracchus konnte ſeine Eiferſucht nicht bergen. Er begegnete ſeinem Nebenbuhler mit Verachtung,

und

und bewirkte dadurch wie der Senat einher ſahe, daß eine mächtige Parthey ſeiner vorigen Bewunderer ſich wider ihn erklärte. Allein der gefährlichſte Verſuch, ihn zu ſtürzen, lauerte noch im Hinterhalt. Seit ſeiner Heimkunft von Sardinien nach Rom war Gracchus zu einem der Triumvirn erwählt worden: Staatsbediente, die wie wir geſehn haben, von ſeinem Bruder Tiberius eingeführt wurden, um die Anzahl von Ländereyen, die jedem Individuum zukäme, zu beſtimmen. In dieſem Geſchäfte zeigte Gracchus die größte Unverdroſſenheit, verbunden mit der pünktlichſten Strenge. Beſeelt von eben dem Geiſte der Gleichheit, der weiland ſeinen Bruder begeiſtert hatte, bemühete er ſich, die Beſitzungen eines jeden dem liciniſchen Geſetze mit unbiegſamer Gerechtigkeit anzupaſſen. Diejenigen, welche durch ſeine Strenge ſich beeinträchtigt fanden, wandten ſich, um Genugthuung zu erhalten, an Scipio Africanus. Scipio, der längſt ein Feind dieſes Geſetzes geweſen war, fühlte die Macht des Volkes zu ſehr, um ſich ihm offenbar zu widerſetzen; vorſichtiger bewirkte er die Wahl eines neuen Staatsbedienten, deſſen Geſchäft war, erſt die Anſprüche der Individuen unter einander abzumachen, ehe des Publicums ſeine von den Triumvirn entſchieden werden könnten. Conſul Tuditanus ward zu dieſem Amte erwählt, das auf Verzögerung der gewünſchten Ländertheilung vortreflich berechnet war, und ſchien den Geſchäften, wozu man ihn erkohren hatte, mit Eifer obzuliegen. Da er jedoch die endliche Verlooſung der ſtreitigen Ländereyen nicht länger aufſchieben konnte, gab er vor, daß ein Aufſtand in den Provinzen ſeine Gegenwart erfodere, und ließ die Anſprüche und Wünſche der Menge unentſchieden. Allgemeines Murren erhub ſich itzt wider Scipio, deſſen Kunſtgriffen man die Verzögerung der Länder-

theilung zuſchrieb, und einer der Tribunen gieng ſo weit, daß er ihn vors Volk citirte, um Rechenſchaft abzulegen, auf was Weiſe Tiberius Gracchus ums Leben gekommen ſey. Scipio verſchmähte, auf die Beſchuldigung zu antworten, gieng zu Hauſe, um, wie einige glaubten, auf eine Rede für den folgenden Tag zu ſtudieren; ward aber am Morgen todt im Bette gefunden, nicht ohne deutliche Merkmale der Erdroſſelung. Dieſes großen Mannes Tod erzeugte nicht wenig Verdacht wider die Anführer der Volksparthey, und zum Theil wider Gracchus ſelber. Er verachtete jedoch, ſich wegen eines Verbrechens, das ihm auf keine Weiſe konnte erwieſen werden, zu verantworten, und um die Aufmerkſamkeit des Volks auf etwas anders zu lenken, ſchlug er vor, Carthago wieder aufzubauen, und es von Rom aus zu bevölkern. Eifrig ward dieſer Vorſchlag vom Volk angenommen, und ſechstauſend Familien verließen unter Gracchus Anführung die Stadt, um ſich in einem andern Welttheil niederzulaſſen. Aber kaum hatten ſie mit Wegräumung der Trümmer den Anfang gemacht, als ſie durch allerley Anzeichen verunruhigt wurden, die hinreichten, ein ſo abergläubiſches Volk von jedem weitern Verſuche abzuſchrecken. In der That ward Gracchus durch ungleich mächtigere Triebfedern zur Stadt zurückgerufen. Seine Feinde nutzten alle ihre Argliſt, um ſeinen Charakter während ſeiner Abweſenheit anzuſchwärzen; und wollt' er anders ſeiner ſinkenden Parthey wieder Muth machen, und die nachtheiligen Vorurtheile, die man dem Volke in Anſehung ſeiner beygebracht hatte, hinweg räumen, ſo mußte er aufs ſchleunigſte nach Rom zurückkehren. Er that dies, fand aber bald, welch ein treuloſes und unbeſtändiges Ding es um die Gunſt des Pöbels iſt. Alles Zutrauen, was man ihm bisher erwieſen hatte,

ward

ward ihm allmälig entzogen, und seinem noch unverdächtigen Nebenbuhler zugewendet. Umsonst entwarf er neue Gesetze zum Vortheile des Volks, und rief die Einwohner verschiedener Städte Italiens in die Stadt, um ihn zu unterstützen. Der Senat gebot allen aus Rom zu weichen, und schickte einen Fremden sogar ins Gefängniß, welchen Gracchus zu seinem Busenfreunde gemacht, und mit seiner Haus- und Tischgenossenschaft beehret hatte. Dieser Unwürdigkeit folgte bald eine andere und ungleich gefährlichere; als sich nehmlich Gracchus zum drittenmal um das Tribunat bewarb, ward er verworfen, und wie man allgemein glaubte, durch Verrätherey derjenigen, welche die Stimmen sammeln und berechnen mußten, und die Mehrheit, die ihn wirklich gewählt hatte, auf Rechnung eines andern setzten.

Kaum sahe der Senat den ihm so verhaßten Mann in den Privatstand zurück gesunken, als er ihn zu stürzen beschloß, und den Consul Opimius, Gracchus tödtlichen Feind, zum Werkzeuge seiner Rache wählte. Dieser Mensch, der mit dem übertriebensten Stolze die äußerste Grausamkeit vereinigte, übernahm den Auftrag mit der größten Bereitwilligkeit, und ließ vor allen Dingen das Gesetz vernichten, das Carthago's Wiederanpflanzung verordnet hatte. Hierauf trug er auf Abschaffung aller übrigen Gesetze an, die während Gracchus beyden Tribunaten waren gemacht worden, und beschied das Volk zu diesem Ende auf einen gewissen Tag zur allgemeinen Versammlung.

Itzt sahe man, daß Gracchus Untergang beschlossen sey. Nicht zufrieden mit dem Schutz des ganzen Senates und aller Ritter, wie auch eines zahlreichen Gefolges von Sclaven und Vasallen, beschlüsse

ligte der Conſul noch einen Haufen Candier, die im Solde des Staates ſtanden, ihm zu folgen und zu begleiten. So bewachet und der Ueberlegenheit ſeiner Kräfte ſich bewußt, beleidigte er den Gracchus überall, wo er ihm begegnete, und that alles mögliche, um ihn zu einer raſchen That zu reitzen, die ihm hätte einen Vorwand an die Hand geben können, ſeinen Feind aus dem Wege zu räumen. Allein des Conſuls Abſehn entgieng dem Gracchus nicht. Er mied alles Gezänke und trug nicht einmal Waffen zu ſeiner Vertheidigung bey ſich. Sein Freund **Flaccus**, ein eifriger Tribun, war weniger gelaſſen. Entſchloſſen, Parthey mit Parthey zu trotzen, brachte er eine Anzahl Landleute nach Rom, die vorgeblich Dienſte ſuchen wollten. Der Tag zur Entſcheidung des Streits erſchien. Frühmorgens zogen beyde Partheyen aufs Capitol, wo, während der Conſul dem Ritual gemäß opferte, der Lictoren Einer, der die Eingeweide des geſchlachteten Opferthieres fortſchaffen wollte, ſich nicht enthalten konnte, dem Flaccus und ſeiner Parthey zuzurufen: **Aus dem Wege, ihr Meuterer! aus dem Wege vor ehrlichen Leuten!** Dieſe Beſchimpfung brachte die, denen ſie galt, ſo gewaltig auf, daß ſie augenblicklich über den Kerl herfielen und ihn mit den Schreibgriffeln, die ſie in Händen hatten, todſtachen. Grenzenloſen Lärm veranlaßte dieſer Mord in der Verſammlung. Gracchus zumal, der die Folgen einer ſolchen That vorausſah, verwies es ſeiner Parthey, dem Feinde ſolchen Vortheil über ſich eingeräumt zu haben; er verſuchte verſchiedene Mal zu reden, konnte vor dem Lärm aber nicht zu Worten kommen, und beſchloß endlich nach Hauſe zu gehn, und den Ausgang abzuwarten. Während er über das Forum wanderte, blieb er vor einer Säule ſtehen, die ſeines Vaters Andenken errichtet war, betrachtete

ſie

ſie eine Weile mit ſchweigendem Tiefſinn, und brach, als beweine er den Geiſt der Zeiten, in eine Fluth von Thränen aus. Gleiche Weichmüthigkeit übermannte ſeine Begleiter. Von Mitleid durchdrungen, gelobten ſie, einen Mann nie zu verlaſſen, deſſen einziges Verbrechen die Liebe zum Vaterlande war. Mittlerweile ergriff der Senat jedes Mittel um die Stadt in Aufruhr zu rütteln, und Beſorgniß drohender Gefahr unter den Einwohnern zu verbreiten. Dem Conſul ward aufgetragen, dahin zu ſehen, daß der Staat keinen Schaden nehme, eine Formel, welche bey einer ſo unbedeutenden Gelegenheit dieſen einzelnen Mann mit unumſchränkter Gewalt bekleidete. Des todten Lictors Leichnam ward mit Gepränge durch die Gaſſen getragen und vor dem Senathauſe zur Schau geſtellt, während der ganze Körper des Adels Befehl empfieng, ſich morgenden Tages mit Sclaven und Vaſallen auf dem Berge Aventinus in Waffen einzufinden. Auf der andern Seite war Flaccus nicht minder emſig bemüht, die Ueberbleibſel ſeiner geſprengten Parthey zuſammen zu raffen; aber es war itzt nicht wie in den früheren Erſchütterungen des Staates, wo die Plebejer wider die Patricier aufgereitzt werden ſollten; dieſe Scheidewand war längſt nieder gebrochen; es war der ohnmächtige Kampf der Armen wider die Reichen, und die bereits eingeſchreckte Parthey war muth- und entſchlußlos, als wäre ſie von ihrem herrſchſüchtigen Gebieter bereits gedemüthigt worden. Gracchus, wiewohl ſeiner Schwäche kundig, beſchloß, ſeine Freunde nicht zu verlaſſen. Nichts deſtoweniger verſchmähte er, wie die übrigen, ſich zu bewaffnen, nahm bloß ſeinen gewöhnlichen Rock und einen kurzen Dolch, um im Fall eines Angriffs ſich vertheidigen zu können, und führte ſo ſeine Anhänger auf den aventiniſchen Berg. Hier erfuhr

er, daß die Conſuln einen Preis von Golde auf ſeinen und Flaccus Kopf, ſo ſchwer wie dieſe Köpfe wären, geſetzt hätten. Umſonſt ſchickte er Flaccus jüngſten Sohn, der noch ein Kind war, mit Vergleichsvorſchlägen ab. Ihrer Ueberlegenheit ſich bewußt, und entſchloſſen, ſeine Beleidigung mit nichts geringerm, als dem Tode zu beſtrafen, verwarfen Senat und Conſul alle ſeine Anerbietungen, und boten, um ſeine Parthey zu ſchwächen, allen, die ihn auf der Stelle verlaſſen würden, Vergebung an. Dies wirkte, wie ſie's wünſchten; das Volk verlief ſich allmälig, und Gracchus Parthey ward die ſchwächſte. Er wollte dem Senat perſönlich aufwarten, aber ſeine Freunde widerriethen es ihm, aus Furcht, ihren Anführer zu verlieren. Noch einmal ward Flaccus Sohn mit Friedensvorſchlägen abgeſandt, aber Opimius, der nach Blute dürſtete, ließ den Knaben ins Gefängniß werfen, und führte ſeine Schaaren auf den aventiniſchen Berg, wo er mit zügelloſer Wuth in den Haufen eindrach. Fürchterlich war das Niedermetzeln der kaum widerſtehenden Menge, und nicht weniger denn dreytauſend Bürger blieben auf dem Platze. Flaccus flüchtete in eine zerſtörte Hütte, ward aber entdeckt und mit ſeinem älteſten Sohne erſchlagen. Gracchus zog ſich in den Tempel der Diana zurück, und beſchloß durch ſeine eigene Hand zu ſterben; zwey ſeiner getreueſten Freunde und Begleiter, **Pompo-nius** und **Lucinius** überredeten ihn aber, ſein Heil in der Flucht zu ſuchen. Von ihnen und einem griechiſchen Sclaven, Nahmens **Philokrates**, begleitet, eilte er eine Brücke zu erreichen, die aus der Stadt führte. Seine Verfolger ſetzten ihm aber ſo eifrig nach, daß er grade am Fuße der Brücke gezwungen ward, Halt zu machen und ſeinen Feinden die Spitze zu bieten. Seine beyden edelmüthigen Freunde ver-

theidigten ihn eine Zeitlang wider den umringenden Feind, dann erlagen ſie der Menge. Er ſelbſt flüchtete mit ſeinem Sclaven in einen Hain jenſeits der Tiber, der den Furien geweihet war. Hier von allen Seiten umſchloſſen, und jeder Möglichkeit ſich zu retten beraubt, bewegte er ſeinen Sclaven ihn hinzurichten, der, nachdem er ſeinem geliebten Herrn dieſen letzten Liebesdienſt erwieſen hatte, augenblicklich den Dolch in ſein eigen Herz ſtieß, und ſeines Gebieters Leichnam mit ſeinem eignen deckte. Die Verfolger kamen bald nachher, hieben Gracchus den Kopf ab, und ſpieſten ihn zum Siegeszeichen auf eine Lanze. Ein gewiſſer **Septimuleius** nahm ihn endlich mit nach Hauſe, höhlte ihn künſtlicher Weiſe aus, und füllte ihn ſtatt des Gehirns mit Blei, um ihn ſchwerer wiegen zu machen, wie er denn auch wirklich ſiebenzehn Pfund Goldes von dem Conſul, als den Preis ſeiner Spitzbüberey empfieng.

So ſtarb Cajus Gracchus, ohngefähr zehn Jahre nach ſeines Bruders Tiberius Tode, und ohngefähr ſechſe nachdem er angefangen hatte im gemeinen Weſen zu wirken. Die Geſchichtſchreiber brandmarken ihn gewöhnlich, als des Aufruhrs ſchuldig, nach allem aber, was wir von ſeinem Charakter wiſſen, zu urtheilen, war die Störung der öffentlichen Ruhe mehr die Schuld ſeiner Gegner, als die Seinige; und ſtatt daß wir die Unruhe der Zeiten den Aufruhr der Gracchen nennen, ſollten wir ſie vielmehr den **Aufſtand des Senats wider die Gracchen** nennen, angeſehen die letztern ſich bloß für die Vollſtreckung eines Geſetzes verwandten, welchem der Senat ſchon beygefallen war, dieſer aber ſeine Abſichten mit einer Mannſchaft bewaffneter Landleute unterſtützte, die ſich nie vorher in das Geſchäft der Geſetzge-

bung hatten mischen dürfen, und der Verfassung eine unheilbare Wunde beybrachten. Ob die Gracchen bey Betreibung dieser Gesetze durch Triebfedern des Ehrgeitzes oder des Patriotismus regiert wurden, ist unmöglich zu entscheiden; so viel aber erhellet, daß das Recht auf ihrer Seite war, und das Unrecht einzig auf Seiten des Senats. Im Grunde war dieser Staatskörper gegenwärtig himmelweit von jener ehrwürdigen Versammlung unterschieden, die wir einen Pyrrhus und einen Hannibal eben so sehr durch ihre Tugenden als durch ihre Waffen haben überwinden sehn. Gegenwärtig unterschieden sie sich vom Rest des Volkes bloß durch ihre überlegenen Schwelgereyen, und beherrschten den Staat lediglich durch das Gewicht jenes Ansehens, das vom Reichthum und von Schaaren erkaufter Anhänger abhängt. Feile und niederträchtige Seelen frohnten ihnen aus eigennützigen Bewegungsgründen, und diejenigen, die ihre Unabhängigkeit dennoch zu behaupten wagten, wurden in den Staub getreten, und in der nahmenlosen Menge gänzlich verloren. Kurz, die Verfassung war um diese Zeit in die verhaßteste aller Aristokratien ausgeartet. Die Tribunen, die vorhin als Beschirmer des Volks betrachtet wurden, itzt aber selbst reich geworden waren, und mit dem Senat einerley Interesse hatten, angesehen der Kampf, wie gesagt, nicht mehr zwischen Patriciern und Plebejern, die nur noch dem Nahmen nach unterschieden waren, sondern zwischen Reichen und Armen obwaltete, halfen zu Unterdrückung der letztern. So zu einem Zustande der verworfensten Unterwürfigkeit hinab erniedrigt, hörten die niedrigen Stände des Staates gänzlich auf für die Freyheit zu fühlen, und suchten nur einen Rädelsführer, während die Reichen argwöhnisch, wie Tyrannen immer sind, vor dem

schwäch-

ſchwächſten Anſchein von Widerſetzlichkeit erbebend, Männern unumſchränkte Gewalt anvertrauten, welche nach abgewandter Gefahr ihnen wieder zu entwinden, ſie zu ohnmächtig waren. So untergruben beyde Theile des Staates die Grundſäulen der Freyheit; die Furcht des Senates ſchuf den Dictator, und der Haß des Volks verewigte ſeine Würde. Empörender kann für eine nachdenkende Seele ſchwerlich eine Verfaſſung ſeyn, als diejenige, welche Rom zerrüttete, bis es unter Auguſtus Flügeln eine erbettelte Zuflucht fand.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Aufruhr des Gracchus bis zu Syllas immerwährenden Dictatur, dem erſten Schritte zum Untergange des römiſchen Freyſtaates.

Ohngeachtet dieſer traurigen Sittenverderbniß daheim, fuhren die Römer dennoch fort, beynahe in allen ihren auswärtigen Unternehmungen glücklich zu ſeyn. Die Senatoren, wiewohl verdorbene Väter des Staates, waren dennoch geſchickte Regenten, und Rom gewann, während es ſeine Freyheit verlor, beynahe täglich neue Gebiete. Die Baleariſchen Inſeln wurden bezwungen. Die Allobroger, die das heutige Savoyen bewohnten, wurden von Domitius Aenobarbus beſiegt und mit dem Reiche verbunden. Gallia Narbonenſis ward in eine Provinz verwandelt. Die Scordici, ein Volk, welches in Thracien wohnte, wiewohl anfangs glücklich, wurden dennoch

V. C. 634.

noch endlich überwunden, und **Jugurtha**, König von Numidien, verlor Reich und Leben. Der Umstand, daß dieser letzte Krieg von dem zierlichsten Geschichtschreiber des Alterthums ist beschrieben worden, macht es mir zur Pflicht, ihm in diesem allgemeinen Gemählde römischer Verhandlungen einen größern Raum zu gewähren, als die Erheblichkeit des Stofs zu fodern scheinen möchte.

Jugurtha war ein Enkel jenes berühmten Masinissa, der Roms Parthey wider den Hannibal ergriffen hatte. Er ward mit den beyden jungen Prinzen, denen die Thronfolge gebührte, erzogen, und da er ihnen sowohl in Fähigkeiten überlegen, als auch beym Volke äußerst beliebt war, so ermordete er **Hiempsaln**, den ältesten der beyden Brüder, und wollte es mit **Adherbaln**, dem jüngern, eben so machen, der ihm jedoch entkam und in Rom Hülfe suchte. Jugurtha, dem nicht unbekannt war, daß in einem hohen Grade Geiz und Ungerechtigkeit in dem Senat eingeschlichen waren, sandte unverzüglich Botschafter nach Rom, die die reichen Geschenke, welche ihnen mitgegeben waren, mit so vielem Erfolge vertheilten, daß der Senat ihm die Hälfte des Königreichs zuerkannte, das er durch Mord und Gewaltthätigkeiten an sich gerissen hatte, und zehn Bevollmächtigte abfertigte, um es zwischen ihm und Adherbal zu theilen. Die Gesandten, unter welchen auch **Opimius**, des Gracchus Mörder, sich befand, hielten sich vollkommen berechtigt, dem Beyspiel ihrer Principalen zu folgen, und Jugurtha's Geschenke leuchteten ihnen so mächtig ein, daß sie dem Usurpator den reichsten und bevölkertesten Theil des Königreichs zusprachen, der jedoch hiemit nicht zufrieden, sich des Ganzen zu bemächtigen beschloß. Um seinen ehrgeizigen Absichten

einige

einige Farbe zu geben, nahm er anfangs allerley Streifereyen in ſeines Genoſſen Gebiete vor, hoffend, dieſer werde ſich Repreſſalien erlauben, die er, im Fall die Sache vor den Senat könne, zum Angriff umdeuten könnte. Da ihm dieſe Erwartung aber fehlſchlug, warf er die Larve völlig weg, belagerte Adherbaln in ſeiner Hauptſtadt Cirta, fieng und ermordete ihn. Das römiſche Volk, von einigen Funken ihm noch übrigen Edelmuthes entzündet, ſchrie laut wider dieſe Verrätherey, nur der beſtochene Senat ſchwieg noch eine Weile. Am Ende ſah er ſich jedoch gezwungen, einen Conſul mit einem mächtigen Heer wider den Tyrannen zu ſenden. Aber dieſer, von der allgemeinen Verderbniß der Zeiten nicht minder angeſteckt, konnte Jugurtha's blendenden Geſchenken eben ſo wenig widerſtehen, und verwandelte jenen raſchen Operationsplan, zu dem er angewieſen war, in den langweiligen Weg der Unterhandlungen.

Ergrimmter denn jemalen bewirkte das Volk itzt ein Decret, daß Jugurtha auf Glauben des gemeinen Weſens ſich perſönlich vor ihnen ſtellen, und alle die, welche Geſchenke von ihm angenommen, angeben ſollte. Jugurtha trug kein Bedenken ſich der Gnade Roms anzuvertrauen. In flehender Geberde und in einem Gewande, das ſeiner Lage angemeſſen war, erſchien er vor dem Volke; aber ſtatt die beſtochenen Staatsbürger zu entdecken, beſtach er deren immer mehrere, und überzeugt, daß zu Rom alle Stimmen erkäuflich wären, ergriff er, ſtatt des mißlichen Weges, die Gerechtigkeit ſeiner Sache geltend zu machen, die ungleich ſichrere Maasregel, ſie durch die Vertheilung ſeiner Geſchenke zu gewinnen. Als er daher itzt vor dem Volke ſtand, und von den unrechtmäßigen Mitteln Rechenſchaft ablegen ſollte, womit

mit er den Schutz ſolcher Männer, die ihn hatten demüthigen ſollen, gewonnen hatte, ſo legte **Bebius**, ein beſtochner Volkstribun, ihm ein Stillſchweigen auf, und die langgewünſchte Entdeckung gerieth in Stecken. Itzt aller Hofnung beraubt, ſeine beſtochenen Obrigkeiten zu überführen und zu züchtigen, faßte das Volk einen Haß wider den Senat, der eben ſo gerecht, als dauernd war. Jugurtha erhielt Befehl, die Stadt zu verlaſſen. Er that es, konnte jedoch, da er aus einem der Thore herausgewandert war, ſich nicht enthalten, noch einmal Halt zu machen, ſich umzuwenden, und, indem er die große feile Stadt anſah, auszurufen, **O Rom, wie willig würdeſt du dich ſelbſt verkaufen, wenn ſich nur jemand fände, der zu einem ſolchen Kaufe reich genug wäre!** Da er auf den Glauben des Staates gekommen war, ſo ward er ſicher bis an die Grenzen ſeines Gebietes geleitet, zugleich aber auch der Conſul **Albinus mit einem Heere abgeſchickt, um ſeine Abſichten zu vereiteln. Die erſten Operationen des römiſchen Feldherrn waren glücklich.** Jugurtha ſah, daß er ihm in Felde nicht gewachſen wäre, und verſuchte, ihn im Cabinet zu überliſten. Neue Friedensvorſchläge geſchahen von ſeiner Seite; tagtäglich erbot er ſich, ſich ſelbſt als Gefangner vor den Conſul zu ſtellen, und dennoch verſtärkte er jeden Tag ſeine Macht im Staate. So ſahe ſich Albinus in Unterhandlungen verflochten, die er nicht begreifen konnte, und die Zeit ſeiner Befehlshaberſchaft verſtrich, ohne daß er etwas beträchtliches geleiſtet hätte. Gezwungen nach Hauſe zu gehen, um der Wahl der neuen Obrigkeiten beyzuwohnen, überließ er die Führung ſeines Heers, ſeinem Bruder **Aulus**, einem Manne, der dem Oberbefehl durchaus nicht gewachſen war. Seine Habſucht verleitete ihn, **Suthul** zu belagern, einen Ort,

der

der von Natur unüberwindlich war, und nichts lockendes für einen Feind hatte, als den Umstand, daß er die Schätze des Königs verwahrte. Jugurtha, der Stärke des Ortes kundig, ließ den Consul ungestört vor ihm die Zeit verschwenden, und, itzt den Furchtsamen spielend, itzt Vergleichsvorschläge anbietend, immer aber auch gegen den geringsten Centurio seine Bestechungen verschwendend, lockte er seinen Gegner in solche Engen, daß er gezwungen ward, unter den möglichst nachtheiligen Umständen ein Treffen zu liefern, und sein Heer, sollt' es anders nicht in Stücken gehauen werden, schimpflicherweise durchs Joch wandern zu lassen.

In dieser Lage fand **Metellus**, der nächste Consul, die Sachen bey seiner Ankunft in Numidien; Officire ohne Zutrauen, ein Heer ohne Kriegszucht, und einen immer wachsamen, immer auf Listen sinnenden Feind. Nur durch die äußerste Aufmerksamkeit, und eine Rechtschaffenheit, die vor aller Bestechung zurückbebte, gelang es ihm, Roms Angelegenheiten und die Ehre des Heeres wieder herzustellen. In einem Zeitraum von zwey Jahren ward Jugurtha in verschiedenen Schlachten geschlagen, aus seinen Gebieten verjagt, und genöthigt im Friede zu bitten. Diesen bewilligte ihm Metellus unter der Bedingung, daß er seine Waffen und Elephanten ausliefern sollte. Es geschahe. Nun verlangt' er zweyhunderttausend Pfund Silber zu Ersetzung der Kriegskosten. Sie wurden bezahlt. Hierauf begehrt' er die Auslieferung der Ueberläufer. Auch dies ließ der Numidier sich gefallen. Als Metellus aber noch weiter gieng und itzt sogar verlangte, daß Jugurtha sich in Person ergeben, und sein Verhör zu Rom abwarten solle, brach dieser alle weitere Unterhandlungen ab;

und beyde Theile beſchloſſen noch einmal die Gefahren des Krieges zu verſuchen. Alles verhieß dem Metellus einen leichten und gewiſſen Sieg; der Feind war beynahe gänzlich entwaffnet, wenig Städte waren übrig, welche Widerſtand hätten leiſten können, und die Liſten des Numidiers waren mit ſammt ſeinen Schätzen erſchöpft. Nichts fehlte, als daß Metellus noch einmal zum Conſul erwählt werden mußte, um ſeines Triumphes zu genieſſen; aber dies trog ihn, und ein anderer erndtete den Ruhm, welchen er ausgeſäet hatte. Dieſer andre war **Cajus Marius**, ſein bisheriger Legat, ein Befehlshaber, der in der Folge Roms Ruhm und Geiſſel wurde. In einem Dorfe bey **Arpinium** war er von Eltern geboren, die ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit gewannen, und da er in der Theilnehmung an ihren Geſchäften erzogen ward, ſo waren ſeine Sitten eben ſo rauh, als ſein Anſehn abſchreckend. Er war ein Mann von außerordentlicher Leibesgeſtalt, unvergleichlicher Stärke und unverzagter Tapferkeit. Früh trat er in Dienſte ſeines Vaterlandes, und zeichnete durch pünktliche Beobachtung der Kriegszucht, und unbedingten Gehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten ſich auf das rühmlichſte aus. Bey jeder Gelegenheit ſuchte er Gefahren, die ſeines Muthes würdig waren. Die längſten Märſche, die mühſeligſten Strapatzen, waren einem in arbeitſamer Dürftigkeit erzognen Mann ein Spiel. Die Wollüſte des Lebens hatten wenig Reitz für ihn. Mäſſigkeit war ihm zur Natur geworden, und er ergriff jede Gelegenheit, um ſie ſeinen Leuten durch ſein Beyſpiel zu empfehlen. Er aß Brod, das unter die Gemeinen ausgetheilt wurde, ſchlief in die gröbſten Gewänder gehüllt auf dem Boden, und ſchien für jede Leidenſchaft, den Ehrgeitz und die Rache ausgenommen, todt und abgeſtorben. Schon hatt' er ſich durch

die

die niedern Stuffen des Dienſtes emporgearbeitet, und jede einzelne war ihm nur als Belohnung irgend einer höchſt rühmlichen That ertheilt worden. Als er ſich um die Stelle eines Kriegstribunen bewarb, war ſeine Perſon zwar unbekannt, ſeine Thaten aber waren in jedermanns Munde. Er erhielt die Stelle, und betrug ſich darinn ſo unſträflich, daß ſein Feldherr ihn, als er ſich in der Folge um das Volkstribunat bewarb, mit ſeinem Einfluß unterſtützte. In dieſem Poſten begann jener Ehrgeiz und jener Haß des Senates, die ſein ganzes Leben in der Folge auszeichneten, ſich zu äußern. Nicht zu erſchüttern durch ihre Drohungen, ſcholt er ihre Verdorbenheit ohne Rückhalt ſelbſt im Senathauſe, und als Metellus, welcher ihn bis dahin geſchützt und empor geholfen hatte, ſeinen Eifer mißbilligte, drohete er ihm, ihn ins Gefängniß werfen zu laſſen. Dennoch zog Metellus, als er ihm in der Folge während des numidiſchen Feldzugs als Unterbefehlshaber zugeordnet wurde, das Intereſſe des Vaterlandes allem Privatunwillen vor, und übertrug Marius die wichtigſten Kriegsgeſchäfte. Dies Vertrauen war nicht verſchwendet. Marius entledigte ſich jedes Auftrages mit ſo viel Klugheit und Entſchloſſenheit, daß man ihn zu Rom als den zweyten im Range, aber als den Erſten in Erfahrung und Muth betrachtete. In dieſer Lage der Dinge ward Metellus, wie oben geſagt worden, genöthigt, zu Rom die Verlängerung ſeines Amtes nachzuſuchen, aber Marius, deſſen Ehrgeiz keine Grenzen kannte, beſchloß den Oberbefehl für ſich ſelbſt zu erhalten, und ſolchergeſtalt den Ruhm, dieſen Krieg vollendet zu haben, ſich ſelber zuzueignen. Zu dieſem Ende ließ er durch ſeine Vertrauten in Rom allerley Nachtheiliges wider Metellus ausſprengen. Er gab zu verſtehen, daß Metellus den Krieg in die länge

ziehe,

ziehe, bloß um seinen Oberbefehl zu verlängern; er behauptete, daß er im Stande sey, den Jugurtha mit der Hälfte des Heers zum Gefangenen zu machen; er machte sich anheischig, ihn in einem einzelnen Feldzuge todt oder gefangen nach Rom zu liefern. Nachdem er durch solche Aussprengungen einen Geist der Unzufriedenheit mit Metellus aufgeregt hatte, erhielt er Urlaub nach Rom zu gehn und sich um das Consulat zu bewerben, welches er wider die Erwartung und den Vortheil der Edeln erhielt.

Itzt mit der höchsten Gewalt, den Krieg nach Willkühr zu führen, bekleidet, bewies sich Marius seines hohen Postens vollkommen würdig. Seine Wachsamkeit glich seinem Muthe, und binnen kurzen bemeisterte er sich aller Städte, die dem Jugurtha in Numidien noch übrig waren. Dieser unglückliche Fürst, sich unfähig fühlend, ihm einzeln zu widerstehen, sah sich genöthigt, zu **Bocchus**, dem König von Mauritanien, dessen Tochter er geheyrathet hatte, seine Zuflucht zu nehmen. Eine Schlacht folgte bald nachher, in welcher die Numidier das römische Lager bey Nacht überfielen, und einigen Vortheil erhielten. Er war aber von keiner Dauer. Marius überwand sie bald nachher in zwey blutigen Gefechten, deren eines nicht weniger denn neunzigtausend Africaner aufrieb. Itzt fühlte Bocchus, daß die Römer ihm zu stark seyen, und da ers nicht rathsam fand, durch Beschützung seines Eidams seine Krone in Gefahr zu setzen, so erklärt' er sich bereit, unter jeden Bedingungen Frieden zu machen, und schickte Gesandte nach Rom, die ihm den Schutz und die Freundschaft des Volkes erflehen sollten. Der Senat empfieng die Gesandten mit seinem gewöhnlichen Uebermuthe, und ohne ihr Gesuch einiger Aufmerksamkeit zu würdigen,

ge-

gewährte er allen Flehenden nicht Freundschaft, sondern Verzeihung; dennoch ward ihnen nach einiger Zeit zu verstehen gegeben, daß Jugurthas Auslieferung das einzige Mittel sey, Roms Zorn zu besänftigen und seine Freundschaft zu erhalten. Bocchus Stolz sträubte sich zwar anfangs wider eine solche Zumuthung, aber wenig Unterredungen mit Sylla, dem Quästor des Marius, versöhnten ihn mit dieser treulosen Maasregel. Jugurtha ward also ausgeliefert. Unter dem Vorwande einer geheimen Unterredung ward er in einen Hinterhalt gelockt, gefangen genommen, und mit Ketten belastet, von Marius nach Rom geschleppt, ein warnendes Beyspiel des verunglückten Ehrgeitzes. Nachdem er den Triumph seines Ueberwinders geschmückt hatte, verdammte der Senat ihn, im Gefängnisse Hungers zu sterben, ein Schicksal, das seine vormalige Grausamkeit gewissermaßen zwar verdiente; aber wie viel grausamer mußten diejenigen seyn, die einen Unglücklichen, den sie schon zum Tode verdammt hatten, erst zu Verzierung eines eitlen Gepränges mißbrauchen, und an seinen Quaalen sich weiden konnten.

Kaum war Jugurtha überwältigt, als zu Rom Nachricht einlief, daß ein unglaublicher Schwarm Barbaren von Norden her ins römische Gebiet einbräche, und ganz Italien mit Blutvergießen und Verheerung bedrohe. Marius ward als der einzige Mann betrachtet, der diesem fürchterlichen Feinde die Spitze bieten könne, und dem gemäß ward er wider die Verfassung, welche zwischen jedem Consulate einen Zwischenraum von zehn Jahren erforderte, zum zweytenmal zum Consul erwählt. Das Volk, mit dem er kämpfen sollte, waren die Cimbern und Teutonen, die dreymal hunderttausend Menschen stark

ihre Waldungen verlaſſen hatten, um in Italiens fruchtbaren Thälern eine neue Wohnung zu ſuchen. Gallien hatten ſie bereits vor einiger Zeit angegriffen, ſchreckliche Verwüſtungen darinnen angerichtet, und einige römiſche Heere, die wider ſie waren abgeſchickt worden, geſchlagen. Aber Marius war ihnen zu überlegen. Er vermied das Gefecht, bis der Feind durch das lange Zaudern geſchwächt war. Dann
v. C. 650. griff er, während er in dreyen Abtheilungen durch die Alpen zog, ihn an, und eine Schlacht folgte, welche nicht weniger denn zwey Tage dauerte. Die Römer ſiegten, und **Teutobocchus**, der König der Teutonen, ward mit einem Verluſt von hundert und funfzigtauſend Mann zum Gefangenen gemacht. Ohngeachtet dieſes ſchrecklichen Blutbades waren die Cimbrer doch noch unverzagt. Gleich einem Gebürgſtrom ſtürzten ſie in Italien herein, nachdem ſie den Conſul Catulus geſchlagen, und die Alpen überklommen hatten. Wider ſie ward Marius zum fünftenmal zum Conſul gewählt, indem das Volk ihn den ganzen Krieg hindurch in ſeinem Amte gelaſſen hatte,
v. C. 651. und er richtete eine ſchreckliche Niederlage unter ihnen an. Hundert und vierzigtauſend Barbaren wurden erſchlagen, und ſechzigtauſend gefangen genommen. Während der Schlacht kämpften die Weiber wie Raſende von ihren Wagen herunter, erwürgten, da ſie das Schickſal des Tages entſchieden ſahen, ihre Kinder, und dann ſich ſelbſt unter einander mit trotziger und unerweichlicher Verzweiflung.

Durch ſolche Siege ward Marius dem ganzen Auslande fürchterlich. Aber noch gefährlicher ward er bald nachher ſeinen Mitbürgern im Frieden. Metellus, ſein ehemaliger Beſchützer und Beförderer, war wegen ſeines überlegnen Einfluſſes im Senat ihm

ihm ſchon lange verhaßt geweſen, und er wünſchte ſehnlichſt ihn aus der Stadt verbannet zu ſehn. Um dies zu bewerkſtelligen, bewegte er den **Saturninus**, der unrechtmäßiger Weiſe das Tribunat an ſich geriſſen hatte, ein Geſetz zur Theilung der im letzten Kriege gewonnenen Ländereyen vorzuſchlagen und den Senatoren einen feyerlichen Eid abzunehmen, daß ſie das Geſetz, im Fall es durchgienge, vollſtrecken wollten. Durch Marius Einfluß gieng es wirklich durch, als der Senat es aber itzt beſtätigen ſollte, rieth **Metellus**, der es als Erneuerung jener alten Unruhen, die dem Staate ſo gefährlich geworden waren, anſah, ſeinen Gehülfen es mit Verachtung zu verwerfen. Anfangs ſchienen ſie geneigt, ſeinem Rath zu folgen. Von Marius überlegenem Einfluß eingeſchreckt, ſahen ſie ſich aber bald zum Gegentheil genöthigt, und **Metellus**, der der Unterzeichnung ſich ſtandhaft weigerte, mußte ſcheinbar freywillig ins Elend wandern. Alle Städte, die er durchreiſte, empfiengen ihn mit der größten Ehrerbietung. **Rhodes** wählte er zu ſeinem Aufenthalt. Hier beſchäftigte er ſich, ſeine vormalige Größe vergeſſend, mit nichts als mit dem einfachen Studium, glücklich zu ſeyn.

Saturninus Uebermuth ward nun mit jedem Tage unerträglicher. Zum drittenmal zum Tribun erwählt, füllte er die ganze Stadt mit Getümmel und Aufruhr. In einem dieſer Auflaufe ward **Nemmius**, ein Rädelsführer der entgegengeſetzten Parthey, erſchlagen, da er ſich ums Conſulat bewarb, und **Glaucius**, der Prätor, ward tumultuariſcher Weiſe an ſeine Stelle gewählt. Dies ſchien die Loſung zu allgemeinem Aufruhre. Der Senat beſchloß den Uebermuth der Tribunen zu brechen. Die Conſuln wurden, wie in den Zeiten der dringendſten Gefahr, be-

fehlgt, für die Sicherheit des gemeinen Wesens zu sorgen, und Marius, welcher grade einer derselben war, sahe sich in der unangenehmen Lage, eine starke Schaar Senatoren und Patricier wider das nehmliche Volk anführen zu müssen, das seine eignen Ränke in diese Erschütterung gesetzt hatten. Saturnin ward mit seinen Anhängern im Capitol eingeschlossen, und mußte sich aus Mangel an Wasser in wenig Tagen ergeben, nachdem Marius ihnen sein Wort für ihre Sicherheit verpfändet hatte. Allein er war zu ohnmächtig sie zu schützen. Ein starker Haufen Ritter brach ins Forum ein, und hieb sie in Stücken, während die siegende Parthey, von ihrem Glücke aufgeblasen, den Metellus aus der Verbannung heimberief.

So durch die Zerstörung seiner Parthey und die Wiederherstellung seines Nebenbuhlers doppelt gekränkt, verließ Marius Rom unter dem Vorwande ein Gelübde zu vollziehen; in der That aber in der Hofnung, für seine kriegerischen Talente in Asien einen neuen Spielraum zu eröffnen. In dieser Hinsicht begab er sich an den Hof Mithridates, des damals mächtigsten Monarchen im Osten, von dem er entweder mit Schmach zurück geschickt, oder mit Gastfreundschaft aufgenommen zu werden erwartete. In beyden Fällen hofte er seine Rechnung zu finden; zurückgeschickt würd' er einen Vorwand haben, ihm den Krieg anzukündigen: aufgenommen um so besser im Stande seyn, von der Stärke seines Feindes zu urtheilen. Mithridates empfieng ihn mit großer Güte und schickte ihn, mit Geschenken beladen, nach Rom zurück.

Inzwischen hatte die Stärke, welche Marius der Volksparthey gegeben hatte, nicht durch einen einzigen Streich gebrochen werden können. Drusus, der

Tribun,

Tribun, den wir ſchon als Nebenbuhler des Gracchus geſehen haben, ſchien itzt entſchloſſen, dem Beyſpiel dieſes Mannes zu folgen. Da er fand, daß nicht nur die Senateren mit der gerichtlichen Gewalt, die den Rittern war übertragen worden, ſehr unzufrieden waren, ſondern auch die Ritter ihre Autorität unverantwortlich mißbrauchten, ſo entwarf er einen Plan, ſich beyde Partheyen verbindlich zu machen, den Senat, durch Wiederherſtellung ſeiner alten Vorrechte, die Ritter, durch Aufnahme eines beträchtlichen Theils derſelben in den Senat. Dieſer Entwurf, der auf die Zufriedenheit aller Partheyen berechnet war, mißfiel unglücklicher Weiſe allen. Der Senat hatte keine Luſt ſeine Zahl vermehren zu laſſen; die Ritter waren nicht Willens ihre Privilegien aufzugeben, und das Volk grollte, daß man einem Geſetze ſeines Lieblings Gracchus den Untergang drohe. Um die Liebe des Volks, die er durch dieſe Maasregel ziemlich verſcherzet hatte, wieder zu gewinnen, drohete Druſus den Groſſen aufs neue mit Vollſtreckung des liciniſchen Geſetzes, und um die italiſchen Bundesgenoſſen, die dermaligen Beſitzer der ſtrittigen Ländereyen, für den etwanigen Verluſt, den ſie hierbey leiden würden, zu entſchädigen, machte er ihnen Hofnung, das römiſche Bürgerrecht zu erlangen. Dies Verſprechen wirkte. Die latiſchen Städte fiengen an, ihn als ihren Beſchützer zu betrachten, und kamen haufenweiſe zur Stadt, um ihn zu unterſtützen. Stürmiſche Auftritte folgten. Ruhiges Rathſchlagen war ſeit langer Zeit aus den Volksverſammlungen verbannt geweſen, nur durch Lärm, Gewaltthätigkeiten und Aufruhr wurden die Geſetze entweder durchgeſetzt oder verworfen. In einem dieſer Auflaufe ward Druſus, da er grade für das Bürgerrecht der Bundsgenoſſen mit aller Wärme eiferte, von einer unbekann-

ten Hand durchstossen, die den Dolch in seiner Brust stecken liess. Er hatte noch Kraft genug, mit dem letzten Athemzuge zu betheuern, daß seine Absichten untadelich gewesen seyen, und daß kein römischer Bürger dem gemeinen Wesen aufrichtiger zugethan seyn könne, als er gewesen.

Die Italer, die durch Drusus Tod ihren Lieblingswunsch vereitelt sahen, beschlossen, was der Senat ihnen nicht als eine Gnade hatte wollen angedeihen lassen, durch Gewalt zu erzwingen. So entspann sich der Krieg der Bundsgenossen, in welchem sich die meisten Städte Italiens wider Rom verschworen, um für alle ihre übrigen Beschwerden sich Genugthuung zu verschaffen. Boten und Geissln wurden heimlich unter ihnen ausgewechselt, und nachdem sie noch einmal in der Güte ihren Zweck zu erreichen versucht, ihn aber gänzlich verfehlt hatten, so empörten sie sich offenbar. Da sahe Rom hunderttausend seiner eignen Krieger das Schwert wider sich zücken, geführt von vortrefflichen Befehlshabern, in römischer Kriegsart erzogen und geübt. Ein Heer, das ihnen gewachsen war, ward wider sie ausgeschickt, und die Führung des Krieges den Consuln, mit samt dem Marius, Sylla und den erfahrensten Feldherrn des Heeres anvertrauet. So begann der Krieg mit wechselseitiger Erbitterung. Anfangs schien das Glück sich auf die Seite der Feinde Roms zu lenken. Rutilius fiel in einen Hinterhalt und ward erschlagen. Sein Leichnam ward nach Rom gebracht und verbreitete solche Muthlosigkeit unter dem Volke, daß der Senat befahl, daß die Leichname der Erschlagenen hinfort auf der Stätte, wo sie fielen, beerdigt werden sollten. Hierauf ward die Führung des Heeres dem Marius übergeben, von dem man jedoch eher

sagen

ſagen kann, daß er während deſſen ſeinen alten Ruhm nicht eingebüßt, als daß er neuen haben gewonnen hätte.

Zwey Jahre hatte dieſer Krieg bereits gewüthet, und noch war nichts entſchieden, als der Senat zu ermägen anfieng, daß, was auch der Ausgang deſſelben ſeyn möge, die römiſche Macht doch in alle Wege durch ihn geſchwächet, wo nicht gar zerſtöret werden würde. Er beſchloß daher, ſtuffenweiſe nachzugeben, und ertheilte zuerſt allen italiſchen Städten, die ſich noch nicht empört hatten, das Bürgerrecht; dann bot er es allen denen an, die ihre Waffen ſchleunigſt niederlegen würden. Dieſe unerwartete Güte hatte die gewünſchte Wirkung; die Bundsgenoſſen verloren das Zutrauen zu einander, und drängten ſich in der Wette zu einzelnen Unterhandlungen. Der Senat begnadigte einen nach dem andern und gewährte ihnen das Bürgerrecht mit der Einſchränkung, daß ſie nicht eher ſtimmen dürften, als bis die andern Tribus bereits ihre Stimmen gegeben hätten, welches ihnen wenig Einfluß bey den Verſammlungen übrig ließ. Auf ſolche Weiſe wurden alle zu freyen Bürgern gemacht, die Samniter und Lukaner ausgenommen, welche ausdrücklich aufgeſparet ſchienen, um dem Sylla die Ehre, dieſen Krieg geendigt zu haben, zu verſchaffen. Er that es mit dem beſten Erfolg, ſtürmte ihre Läger, überwand ſie in verſchiedenen Feldſchlachten und nöthigte ſie, ſich allen Bedingungen zu unterwerfen, die der Senat für gut fand, ihnen vorzuſchreiben.

Nach Endigung dieſes verheerenden Krieges, der, wie **Paterculus** ſagt, Italien dreyhunderttauſend ſeiner beſten Krieger koſtete, beſchloß der Senat wider Mithridates, den mächtigſten und ſtreitbarſten Monarchen in Oſten, ſeine Waffen zu wenden. Die

ser König hatte sich ein Reich zusammen erobert, das viele herrliche Provinzen begriff, Cappadocien, Bithynien, Thracien, Macedonien und ganz Griechenland. Er war im Stande, zweyhundert und funfzigtausend Fußvölker und funfzigtausend Reuter ins Feld zu stellen. Er besaß eine Menge bewaffneter Wagen und in seinen Häfen vierhundert Kriegsschiffe. Solche Macht, mit solchen Reichthümern verbunden, konnte nicht ermangeln, den Ehrgeiz Roms zu locken; sie wünschten nur einen Vorwand zum Kriege, und daran mangelt' es ihnen nicht lange. Mithridates hatte Staaten, die in Roms Bunde und Schutz gestanden, angegriffen. Er hatte Tigranes, den König von Armenien, wider die Römer zum Kriege aufgehetzt; er hörte nicht auf, den Römern ihre Habsucht und ihre Sittenverderbniß aufzurücken. Dies waren die Gründe, die man hinlänglich fand, diesem Könige den Krieg zu erklären, und nun war nichts übrig, als einen Feldherrn zu wählen, der im Stande wäre, ihm die Spitze zu bieten.

Marius, der erfahrenste von Roms dermaligen Befehlshabern, wünschte feurigst diesen Krieg zu führen, aber Sylla war so eben zum Consul erwählt worden, eine Belohnung für die Dienste, die er dem Staate im Kriege mit den Bundsgenossen geleistet hatte. Schon begann sein Ruhm dem Ruhm Marius gleich zu kommen, und der asiatische Krieg ward ihm mit allgemeiner Einstimmigkeit übertragen. Der Feldherr, welcher itzt seine Rolle zu spielen beginnt, war aus einer der ersten Familien Roms entsprossen. Seine Person war einnehmend, seine Miene edel, sein Betragen ungezwungen und scheinbar offenherzig. Er liebte die Vergnügungen, aber noch mehr den Ruhm. Seine Pflicht entriß ihn oft dem Schooße der

der Sinnlichkeit, die er jedoch nie verschmähte, wenn er ihrer mit Sicherheit genießen konnte; er wünschte aller Welt zu gefallen, zu dem Ende redete er von sich selbst beständig mit Bescheidenheit und von jedem andern mit den höchsten Lobeserhebungen; er war freygebig und edel genug in seiner Freygebigkeit, um dem bescheidenen Dürftigen die Verlegenheit des Ansprechens zu ersparen; mit dem geringsten Krieger war er Freund und Bruder, und ließ, um ihre Liebe zu gewinnen, sichs nicht verdrießen, jezuweilen ihre Sitten und ihre Lebensart nachzuahmen. Kurz, er war ein Proteus, der sich den Neigungen, Wünschen, Thorheiten und Launen aller derer, mit denen er zu thun hatte, aufs meisterhafteste anzuschmiegen wußte, und überall keinen eigenen Character hatte, denjenigen dieser wundersamen Geschmeidigkeit ausgenommen. Seine erste Staatsbedienung war die Quäſtur, die er unter Marius in Numidien mit so vieler Tapferkeit und Geschicklichkeit verwaltete, daß ihm die meisten Vortheile, die in der Folge gewonnen wurden, zuzuschreiben waren, und insonderheit auf sein Zureden Bocchus sich entschloß, den Jugurtha auszuliefern. Zunächst ward er Proconsul im Kriege mit den Bundsgenossen. Auch in diesem Posten verdunkelte er alle seine Befehlshaber, und erhielt als eine Vergeltung gegenwärtig den Oberbefehl in Kleinasien, eine Stelle, die eine reiche Erndte von Ruhm und Schätzen versprach, und daher von Marius selbst eifrigst gesucht wurde.

Der Vorzug, welcher Sylla bey dieser Gelegenheit ertheilt wurde, verdroß Marius aus einem doppelten Grunde, wegen der dabey zu gewinnenden Ehre einer- und wegen der Vorbereitungen, die er schon vorhin zu diesem Feldzuge getroffen hatte, andrer

Seite. Er betrachtete jenen Vorzug daher als eine ungerechte Partheylichkeit zu Gunſten ſeines Nebenbuhlers, und als eine ſchweigende Herabſetzung aller ſeiner vorigen Siege. Er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß ſeinen Verdienſten der erſte Rang in allen Staatsangelegenheiten gebühre, und er beſchloß, Sylla ſeines neuen Oberbefehls zu berauben. Zu dieſem Ende zog er einen gewiſſen Sulpicius, einen Volkstribun und Todfeind des Sylla, in ſein Intereſſe, einen Mann, der eben ſo beredt, als kühn, eben ſo reich als verdorben war, und vom Volk mehr gefürchtet als geſchätzet wurde. Das erſte Augenmerk dieſer beyden ehrgeizigen Verſchwornen war, die italiſchen Städte in ihre Parthey zu ziehn. Zu dieſem Ende brachten ſie ein Geſetz in Vorſchlag, daß dieſe nicht mehr hinter allen andern Tribus ſtimmen, ſondern ohne Unterſchied mit jenen durchaus der nehmlichen Vortheile genieſſen ſollten. Dieſem Geſetze widerſprachen die römiſchen Bürger mit eben der Wärme, mit welcher Marius und Sulpicius es unterſtützten. Ein Aufſtand folgte, wie gewöhnlich, in welchem auf beyden Seiten viele Menſchen blieben. Kaum war er geſtillet, als eine andere Volksverſammlung vorgeſchlagen ward, um das Geſetz wider den Willen der Conſuln durchzutreiben. Dies veranlaßte einen noch heftigern Aufruhr, denn vorher. Syllas Sohn, der ſich dem Geſetze widerſetzte, kam darinnen um; auch war Sylla ſelbſt in keiner geringen Gefahr. Verfolgt von der Menge entrann er nähtlich in ſeines Feindes Marius Haus, der, wiewohl rachſüchtig von Natur, die noch immer heiligen Geſetze der Gaſtfreundſchaft doch nicht zu brechen wagte. Nachdem er ſo der Wuth ſeiner Gegner entronnen, und ihre Parthey der ſeinigen zu ſtark gefunden hatte, verließ er Rom auf der Stelle, und gieng

zum

zum Heer, das er während des Krieges mit den Bundsgenossen befehligt hatte, und ihr bestimmt war, unter ihm wider den Mitheridates zu dienen. Mittlerweile trieben Marius und Sulpicius ihren Plan ohne weitern Widerstand. Das Gesetz, das den italischen Städten die völlige Bürgerfreyheit ertheilte, gieng durch, und zugleich mit diesem Gesetze ward ausgemacht, daß der Oberbefehl des nach Asien bestimmten Heeres dem Sylla genommen und Marius übertragen werden sollte.

Marius schickte unverzüglich Officiere von Rom, um den Befehl in seinem Nahmen zu übernehmen. Aber Sylla hatte das Heer bereits zu seinem Vortheil eingenommen. Es waren dies die Völker, mit denen er so manchen glänzenden Sieg erfochten hatte, und die seiner Person daher aufs äusserste zugethan waren. Statt also Marius Befehlen zu gehorchen, erschlugen sie seine Abgeordneten, und boten ihrem Feldherrn, sie gradesweges nach Rom zu führen, um dort an allen seinen Feinden eine blutige Rache zu nehmen. Als Marius dies erfuhr, säumte er nicht, den alten Freunden Syllas, die ihm in die Hände fielen, ein Gleiches zu thun. Dies vergrößerte das Geschrey des Lagers. Das Heer bestand darauf, in die Hauptstadt geführt zu werden, und ihr von Natur nachsichtiger Feldherr beschloß endlich ihnen nachzugeben.

Syllas Heer bestand aus sechs Legionen, welche von dem Unrecht, das ihrem Anführer geschehen war, durchdrungen, lauter Blutvergießen und Rache athmeten. Es waren jedoch noch einige wenige unter ihnen, welche mitten in der allgemeinen Sittenverderbniß nicht daran denken mochten, ihre Waffen wider ihre Vaterstadt zu wenden, sondern das Lager verließen und flohen. So sahe man ein seltsames

Wan-

Marianern auf Seiten der beyden Partheyen; hier welche, die aus Rom flohen, um der Rache des Marius zu entrinnen, dort andere die dem Lager entwichen, um nicht Sullas Schuld theilen zu dürfen. Mittlerweile näherte das Heer ſich den Thoren Roms. Umſonſt giengen die Prätoren ihnen aus der Stadt entgegen, um ihrem weitern Vordringen Einhalt zu thun. Sie zerbrachen die Inſignien ihres Amtes und zerriſſen ihre Purpurmäntel mit Hohngelächter. Der Senat ſchickte Abgeordnete, die dem Heer befehlen mußten, ſich der Stadt nicht innerhalb einer Meile zu nähern. Sulla antwortete die Geſandten eine Weile, und kaum konnten ſie zurückgekommen ſeyn, um von ihrem Auftrage Bericht abgeſtattet zu haben, als er mit ſeiner ganzen Macht vor den Thoren Roms anlangte. Seine Soldaten rückten mit dem Schwert in der Hand in die Stadt, wie in einen mit Sturm eingenommenen Ort. Marius und Sulpicius verſuchten, an der Spitze einer tumultuariſchen Haufens ihrer Anhänger, dem Eindringen des Heeres zu widerſtehen, und die Bürger, die die Plünderung der Stadt beſorgten, warfen Steine und Ziegel von den Dächern auf die Eindringenden. Ein ſo ungleiches Gefecht dauerte länger als man hätte erwarten ſollen. Endlich aber wurde Marius Parthey genöthigt, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen, nachdem ſie allen Sclaven, die ihnen in dieſer Klemme beyſtehen würden, umſonſt die Freyheit angeboten hatten.

Als Sulla die Stadt in ſeinen Händen ſahe, ſtellte er an den nöthigen Orten Wachen, um der Plünderung und Unordnung vorzubeugen. Die Strenge ſtrafte er einige, die mit Gewalt in Häuſer eingedrungen waren, und hörte die ganze Nacht nicht auf, ihre Quartiere zu beſuchen und ihre Unbändig-

keit

keit zu zügeln. Am nächſten Morgen begann er die Geſetze nach ſeinem Vortheil zu modeln. Schon lange hatten dieſe ihre Kraft im Staat verloren, und mußten von jedem Stärkern ſich in die ihm beliebige Form gießen laſſen. Alle Decrete wurden umgeſtoßen, die Sulpicius durchgetrieben hatte. Dagegen ward beſchloſſen, daß hinfort kein Geſetz, das nicht vorläufig vom Senat wäre genehm gehalten worden, vorgeſchlagen und daß die Stimmen nach Claſſen gegeben werden ſollten, in welchen die Patricier der Mehrheit gewiß waren, nicht aber nach Tribus, worinnen durch die gänzliche Gleichheit aller Stimmen der Einfluß der Großen durchaus vermiſſet wurde. Hiemit verband er ein Decret, durch welches Marius und Sulpicius, und zehn andere Rädelsführer für Feinde des Staates erkläret, und jedermann erlaubt wurde, ſie ungeſtraft umzubringen. Nachdem er ſolchergeſtalt die Geſetze gezwungen hatte, ſeinen Ehrgeiz zu begünſtigen, ließ er die Guter der in die Acht erklärten einziehn, und ſchickte Truppen in alle Gegenden, um ſie zu greifen. Marius entrann. Sulpicius aber ward in den Sümpfen von Laurentum gefunden, und ſein abgehauener Kopf an den Roſtris aufgeſteckt. So gab Sylla, wie er es meinte, der Stadt den Frieden wieder, und eilte nun, den Feldzug wider den Mithridates zu beginnen, in welchem er neue Ehre und neue Schätze zu gewinnen hoffte, kräftige Hülfsmittel zu Vollendung ſeiner ehrſüchtigen Plane.

Jedoch, während Sylla ſeine Parthey gegen Marius befeſtigte, hatte er einen ſehr furchtbaren Gegner, der in Rom täglich mächtiger und beym Volke beliebter ward, aus der Acht gelaſſen. Dies war Cornelius Cinna, ein geborner Patricier, der aber aus der Triebfeder des Ehrgeizes mit dem Volk

aufs

aufs engſte zuſammen hielt. Er durſtete nach Ruhm, war aber zu ungeduldig, um ihn ſich auf regelmäßige Art zu erwerben; raſch, heiß und hartnäckig, zugleich aber auch kühn und tapfer; entſchloſſen das Volk zu leiten, da es beym Senat ihm nicht hatte gelingen wollen. In dieſer Hinſicht bewarb er ſich zugleich mit Sylla um das Conſulat, und es ſey nun, daß dieſer Feldherr einen Menſchen, den er verachtete, keiner Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte, oder daß Cinnas Anſehn beym Volk bereits zu mächtig geworden, genug er erhielt es.

Kaum ſahe ſich Cinna mit ſeiner neuen Würde bekleidet, als ſeine Feindſchaft ausbrach. Er vermaß ſich, daß er alle Geſetze vernichten wolle, die neuerdings zu Gunſten der Patricier gemacht worden wären; und ſuchte daher vor allen Dingen die Italer feſt in ſein Intereſſe zu ziehn. Dies konnte nur dadurch bewerkſtelliget werden, daß er ihnen jene bürgerliche Gleichheit in der Stadt wieder ſchaffte, deren Sylla ſie beraubt hatte. Zu dem Ende ſchickte er Commiſſarien in die Provinzen aus, welche die Landleute auf einen gewiſſen Tag nach Rom beſcheiden und ihnen anempfehlen ſollten, Schwerter unter ihren Röcken mitzubringen. Itzt zu Durchſetzung ſeiner Abſichten ſich ſtark genug fühlend, ſchlug er öffentlich ein Geſetz vor, vermöge deſſen die neuen italiſchen Tribus abgeſchaft, und dieſe mit den älteren verſchmolzen werden, folglich gleiche Rechte mit ihnen genießen ſollten. Ein Geſetz vorzuſchlagen, war um dieſe Zeit ſo gut, als einen Krieg erklären. Es erfolgte ein Gefecht, in welchem die Italer, als die ſich bewaffnet hatten, anfangs ſiegreich ſchienen; als aber Octavius, der andere Conſul, mit einem ſtarken Haufen Syllaiſcher Anhänger auf ſie eindrang, wandte

ſich

ſich das Glück des Tages, und die Italer mußten die Stadt räumen.

Wiewohl nun Cinna für diesmal mit ſeinen Vorſchlägen nicht durchdringen konnte, ſo hatte er doch das Vergnügen, alle Staaten Italiens eifrigſt für ſich eingenommen zu finden; er verließ daher die Stadt, wanderte von Ort zu Ort, declamirte allenthalben wider die Tyranney der Großen und ihre Ungerechtigkeit gegen die Bundsgenoſſen, durch deren Beyſtand ſie doch ſo mächtig geworden wären; er ſchmeichelte ihnen mit der Hofnung gleicher Vorrechte mit den Römern und erregte ihr Mitleid mit ihm, als der wegen ſeines Eifers für ihr Intereſſe ſo viele Unwürdigkeiten hätte dulden müſſen. So verleitete er ſie zu allgemeinem Aufſtande, und bemühete ſich nun beydes Mannſchaft und Geld aufzubringen. Bald war ein mächtiges Heer auf den Beinen. Cinna als Conſul ſtellte ſich ohne Einrede an deſſen Spitze. Mittlerweile verfuhr der Senat, von dieſem gewaltthätigen Verfahren unterrichtet, nach dem Wege Rechtens wider ihn. Nachdem er aufgefodert worden ſich zu ſtellen, aber nicht erſchienen war, ward er ſeines **Bürgerranges** entſetzt, des Conſulats entkleidet, und **Lucius Merula**, Prieſter Jupiters, an ſeine Stelle gewählt. So viel Unwürdigkeiten mußten ihn erbittern, ohne ihm ſchaden zu können. In demüthiger flehender Stellung und ohne einiges Zeichen ſeiner hohen Würden erſchien er vor einem Corps römiſcher Völker, das zu Capua ſtand. Mit Thränen und Beſchwörungen bat er ſie, es nicht zu dulden, daß das römiſche Volk ein Opfer der Tyrannen der Großen würde; rief die Götter, die die Ungerechtigkeit züchtigen, zu Zeugen der Rechtſchaffenheit ſeiner Abſichten an, und bewog die Soldaten, einmüthig

ſeine

seine Parthey zu ergreifen. Auf der Stelle begrüßte das ganze Heer ihn als Consul, bekleidete ihn trotz dem Senatschlusse mit den Insignien dieser Würde, und nachdem es ihm den Eid der Treue geleistet hatte, beschloß es ihn nach Rom zu begleiten. Von nun an sahe er seine Macht mit jedem Tage anwachsen. Verschiedene Senatoren, die vorhin noch unentschlossen gewesen waren, welche Parthey sie halten sollten, giengen zu ihm über; aber was allein für ein ganzes Kriegsheer galt, es lief Zeitung ein, daß Marius, nach tausend glücklich überstandenen Gefährlichkeiten, auf dem Wege sey, sich mit ihm zu vereinigen.

Wir haben diesen furchtbaren Feldherrn bereits aus Rom verbannen, und für einen Feind des Vaterlandes erklären sehen. Wir haben ihn in einem Alter von siebenzig Jahren, nach zahllosen Siegen und sechs Consulaten genöthigt gesehn, unbegleitet und zu Fuße vor denen, die sein Leben suchten, zu fliehen. Lange wanderte er in diesem verlassenen Zustande umher. Seine Gefahr mehrte sich mit jedem Tage, und seine Verfolger näherten sich ihm immer dichter. In dieser Verlegenheit mußte er sich in den Morästen von **Minturnum** verbergen, wo er eine ganze Nacht in einem Froschpfuhle zubrachte. Bey Tages Anbruch verließ er diesen ekeln Aufenthalt, und wandte sich seewärts, in Hofnung ein Schiff zu finden, das seine Flucht erleichtern möchte. Da er aber von einigen Einwohnern erkannt und entdeckt wurde, ward er mit einem Halfter um den Hals in eine benachbarte Stadt geschleppt, und hier, noch immer von Kothe starrend, ins Gefängniß geworfen.

Um dem Senatschlusse Folge zu leisten, schickte der Befehlshaber des Ortes einen cimbrischen Sclaven ab, den Gefangnen zu tödten. Der Barbar war aber kaum in den Kerker getreten, als er, von des

alten

alten Feldherrn fürchterlichem Geſicht überraſcht und entſetzlicher Stimme angedonnert, betäubt da ſtand, und die barſche Frage: **biſt du es der Cajus Marius umbringen darf?** nicht zu beantworten vermochte, ſondern das Schwert zu Boden warf, davon lief und ausrief, daß er es unmöglich fände, ihn zu tödten. Der Befehlshaber betrachtete den plötzlichen Schreck des Sclaven als eine günſtige Vorbedeutung für den unglücklichen Verbannten, und gab ihm auf der Stelle nicht nur die Freyheit, ſondern auch ein Schiff, das ihn auf gut Glück nach Italien führen konnte. Er eilte itzt, was er konnte, nach der Inſel **Aenaria**, ward aber durch einen Sturm von ſeinem fernern Wege abwärts, und an die Küſte von Sicilien verſchlagen. Hier wollte ein römiſcher Quäſtor, der ſich grade an dem Orte befand, ihn greifen laſſen, und Marius verlor bey der Gelegenheit ſechszehn von ſeinen Leuten, die ſeinen Rückzug zum Schiffe deckten. Nachher landete er in Africa, in der Gegend von Carthago. Melancholiſch beſuchte er die Stäte, wo die gewaltige Stadt ehedem geſtanden hatte, und ſaß eine ganze Weile unter ihren Trümmern. Der Prätor, der hier gebot, befahl ihm ſich zu entfernen. Marius beſann ſich, daß er dieſem Menſchen zur Zeit der Noth einſtens einen erheblichen Dienſt geleiſtet hatte, und konnte ſeinen Unmuth über den Undank der Menſchen nicht erſticken. **Geh**, ſagte er zu dem, der ihm jenen Befehl überbrachte, **geh und ſage deinem Herrn, du habeſt Marius unter den Trümmern von Carthago ſitzen ſehen!** Dann ſchiffte er ſich wieder ein und nicht wiſſend, wo er, ohne einen Feind zu treffen, landen ſolle, verbrachte er den Winter auf dem Meere. Stündlich erwartete er die Rückkunft eines Boten von ſeinem Sohne, den er abgeſchickt hatte, um einen africaniſchen Fürſten, Jalmens

Mandraſtal um Schutz anzuſprechen. Nach langem Harren langte, ſtatt des Boten, ſein Sohn ſelbſt an. Mühſam war er dem unwirthlichen Hofe dieſes Monarchen entronnen, der ihn nicht als einen Freund, ſondern als einen Gefangnen zurückbehalten hatte, und kam noch eben zeitig genug zurück, um ſeinem Vater ein gleiches Schickſal zu erſparen. In dieſer Lage erfuhren ſie, wie thätig ſich Cinna für ihren Vortheil verwende, und eilten ſogleich, ſich mit ihm zu vereinigen.

Sobald Cinna ihre Annäherung erfuhr, ſchickte er ſeine Lictorn, um ſie mit allen möglichen Ehrenbezeugungen einzuholen. Aber Marius verbat dieſelben; er ſandte die Lictorn als ſeiner verworfenen Lage wenig angemeſſen zurück, und blieb vorſetzlich in dem armſeligen Gewande, das er während ſeines Unglücks getragen hatte. Sein Bart war lang und ungekämmet, ſein Schritt langſam und feyerlich, und alle ſeine Geberden zeigten verſchloſſenen Ingrimm und tiefbrütende Rachgier. So wanderte er in den Städten umher, und ermahnte ſie, ſeiner Sache, die er ihnen als die ihrige vormahlte, ſich anzunehmen. Fünfhundert der vornehmſten Bürger Roms giengen heraus, ihm zu ſeiner Rückkehr Glück zu wünſchen; ein beträchtlicher Haufe Veteranen, die unter ſeinen Fahnen gefochten hatten, kamen und boten ihm ihre Dienſte an. Um ſeine Stärke noch mehr zu vermehren, ließ er für alle Sclaven, die ſich mit ihm vereinigen würden, Freyheit ausrufen, und nun ſtrömten aus allen Gegenden zahlreiche Schaaren dieſes Geſindels in ſeinem Lager zuſammen. Sein erſtes Unternehmen war, daß er Oſtia mit Sturm einnahm; dann näherte er ſich mit ſeinem ganzen Heere der Hauptſtadt, und ſtellte ſich auf der Höhe Janiculum, welche

Rom

Rom überſchauete. Hier ſties Cinna mit einem gleich zahlreichen Heere zu ihm, und nun beſchloſſen beyde, ihre Vaterſtadt zu belagern.

Der Senat und die Conſuln waren itzt beynahe zur Verzweiflung getrieben. Es war zu ſpät, nach Sylla zu ſenden, der in Aſien Lorbeern ſammelte, während ſeine Parthey daheim am Rande des Untergangs ſchwankte. Cnejus Pompejus commandirte ein Heer bey Rom; aber ſein Betragen war ſo zweydeutig, daß kein Theil ſich auf ihn, den beyde fürchteten, verlaſſen konnte. Sie ſchickten zum Metellus, der mit einem Corps Truppen im Lande der Samniter ſtand; aber ſtatt ihnen zu Hülfe zu eilen, giengen alle ſeine Soldaten zum Marius über. So von allen verlaſſen, ſahen ſie täglich die Flecken um die Stadt her einnehmen und plündern, und groſſe Schaaren Sclaven zu dem Feinde übergehn. Nichts blieb in dieſer Enge ihnen übrig, als Unterwerfung. Sie ſchickten Geſandten an die beyden Feldherrn, durch welche ſie dieſelben ihrer Ergebenheit verſichern, und ſie erſuchen lieſſen, friedlich in die Stadt einzuziehn und ihrer Mitbürger zu ſchonen. Aber Cinna weigerte ſich ihnen einiges Gehör zu geben, bis er wiſſe, auf was Weiſe man ihn anreden würde, ob als einen Privatmann oder als Conſul und erſten Staatsbedienten. Dies verurſachte einige Verlegenheit. Aber zu einer Zeit, wo Unterwerfung die einzige Wahl war, wär' es vergeblich geweſen zu rathſchlagen. Cinna ward ins Conſulat wieder eingeſetzt und empfieng itzt förmlich die Geſandten des Senats, die ihn in die Stadt luden und ihn erſuchten, die Pflichten ſeines Amtes zu verrichten. Zugleich baten ſie ihn, ſich ſeiner Mitbürger zu erbarmen, und bemüheten ſich, ihn zu einem Eide zu bereden, daß er niemand anders

als in gesetzlicher Form. und den alten Gebräuchen Roms gemäß, verdammen wolle. Cinna weigerte sich des Eides, versprach aber, daß seinetwegen kein Mensch sterben solle. Während dieser ganzen Unterredung stand Marius neben des Consuls Stuhle; er beobachtete ein tiefes Stillschweigen, seine grimmige Mine aber, und seine feuerschleudernden Augen waren nur zu sichre Anzeichen des Blutbades, über welchem seine Seele brütete.

Nach geendigter Unterredung zeigten sich Marius und Cinna mit ihren Völkern an den Thoren der Stadt. Cinna zog von seiner Wache begleitet voraus; Marius aber blieb stehn, und weigerte sich, herein zu kommen, anführend, er sey durch ein Volksdecret verbannt worden und müsse erst durch ein Volksdecret wieder aufgenommen werden. So suchte er den Grausamkeiten, die er im Sinne hatte, den Schein der Gerechtigkeit zu geben, und während er mit dem Untergange von tausenden umgieng, erkünstelte er die gewissenhafteste Ehrfurcht für die Gesetze. Seinem Verlangen zufolge ward das Volk versammelt, und schon fieng man an das Verbannungsurtheil umzustoßen, schon hatten drey Tribus ihre Stimmen gegeben, als unfähig seine Rachgier länger zu zügeln, er an der Spitze seiner Wache in die Stadt drang, und alles, was ihm zuwider gewesen war, ohne Schonung und Erbarmen niederhieb. Octavius der Consul ward in seinem Ehrenstuhle umgebracht. Merula, der an Cinnas Stelle zu seinem Gehülfen war erkohren worden, tödtete sich selbst, um nicht in des Feindes Hände zu fallen. Cajus und Lucius Julius, Serranus, Lentulus, Numitorius, und Bebius, lauter Senatoren vom ersten Range, wurden in den Straßen geschlachtet, ihre Köpfe vors Ro-

strum

ſtrim aufgeſteckt, und ihre Leichname den Hunden vorgeworfen; manche andre hatten das nehmliche Schickſal. Marius Bluthunde, nichts denn Mord und Rache athmend, durchſtießen Familienväter in ihren eignen Häuſern, entehrten die Keuſchheit der Matronen und ſchleppten ihre Kinder gewaltſam weg. Manche, die des Tyrannen Wuth zu begütigen ſuchten, wurden auf ſeinen Befehl in ſeiner Gegenwart hingerichtet; manche, die ihn nie beleidigt hatten, wurden ums Leben gebracht, und zuletzt nahten ſeine eignen Diener ſich ihm nie anders, denn zitternd. Nachdem er ſolchergeſtalt ſeine Feinde beſtraft hatte, vernichtete er alle Geſetze, die ſein Nebenbuhler gegeben hatte, und wählte ſich und Cinna zu Conſuln. Rachgier und Ehrgeiz, ſeine beyden herrſchenden Leidenſchaften, waren itzt überſättigt, und grade, als wollte er die Pyramide von Leichnamen, die er aufgethürmt hatte, mit ſeinem eignen vollenden, ſtarb dieſer Mann, der einſtens ſein Vaterland gerettet, itzt aber es mit Blut überſchwemmet hatte, ohngefähr einen Monat nachher, ſiebenzig Jahr alt, und nicht ohne den Verdacht, daß er ſein Ende freywillig beſchleunigt hatte.

Während dies in Rom geſchahe, fecht Sylla wider den Mithridates mit erſtaunungswürdigem Glücke. Mithridates, welcher hundert und funfzigtauſend Römer mit kaltem Blut in ſeinen Staaten hatte umbringen laſſen, ſchickte wider Sylla ſeinen Feldherrn Archelaus, der aber mit dem Verluſt einer unglaublichen Menge Menſchen bey Athen geſchlagen ward. In einer zweyten Schlacht gewann der Römer alle Länder wieder, die Mithridates bisher uſurpirt hatte, und bald nachher gieng auch des Königs Flotte verloren. Beyde Partheyen neigten ſich itzt zu einem Vergleich; Mithridates, aus dem Gefühl ſeiner

Schwäche, Sylla aus Begierde, nach Rom zurückzukehren, um an ſeinen Feinden thätige Rache zu üben. Ein Friede kam dem zu Folge bald nachher zu Stande, Kraft deſſen Mithridates die Kriegeloſen erſetzen, und mit ſeinen ererbten Herrſchaften ſich begnügen ſollte. Nachdem Sylla auf dieſe Art den aſiatiſchen Krieg in weniger als drey Jahren zu einem ehrenvollen Ziele gebracht hatte, bereitete er ſich zu ſeiner Heimkehr. Vorläufig hatt' er dem Senat ſchriftlich vorgeſtellt, wie große Dienſte er dem Staate geleiſtet, und mit welchem Undank die Neider ſeines Glückes ihm vergolten hätten; fürchterlich hatt' er ihnen gedrohet, daß er bald mit einem ſiegreichen und mächtigen Heere an Roms Thoren ſeyn, und an ſeinen und des Staates Feinden eine blutige Rache nehmen würde. Der Senat, der itzt mehr als eine von Marius geſchaffne Parthey, denn als unabhängiger Beſchützer Roms zu betrachten war, zitterte vor den Folgen von Syllas Rückkehr. Das neue Blutbad bereits ahndend, ſchickt' er Abgeordnete, die mit ihm unterhandeln und jede Bedingung zugeſtehn ſollten, wofern er ihnen nur die Grenzen ſeiner Rache wolle wiſſen laſſen. Er befahl ſogar Cinna'n, der, wie oben bemerkt worden, zugleich mit Marius zum Conſul gewählt ward, ſeine Werbungen abzubrechen, und ihnen durch zeitige Unterwerfung Syllas Gnade erbitten zu helfen.

Allein Cinna wußte zu gut, wie wenig Mitleid er von ſeinem Gegner zu erwarten habe, und ſtatt dem Senat zu gehorchen, gab er ihnen eine entſchlüpfende Antwort, ſetzte ſeine Rüſtungen eifrigſt fort, und beſchloß ſich Syllan ſogar in Aſien zu widerſetzen, und unter dem Vorwande, daß alles, was bisher wider den Mithridates gethan worden, gegen die Einwilli-

gung

gung und die Autorität des Senats geſchehen ſey, ein Heer dahin zu ſenden. Wirklich ſchickte er ein Corps Truppen dahin, und zwar unterm Befehle des **Valerius Flaccus** ſeines Gehülfen im Conſulat. Da dieſer Anführer aber im Felde noch ſehr unerfahren war, ſo ward ihm **Fimbria**, ein alter berühmter Krieger, zugeordnet und angewieſen, durch ſeine Erfahrung die Raſchheit des Feldherrn zu zügeln. Die beyden Feldherrn zerfielen aber gar bald mit einander. Der Bruch ward jeden Tag weiter, und endlich entſetzte der Conſul Fimbria'n des Commando's. Aber Zutrauen und Ordnung waren in den kriegeriſchen Zweigen der Staatsverwaltung itzt eben ſo völlig dahin, als in den bürgerlichen. Fimbria, ſtatt ſich ſeinem Obern zu unterwerfen, brachte ſeine Sache vors Heer; ein allgemeiner Aufſtand folgte; der Conſul verſuchte zu entrinnen, ward aber im Boden eines Brunnens entdeckt, herausgezogen und von ſeinen eignen Soldaten ermordet. Itzt übernahm Fimbria den Oberbefehl, und führte ſein Heer wider den Mithridates, über welchen er einen herrlichen Sieg erfocht. Vielleicht würde er ſeinen Triumph über dieſen Monarchen vollendet haben, wenn nicht der nehmliche Ungehorſam, deſſen er ſich gegen ſeinen eignen Befehlshaber ſchuldig gemacht hatte, von den Soldaten auch wider ihn wäre ausgeübt worden; denn als ſich Sylla bald nachher näherte, ſo riſſen alle ſeine Leute aus, um ſich mit ihren Mitbürgern im andern Heere zu vereinigen; Fimbria ſich ganz verlaſſen ſehend, flüchtete in den Tempel des Aesculaps zu Pergamus und fiel in ſein Schwert. Da die Wunde aber nicht tödlich war, ſo richtete ſein Sclave ihn vollends hin, und erwürgte ſich dann ſelbſt über dem Leichnam ſeines Herrn.

Der üble Ausgang dieſer Unternehmung hinderte Cinna nicht, ſeine Zurüſtungen wider ſeinen Gegner eifrigſt fortzuſetzen. Verſtärkt durch Carbo, der an des erſchlagenen Valerius Stelle gewählt worden war, und durch den jungen Marius, der ſeines Vaters Fähigkeiten und Ehrgeiz geerbt hatte, beſchloß er einen Theil der zuſammengebrachten Macht nach Dalmatien zu ſchicken, um ſich Sylla'n zu widerſetzen, noch eh' er nach Italien käme. Einige Truppen wurden eingeſchifft; da dieſe aber durch einen Sturm zerſtreuet worden waren, ſo weigerten ſich die zurückgebliebenen, ſchlechterdings zur See zu gehn. Ergrimmet über ſolchen Ungehorſam ſtürmte Cinna heran, um ſie zu ihrer Pflicht zu bringen. Einer der aufrühreriſchſten Soldaten ward von einem Officier geſchlagen, erwiderte den Schlag und ward feſtgeſetzt. Dieſe unzeitige Strenge verbreitete Tumult und Aufruhr durch das ganze Heer, und während Cinna ihn zu beſchwichtigen ſich bemühte, ward er im Gedränge von Jemanden durch den Leib gerannt. So ſeines Oberhauptes beraubt verharrte das Heer eine Zeitlang unter Carbo, der ohne Gehülfen das Conſulat behielt. Im folgenden Jahre wurden **Urbanus** und **Scipio** zu Conſuln erwählt; neue Werbungen wurden angeſtellt, und die Angelegenheiten der Parthen ſchienen ein günſtiges Anſehn zu gewinnen. Man zweifelte gar nicht, daß Sylla wegen der neulich erlittenen Kränkungen ſich ſchrecklich rächen und alle Volksgeſetze, die in ſeiner Abweſenheit waren durchgetrieben worden, übern Haufen ſtürzen würde; der ganze niedrige Theil der Bürger und die Mehrheit des Senates waren daher wider ihn; jener aus democratiſchen Grundſätzen, dieſer aus Furcht. So ſtrömte aus allen Theilen Italiens eine große Menge Volks zuſammen, um die Conſuln zu unterſtützen;

ſtützen; und dieſe ſahen ſich in kurzer Zeit an der Spitze eines Heeres, das des Sylla ſeinem, deſſen Annäherung von allen Ständen der Menſchen ſo ſehr gefürchtet wurde, überlegen war.

Während ſolcher Anſtalten eilte Sylla, in langen und forcirten Märſchen ins Vaterland, das er mit Blut zu überſchwemmen dachte, zurückzukehren. In **Dyrrachium**, wo er ſich nach Italien einſchiffen wollte, hielt' er eine Rede an ſein Heer, und bat ſie, ſich durch einen Eid verbindlich zu machen, auf immer getreulich bey ihm auszuharren. Einmüthig leiſteten ſie dieſen Eid, und um ihn noch mehr von ihrer Aufrichtigkeit zu überzeugen, boten ſie ihm zu Beſtreitung der Kriegskoſten alles Geld an, was ſie in den letzten Feldzügen gewonnen hatten. Sylla, über ihren Eifer entzückt, verbat ihr Anerbieten, und verhieß ihnen viel größere Belohnungen als er bis dahin ihnen hatte zugeſtehen können; dann ſchifft' er ſeine Truppen ein, und landete nach einer günſtigen Fahrt zu **Brundus**.

Bald nach ſeiner Ankunft kamen die Ueberbleibſel ſeiner geſprengten Parthey, die Marius Achterklärungen entkommen waren, um ſich mit ihm zu vereinigen. Metellus war der erſte und brachte ein ſtarkes Corps Truppen mit, das er unterweges geſammlet hatte. **Marcus Craſſus** kam ſo wie **Cethegus** mit neuen Verſtärkungen; keine von dieſen allen aber war ihm angenehmer als die, welche **Cnejus Pompejus**, der in der Folge den Zunahmen des **Großen** erhielt, ihm mitbrachte. Dieſer Befehlshaber ſprühete damals die erſten Funken jenes Ehrgeitzes, der in der Folge mit ſo großem Glanze in dem Staate leuchtete. Wiewohl erſt drey und zwanzig Jahr alt, und damalen mit keinem öffentlichen Amte bekleidet,

fand er Mittel ein Heer von drey Legionen in Picänum aufzubringen, und Brutus, der die Truppen der Gegenparthey in dieſen Gegenden befehligte, zu ſchlagen. Noch verherrlichte er dieſen Sieg durch Erlegung eines Feldherrn der galliſchen Reuterey in ehrenvollem Zweykampf, weshalb ihn Sylla, dem des Jünglings künftige Größe ahndete, mit der größten Achtung empfieng.

Der Bürgerkrieg war itzt beſchloſſen. Schon näherten die beyden Heere ſich einander, als Sylla zu verſuchen beſchloß, in wie weit ſeine aus Aſien mitgebrachten Reichthümer wohl fähig wären, die Macht des Feindes ohne Schwertſtreich zu erſchüttern. Zu dem Ende ſtellte er ſich, als hab' er wenig Luſt zu ſchlagen, und ſchickte Botſchaften an den Conſul Scipio, der gegen ihn commandirte, mit Friedensvorſchlägen. Der Conſul, der nichts eifriger als den Frieden wünſchte, kam ſeinem Vetragen bereitwilligſt entgegen, verlangte aber einige Zeit, um mit ſeinem Gehülfen Urbanus über eine Maasregel, welche beyde gleich nahe angieng, zu unterhandeln. Dies war alles, was Sylla wünſchte. Denn da mittlerweile ein Waffenſtillſtand geſchloſſen ward, giengen ſeine Soldaten ins andere Lager, prunkten hier mit den Reichthümern, die ſie in ihren Feldzügen erworben hatten und erboten ſich, ſie mit ihren Mitbürgern zu theilen, im Fall ſie zu ihrer Parthey übergehn wollten. Das ganze Heer erklärte ſich einmüthig für Sylla, und Scipio wußte nicht eher, daß er verlaſſen und verrathen war, bis er es von einer feindlichen Parthey erfuhr, die in ſein Zelt kam, und ihn und ſeinen Sohn gefangen nahm. Sylla behandelte ihn jedoch mit großer Mäßigung. Er erlaubte nicht, ihm das mindeſte Leid zuzufügen, ſondern verſuchte alle

ſeine

seine Künste ihn zu seiner Parthey hinüberzuziehn. Da er ihn aber in dieser Hinsicht unerweichlich fand, so gab er ihn edlerweise frey, nachdem er sich bloß von ihm hatte versprechen lassen, daß er während des Restes seines Consulats nicht wider ihn fechten wollte.

Aufgemuntert durch einen so glücklichen Erfolg, beschloß er, die nehmlichen Künste auch gegen das andere Heer zu versuchen, das Urbanus der andere Consul wider ihn anführte. Er schickte Abgeordnete zu ihm, die eine Unterredung vorschlagen mußten, aber Urbanus, durch seines Gehülfen Unfall gewitzigt, sperrte die Botschafter ein, und eilte Sullan zu überraschen. Ein Gefecht folgte, in welchem Sylas Truppen, wiewohl unvorbereitet angegriffen, durch Tapferkeit ersetzten, was ihnen an Ordnung abgieng. Urbanus verlor siebentausend Mann, und war gezwungen, mit dem Rest seines Heeres nach Capua zu flüchten.

Nun begann Italien alle Verheerungen und alles Elend eines erklärten Bürgerkrieges zu fühlen; auch ermüdeten beyde Theile nicht, durch alle mögliche geheime Ränke, Bestechungen und Vorspiegelungen jede die Parthey des andern zu schwächen. Den ganzen Winter hindurch sahe man die Emissarien beyder Theile die Staaten Italiens durchwandern, und zur Verstärkung ihres Anhangs jede Kunst der Beredsamkeit und Bestechung verschwenden. Sylla war vorzüglich Meister der Verführungskunst; große Geldsummen, die er in Asien zusammen geplündert hatte, wurden zu Verstärkung seines Anhanges über das ganze Land ausgegossen, sogar über die barbarischen Völkerstämme der Gallier. Auf der andern Seite erklärten sich die Samniter, vierzigtausend Mann, für Carbo, seinen Hauptgegner, welcher nebst dem jungen Marius, von welchem diese Parthey sich

große

große Hoffnungen machte, zum drittenmal zum Conſul gewählt wurde. Die Kriegsoperationen, die während des Winters geſchlummert hatten, wurden mit verdoppelter Lebhaftigkeit im folgenden Frühlinge wieder eröffnet. Marius bot an der Spitze von fünf und zwanzig Kohorten Sylla die Schlacht an, und dieſer Feldherr, der wohl wußte, wie ſeines Gegners Völker gegen ihn geſonnen waren, eilte ſie anzunehmen. Anfangs ſchien der Ausgang des Treffens zweifelhaft; aber grade als der Sieg zu ſchwanken anfieng, lief ein Theil von Marius Truppen, der vorhin beſtochen worden, davon, und entſchied das Schickſal des Tages. Umſonſt bemühte ſich Marius die Flüchtlinge wieder zu ſammeln. Auch er mußte, wiewohl der letzte, fliehen und Präneſte ein feſter Ort, der noch immer getreulich auf ſeiner Seite beharrte, öffnete dem Fliehenden ſeine Thore. Sylla verfolgte ihn auf dem Fuße, und berannte die Stadt auf allen Seiten. Nachdem er ſie nun dergeſtalt eingeſchloſſen hatte, daß weder die Belagerten entrinnen noch von außen Verſtärkung hineingeworfen werden konnte, marſchirte er mit einer Abtheilung ſeines Heeres nach Rom.

Marius Anhänger, von ſeiner Niederlage unterrichtet, verließen eilfertigſt die Stadt, ſo daß Sylla ſich ihr ohne Widerſtand näherte. Die Einwohner, durch Hunger und Schwert verdünnet, eröffneten ihm die Thore. Er zog aufs Forum, verſammelte das Volk, und ſchalt ihre Treuloſigkeit. Dann ermahnte er ſie, nicht bange zu ſeyn, denn er ſey noch immer geſonnen, ihnen zu vergeben und ſie zu beſchützen. Er bemerkte, daß der Drang der Zeiten ihn nöthige, nachdrückliche Maasregeln zu nehmen, daß aber keine, als ihre und ſeine Feinde, leiden ſollten. Dann ließ

er

er die Güter der Entflohenen verkaufen, und nachdem er eine kleine Beſatzung in der Stadt zurück gelaſſen hatte, kehrte er zur Belagerung ſeines Nebenbuhlers zurück.

Der junge Marius that ſeiner Seits alles mögliche, um ſich Luft zu ſchaffen. Aber alle ſeine Entwürfe wurden Sylla'n verrathen, eh' ſie in Ausübung gebracht wurden. Wohin er immer ſeine Ausfälle berechnet hatte, da, fand er, hatte auch Sullas Unterbefehlshaber die nöthigen Gegenanſtalten getroffen. Aufgebracht durch dieſe beſtändige Vereitlung ſeiner Verſuche, den Feind entweder zurückzuſchlagen, oder ihm zu entrinnen, überließ er ſich jener Rachgier, die den Charakterzug ſeiner Familie ausmachte, ſchrieb ſein übles Glück den Verrätherenen von Leuten zu, die ſich neutral ſtellten, während ſie heimlich Sullan begünſtigten, und befehligte Brutus, den Prätor Roms, alle Senatoren, die er der Gegenparthey ergeben glaubte, hinzurichten. Dieſem grauſamen Befehl gehorchte Brutus unverzüglich, und manche vom erſten Range, unter denen ſich auch Domitius Antiſtius und Scävola befanden, wurden erſchlagen, da ſie eines Tages aus dem Senathauſe herauskamen. So mußte Rom bluten, es mochte ſiegen, welche Parthey da wollte.

Itzt im höchſten Grade wider einander erbittert, und aller Hofnung wechſelſeitiger Verſchonung entſagend, lieferten die beyden Partheyen einander verſchiedene und blutige Gefechte. Marius hatte den Vortheil der Anzahl, Sylla den ungleich größern der Eintracht und Disciplin auf ſeiner Seite. Carbo, der ein Heer für Marius commandirte, ſchickte acht Legionen nach Präneſte, um ſeinen Gehülfen zu befreyen; aber Pompejus überraſchte ſie in einem engen Paſſe, hieb ihrer ein Theil in Stücken, und

ſprengte

sprengte die andern auseinander. Bald nachher wagte sich Carbo, von Urbanus verstärkt, an den Metellus, ward aber mit einem Verlust von zehntausend Gebliebenen und sechstausend Gefangnen überwunden. Nach dieser Niederlage tödtete Urbanus sich selbst, und Carbo floh nach Africa, wo er eine Zeitlang herumirrete, endlich aber dem Pompejus ausgeliefert wurde, der ihn dem Sylla zu gefallen enthaupten ließ. Noch war ein zahlreiches Heer Samniter im Felde, angeführt von verschiedenen römischen Feldherrn, und von Telesinus, der, wiewohl ein Samniter, sich eine Stelle neben den größten Befehlshabern seiner Zeit errungen hatte. Zu ihnen stieß bald nachher Carinus, der an der Spitze von vier Legionen hartnäckig auf Fortsetzung des Krieges bestand. Itzt beschlossen die Feldherrn, durch einen verzweifelten Versuch entweder Präneste zu entsetzen, oder in dem Versuche umzukommen. Dem zufolge rückte Telesinus mit großer scheinbarer Kühnheit vor, und schien die feindlichen Umschanzungslinien durchbrechen zu wollen. Sylla leistete an der Spitze eines sieggewohnten Heeres ihm tapfern Widerstand, während Pompejus Befehl erhielt sich hinten hinum zu schwenken, und ihm in Rücken zu fallen. Aber der Samniter war ihnen zu klug. Aus den Bewegungen des Feindes errieth er seine Absichten, führte sein Heer bey Nacht davon, und eilte mit forcirten Märschen den nächsten Morgen die Hügel, welche Rom beherrschten. Diese unglückselige Stadt hatte grade Zeit genug ihre Thore zu verschließen, und dem augenblicklichen Eindringen des Feindes zu wehren. Er hoffte aber die Stadt in einem raschen Sturm wegzunehmen, und nachdem er seine Krieger an ihre alte Feindschaft wider Rom erinnert, und mit der Hofnung unermeßlicher Schätze, die nach Eroberung

der

der Stadt die ihrigen seyn würden, angefeuert hatte, führte er sie kühnlich zu den Mauern. **Appius Clandius**, der damalen in Rom und Syllan ergeben war, that einen Ausfall, mehr in Hofnung die Stürmenden aufzuhalten, als ganz zurückzuschlagen. Die Römer fochten mit jener Tapferkeit, die das Bewußtseyn, man kämpfe für das Liebste was man hat, einflößt. Aber Appius blieb im Gefecht, und die übrigen, durch ihres Feldherrn Verlust entmuthigt, rüsteten sich die Flucht zu nehmen; als grade zu rechter Zeit eine Parthey syllaischer Reuter an den gegenüber liegenden Thoren erschien, in die Stadt stürmte, ihre ganze Länge durchsprengte, und die Belagerer an der andern Seite angriff. Die Verzweiflung, mit welcher diese fochten, verzögerte die Entscheidung der Schlacht so lange, bis Sylla mit seinem ganzen Heere Zeit gewann zu kommen. Hier erfolgte ein allgemeiner und fürchterlicher Kampf zwischen dem samnitischen und römischen Heere. Tausende sahen die Bürger von den Mauern herab auf beyden Seiten fallen. Syllas linker Flügel wich, aber sein Unterfeldherr Crassus siegte auf dem rechten. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Schlacht, und erst mit dem folgenden Morgen fand Sylla sich im Besitz eines vollkommenen Sieges. Er besuchte das Schlachtfeld, auf welchem mehr denn funfzigtausend Erschlagne, Sieger und Besiegter, durcheinander lagen. Achttausend Samniter wurden gefangen und mit kaltem Blute nach der Schlacht nieder gemetzelt. Marcius und Carinus suchten zu entrinnen, wurden aber ergriffen, enthauptet, und ihre Köpfe auf Syllas Befehl um die Mauern von Präneste zur Schau getragen. Bey diesem traurigen Anblick verloren die von Mangel und Ermüdungen bereits ausgemergelten Einwohner alle übrige Hofnung, und ergaben sich.

Aber

Aber des Siegers unnachgiebigen Zorn zu erweichen war itzt zu ſpät; er befahl alles, was männlich war, hinzurichten. Marius, der Urheber ſo vieles Elendes, ward anfangs vermiſſet, und ſchon glaubte man, er ſey entronnen, als man ihn neben einem ſammitiſchen Feldherrn todt beym Ausgange eines unterirrdiſchen Ganges liegen fand, durch welchen ſie vermuthlich hatten entrinnen wollen, da ſie ihn aber beſetzt gefunden, ſich ſelbſt getödtet hatten. Die Stadt Norba war nun die einzige noch unbezwungene in Italien. Die Einwohner leiſteten einen langen Widerſtand, endlich ſteckten ſie, Präneſtens Schickſal eingedenk, ihre Stadt in Brand und wurden ein Raub der Flammen und ihrer Verzweiflung. Die Verheerung dieſes Ortes endigte den Bürgerkrieg. Sylla war itzt unbeſtrittener Herr des Vaterlandes und zog an der Spitze ſeines Heeres in Rom ein. Glücklich, hätt' er im Frieden den Ruhm behauptet, den er im Kriege erworben hatte, oder hätt' er aufgehört zu leben, da er aufhörte zu erobern.

Itzt nicht länger genöthigt die Larve der Gelindigkeit zu tragen, ſpielte er den Tyrannen ohne Rückhalt. Zuförderſt verſammelte er das Volk und verlangte, wofern ſie Begnadigung erwarteten, blinden Gehorſam von ihnen. Dann ließ er ausrufen, daß alle, welche die Verzeihung ihrer ehemaligen Beleidigungen erwarteten, ſie durch Vertilgung der Feinde des Staats verdienen ſollten. Dies war eine ganz neue Art der Achterklärung, die die Waffen aller wider alle richtete. Unzählige Menſchen kamen durch dieſe grauſame Maasregel um, die das Volk bevollmächtigte, einander wechſelſeitig zu zerſtören. Mißtrauen, Treuloſigkeiten, unnatürliche Verrätherey verwandelten Rom in eine Hölle. Achttauſend, die

dem

dem allgemeinen Blutbade entronnen waren, ergaben ſich dem Ueberwinder. Er befahl, ſie in die Villa publica, ein groſſes Gebäude auf dem Marsfelde, einzuſperren, und rief zu gleicher Zeit den Senat zuſammen. Hier ſprach er mit groſſem Fluſs und der geſetzteſten Ruhe von ſeinen eignen Thaten, während alle jene Elenden, die er hatte einſperren laſſen, auf ſeinen Befehl niedergemetzelt wurden. Der Senat, über das entſetzliche Geſchrey der Sterbenden ſich entſetzend, glaubte anfangs, daſs die Stadt der Plünderung frey gegeben würde. Aber Sylla benachrichtigte ſie mit kaltem Blute, es ſeyen nur einige Verbrecher, die auf ſeinen Befehl geſtraft würden, und ſie brauchten ſich über ihr Schickſal nicht zu beunruhigen. Tages darauf ächtete er vierzig Senatoren und ſechzehnhundert Ritter; nach zwey Tagen abermals vierzig Senatoren und eine unzählige Menge der reichſten Bürger Roms. Er erklärte die Kinder und Enkel der Gegenparthey für ehrlos und entkleidete ſie aller Rechte freyer Menſchen. Er verordnete in einem öffentlichen Edict, daſs alle, welche einige der Geächteten gerettet, oder beherberget hätten, an deren Stelle bluten ſollten. Er ſetzte einen Preis auf den Kopf aller derer, die dem Untergange geweiht waren, und zwey Talente waren der gewöhnliche Lohn eines Mordes. Gelockt durch ſolche Anerbietungen, ſahe man Sclaven ihre Herren umbringen, und was der Menſchheit noch empörender ſeyn muſste, Kinder, deren Hände noch von dem Blute ihrer Väter rauchten, kamen dreuſt und foderten den Lohn ihrer Unthat.

Auch waren die Feinde Sylla's nicht die einzigen, welche litten. Er erlaubte ſeinen Soldaten, auch ihren Privatgroll zu befriedigen, ſo daſs Ehemänner

von Buben ermordet wurden, die ihre Weiber zu genießen wünschten, und Kinder in den Umarmungen ihrer Eltern umkamen, die bald ihr Schicksal theilten. Reichthümer fiengen itzt an, den Besitzern gefährlich zu werden, und schon der Ruf einiges Vermögens galt für Verbrechen. **Aurelius**, ein friedlicher Bürger, fand, ohne einiges Verbrechen sich schuldig gemacht zu haben, seinen Nahmen unter der Zahl der Geächteten, und konnte sich nicht enthalten, vor seiner Ermordung auszurufen, daß er seinen Tod dem prächtigen Pallast verdanke, den er in Alba besaß. Aber mehr denn alle fühlte des Marius Bruder des Ueberwinders raffinirte Grausamkeit. Die Augen wurden ihm ausgerissen, Hände und Füße wurden ihm zu verschiedenen Zeiten abgehauen, und in diesem schrecklichen Zustande mußte er eines langsamen und quaalvollen Todes sterben. So viel Barbarey beschränkte sich nicht auf die Ringmauer Roms. Die Achterklärung erstreckte sich auch über die Einwohner Italiens. Ganze Gegenden und Städte wurden der gänzlichen Verheerung geweiht, und dann den Soldaten als Vergeltung ihrer Treue geschenkt, die, da sie immer mehr bedurften, ihren Feldherrn zu immer neuen Grausamkeiten aufmunterten. In diesem allgemeinen Blutbade entraun **Julius Cäsar**, der Cinna's Tochter geheyrathet hatte, dem Elende der Zeiten mit Mühe. Sylla ward überredet ihn leben zu lassen, wiewohl man ihn sagen hörte, **daß in diesem Cäsar viele Marius steckten.**

So viel willkührliche Gütereinziehungen und verschwenderische Wiederausspendungen konnten ohne den Besitz einer scheinbar rechtmäßigen Vollgewalt jedoch weder mit Sicherheit gemacht, noch genossen werden. Sylla beschloß daher sich mit der Dictatur

zu

zu bekleiden, kraft welcher Würde er alle bürgerliche und kriegeriſche Gewalt in ſeiner eigenen Perſon vereinigen und jeder Gewaltthätigkeit einen Anſtrich von Gerechtigkeit geben konnte. Er entfernte ſich daher auf eine Weile von der Stadt. Mittlerweile befahl er, daß das Volk zu Wiederherſtellung der Ordnung einen Dictator wählen ſolle, und zwar nicht auf eine beſtimmte Zeit, ſondern auf ſo lange, bis der Staat wieder in das gehörige Gleis eingelenkt wäre. Zugleich erſuchte er ſie, und wofür konnte ſein Anſuchen anders gelten als für Befehl? daß ſie ihn wählen möchten. Er ward gewählt und die Römer erhielten nun in der Perſon ihres **immerwährenden Dictators** einen Herrn, der mit uneingeſchränkterer Gewalt bekleidet war, als irgend einer ihrer alten Könige je beſeſſen hatte.

So begann der römiſche Staat, nachdem er alle Formen der Monarchie, Ariſtokratie und Demokratie durchwandert war, endlich in den Despotismus überzugehen, dem er, mancher ohnmächtigen Aufraffungen ohngeachtet, ſich nie völlig entwinden konnte. Um das Volk mit dem Schaugepränge der alten Verfaſſung zu täuſchen, erlaubte er ihm Conſuls zu haben, ſorgte aber dafür, daß niemand als ſeine eignen Creaturen dazu gewählt, und daß alle ihre Macht von ihm abgeleitet würde. Er modificierte die verſchiedenen Staatsbedienungen durch eine Anzahl neuer Geſetze. Er zerſtörte beynahe gänzlich die Macht der Tribunen durch die Anordnung, daß die, welche ſie verwalteten, unfähig ſeyn ſollten, irgend ein anderes Amt zu erhalten. Er ergänzte den Senat durch dreyhundert Ritter, und den Volkskörper durch zehntauſend Sclaven der Geächteten. Um dieſen Einrichtungen größere Feſtigkeit zu geben, eignete er ſich die Schätze des Staates zu, und verwandte ſie zu Ver-

mehrung seiner Anhänger und Verstärkung seiner Parthey; er schien zu glauben, daß er seine Creaturen nie genug belohnen könne, dafern sie ihm nur ungebundenen Gehorsam leisteten. Crassus, der bereits der reichste Mann im Staate war, ward nicht müde, immer neue Gunstbezeugungen zu verlangen, und die Güter der Geächteten unter dem Werthe anzukaufen. Pompejus verstieß Sylla zu Gefallen sein Weib Antistia, und heyrathete Emilien, des Dictators Stiefkind. Auf gleiche Weise wollte er auch Julius Cäsar zu Verstoßung seiner Cornelia nöthigen, aber dieser unerschrockene Jüngling mied lieber die Stadt und beschloß, nicht zu ihr zurück zu kehren, bis Sylla nicht mehr wäre.

Mit solcher launischen Eigenmächtigkeit fuhr Sylla fort zu herrschen, und niemand wagt' es sich ihm zu widersetzen. Das Schicksal Lucretius Offela bewies, wie gefährlich es sey, sich wider des Despoten Vollgewalt aufzulehnen. Ohne Rücksicht auf eins von Sylla's Decreten, kraft dessen sich niemand um das Consulat bewerben durfte, der nicht erst die niedern Staatsstufen durchgegangen war, wagte dieser Mann es dennoch sich zu dieser Würde zu melden. Da er der herrschenden Parthey verschiedene wichtige Dienste geleistet hatte, so glaubte er, daß ihn dies entschuldigen würde. In der That ward er anfangs auch bloß glimpflich erinnert, von seinem Vorhaben abzustehn; da er aber auf demselben beharrete, so befahl Sylla einem seiner Anhänger ihn nieder zu stoßen, und drohete, daß es allen eben so ergehn sollte, die sich unterstünden seinem Ansehn Trotz zu bieten. Durch Mittel, wie diese, erzwang er von allen den allerblindesten Gehorsam. So oft er ein Gesetz in Vorschlag brachte, versammelte sich das Volk,

Volk, nicht um über seine Schicklichkeit zu rathschlagen, sondern nur, um demselben seine Sanction zu geben. Von aller Theilnehmung an den Staatsgeschäften sah es sich gänzlich ausgeschlossen und nichts vor sich, als eine finstere Aussicht hofnungsloser und eiserner Sclaverei. So war die Lage der Dinge, als Sylla wider alle Erwartung die Dictatur niederlegte, nachdem er sie kaum drey Jahre besessen hatte.

Nicht ohne das äußerste Erstaunen sahe das Volk diesen Eroberer, der sich so viele Feinde in allen Ständen des Staats gemacht hatte, eine Gewalt, die er mit so vielen Gefahren errungen hatte, aufgeben und freywillig zur Stufe eines Privatmannes herabsteigen; aber seine Verwunderung vermehrte sich, als es ihn nach so manchen grausamen Handlungen und zahllosem Blutvergießen sich erbieten hörte, das Volk als Richter seines Betragens anzuerkennen, und sich vor ihm zu stellen, wann und wo es solches verlangte. Sein Betragen schien zu beweisen, daß es um diese Aeußerung ihm wahrer Ernst sey. Nicht nur beurlaubte er nach Niederlegung seines Amtes die Lictoren, sondern fuhr auch fort, ganz einsam und unbegleitet eine ganze Weile auf dem Forum herum zu spatzieren. Gegen Abend gieng er nach Hause und das Volk folgte ihm in einer Mischung von schweigendem Erstaunen und schüchterner Ehrerbietung. Von dieser ganzen großen Menge, die er so oft gemißhandelt und geschreckt hatte, fand sich keiner kühn genug, ihm Vorwürfe zu machen oder sich über ihn zu beklagen, einen einzigen jungen Mann ausgenommen, der ihn mit schmähenden Worten bis zu seiner Thür begleitete. Sylla verachtete einem so niedrigen Verunglimpfer zu antworten, wandte sich aber zu seinen Begleitern und bemerkte, daß dieses Menschen Ueber-

muth einen leicht hindern könnte, gleich ihm, die höchſte Würde niederzulegen. Nicht leicht iſt es zu entſcheiden, was Sylla zu dieſem unerwarteten Schritt bewogen habe; ob Eitelkeit oder tiefe Staatsklugheit; ob er, der Schmeicheleyen, die man ihm über ſeine Siege machte, müde, ſich ein Recht zu Schmeicheleyen anderer Art erwerben, oder ob er den Dolch irgend eines Meuchelmörders fürchtend, durch freywilliges Abtreten von ſeinem beneideten Standort den Haß entwaffnen wollte? Dem ſey wie ihm wolle, er begab ſich aufs Land, um die Freuden der Ruhe und des geſellſchaftlichen Lebens zu genießen, überlebte aber ſeine Entſagung nicht lange, ſondern ſtarb wenige Monate nachher an der ſogenannten Läuſekrankheit, der ekelhafteſten und demüthigendſten von allen. Er war der erſte von ſeiner Familie, deſſen Leichnam verbrannt wurde. Denn da er Marius Ueberbleibſel hatte aus dem Grabe nehmen, und in den Anio werfen laſſen, ſo beſorgte er für ſeine eignen ein ähnliches Schickſal, wenn er ſie auf die gewöhnliche Art beſtatten ließe. Kurz vor ſeinem Tode machte er ſich eine Grabſchrift des Inhalts: **daß kein Menſch ihn jemalen in der Kunſt übertroffen habe, beydes, ſeinen Feinden Böſes, und ſeinen Freunden Gutes zuzufügen.**

Sobald Sylla todt war, brachen die alten Zwiſtigkeiten, die durch die Schrecken ſeiner Allgewalt bisher unter der Aſche waren gehalten worden, wieder in lichte Flammen aus, aufgeſchürt von den beyden Conſuln **Lepidus** und **Catulus**, Männer von ganz entgegengeſetzten Partheyen und Geſinnungen. Entſchloſſen, es koſte was es wolle, Sylla's Anordnungen zu vernichten, und die verwieſenen Marier zurück zu rufen, fieng Lepidus ohne Heel und Rückhalt an, ſich

um

um den Beyſtand des Volks zu dieſem Unternehmen zu bewerben; ein Unternehmen, das, wiewohl an ſich nicht tadelnswürdig, jedoch zu einer Zeit, wo der Staat von den Wunden, die ihm in dem Bürgerkriege waren geſchlagen worden, noch lange nicht geneſen war, ohnmöglich gutgeheißen werden konnte. Auf der andern Seite widerſetzte ſich Catulus, voll Familienhaſſes wider den Marius, der ſeinen Vater getödtet hatte, den Abſichten ſeines Gehülfen aufs nachdrücklichſte. Lepidus ſah, daß er ohne die Waffen zu Hülfe zu nehmen, nichts ausrichten würde, und entfernte ſich zu dem Ende in ſein Gouvernement Gallien, von wannen der Ruf ſeiner Werbungen und kriegeriſchen Anſtalten ſo fürchterlich nach Rom erſcholl, daß der Senat ihn ſeiner Statthalterſchaft entſetzte. Sogleich brach er in Italien ein, und rückte an der Spitze eines zahlreichen Heeres auf Rom zu, um ein zweytes Conſulat zu verlangen. Für ſich hatte er verſchiedene der Vornehmſten und die guten Wünſche aller Tribunen, ſo daß er hofte, durch Begünſtigung des Volks in Sylla's Platz zu rücken, und die unumſchränkte Gewalt zu uſurpiren. Mittlerweile war auch Catulus Amtsführung abgelaufen. Aber der Senat übertrug ihm die Sorge den Staat zu vertheidigen, und Pompejus ward durch ein förmliches Senatsdecret ihm in gleicher Abſicht zugeordnet. Beyde Befehlshaber eilten ſogleich mit vereinigter Macht, Lepidus einzuholen, bevor er die Stadt erreichte, und ereilten ihn bey der milviſchen Brücke, ohngefähr vier Meilen von Rom, wo ſie ſein Heer gänzlich ſchlugen und zerſprengten. Aber noch blieb das ciſalpiniſche Gallien im Beſitze **Brutus**, ſeines Unterbefehlshabers, und des Vaters jenes Brutus, der ſich in der Folge wider Cäſarn verſchwor. Pompejus übernahm die Bezwingung dieſer Provinz, be-

lagerte Brutus in der Stadt Modena, fieng ihn und ließ ihn hinrichten. Lepidus war nach Sardinien entwiſcht und ſtarb hier bald nachher vor Gram, ſeine Hofnungen geſcheitert und ſein Vaterland von neuem in die Ketten der Ariſtokratie geſchmiedet zu ſehn.

Dennoch verbluteten die Hofnungen der Parthey an dieſer ſchweren Wunde noch nicht vollends. Ein noch gefährlicherer Feind lauerte in Spanien, und ließ es eine geraume Zeit unentſchieden, ob dieſe Provinz oder Rom das Oberhaupt der Welt ſeyn ſolle. Der Mann, von dem wir reden, war Sertorius, ein alter Krieger, der unter Marius erzogen worden und alle ſeine Tugenden erworben hatte, ohne von einem einzigen ſeiner Laſter beſchmitzt zu werden. Er war mäßig, gerecht, mitleidig und tapfer; aber an kriegeriſcher Geſchicklichkeit ſchien er es allen Feldherren ſeiner Zeit zuvor zu thun. Nach Demüthigung der Parthey des Marius fiel dieſer tapfere Mann in Sylla's Hände, der ihm ſeiner bekannten Mäßigung halber das Leben ſchenkte, bald nachher aber es bereuete, ihn ächtete und in die Nothwendigkeit verſetzte, in einer fernen Provinz einen Zufluchtsort zu ſuchen. Verbannt aus Rom irrt' er eine Zeitlang in Afrika und an den Küſten des Mittelmeeres umher, und rettete ſich endlich nach Spanien, wo ſich alle, die vor Sylla's Grauſamkeit flohen, zu ihm ſammelten, und von ihm zu einem Senat eingerichtet wurden, der der ganzen Provinz Geſetze gab. Durch ſeine feine Milde und Klugheit gewann dieſer Mann die Herzen der kriegeriſchen Einwohner ſo ſehr, daß er acht Jahre hinter einander wider die ganze Macht des römiſchen Staates Krieg führen konnte. Metellus, ein alter und erfahrner Feldherr ward zuerſt wider ihn abgeſchickt, von ſeinem Gegner aber ſo oft über-

überliſtet, daß der Senat nöthig fand, ihm ſeinen Liebling Pompejus mit den beſten Völkern des Reichs zu Hülfe zu ſchicken.

Sertorius behauptete ſich gegen beyde, und nach manchen Gefechten, in welchen der Sieg bald unentſchieden blieb, bisweilen ſich gänzlich für ihn erklärte, fieng er an auf nichts Geringers, als auf einen Einfall in Italien zu ſinnen. Alle ſeine Plane aber wurden durch die Verrätherey eines Unterfeldherrn vereitelt, der ſeinen ſteigenden Ruhm ihm mißgönnte. Der Nahme dieſes Elenden war Perpenna. Er war einige Zeit vorher mit den Ueberbleibſeln von Lepidus geſprengtem Heer zu ihm übergegangen, und ihm anfangs nicht unnützlich geweſen. Nachdem ſich aber eine Art von Eiferſucht unter ihnen entſponnen hatte, lud ihn Perpenna zu einem prächtigen Schmauſe, wo er anfangs ſeine Begleiter berauſchte, dann aber über Sertorius herfiel, und ihn verrätheriſcherweiſe ermordete. Dieſe barbariſche That war hinreichend, ſeine Parthey zu ſtürzen, als die allein durch den Ruf ihres Anführers aufrecht gehalten worden war. Perpenna ward mit leichter Mühe vom Pompejus überwunden und gefangen genommen, da denn die aufgeſtandenen Provinzen ſich ohne weitern Widerſtand unterwarfen. Der Sieger ward bey dieſer Gelegenheit einer eben ſo klugen als edelmüthigen That halber geprieſen. Um ſein Leben zu retten erbot Perpenna ſich, eine Menge wichtiger Dinge aufzudecken, und alle Papiere des Sertorius, worinnen verſchiedene Briefe an ihn von den vornehmſten Senatoren Roms ſich befanden, in ſeine Hände zu liefern. Allein Pompejus verwarf dies Anerbieten, ließ den Verräther hinrichten, und die Papiere ohne ſie geleſen zu haben, verbrennen. So entledigte er das

Volk ſeiner Furcht, und hinderte jene Ausbrüche der Verzweiflung, die das Bewuſtſeyn, entdeckt zu werden, ſo leicht hätte veranlaſſen können.

Pompejus Glück machte den Römern viele Freude. Noch war dieſer Feldherr in allen ſeinen Unternehmungen glücklich geweſen, und recht als wenn das Glück ein Vergnügen daran fände, ihm immer neue Gelegenheiten, ſeinem Vaterlande zu dienen, darzubieten, mußte er bey ſeiner Heimkunft aus Spanien auf einen Haufen empöriſcher Sclaven treffen, die Craſſus Schwert entronnen waren, und nun dem ſeinigen in die Schneide rannten. Dieſer Aufſtand, welchen Pompejus ſolchergeſtalt gleichſam im Vorbeygehn endigte, ward der Sclavenkrieg genannt, und entſprang von einigen Gladiatoren, die der Fechtſchule von Capua entſprangen, einen Haufen Sclaven auftrafften, den Prätor Glaber, der ſie zum Gehorſam bringen ſollte, über Haufen warfen, und nach dieſem glücklichen Streiche bald zu einem Heere von vierzigtauſend Menſchen anwuchſen. Mit dieſer Macht führten ſie unter Anführung ihres Feldherrn Spartacus drey Jahre hintereinander im Herzen Italiens einen nachdrücklichen Krieg, ſchlugen Conſuln und Prätoren und ſchwahten ſchon vom Angriffe der Hauptſtadt ſelber. Aber Craſſus ſammelte alle Völker, die dem Staat am nächſten lagen, und trieb ſie bis an die äuſſerſte Kante Italiens vor ſich her, wo ſie aus Mangel von Schiffen, worauf ſie hätten entrinnen können, dem gröſten Theile nach vertilgt wurden; unter ihnen fiel Spartacus, bis auf den letzten Odemzug in der Mitte ſeiner verzweifelnden Krieger tapfer kämpfend. Der Reſt dieſes elenden Heeres war es, der Pompejus, als er über die Alpen nach Hauſe kehrte, in die Hände fiel; und durch deſſen

Nie-

Niedermetzelung er, nach des Senats Ausdruck, den Krieg mit der Wurzel aushob. So endigten sich alle Bürgerkriege, die der Ehrgeiz Marius und Sylla erregt hatte, eine lange und jammervolle Periode, während welcher der Leser sich zu keinem Theile schlagen kann, angesehen alle gleich feil, grausam, niederträchtig und eigennützig sind. Die Republik war längst untergegangen; ihre alte Mäßigung und Redlichkeit war dahin, und wenig kümmert es Einen, wem es gelingt, ein höchst verdorbenes Reich zu überwältigen.

Nichts deste weniger waren während des so eben beschriebenen Zeitraums die Künste des Friedens angebaut, und ihrer Vollendung sogar nahe gebracht worden. **Plautus** und **Terenz** hatten schon einige Zeit vorher geblüht, aber **Lucretius**, der Stolz seines Zeitalters, ein eben so verwegner Dichter, als schwacher Philosoph, schmückte diese unglücklichen Zeiten, und entzückte durch den Zauber seines Versbaus. Die Gelehrsamkeit ward jedoch hauptsächlich nur von den Großen angebaut. Noch war der Luxus zu den niedrigern Ständen nicht tief genug herabgestiegen, um das Bedürfniß feinerer Lebensgenüsse in ihnen aufzuregen, und bekanntermaßen muß des Menschen Sinnlichkeit gewissermaßen erst befriedigt seyn, eh er daran denket, den geistigern Freuden der Fantasie nachzuhängen.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Von Syllas immerwährender Dictatur, bis zum Triumvirat Cäsars, Pompejus und Crassus.

Da gegenwärtig alle zwiespaltige Partheyen im Reiche gedämpft schienen, so hofte man, daß der Staat nun eine Zeitlang des gewünschten Friedens genießen und Zeit gewinnen würde, von dem mannichfaltigen Elende, darein die letzten Bürgerkriege ihn gestürzt hatten, allmälig zu genesen. Aber der Geist der Ehrsucht war einmal in ihn eingedrungen, und die Männer am Ruder hatten aus Syllas Beyspiel gelernt, daß es möglich sey, das stolze Rom zu unterjochen. Unter denen, die der Senat und das Volk gegenwärtig am meisten begünstigte, waren **Pompejus** und **Crassus** die vornehmsten. Beyde waren Eroberer, beyde dürsteten nach Gewalt, beyde trachteten zu deren Erweiterung sich beym Volke einzuschmeicheln. Pompejus haben wir schon als Jüngling an den Reichsangelegenheiten den thätigsten Antheil nehmen sehn; wir haben gesehn, wie er Syllas Parthey ergriffen und mit dem höchsten Glücke gefochten; wie er sich hierauf in Africa getummelt, und der erste aus dem Ritterstande einen Triumph erhalten; wie er zunächst wider den Lepidus aufgestanden, und jenes Heer, das Spanien inne hatte und von dem tapfern Sertorius angeführt wurde, überwunden habe; und wie er um diesem allen den Kranz aufzusetzen, noch eh' er das consularische Alter erreicht hatte, in seiner Abwesenheit mit dem Consulat beehrt werden. So ausnehmendes Glück hatte seinen Stolz entflammt und seine Ruhmbegierde angefeuert. Auf der andern

Seite

Seite beiferte ſich Craſſus nicht weniger, die Freundſchaft des Volks zu erlangen. Da er es an kriegeriſchem Ruhm ſeinem Gegner unmöglich gleich thun konnte, ſo ergriff er einen andern Weg, um zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er raffte Reichthümer zuſammen, und nützte das Unglück ſeines Vaterlandes, um Schätze aufzuhäufen, die daſſelbe in neue Drangſale verwickeln ſollten. Er pflegte zu ſagen, daß niemand für reich gehalten werden müſſe, der nicht ein Heer ernähren könnte, und in der That glich die Zahl ſeiner Vaſallen einem nicht kleinen Heere. Ueberdies hatt' er den Ruf eines guten Redners im Senat. Sein Umgang war ungezwungen und leutſelig. Jedem, der es bedurfte, ſtand beydes ſein Anſehn und ſein Beutel zu Gebote; alles Eigenſchaften, die nicht ermangelten, ihm auf die öffentlichen Geſchäfte einen großen Einfluß zu verſchaffen. Außer der Nebenbuhlerſchaft, die zwiſchen dieſen beyden Männern obwaltete, hatte Craſſus aber auch noch eine andere Urſache, auf den Pompejus zu zürnen, die nehmlich, daß dieſer ſich die Ehre anmaßete, den Sclavenkrieg geendigt zu haben, wofür doch jener auf Befehl des Senats bereits die Ehre des Triumphes genoſſen hatte. Beyde wünſchten itzt heimlich, einander zu untergraben, keiner um ſein Vaterland von der überwiegenden Gewalt eines ehrſüchtigen Bürgers zu befreyen, ſondern lediglich, um auf des andern Trümmern ſich empor zu ſchwingen.

Die erſte Gelegenheit, die zu Aeußerung ihrer wechſelſeitigen Eiferſucht ſich ihnen darbot, war bey Beurlaubung der Heere, mit denen ſie ihre Siege erfochten hatten. Keiner hatte Luſt den Anfang zu machen. Schon drohete dem Staate die Wiederholung der allerfürchterlichſten Unfälle. Endlich bezwang

zwang Craſſus ſeine Nachbegierde, und legte den Oberbefehl nieder, da denn der andere unverzüglich ſeinem Beyſpiel folgte. Zunächſt galt es die ſchwierige Frage, wem es gelingen würde, ſich beym Volk am meiſten einzuſchmeicheln. Craſſus bewirthete den Pöbel an tauſend verſchiedenen Tafeln, vertheilte Korn unter die Armen, und ernährte den größten Theil der Bürger beynahe drey Monden lang. Pompejus ſeinerſeits arbeitete an Niederreißung aller Schranken, welche Sylla dem Volksanſehn geſetzt hatte. Er gab den Rittern die gerichtliche Gewalt wieder, die ihnen anfangs von Gracchus war übertragen worden, und den Volkstribunen alle ihre ehemaligen Vorrechte. So wußte jeder ſeinen Privatabſichten die Farbe des öffentlichen Geiſtes aufzutragen, und was im Grunde bey allen beyden Ehrgeiz war, gewann bey dem einen den Namen der Freygebigkeit, bey dem andern jenen der Freyheitsliebe.

Pompejus Künſte ſchienen ihm jedoch für diesmal das Uebergewicht zu gewähren. Die Volkstribunen, die er in alle ihre Ehren und Würden wieder eingeſetzt hatte, glaubten, ihren Wohlthäter nie genug belohnen zu können; ſie bedurften bloß eine Gelegenheit, um ſeinen höchſten Ehrgeiz befriedigen zu können, und dieſe zeigte ſich ihnen bald. Eine Anzahl Seeräuber, die anfangs in Mithridates Dienſten geſtanden, hatten durch langes erfolgreiches Plündern aller, die das Unglück hatten, ihnen in die Hände zu fallen, große Schätze geſammelt, und viele tauſend Streiter aus verſchiedenen Völkerſchaften zuſammen gebracht. Sie wählten Cilicien zu ihrer Hauptniederlage, und, mit Seeräuberey hinfort nicht mehr zufrieden, verſuchten ſie es itzt auch, zu Lande Eroberungen zu machen. Italien ſelbſt war vor ihren

Strei-

Streifereyen nicht ſicher. Oft landeten ſie an den Küſten dieſes ſchönen Landes, und ſchleppten alles weg, was ſie bey ſolchen übereilten Einfällen zuſammen raffen konnten. Um ihren ſteigenden Uebermuth zu züchtigen, beſchloſſen die Römer, eine Flotte auszurüſten, die fähig wäre, ſie durchaus vom Erdboden zu vertilgen. Zu dem Ende brachte **Gabinius**, der Tribun, ein Geſetz in Vorſchlag, daß Pompejus mit unumſchränkter Gewalt gegen die Seeräuber auf drey Jahre zum Admirale gemacht werden, daß ſeine Macht ſich über das ganze Mittelmeer und alle Küſten deſſelben bis zu einer beſtimmten Linie landeinwärts erſtrecken, und daß er aus den öffentlichen Schätzen ſo viel Geld erhalten ſolle, als er zur Führung des Krieges zu bedürfen glauben würde. Dies Geſetz, dem der Senat ſich vergeblich zu widerſetzen bemühte, hätte Pompejus leicht zum Schaden des Vaterlandes mißbrauchen können; aber nichts gefährliches war von einem Manne zu befürchten, deſſen Handlungen bisher mehr Eitelkeit als Hang zur Alleinherrſchaft verrathen hatten.

So mit unumſchränkter Macht über die ganze Flotte ausgerüſtet, vertheilte Pompejus ſeine Unterbefehlshaber mit ſo vieler Klugheit in die verſchiedenen Buchten und Häfen der Mittelſee, daß er den Feind bald aus allen ſeinen Schlupfwinkeln hervorſtöhrte. Mittlerweile kreuzte er ſelbſt an der Spitze eines zahlreichen Geſchwaders im Meere auf und ab, um ſeine detachirten Völker bey jeder Erforderniß zu unterſtützen, und ihre Befehlshaber in den erforderlichen Fällen inſtru...en zu können. Durch ſolche Anſtalten nöthigte er den Feind in weniger denn vierzig Tagen in Cilicien, dem einzigen ihm übrigen Zufluchtsort, ſeine Sicherheit zu ſuchen. Hieher folgte

er

er ihm mit ſechzig ſeiner beſten Schiffe. Und wiewohl die Seeräuber ſich zum Schlagen vorbereitet hatten, ſo wurden ſie vom Anblick der Flotte und von dem Schrecken ſeines Nahmens dennoch dergeſtalt getroffen, daß ſie ſich ihm auf Gnade und Ungnade ergaben. Da ihrer mehr denn zwanzigtauſend waren, ſo wollte Pompejus ſie nicht gern ausrotten: ſie aber zu ihren alten Wohnungen zurückkehren zu laſſen, wäre nicht ſicher geweſen. Er verpflanzte ſie daher in Gegenden, die der See weniger nahe lagen, wies ihnen hier Ländereyen an, und vermehrte ſolchergeſtalt ſowohl das Gebiet, als die Unterthanen des römiſchen Reichs.

Dieſer abermalige glückliche Feldzug hatte Pompejus Ruhm ſo ſehr vermehrt, daß die Tribunen es hinfort leichter zu finden hofften, ihren Liebling noch höher zu erheben. Zu dem Ende that Manilius, einer aus ihrem Mittel, den Vorſchlag, daß alle Heere des Reichs, die Statthalterſchaft Aſien, und die Führung des Krieges wider den Mithridates ihm allein anvertrauet werden ſollten. Eine ſo groſſe und ſo unbegrenzte Macht konnte nicht ermangeln, die Eiferſucht des Senates aufzuregen. Sie betrachteten den Vorſchlag des Tribunen als nichts geringers, denn einen Verſuch, ihn zum Oberhaupt des Reichs zu erklären; und in der That verlieh derſelbe einem Manne, der ſchon Herr der Flotte war, auch eine unbegrenzte Macht zu Lande, und muſte es ihm nicht nur leicht, ſondern auch gemächlich machen, ſein Vaterland in Ketten zu ſchmieden. Das Gewicht dieſer Gründe, und mehr noch, das Anſehn des Senats, war im Begriff zu ſiegen, und die Tribunen ſelbſt ſchienen gerathen, ob ſie ihre Motion nicht zurücknehmen ſollten, als Marcus Tullius Cicero aufſtand, um das Geſetz zu unterſtützen, und den Tugenden des Pompejus

pejus den Zoll ſeiner Beredſamkeit zu zahlen. Es war dies das erſtemal, daß dieſer gewaltige Redner vor der Volksverſammlung auftrat, und es iſt leicht zu erachten, daß eine Beredſamkeit, die die Nachwelt bis auf den heutigen Tag entzückt, dämalen habe unwiderſtehlich ſeyn müſſen. Das Geſetz gieng ohne weitern Widerſpruch durch. Alle Tribunen beſtätigten es, und Pompejus ward einmüthig mit einer eben ſo großen Macht bekleidet, als jene war, die Sylla mit ſo viel Gefahr und Blutvergießen an ſich geriſſen hatte.

Da auch der Krieg wider den Mithridates zu Pompejus neuen Departements gehörte, ſo eilt' er die nöthigen Anſtalten zu dieſem Feldzuge zu treffen, und reiſte ſodann unverzüglich nach Aſien ab. Der Krieg wider dieſen Monarchen war einer der wichtigſten, die bisher von den Römern waren unternommen worden. Hier war von keinem Fürſten die Rede, der von Stolz und Schwelgerey entnervt, oder vom Schrecken des römiſchen Nahmens bereits durchdonnert war. Es war die Rede von einem mächtigen Könige, unverzagt in jedem Verhängniß, und gleich dem Löwen durch jede neue Wunde in neue Wuth geſtachelt. Seine Herrſchaften hatten überdies die möglichſt bequemſte Lage, um einem einbrechenden Feind zu wehren. Sie grenzten an die unzugängliche Bergkette des Caucaſus, deren wilde Einwohner er ins Feld ſtellen konnte. Sie erſtreckten ſich von dannen bis an den pontiſchen See, welchen ſeine Schiffe bewachten; überdies war er reich, und beſaß an den Scythen, einem Volke von unbezwinglicher Tapferkeit, eine unerſchöpfliche Quelle von Verſtärkungen. Ich habe ſchon des Widerſtandes gedacht, den er Sylla'n leiſtete, und des Friedens, zu welchem dieſer Feldherr ihn nöthigte; da ſolcher aber lediglich

eine Folge des Zwanges war, ſo dauerte es nicht länger, als hinlängliche Macht in der Nähe war, ihn zu Beobachtung deſſelben zu zwingen. Murena, welchen Sylla hinter ſich zurückgelaſſen hatte, verſuchte zwar ihn wieder zum Gehorſam zu bringen, erlitt aber, nach mancherley Unfällen, eine gänzliche Niederlage. Einige Zeit nachher gelang es Mithridates, den armeniſchen König Tigranes in ſein Bündniß zu ziehn. Durch ihn verſtärkt, griff er das Königreich Bithynien an, das er vorhin hatte abtreten müſſen, und das Nicomedes, der König des Landes, den Römern vermacht hatte. Allen dieſen Eroberungen Einhalt zu thun, war Lucullus, ein erfahrner Feldherr, von Rom abgeordnet worden, und kaum war er angelangt, als eine Schlacht erfolgte, in welcher Mithridates ſein ganzes Heer verlor. Gezwungen, zur See zu entrinnen, wär' er ſelbſt in Feindes Hände gefallen, wenn nicht ein Seeräuber ſich ſeiner angenommen und ihn in ſeinem eignen Gebiet ans Land geſetzt hätte. Ungeſchreckt durch dieſen Unfern brachte er bald ein anderes Heer zuſammen, und gewann anfangs einige Vortheile über den Feind. Da aber Lucullus ihm bald nachher alle Hülfsquellen daheim abſchnitt, ſah' er ſich gezwungen, am Hofe Tigranes des armeniſchen Königs Schutz zu ſuchen. Lucullus folgte ihm dahin und verlangte, daß man ihm ihn ausliefern ſolle, aber Tigranes ſchlug es ab, nicht ſo ſehr aus beſonderer Anhänglichkeit an den entſetzten König, als weil Lucullus ihm nicht alle ſeine Titel gegeben hatte. Armſeliger Stolz ſchien dieſes ſchwachen Fürſten herrſchende Leidenſchaft zu ſeyn. Ihm war es mehr um das Niederwerfen knechtiſcher Ehrerbietung zu thun, als um gründliche Gewalt. Einige kleine Könige, die er überwunden hatte, mußten ihm als Sclaven aufwarten, wenn er ſich dem

Publico

Publico zeigte, und eben wegen der Vortheile, die er über dieſe ſchwachen Gegner gewonnen, hatt' er ſich den Nahmen eines **Königs der Könige** zugelegt. Dieſer lächerliche Titel war es vermuthlich, den der Römer ihm zu geben verſchmähte. Von nun an alſo änderte der Krieg ſeinen Gegenſtand. Mit leichter Mühe wurden des Armeniers Feldherrn übern Haufen geworfen, und ihm ſelbſt, der an der Spitze von zweymal hundert und funfzig tauſend Mann ins Feld rückte, gieng es nicht im mindeſten beſſer. So viel Siege verhießen dem Kriege, der nun ſchon ſieben Jahr gedauert hatte, ein baldiges Ende. Zwar wurde die Führung deſſelben an feindlicher Seite noch einmal dem Mithridates übertragen. Die Römer ſetzten ihm aber ſo ſcharf zu, daß er bald genöthigt ward, ſich nach Kleinarmenien zu flüchten. Dorthin wollte Lucullus ihm eben folgen, als Nachricht einlief, daß **Glabrio**, der im vergangenen Jahre Conſul geweſen war, ernannt worden ſey, dem Lucullus den Oberbefehl abzunehmen, und daß er zu dem Ende bereits in Aſien angekommen. Eine ſo undankbare Behandlung verdankte Lucullus einigen ſeiner Soldaten, die, der unaufhörlichen Beſchwerlichkeiten müde, und durch aufrühreriſche Officiere verführt, heimlich ihre Klagen beym Senat eingegeben hatten. Eben daher verließ bey Glabrio's Ankunft das ganze Heer den Lucullus, der zu ſeinem größten Verdruſſe anſehen mußte, wie Mithridates, ihr gemeinſchaftlicher Feind, alle ſeine Macht wieder gewann, und das ganze Königreich Pontus wieder eroberte, während Glabrio, ohne einige Neigung ein ſo ſtürmiſches Commando zu übernehmen, in Bithynien ſtille ſaß, und des Feindes Fortſchritten müßig zuſahe. Dieſer aufrühriſche Geiſt in Lucullus Truppen und der geringe Eifer, den Glabrio bey dieſer Gelegenheit äußerte, veranlaßte

den allgemeinen und itzt erfüllten Wunsch, daß die Führung des Krieges dem Pompejus übertragen werden möchte, der zu dieser Absicht bald nachher in Asien anlangte.

Pompejus hielt es für Pflicht, dem Mithridates zuerst Vergleichsbedingungen vorzuschlagen. Aber dieser Monarch, der sich itzt von seinen mannigfaltigen und schweren Niederlagen ein wenig erholt hatte, beschloß sein Glück zu versuchen, so lang es ihm noch günstig schiene. Aus den Trümmern seiner vorigen Heere hatt' er eine neue ziemlich beträchtliche Armee zusammen gebracht, und beschloß den Römern nach Armenien zu folgen, wo er ihnen die Zufuhr abzuschneiden hofte. Da ihm dieses aber mißlang, so mußte er fliehn, nachdem er zuvor alle, die auf seiner Flucht ihm nicht folgen konnten, niedergehauen hatte. Allein Pompejus verfolgte ihn mit äußerster Geschwindigkeit und ereilte ihn eh' er über den Euphrat hatte ziehn können. Es war Nacht; dennoch sah' er sich gezwungen zu schlagen, und da der Mond grade hinter dem römischen Heere stand, so verlängerte er ihre Schatten so sehr, daß die feindlichen Schützen, dadurch irre geführt, ihre Pfeile auf diese abschossen. Umsonst suchten die asiatischen Soldaten dem Andrang des europäischen Fußvolks zu widerstehn. Umsonst that Mithridates alles, was ein großer und erfahrner Feldherr thun kann, um die Seinigen anzufrischen und ihr Schrecken zu verbannen. Es war ihnen unmöglich den Angriff auszuhalten. Feigheit und Weichlichkeit war, wie noch heutiges Tages, schon damalen der Charakter östlicher Armeen. So aufs Haupt geschlagen, seines ganzen Heeres beraubt, auf allen Seiten von den Römern eingeschlossen, wagte Mithridates an der Spitze von achthundert tapfern Rittern den verzweifelten Versuch, sich durch den

Feind

Feind durchzuſchlagen, und bewerkſtelligte ihn, wiewohl mit dem Verluſt fünfhundert ſeiner Begleiter. Lang war er mit dem Unglück vertraut geweſen, aber ſeine itzige Lage war bejammernswürdiger denn jemalen. Verſchiedene Tage hintereinander wanderte er troſtlos durch die Wälder, die das Land bedeckten, ſein Pferd am Zügel führend, ſein Leben friſtend bloß von den wilden Früchten und Wurzeln, die der Wald ihm darbot. In dieſem verlornen Zuſtande traf er auf dreytauſend ſeiner Krieger, die dem Blutbade entronnen waren, und erreichte unter ihrer Bedeckung eins der Magazine, in welchem er die Schätze, die zu Führung des Krieges beſtimmt waren, niedergelegt hatte. Von hier aus erſucht' er den Tigranes um Hülfe; aber dieſer Fürſt war mit Unterdrückung eines Aufſtandes, den ſein eigner Sohn wider ihn angezettelt hatte, zu ſehr beſchäfftigt, als daß er hätte im Stande ſeyn ſollen, ſich um Angelegenheiten eines Fremden zu bekümmern. Noch verzweifelte Mithridates nicht. Er flohe nach Kolchis, einem Staate, der vorher ſeine Oberherrſchaft anerkannt hatte. Und da Pompejus ihn auch hieher verfolgte, unternahm er eine noch fürchterlichere Reiſe, gieng über den Araxes, wanderte durch die Wüſteneyen der Lazier, ſammelte alle Barbaren, die er auf ſeinem Wege antraf, unter ſeine Fahne, und verleitete die Scythen, ſich wider Rom zu erklären. Ein unbezwinglicher und unverſöhnlicher Feind, ſetzte er ſeinen Widerſtand fort, auch da noch, als ſeine eigne Familie ſich wider ihn verſchwor. Obgleich verrathen von ſeinem Sohne **Macharis**, und von ſeinem Sohn **Pharnaces** nach dem Leben geſtellt, trug er ſich doch noch immer mit groſſen Planen und entwarf im Herzen Aſiens einen Einfall in das römiſche Reich, zu welchem Ende er nach Europa übergehn, mit den rohen Einwohnern

Galliens und Germaniens ſich vereinigen und gleich Hannibaln durch die Alpen in Italien eindringen wollte; aber ſeine furchtſamen aſiatiſchen Krieger waren wenig angelegt, die großen Abſichten ihres Fuhrers zu unterſtützen. Da ſie von ſeinem Verhaben Nachricht erhielten, ſo erfolgte ein Aufruhr, an deſſen Spitze Pharnaces ſtand, der ſchon lange nach einer Gelegenheit gedurſtet hatte, Pompejus Gunſt durch einen Vatermord zu gewinnen.

Gezwungen, vor der Wuth ſeines Heeres in ſeinen Pallaſt zu flüchten, ſchickte Mithridates zu ſeinem Sohne und ließ ihn um einen freyen Abzug bitten, wogegen er ihm alles, was von ſeinem geſcheiterten Glück ihm noch übrig war, und ſeine Anſprüche auf die Herrſchaften, deren ihn die Römer beraubt hatten, anbot. Pharnaces, der wohl wußte, daß ſein Vater ihm nichts anböte, als was er ihm nicht länger vorenthalten könne, beantwortete dieſen Antrag nicht, ſondern wandte ſich mit finſterm Blicke zu dem Sclaven, der ihm die Botſchaft brachte, und hieß ihn ſeinem Vater ſagen, daß der Tod das einzige ſey, das für ihn übrig wäre. So viel unnatürliche Grauſamkeit von Seiten eines Kindes zerriß das Herz des unglückſeligen Monarchen mit neuen Widerhaken; er brach in laute Klagen und Verwünſchungen aus und flehte zu den Göttern, daß ſeinem unnatürlichen Sohn einſtens von ſeinen eignen Kindern mit gleichem Maaße möge gemeſſen werden. Dann verließ er das Zimmer, in dem er eine Zeitlang einſam in ſeiner Verzweiflung geſchwelget hatte, und begab ſich zu ſeinen Weibern, Kindern und Hausgenoſſen. Dieſe hieß er ſich zum Tode anſchicken, weitern ſie geſonnen wären, der ſchmachvollen römiſchen Gefangenſchaft zu entrinnen. Alle waren es zufrieden mit

ihrem

ihrem Könige zu ſterben. Bereitwillig nahmen ſie den Gift, den er in Bereitſchaft hielt, von ſeinen Händen an, und gaben vor ſeinen Augen den Geiſt auf. Mithridates ſelbſt hatte ſeinen Körper zu Gegengiften ſo gewöhnt, daß der Gift nur wenig auf ihn wirkte, daher er ſein Schwert zog, um mit dieſem ſich eines elenden Lebens zu entledigen. Da aber auch dies ihm mißlang, leiſtete ein galliſcher Soldat, Nahmens Bitäus, ihm dieſen Dienſt. So ſtarb Mithridates, von ſeinem Sohne verrathen, und verlaſſen von einem Heere, das ſich vor der Größe ſeiner Unternehmungen entſetzte. Sein Glück war abwechſelnd, aber ſein Muth war immer derſelbe. Fünf und zwanzig Jahre hatte er ſich den Römern widerſetzt, und wiewohl er oft von ſeinen Feldherrn, ſeinen Weibern und andern verrathen wurde, ſo fand er dennoch unaufhörlich neue Hülfsquellen gegen ſeinen Feind, und war ihm fürchterlich bis zum letzten Pulsſchlag ſeines Lebens.

Mitterweile verfolgte Pompejus ſorgfältig ſeine Vortheile über den Tigranes. Auch dieſer Monarch hatte nicht bloß mit den Römern allein, ſondern auch mit ſeinen drey Söhnen zu thun, die alle zugleich wider ihn aufgeſtanden waren. Ihrer zween bemächtigte er ſich und ließ ſie hinrichten. Aber bald nachher ſah er ſich gezwungen, ſich dem Pompejus zu ergeben. Sein noch übriger Sohn, der ins römiſche Lager geflohen war, that alles was er vermochte, um eine Ausſöhnung zu verhüten. Aber Pompejus ſchalt ſeinen unnatürlichen Trotz, behandelte den alten König mit großer Leutſeligkeit, und gab ihm den größten Theil ſeiner Herrſchaften wieder; nur ſeiner Eroberungen beraubt' er ihn und büßte ihn zu Erſetzung der Kriegskoſten um ſechstauſend Talente. Sein Sohn,

der nicht aufhörte, dem Vater zu drohen und nach dem Leben zu ſtellen, ward in Sicherheit gebracht, um zu des Ueberwinders Triumph aufbehalten zu werden.

Hinfort vermochte nichts dem Lauf von Pompejus ſiegreichen Waffen zu widerſtehen. Er zog über das ungeheure Gebirge Taurus und ſetzte Könige nach Willkühr ein und ab. **Darius**, König von Medien, und **Antiochus**, König von Syrien, mußten ſich ihm unterwerfen. **Phraates**, König von Parthien, mußte weichen und ihn um Friede bitten. Dann bekriegte er die **Thurder** und **Araber**, und verwandelte ganz Syrien und Pontus in römiſche Provinzen. Nun wandt' er ſich wider Judäa, wo er den **Ariſtobulus**, der ſeinen Bruder **Hircanus** des Prieſterthums beraubt hatte, vor ſeinen Richterſtuhl forderte. Aber Ariſtobulus hatte den Tempel von Jeruſalem befeſtigt, und weigerte ſich zu kommen. Dieſer ehrwürdige Ort, der ſo der Tummelplatz einer Beſatzung ward, war von Natur ziemlich feſt, und hielt ſich drey Monden, nach deren Verlauf er mit Sturm eingenommen und zwölftauſend ſeiner Vertheidiger niedergehauen wurden. Pompejus betrat das Heiligthum mit einer Miſchung von Dankbarkeit und Kühnheit. Mit raſcher Neugier drang er in das Innige des Heiligen, und entblödete ſich nicht, Dinge anzuſchauen, deren Anblick jedem andern, als den Prieſtern unterſaget war. Nichts deſtoweniger bezeugte er ſo viele Ehrfurcht für dieſen Ort, daß er nichts von den groſſen Schätzen antaſtete, die daſelbſt niedergelegt waren. Hircanus gab er Prieſterthum und Regierung wieder. Ariſtobulus nahm er mit ſich, um ſeinen Triumph zu ſchmücken, und dieſer Triumph, der zwey Tage dauerte, war der prachtvollſte, welchen das ſtaunende Rom bisher zu ſeinen Thoren hatte ein-

einziehn ſehn. Funfzehn eroberte Königreiche, achthundert eingenommene Städte, neun und zwanzig wieder bevölkerte Ortſchaften, tauſend bezwungene Kaſtele wurden in demſelben namentlich aufgeführt. Unzählige Gefangene geleiteten den Siegeszug; unter ihnen war Tigranes Sohn, Ariſtobulus, der Jude, Mithridates Schweſter, die Geißeln der Albaner und Iberer, und der König von Komagena. Die heimgebrachten Schätze beliefen ſich auf vier und zwanzig Millionen unſers Geldes, und der Glanz der Trophäen und des ganzen ſchimmernden Gepränges war ſo blendend, daß die Zuſchauer in der prachtvollen Verſchwendung wie verloren ſchienen. Alle dieſe Siege dienten jedoch mehr Roms Ruhm als ſeine wirkliche Macht zu vermehren, ſie machten dieſelbe bloß zu einem nur noch lockenderen Ziele des Ehrgeitzes und ſtellten ſeine Freyheiten größeren Gefahren bloß. Dieſen Freyheiten drohete in der That von allen Seiten der Untergang, und ſelbſt, während Pompejus auswärts die Schrecken des römiſchen Nahmens verbreitete, taumelte der Staat durch eine einheimiſche Verſchwörung an den Rand des Unterganges.

Der Stifter dieſer merkwürdigen Verſchwörung war **Sergius Catilina**, ein geborner Patricier, der auf den Trümmern des Vaterlandes ſeine Macht zu gründen dachte. Natur und Kunſt hatten dieſen Mann ganz eigentlich zum Rädelsführer einer Verſchwörung ausgeſtattet; er beſaß einen Muth, der den verwegenſten Unternehmungen gewachſen war, und eine Beredſamkeit, die ſeinem Ehrgeitz jede Farbe zu geben vermochte; ſein Vermögen war zu Grunde gerichtet, ſeine Lebensart äußerſt ausſchweifend; ſeine Wachſamkeit in Durchſetzung ſeiner Abſichten unermüdbar; ſein Durſt nach Reichthümern, die er in ſtrafbaren

Genüssen wieder verschwenden könnte, unersättlich. Mit einem Wort, er war, wie ihn **Salustius** beschreibet, ein Mischmasch von widersprechenden Leidenschaften; unmäßig bis zur Ausschweifung, und wiederum arbeitsam zum Erstaunen; ernsthaft bey den Tugendhaften, ausgelassen mit den Muntern: so daß die Lasterhaften aus Zuneigung seine Freunde waren, und selbst manche Rechtschaffne durch die scheinbaren Tugenden, die er zu erheucheln wußte, für ihn eingenommen wurden. Auf die Länge konnte sein wahrer Character jedoch zu Rom kein Geheimniß bleiben; man beschuldigte ihn, daß er eine Vestalin entführt habe; man hatt' ihn in Verdacht, daß er seinen eignen Sohn zu Befriedigung seiner Leidenschaft ermordet habe; und man wußte mit Gewißheit, daß er in der Syllaischen Achterklärung seinen eignen Bruder getödtet hatte, um dem Tyrannen den Hof zu machen.

Da dieser Mensch durch die Verschwendungen eines liederlichen Lebens in schwere Schulden gerathen war, so beschloß er sich ihrer durch noch so unerlaubte Mittel zu entbürden. Sein erster Versuch war, daß er sich ums Consulat bewarb. In diesem Posten hofft' er seine Provinz plündern, und so seinen verzweifelten Glücksumständen wieder aufhelfen zu können. Aber seine Absicht schlug ihm fehl. Sein von Natur hitziges Gemüth gerieth darüber so in Aufruhr, daß er augenblicklich mit Piso und einigen andern gleich ihm zu Grund gerichteten Menschen den Plan entwarf, die jüngstgewählten Consuln nebst einer Anzahl Senatoren umzubringen, und die Regierung unter einander zu theilen. Der Plan ward jedoch entdeckt, eh' er zur Ausführung reif ward, und der Senat trug Sorge, letzterer vorzubeugen. Nach einiger

niger Zeit bewarb ſich Catilina von neuem um das Conſulat, ward aber auch diesmal hintenangeſetzt, und der groſſe Cicero, von dem wir in der Folge reden werden, ihm vorgezogen. Ergrimmt über dieſe wiederholten Kränkungen, athmete er nichts denn Rache. Sein Verhalten, im Fall er das Conſulat und mit demſelben den Oberbefehl der Armeen erhalten hätte, war geweſen, ſein Vaterland zu unterjochen und allein zu herrſchen. Jetzt erlaubte jene Ungeduld, die ihm natürlich war, und durch die Vereitlung ſeiner Entwürfe noch mehr angefeuert wurde, ihm nicht länger auf das Reifwerden ſeiner Plane zu warten. Ohne die Mittel in Händen zu haben, die einem ſolchen Werk gewachſen waren, faßt' er den tollen Entſchluß, das Reich an ſich zu raſſen.

Noch waren manche von denen, die an der ehemaligen Verſchwörung des Piſo Theil genommen hatten, ſeinem Intereſſe ergeben. Er verſammelte ihrer etwa dreyßig, unterrichtete ſie von ſeinen Abſichten und Hofnungen, entwarf einen Operationsplan und beſtimmte den Tag zur Ausführung. Der Plan war, daß ganz Italien in Aufruhr gerüttelt werden ſollte, zu welchem Ende die einzelnen Provinzen der Aufwieglung einzelner Theilnehmer übertragen wurden. Rom ſollte zu gleicher Zeit an verſchiedenen Orten in Brand geſteckt werden, und Catilina an der Spitze eines in Etrurien aufgebrachten Heeres in der allgemeinen Verwirrung ſich der Stadt bemächtigen, und alle Senatoren niedermetzeln. **Lentulus**, einer der Mitverſchwornen, der Prätor und Richter in der Stadt geweſen war, ſollte in ihren Verſammlungen, **Cethegus**, der den Beſitz gegenwärtiger groſſer Gewalt der Hofnung, ſich an Cicero rächen zu dürfen, aufopferte, bey dem Blutbade, und **Cäpius** bey der Mordbrennerey den Vor-

ſitz

ſitz führen. Da aber Ciceros Wachſamkeit ihren Entwürfen vorzüglich im Wege war, ſo wünſchte Catilina ihn noch vor ſeiner Abreiſe aus Rom aus dem Wege geräumt zu ſehn; da denn zween Ritter aus der Geſellſchaft ſich erboten, folgendes Tages früh unterm Vorwande eines dringenden Geſchäftes ſich bey ihm einzudrängen, und ihn in ſeinem Bette zu tödten. Allein kaum war die Verſammlung auseinander gegangen, als Cicero von allem, was in ihr vorgefallen war, Nachricht erhielt. Dies geſchah durch die Intriquen einer gewiſſen Fulvia, welche ihren Liebhaber Curius, einen der Mitverſchwornen, bewegte, Ciceron von allen ihren Berathſchlagungen einen ausführlichen Bericht aufzuſetzen. Nachdem dieſer zuförderſt wider die Angriffe der beyden Mörder, die nicht ermangelten, ſich zur beſtimmten Zeit einzufinden, die nöthigen Anſtalten getroffen hatte, eilte er die Stadt zu ſichern, verſammelte den Senat, und fragte was in dieſer Lage zu thun ſey. Man beſchloß zuförderſt, durch Ausbietung einer beträchtlichen Belohnung nähere Entdeckungen heraus zu locken, und dann die nöthigen Maasregeln zu verabreden. Seiner Fähigkeit, jedes Verbrechen abzuläugnen oder zu rechtfertigen, vertrauend, erſchien Catilina kühnlich im Senat, betheuerte ſeine Unſchuld, und erbot ſich, Bürgſchaft für ſeine Aufführung zu leiſten. Dieſe Erklärung nebſt der ſcheinbaren Demuth, womit ſie vorgebracht wurde, gewannen ihm manchen römiſchen Senator. Aber ergrimmt über ſo viel Unverſchämtheit ſtand Cicero auf, und ſtatt das Geſchäft des Tages fortzuſetzen, wandt' er ſich an Catilina und ergoß ſich in die heftigſten Schmachreden wider ihn. Noch itzt iſt dieſe Rede vorhanden, worin er mit allem Feuer der zürnenden Beredſamkeit Catilina's

na's ganzes Lasterleben, und dann die Umstände seiner gegenwärtigen Verrätherey offen darlegt.

Als Cicero sich gesetzt hatte, stand Catilina wieder auf, und beschwor den Senat mit erheuchelter Demuth und wohlstudirter Verstellung, keinen eilen Gerüchten in Hinsicht seiner Gehör zu geben, noch zu glauben, daß ein Mann von seinem Range, dessen Vorfahren und Dienstleistungen eher Lob als Tadel verdienten, sich solcher Niederträchtigkeiten schuldig machen könne. Schon wollte er fortfahren sich zu vertheidigen, schon begann er wider den berühmten Mann, der wider ihn aufgestanden war, besonders wider die Dunkelheit seines Herkommens stachelichte Anmerkungen fliegen zu lassen, als der Senat ihm ein Stillschweigen auferlegte. Unfähig sich länger zu halten, rief er hierauf mit lauter Stimme, da ihm das Recht sich zu verantworten verweigert würde, und seine Feinde ihn so unverzeihlich drängten, so wollte er die Flamme, die über ihm zusammen schlüge, auslöschen, sollt' auch das ganze Reich darüber zu Trümmern gehn. Ungestüm stürmt' er dann zur Versamlung hinaus und drohete allen, die sich ihm widersetzen würden, den Untergang. Kaum war er in sein Haus zurückgekommen, und hatte über das Vorgefallne angefangen nachzudenken, als er wahrnahm, daß es itzt zu spät sey, länger zu heucheln: entschlossen daher zum Werk zu schreiten, ehe der Staat gefaßt wäre sich ihm zu widersetzen, hielt' er noch eine kurze Unterredung mit Lentulus und Cethegus, und verließ Rom bey Nachtzeit, um nach Hetrurien zu eilen, wo **Manilius**, der Verschwornen einer, ein Heer zu seinem Beystande anwarb.

Mittlerweile ergriff Cicero die nöthigen Maasregeln, um sich der zurückgebliebenen Verschwornen zu versichern, und bewegte das Volk, durch die Stärke

seiner

seiner Beredsamkeit, seine Absichten zu unterstützen. Lentulus, Cethegus, Cäsius, und verschiedne andre, wurden in Verwahrung gebracht, und im Senat ward erwogen, was mit den Gefangnen anzufangen sey. Die hauptsächlichsten Zeugen wider sie waren die Gesandten der Allobroger, eines rohen Volks, das in dem heutigen Dauphine und Savoyen wohnte; diese erklärten, daß die Verschwornen sie auf den Fall, daß es zum Kriege käme, um ein Corps Reuter angesprochen; daß sie aber, die Absichten dieser Leute ahndend, den Antrag abgelehnt hätten; zu Erhärtung ihrer Aussage wiesen sie die Briefe vor, die Lentulus ihnen in dieser Absicht geschrieben und mit seinem eignen Siegel bezeichnet hatte.

Hierauf erhub sich ein groſser Wortwechsel über die Bestrafung der Gefangnen; ein eben so kitzlicher als wichtiger Punkt. Eines Theils waren Todesstrafen in Rom selten und verhaßt; andern Theils erfoderten die Verbrechen dieser Leute eine schleunige und exemplarische Strafe. Silanus, der für das künftige zum Consul war ernannt worden, war der Meinung, sie müßten mit dem Tode bestraft werden, und alle die nach ihm stimmten, pflichteten ihm bey, bis die Reihe des Stimmens an Julius Cäsar kam. Dieser außerordentliche Mann, welcher für das folgende Jahr zum Prätor war ernannt worden, hatte vom Anfange seines öffentlichen Lebens an, sich einen Pfad zur Oberherrschaft ausgezeichnet. Itzt glaubt' er, daß es ihm beym Volke nicht schaden würde, wenn er bey dieser Gelegenheit das Licht seiner Leutseligkeit leuchten ließe. Einige sind sogar der Meinung, daß er die Verschwörung heimlich begünstigt, und bloß ihren ersten Erfolg habe abwarten wollen, um sich an ihre Spitze zu stellen. In einer zierlichen und ausgear-

gearbeiteten Rede, (denn unter allen damaligen Rednern übertraf ihn keiner als Cicero) bemerkte er, daß diejenigen, welche für den Tod der Verſchwornen ſtimmten, in der That der milderen Meinung wären, indem der Tod, der Tröſter der Elenden, jenſeit ſeiner kein Gefühl des Guten oder Böſen übrig lieſſe. Die Abſcheulichkeit des gegenwärtigen Verbrechens, ſagte er, möchte freylich jede Strenge rechtfertigen; aber in einem Freyſtaat, wo die Gewalt zuweilen in ſchlimme Hände falle, ſey das Beyſpiel gefährlich; wiewohl von einem Conſul wie Cicero keine Gefahr zu beſorgen wäre, ſo könne doch Niemand ſagen, wie nahe zu andrer Zeit und unter andern Conſuln die Gerechtigkeit an Grauſamkeit ſtreifen möchte; er ſeinerſeits ſey daher der Meinung, daß die Verſchwornen zu immerwährendem Gefängniß verdammt werden möchten. Dieſer Vortrag, der mit aller Kunſt des vollendeten Redners vorgebracht wurde, ſchien groſſen Eindruck auf die Verſammlung zu machen. Silanus begann die Strenge ſeines vorigen Urtheils zu entſchuldigen und zu mildern, und ſelbſt die Freunde des Conſuls waren beynahe überzeugt, als Porcius Cato endlich aufſtand. Nie konnten zwey Characterе verſchiedner ſeyn, als dieſes Mannes und des letzten Redners ſeiner. Cäſar war milde, freundlich, einſchmeichelnd; Cato ſtreng, entſcheidend, gebieteriſch. Cäſar liebte ſein Vaterland, in Hofnung, es eines Tages zu regieren; Cato liebte es mehr denn alle Länder, weil er es für freyer denn andre Länder hielt: jenem waren jede, auch die unerlaubteſten Mittel willkommen, wenn er ſeine Abſichten nur durch ſie erreichen konnte; der andre kannte nur ein Ziel, die allererhabenſte Gerechtigkeit, zu der er nur durch Einen Weg, durch unbiegſame Tugend zu gelangen eiferte.

In der That fiengen die Meinungen der griechischen Philosophen in diesen Tagen bereits an, die Gesinnungen der großen Männer des Zeitalters zu stimmen. Cäsar war Anhänger Epikurs, Cato war ein strenger Stoiker. Dem zufolge schilderte er Cicero anfangs als den Mann, der er wirklich war, einen Mann, geschmückt mit beynahe jeder Tugend, die seiner eignen Glückseligkeit zuträglich sey, und mit allen Talenten, die das Glück von andern gründen könnten. Zunächst bezeugte er seine Verwunderung, wie über die Bestrafung von Männern, die dem Staate offenbaren Krieg angekündigt hatten, nur der geringste Wortwechsel habe entstehen können. Er seinerseits habe sich nie die leisesten Abweichungen des Herzens verzeihen können, unmöglich sey es ihm daher auch, die schwärzesten Handlungen anderer zu verzeihen; es gelte hier nicht bloß dem Schicksal der Gefangenen, sondern dem Schicksal von Katilinas ganzem Heer, dessen Aufmunterung oder Entmuthigung von der größern oder geringern Nachdrücklichkeit in den Maasregeln des Senates abhienge. Da die Verbrecher nun nicht nur durch Zeugnisse überzeugt wären, sondern ihr Verbrechen auch eingestanden hätten, so sey er der Meinung, daß sie der Sitte der Väter in ähnlichen Fällen zufolge, sogleich vom Leben zum Tode gebracht werden sollten. Seine Rede erhielt durch eine zweyte noch nachdrücklichere von Seiten Ciceros ein neues Gewicht, und die Ueberzeugungskraft der letzten war so siegend, daß sie dem fernern Wortwechsel ein Ende machte. Der Tod der Verschwornen ward beschlossen, und kaum war er es geworden, als Cicero ihn auszuführen beschloß, damit die herannahende Nacht nicht neue Unruhen veranlasse. Lentulus, Cethegus und die übrigen wurden daher ein jeder aus seinem Verwahrsam heraus geführt, und von den vornehmsten

ſten Obrigkeiten dem Henker ausgeliefert, der ſie unverzüglich im Gefängniß erdroſſelte.

Mittlerweile hatte Catilina ein Heer von zwölftauſend Mann auf die Beine gebracht, deren jedoch kaum der vierte Theil vollſtändig gerüſtet war; die übrigen führten Schleudern, Lanzen, Knittel und was der Zufall ihnen ſonſt für Waffen darbot. Voll Vertrauen auf die innere Stärke der Verſchwörung weigerte er ſich anfangs, die Sclaven, die ſeinen Fahnen ſchaarenweiſe zuſtrömten, aufzunehmen; als aber der Conſul ſich ihm näherte und Nachricht einlief, daß ſeine Mitverſchwornen dahin ſeyen, gewannen ſeine Angelegenheiten eine ganz andere Geſtalt. Durch forcirte Märſche ſuchte er anfangs über die Apenninen in Gallien zu entfliehn, aber es mißlang ihm, indem Metellus alle Päſſe mit einem Heer beſetzt hatte, das dem ſeinigen überlegen war. So auf allen Seiten eingeſchloſſen, an jeder fernern Rettung verzweifelnd, nichts ihm übrig ſehend, als zu ſiegen oder zu ſterben, beſchloß er, ſeinen Verfolgern muthig die Stirne zu bieten. Conſul **Antonius** war krank und hatte den Oberbefehl ſeinem Legaten **Petrejus** übertragen, der nach einem langen und hartnäckigen Gefecht, in welchem er den beträchtlichſten Theil ſeiner beſten Truppen verlor, Catilina und ſein ganzes Heer vertilgte, die wie Verzweifelte bis auf den letzten Mann fochten. Alle fielen in den Gliedern, darin ſie lebend geſtanden waren; wie beſeelt von ihres Anführers Geiſt kämpften ſie, nicht um zu ſiegen, ſondern um ihr Leben theuer zu verkaufen, und um ihren eignen Untergang durch den Jammer der Republik zu rächen. Nachdem der Senat von dieſer drohendſten aller Gefahren ſich ſolcher Geſtalt befreyet fand, bezeugte er ſeinem Erretter Cicero ſeine Erkenntlichkeit auf die

ehrenvollſte Weiſe. Oeffentliche Dankſagungen wurden ihm vom Senate zuerkannt, und auf Catos Vorſtellungen erhielt er den Nahmen eines **Vaters des Vaterlandes**; Ehrenbezeugungen, deren Gerechtigkeit das Volk durch laute Zurufungen beſtätigte.

Die Verſchwörung war erſtickt und dem Ehrgeiz der groſſen Männer im Staate nun wieder ein offner Tummelplatz geöffnet. Pompejus kehrte triumphirend von der Eroberung Aſiens zurück, gleichwie er vorhin über Europa und Africa triumphirt hatte. Aller Auge lenkte ſich auf ihn, als den, der der Mächtigſte im Staat, und im Stande war, ihn nach Gefallen zu regieren. Sein ausnehmendes Kriegsglück hatte ihm den Nahmen des **Großen** erworben, und dieſer Titel ſchien ihm mehr Vergnügen zu machen, als das Bewuſtſeyn ihn zu verdienen. Er war dasjenige, was ſein Ehrgeiz beabſichtigt hatte. Begieriger der Erſte als der Einzige in ſeinem Vaterlande zu ſeyn, lüſterner nach ſüßem Lobe als nach blindem Gehorſam, hatt' er es oft in ſeiner Macht, ſich durch Gewalt zum Herrn des gemeinen Weſens aufzuwerfen, aber er ſcheuete ſich entweder vor den Beſchwerden der Alleinherrſchaft, oder erwartete beſtändig, das als ein freyes Geſchenk zu empfangen, was er durch Gewalt zu erzwingen nicht Luſt hatte. Seine Talente waren mehr ſchimmernd als tief und gründlich. Verſtellung war das Meiſterrad ſeiner Politik. Ein beſſerer Krieger als Staatsmann ward er im Auslande angebetet, und gewann im Lager jede Huldigung, die ihm daheim verweigert wurde.

Um den Einrichtungen, die er in Aſien getroffen hatte, rechtskräftige Form und ſeinen tapfern Kriegsgenoſſen einen angemeſſenen Theil an den eroberten Ländereyen

derenen zu verſchaffen, bemühte er ſich nach ſeiner Rückkunft die Wahl der beyden Conſuln zu lenken. Aber dies mißlang ihm völlig. Der Senat, der ſeine Macht zu fühlen und zu fürchten anfieng, wünſchte ſie durch jede Widerſetzlichkeit zu ſchwächen. Die neuen Conſuln widerſtanden ihm bey aller Gelegenheit und wurden von allen unterſtützt, die nicht eingeſtandne Anhänger von ihm waren. Der Tribun **Flavius**, ein eifriger Beförderer des vorgeſchlagenen Geſetzes, gereitzt durch ſeine Verzögerung, und aufgemuntert durch Pompejus Anſehn, hatte die Kühnheit, den Conſul Metellus ins Gefängniß zu ſchicken, und als der ganze Senat ihm folgte und zugleich mit ihm ins Gefängniß gehen wollte, ſchob der Tribun ſeinen Stuhl gegen die Thür, um ſie zurück zu halten. Dem Volke mißfiel aber dieſe Gewaltthätigkeit ſo ſehr, daß Pompejus fürs rathſamſte hielt, den Tribun zu entfernen und den Conſul loszugeben. Dieſer kecke Widerſtand zeigte ihm, daß ſein Einfluß allein nicht hinreiche das gemeine Weſen zu regiern, ſondern daß er einige der mächtigſten im Staat nicht als Mitgenoſſen, die ſeine Macht theilen, ſondern als Werkzeuge, die ſie ſtützen ſollten, in ſeinen Vortheil ziehen müſſe.

Craſſus war, wie wir ſchon oben bemerkt haben, der reichſte Mann im Staat und beſaß nach Pompejus das größte Anſehn. Seine Parthey im Senat war ſo gar ſtärker wie jenes, indem man ihn weniger fürchtete und neidete. Lange waren er und Pompejus, vermöge der Verſchiedenheit ihrer Characktere und ihres Intereſſes, Nebenbuhler geweſen, und eben von der Fortdauer dieſer wechſelſeitigen Eiferſucht ſchien die künftige Sicherheit des Staates abzuhängen. In dieſer Lage der Dinge beſchloß Julius Cäſar, der neulich als Prätor nach Spanien gegan-

gen und mit groſſem Ruhm und Reichthümern zurückgekommen war, ihre wechſelſeitige Eiferſucht zu ſeinem Vortheil zu nützen. Dieſer berühmte Mann war ein Neffe Marius von mütterlicher Seite, und von einer der edelſten Familien Roms entſproſſen. Schon hatte er die verſchiedenen Stufen des Dienſtes durchwandert, war Quäſtor, Aedil, oberſter Pontifex und Prätor in Spanien geweſen. Als Abkömmling von Männern, die ſich von jeher als Volksfreunde ausgezeichnet hatten, ward auch er ein warmer Vertheidiger der Volksparthey, und bewirkte bald nach Syllas Tode die Zurückrufung derer, die verbannt geweſen waren. Standhaft unterſtützte er den Pöbel gegen den Senat, und ward ſolcher Geſtalt bald deſſen Abgott. Ausführliche Nachrichten, die er von allem, was in Rom vorgieng, in Spanien erhielt, beſtimmten ihn, aufs ſchleunigſte in ſein Vaterland zurückzukehren. Seine Dienſte in dieſem Lande hatten einen Triumph verdient, und ſein Ehrgeiz ſtrebte nach dem Conſulat. Dennoch erlaubte das Geſetz ihm nicht, beyde zugleich zu genieſſen. Um das Conſulat zu erhalten, mußte er in die Stadt kommen, und kam er in die Stadt, ſo war er des Triumphs unfähig. In dieſem Dilemm beſchloß er, gründliche Macht einem eiteln Gepränge vorzuziehn und ſich um das Conſulat zu bewerben. Zugleich beſchloß er, die Wiederausſöhnung der beyden mächtigſten Männer im Staat zu bewirken, und ſich dadurch beyde zu verpflichten. In dieſer Hinſicht bewarb er ſich zuerſt um Pompejus Freundſchaft, bot ihm ſeine Dienſte an, und verſprach, trotz dem Widerſtande des Senats, allen ſeinen aſiatiſchen Verhandlungen die geſetzliche Sanction zu verſchaffen. Pompejus, erfreut über die Eroberung eines Mannes von ſo groſſen Verdienſten, verſicherte ihn bereitwilligſt ſeines Zutrauens

und

und ſeines Schutzes. Itzt wandte ſich Cäſar an Craſſus; dieſer war durch alte Verbindungen ſchon ſo zu ſeinem Vortheil geſtimmt, wie ers wünſchte, und da er keinen von beyden von einer Ausſöhnung ſonderlich abgeneigt fand, ſo brachte er beyde gelegentlich zuſammen, erwies ihnen die Nützlichkeit und die Nothwendigkeit ſich mit einander zu vertragen, und beredete ſie ohne viele Mühe, allen vorigen Unwillen aufzugeben. Nun verbanden ſich dieſe drey Männer durch die heiligſten Betheurungen, daß durchaus nichts im Staate ohne ihre Mitwirkung und ohne ihre Beyſtimmung gethan werden ſolle. Und ſo entſtand das erſte ſogenannte **Triumvirat**, eine ganz neue Macht in der Staatsverfaſſung, die weder mit des Senats noch des Volks ſeiner einerley war, vielmehr beyde begriff und verſchlang; eine Macht, die jedoch zu ſehr von der ſorgſamſten Verſchmelzung ſtreitender Intereſſen abhieng, als daß ſie lange von Beſtand hätte ſeyn können, wie ſie denn auch wirklich bald nachher von der militäriſchen Gewalt, die Zerſtörerin auch des letzten Schattens von Freyheit, verſchlungen wurde.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Vom Anfange des erſten Triumvirats bis zum Tode Pompejus.

Das Gemeinweſen konnte in dieſer Periode als ein Ganzes betrachtet werden, das aus drey verſchiednen Körpern beſteht, deren jeder ſeinem ganz eigenen Intereſſe folgte. Das Triumvirat ſtrebte nach der höch-

sten Gewalt und beeiferte sich, durch Demüthigung des Senats und Gewinnung des Volks seinen Einfluß immer weiter auszubreiten. Der Senat, gleich besorgt vor den drey Gewalthabern, die ihn drängten, und vor dem Volk, das sich ihm widersezte, besaß eine Art von mittlerm Interesse zwischen beyden; er zerarbeitete sich, die aristokratische Regierungsform, die Sylla eingeführt hatte, wieder herzustellen, und gab diesen Anstrengungen den Nahmen der Freyheitsliebe. Das Volk hingegen strebte nach Freyheit im weitläuftigsten Sinn des Wortes, und indem es bloß für die vermeintlichen Eingriffe des Senats in seine Rechte Sinn hatte, überließ es sich blindlings der Leitung der Triumvirn, deren Verheißungen blendend, und deren Vorspieglungen scheinbar waren.

Cäsars erster Versuch nach Stiftung des Triumvirates war, daß er sich des Einflusses seiner Verbundenen zu Erhaltung des Consulats bediente. Noch hatte der Senat einigen übrigen Einfluß, und wiewohl er Cäsars Wahl nicht hindern konnte, so gab er ihm doch einen gewissen **Bibulus** zum Gehülfen, von dem er hoffte, daß er jenem die Spitze bieten würde; aber dazu wären auch überlegnere Fähigkeiten nicht vermögend gewesen, und Bibulus versank nach einigen schwachen Versuchen zu Gunsten des Senates für den Rest des Jahrs in gänzliche Unthätigkeit. Nicht so Cäsar. Unablässig buhlte er um die Gunst des Volks, um vermittelst seiner sich zur Alleingewalt den Weg zu bahnen. Er brachte ein Gesetz in Vorschlag, vermöge dessen gewisse Ländereyen in Campanien unter arme Bürger, die wenigstens drey Kinder hätten, vertheilt werden sollten. Dieser Vorschlag war an sich billig genug, und nur die Absichten seines Urhebers machten ihn strafbar. Der Senat aber,

entschlossen, Cäsarn in allen seinen Planen zu durchkreuzen, that es auch in diesem, und gewann nichts dadurch, als daß er das Volk nur noch heftiger wider sich erbitterte. Mit Gewalt jagte die Menge ihn von dem Versammlungsorte weg. Cato und Bibulus, die eifrigsten Bestreiter des Gesetzes, mußten die Flucht nehmen, und die noch übrigen Senatoren mußten eidlich angeloben, daß sie es bestätigen und halten wollten. Crassus und Pompejus, Opfer der Verschlagenheit ihres Mitverbündeten, unterstützten das Gesetz mit aller ihrer Thätigkeit und allem ihren Einfluß. Jener erklärte öffentlich, daß, wenn jemand, wie er erfahren hätte, das Schwert wider das Gesetz zücken würde, er kein Bedenken trage, zur Vertheidigung desselben der Erste den Schild zu erheben. Durch dies Betragen verlor er allen vorigen Einfluß im Senat, während die Popularität eines Gesetzes, das Cäsar vorgeschlagen hatte, diesem allein anheim fiel. Von der Zeit an handelte er vollends ohne alle Theilnehmung seines Gehülfen, so daß das Consulat, als welches lediglich von einem einzigen verwaltet wurde, spottweise das Consulat des Julius und des Cäsars genannt wurde.

Nachdem sich Cäsar beym Volk eingeschmeichelt hatte, bemühte er sich auch die Gunst der Ritter zu erwerben, eines nicht weniger mächtigen Reichsstandes. Seit vielen Jahren waren die Ritter die Finanziers oder Pächter der Staatseinkünfte gewesen, und hatten mittelst dieses Gewerbes ungeheure Reichthümer erworben. Dennoch beklagten sie sich itzt, daß es ihnen unmöglich sey, die verglichenen Summen in den Schatz zu liefern, und Cäsar brachte es trotz alles Widerstandes des Senates dahin, daß ihnen ein Drittheil ihrer Rückstände erlassen wurde. So wußte dieser schlaue Mann sein Ansehn unter den

Ständen zu befördern, während er, um den Pompejus immer enger an ſich zu knüpfen, ihm ſeine Tochter Julia zur Ehe gab, ein Frauenzimmer, das alle erforderliche Eigenſchaften beſaß, um ihrem Verbündniſſe eine unzerſtörbare Feſtigkeit zu geben.

Unerſchütterlich ſchien itzt das Triumvirat gegründet, und es kam nur noch darauf an, wie die auswärtigen Reichsprovinzen unter die drey Gewalthaber vertheilt werden ſollten. Folgende Eintheilung ward beliebet. Pompejus wählte Spanien zu ſeinem Antheil; des Eroberns müde und mit kriegeriſchem Ruhm geſättigt, erkohr er dieſe wichtige Provinz, die er von ſeinem Legaten konnte regiren laſſen, und während der Zeit in Rom ſeinen Vergnügungen leben. Craſſus wählte ſich Syrien, ein Land, das bisher noch immer ſeine Eroberer bereichert hatte, und von welchem er daher auch für ſeine Lieblingsleidenſchaft Befriedigung hoffte. Cäſarn fielen die Galliſchen Provinzen anheim, bewohnt von rohen und mächtigen Völkerſchaften, deren einige noch gar nicht, andere nur noch dem Nahmen nach unterjocht waren. In Hinſicht deſſen nun, daß er dieſe Provinzen erſt erobern müßte, eh' er ihnen befehlen könnte, ward ihm die Statthalterſchaft über dieſelben auf fünf Jahre übergeben, damit er durch die Dauer ſeiner Würde für das Gefährliche derſelben einigermaßen entſchädiget würde. Nachdem ſie ſolchergeſtalt das Reich unter ſich getheilt hatten, rüſtete ſich ein jeder zu ſeiner Beſtimmung abzugehn. Nur Cäſarn ſtand noch ein Mann im Wege, den er vor ſeiner Abreiſe zu entfernen wünſchte. Dieſer war Cicero, der, wie wir geſehn haben, durch Klugheit und Beredſamkeit die Verſchwörung des Catilina erſtickt hatte, und fortfuhr mit eiferſüchtigem Auge über die Freyheit ſeines

nes Vaterlandes zu wachen. Dieser große Redner und Staatsmann, oder um ihn noch würdiger zu bezeichnen, dieser ächte Weltweise, hatte sich von einem ziemlich dunklen Ursprunge zu den ersten Staatswürden emporgeschwungen. Er besaß alle Klugheit und alle Tugenden, die einen Mann schmücken konnten. Jedoch übersahe seine Weisheit, während sie einen zu weiten Kreis zu durchschauen strebte, nicht selten jene Vortheile, die der kurzsichtigen Verschlagenheit nicht zu entrinnen pflegen; und seine Tugenden gewannen durch die Lobpreisungen, die ihnen von andern zugespendet wurden, und welche zu verdienen sein Selbstgefühl ihm zusagte, einen Anstrich von Eitelkeit. Ueberhaupt machte auch dieser große Mann sich eines Fehlers schuldig, welcher bey Männern von seltnen Fähigkeiten nicht ungewöhnlich ist; des Verlangens, unvereinbare Eigenschaften in sich zu vereinigen, welches auf seine Handlungen nicht selten ein lächerliches Licht warf. Während er zum Beyspiel der erste Redner im Staat zu werden sich beeiferte, beeiferte er sich mit gleicher Emsigkeit, auch für dessen witzigsten Spaßmacher gehalten zu werden. Während er andre die Eitelkeit verachten lehrte, bewarb er sich ernstlich um die Ehre eines Triumphes, welche zu verdienen er jedoch gar nichts gethan hatte. Wiewohl kein Mensch das Verderbniß des Staats lebendiger einsahe, als er, so hoffte er dennoch ein so verderbtes Gemeinwesen ohne Ränke zu regieren. Wiewohl er jeden, mit dem er umgieng, durchschaute, ließ er sich doch lieber von manchen mißbrauchen, als daß er von der Gradheit seines Pfades hätte abweichen sollen. Es war daher kein Wunder, wenn Cäsar einen solchen Mann, einen Mann, der ihm in jeder Absicht so ungleich war, vom Staat zu entfernen wünschte. Um dies zu bewerkstelligen, zog er den Publius Clodius

an sich, einen gebohrnen Patricier, von lüderlicher Lebensart, großer Popularität und eingewurzelter Feindschaft wider Cicero. Letztere rührte theils von der Unverträglichkeit ihrer Charactere her, theils von dem Umstande, daß Cicero wider Clodius aufgetreten war, als er vor dem Volke beschuldigt wurde, die römischen Matronen beschimpft, und sich in Weibskleidern zu ihren Mysterien eingedrängt zu haben. Um diese Zeit war er Volkstribun, wiewohl er sich von einem Plebejer hatte adoptiren lassen müssen, eh er dieses Amt erlangen konnte. Die Hofnung, sich an Cicero zu rächen, hatte ihn gewissermaßen angereizt, sich darum zu bewerben, und durch Cäsars und Pompejus Unterstützung erhielt er es. Sogleich begann er, Cicero öffentlich anzuklagen, daß er die letzten Verschwornen, Männer, die als römische Bürger nur von dem Volk gerichtet werden könnten, zum Tode verdammt hätte. Erschrocken über diese Anschuldigung that Cicero sein Möglichstes ihr zu begegnen. Er ersuchte Cäsarn, ihn als Legaten mit nach Gallien zu nehmen. Aber Clodius war listig genug, ihm dies Vorhaben auszureden, indem er sich stellte, als betrieb er seine Klage mehr der Form halber, als aus Rachgier. Auch Pompejus half durch Verheißung seines Schutzes ihn sicher machen, so daß die Verschlagenheit dieser beyden ungleich talentloseren Männer die Weisheit des Philosophen diesmal überlistete. Clodius brachte hierauf ein Gesetz in Vorschlag, daß alle, die einen römischen Bürger zum Tode verdammt hätten, verbannt werden sollten, und kaum war es durchgegangen, als er Kraft seiner Ciceron belangte. Umsonst wanderte dieser große Mann die Stadt auf und ab; umsonst sucht' er im Gewande eines Flehenden, und von einer Schaar edler Jünglinge, die er die Regeln der Beredsamkeit gelehrt hatte, begleitet,

das

das Mitleid ſeiner Mitbürger zu erregen; jene gewaltige Redekraft, mit der er die Sache ſo mancher andern ſo glücklich vertheidigt hatte, ſchien in ſeiner eigenen ihn gänzlich zu verlaſſen. Durch die Stimme des Volks ward er auf hundert Meilen von Italien verbannt; ſeine Häuſer wurden niedergeriſſen und ſeine Güter öffentlich verkauft. Itzt war Niemand übrig, der die Sache des Senates hätte vertheidigen können, als Cato; aber auch dieſer ward nach Cypern abgefertigt, freylich unterm Vorwande ihn zu ehren, im Grunde aber, um den Triumvirn das Feld ganz frey zu ſchaffen. Während aller dieſer Verhandlungen ſpielte Cäſar die Rolle eines ruhigen Zuſchauers, und ſchien lediglich mit ſeinen Zurüſtungen zum Galliſchen Feldzuge beſchäftigt. In der That verſäumte er nicht das Geringſte, das die Beſchleunigung dieſes Feldzuges bewirken, und den Erfolg deſſelben ſichern konnte. Vier Legionen wurden ihm vom Senat zugeſtanden, zwey andere lieh ihm Pompejus, und während dieſer zu Wahrnehmung ihres gegenſeitigen Intereſſes daheim blieb, begab ſich Cäſar in ſeine Provinz.

Unmöglich wär es, in dem engen Raum, welchen ich mir umriſſen habe, alle Schlachten, die Cäſar während ſeiner achtjährigen Feldzüge in Gallien und Britannien focht, und alle Staaten, die er binnen dieſer Zeit bezwang, aufzuzählen. Er ſelbſt hat uns die Beſchreibung davon in ſeinen Commentarien hinterlaſſen, einem Werke, das ihm unter den Schriftſtellern den nehmlichen Rang erwarb, den ihm ſeine Thaten unter den Feldherrn ſicherten. Ein ſolches Werk abkürzen wollen, hieſſe es zerſtören; hieße, es in ein dürres Verzeichniß von Nahmen, die nicht intereſſiren können, und von Schlachten, die einander alle ähneln, verwandeln. Zu unſerm Zwecke wird es hin-

hinreichen jener Siege zu erwähnen, die ein groſſer und erfahrner Feldherr an der Spitze eines treflich diſciplinirten Heeres über die rohen und tumultuariſchen, wiewohl zahlreichen Heere, die ihm die Spitze boten, erfocht. Die **Helvetier** waren die erſten, die er bezwang. Sie verloren nicht weniger denn zweymal hundert tauſend Mann, und die dem Blutbade entrannen, wurden von Cäſarn in ihre vaterländiſchen Waldungen, von denen ſie ausgewandert waren, zurückgeſchickt. Die nächſten, die die Schärfe ſeines Schwerts empfanden, waren die **Deutſchen**. Ihrer achtzigtauſend wurden niedergehauen, und ihr Anführer **Arioviſt** entrann mit Mühe in einem kleinen Boote über den Rhein. Die **Belger** wurden mit ſo fürchterlichem Blutvergieſſen vertilgt, daß die gethürmten Leichen zu Brücken über Moräſte und Flüſſe dienten. Die **Nervier**, die kriegeriſchſte unter dieſen barbariſchen Nationen, wehrten ſich eine Weile und überſtiegen die Römer mit ſo vieler Wuth, daß ihr Heer Gefahr lief gänzlich geſchlagen zu werden; als aber Cäſar einen Schild ergriff, und mitten durch die Seinigen ins Dickigt der Feinde eindrang, verwandelte die Geſtalt der Sachen ſich ſo plötzlich, daß die Barbaren bis auf einen Mann niedergehauen wurden. Zunächſt wurden die **Celten**, mächtig zur See, bezwungen, dann die **Sueven**, dann die **Menapier**, und mit einem Wort alle Nationen zwiſchen dem Mittelländiſchen und Brittiſchen Meere.

Geſtachelt von unerſättlicher Eroberungsbegierde, ſetzte Cäſar über nach **Britannien**, unterm Vorwande, daß die Eingebornen ſeinen Feinden Beyſtand geleiſtet hätten. Indem er ſich den Ufern näherte, ſah er ſie mit Streitern bedeckt, die ſeine Landung wehren wollten, und wirklich waren ſeine Leute

in Gefahr zurückgeschlagen zu werden, als der Adlerträger der zehnten Legion kühnlich ans Ufer sprang, und von Cäsar dergestalt unterstützt wurde, daß die Eingebohrnen die Flucht ergriffen. Erschrocken über des Fremdlings Stärke und Tapferkeit, baten die Britten um Frieden, und erhielten ihn gegen Auslieferung einiger Geisseln. Als aber bald nachher ein Sturm den gröſten Theil seiner Flotte zerstörte beschlossen sie, den Unfall zu nutzen, und griffen ihn mit einem zahlreichen Heer an. Aber was konnte ein rohes ungeübtes Volk gegen Truppen ausrichten, die von den gröſten Feldherrn erzogen und durch Eroberung der halben Welt abgehärtet waren. Gänzlich geschlagen baten sie noch einmal um Friede, erhielten ihn noch einmal und Cäsar kehrte nach dem festen Lande zurück. Aber kaum war er fort, als dies freyheitliebende Volk wieder aufstand, und das römische Joch abzuschütteln suchte. Cäsar eilte zurück, schlug sie nach Gewohnheit, und jagte ihrem Feldherrn Cassibellan ein solches Schrecken ein, daß er sich in den Ebenen nicht länger zu behaupten getrauete, sondern in die Wälder flüchtete, um hier den Krieg möglichst in die Länge zu ziehn. Aber Cäsar verfolgte ihn auch hieher, gieng mit seinem Heer über die Themse und trieb ihn so in die Enge, daß er sich des Siegers Bedingungen unterwerfen muſte, der ihm einen jährlichen Tribut auflegte und für die Bezahlung desselben Geiſsel annahm. So eroberte er auſser Britannien alles Land, was zwischen dem Mittelmeer und der Ostsee liegt. Man sagt, daß er in diesen Feldzügen achthundert Städte eingenommen, dreyhundert Staaten unterjocht, drey Millionen Menschen in offener Feldschlacht geschlagen habe, deren eine auf dem Plaz geblieben, die andre aber zu Gefangnen gemacht wurde. Solche Eroberungen und solche Verheerung

herung des Menſchengeſchlechts mag von unſerer verfeinerten Sittenlehre mit Abſcheu betrachtet werden, in den damaligen Zeiten galten ſie für die rühmlichſten Erweiſungen der menſchlichen Tugend. Unſtreitig war Cäſar der gröſte Feldherr des Alterthums, man betrachte entweder die Emſigkeit, mit der er ſein Kriegsheer zu verſorgen wuſte, oder die Kunſt, mit der er ſie zur Schlacht ordnete, oder die erſtaunenswürdige Geiſtesgegenwart, die er während der Gefahr äuſſerte. In Einer Eigenſchaft übertraf er die Feldherrn des Alterthums ganz ungezweifelt, in der Leutſeligkeit gegen die Beſiegten, eine Tugend, die zu ſeiner Zeit wenig bekannt war. In der That hat das Menſchengeſchlecht den ſogenannten Helden mehr zu verdanken, als es ihnen hinterher gern einräumen mag. Beynahe jeder derſelben hat gewiſſe Tugenden in Umlauf und Achtung gebracht, die die Weltweiſen aus Gründen des Nachdenkens lange umſonſt hätten empfehlen können, wenn jene Beyſpiele ihren Empfehlungen nicht Leben und Gewicht gegeben hätten.

Während Cäſar ſolcher Geſtalt ſeinen Ruhm und ſeine Schätze auswärts vergröſſerte, blieb Pompejus in Rom, unterſtützte ſeinen Ehrgeiz und beförderte ſein Intereſſe, das er eitlerweiſe wie ſein eignes betrachtete. Auf die erſte Zeitung von ſeinen groſſen Thaten lieſs er den Senat ein feyerliches dreytägiges Dankfeſt anordnen, eine Ehrenbezeugung, die bis dahin noch keinem Feldherrn war erwieſen worden. Drey Jahr verweilte dieſer in Gallien, dann gieng er nach Italien, nicht ſowohl um ſich von ſo vielen Beſchwerden zu erholen, als um den nächſten Feldzug mit neuer Lebhaftigkeit erneuern zu können. Pompejus und Craſſus reiſten ihm eine ganze Tagereiſe entgegen, und da ihnen Cäſar zeigte, wie nöthig es ſey, ihm

ihm den Oberbefehl in dieſen Gegenden noch eine Zeit lang zu laſſen, ſo beſchloſſen ſeine Verbündeten, ſich für das nächſte Jahr um das Conſulat zu bewerben, und ihm den Befehl in ſeinen Provinzen auf fünf andre Jahre zu verlängern. Dies Vorhaben war dem Senat ſo zuwider, und die darüber entſtandnen Zwiſtigkeiten waren ſo heftig, daß die Senatoren, wie in Zeiten öffentlicher Landplagen, in Trauerkleidern erſchienen. Cato that alles mögliche, um ihre Abſichten zu vereiteln; er hörte nicht auf, bey jeder Gelegenheit zu erklären, daß Roms Freyheit in Gefahr ſey; er bewegte ſogar einen gewiſſen **Domitius**, ſich gegen das Intereſſe des ganzen Triumvirats um das Conſulat zu bewerben. Allein Pompejus wußte viel zu gut, wie wenig der Unwille des Senats wider die Macht ausrichten könne, die er ſchon beſaß. Er ſchickte einen Haufen bewaffneter Männer wider den Domitius als er ſich eben zur Wahl ſtellen wollte. Dieſe tödteten den Sclaven, der vor ihm hergieng, und zerſtreueten ſeine Begleiter; Cato ward verwundet und Domitius entrann mit Mühe. Durch ſolche Gewaltthätigkeiten bemeiſterte Pompejus ſich der Stimmenmehrheit. Er und Craſſus wurden Conſuln. Cäſar erhielt die Verlängerung ſeiner galliſchen Befehlshaberſchaft auf die fünf nächſten Jahre. Craſſus ward nach Syrien abgeordnet, wo er, wie geſagt, mehr Schätze als Ruhm zu erndten hoffte, und Pompejus behielt die Statthalterſchaft in Spanien, die er gänzlich von ſeinem Legaten verwalten ließ, indem er ſelbſt, ſeinem Vorgeben nach, Rom nicht verlaſſen dürfe, weil ihm die allgemeine Beſorgung aller Kriegs- und Friedensbedürfniſſe aufgetragen war; ein Amt, das ihm Cicero verſchafte, den er aus Eiferſucht über Clodius zunehmende Popularität neuerdings aus dem Exil hatte zurückrufen laſſen.

Auf

Auf ſolche Weiſe fuhr Pompejus fort, ſein Anſehn mehr zu brauchen als es zu verſtärken. Cäſars wachſender Ruhm weckte jedoch am Ende an aus ſeiner Lethargie ihn wach zurüttein. Der Ruhm von dieſes großen Feldherrn Tapferkeit, Reichthum und Leutſeligkeit begann ihm geheime Sorge zu machen. Er fürchtete ſich vor nichts ſo ſehr, als vor Einem, der an Ruhm ihm gliche, und doch hatte er Cäſarn durch ſeine eignen Künſte ſo hoch erhoben, daß dieſer ihm überlegen zu werden drohte. Von nun an that er daher alles mögliche, um Cäſars Ruhm zu verkleinern, ließ eine Menge nachtheilige Gerüchte von ihm ausſprengen, und erlaubte dem Senat nicht eher ſeine Briefe bekannt zu machen, bis er auf dieſe Art ihre Glaubwürdigkeit geſchwächt hatte. So weiſſagte alles einen nahen Bruch zwiſchen dieſen beyden ehrgeizigen Männern, und ſelbſt der Zufall half ihn befördern. Julia, Pompejens Weib und Cäſars Tochter, ſtarb, ſie, die bisher nicht wenig beygetragen hatte, um die Harmonie zwiſchen den beyden ihr gleich nahen Nebenbuhlern zu erhalten. Von dieſem Augenblick an beſchloß Pompejus, hinfort bloß ſeinen eignen Vortheil zu verfolgen, ſeines Mitgenoſſen Intereſſe aber möglichſt nieder zu halten.

Eine Zeit lang verheelte er dieſe Geſinnung noch vor dem Publicum. Ein neuer unglücklicher Zufall aber half den offenbaren Bruch zwiſchen beyden Männern beſchleunigen. Dies war der Tod des Craſſus. Eifrigſt hatte dieſer habſüchtige Mann den Krieg mit den Parthern begonnen, durch deren Unterjochung er zu gleicher Zeit ſeinen Geiz zu ſättigen, ſeine Ehrſucht zu befriedigen und den kriegeriſchen Ruhm ſeiner Mitverbündeten zu erreichen hoffte. Allein er führte den Krieg mit ſo weniger Klugheit, daß der

Feind

Feind beynahe in jedem Handgemenge die Oberhand behielt. Unfähig, ſich aus den Schwierigkeiten, in die er ſich verwickelt hatte, heraus zu winden, und taub gegen den Rath ſeiner Freunde, ward er das Opfer ſeiner Unbeſonnenheit und der Treuloſigkeit der Parther. Er ward erſchlagen, indem er ſich bis auf den letzten Blutstropfen tapfer wehrte, und mit ihm ward die Blüte des römiſchen Heers vertilgt.

Nach Craſſus Tode gab es keine Vermittler zwiſchen den beyden übrigen Triumvirn, ſo wenig als es einen Mann im Staate gab, der beträchtlich genug geweſen wäre, ihrer ausſchweifenden Macht das Gleichgewicht zu halten.

Pompejus fand bey näherer Unterſuchung ihrer beyderſeitigen Kräfte, daß die ſeinige der Macht des Cäſar ſchwerlich gewachſen ſeyn dürfte. Cäſar beſaß jene Volksgunſt, welche zu gewinnen das Geſchäft ſeines Lebens geweſen war. Seine Leutſeligkeit und Freygebigkeit hatten ihm die Anhänglichkeit des Heeres in einem Grade erworben, der an Anbetung grenzte; unermeßliche Reichthümer ſchien er zu ſammeln, bloß um ſie an ſeine tapferſten und verdienſtvollſten Krieger zu vertheilen; er bezahlte die Schulden ſeiner Officiere; er that alles mögliche um dem Gemeinweſen ihre Liebe zu entwinden und ſie ganz für ſich hinzunehmen. Auch beſchränkte ſeine Aufmerkſamkeit ſich nicht auf ſeine Soldaten allein, ſie verbreitete ſich über ſeine Anhänger in der Stadt ſelber. Er plünderte den Reichthum der Provinzen um ihn über Roms Bürger wieder auszugießen, und wußte ſo ſeinen Räubereyen einen Anſtrich von Edelmuth zu geben.

Alles dies ward Pompejus häufig erzählt, der endlich inne ward, er habe einen unverzeihlichen Fehler begangen. Sehnlichſt wünſchte er, die Macht,

die andre mit ihm theilten, wieder allein hinzunehmen, und es zeigte ſich bald eine Gelegenheit zu Erreichung ſeines Wunſches. Seit vielen Jahren war keine Wahl anders als durch Fauſtrecht und Beſtechungen zu Stande gekommen. Nun waren ſeit acht Monaten vollends gar keine Obrigkeiten gewählt worden, und die geſetzliche Autorität ſchien gänzlich aufzuhören. Dieſer Zuſtand der Anarchie ward durch **Milos** Gewaltthätigkeit noch verſchlimmert, der den **Clodius** auf einer Landreiſe umbrachte. Da Clodius von jeher ein Günſtling des Volks geweſen war, ſo ward ſein Leichnam ſogleich nach Rom gebracht und öffentlich zur Schau geſtellt. Mehr bedurfte es nicht zu Erregung eines fürchterlichen Aufruhrs. Der Pöbel rannte wie raſend nach Milos Hauſe, um es in Brand zu ſtecken, aber Milo, von ſeinen Anhängern unterſtützt, trieb ihn mit großem Gemetzel zurück.

Zurück kehrte die ſtürmende Menge zu ihres Lieblings Leichnam, trug ihn ins Senatshaus, errichtete hier von den Sitzen der Magiſtratsperſonen einen ungeheuren Scheiterhaufen und verbrannte den Körper mit ſammt dem prächtigen Gebäude ſelber. Dann verſtreuten die Meuterer ſich durch die ganze Stadt, und verübten unterm Vorwande, daß ſie Milos Freunde ſuchten, die ärgſten Ausſchweifungen, welche die ungezügelte Wuth nur begehen kann. Mord und Todſchlag toste in allen Gaſſen und kein Menſch konnte ohne Lebensgefahr aus dem Hauſe gehn. In dieſer allgemeinen Zerrüttung lenkte jedes Auge ſich auf Pompejus, als den Einzigen, der die Ruhe wieder herſtellen und den leidenden Genugthuung ſchaffen könne. Manche riethen, ihn zum Dictator zu wählen. Aber Cato hielt es für die Freyheit des Staates zu gefährlich, daß unumſchränkte Macht dem un-

gebun-

gebundenſten Ehrgeiz anvertraut wurde und bewerkſtelligte, daß er, ſtatt zum Dictator gewählt zu werden, zum einzigen Conſul ernannt wurde, eine Staatswürde, welche von jener in dem weſentlichen Unterſchiede abwich, daß er als Conſul nach Ablauf ſeines Amtes wegen ſchlechter Staatsverwaltung konnte zur Rechenſchaft gefordert werden. Kraft dieſes Zuwachſes von Macht wurde ihm eine Anzahl Truppen angewieſen; tauſend Talente wurden ihm zu ihrer Erhaltung ausgeworfen; die Statthalterſchaft in Spanien ward ihm auf die vier nächſten Jahre geriſtet, und Milo ward wegen des Mordes, den er an Clodius begangen, ordentlich verhört, und ohngeachtet Cicero ſelbſt ihn vertheidigte, zum Exil verdammt, indem man behauptete, daß des Conſuls Soldaten den Redner während ſeiner Rede umringt und dergeſtalt eingeſchreckt hätten, daß ſeine Beredſamkeit ihr gewöhnliches unwiderſtehliches Feuer verlor. Bis itzt hatte Pompejus allein gehandelt. Nun aber nahm er Metellus zum Gehülfen an, deſſen Tochter Cornelia, ein Frauenzimmer von vielen Verdienſten und ſeiner Schönheit, er neulich geheyrathet hatte, und durch dieſe Verſchwägerung glaubte er ſein voriges Anſehn nicht nur wieder hergeſtellt, ſondern auch unerſchütterlich gegründet zu haben.

Cäſar fieng allmälig an, Pompejus Eiferſucht zu merken. Um nun zu erfahren, wie er mit ihm dran wäre, und ob er ſich Unterſtützung oder Widerſtand von ihm zu verſprechen habe, nahm er von den vielen Ehrenbezeugungen, die ihm neuerdings waren erwieſen worden, Gelegenheit, ſich gleichfalls um das Conſulat und um Verlängerung ſeiner galliſchen Statthalterſchaft zu bewerben. Pompejus ſchien ſich hierbey ganz unthätig zu verhalten. Insgeheim aber

unterrichtete er zwey ſeiner Creaturen, im Senat anzuführen, daß die Geſetze keinem Abweſenden erlaubten, ſich um dieſe hohe Würde zu bewerben. Pompejus Abſicht war, Cäſarn ſeiner Provinz zu entſetzen und nach Rom zu bringen. Aber dieſer war ihm zu ſchlau. Ueberzeugt, daß er an der Spitze eines ihm gänzlich ergebenen Heeres dem Staate zu jeder Zeit ſowohl Geſetze als Obrigkeiten werde geben können, blieb er wo er war und vereitelte die Anſchläge ſeines Gegners.

Hierauf forderte der Senat aus Dankbarkeit gegen Pompejus, der ſeine Rechte ſeit einiger Zeit wider die Eingriffe der Menge in Schutz genommen, die beyden Legionen zurück, die zeither unter Cäſar gedienet hatten, wiewohl ſie dem Pompejus gehörten. Der Vorwand war ein Krieg wider die Parther, die wahre Abſicht aber, Cäſars Macht zu vermindern. Cäſar durchſchaute ihre Bewegungsgründe ohne Mühe. Da jedoch ſeine Plane zur Ausführung noch nicht reif waren, ſchickte er die Legionen, dem Befehl des Senates zufolge, nach Hauſe, nachdem er ſich beyde, Befehlshaber und Gemeinen, durch ſeine Freygebigkeiten verbindlich gemacht hatte. Aufgemuntert durch dieſe ſcheinbare Gefälligkeit, gieng der Senat weiter, und rief Cäſarn, angeſehen ſeine Zeit verfloſſen wäre, aus ſeiner Statthalterſchaft zurück. Jeder ſahe, wie gefährlich für den Staat es ſey, ihm länger den Oberbefehl eines Heeres zu laſſen, das ſeinem Vortheile ſo ganz ergeben und durch die lange Uebung beynahe unüberwindlich geworden war. Es war daher die allgemeine Meinung der Väter, daß Cäſar heimkommen ſolle, und einige ſchwatzten gar davon, daß man ihn wegen der großen Geldſummen, die er den gallischen Provinzen entpreſſet hatte, zur

Rechen-

Rechenſchaft ziehen müſſe. Aber Cäſar war nicht ohne alle Freunde im Senat. Unter andern begünſtigte Curio, ein Volkstribun, den er in ſein Intereſſe zu ziehen gewußt hatte, ſeine Sache insgeheim und offenbar. Curio war ein Mann von markiger Beredſamkeit, großer Entſchloſſenheit, mit Schulden belaſtet, und Cäſarn, der ihn eines Theils derſelben entbürdet hatte, höchlich verpflichtet. Er verſicherte daher, daß er die Entſchlüſſe des Senats vollkommen billige; er bemerkte, daß die Freyheit nie in Sicherheit ſeyn könne, ſo lange Heere auf den Beinen wären, die ſie auf den Wink ihres Befehlshabers zu zerſtören vermöchten. Er fügte aber hinzu, daß der Staat ſeine bisherige Exiſtenz hauptſächlich der Furcht zu verdanken habe, worinn die verſchiedenen Armeen Spaniens, Galliens und Italiens vor einander ſtänden; und daher ſey er der Meinung, daß Cäſar ſeine Heere nicht eher verlaſſen ſolle, bis Pompejus ihm mit ſeinem Beyſpiel würde vorgegangen ſeyn. Auf einen ſolchen Vorſchlag war Pompejus keinesweges gefaßt geweſen. Seine Freunde führten an, daß ſeine Zeit noch nicht verfloſſen ſey. Da aber dies den Tribun noch nicht befriedigte, bemerkte Pompejus, daß er ſeine Aemter auf Befehl des Senats übernommen habe, und daß er ſie bereitwilligſt niederlegen wolle, ſo bald es ſeinen Bevollmächtigern gefiele; auch wiſſe er, daß Cäſar, deſſen Freundſchaft und Verwandſchaft er ſich habe rühmen können, nicht ermangeln würde das nehmliche zu thun, wenn er erführe, daß der Senat ihm einen Nachfolger ernannt hätte.

Curio entging die Liſt nicht, mit welcher Pompejus die wirkliche Ernennung eines Nachfolgers zu bewirken hoffte. Er erwiderte daher: daß es, um

die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnungen zu beweiſen, nicht genug ſey, wenn er das Regiment niederzulegen verſpräche; augenblicklich müſſe er etwas thun, welches zu thun ſo ſehr in ſeiner Macht ſtehe. Er fügte hinzu, daß beyde Männer zu mächtig wären, und daß die Sicherheit des Gemeinweſens erfodere, daß alle beyde in den Privatſtand zurückkehrten. Er ſchloß mit der Erklärung, daß, um den Staat zu ſichern, nichts übrig ſey, als daß man beyden geböte, den Oberbefehl niederzulegen, und den, der ſich zu gehorchen weigerte, für einen Feind des Vaterlandes erklärte. Dieſen Vorſchlag that Curio in der feſten Ueberzeugung, daß Pompejus von den Reitzen der höchſten Gewalt zu ſehr eingenommen ſey, und von ſeiner Ueberlegenheit über Cäſarn viel zu große Begriffe habe, als daß er der erſte ſich unterwerfen ſollte. Er irrte ſich auch keinesweges. Glück und Ehre hatten Pompejus bisherige Beſcheidenheit in Uebermuth verwandelt. Ueberdies erhielt er aus Cäſars Heer Berichte über Berichte, wie wenig die Soldaten dieſes Helden ihren Heerführer ſchätzten, und wie gewiß ſie ihn verlaſſen würden, ſo bald er über die Alpen gegangen wäre; lauter Erdichtungen, durch die man ſich bey ihm einzuſchmeicheln ſuchte, und deren Wahrheit er blindlings glaubte, weil er ihre Wahrheit wünſchte. Seine ſorgloſe Sicherheit gieng ſo weit, daß, als ihn Cicero fragte, welche Macht er Cäſarn entgegen zu ſtellen habe, Pompejus antwortete, er dürfe nur mit dem Fuß auf den Erdboden ſtampfen, ſo würden Heere hervorſpringen, um ſeinem Gegner die Spitze zu bieten. So viel Selbſtzuverſicht zuerſt, und bald nachher die Beſchämung ſich ſo bloß gegeben zu haben, wirkten ſo mächtig auf Pompejus, daß er um nicht eingeſtehn

zu dürfen, er ſey in Gefahr, alle Vorkehrungen zu ſeiner Vertheidigung verſäumte.

Nachdem Curio ſeinen Zweck ſo weit erreicht hatte, beurlaubte er, Kraft der Vorrechte ſeines Amtes, den Senat. Marcellus, einer der Conſuln und Creatur Pompejus, rief ihn ſo gleich wieder zuſammen, und ließ die Mitglieder ſtimmen, ob Cäſar ſein Commando behalten ſolle? Alle waren einmüthig der Meinung, das müſſe nicht geſchehen. Er fragte ferner, was ihnen über Pompejus Befehlshaberſchaft dünke; und die Mehrheit erklärte, man ſolle ſie ihm laſſen. Hierauf fragte Curio, ob es nicht am rathſamſten ſey, wenn man ſie allen beyden nähme, und dreyhundert und ſechzig Senatoren bejahten es, während nur zwey und zwanzig ſich dawider erklärten. Außer ſich vor Zorn, daß es ihm mißlungen war, für Pompejus Regimentsverlängerung die Mehrheit des Senates zu erhalten, ſprang Marcellus auf, und rief grimmig: **Wollt ihr denn Cäſarn zum Herrn haben, ſo habt ihn.** Einer dieſer Parthey erzählte, um dem Senat bange zu machen, daß Cäſar über die Alpen gegangen ſey, und mit ſeinem ganzen Heer gradeswegs auf Rom losrücke. Sogleich verließ der Conſul den Senat; er gieng mit ſeinem Gehülfen zur Stadt hinaus, zu dem Landhauſe, wo Pompejus damalen wohnte. Hier überreicht' er ihm ein Schwert, und hieß ihn wider Cäſarn ins Feld ziehn, und das Gemeinweſen vertheidigen. Pompejus erklärte ſich bereit zu gehorſamen, fügte jedoch mit einer Mine vorgeblicher Mäſſigung hinzu, daß er es nur auf den Fall ſey, daß gelindere Mittel nicht anſchlagen wollten.

Mittlerweile erfuhr Cäſar, wiewohl noch immer in Gallien, durch ſeine Anhänger alles und jedes, was in Rom vorfiel. Da er nun ſeinen Handlun-

gen gern durchgehends den Schein der Gerechtigkeit geben wollte, ſo erſucht' er den Senat zu verſchiedenenmalen ſchriftlich, daß man ihm den Befehl von Gallien laſſen möchte, wie man Pompejus den ſeinigen in Spanien gelaſſen hatte; oder wenn ihnen das nicht anſtünde, daß man ihm erlauben möchte, ſich um das Conſulat zu bewerben, ohne daß er der Sitte nach zugegen ſeyn dürfe. Er erbot ſich ſeine Würden nieder zu legen ſobald Pompejus das nehmliche thäte. Aber der Senat, der ſeinem Nebenbuhler gänzlich ergeben war, verwarf alle ſeine Vorſchläge, voll blinden Zutrauens auf ſeine eigne Macht und auf Pompejus Verſicherungen. Noch immer abgeneigt, mit dem Staate offenbar zu brechen, erklärte ſich Cäſar endlich, er wolle zufrieden ſeyn, wenn man ihm das Gouvernement in Illyrien nebſt zwey Legionen ertheile; aber auch dies ward ihm abgeſchlagen. Eine verderbliche Hartnäckigkeit hatte ſich des Senats bemächtigt. Um ſeinen itzigen Günſtling zu erheben, entſagte er aller eignen Macht, und erwiderte Cäſars Ungerechtigkeit mit noch gröſſern Ungerechtigkeiten ſeinerſeits. Da nun Cäſar ſahe, daß alle ſeine Verſuche einer glimpflichen Beylegung vergeblich wären, und da er, wenn nicht auf die Güte ſeiner Sache, doch auf die Güte ſeiner Truppen ſich verlaſſen konnte, ſo fieng er an, ſie in den Grenzen Italiens zuſammen zu ziehn, gieng mit der dritten Legion über die Alpen, machte Halt zu Ravenna, einer Stadt des ciſalpiniſchen Galliens, und ſchrieb von hier aus noch einmal an die Conſuln, daß er aller Macht entſagen wolle, wenn Pompejus der ſeinigen entſagte; fügte aber auch hinzu, daß, wenn alle Gewalt Einem allein übertragen würde, er ſich beſtreben wolle, eine ſo ungerechte Maasregel zu hintertreiben, und erklärte, daß wenn ſie auf ihren Köpfen beſtünden, er binnen kur-

zem

zern in Rom seyn, ihre Ungerechtigkeiten strafen, und die Beschwerden des Gemeinwesens rächen würde. So trotzige Drohungen empörten den ganzen Senat. Marcellus ließ seinen Zorn ohne Rückhalt reden, und Lentulus sein Gehülfe, dessen zertrümmerte Vermögensumstände in einem Bürgerkriege nichts zu verlieren hatten, erklärte frey heraus, daß nach solchem Hohne alles fernere Rathschlagen überflüssig sey, und daß man gegenwärtig mehr der Waffen, als des Stimmensammelns bedürfe. Dem zufolge ward nach einigem Widerspruche decretirt: daß Cäsar binnen einer bestimmten Zeit seine Befehlshaberschaft niederlegen und seine Armee beurlauben, wenn er aber nicht gehorsamen würde, für einen Feind des Vaterlandes erklärt werden solle. Hiernächst ward den Consuln aufgetragen, **dahin zu sehen, daß das Gemeinwesen nicht gefährdet würde**, die gewöhnliche Formel, durch die man in Zeiten dringender Gefahr den Anführern unumschränkte Gewalt ertheilte. Domitius, ein Mann von grosem Muth und groſen Fähigkeiten, ward ernannt, um Cäsars Nachfolger in Gallien zu seyn. Pompejus ward befehligt, sich an die Spize aller Truppen, die etwa bey der Hand wären, zu stellen, und alle, die unter seinem oder des Senats Einflusse standen, bereiteten sich, zu Rom die Waffen zu ergreifen.

Diese unumschränkte Gewalt, die man den Consuln ertheilte, durchaus nach eigner Willkühr zu verfahren, und alle, die sie wollten, als Feinde des Staates zu behandeln, jagte denen, die sich zu laut für Cäsarn erklärt hatten, ein nicht ungegründetes Schrecken ein. Insonderheit besorgten die Tribunen Curio, Marcus Antonius, und Longinus, daß ihr Leben in Gefahr sey, flohen als Sclaven verkleidet

in Cäsars Lager, und beschwerten sich hier aufs bitterste über die Ungerechtigkeit und Tyranney des Senates, und über die Drangsale, die sie um seinet (Cäsars) willen hätten ausstehen müssen. Cäsar stellte sie in der nehmlichen Tracht, darin sie angelangt waren, seinem Heer vor, und das heftigste Mitleid mit ihrer traurigen Lage erkünstelnd, brach er in bittre Klagen wider den Senat aus, schilderte seine Tyranney über den Staat, seine Grausamkeit gegen seine Freunde und seinen schreyenden Undank gegen ihn, der dem Vaterlande so große Dienste geleistet habe. Dieses, rief er und zeigte auf die Tribunen, die in Sclavenkleidern neben ihm standen, dieses sind die Belohnungen, welche die getreuen Diener ihres Vaterlandes erhalten. Deren Personen durch ihr Amt geheiligt, und deren Charakter, durch ihre Tugenden achtungswürdig sind, solche Männer werden aus dem Vaterlande vertrieben, werden genöthigt, zu Rettung ihres Lebens sich wie die letzten der Menschen zu verkleiden, und in einer entlegnen Provinz Schutz zu suchen, und warum? lediglich darum, weil sie die Rechte der Freyheit verfechten; jene Rechte, die selbst Sylla in aller Wuth des Bürgerkrieges nicht verletzen durfte. Diese pathetische Rede, durch den leidenschaftlichen Ton, durch das lebendigste Gebehrdenspiel und selbst durch stürzende Thränen gehoben, wirkte so gewaltig auf das Heer, daß alle wie ein Mann ausriefen: Cäsar solle sie führen, wohin er wolle; sie seyen bereit mit ihm zu sterben, oder seine Unbilde zu rächen. Ein allgemeines Zurufen erscholl im ganzen Lager; jeder Krieger rüstete sich zu Uebernehmung neuer Gefahr, und begab sich, durch zehnjährige mühselige Feldzüge ungebrochen, in sein Zelt, um dort auf neue Siege zu sinnen.

Während dieſer günſtigen Stimmung des ganzen Heeres ſetzte ſich Cäſar bey Anbruch der Nacht heitern Muthes zu Tiſche, wo er, ohne die geringſte Geiſtesunruhe zu verrathen, mit ſeinen Freunden über Gegenſtände der Litteratur und Philoſophie ſich unterhielt. Nach einer Weile aber ſtand er auf, hieß ſeine Gäſte guter Dinge ſeyn, indem er ſich bald wieder bey ihnen einfinden würde, machte ſich aber, da mittlerweile alle nöthige Anſtalten waren getroffen worden, in Begleitung weniger Vertrauten augenblicklich auf den Weg nach **Arminium**, einer Stadt an den Grenzen Italiens, wohin er Morgens vorher einen Theil ſeines Heeres vorausgeſchickt hatte. Dieſe nicht wenig ermüdende Nachtreiſe macht' er bald wandernd, bald reitend, mit ſolcher Eilfertigkeit, daß er bey Tagesanbruch mit ſeinem Heer, das etwa aus fünftauſend Mann beſtand, bey dem **Rubicon** anlangte, einem kleinen Fluſſe, der Italien von Gallien trennte, und die Zeichen ſeines Gebietes abſteckte. Dieſen Fluß hatten die Römer von jeher als die geheiligte Marke ihres Vaterlandes betrachtet. Mit fürchterlichen Flüchen und mit den Nahmen des Kirchenräubers und Vatermörders, die man noch immer in der Gegend von **Rimini** an der Landſtraße eingegraben leſen kann, hatte der Senat einen jeden beleget, der es wagen würde, mit einem Heer, einer Legion, oder auch nur einer Kohorte über den Rubicon zu ſetzen. Nicht ohne Urſache ſahe man daher Cäſarn, als er mit ſeinem kleinen Heer dieſen Fluß erreicht hatte, an den Ufern deſſelben, wie von der Größe ſeiner Unternehmung plötzlich angeblitzet, Halt machen. Die Gefahren, die ſich ihm entgegen thürmten, die Blutbäder, die er veranlaſſen, das unſägliche Elend, dem er ſein Vaterland preis geben würde, ſtellte in einer weiten und finſtern Perſpektive ſich

ſeiner

ſeiner Einbildung dar, und erfüllte ihn auf einige Augenblicke mit Angſt und Reue. Trübſinnig den verhängnißvollen Fluß hinüberſchauend, erwog er ob er den großen Schritt wagen ſollte oder nicht. Geh ich, ſprach er endlich zu einem ſeiner Vertrauten, der ſich grade an ſeiner Seite befand, geh ich über dieſen Fluß, welchen Jammer werd' ich dann über mein Vaterland bringen! geh ich nicht, ſo bin ich verloren! So ſprach er, raffte dann mit einmal ſeine alte Freudigkeit wieder zuſammen, **der Würfel iſt geworfen**, rief er, **alles iſt vorbey**! ſtürzte ſich in den Fluß, und entſchied ſolchergeſtalt mit einem raſchen Schritt ſein eignes und ſeines Vaterlandes Schickſal. Seine Soldaten folgten ihm mit ihrer gewöhnlichen Bereitwilligkeit, und langten bald zu Arimi-nium an, das ohne Widerſtand eingenommen wurde.

Dies kühne und unerwartete Wagſtück verbreitete zu Rom allgemeines Schrecken. Schon glaubte ein jeder, daß Cäſar mit ſeinem Heere anrücke, um die Stadt in Trümmern zu legen. Städter ſah man aus der Stadt aufs Land, Landleute vom Lande in die Stadt flüchten, um hier Sicherheit zu ſuchen. Pompejus fühlte in dieſer beklemmenden Lage alle Reue und Selbſtverdammniß, die der Gedanke, daß er ſelbſt es ſey, der ſeinen Nebenbuhler zu dieſem Gipfel von Macht hinangeholfen hatte, nothwendig in ihm wecken mußte. Wo er ſich nur ſehn ließ, rückten ſeine Freunde ihm ſeine Sorgloſigkeit vor, und ſpotteten aufs bitterſte ſeines vorigen eiteln Eigendünkels. **Wo ſind nun**, rief Favonius ein ſtachelnder Senator von ſeiner Parthey, **wo ſind nun die Heere, die auf deinen Wink erſcheinen ſollten? Laß ſehn, ob du ſie aus dem Erdboden wirſt hervorſtampfen können!** Cato erinnerte ihn an die vielen

War-

Warnungen, die er ihm gegeben hatte, Warnungen, die jedoch immer mit ſo fürchterlichen Unglücksprophezeihungen begleitet geweſen, daß Pompejus zu entſchuldigen war, wenn er ihnen kein Gehör gab. Müde der unaufhörlichen Verweiſe, die man unter der Farbe guten Rathes ihm machte, bot dieſer ſeine Mann ſeine alte Unerſchrockenheit endlich wieder auf und ſuchte ſeinen Anhängern wieder Muth und Zutrauen einzuflößen. Er ſagte ihnen, es würde ihnen an einem Heer nicht fehlen, denn er werde ihr Führer ſeyn; er bekannte, daß er ſich in Cäſars Abſichten lange geirrt habe, indem er ſie nach demjenigen beurtheilt hätte, was ſie billig ſeyn ſollten; weſern aber die alte Liebe zur Freyheit ſie nur noch beſeele, ſo könnten ſie ihrer noch immer genieſſen, wohin der Drang der Zeiten ſie auch dränge. Sodann zeigte er ihnen, daß die Lage ihrer Sachen keinesweges verzweifelt wäre; daß ſeine beyden Legaten in Spanien an der Spitze jenes Heeres ſtünden, mit dem er den Oſten erobert habe; daß Aſien und Aſrika unerſchöpfliche Hülfsquellen darböten, und daß jene Mächte, die mit Rom im Bunde ſtünden, nicht ermangeln würden ihnen Hülfsvölker zu ſenden. Dieſe Vorſtellungen belebten die Hofnungen ſeiner Parthey wieder in einigem Grade. Die meiſten Senatoren, ſeine Privatfreunde und alle, die durch Ergreifung ſeiner Parthey ihr Glück zu machen hofften, beſchloſſen Rom, das ſie nicht behaupten konnten, zu verlaſſen, und unter ſeiner Anführung nach Capua zu gehn, wo die beyden Legionen, die unter Cäſar in Gallien gedient hatten, ſtanden. Ihre Abreiſe von Rom gewährte den Zurückbleibenden ein ſehr rührendes Schauſpiel. Graue Senatoren, ehrwürdige Magiſtratsperſonen und die Blüte des jungen Adels ſo den Thoren Roms entwandern ſehen, preisgebend ihr wehrloſes Vaterland der Willkühr eines

über-

überlegnen Uſurpators; dies verurſachte unter allen Ständen des Volks eine allgemeine Wehklage. Mit Thränen und Geſchrey folgten ſie ihren ſcheidenden Mitbürgern eine Strecke Weges und beſtürmten den Himmel mit Gelübden für ihre glückliche Wiederkehr.

Nach einem vergeblichen Verſuch, Pompejus zu einem gütlichen Vergleich zu bewegen, beſchloß Cäſar ihn nach Capua zu verfolgen, ehe er Zeit gewönne, ſeine Macht zuſammen zu ziehn. Leichtlich hätte ſchon bey dieſem erſten Eintritt in eine ſo neue und mißliche Laufbahn ihn der Abfall des **Labienus**, des Gefährten aller ſeiner vorigen Siege, entmuthigen können. Dieſer Feldherr, es ſey nun aus Unzufriedenheit mit Cäſar, oder aus Abneigung ſein Vaterland verheeren zu helfen, gieng zur Gegenparthey über; aber Cäſar ſchien ſeinen Verluſt wenig zu achten, den er durch ſeine eignen Fähigkeiten hinreichend erſetzen konnte. Er ſchickte ihm alle ſeine Habſeligkeiten und eilte, die Städte, die zwiſchen ihm und ſeinem Nebenbuhler lagen, in Beſitz zu nehmen. Rom, das ohnehin die Beute des Ueberwinders werden mußte, ließ er ſeitwärts liegen.

Corfinium war die erſte Stadt, die ſeinem reiſſenden Zuge zu ſteuern wagte. **Domitius** lag in ihren Mauern, er, den der Senat zu Cäſars Nachfolger in Gallien ernannt, und mit ihm zwanzig Kohorten, die man in den umliegenden Gegenden aufgebracht hatte. Cäſar berannte den Ort unverzüglich. Domitius ſandte Boten über Boten an Pompejus, daß er kommen und ihn entſetzen ſolle. Da aber keine Antwort erfolgte, verſuchte er heimlich zu entwiſchen. Allein die Beſatzung ertappte ihn auf dem Verſuche und beſchloß ſogleich, durch ſeine Auslieferung an die

Bela-

Belagerer für ihre eigne Sicherheit zu ſorgen. Cäſar nahm ihre Vorſchläge mit Bereitwilligkeit an, hinderte ſeine Leute aber auf der Stelle in die Stadt zu dringen. Bald erſchien **Lentulus**, der Conſul, der mit in der Stadt war eingeſchloſſen geweſen, bat für ſich und ſeine Gefährten um Gnade, und erinnerte Cäſarn an ihre alte Freundſchaft und ſo manche angenehme Tage, die ſie mit einander verlebt hätten. Cäſar ließ ihn nicht zu Ende reden. Edelmüthiger Weiſe erklärte er, daß er in Italien gekommen ſey, nicht um die Freyheiten Roms zu kränken, ſondern um ſie wieder herzuſtellen. Dieſe troſtſelige Antwort war kaum in der Stadt erſchollen, als Senatoren, Ritter und Beſatzung heraus eilten und des Siegers Schutz anflehten, der nach einem leiſen Hinwinken auf ihren Undank, ihnen die Freyheit und Erlaubniß gab, zu gehen, wohin ſie wollten. Während er aber die Officiers heimſchickte, verſäumte er ſo wenig bey dieſer, wie bey jeder andern Gelegenheit, ſich der Herzen der Gemeinen zu verſichern. Eines Heeres erwog er, könne er leicht bedürftig werden, nie aber, ſo lange er lebte, ſein Heer eines Anführers.

Als Pompejus den Hergang dieſer Sachen vernahm, zog er ſich nach Brunduſium zurück, und beſchloß, ſich hier belagern zu laſſen, um den Feind ſo lange aufzuhalten, bis die Macht des Reichs geſammelt und im Stande wäre, ihm im offenen Felde die Spitze zu bieten. Seiner Erwartung gemäß, langte Cäſar in kurzem vor der Stadt an. Zufälligerweiſe bekam er einen von Pompejus Ingenieurs gefangen, dem er die Freyheit gab, und ihm auftrug, Pompejus ſeinetwegen zu ſagen, daß er es beyder Vortheil ſowohl, als auch dem Beſten des Gemeinweſens am zuträglichſten hielte, wenn ſie ſich perſönlich mit einander

ander unterredeten; empfieng aber auf dieſe Eröfnung keine Antwort. Nun verſucht' er den Hafen einzuſchließen. Da er aber durch Pompejus Wachſamkeit daran gehindert wurde, ſchlug er ihm noch einmal eine Unterredung vor, und erhielt zur Antwort, daß Vorſchläge der Art in Abweſenheit der Conſuln nicht könnten angenommen werden. So verſchwand alle Hofnung zu gütlicher Beylegung, und beyde Partheyen rüſteten ſich den Krieg mit unnachlaſſendem Nachdruck fortzuſetzen.

Die Abſicht, Cäſarn eine Zeitlang vor Brundiſium aufzuhalten, war Pompejus gelungen. Er rüſtete ſich alſo itzt mit aller erſinnlichen Vorſicht die Stadt zu verlaſſen, und ſein Heer nach **Dyrrachium** einzuſchiffen, wo der neuerwählte Conſul, der mit einem Theil ſeiner Völker vorausgeſandt worden, zum Dienſte des Reichs warb. In dieſer Hinſicht hatt' er den Hafen dergeſtalt befeſtigt, daß der Feind ihm nicht leicht nachſetzen konnte, ſchiffte ſich dann in der äußerſten Stille und Eile ein, und ließ auf den Mauern bloß einige Schleuderer und Bogenſchützen, die angewieſen waren, ſo bald die ſchwere Infanterie am Bord wäre, in kleinen eigends dazu eingerichteten Booten nachzufolgen. Alles glückte. Zwar verriethen die Einwohner der Stadt, über den Untergang ihrer Häuſer aufgebracht, Cäſarn den Abzug der Feinde. Dieſer brach auch unverzüglich auf, die Einſchiffung zu hindern, wäre aber auf ein Haar mit ſeiner Mannſchaft in einem Erdfall umgekommen, den Pompejus heimlich auf ſeinem Wege hatte zurichten laſſen, und von deſſen Daſeyn er durch die Einwohner noch grade zu rechter Zeit unterrichtet wurde. So entrann Pompejus mit großer Geſchicklichkeit und Eilfertigkeit, und überließ Italien ohne einiges Heer,

ohne

ohne eine einzige beſetzte Stadt, gänzlich der Willkühr ſeines Nebenbuhlers.

Cäſar, der dem Pompejus aus Mangel an Schiffen nicht folgen konnte, beſchloß nach Rom zurück zu gehn und des öffentlichen Schatzes ſich zu bemächtigen, welchen ſein Gegner, aus einer beynahe unerklärlichen Vernachläſſigung, nicht mitgenommen hatte. Man könnte freylich für ihn anführen, daß es ihm hätte zum Verbrechen umgedeutet werden können, wenn er Schätze angegriffen hätte, die ein geheiligtes Depoſitum waren und nur in einem galliſchen Kriege gebraucht werden durften. Und ſo ereignet es ſich nicht ſelten, daß die ſchwächere Parthey, aus Furcht, ihrer Sache durch irgend einen regelwidrigen Schritt zu ſchaden, ſich durch unzeitige Mäßigung ſelbſt zu Grunde richtet. Cäſar ward zu Rom mit den wiederholten Zurufungen des geringern Theils der Bürger, und ſeiner ganzen eignen Parthey empfangen. Auch die Senatoren, die ſeinem Intereſſe ergeben waren, verſammelten ſich, und alle wünſchten ihm Glück zu ſeiner Ankunft. An dieſe hielt er eine ſehr ſcheinbare Rede, rechtfertigte ſein Betragen, und verſicherte ſie, daß er nur äuſierſt ungerne zu den gewaltthätigen Maasregeln geſchritten ſey, zu denen man ihn genöthigt habe. Unterm Vorwande, daß ſeine Sache die Sache der Gerechtigkeit und des Gemeinweſens ſey, eilte er itzt, die Schätze, die für die Staatsbedürfniſſe waren beygelegt worden, in Beſitz zu nehmen. Als er aber an der Thüre der Schatzkammer ankam, weigerte ſich der Tribun **Metellus**, dem die Bewahrung derſelben anvertraut war, ihn hinein zu laſſen, und ſtellt' ihm vor, daß dieſes Geld geheiligt ſey, und daß die fürchterlichſten Flüche wider einen jeden ausgeſprochen wären, der ſichs unterſtünde, ſie bey jeder andern Ereigniß, als

bey einem galliſchen Kriege anzugreifen. Cäſar war der Mann nicht, der durch ſo abergläubiſche Rückſichten einzuſchrecken war. Er bemerkte, daß zu galliſchen Kriegen kein Geld mehr aufgeſpart werden dürfte, angeſehn er ganz Gallien ſchon bezwungen hätte. Als der Tribun vorgab, daß die Schlüſſel nicht vorhanden wären, befahl er ſeinen Begleitern die Thüren einzubrechen: und als jener ſich auch dieſem Befehl widerſetzte, legte Cäſar mit mehr denn gewöhnlicher Hitze die Hand an ſein Schwert, und drohete, ihn auf der Stelle todt zu Boden zu ſtrecken. **Und wiſſe junger Mann**, fügte er hinzu, **daß es leichter iſt, dies zu thun, als zu ſagen.** Dieſe Drohung wirkte. Metellus entfernte ſich, und Cäſar nahm mehr denn dreytauſend Pfund Goldes an Gewicht, ohne eine unermeßliche Menge Silbers aus dem Schatze, welches Geld ihm zu kräftiger Förderung ſeiner nachherigen Eroberungen diente. Mit ſolchen Vorrathsquellen verſehen, verließ er Rom, entſchloſſen Pompejus Legaten, **Afranius** und **Petrejus**, die ſeit langer Zeit an der Spitze eines Heeres von Veteranen in Spanien ſtanden, zu bezwingen.

Von dieſem ſpaniſchen Heere hatte die Gegenparthey viel erwartet. Es beſtand aus den beſten Legionen des Reiches, und war bisher unter allen ſeinen Anführern noch ſiegreich geweſen. Aber Cäſar, der die Fähigkeiten ſeiner beyden itzigen Führer wohl kannte, ſagte ſcherzend, **er gienge itzt, mit einem Heere ohne Feldherrn zu kämpfen, und wenn er mit ihm fertig wäre, wolle er zurück kommen, und mit einem Feldherrn ohne Heer kämpfen.** Fragen möchte man, warum Cäſar nicht gradesweges dem Pompejus nachſetzte, ſondern ihm ſo zu ſagen aus dem Wege gieng, um deſſen ſpaniſche

sche Völker anzugreifen. Zu diesem Schritt hatt' er seine guten Gründe. Er erwog, daß Pompejus, wenn er ihn überwände und aus Griechenland vertriebe, höchst wahrscheinlich sich nach Spanien begeben würde, wo er ihn unter allen Provinzen des Reichs grade am ungernsten haben möchte. Weise war es daher, erst dies spanische Heer zu schlagen, um seinen Nebenbuhler dieser Zuflucht zu berauben. In dieser Hinsicht ließ er sein Heer sich einige Tage erfrischen, brach dann auf, und führt' es durch die Alpen und Galliens weitschichtige Provinzen seinem Spanischen Feinde entgegen. Erwägen wir die erstaunliche Länge dieses Weges, und die Menge der Länder, die seine Krieger durchwandern mußten, die Berge, die sie erklimmen, die Wälder, durch die sie sich einen Weg bahnen, die mancherley Klimate, denen sie sich preis geben, und die kriegerischen Pflichten, denen sie sich unterziehn mußten; erwägen wir, daß jeder gemeine Soldat siebenzig Pfund Gewicht an Waffen, und Lebensmittel auf zehn Tage an der Spitze seines Sperres tragen mußte, wobey er nichts anders zu trinken bekam, als ein wenig Weinessig in Wasser gemischt; erwägen wir, sag' ich, alle diese Beschwerden und die ganze Länge des Zugs, so müssen wir über ihre unüberwindliche Geduld und Entschlossenheit erstaunen. Sie erreichten **Marseille**. Diese Stadt weigerte sich ihnen die Thore zu öffnen, und Cäsar ließ einen Theil seines Heeres zurück, sie zu belagern. Mit dem Rest setzte er seinen Zug nach Spanien aufs eilfertigste fort, und um seiner Leute Vortheile mit dem seinigen noch inniger zu verknüpfen, borgte er Geld von allen seinen Officieren und vertheilte es unter die Soldaten. So versicherte er sich dieser durch seine Freygebigkeit, und jener durch die Erwartung wieder bezahlt zu werden.

Der erſte Kampf, den er mit Afranius und Petrejus hatte, gereichte ihm zu keinem beſondern Vortheil. Er ſocht ihn nahe bey der Stadt Herda, und beyde Theile machten Anſpruch auf den Sieg. Allein durch den übertretenden Fluß und durch die Lage des Feindes gänzlich abgeſchnitten, gerieth Cäſar bald nachher in großen Mangel an Lebensmitteln. Schwierige Lagen waren jedoch von jeher grade diejenigen, worin ſeine Erfindſamkeit und Thätigkeit ſich am ſchimmerndſten zeigte. Er ließ eine Menge lederne Boote verfertigen, auf Wagen packen, und während er die Aufmerkſamkeit der Feinde auf eine andere Seite lenkte, zwanzig Meilen weit vom Lager in den Fluß hinein bringen, wo er grade am breiteſten war, und ſetzte auf dieſe Weiſe ſeine Legionen über. Itzt mit Zufuhr überflüſſig verſehen, ſtellte er ſich, als wenn er ſeiner Seits den Feind wieder ängſten und ihm die Zufuhr abſchneiden wolle, ließ daher eine Anzahl Schanzen aufwerfen und Canäle ſtechen, als wolle er den Fluß in ein ander Bette leiten. Dieſe Anſtalten ſchreckten den Feind ſo ſehr, daß er die Nacht aufzubrechen beſchloß; aber Cäſar, der durch ſeine Kundſchafter von ihrem Vorhaben Nachricht erhielt, verfolgte ſie mit einem kleinen Theile ſeines Heeres, nöthigte ſie durch den Fluß zu waten, und eh' ſie ſich noch auf der andern Seite wieder ſammeln konnten erſchien er ſchon mit ſeiner Hauptarmee, um ſie zu empfangen. So auf beyden Seiten eingeſchloſſen, konnten ſie weder vorwärts rücken, noch in ihr voriges Lager zurückkehren. Hunger und Durſt fiengen bald an, ſie aufs ſchrecklichſte heimzuſuchen, und am Ende wurden ſie genöthigt, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Aber die Gnade war des Ueberwinders Lieblingstugend. Mit den huldvollſten Verſicherungen beurlaubt er ſie alle

mit

mit einander, und schickte sie mit Beschämung und Verpflichtungen belastet nach Rom zurück, um dort seine Tugenden lobzupreisen, und seine Anhänger, in ihrer Anhänglichkeit an seiner Sache zu befestigen. So ward er binnen vierzig Tagen etwa Meister des ganzen Spaniens. Er zog nun vor Marseilles und nöthigt' es sich zu ergeben. Ihres Alters und ihres Nahmens halber, wie er sagte, verzieh er den Einwohnern, ließ zwey Legionen zur Besatzung unter ihnen zurück, und kehrte siegreich heim nach Rom. Die Bürger empfiengen ihn mit frischen Freudensbezeugungen und wählten ihn zum Dictator und Consul. Jene Würde legte er jedoch nach eilf Tagen nieder, ohne Zweifel, um dem Volk zu zeigen, wie bereitwillig er seyn würde, ihr auf jeden erforderlichen Fall zu entsagen.

Während dieser Verhandlungen auf Seiten **Cäsars**, beschäftigte Pompejus in Epirus und Griechenland sich gleich thätig mit den nöthigen Zurüstungen, um ihm zu widerstehen. Alle Monarchen des Osten hatten sich für ihn erklärt und schickten ihm zahlreiche Hülfsvölker. Neun wirkliche Italische Legionen gehorchten ihm, und seine Flotte von fünfhundert großen Schiffen, welche Bibulus ein thätiger und geübter Admiral führte, beherrschte die See. Ueberdies versahen die umliegenden zinsbaren Provinzen ihn hinreichend mit dem nöthigen Gelde und Kriegsvorrath. **Antonius** und **Dolabella**, die für Cäsar in dieser Gegend des Reichs commandirten, griff er mit solchem Erfolge an, daß der erste genöthigt ward, zu fliehen, und letzterer gefangen ward. Roms angesehenste und edelste Bürger kamen täglich in zahlreichen Schaaren, um sich unter seine Fahnen zu stellen. Einstens hatt' er über zweyhundert Senatoren im Lager, und unter ihnen den **Cato** und

Cicero, deren Freundschaft allein für ein Heer gelten konnte. Diese berühmten Männer unterstützten ihn mit ihrem Muth und ihrer Klugheit, und auf ihr Anrathen ward beschlossen, daß kein römischer Bürger, es wäre denn in der Schlacht, getödtet werden, und daß keine Stadt des römischen Reichs von den Eroberern geplündert werden sollte. So viel überwiegende Stärke und Mässigung verschaften dem Pompejus die Wünsche aller Menschen, und erweckten Cäsarn eine Gegenparthey, die ihm mit baldigem Untergang drohete.

Cäsar blieb unerschrocken. Mit einem Muthe, der in einer minder talentvollen Seele für Verwegenheit hätte gelten können, beschloß er, seinem Gegner in Osten die Spitze zu bieten, und führte sein Heer nach Brundusium, einer italischen Seestadt, um es von hier nach Griechenland überzusetzen. Aber seine Flotte war nicht zahlreich genug, um das Ganze auf einmal einzunehmen, und sein Heer zu trennen und zu schwächen schien gefährlich. Ueberdies war es mitten im Winter, in welcher Jahrszeit auch die stärksten Schiffe kaum die See halten konnten, viel weniger so gebrechliche, wie die seinigen. Hiezu kam, daß alle Häfen und Ufer mit den Schiffen seines Nebenbuhlers besetzt waren, und das unter Anführung des Bibulus, eines im Seekriege sehr erfahrnen Mannes. So viel Schwierigkeiten vermochten dennoch seinen Geist nicht zu dämpfen. Entschlossen den Krieg mit unermattendem Eifer fortzusetzen, schiffte er von seinen zwölf Legionen fünfe ein, die sich nicht höher als auf fünf und zwanzigtausend Mann und sechstausend Reuter beliefen, lichtete die Anker, steuerte mitten durch seine Feinde durch und nahm die Zeit sowohl in acht, daß er die ganze Ueberfahrt in einem einzi-

einzigen Tage vollendete. Aus Furcht, die mehr bekannten Häfen vom Feinde beſetzt zu finden, landete er zu Pharſalus. Kaum ſah er ſich und ſeine Völker hier in Sicherheit, als er die Flotte zurückſchickte, um auch den Reſt des Heeres nachzuholen. Aber auf dieſem Heimwege fielen dreyßig ſeiner Schiffe dem feindlichen Admiral in die Hände, der ſie in Brand ſteckte, und ſelbſt die Seeleute, um den übrigen ein Schrecken einzujagen, ohne Gnade hinrichten ließ. Mittlerweile beſchäftigte ſich Cäſar, alle Städte wegzunehmen, die ſich für den Feind erklärt hatten, und der Flotte, die längſt den Küſten kreuzte, die Zufuhr abzuſchneiden. Noch immer überzeugt, daß nach einem gewonnenen Vortheil ſich am beſten unterhandeln ließe', ſchickt' er einen gewiſſen Ruſus, den er gefangen genommen, mit Friedensvorſchlägen an Pompejus, wobey er ſich erbot, ihren Zwiſt der Entſcheidung des römiſchen Volks und Senats zu überlaſſen. Aber Pompejus, der das römiſche Volk zu ſehr für Cäſarn eingenommen glaubte, als daß er ihnen hätte trauen können, verwarf dieſe Eröfnungen.

Er befand ſich grade in Macedonien, als er vernahm, daß Cäſar in Epirus gelandet ſey. Sogleich beſchloß er nach Dyrrachium zu marſchiren, um dieſen Ort, in dem er allen ſeinen Kriegs- und Mundvorrath niedergelegt hatte, vor Cäſars Angriffen zu retten. Er erreichte ihn zwar, fieng aber an zu merken, daß er ſich auf ſeine neuangeworbenen Völker wenig verlaſſen könne. Sie gehorchten ſo läſſig, und riſſen ſo häufig aus, daß er ſich der trübſten Beſorgniſſe nicht erwehren konnte. Um ſich ihrer um deſto mehr zu verſichern, ließ er alle einen Eid ſchwören, daß ſie ihren Anführer nie verlaſſen, ſondern in jeglichem Schickſale bey ihm verharren wollten. Dann beſchloß

er den Krieg in die Länge zu ziehn, und seinen Gegner, dessen Hülfsquellen weniger zahlreich, denn die seinigen waren, durch diese Verfahrungsweise zu erschöpfen.

An den entgegengesetzten Ufern des Apsus kamen die beyden Heere einander zuerst ins Gesicht; beyde geführt von Feldherrn, deren einer den Osten, der andere den Westen bezwungen hatte, beyde voll Begierde, einander eine Schlacht zu liefern. Aber keiner der beyden Feldherrn hatte Lust, die Gelegenheit zu nutzen. Pompejus konnte seinen neuangeworbenen Völker noch nicht trauen, und Cäsar wollte kein Treffen wagen, bis er seine ganze Macht zusammen hätte. Dem zufolge blieben beyde Heere mehrere Tage hinter einander in dieser Stellung, einander anschauend mit aller Aengstlichkeit der Erwartung, aber auch mit gleicher Unerschrockenheit und fester Erwartung eines glücklichen Erfolges.

Schon seit geraumer Zeit hatte Cäsar mit äußerster Ungeduld die Ankunft des Restes seines Heeres erwartet, alle seine Hofnungen ruheten auf dieser Verstärkung und mehr denn einmal hatt' er den Befehlshabern geschrieben, zu eilen. Endlich an ihrer Pünktlichkeit verzweifelnd, und begierig des ängstlichen Harrens los zu seyn, wagte er ein Abentheuer, das nur das außerordentliche Zutrauen in sein Glück entschuldigen konnte. Er verkleidete sich in Sclavenkleider, und bestieg im strengsten Incognito einen Fischerkahn an der Mündung des Apsus, um von hier nach Brundus, wo der Rest seines Heeres lag, überzusetzen, und ihn in Person herüber zu hohlen. Mit einbrechender Nacht fuhr er ab; der Fischer ruderte, was er vermochte, und schon hatte er ein beträchtliches Stück Weges zurückgelegt, als der Wind plötzlich umsprang und ihm entgegen stürmte. Die

See

See warf fürchterliche Wellen, und der Sturm wuchs mit jedem Augenblicke. Der Fiſcher wollte umkehren, aber ſein Reiſender widerrieth es ihm. Eine Zeitlang arbeitete er dem Sturm entgegen, fand ſich aber endlich außer Stande, weder weiter vorwärts zu kommen, noch jenes ferne Ufer, von dem ſie abgefahren waren, wieder zu erreichen. Erſchöpft und verzweifelt wollt' er ſchon das Ruder ſinken laſſen, und das morſche Fahrzeug der Willkühr der Wellen anvertrauen, als Cäſar ſich zu erkennen gab, und ihn kühnlich zurudern hieß. **Was fürchteſt du**, rief er, **du führeſt Cäſarn und ſein Glück.** Durch die Gegenwart eines ſolchen Mannes wieder aufgemuntert, ſtrengte der Fiſcher noch einmal ſeine ganze Kraft an, und hielt in die ofne See hinein. Da der Sturm aber immer wilder ward, ſah er ſich gezwungen nachzugeben, und das Land zu ſuchen, welches er denn endlich auch, wiewohl nicht ohne die äußerſten Schwierigkeiten erreichte. Kaum war er am Geſtade, als Cäſars Getreuen, die ihren Anführer vermiſſet hatten, und nicht wußten, was aus ihm geworden ſey, ihn frölich umſchwärmten, zu ſeiner Entrinnung ihm Glück wünſchten, und ſich zärtlich beſchwerten, daß er ihrem Muth und ihrer Zuneigung ſo wenig getrauet habe, und fremde Hülfe ſuchte, da ſie doch gewiß wären, ohne einigen andern Beyſtand unter ſeiner Anführung zu ſiegen. Seine Entſchuldigungen waren nicht weniger zärtlich, als ihre Vorwürfe. Und noch mehr ward ihre beyderſeitige Freude erhöht als ſie bald nachher erfuhren, daß die lang erwarteten Truppen endlich zu **Apollonia** angelangt wären, und unter **Antonius** und **Calenus** Anführung ſchon daher zögen, um ſich mit ihnen zu vereinigen. Augenblicklich brach Cäſar auf. Voll Beſorgniß, daß Pompejus, der an jener Seite des

Fluſſes, wo die Seinigen hatten landen müſſen, mit ſeinem Heer lag, ſie auf ihrem Zuge angreifen möchte, eilte er ihnen zu begegnen, und dieſem zuvorzukommen. Und dieſe Eilfertigkeit war eben ſo nöthig, als erfolgreich. Denn Pompejus hatte wirklich ſchon einige Bewegungen gemacht, um ihrer Vereinigung vorzubeugen, und Antonius einen Hinterhalt gelegt. Dieſer aber mißglückte. Pompejus mußte, um nicht zwiſchen den beyden Heeren eingeſchloſſen zu werden, ſich zurück ziehn; und die Vereinigung erfolgte noch an dem nehmlichen Tage.

Pompejus führte ſein Heer nach **Asparagus** neben **Dyrrachium**, wo er durch die Flotten, die er an den Küſten von Epirus hielt, mit allem, was ſein Heer bedurfte, verſorgt zu werden hoffen durfte. Hier lagerte er ſich auf einer Erdzunge, die in die See vorſprang und neben welcher auch eine kleine vor allen Winden ſichere Rhede war. Höchſt vortheilhaft war dieſe Lage. Pompejus fieng ſogleich an, ſich in ihr zu verſchanzen, und Cäſar, der es nicht wahrſcheinlich fand, daß er einen ſo wohl gewählten Poſten ſo bald verlaſſen würde, that das nehmliche hinter ihm, und ließ in allen Gegenden, die von dem Feinde noch nicht verheert waren, Kornmagazine anlegen. Aller dieſer Vorſicht ohngeachtet fiengen die Lebensmittel dennoch bald an, in ſeinem Lager dünne zu werden. Seine Leute mußten von Bohnen und Gerſten, und einer Wurzel Nahmens **Chara** leben, die ſie mit Milch vermiſchten. Sie waren jedoch größerer Beſchwerden denn dieſe gewohnt. Sie erinnerten ſich der glänzenden Siege, die ſie häufig nach ähnlichen Drangſalen erfochten hatten, und ertrugen die gegenwärtigen mit unerſchütterlicher Geduld. Die Unbehaglichkeit ſeiner Lage veranlaßte jedoch Cäſarn zu einem

einem neuen Entwurfe. Die ganze Gegend jenſeit Pompejus Lager war landeinwärts rauh und hügelicht. Auf dieſen Hügeln ließ er Schanzen aufführen, die von Ufer zu Ufer fortliefen. Die Schanzen verband er durch Communicationslinien, und ſchloß ſolchergeſtalt das Lager der Feinde völlig ein. Durch dieſe Einſchließung hoft' er ſeinen Gegner zu einer Schlacht zu nöthigen, die er eifrig wünſchte, jener aber eben ſo ſorgſam vermied. Nicht als ob die Senatoren und Officiere, die ſich in Pompejus Lager befanden, ihm nicht unaufhörlich und dringend angelegen wären, eine Schlacht zu wagen. Aber er kannte die Gefahr eines ſolchen Wageſtücks zu gut, und wünſchte den Feind durch ſeine Beharrlichkeit aufzureiben. So beſchäftigten beyde Theile ſich eine Zeit lang mit nichts denn Kriegsliſten, der eine, um den andern heraus zu fordern, der andere, um ihm auszuweichen. Cäſars Leute erweiterten ihre Werke täglich, um den Feind immer mehr einzuengen. Pompejus ſeine thaten das nehmliche, um ihrer überlegnen Anzahl Luft zu verſchaffen; zwar vermieden ſie ein Treffen, beläſtigten den Feind durch ihre Schleuderer und Bogenſchützen aber nicht wenig. Cäſar war unermüdſam. Er ließ eine Anzahl Blenden von Thierfellen machen, die die ſeinigen während des Arbeitens deckten. Er ſchnitt dem feindlichen Lager das Waſſer, und ihren Pferden die Feurage ab, ſo daß letztere bald kaum mehr beſtehen konnten.

In dieſer Verlegenheit beſchloß Pompejus, ſeine Linien zu durchbrechen, und irgend einen andern Fleck des Landes zu gewinnen, auf dem er ſich bequemer lagern könne. Durch einen Ueberläufer von der Beſchaffenheit von Cäſars Feſtungswerken unterrichtet, ſandt' er ſeine leichten Fußvölker und ſeine Bogen-

ſchützen

ſchützen an Bord, und befahl ihnen Cäſars Verſchanzungen zur See, wo ſie am ſchwächſten waren, anzugreifen. Sie thaten das mit ſo vielem Erfolge, daß alle Centurionen von Cäſars erſten Kohorten, eine einzige ausgenommen, niedergehauen wurden; und wiewohl Cäſar und ſeine Officiere ihr möglichſtes thaten, um Pompejus Abſichten zu vereiteln, ſo gelang es ihm durch wiederholte Verſuche dennoch endlich, ſein Heer aus ſeinem itzigen Lager heraus zu wickeln, und in eine andere Gegend neben der See zu führen, wo er die Bequemlichkeit ſowohl der Land- als Seezufuhr hatte. Da Cäſar ſolchergeſtalt ſeinen Plan den Feind auszuhungern vereitelt ſahe, und den Verluſt, den er erlitten hatte, berechnete, ſo beſchloß er Pompejus zu einer Schlacht zu zwingen, ſollt' es auch unter nachtheiligen Umſtänden ſeyn. Es gelang ihm wirklich. Er verſuchte eine Legion abzuſchneiden, die in einem Gehölze ſtand, und dies veranlaßte ein allgemeines Gefecht. Eine Zeitlang kämpften beyde Theile mit gleichem Eifer und gleichem Glück. Aber Cäſars Leute, die ſich zwiſchen den Verſchanzungen des alten jüngſt verlaſſenen Lagers verwickelt fanden, fiengen an in Unordnung zu gerathen. Pompejus verfolgte den erhaltnen Vortheil eifrigſt, und nun flohen ſie in groſſer Eilfertigkeit. Ihrer viele, von den Nachdrängenden zu Tode gepreßt, kamen in den Gräben und in dem Bette des Fluſſes um. Pompejus verfolgte ſie bis ins Lager. Cäſars Schickſal nahte ſich ſeiner Kriſe. Bloß von der Entſchloſſenheit und Beharrlichkeit der Feinde hieng es ab, ſein Lager zu erobern, und ſein ganzes Heer zu vertilgen. Aber ſein gewöhnliches gutes Glück ſiegte. Pompejus, entweder über die Plötzlichkeit ſeines Sieges erſtaunt, oder einen Hinterhalt beſorgend, führte ſeine Truppen in ſein eignes Lager zurück, und verlor auf dieſe Weiſe

die

die Herrschaft über die Welt. Seine Befehlshaber und Anhänger betrachteten diesen Sieg indessen als entscheidend. Ohne von ferneren Gefechten und Gefahren sich träumen zu lassen, betrugen sie sich wie ungezweifelte Sieger, und Grausamkeit mit ihrer Zuversicht vereinigend, ließen sie alle Gefangne niedermetzeln.

Cäsar war nicht derjenige, der durch einen einzigen fehlgeschlagenen Streich eingeschreckt werden konnte. Er erwog, daß alle seine Bemühungen, Pompejus zu einem Gefecht unter gleichen Bedingungen zu nöthigen, vergeblich gewesen waren. Er beschloß daher, sich zu stellen, als wolle er seine ganze bisherige Verfahrungsweise ändern, und nun seinerseits den Krieg in die Länge ziehn. Zu dem Ende rief er sein Heer zusammen und redete ihm mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit und Unerschrockenheit zu. „Wir haben nicht Ursache, meine Kriegsgenossen, sagte er unter andern, über unsern letzten Unfall den Muth sinken zu lassen. Der Verlust einer Schlacht sollte nach so vielen gewonnenen eher unsre Vorsicht wecken, als unsre Entschlossenheit dämpfen. Erinnern wir uns der langen Reihe von Siegen, die wir in Gallien, Britannien, Italien und Spanien erfochten haben, und erwägen dann die viel größern Gefahren, denen wir entronnen sind, und die bloß die Süßigkeit der folgenden Siege mehrten! Wenn nach so viel preiswürdigen Thaten und glorreichen Siegen eine geringe Unordnung, ein Irrthum der Unachtsamkeit, oder vielmehr des Verhängnisses selber uns unsrer gerechten Belohnung beraubt hat, so sind wir doch noch stark genug uns derselben für die Zukunft zu versichern, und sollten wir auch jeder Hülfsquelle beraubt seyn, so bleibt dem Tapfern zu Brechung jeglicher Gefahr doch noch immer eine übrig, diejenige, sie zu verachten.“ Nachdem er

sol-

solchergestalt seinen Völkern Muth eingesprochen, und einige der untern Befehlshaber, die ihre Pflicht zu lässig thaten, entsetzt hatte, rüstete er sich, sein Heer aus seinem itzigen Lager heraus, und nach **Apollonia** zu führen, wo er es erfrischen und ergänzen wollte. Das Gepäck sandt' er voraus, er selbst folgte an der Spitze seiner Soldaten, und wiewohl Pompejus ihm nachsetzte, so erreicht' er seinen Zweck dennoch vermöge eines achtstündigen Vorsprungs, welchen er ihm abgewonnen hatte.

Mittlerweile lief Domitius, einer seiner Legaten, der mit drey Legionen in Macedonien stand, Gefahr, von der überlegenen Macht der Feinde erdrückt zu werden. Dies zu hindern, brach Cäsar, nachdem er den Seinigen nur eine ganz kurze Erholungsfrist verstattet hatte, eiligst auf, und that sein Möglichstes, um sich mit ihm zu vereinigen. Sein Zug erweckte in Pompejus eine ganz ähnliche Besorgniß. Scipio, einer seiner Legaten, stand an der Spitze einer Syrischen Legion in Thessalien, und diesen, fürchtete er, gedenke Cäsar aufzuhalten, eh' er noch werde zu ihm stoßen können. So marschirte jeder Feldherr mit aller erdenklichen Eil, um seine Freunde zu retten und den Feind zu überraschen. Cäsars Zug war der erfolgreichste. Er traf den Domitius an den Grenzen Thessaliens, und rückte mit seiner nun ganz vereinigten Macht nach **Gomphi**, einer tief im Lande gelegenen Stadt. Da aber die Zeitung von seiner Niederlage bey Dyrrachium schon vor seiner Ankunft diesen Ort erreicht hatte, so hatten die Einwohner, die ihm vorhin Gehorsam zugesagt hatten, die entgegengesetzte Parthey ergriffen und verschlossen ihm eben so niederträchtig als dumm ihre Thore. Cäsar war der Mann nicht, der sich ungestraft beleidigen

ließ. Auf der Stelle erinnerte er seine Soldaten, welche Vortheile sie von der Eroberung eines so reichen Ortes zu gewarten hätten, befahl die Sturmleitern bereit zu halten, stürmte und stritt mit solchem Nachdruck, daß der Ort in wenig Stunden weggenommen ward. Er ließ ihn plündern, und rückte ohne Zeitverlust weiter nach **Metropolis**, einer andern Stadt der nehmlichen Provinz, die sich bey seiner Annäherung ergab. So bemeistert' er sich binnen kurzer Zeit des ganzen Thessaliens, **Larissa** ausgenommen, welches Scipio mit einer Legion in Pompejus Diensten besetzt hatte.

Mittlerweile lagen Pompejus Feldherrn, die von ihrem letzten Siege über alle Gebühr waren aufgeblasen worden, ihrem Anführer unaufhörlich an, noch eine Schlacht zu liefern. Aller weiterer Verzug war ihnen unerträglich. Sie unterstanden sich sogar zu äußern, daß er nur Lust habe, seine Befehlshaberschaft möglichst zu verlängern, und die zahlreiche Schaar von Senatoren und Edeln, die seinem Glücke folgten, möglichst lange in der Unterwürfigkeit zu halten. Des Sieges sicher, vertheilten sie schon die verschiedenen Statthalterschaften des Gegners unter einander, und verlooseten jene Ländereyen, die sie in ihrer Einbildung schon erobert hatten. Auch ersinnäftigte die Rache ihre Gedanken nicht weniger, als der Ehrgeiz und die Habsucht; und diese Rachsucht erstreckte sich nicht bloß auf die, welche die Waffen wider sie ergriffen, sondern sogar auf jene, welche sich zu keiner Parthey geschlagen hatten. Schon war die Achterklärung aufgesetzt, und nicht bloß einzelne Männer, ganze Classen und Reihen vom Feinde waren in sie eingetragen; es kam sogar in Vorschlag, daß die Senatoren in Pompejus Heer zu Gerichte

sitzen

sitzen sollten, nicht nur über die, welche sich ihnen wirklich widersetzt, sondern auch über jene, die vermöge ihrer Neutralität ermangelt hätten, ihnen Beystand zu leisten. So umringt von Leuten, deren Köpfe eben so schwach, als ihre Erwartungen voreilig waren, bestürmt mit unaufhörlichem Zureden, eine Schlacht zu liefern, und zu wenig selbstständig diesen lästigen Zudringlichkeiten auf die Länge zu widerstehen, entsagte Pompejus seinem eignen Urtheile, aus Gefälligkeit gegen diejenigen, die um ihn waren, und opferte alle Entwürfe der Klugheit den wilden Einfällen auf, welche Habsucht und Leidenschaft seinen Anhängern eingaben. Wenig Tage nach der Eroberung von Gomphi rückt' er in Thessalien ein, und lagerte sich auf den Ebenen von **Pharsalia**, wo sein Legat Scipio mit dem Corps, was er commandirte, zu ihm stieß. Hier erwartete er Cäsars Ankunft, entschlossen zu schlagen und das Schicksal des Reichs in Einer Schlacht zu entscheiden.

Cäsar hatte mit allen nur ihm bewußten Künsten seit einiger Zeit die Gesinnungen seiner Legionen auszuforschen gesucht, um im Fall eines Anfalls für ihre Sicherheit zu sorgen. Da er sie aber alle voll Muthes und guten Willens fand, trug er weiter kein Bedenken, sich den Ebenen von Pharsalia, wo Pompejus im Lager stand, zu nähern. Die Annäherung dieser beyden großen Heere, die aus den besten und geübtesten Kriegern des Erdbodens bestanden, und die Größe des Preises, um den sie kämpften, erfüllten alle Gemüther mit Aengstlichkeit, wiewohl mit verschiedenen Erwartungen. Pompejus Heer, das bey weitem zahlreichste, schwärmte von nichts als Sieg und Ueberwindung; Cäsar seines sann, besonnener und nüchterner, auf die Mittel, den Sieg zu gewinnen.

ren. Pompejus Heer verließ sich auf seine Menge und seine vielen Feldherrn; Cäsar seines auf seine Kriegskunde und seinen einzigen Anführer. Pompejus Anhänger trotzten auf die Gerechtigkeit ihrer Sache; Cäsars seine beriefen sich auf die mannichfaltigen Friedensvorschläge, die sie ohn' einigen Erfolg gemacht hatten.

So verschieden waren die Absichten, Hofnungen und Triebfedern beyder Heere, während ihr wechselseitiger Haß und ihr Ehrgeiz die nehmlichen waren. Cäsar, der nie säumte, die Schlacht anzubieten, führte sein Heer dem Feinde in Schlachtordnung entgegen. Aber Pompejus, der entweder seinen Leuten nicht trauete, oder vor dem Ausgang der Schlacht sich fürchtete, behielt seine vortheilhafte Stellung eine Zeitlang bey. Einigemal rückt' er zwar aus seinem Lager hervor, blieb aber immer unter seinen Verschanzungen am Fuße des Hügels stehn, der sein Lager deckte. Cäsar, der ihn nicht gern mit Nachtheil angreifen wollte, beschloß, am folgenden Tage mit seinem Lager aufzubrechen. Durch diese Maasregel hofft' er den Feind, dessen Truppen der Beschwerden des Dienstes nicht gewohnt waren, abzumüden, und, wenn Pompejus ihm folgen würde, eine bequemere Gelegenheit zum Gefecht zu finden. Seine Erwartung betrog ihn nicht. Kaum war der Befehl zum Aufbruch gegeben, und kaum waren die Gezelte eingepackt, als Nachricht kam, daß Pompejus Heer seine Verschanzungen verlassen, und weiter denn gewöhnlich in der Ebene vorgerückt sey, so daß man es itzt mit minderem Nachtheil angreifen könnte. Dies war die Ereigniß, die Cäsar so lang und so sehnlich gewünscht hatte. Seit er in Griechenland gelandet war, hatt' er immer sein Aeußerstes gethan, um eine allgemeine Schlacht zu veranlassen, und nichts war ihm furchtbarer,

barer, als den Krieg in die Länge gezogen zu ſehn. Erfreut über die endliche Erreichung ſeines Wunſches, befahl er ſeinen Leuten augenblicklich Halt zu machen, erklärte ihnen mit heiterer Mine, daß itzt der glückliche Tag da ſey, der ihren Ruhm krönen und alle ihre Beſchwerden enden würde, ſtellte ſie in Schlachtordnung, und führte ſie dem Wahlplatz entgegen. Das feindliche Heer war dem ſeinigen weit überlegen. Es beſtand aus fünf und vierzig tauſend Fußvölkern, und ſiebentauſend Reutern, dagegen das ſeinige nicht mehr denn zwey und zwanzigtauſend Mann Fußvolk, und tauſend Pferde enthielt. Dieſem Mißverhältniſſe vorzüglich in der Reuterey abzuhelfen, hatte Cäſar einige Zeit vorher die ſtärkſten und gewandteſten unter ſeinen Infanteriſten ausgehoben, und gewöhnt, zwiſchen den Gliedern der Reuterey zu fechten. Vermittelſt dieſes Einfalls waren ſeine tauſend Reuter Pompejus ſiebentauſenden gewachſen und hatten ſchon wirklich in einem Scharmützel, der einige Jahre vorher unter ihnen vorgefallen war, die Ueberhand behalten.

Pompejus hatte auf der andern Seite alle mögliche Urſache, einen glücklichen Erfolg zu hoffen. Im Kriegsrath vermaß er ſich, Cäſars Legionen ohne Schwertſtreich in die Flucht zu ſchlagen, indem, ſo bald die beyden Heere formirt wären, ſeine Reuterey, von der er ſich die gröſten Dinge verſprach, den Feind überflügeln und umzingeln würde. Labienus lobte dieſen Entwurf des Pompejus. Er bemerkte auch, daß Cäſars itzige Truppen nur noch der Schatten jener Legionen wären, die in Gallien und Britannien gefochten hatten, daß ſeine Veteranen aufgerieben und durch eiligſt angeworbenes Geſindel, das er in dem ciſalpiniſchen Gallien zuſammen gerafft hätte, erſetzt wären. Um die Zuverſicht des Heeres noch

mehr

mehr zu verstärken, gelobte er eidlich, nicht anders denn siegreich ins Lager zurück zu kommen, und die übrigen folgten seinem Beyspiel. In solcher Stimmung und unter so vortheilhaften Umständen führte Pompejus sein Heer zum Treffen.

Seine Schlachtordnung war gut und wohl gewählt. Im Centrum und auf den Flanken stellt' er seine Veteranen, und vertheilte die neugeworbenen Truppen zwischen den Flügeln und dem Mittelcorps. Die Syrischen Legionen standen im Centro, und wurden von **Scipio** befehligt. Die Spanier, auf die er sich hauptsächlich verließ, stellt' er auf den rechten Flügel unter **Domitius Aenobarbus**; auf den linken aber jene beyden Legionen, die Cäsar dem Pompejus zu Anfang des Krieges wieder gegeben hatte. Diese führte er selbst an, und da er mit ihnen den Hauptangriff thun wollte, so hatt' er hier auch alle seine Reuter, Schleuderer und Bogenschützen versammelt, als deren sein rechter Flügel, den der Fluß **Enipeus** deckte, nicht bedurfte. Auch Cäsar vertheilte sein Heer in drey Abtheilungen, deren jede ihren eignen Befehlshaber erhielt: **Domitius Calvinus** gebot in der Mitte, **Marcus Antonius** auf dem linken Flügel, er selbst aber auf dem rechten, um Pompejus auf seinem gegenüberstehenden linken Flügel desto besser die Spitze bieten zu können. Es ist merkwürdig, daß Pompejus sich grade an die Spitze jener Legionen stellte, die von Cäsar unterwiesen und zugezogen waren; ein unstreitiger Beweis, wie sehr er sie dem Rest seines Heeres vorzog. Cäsar hingegen stellte sich an die Spitze seiner zehnten Legion, die all ihr Verdienst und ihren Ruf seiner Bildung zu verdanken hatte. Da er die feindliche Reuterey auf einen Fleck zusammen gedrängt sah, errieth er Pompejus

Abſicht. Um ihm nun zu begegnen, zog er aus ſeiner letzten Linie ſechs Kohorten heraus, formirte ſie in ein Reſervecorps, das er hinter ſeinem rechten Flügel verſteckte, und befahl ihnen bey Annäherung der feindlichen Reuterey ihre Wurfſpieſſe nicht wie gewöhnlich zu werfen, ſondern in den Händen zu behalten, und den Reutern grade ins Angeſicht und in die Augen zu ſtoßen; eine Art des Gefechtes, die den jungen Edelleuten, aus welchen der gröſte Theil der Cavallerie beſtand, und welche, ſtolz auf ihre Schönheit eine Narbe im Geſicht mehr als eine Wunde im Leibe fürchteten, höchſtempfindlich ſeyn mußte. Sein kleines Corps Reuterey ſtellte er ſo, daß es die Rechte ſeiner zehnten Legion deckte, und befahl dieſen nicht eher anzugreifen, bis er die Loſung würde gegeben haben. Und nun war es an dem, daß das Schickſal des römiſchen Reiches von den gröſten Feldherrn, den tapferſten Offizieren und den geübteſten Truppen, die die Welt bis dahin noch geſehn hatte, entſchieden werden ſollte. Einerley Geiſt beſeelte beydes Anführer und Gemeine, und alle ſchienen entſchloſſen zu ſiegen oder zu ſterben.

So wie die beyden Heere einander näher rückten, wanderten die Anführer vom Gliede zu Gliede, ermunterten ihre Truppen, entzündeten ihre Hofnungen, verminderten ihre Beſorgniſſe. Pompejus ſtellte den Seinigen vor, daß dies die nehmliche Gelegenheit ſey, welche ihnen zu verſchaffen ſie ihm ſo lang und ſo dringend angelegen hätten. „Und in der That, fuhr er fort, welche Vortheile könnt ihr euch wohl über einen Feind wünſchen, den ihr nicht ſchon beſäßet? Eure Anzahl, eure Munterkeit, eure jüngſtgewonnene Schlacht, alles ſichert euch einen ſchnellen und leichten Sieg über dieſe ausgemergelten und ausgehungerten Truppen, deren beſte Krieger von Alter

erſchöpft,

erschöpft, und die allzumal von den Schrecken einer neulichen Niederlage entmuthigt sind. Jedoch es giebt ein noch stärkeres Unterpfand unsers Gelingens, als die Ueberlegenheit unserer Anzahl und Stärke — die **Gerechtigkeit unserer Sache**. Ihr kämpfet heute für die Freyheit und für euer Vaterland. Die Gesetze des Gemeinwesens unterstützen, seine Obrigkeiten begleiten euch. Die Welt ist Zuschauerin eures Betragens, und thut Gelübde, damit es euch gelingen möge. Derjenige im Gegentheil, wider den ihr fechtet, ist ein Mörder und Unterdrücker seines Vaterlandes, und halb besiegt bereits durch das Bewußtseyn seiner Verbrechen sowohl, als jene Schlappe, die wir ihm beygebracht haben. Zeiget denn bey dieser Gelegenheit allen jenen Eifer und jenen Tyrannenhaß, welcher Römern ziemet, und das Menschengeschlecht allein von den Fesseln, die seiner warten, retten kann." Cäsar schritt während der Zeit unter seinen Leuten mit jener gefaßten Heiterkeit einher, die in Mitte der dringendsten Gefahren diesem großen Manne eigenthümlich war. Er erinnerte die Seinigen an die wiederholten Friedensvorschläge, die er gethan habe. Er redete mit Schrecken von dem Blute, das heute vergossen werden sollte, und rechtfertigte sich mit der Nothwendigkeit, die ihn dazu zwinge. Er betrauerte die vielen tapfern Männer, die auf beyden Seiten fallen, und die Wunden, die seinem Vaterlande würden geschlagen werden, möge der Sieg sich neigen, auf welche Seite er wolle. Seine Soldaten antworteten seiner Rede mit Blicken voll feuriger Ungeduld. Er bemerkte sie, und gab das Zeichen zur Schlacht. Pompejus Losungswort war **Hercul der Unüberwindliche**, Cäsars seines, **Venus die immersiegende**. Es war zwischen den beyden Heeren nur grade so viel Raum übrig, als

zum Fechten erfodert wurde. Pompejus befahl den Seinigen den erſten Stoß in unbeweglicher und unverrückter Stellung auszuhalten, durch welche Maasregel er den Feind in Unordnung zu bringen hoffte. Mit gewohntem Ungeſtüm ſtürmten Cäſars Leute daher. Da ſie den Feind aber bewegungslos auf ſeinem Platze beharren ſahn, hielten ſie, wie wann es verabredet wäre, in Mitte ihres ſtürmenden Laufes inne. Eine ſchreckliche Pauſe folgte, während welcher beyde Heere einander mit wechſelſeitiger Bangigkeit und Erbitterung anſchauten. Endlich hatten Cäſars Truppen wieder Odem geſchöpft. Mit erneuertem Muth vollendeten ſie ihren Angriff, ſchoſſen ihre Wurfſpieße ab und zogen ſodann die Schwerter. Itzt befahl Pompejus den Seinigen das nehmliche zu thun; er befahl der Reuterey anzugreifen; er befahl den Schleuderern und Bogenſchützen den Angriff der Reuterey zu unterſtützen; und Cäſars Truppen, von ſo vielfacher und überlegner Gewalt übermannet, ſahen ſich genöthigt zu weichen, und wie es Pompejus vorher geſehn hatte, ſich auf die Flanken zu werfen. Augenblicklich gebot Cäſar den ſechs Kohorten, die er zu dieſem Behuf geſpart hatte, hervor zu brechen, und zu thun, wie er ihnen vor der Schlacht geheißen hatte. Dies wirkte, wie ers wünſchte. Die Reuterey die ſich des Sieges ſchon gewiß glaubte, fand ſich plötzlich aufgehalten; die ungewöhnliche Art des Fechtens, die dieſe Kohorten übten, ihr fürchterliches Zielen grad' in die Angeſichter ihrer Feinde, die gräßlichen Schmarren und Wunden, womit ſie dieſe glatten Geſichter entſtellten, alles vereinigte ſich dem Feinde ein ſolches Schrecken einzujagen, daß er ſtatt ſeine Perſon zu vertheidigen, nur ſeine Geſichter zu retten ſuchte. Binnen kurzen war die ganze Reuterey geſchlagen; in äußerſter Unordnung floh ſie ins Gebürge,

hürge, während die ſolchergeſtalt entblößten Schützen und Schleuderer in Stücken gehauen wurden. Cäſar befahl den Kohorten ihren Vortheil zu verfolgen, rückte friſch vorwärts und fiel Pompejus Heer in die Flanken. Der Feind widerſtand dem Angriff mit großer Tapferkeit, bis jener ſeine dritte Linie, die bis itzt noch nicht gefochten hatte, ins Treffen führte. So von zwey Seiten angegriffen, in der Fronte von friſchen Truppen und im Rücken von den ſiegreichen Kohorten, konnte Pompejus Fußvolk ſich nicht länger halten, ſondern floh in ſein Lager. Die Fremden flohen zuerſt. Der rechte Flügel wehrte ſich noch mit großer Tapferkeit. Aber Cäſar itzt des Sieges gewiß, rief den Seinigen mit ſeiner gewöhnlichen Milde und Klugheit zu, nur die Fremden zu verfolgen, die Römer aber zu verſchonen. Sogleich legten dieſe die Waffen nieder und empfiengen Quartier. Das gröſte Gemetzel war unter den Hülfsvölkern, die nach allen Richtungen, hauptſächlich jedoch ins Lager flohen. Von Tagesanbruch bis Mittag hatte die Schlacht ſchon gedauert; das Wetter war äußerſt heiß. Dennoch kämpften die Sieger mit ungebrochnem Muthe, angefeuert durch das Beyſpiel ihres Anführers, der den Sieg für unvollkommen hielt ſo lang er nicht Meiſter des feindlichen Lagers wäre. Zu Fuß führte er ſeine Truppen zum Angriff, ihnen zurufend ihm zu folgen und den Tag zu entſcheiden. Die Kohorten drinnen wehrten ſich eine Zeitlang, wie Verzweifelte. Vorzüglich thaten das die Thracier und andere Barbaren, denen die Vertheidigung des Lagers anvertrauet war. Aber Cäſars ſiegreichem Heere vermochte keine Tapferkeit zu widerſtehn. Verjagt wurden ſie aus ihren Verſchanzungen, und flohen alle in die benachbarten Berge.

Cäſar, der Lager und Schlachtfeld mit ſeinen gefallenen Landsleuten beſäet ſahe, ward durch den melankoliſchen Anblick tief erſchüttert, und konnte nicht umhin zu einem Nebenſtehenden zu ſagen: **Sie haben es ſo haben wollen.** Bey ſeinem Einzuge in das feindliche Lager fand er die erſtaunlichſten Beweiſe von ſeiner Gegner blindem Eigendünkel und übermüthiger Thorheit. Allenthalben ſah man Zelte mit Epheu und Myrthen bekränzt, Betten mit Purpur gepolſtert und Schenktiſche mit Silber belaſtet. Das Ganze glich mehr einer Anſtalt zum Schmauſe, oder zu einer Siegesfeyer, als einem Lager, deſſen Heer um den Sieg erſt kämpfen ſollte. So lockende Gegenſtände wären wohl fähig geweſen, jedes andere Heer, als Cäſar ſeines, an ſich zu ziehn. Aber dieſem blieb noch ein Stück Arbeit übrig, und Cäſar erlaubte ihnen nicht an etwas anders, als des Feindes gänzliche Bezwingung, zu denken. Da ein beträchtliches Corps deſſelben ſich wieder in den benachbarten Bergen geſetzt hatte, ſo beredete Cäſar die Seinigen, ihm zu folgen und den Feind zur Uebergabe zu zwingen. Er fand ſie an dem Gipfel eines Berges. Sogleich begann er den Berg mit einer Linie einzuſchließen; aber ſie eilten einen Ort zu verlaſſen, der wegen Mangel an Waſſer nicht haltbar war, und ſuchten die Stadt Lariſſa zu erreichen. Cäſar führte ſein Heer durch einen kürzern Weg, kam ihnen zuvor, und ſtand Siehe! zwiſchen ihnen und der Stadt in Schlachtordnung. Nun flohen die unglücklichen Flüchtlinge auf einen andern Berg, an deſſen Fuß ein Bächlein floß, das ſie mit Waſſer verſorgte. Die Nacht näherte ſich, Cäſars Völker waren erſchöpft und im Begriff der ununterbrochnen Arbeit von Tagesanbruch an zu erliegen. Dennoch bewegte er ſie, noch einmal die Hand anzulegen und den Bach,

der die Belagerten tränkte, abzuleiten. Itzt aller fernern Hofnung beraubt, schickten die Flüchtlinge Abgeordnete an den Ueberwinder, und erboten sich, sich ihm auf Willkühr zu ergeben. Während die Unterhandlungen gepflogen wurden, nutzten einige wenige Senatoren, die sich unter ihnen befanden, die Nachtzeit, zu entrinnen; die übrigen aber überlieferten am folgenden Morgen ihre Waffen, und ergaben sich der Gnade des Siegers. Cäsar bewillkommte sie mit großer Milde, und verbot seinen Soldaten ihnen einiges Leid zuzufügen, oder ihnen das Geringste wegzunehmen. So gewann Cäsar durch seine Feldherrn-Klugheit und nie ermangelnde Geistesgegenwart den vollkommensten Sieg, der je gewonnen worden, und zeigte durch die Milde, mit welcher er den Ueberwundenen begegnete, sich seines Sieges würdig. Sein Verlust belief sich nicht höher denn zweyhundert Mann, Pompejus seiner hingegen auf funfzehntausend sowohl Römer als Bundsgenossen; vier und zwanzigtausend ergaben sich zu Kriegesgefangnen, und wurden zum größten Theil dem Reste seines Heeres einverleibt. Allen Senatoren und Rittern, die ihm in die Hände fielen, erlaubte er edlerweise zu gehn, wohin sie wollten, und eine Anzahl Briefe, die Pompejus von Männern, die für neutral wollten gehalten seyn, empfangen hatte, verbrannte er, ohne sie zu lesen, grade wie es Pompejus vorhin bey einer gleichen Gelegenheit machte. Itzt, da er alle Pflichten eines Feldherrn und Staatsmannes erfüllt hatte, beschloß er Pompejus zu folgen, ließ jene Legionen, die ihn beym Nachsetzen begleitet hatten, von den andern, die die Nacht im Lager zugebracht hatten, ablösen, marschirte sogleich mit diesen ab, und langte noch selbiges Tages zu Larissa an.

Was nun Pompejus anbelangt, dieſen groſſen Feldherrn, der vorhin ſo viele Proben ſeines Muthes und ſeiner Klugheit abgelegt hatte, ſo ſah er ſeine Reuterey kaum geſchlagen, auf die er ſein meiſtes Vertrauen geſetzt hatte, als er Sieg und Vaterland mit einmal und unwiederruflich verloren gab. Statt dieſem Unfalle zu begegnen, ſtatt die Flüchtlinge wieder zu ſammeln, oder den Fortgang der Ueberwinder mit friſchen Truppen zu hemmen, kehrte er, von dieſem erſten Schlage gleichſam zermalmet, in ſein Lager zurück, und wartete in ſeinem Gezelte den Ausgang eines Gefechtes ab, das er hätte leiten und lenken ſollen. Sprachlos verweilte er hier ſo lange bis man ihm ſagte, daß das Lager beſtürmt würde. **Wie**, rief er itzt, **auch innerhalb unſerer Verſchanzungen laſſen ſie uns nicht Ruhe?** Und ſogleich vertauſchte er ſeine Rüſtung gegen eine den Umſtänden angemeſſenere Tracht, warf ſich zu Pferde und floh nach Lariſſa. Da er nicht ſahe, daß man ihm nachjage, ſetzte er ſeinen Weg weniger eilfertig fort, vergraben in jene finſtern Betrachtungen, die ſeine bejammernswürdige Lage nothwendig in ihm aufregen mußte. So durchwanderte er das romantiſche Tempe, ſchlich die Windungen des Fluſſes Peneus entlang, und traf endlich auf eine Fiſcherhütte, in welcher er die Nacht zubrachte. Tages darauf beſtieg er ein kleines Fahrzeug und entdeckte, während er längs dem Seeufer kreuzte, ein etwas gröſſeres Schiff, deſſen Beſitzer ihn ohne Bedenken aufnahm und ihm alle Achtung bezeugte, die ſeiner ehemaligen Gröſſe zukam. Nun ſegelte er aus der Mündung des Peneus nach Amphipolis, von da aber nach Lesbos, um ſeine Gattin Cornelia einzunehmen, die er in dieſem lieblichen Eilande, fern von den Gefahren und von dem Getümmel des Krieges, zurückgelaſſen

laſſen hatte. Immer hatte ſie ſich mit der ſichern Hofnung geſchmeichelt, ihren Gemahl als Sieger kehren zu ſehn. Um ſo zermalmender traf ſie die Zeitung ſeines Unglücks. Mehr mit Thränen als mit Worten deutete der Bote ihr die Gröſſe ihres Unglücks an, und hies ſie eilen, wenn ſie den groſſen Pompejus mit nicht mehr denn Einem Schiffe und einem Schiffe noch dazu, das nicht ſein gehöre, ſehen wolle. Zu ſtark und zu jähling traf es ſie. Sie ſank ohnmächtig zu Boden und lag eine Zeitlang ohne Bewuſtſeyn und Empfindung. Dann erhohlte ſie ſich, erwog, daß itzt nicht Zeit zu eitelm Wehklagen ſey, und eilte die Stadt hindurch ans Seeufer. Pompejus empfieng ſie ohne einen Laut von ſich zu geben. In ſchweigender Verzweifelung drückte er ſie eine lange Weile an ſein Herz. Nach dieſer finſtern Pauſe fanden ſie Worte für ihr Herzeleid. Cornelia ſchrieb ſich einen Theil ihres gegenwärtigen Unglücks zu, und durchmuſterte manche Unfälle ihres vorigen Lebens. Pompejus ſuchte ſie zu tröſten. Er erinnerte ſie an die Wandelbarkeit aller menſchlichen Schickſale und hies ſie eben aus der Gröſſe und dem Unerwarteten ihrer itzigen Drangſale für die Zukunft beſſere Hofnung ſchöpfen. Mittlerweile hatte ſich das Volk der Inſel, das Pompejus groſſe Verbindlichkeit hatte, um ſie verſammelt, theilte ihren Kummer, und lud ſie in ſeine Stadt ein. Allein Pompejus lehnte ihre Einladung ab und rieth ihnen ſich Cäſar zu unterwerfen. Beſorget nichts, rief er, Cäſar iſt zwar mein Feind, aber ſeiner Mäſſigung und ſeiner Menſchlichkeit werde ich immer Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Auch Kratippus, ein griechiſcher Philoſoph, kam, ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeugen. Pompejus, wie es den Unglücklichen nur gar zu gewöhnlich iſt, klagte gegen ihn über die Vorſehung. Kratippus, ein Mann

von Talenten und Weltkenntniß, vermied ſich auf den Gegenſtand einzulaſſen und hielt es für weiſer, die Hofnungen des unglücklichen Mannes zu beleben, als das Ruchloſe ſeiner gegenwärtigen Verzweiflung zu bekämpfen.

In Begleitung ſeiner getreuen Gattin ſetzte Pompejus ſeine Reiſe fort. Er ſteuerte ſüdoſtwärts und hielt nirgends länger als nöthig war, um ſich in den Häfen, die er vorüber fuhr, mit Lebensmitteln zu verſorgen. Er kam vor Rhodus, aber die Geſinnung ſeiner Einwohner hatte mit ſeinem Glücke ſich geändert. Er gieng nach Attilia, wo einige ſeiner alten Soldaten und ſeiner Kriegsſchiffe zu ihm ſtießen. Aber was war das gegen die Macht des Gegners, der ihn auf der Ferſe verfolgte? Seine Macht war geknickt, und ſeine Völker waren zu zerſtreuet, als daß er ſie hätte wieder zuſammen bringen können. Seine einzige Hofnung beruhte auf den Königen, mit denen er im Bunde ſtand, und nur von dieſen erwartete er Schutz und Beyſtand. Anfangs war er geneigt, die Parther um Hülfe zu bitten. Dann rieth man ihm, zu Juba dem König von Numidien zu fliehen. Aber endlich beſchloß er, ſich an **Ptolemäus**, den König von Egypten, zu wenden, deſſen Vater er große Wohlthaten erwieſen hatte. Zu dem Ende verließ er Cilicien, worinnen er ſich grade befand, und ſteuerte auf Egypten los. Als er ins Geſicht des Landes kam, ſchickte er zu dem jungen König und ließ ihn um Schutz und Sicherheit anflehen. Ptolemäus war damalen noch minderjährig. Er ſowohl als ſein Reich ſtanden unter der Führung des **Photinus**, eines Verſchnittenen, und des **Theodotus**, eines Lehrers der Redekunſt. Dieſen Leuten ward Pompejus Anſuchen vorgetragen. Leute wie dieſe ſollten itzt das Schickſal eines Mannes entſcheiden, der wenige Tage vorher

her Königreichen Geſetze vorgeſchrieben hatte. Die Meinungen der Rathsverſammlung waren getheilt. Dankbarkeit und Mitleid neigte einige, ihn aufzunehmen, andere hartherziger oder furchtſamer, riethen, ihm den Eingang in das Königreich zu verſagen. Endlich ſtand der Redekünſtler Theodotus auf. Er behauptete, beyde Vorſchläge ſeyen gleich gefährlich. Pompejus aufnehmen, hieße ihn zu ihrem Herrn machen, und Cäſars Unwillen erregen; ihn nicht aufnehmen, würde den einen beleidigen ohne den andern zu verpflichten. Nichts ſey alſo übrig, als daß man ihm erlaube ans Land zu gehn und ſodann ihn umbringe. Dies würde zu gleicher Zeit Cäſarn verpflichten und aller Beſorgniß von Pompejus Rache ein Ende machen, denn, fügte er in einem pöbelhaften und ſchändlichen Sprichworte hinzu, todte Hunde können nimmer beißen.

Bey einem Rathe von Sclaven, den niederträchtigen Zöglingen eines weibiſchen und wollüſtigen Hofes, muſte ein ſolcher Vorſchlag nothwendig durchgehn. Achillas, dem Befehlshaber der Truppen, und Septimius, einem gebornen Römer, der ehedem als Centurio unter Pompejus gedient hatte, ward die Ausführung des blutigen Anſchlages übertragen. Mit noch dreyen oder vieren ſtiegen dieſe beyde in ein kleines Fahrzeug und ruderten auf Pompejus Schiff zu, das ohngefähr eine Meile vom Ufer lag. Als Pompejus und ſeine Freunde das Boot vom Ufer ſtoßen ſahn, wunderten ſie ſich über die Geringfügigkeit der Anſtalten, die man zu ſeinem Empfange träfe, und einige begannen die Abſichten des egyptiſchen Hofes in Verdacht zu ziehn. Ehe ſie aber zu einem Entſchluſſe kommen konnten, hatte Achillas ſchon den Bord des Schiffes erreicht, hies Pompejus in griechiſcher Sprache in Egypten willkommen und lud ihn in ſein

Boot,

Boot, angeſehen die Seichtigkeit des Waſſers es gröſſern Schiffen unmöglich mache, heran zu kommen. Mit gefaßter Seele ſagte Pompejus ſeinem in Thränen ſchwimmenden Weibe Lebewohl, und indem er zwey Verſe des Sophokles wiederholte, des Inhalts, daß wer einem Tyrannen ſeine Freyheit anvertrauet, von dem Augenblick an ein Sclave wird, reicht' er dem Achillas die Hand und ſtieg nur von zweyen ſeiner Diener begleitet ins Boot. Schon waren ſie eine beträchtliche Strecke Weges vom Schiffe fortgerudert und noch hatte keiner ſeiner Begleiter einen Laut von ſich gegeben. Um ihnen Rede anzugewinnen, wandte ſich Pompejus an Septimius, auf deſſen Geſicht er ſich beſonnen hatte, und ſagte: Freund, mich dünkt, daß du und ich einſtens Kriegskameraden waren! Septimius antwortete mit einem bloßen Kopfnicken, ohne ein einziges Wort, ohne einige Höflichkeits- oder Freundſchaftsbezeugung. Bey ſolchen Umſtänden zog Pompejus ein Papier, auf dem er eine Rede, die er vor dem König halten wollte, entworfen hatte, aus der Taſche und fieng an ſie nachzuleſen. So näherten ſie ſich dem Ufer, und Cornelia, die ihren Gemahl keinen Augenblick aus dem Geſichte gelaſſen hatte, fieng an Hofnung zu ſchöpfen, da ſie das Volk, als drängt' es ſich Pompejus zu bewillkommen, haufenweiſe den Strand herunterlaufen ſahe. Aber nur zu bald und auf die ſchrecklichſte Art ward ſie ihres Irrthums inne, denn in dem Augenblick, wo Pompejus, auf den Arm ſeines Freigelaſſenen ſich ſtützend, ans Land ſteigen wollte, durchſtieß Septimius ihn von hinten zu und Achillas that das nehmliche von vorn.

Als Pompejus ſeinen Tod unvermeidlich ſah, bemühte er ſich ihm mit Anſtand zu begegnen, deckte ſein Antlitz mit ſeinem Gewande, und ohne ein Wort

zu

zu reden, ergab er sich seufzend in sein Schicksal. Bey diesem gräßlichen Anblicke schrie Cornelia so laut, daß man sie am Ufer hörte. Aber die Gefahr, darin sie selbst schwebte, erlaubte den Seelenten nicht diesem traurigen Schauspiele länger zuzusehn. Sie zogen augenblicklich die Segel auf und da ihnen der Wind günstig war, entrannen sie glücklich dem Nachsetzen der egyptischen Galeeren. Mittlerweile hatten Pompejus Mörder ihm den Kopf abgeschnitten, den sie zu einem Geschenk für Cäsar bestimmten, und zu besserer Erhaltung seiner Züge einbalsamiren ließen. Der Rumpf ward nackend an den Strand geworfen und dem Blicke jedes neugierigen Gaffers preis gegeben. Sein getreuer Freygelassner, Philip, blieb jedoch bey ihm, und nachdem die Menge sich verlaufen hatte, wusch er ihn im Meer ab, entdeckte, während er sich nach Materialien ihn zu verbrennen umsah, die Trümmern eines Fischerbootes und eilte, aus ihnen einen Scheiterhaufen zu errichten. Während dieser frommen Beschäftigung gesellte ein alter römischer Krieger sich zu ihm, der weiland unter Pompejus gedient hatte. Wer bist du, sprach er, der zu Pompejus Begängniß so demüthige Anstalten macht? Philip antwortete, er sey einer seiner Freygelassenen. Ach, erwiderte der Alte, so erlaube mir dann dies fromme Geschäft mit dir zu theilen. Mitten in dem Jammer meiner Verbannung wird es mir zu einigem traurigen Troste gereichen, daß ich zur Leichenfeier meines alten Befehlshabers mit geholfen und die Ueberbleibsel des tapfersten Feldherrn, welchen Rom jemalen hervorbrachte, habe bestatten sehen. Nun erwiesen sie dem Körper ihres Herrn und Freundes gemeinschaftlich die letzte Ehre, sammelten die Asche, begruben sie und kratzten einen kleinen Erdhügel über sie zusammen, auf welchen nachher die Inschrift gesetzt ward: Ihm, dessen

ſen Verdienſte eines Tempels würdig ſind, wird gegenwärtig kaum ein Grab gewähret.

Ein ſolches war das Ende, und ein ſolches das Leichenbegängniß des groſſen Pompejus, eines Mannes, der mehrmalen Gelegenheit hatte, ſein Vaterland zu unterjochen, ſie aber allezeit verſchmähte. Er war lüſterner nach Ruhm als Macht, nach Lob als Alleinherrſchaft, und im Grunde mehr eitel, denn ehrgeizig. An kriegeriſchen Talenten übertraf er alle ſeine Zeitgenoſſen, den einzigen Cäſar ausgenommen. Und es war ſein Unglück, daß das Verhängniß ihm grade einen Mann entgegenſtellte, welchem gegenüber alle andere kriegeriſche Tugenden ihren Glanz verloren. Ob ſeine Abſichten während des letzten Krieges gerechter geweſen, als Cäſars ſeine, muß für immer unentſchieden bleiben. Gewiß iſts, daß er häufig alle Friedensvorſchläge verwarf und von Züchtigung zu reden begann, ehe er einer ſolchen Züchtigung gewachſen war. Was aber auch ſeine Abſichten auf den Fall, daß er geſiegt hätte, geweſen ſeyn mögen, ſo hätt' er ſie doch unmöglich mit mehrerer Mäßigung ausführen können, als Cäſar in Anſehung der Seinigen that. Der Staat war zu verdorben, als daß ihm anders, denn durch unumſchränkte Alleinherrſchaft aufzuhelfen war, und ſchwerlich hätte eine ſolche Macht in beſſere Hände fallen können, als die Hände Cäſars waren. Von Pompejus Tode an können wir daher die gänzliche Erliſchung der Republik zählen. Von dieſem Zeitpunkte an blieb der Senat aller ſeiner Macht entkleidet, und Rom war von nun an nimmer ohne einen Herrn.

Dr. Goldſmith's

Geſchichte der Römer

von

Erbauung der Stadt Rom

bis auf den Untergang

des abendländiſchen Kaiſerthums.

Aus dem Engliſchen

nach der ſechſten Ausgabe neu überſetzt

und mit einer

Geſchichte des Oſtrömiſchen Kaiſerthums

ergänzt

von

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Ludwig Theobul Koſegarten,

der Vernunftweisheit Doctor, der Stadtſchule zu Wolgaſt Rector.

Zweyter Band.

Leipzig, 1792.

In der Weidmannſchen Buchhandlung.

Die Geschichten der Römer

von

Romulus bis auf den letzten der Constantine,

erzählt

von

Ludwig Theobul Kosegarten,
der Vernunftwerisheit Doctor, der Stadtschule zu Wolgast Rector.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Zweyter Band.

Vom Untergange der Freyheit bis zur Auflösung des Weström. Kaiserthums.

Leipzig, 1792.
in der Weidmannschen Buchhandlung.

Geſchichte
des
Weſtrömiſchen Kaiſerthums.

Erſtes Kapitel.

Julius Cäſars letzte Jahre und Tod.

Viel iſt Cäſar wegen ſeines Glücks gefeiert worden, aber auch ſein allerhöchſtes Glück war ſeinen Eigenſchaften keinesweges überlegen. Er beſaß eine Menge der ſchimmerndſten Eigenſchaften, die freylich durch ſeinen grenzenloſen Ehrgeitz gewiſſermaßen alle in Schatten geſetzt wurden. Seine Talente waren von einer ſolchen Natur, daß er an der Spitze jedes Heeres, das er anführte, Sieger, und in jedem Freyſtaat, der ihm das Daſeyn gegeben, Alleinherrſcher hätte werden müſſen. Jener vollkommene Sieg, den er in den pharſaliſchen Ebenen erfochten hatte, ſchien ſeine Thätigkeit nur noch mehr anzufeuern, und ſeiner Entſchloſſenheit, neuen Gefahren zu trotzen, friſches Leben zu geben. Ueberzeugt, daß er, ſo lange Pompejus lebe, wohl neue Triumphe gewinnen, nie aber einer völligen Sicherheit genießen könne, beſchloß er ihm zu folgen, wohin er auch fliehen möchte. Er hörte, daß er zu Amphipolis ſey. Sogleich ſchickte er ſeine Völker voraus und begab ſich ſelbſt an den Bord eines kleinen Fahrzeuges, um über den Helleſpont zu ſegeln. Mitten in der Meerenge ſtieß er auf einen der Befehlshaber des Pompejus, welcher ein Geſchwader von zehn Kriegsſchiffen führte. Ohne durch die Ueberlegenheit einer ſolchen Macht im ge- J. d. St. 706.

ringſten ſeine Faſſung zu verlieren, ſteuerte Cäſar gerade auf ihn zu, und befahl ihm, ſich zu unterwerfen. Jener von dem Schrecken ſeines Nahmens eingeſchüchtert, gehorchte augenblicklich und ergab ſich und ſeine Flotte Cäſars Willkühr.

Ungehindert ſetzte Cäſar nun ſeine Reiſe nach Epheſus fort, und von Epheſus nach Rhodes. Hier erfuhr er, daß Pompejus ſo eben abgereiſt ſey. Nicht zweifelnd, daß er nach Egypten geflohen wäre, ſegelte er ohne Zeitverluſt nach dieſem Königreiche ab, und langte mit ohngefähr viertauſend Mann in Alexandrien an; wahrlich eine ſehr unbedeutende Macht in Hinſicht auf das Reich, das ſie in Ehrfurcht halten ſollte. Allein er hatte itzt eine ſolche Zuverſicht zu ſeinem Glücke gewonnen, daß er überall, wo er Menſchen fand, auch Gehorſam zu finden hoffte. Das erſte, was er bey ſeiner Landung erfuhr, war die Zeitung von Pompejus jämmerlichem Ende. Nicht lange ſo kam auch einer der Mörder und überreichte ihm des großen Mannes Haupt und Ring, ein ſeiner Meinung nach dem Ueberwinder ſehr willkommenes Geſchenk. Cäſar beſaß aber zu viele Menſchlichkeit, als daß er an einem ſo ſcheuslichen Schauſpiel hätte einen Gefallen finden können. Mit Abſcheu wandt' er ſein Antlitz weg und ehrte das Schickſal ſeines gefallenen Gegners mit einer Fluth von Thränen. Dann ließ er ihm an der Stäte, wo er war erſchlagen worden, ein prächtiges Denkmal ſetzen. Der Nemeſis aber, jener Göttin, welche Grauſamkeiten, die man an Unglücklichen übet, rächet, bauete er an der nehmlichen Stäte einen Tempel.

Es ſcheint, als wenn die Egypter ſich um dieſe Zeit Hofnung gemacht haben, allen Zuſammenhang mit den Römern, der im Grunde immer Abhänglichkeit war, mochte ſie mit einem noch ſo ſchimmernden

Nah-

Nahmen überfirnisset werden, aufheben zu können. In dieser Hinsicht empfanden sie es zuerst sehr übel, daß Cäsar die Insignien der römischen Gewalt bey seinem Einzuge in ihre Stadt vor sich hertragen ließ. Auch der Eunuche Photinus begegnete ihm unehrerbietig und stellte ihm sogar nach dem Leben. Cäsar, in der Kunst sich zu verstellen wohl bewandert, verheelte seinen Unwillen bis er mächtig genug wäre, den Verräther zu bestrafen. Insgeheim schickte er nach den Legionen, die vorhin zu Pompejus Diensten angeworben und ihm jetzt die nächsten waren. Mittlerweile stellte er sich, als ob er in den Minister des Königs das vollkommenste Zutrauen setzte, gab herrliche Schmause und wohnte den Versammlungen der Philosophen bey, die zu Alexandrien in großer Anzahl vorhanden waren. Kaum aber fühlt' er vor Photinus Nachstellungen sich in völliger Sicherheit als er aus einem andern Ton zu reden begann, und frey heraus erklärte, daß es ihm als römischen Consul gebühre, die Erbfolge des egyptischen Thrones zu ordnen.

Es gab damals zween Mitbewerber um die egyptische Krone. **Ptolemäus**, der anerkannte König, und die berühmte **Cleopatra**, seine Schwester, die nach Sitte des Landes zugleich seine Gemahlin war, und nach des Vaters Willen die Herrschaft gemeinschaftlich mit ihm theilen sollte. Nicht zufrieden jedoch mit dieser getheilten Macht, trachtete Cleopatra sie allein an sich zu ziehen, ward aber, da der römische Senat ihres Bruders Ansprüche auf den Thron bestätigte, mit ihrer jüngeren Schwester **Arsinoe** nach Syrien verbannt. Cäsar machte ihr wieder Hofnung zur Besteigung des Throns, und forderte beyde, sie und ihren Bruder, vor seinen Richterstuhl. Eine solche Zumuthung verwarf Photinus, des jungen Königs

Vormund und Cäſars ſowohl als Cleopatrens eingewurzelter Feind, mit Verachtung, und ſchickte ein Heer von zwanzigtauſend Mann ab, um Alexandrien, das in den Händen Cäſars war, zu belagern. Mehreremale ſchlug Cäſar den Feind tapfer zurück. Da er aber die Stadt zu weitläuftig fand, um von ſeinem kleinen Heer beſetzt werden zu können, zog er ſich in den Pallaſt zurück, der den Hafen beherrſchte, und beſchloß hier, bis daß weitere Unterſtützung einträfe, ſich zu halten. Achilles, der egyptiſche Heerführer, griff ihn mit großer Lebhaftigkeit an und trachtete der Flotte, die vor dem Pallaſte lag, ſich zu bemeiſtern. Aber Cäſar wußte zu gut, wie wichtig dieſe Schiffe in des Feindes Händen werden könnten, und verbrannte ſie, trotz allen Verſuchen des Feindes es zu hindern. Dann bemächtigte er ſich der Inſel **Pharos**, des Schlüſſels zum Hafen von Alexandrien; vermittelſt ſeiner war er im Stande alle Zufuhr und Verſtärkung, die ihm etwa geſandt werden würde, entgegen zu nehmen, und ſo beſchloß er Egyptens vereinigter Macht kühnlich die Spitze zu bieten.

Mittlerweile hatte Cleopatra die ihr ſo günſtige Wendung der vaterländiſchen Angelegenheiten vernommen und den Entſchluß gefaßt, die Erreichung ihrer Abſichten lieber Cäſars Gunſt als ihrer eigenen Macht zu verdanken. Zwar hatte ſie zur Unterſtützung ihrer Anſprüche ein Heer in Syrien verſammlet. Allein ſie hielt es für weiſer, ſich der Entſcheidung des Richters, den ſie ſich wählte, blindlings zu überlaſſen. Daß dieſe Entſcheidung ihr günſtig ſeyn werde, das trauete ſie der Macht ihrer Reize zu, die, wiewohl nicht tadellos, doch außerordentlich verführeriſch waren. Sie ſtand itzt in der Blüte der Jugend. Jeder ihrer Züge gewann durch die Leb-

haf-

haftigkeit ihres Geistes Anmuth und Bedeutung. Ihre Stimme war so harmonisch, daß die Geschichtschreiber sie dem Klange des lieblichsten Instrumentes vergleich.. Dazu besaß sie noch einen großen Theil der Gelehrsamkeit ihres Zeitalters und konnte den Gesandten von sieben verschiedenen Nationen ohne Dollmetscher Gehör geben. Die Schwierigkeit war nur, wie sie zu Cäsarn gelangen solle, zu dessen Aufenthalt alle Zugänge mit Feinden besetzt waren. Entschlossen jedoch ihren Plan durchzusetzen, bestieg sie ein ganz kleines Fahrzeug, landete zu Nacht in der Nähe des Pallastes und ließ sich von dort in eine Decke gehüllt, von einem gewissen Apolodorus in das Zimmer des Helden tragen. Cäsar, der vielleicht nie seltsamer und nie angenehmer war überrascht worden, vermochte der Schönheit der Flehenden nicht zu widerstehen. Cleopatrens Witz und ihr Verstand halfen den Funken anfachen, und ihre Liebkosungen, die sich eben nicht innerhalb der Gränzen der Unschuld beschränkten, bewegten ihn vollends ihre Ansprüche zu begünstigen.

Während Cleopatra auf diese Weise an Beförderung ihrer Absichten arbeitete, sorgte ihre Schwester Arsinoe mit nicht geringer Thätigkeit im Lager für ihren Privatvortheil. Vermittelst eines gewissen Ganymedes, ihres Günstlings, gelang es ihr, sich im egyptischen Heere eine mächtige Parthey zu machen, und nicht lange nachher ward vermöge einer jener plötzlichen Revolutionen, die in barbarischen Lagern nicht selten sind, Achilles ermordet, Ganymedes an seine Stelle erwählt und die Belagerung Alexandriens mit mehr denn gewöhnlicher Lebhaftigkeit fortgesetzt. Zuerst versuchte Ganymedes die See in die Canäle zu leiten, die den Pallast mit frischem Was-

ſer verſorgen. Aber Cäſar half dem Mangel dadurch ab, daß er eine Menge Brunnen graben ließ. Zunächſt ſucht' er Cäſars vier und zwanzigſte Legion an der Vereinigung mit ihrem Feldherrn zu hindern. Aber auch dies mißlang. Nun bemeiſterte er ſich einer Brücke, vermittelſt deren die Inſel Pharos mit dem feſten Lande zuſammenhieng, und Cäſar fand es durchaus nothwendig, ihn von derſelben zu vertreiben. In der Hitze des Gefechtes eilten verſchiedene Seeleute, theils aus Neugierde, theils aus Kampfluſt herbey und miſchten ſich unter die Kämpfenden, aber von einem jählingen Schrecken ergriffen, nahmen dieſe Leute auf einmal die Flucht und verbreiteten durch das ganze Heer eine allgemeine Beſtürzung. Alle Verſuche Cäſars, ſeine Macht wieder zu ſammeln, war vergeblich. Die Verwirrung war unherſtellbar, ganze Geſchwader erſoffen, andere erlagen dem Schwerte während ſie ſich retten wollten. In dieſer mißlichen Lage flüchtete Cäſar in ein Schiff, um den Pallaſt, dem er gerade gegenüber hielt, zu erreichen. Er war kaum an Bord gekommen, als eine ſo große Anzahl Menſchen hinter ihm drein drängte, daß er beſorgte, das Schiff würde ſinken. Sogleich ſprang er ins Meer und ſchwamm eine Strecke von mehr denn zweyhundert Schritten bis zur Flotte, die vor dem Pallaſt hielt, während welcher ganzen Zeit er ſeinen Schild in den Zähnen und ſeine Commentarien in der linken Hand überm Waſſer empor hielt.

Als die Egypter alle ihre Verſuche, den Pallaſt zu erobern, vereitelt fanden, bemüheten ſie ſich, ihren König, deſſen Cäſar ſich gleich zu Anfang der Streitigkeiten bemächtigt hatte, aus ſeiner Gewalt zu bringen. Um dies zu bewerkſtelligen, bedienten ſie ſich ihrer herkömmlichen Verſtellungskünſte. Sie betheuer-

theuerten, daß ihnen nichts so sehr am Herzen läge, als der Friede, und daß es bloß der Gegenwart ihres Königs bedürfe, um den Tractaten die gehörige Sanction zu geben. Cäsar merkte ihre Treulosigkeiten recht gut. Da er jedoch von den geringen Fähigkeiten eines Knaben wenig zu besorgen hatte, so erlaubte er Ptolemäus, sich zu ihnen zu begeben. Kaum sahe der junge Prinz sich in Freyheit, als er, statt die Unterhandlungen fortzusetzen, die Feindseligkeiten mit verdoppeltem Eifer wieder anfieng.

Eine geraume Zeit blieb Cäsar durch diesen hinterlistigen und ränkevollen Feind eingeschlossen und hatte mit allen erſinnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. **Mithridates Pergamenus**, einer seiner getreuesten Anhänger, war es, der ihn endlich aus seiner mißlichen Lage rettete. Dieser Feldherr sammelte ein zahlreiches Corps Truppen in Syrien, marschirte nach Egypten, eroberte Pelusium, schlug die Egypter mit Verlust, vereinigte sich dann mit Cäsar und griff ihr Lager an, worinn eine grosse Menge niedergemezzelt ward. Selbst Ptolemäus, der sich auf einem Fahrzeuge den Fluß hinunter retten wollte, gieng mit dem untergehenden Schiff zu Grunde. So ward Cäsar ohne weiteren Widerstand Herr von ganz Egypten. Er ernannte Cleopatren mit ihrem jüngeren Bruder, der noch ein Kind war, dem Testament ihres Vaters zufolge, zu gemeinschaftlichen Regenten und verbannte Arsinoe und Ganymedes.

Nach diesen Einrichtungen schien er, von Cleopatrens Reizen gefesselt, seiner gewöhnlichen immer wirksamen Thätigkeit auf eine Zeitlang zu entsagen. Statt Egypten zu verlassen, hinzugehn und die Ueberbleibsel von Pompejus Parthey auszurotten, überließ er

er ſich den Vergnügungen und verbrachte in Cleopatrens Armen ganze Nächte in Schmauſes und den auserleſenſten Wolluſtgenüſſen. Er beſchloß ſogar, ſie den Nil hinunter nach Ethiopien zu begleiten, aber die tapferen Veteranen, die ihm die Herrſchaft über die Welt hatten erfechten helfen, tadelten ſein Betragen mit großer Freymüthigkeit und weigerten ſich an einem ſo entehrenden Zuge Theil zu nehmen. Dies ermunterte ihn endlich ſeiner Lethargie. Er erwachte wieder für den Ruf der Ehre, entwand ſich Cleopatrens Armen, von welcher er einen Sohn hatte, der in der Folge den Nahmen **Cäſarion** bekam, und eilte **Pharnaces**, König des Bosporus, zu bekriegen, der in Oſten einige Einfälle ins römiſche Gebiet gethan hatte.

Dieſer Fürſt, der ein Sohn des großen Mithridates war und vor Verlangen brannte, die Beſitzthümer ſeines Vaters wieder zu erlangen, bemächtigte ſich Armeniens und Kolchis und überwand den Domitius, der wider ihn war ins Feld geſchickt worden. Als aber Cäſar wider ihn zu Felde zog, entſank ihm der Muth. Eingeſchreckt mehr durch den Nahmen des Feldherrn als durch die Stärke ſeines Heeres, verſuchte er durch alle mögliche Unterhandlungskünſte die drohende Gefahr von ſich abzuwenden. Aber Cäſar, über ſeine Verbrechen und ſeine Undankbarkeit erzürnt, hielt die Geſandten mit unbefriedigenden Antworten auf, überfiel ihn eh' ers ſich verſah und gewann in wenig Stunden einen ſchnellen und vollkommenen Sieg. Pharnaces ſuchte in ſeine Hauptſtadt zu entrinnen, ward aber von ſeinem eigenen Befehlshaber ermordet; Eine gerechte Wiedervergeltung ſeines unnatürlichen Vatermordes! Uebrigens war Cäſarn dieſer Sieg ſo leicht geworden, daß er ſich der An-

Anmerkung nicht enthalten konnte, wie glücklich Pompejus gewesen sey, wider einen solchen Feind, so wohlfeilen Kaufes, so vielen Ruhm gewonnen zu haben. Ich kam! Ich sah! Ich siegte! Mit mehrern Worten würdigte er nicht, diese geringfügige Eroberung seinen Freunden in Rom zu melden.

Nachdem er nun auch in dieser Gegend des Reiches die Staatsangelegenheiten so gut geordnet hatte, als die Zeit es erlaubte; nachdem er die Regierung von Armenien dem **Ariobarzanes**, die von Judäa dem Hyrcanus und Antipater und die über den Bosporus dem **Mithridates** übergeben hatte, schiffte er sich nach Italien ein, wo er schneller anlangte, als seine Feinde ihn erwarten konnten; nicht schneller jedoch, als die Lage seiner dortigen Angelegenheiten es erforderte. Er war während seiner Abwesenheit auf fünf Jahre zum Consul, auf ein Jahr zum Dictator, und zum Volkstribun auf Lebenslang ernannt worden. Aber Antonius, sein Statthalter in Rom, hatte die Stadt während seiner Abwesenheit mit Ausschweifung und Ausgelassenheiten angefüllt, und dadurch Bewegungen veranlaßt, die nichts als Cäsars Ankunft so leichtlich hätte dämpfen können. Durch Mäßigung und Leutseligkeit, und durch eine Unparteylichkeit, die zwischen den Anhängern seiner eigenen und der Gegenparthey nicht den geringsten Unterschied machte, stellte er die Ruhe und sein Ansehen bald wieder her. Dann rüstete er sich nach Africa zu ziehen, wo Pompejus Parthey Mittel gefunden hatte, unter Scipio und Cato und mit dem Beystand des Mauritanischen Königs Juba, sich wieder zu setzen. Aber bald wäre die Schnelligkeit seiner Fortschritte durch einen Aufstand in seinem eigenen Heer gehemmet worden. Diese alten Legionen, die bis

hieher

hieher alles um ſich her erobert hatten, fiengen an zu murren, daß ſie die Belohnungen nicht empfiengen, die ſie für ſo viel Dienſte erwarten dürften, und drangen auf ihre Entlaſſung. Der Aufruhr brach in der zehnten Legion aus, die ſich bis dahin durch Tapferkeit und Anhänglichkeit an ihren Feldherrn vorzüglich ausgezeichnet hatte. Anfangs ſuchte Cäſar ſie durch Verſicherung künftiger Belohnungen zu beſänftigen; eine Gelindigkeit, die nur ihren Uebermuth vermehrte, ſtatt ihn zu dämpfen. Das ganze Heer marſchirte von Campanien nach Rom, plünderte und verwüſtete alle Gegenden, durch welche es zog. Sogleich hieß Cäſar die Thore der Stadt verſchließen, und die Mauern mit den wenigen Truppen, die eben bey der Hand waren, beſetzen. Er ſelbſt gieng, aller Vorſtellungen ſeiner beſorgten Freunde ungeachtet, den Aufrührern kühnlich entgegen. Da er ins Marsfeld kam, wo gerade die Aufſätzigſten ſich verſammlet hatten, beſtieg er unverzagten Muthes den Rednerſtuhl und fragte die Soldaten mit finſterem Blick, was ſie verlangen, und was ſie hieher gebracht habe? Dieſe Entſchloſſenheit ſchien das ganze Heer außer Faſſung zu ſetzen. Demüthig ſtellten ſie vor, daß, von Strapazen ausgemergelt und von Wunden erſchöpft, ſie der Hofnung lebten, er werde ſie verabſchieden. So nehmt denn einen Abſchied, ſchrie Cäſar, und wenn ich mit andern Truppen neue Eroberungen werde gemacht haben, ſo verſprech ich euch, daß ich die Beute mit euch theilen will. So viel Edelmuth beſchämte die Aufrührer, Dankbarkeit und Eiferſucht kämpften in ihnen, jene wegen ſeiner unerwarteten Güte, dieſe bey dem Gedanken, daß andere Truppen die Eroberung der Welt vollenden ſollten. Einmüthig baten ſie um Verzeihung, und erboten ſich ſogar ſich zur Beſtra-

ſung

sung ihres Aufstandes zehnten zu lassen. Eine Weile stellte Cäsar sich unerbittlich. Endlich gewährte er ihnen als eine Gnade, was ihn doch sein Vortheil im Herzen feurig wünschen hieß. Die zehnte Legion gewann seine vorige Gunst jedoch niemalen wieder.

Seiner gewöhnlichen Eilfertigkeit getreu, landete Cäsar mit einem ganz kleinen Theile seines Heeres in Africa, nachdem er den übrigen Befehl hinterlassen, ihm bald möglichst nachzufolgen. Nach mancherley Bewegungen, und manchen Scharmützeln zwischen den beyden Heeren, die zu nichts dienten, als Menschen aufzureiben, ohne den Streit seiner Entscheidung näher zu bringen, beschloß Cäsar einen entscheidenden Schritt zu thun. Er belagerte die Stadt Tapsus, und Scipio eilte, seiner Erwartung gemäß, herbey um sie zu entsetzen. Verstärkt durch den König von Mauritanien, eilte er Cäsarn aufzusuchen, lagerte sich dicht neben ihm, und veranlaßte dadurch ein allgemeines Treffen. Cäsars Glück war das gewöhnliche. Der Feind erlitt eine gänzliche Niederlage und auf seiner Seite war der Verlust äußerst unbedeutend. Juba, und sein Feldherr Petrejus tödteten sich vor Verzweiflung. Scipio wollte zur See nach Spanien entwischen, fiel aber unter die Feinde und ward erschlagen. Itzt war von allen Feldherrn der unglücklichen Parthey Cato der einzige Uebrige.

Dieser außerordentliche Mann, den kein Glück aufzublähen und kein Unglück zu demüthigen vermochte, hatte sich nach der Schlacht bey Pharsalia nach Africa zurückgezogen, hatte die armseligen Ueberbleibsel jener Niederlage durch brennende Wüsten und Einöden voll reissender und giftiger Thiere geleitet, und befand sich itzt in der Stadt Utica, die seiner Vertheidigung anvertrauet war. Voll Vorliebe

noch immer für ſeine vaterländiſche Verfaſſung hatte er die vornehmſten Bürger dieſer Stadt in eine Art von Senat geſammlet, und den Entſchluß gefaßt, die Stadt zu behaupten. Er verſammlete zu dem Ende ſeine Senatoren, verlangte ihre Meinung über die zu nehmenden Maasregeln zu wiſſen, und fragte ſie, ob ſie dieſe letzte Stadt, die die Sache der Freyheit behauptete, vertheidigen wollten. Wenn ihr, ſagte er, etwa willens ſeyd, euch Cäſarn zu unterwerfen, ſo muß ich mich zufrieden geben. Wollt ihr aber, allen Gefahren trotzend, die letzten Ueberbleibſel der Freyheit vertheidigen, ſo laßt mich in einem ſo groſſen Unternehmen euren Führer und Gefährten ſeyn. Rom hat ſich ſchon von gröſſeren Unfällen erholt, als die gegenwärtigen ſind, und es giebt der Ausſichten mehrere, die unſere Hofnung zu beleben dienen. Spanien hat ſich für uns erklärt, und Rom ſelbſt trägt das Joch mit Unwillen. Die Gefahren, die uns etwa treffen mögen, warum ſollten die uns ſchrecken? Betrachtet unſern Feind, er ſpottet aller Gefahr, und unterwirft ſich jeder Beſchwerde, um Menſchen zu vertilgen und ſein Vaterland elend zu machen. Und wir ſollten Bedenken tragen, in einer ſo glorreichen Sache eine kurze Friſt von Mühſeligkeiten zu übernehmen? Dieſe Rede machte anfangs einen erſtaunlichen Eindruck. Da die Begeiſterung für die Freyheit aber bald wieder verkühlte, beſchloß Cato, Menſchen, die für die Sclaverey geboren ſchienen, nicht weiter zur Freyheit zu zwingen. Er erſuchte einige ſeiner Freunde, ſich zur See zu retten; andern rieth er, ſich der Barmherzigkeit des Siegers anzuvertrauen, um ſeinetwillen aber, als der bereits den Sieg davon getragen habe, ſich keine Sorgen zu machen. Heiteren Muthes ſpeiſte er mit ſeinen Freunden zu Abend und begab ſich dann in ſein Zimmer, wo er ſi-

nem Sohn und ſeinen Angehörigen mit mehr
ungewöhnlicher Zärtlichkeit begegnete. Dann
ng er in ſein Schlafgemach, legte ſich nieder, und
ng es in Platos Dialog über die Unſterblichkeit der
ele zu leſen. Schon hatt' er eine Weile ſich damit
häftigt, als er ohngefähr nach dem Haupte ſeines
ttes hinblickte, und zu ſeinem Erſtaunen ſein
hwert nicht da fand, welches ſein Sohn während
er Abweſenheit hatte wegnehmen laſſen. Er rief
em ſeiner Diener, und fragte, wo es geblieben wär?
s er aber keine Antwort empfieng, nahm er ſein
ch wieder vor. Einige Zeit nachher forderte es
n Schwert abermals; las indeſſen immer weiter,
s als er itzt fertig war, und noch niemand ihm ge-
chr hatte, rief er einem ſeiner Hausgenoſſen nach
g andern, und befahl ihnen in etwas entſcheiden-
n Tone, ihm ſein Schwert zu bringen. Itzt kam
n Sohn herein, bat und flehete ihn thränend, doch
ien finſteren Entſchluß zu ändern. Da er aber
t etwas rauhe Antwort empfieng, entſagt' er allem
neren Zureden. Das Schwert ward gebracht.
heind nahm es Cato entgegen. Itzt, rief er,
n ich meiner wieder mächtig, griff zu ſeinem
che, las es noch einmal durch, und ſank dann in
en geſunden Schlummer. Beym Erwachen rief
einem ſeiner Freygelaſſenen, und fragte ihn, ob
ne Freunde abgeſegelt wären, und ob ſonſt noch
as übrig ſey, womit er ihnen dienen könne? Der
eygelaſſene verſicherte ihn, daß alles ruhig ſey, und
ielt ſodann Befehl ſich zu entfernen. Kaum war
co allein, als er ſein Schwert ergriff und ſich die
uſt durchſtieß, nicht jedoch mit der gewünſchten
irkung. Denn ohne durch die Wunde getödtet zu
n, fiel er auf ſein Bette, und ſtieß im Fallen einen
ch um, auf dem er einige geometriſche Figuren

gezeichnet hatte. Seine Bedienten ſtieſſen beym Geräuſch des Fallens ein lautes Geſchrey aus, und ſein Sohn und ſeine Freunde brachen unverzüglich ins Zimmer. Sie fanden ihn in ſeinem Blute ſich wälzend, und ſeine Eingeweide aus der Wunde herausgetreten. Der Arzt des Hauſes bemerkte, daß ſie noch unverletzt ſeyen, und wollte ſie wieder hereinbringen; als aber Cato ſeiner Sinne wieder mächtig ward, und wahrnahm, daß man ihm das Leben retten wollte, ſtieß er den Arzt von ſich, riß mit gräßlicher Unerſchrockenheit ſeine Eingeweide wieder heraus und gab den Geiſt auf.

So ſtarb Cato, einer der merkwürdigſten Männer, deren die römiſche Geſchichte gedenkt. Er war ſtreng, aber nicht grauſam, geneigt andern weit größere Fehler zu verzeihen, als er ſich ſelbſten jemalen zu gut gehalten hatte. Seine Hochherzigkeit und Rauhheit ſcheinen mehr Wirkungen ſeiner Grundſätze als ſeiner natürlichen Gemüthsart zu ſeyn; denn niemals war jemand leutſeliger gegen ſeine Untergeordnete, noch konnte jemand von allen, die um ihn waren, zärtlicher geliebt werden, als er. Seine ſtandhafte Widerſetzlichkeit gegen Cäſar war gleichfalls eine Folge ſeiner Ueberzeugungen; und auch die letzte und edelhafteſte Handlung ſeines Lebens war den Lehrſätzen ſeiner Secte nur gar zu angemeſſen, indem die Stoiker behaupteten, daß das Leben ein Geſchenk ſey, welches jedermann dem Geber wieder zurückgeben könne, wenn es ihm nicht weiter gefiele, daſſelbe zu behalten.

Als Cäſar Catos Tod vernahm, konnt' er ſich der Bemerkung nicht enthalten: 'daß ſo wie Cato ihm die Ehre mißgegönnet habe, ſein Leben zu retten, ſo habe er itzt Urſache, ihm den Ruhm eines ſolchen Todes zu beneiden. Uebrigens endigte dieſe Begebenheit den Krieg in Africa. Cäſar kehrte triumphirend

phirend nach Rom zurück, und recht, als ob er alle ſeine vorige Triumphe abgekürzt hätte, um den Glanz des gegenwärtigen zu vermehren, ſetzt' er alle Bürger durch die Macht ſeines Einzugs und die Zahl der überwundenen Länder in Erſtaunen. Vier Tage dauerte der Zug. Am erſten triumphirte er über Gallien, am andern über Egypten, am dritten über Aſien, am vierten über Africa. Seine narbenbedeckten Veteranen begleiteten ihren triumphirenden Feldherrn, deſſen Schläfe mit den verdienteſten Lorbeern umwunden waren, die je eines Eroberers Schläfe bekränzt haben, zum Capitol. Hier ſchenkte er ihrer jedem eine Summe, die ohngefähr tauſend Thaler unſers Geldes betrug, doppelt ſo viel den Centurionen und viermal ſo viel den höheren Officieren. Auch die Bürger genoſſen ſeiner Freygebigkeit. Er ſpendete an einen jeden derſelben zehn Maas Korn, zehn Pfund Oel und eine Summe Geldes von etwa zwölf Thalern unſerer Münze. Hierauf bewirthete er das Volk an mehr denn zwanzigtauſend Tafeln und unterhielt es mit einem Gladiatoren-Gefecht, das aus allen Ecken Italiens Zuſchauer herbey zog.

Berauſcht von dieſer Fülle von Ergötzlichkeiten, ſchien dem Volke die Hingabe ſeiner Freyheit eine nur allzugeringe Erwiederung ſolcher Wohlthaten. Es erarbeitete ſich, neue Arten der Huldigung und ungewöhnliche Ehrennamen zu erfinden, womit es ſeinem großen Unterjocher ſchmeicheln könne. Es ernannte ihn zum **Magiſter Morum**; es ertheilte ihm die Titel: **Imperator** und **Vater des Vaterlandes.** Seine Perſon ward unverletzlich erklärt, und alle großen Staatswürden wurden ihm auf Lebenslang verliehen. Man muß jedoch bekennen, daß ſo viele Gewalt ſchwerlich beſſern Händen hätte an-

vertrauet werden können. Cäſars Regierung begann ſogleich mit Beſchränkung des Laſters und mit Aufmunterung zur Tugend. Er übertrug die gerichtliche Gewalt den Senatoren und Rittern, und ſchränkte den bürgerlichen Aufwand der Reichen durch manche heilſame Geſetze ein. Er beſtimmte Belohnungen für die, welche viele Kinder hatten, und ergriff die wirkſamſten Maasregeln, die Stadt, die in dem letzten Bürgerkriege gar ſehr erſchöpft worden war, wieder zu bevölkern.

Nachdem er ſolcher Geſtalt ſeiner Vaterſtadt noch einmal Ruhe und Wohlſtand wieder gegeben hatte, fand er ſich genöthigt, nach Spanien zu gehen, um einem Heere, das dort unter den beyden Söhnen des Pompejus und ſeinem ehemaligen Kriegsgenoſſen Labienus war zuſammen gebracht worden, zu widerſtehen. Raſch und hurtig in allen ſeinen Unternehmungen, langte er ſchon in Spanien an, als der Feind ihn noch in Rom glaubte. Cnejus und Sextus, Pompejus Söhne, durch ihres Vaters trauriges Beyſpiel gewitzigt, beſchloſſen, ſo viel möglich den Krieg in die Länge zu ziehen und ſo verſtrich eine geraume Zeit mit Belagerungen, Märſchen und Gegenmärſchen und wechſelſeitigen Verſuchen, einer den andern zu überraſchen. Cäſar nahm Städte über Städte weg, verfolgte Pompejus mit unermüdſamer Beharrlichkeit und nöthigte ihn endlich in den Ebenen von Munda zu einem Haupttreffen. Pompejus ſtellte ſein Heer bey Tagesanbruch auf dem Abhange eines Hügels mit groſſer Geſchicklichkeit in Schlachtordnung; Cäſar ordnete die Seinigen unten in den Ebenen, ritt eine Strecke aus den Verſchanzungen hervor und gebot dann ſeinen Völkern zu halten, bis der Feind den Hügel herunter käme, eine Maasregel, die ſeinen kampfbegierigen Leuten nicht ſonderlich gefallen

fallen wollte. Aber mit einmal ſtürmte Pompejus von ſeinem Hügel herunter und ein blutiges Treffen folgte. Bisher hatte Cäſar für ſeinen Ruhm gefochten, itzt focht er für ſein Leben. Seine Krieger kämpften unverzagt, in Hofnung, dieſe Schlacht werde endlich das Ziel aller ihrer Arbeiten ſeyn. Aber auch Pompejus Männer fochten als Verzweifelte, als die, in Africa bereits begnadigt, keine zweyte Begnadigung erwarten durften. Gleich der allererſte Stoß war ſo unwiderſtehlich, daß Cäſars ſieggewohnte Legionen an zu ſchwanken fiengen. Nie war er in gröſſerer Gefahr geweſen denn itzt. Mehr denn einmal ſtürzte er ſich ins wildeſte Schlachtgedränge. **Wie,** rief er verweiſend aus, **mich, euren Feldherrn, mich, der an eurer Spitze ſich grau gefochten hat, wollt ihr einer Rotte Knaben aufopfern?** Dieſer Vorwurf wirkte; die läſſigen Legionen ermannten ſich; die zehnte zumal, begierig ihres Anführers verlorne Gunſt wieder zu gewinnen, that Wunderdinge. Der Zufall kam ihnen zu Hülfe. Labienus detaſchirte ein Corps Reuterey, um einer Schaar Numidier nachzuſetzen. Cäſar ſah' es und ſchrie; **Sie fliehen!** Dies Geſchrey, ſie fliehen! verbreitete ſich mit unglaublicher Schnelligkeit durch beyde Heere, und gab dem einen neuen Muth, während es den Muth des andern dämpfte. Immer wilder, wüthender, unaufhaltſamer drang die zehnte Legion vor und ein ſchreckliches Blutbad folgte. Dreyßigtauſend Menſchen fielen auf Pompejus Seite, unter ihnen Labienus, welchen Cäſar mit allen kriegeriſchen Ehrenbezeugungen beſtatten ließ. Cnejus Pompejus entrann mit wenigen Reutern nach der Seeſeite, da er dieſe aber von Cäſars Leuten beſetzt fand, ſah' er ſich genöthigt in einer dunkeln Höle ſeine Zuflucht zu ſuchen. Verwundet und alles Troſtes entblößt erwartete er hier

geduldig die Annäherung des Feindes. Auch entdeckten einige von Cäſars Leuten ihn in kurzer Zeit, hieben ihm den Kopf ab und brachten ihn dem Ueberwinder. Sein Bruder Sextus verſteckte ſich jedoch ſo gut, daß er entkam, und Cäſar ſah' ſich genöthigt, ohne ihn zurück zu kehren, nachdem er die ſpaniſchen Städte wegen dieſer ihrer vorgeblichen Empörung ſchwer gebüßt hatte.

Durch dieſen letzten Sieg überwältigte Cäſar alle ſeine Feinde und hatte nun den beſten Theil der Welt in beynah' eben ſo kurzer Zeit erobert als andere deren bedurft hätten, ihn zu durchreiſen. Zum letzten Male kehrte er itzt nach Rom zurück. Neue Würden und Ehrenbezeugungen wurden ihm zugetheilt. Alle erbliche Aemter, alle Titel und Vorrechte der oberſten Staatsbedienungen wurden in ſeiner einzelnen Perſon vereinigt. Noch immer übt' er ſeine Macht mit gefliſſentlicher Mäßigung. Er ließ die Conſuln vom Volk ernennen; da er aber alle Autorität des Amtes beſaß, ſo fieng es an, von nun an in Verachtung zu ſinken. Er vermehrte die Zahl der Senatoren; da er ihre Macht aber ſchon vorhin zerſtöret hatte, ſo waren ihre neuen Würden leere Titel. Er verzieh' allen, die die Waffen wider ihn geführet hatten, aber nicht eher als bis er ſie außer Stand geſetzt hatte, ihm zu ſchaden. Er ließ ſogar die Bildſäulen des Pompejus wieder an ihren Ort ſtellen, doch nur, wie Cicero bemerkte, um ſeine eigene zu ſichern. Kurz, wenn ſeine Gerechtigkeit, ſeine Milde und Mäßigung nicht aus Tugend entſprangen, ſo leiſteten ſie dem Staate doch die nehmlichen Dienſte als wenn ſie wirklich aus dieſer einzig reinen Triebfeder gequollen wären.

Der

Der Reſt von dieſes außerordentlichen Mannes Leben ward zum Nutzen ſeines Vaterlandes verwandt. Er ſchmückte die Stadt mit prächtigen Gebäuden. Er ſchickte Colonien ab, um Carthago und Corinth wieder aufzubauen. Er unternahm es, verſchiedene Berge in Italien zu ebenen, die pontiniſchen Sümpfe in der Nähe Roms auszutrocknen und den Iſthmus des Peloponnes zu durchſtechen. Mit raſtloſer Thätigkeit erſann er Entwürfe, zu deren Ausführung das allerlängſte Leben nicht hätte ausreichen können. Sein Lieblingsgedanke war die Züchtigung der Parther, die ſeinen alten Freund Craſſus tief in ihr Land gelocket, überwunden, gefangen und auf eine grauſame Art hingerichtet hatten, indem ſie ihm zu Erſättigung ſeiner Habſucht geſchmolzenes Gold in den Mund gegoſſen. Aus Parthien war er Willens in Hircanien einzudringen, von dort längſt den Ufern des kaſpiſchen Meers in Scythien einzufallen, durch Germaniens unermeßliche Waldungen ſich einen Weg nach Gallien zu öffnen und ſo nach Rom zurück zu kehren. Dies waren die weitausſehenden Abſichten dieſes Welteroberers. Die Eiferſucht weniger Individuen machte ihnen allen ein Ende.

Mit einer Schmeicheley, die die Entartung des Zeitalters bewies, zerarbeitete der Senat ſich, Cäſarn mit immer neuen Würden zu überladen, und er empfieng ſie mit immer gleicher Eitelkeit. Sie nannten Einen der Monate nach ſeinem Namen. Sie prägten Münzen mit ſeinem Bildniſſe; ſie ließen ſeine Statue in allen Städten des Reiches aufrichten; ſie ſtifteten öffentliche Opfer an ſeinem Geburtstage; ſie giengen damit um, ihn noch während ſeines Lebens unter die Götter zu erheben. Bey einem öffentlichen Feſte wagt' es Antonius närriſcher Weiſe, ihm ein

Diadem anzubieten; mehrere Male überreichte er es ihm; mehrere Male lehnte Cäſar es ab, und jedesmal ward er mit lautem Volksjubel begrüſt. Eines Tages, als der Senat ihm einige verzügliche Ehrenbezeugungen zuerkannt hatte, vernachläſſigte er von ſeinem Sitze aufzuſtehen; und von dieſem Augenblicke an ſchwor man ſeinen Untergang. Ueberſchreitungen des Ceremoniels ſind den Menſchen immer am unerträglichſten, weil ſie ihnen eine ſichere Anzeige dünken, daß man ſie verachte. Von nun an ward daher ausgeſprengt, daß Cäſar Willens ſey ſich zum Könige zu machen. Und wiewohl er alle Macht eines Königs beſaß, ſo konnte das Volk, das den Namen des Königs tödtlich haßte, es doch nicht dulden, daß er dieſen Titel angenommen hätte. Ob es wirklich ſeine Abſicht geweſen, den Vorurtheilen des Zeitalters ſo offenbar zu trotzen, wird für immer ein Geheimniß bleiben. Gewiß iſt, daß die verdachtloſe Offenheit ſeines Charakters ſehr fähig war, Einem zu der Unſchuld ſeiner Abſichten ein Vertrauen einzuflößen. Als ſeine Freunde ihn von der Eiferſucht einiger ſeine Macht beneidender Perſonen benachrichtigten, ſprach er, er wollte lieber einmal durch Meuchelmörder umkommen, als in unaufhörlicher peinigender Beſorgniß ähnlicher Anſchläge ſich quälen. Als einige ihm riethen, ſich vor Brutus, auf den er ſeit einiger Zeit all' ſein Vertrauen geſetzt hatte, in Acht zu nehmen, entblößte er ſeine narbenbedeckte Bruſt, und — könnt ihr glauben, ſagte er, daß es Brutus um dieſen armen Leichnam zu thun ſey? Als einſt beym Abendeſſen über die leichteſte Todesart geſtritten ward, entſchied er für die ſchnellſte und unerwarteſte. Um jedoch der Welt zu zeigen, wie wenig er ſich vor ſeinen Feinden fürchte, beurlaubte er ſeine ſpaniſche Leibwache und erleichterte dadurch

durch die Anſchläge auf ſein Leben. Wenig erwog er, daß die Zuverſichtlichkeit eines Uſurpators Verwegenheit ſey.

Schon war von nicht weniger denn ſechzig Senatoren ein tiefverſteckter Plan wider ſein Leben angeleget worden. Die Verſchwörung war um ſo fürchterlicher, da der größte Theil der Theilnehmer zu ſeiner Parthey gehörte, indem dieſe, über den Reſt ihrer Mitbürger erhaben, das läſtige Gewicht eines einzelnen Oberhauptes am ſtärkſten fühlten. An der Spitze der Verſchwörung ſtand Brutus, deſſen Leben Cäſar in der Pharſaliſchen Schlacht geſchonet, und Caſſius, dem er bald nachher verziehen hatte, beyde erwählte Prätoren für das folgende Jahr. Brutus war ſtolz darauf, ein Abkömmling jenes unſterblichen Brutus zu ſeyn, der Rom die Freyheit gab. Die Leidenſchaft für die Freyheit ſchien mit dem Blute ſeiner Altvordern auf ihn herunter geerbt zu ſeyn. Allein, wiewohl ein Todfeind der Tyrannen, konnt' er ſichs doch nicht erwehren, den Tyrannen zu lieben, der ihn mit Wohlthaten überſchüttet hatte. Die Liebe zum Vaterlande durchbrach jedoch die Bande der Freundſchaft, und er trat einer Verſchwörung bey, die ſeinen Wohlthäter des Lebens berauben ſollte. Caſſius im Gegentheil war ungeſtüm und ſtolz, haßte Cäſars Perſon noch mehr als ſeine Sache, und hatte ſchon oft Gelegenheit geſucht, durch Meuchelmord eine Rachgier zu befriedigen, die mehr Wirkung des Privatgrolls, als eines lobenswürdigen oder wenigſtens verzeihlichen Gemeingeiſtes war.

Um ihrem Verfahren einen Anſtrich von Gerechtigkeit zu geben, verſchoben die Verſchwornen die Ausführung ihrer Abſichten bis zu den Idus des März, dem Tage, da Cäſarn die Krone ſollte angeboten werden. Die Augurn hatten vorhergeſagt, daß ihm

ihm dieſer Tag gefährlich ſeyn werde; und in der Nacht vorher hört' er ſein Weib Calpurnia im Schlafe wehklagen, und beym Erwachen bekannte ſie, daß ihr geträumet habe, man ermorde ihn in ihren Armen. Dieſe Vorbedeutungen erſchütterten ſeinen Entſchluß, heute in den Senat zu gehen, ein wenig. Als aber einer der Verſchwornen herein kam, ihm vorſtellte, wie lächerlich es dem Cäſar kleiden würde zu Hauſe zu bleiben, bis ſein Weib beſſere Träume gehabt habe, und von den Anſtalten, die man zu ſeinem Empfang getroffen habe, ihm vieles erzählte, ſo verſprach er zu kommen. Während er zum Senathauſe gieng, verſuchte ein Sclave, der ihm die Verſchwörung zu entdecken eilte, zu ihm zu kommen, vermocht' es aber nicht vor dem Gedränge. **Artemidorus**, ein griechiſcher Weltweiſer, der den ganzen Plan entdeckt hatte, überreichte ihm einen Aufſatz, der die Hauptpunkte ſeiner Entdeckung enthielt; aber Cäſar übergab, wie bey Dingen dieſer Art gewöhnlich war, das Papier mit verſchiedenen andern ungeleſen ſeinem Geheimſchreiber. Als er endlich in das Senathaus eingieng, wo die Verſchwornen ſchon bereit waren ihn zu empfangen, erblickt er den **Spurius**, einen Augur, der die Gefährlichkeit dieſes Tages vorhergeſagt hatte, und rief ihm lächelnd zu: **Nun, Spurius, die Idus des März ſind da.** Ja, erwiderte jener, **aber nicht vorüber.** — So bald er Platz genommen, drängten die Verſchwornen, als wollten ſie ihn bewillkommen, ſich um ihn her, und einer von ihnen, Nahmens **Cimber**, näherte ſich in einer flehenden Stellung, und fieng an für ſeine verbannten Brüder um Gnade zu bitten. Die Verſchwornen unterſtützten ihn mit großem Eifer. Im Feuer des Fürbittens, wie es ſchien, ergriff Cimber den Saum von Cäſars Gewand, und hielt ihn dergeſtalt,

gestalt, daß er nicht aufstehen konnte. Dies war die verabredete Losung. **Casca**, der hinter ihm stand, versetzte ihm den ersten Stoß, verwundete ihn aber nur leicht in die Schulter. Nun stürmten die Verschwornen allzumal auf ihn ein und umringten ihn; eine unbekannte Hand durchstieß ihm die Brust; Cassius hieb ihm ins Angesicht. Noch immer vertheidigte sich Cäsar mit großer Lebhaftigkeit, wand sich los, stürzte unter sie, warf zu Boden, was ihm widerstand, und zerarbeitete sich, bis er auch seinen Liebling Brutus herbeyeilen, und ihm den Dolch in den Schenkel stoßen sah. Von diesem Augenblick an, verlor er allen Muth und alle Lust zu leben. **Du auch, mein Sohn**, sprach er mit einem festen Blicke **auf seinen Mörder, verhüllte sein Angesicht, breitete sein Gewand vor sich aus, um desto anständiger zu fallen, und sank am Fußgestell von Pompejus Bildsäule nieder, nachdem er drey und zwanzig Wunden von Händen empfangen hatte, die er glaubte durch seine Wohlthaten entwaffnet zu haben.**

Cäsar starb im sechs und funfzigsten Jahre seines Alters, und im vierzehnten ohngefähr nach seinem ersten Aufbruche, um die Welt zu erobern. Erwegen wir seine Geschichten, so werden wir kaum entscheiden können, ob wir mehr seine ausnehmenden Fähigkeiten oder sein ausnehmendes Glück bewundern sollen. Behaupten zu wollen, daß er von Anfang an die Unterjochung seines Vaterlandes entworfen habe, heißt seiner wohlbekannten Klugheit wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als die ihm wohl schwerlich ein Unternehmen wird eingegeben haben, dem damalen die allerhöchsten Schwierigkeiten und eine gänzliche Unwahrscheinlichkeit des Erfolgs entgegenstand. Wahrscheinlicher ists, daß er gleich andern

dern vom Glück begünſtigten Männern jedes Ereigniß möglichſt genutzt, anfangs nur geringere Zwecke bezielt, nachdem ihm aber dieſe gelungen, und beynahe niemand mehr vorhanden war, der ihm hätte Widerſtand leiſten können, ſein Geiſt allmählig mit dem Gedanken vertraut geworden, auch die Welt beherrſchen zu wollen. Denn ſo iſt der Menſch geartet. Je ungemeßnere Gewalt er gewinnt, je unerſättlicher dürſtet er nach noch größerer.

Zweytes Kapitel.

Von Cäſars Tode bis zur Schlacht bey Actium und bis zum Tode Antonius.

Nach Cäſars Tode befand ſich Rom in einem Zuſtande, der ihm bisher ganz fremd geweſen war. Der Tyrann war nicht mehr, aber die Freyheit blieb erloſchen. Jene Gründe, die ihren Untergang bewirkt hatten, dauerten fort, und verhinderten ihr Wiederaufleben. In den Zeiten Sullas hatte der Senat ſeine Macht dergeſtalt gemißbrauchet, daß das Volk vor dem Gedanken zitterte, ihm dieſelbe noch einmal überlaſſen zu ſehn.

Die Verſchwornen hatten ihre blutige That kaum vollendet, als ſie an die verſammleten Senatoren ſich wandten, die Triebfedern ihrer That zu rechtfertigen, und ſie für die Befreyung ihres Vaterlandes zu begeiſtern ſuchten. Aber die allgemeine Kälte, mit der man ihre Vorſtellungen aufnahm, lehrte ſie ſürchten, daß ihr Wageſtück wohl nicht viele Schutzredner finden würde. Die Senatoren, die nicht in die Verſchwö-

schwörung verflochten waren, brachen auf, und flohen in solcher Eil, daß das Leben einiger in dem fürchterlichen Gedränge in Gefahr gerieth. Auch das Volk ward unruhig, verließ seine gewöhnlichen Beschäftigungen, und rannte tumultuarisch durch die Gassen, einige durch ihre Furcht geschreckt, die Meisten aus Begierde zu plündern. In diesem Zustande der Verwirrung flüchteten die Verschwornen ins Capitol, und besetzten alle Zugänge desselben mit Gladiatoren, die in Brutus Solde standen. Umsonst erklärten sie, daß sie bloß für die Freyheit gemordet, und daß sie bloß einen Tyrannen vertilgt hätten, der die Rechte der Menschen usurpirt habe. Das Volk an Wohlleben und Ergötzlichkeiten gewöhnt, nahm wenig Rücksicht auf ihre Erklärungen, indem es mehr von der Armuth fürchtete, als von der Dienstbarkeit.

Unter solchen Umständen bemerkten die Freunde des gewesenen Dictators, daß itzt die Zeit gekommen sey, wo sie unter einem Schein von Gerechtigkeit und Wohlstand ihren Ehrgeiz befriedigen, und größere Macht denn vorher gewinnen könnten. Unter der Zahl dieser Männer war **Antonius**, den wir schon als Cäsars Legaten haben handeln, und während seiner Abwesenheit mit weniger Würde und Billigkeit in Rom haben regieren sehn. Er war ein Mann von mäßigen Fähigkeiten und ausschweifenden Lastern, lüstern nach Gewalt, bloß um desto ungebundener schwelgen und frevlen zu können, übrigens aber von Jugend auf in Waffen geübt, und ein erfahrner Krieger. Er war dermaliger Consul, und mit **Lepidus**, einem Freunde von Verwirrung und Wühlung gleich ihm, beschloß er, die Gelegenheit zu nutzen und jene Macht, deren Mißbrauch Cäsar mit dem Tode gebüßet hatte, für sich zu erwinden. Dem zufolge besetzte

beſetzte Lepidus das Forum mit einer Schaar ihm ergebener Soldaten, und Antonius als Conſul übernahm die Anführung deſſelben. Der Verbundenen erſter Schritt war, daß ſie aller von Cäſar hinterlaſſenen Papiere und Geldſummen ſich bemächtigen, und ihr nächſter, daß ſie den Senat zuſammenberiefen. Wie war dieſer erlauchte Staatskörper in einer kützlicheren Veranlaſſung zuſammen berufen worden als itzt, da er entſcheiden ſollte, ob Cäſar ein rechtmäßiges und gewähltes Oberhaupt oder ein Uſurpator geweſen, und ob ſeine Mörder Belohnung oder Züchtigung verdienten. Manche der Senatoren hatten Cäſarn nicht nur ihre Beförderung, ſondern auch alle Vortheile, die damit verknüpft waren, zu danken. Ihn als Uſurpator verdammen, hätte demnach ihr Eigenthum gefährdet; ihn für unſchuldig erklären, konnte den Staat in Gefahr ſetzen. In dieſer Klemme ſuchten ſie Widerſprüche zu vereinbaren. Sie billigten alle Anordnungen Cäſars, und verziehen ſeinen Mördern.

Höchſt unzufrieden war Antonius mit einem Decret, das einer Menge Männer Sicherheit gewährte, die die eingeſtandenen Feinde der Tyranney waren, und jedem Verſuche, die unumſchränkte Macht wieder herzuſtellen, ſich aufs äußerſte würden widerſetzt haben. Da nun der Senat alle Anordnungen Cäſars ohne Unterſchied beſtätigt hatte, ſo gründete er hierauf einen Plan, den todten Cäſar eben ſo unumſchränkt herrſchen zu laſſen, als er je in ſeinem Leben geherrſcht hätte. Wir haben bereits geſagt, daß er ſich der Bücher und Rechnungen Cäſars bemächtiget habe. In dieſe ließ er durch Cäſars beſonderen Geheimſchreiber alles einrücken, was ihm dienlich däuchte. Große Geldſummen wurden vermittelſt

teilt dieſes Kunſtgriffs unter dem Volk ausgetheilt, größere, als ihnen Cäſar ſchwerlich je würde zugeſtanden haben; und jeder, der aufrühreriſche Geſinnungen gegen den Staat hegte, konnte gewiß ſeyn, daß Cäſar ſeiner in ſeinem letzten Willen gedacht habe. Nach ſolchen Vorbereitungen verlangte Antonius, daß Cäſars Leichenbegängniß gefeyert würde; und der Senat, der ihn nie für einen Tyrannen erklärt hatte, konnte es mit Anſtande nicht abſchlagen. Dem zufolge ward der Leichnam mit großer Feyerlichkeit aufs Forum gebracht. Antonius übernahm es, ihm die letzte Ehre zu erweiſen, und keine günſtigere Gelegenheit hätt' er finden können, um alle herrſchende Leidenſchaften des ſtürmiſchen Volkes, Eigennutz, Mitleiden, Ingrimm, und Rachgier, in Brand zu ſtecken. Zuerſt las er ihnen Cäſars letzten Willen vor, worin er ſeiner Schweſter Enkel Octavius zu ſeinem Erben einſetzte, und ihm erlaubte, den Nahmen Cäſar anzunehmen; im Fall dieſer aber ſtürbe, ſollte Brutus drey Theile ſeines Privatvermögens erben. Dem römiſchen Volke überließ er die Gärten, die er an der andern Seite der Tiber hatte, und jeder Bürger insbeſondre ſollte dreyhundert Seſterzien ausbezahlt erhalten. Dies letzte Vermächtniß inſonderheit fachte die glimmende Zuneigung des Volks gegen ihren alten Dictator in helle Flammen an. Es begann, Cäſarn als einen Vater zu betrachten, welcher nicht zufrieden, ihm im Leben alles mögliche Gute erwieſen zu haben, ſich ſogar nach ſeinem Tode noch als ſeinen Wohlthäter erweiſe. Sein Mitleid mit dieſes großen und geliebten Mannes ſchrecklichem Schickſal ward rege. Seufzen und Wehklagen erſchollen aus jeder Gegend. Dies war die Stimmung, in welche Antonius das Volk zu ſetzen gewünſcht hatte. Gewaltſamer begann er itzt auf ſeinen Geiſt zu wirken.

Er zeigte ihnen Cäſars blutiges Gewand. Er hieß ſie die unzähligen Stöße bemerken, mit denen er durchlöchert war. Er entzündete ihre Fantaſie mit einem ſchrecklichen Gemählde von Cäſars zerriſſenem, zerſetztem, wundenbeſäetem und zerfleiſchtem Leichnam. Und dies, fuhr er fort, dies iſt alles, was von dem uns übrig iſt, den die Götter befreundeten und die Menſchen bis zur Anbetung liebten. Dies iſt derjenige, dem wir ewige Treue gelobten und deſſen Perſon beydes Volk und Senat für unverletzlich erklärten. Sehet nun die Erfüllung dieſer Gelübde! Sehet hier die Proben unſerer Dankbarkeit! Den erſten aller Menſchen vertilgt durch die undankbarſten der Menſchenkinder! Ihn, der ſeine Verräther mit Wohlthaten überſchüttete, vergelten mit dem Dolche des Meuchelmordes. — Und iſt denn keiner, der ſeine Sache rächen möge? Iſt keiner, der, ſeiner vorigen Wohlthaten eingedenk, ſich ihrer würdig zeigen möchte? Ja es giebt wenigſtens Einen ſolchen! Siehe mich, o Jupiter den Rächer des gekränkten Edelmuthes, ſiehe mich willig und entſchloſſen, mein Leben für eine ſo glorreiche Sache hinzugeben! Und ihr, ihr Götter, ihr Beſchirmer des römiſchen Reiches, empfanget mein feyerliches Gelübde und begünſtiget die Rechtſchaffenheit meiner Abſichten. — Itzt konnte das Volk ſeinen Unwillen nicht länger zähmen. Einmüthig ſchrie es um Rache. Alle Soldaten, die unter Cäſarn gefochten hatten, verbrannten die Kränze und Siegeszeichen, mit denen ſie von ihm waren beehret worden, auf ſeinem Scheiterhaufen. Eine Menge der erſten Matronen Roms warf ihr Geſchmeide in das Feuer. Endlich ward der Schmerz des Volks Raſerey. Sie riſſen Feuerbrände aus dem Scheiterhaufen und eilten die Häuſer der Verſchwornen in Brand zu ſtecken. Ein gewiſſer Cinna, der ihnen

nen in dieser Anwandelung von Raserey begegnete, ward von ihnen mit einem Verschwornen gleiches Namens verwechselt und in Stücken zerrissen. Die Verschwornen jedoch hatten sich gegen ähnliche Ereignisse zu wohl vorgesehen, als daß der tobende Pöbel ihnen etwas hätte anhaben können. Sie trieben ihn ohne große Mühe zurück, hielten es jedoch bald nachher fürs sicherste aus der Stadt zu entweichen. Jetzt sich selbst überlassen, setzte der Pöbel seinem Schmerz und seiner Dankbarkeit keine Gränzen mehr. Göttliche Ehren wurden Cäsarn zuerkannt; an der Stelle, wo sein Leichnam war verbrannt worden, ward ein Altar aufgerichtet und bald auch eine Bildsäule mit der Inschrift: **Dem Vater des Vaterlandes.**

Mittlerweile beschloß Antonius, der diese Flamme entzündet hatte, die Gelegenheit bestmöglichst zu seinem Vortheil zu nützen. Nachdem er das Volk für Cäsars Sache gewonnen, bemüht' er sich durch scheinbare Besorgniß für die Freyheit des Staates auch den Senat auf seine Seite zu bringen. Er schlug daher vor, daß man den Sextus, Pompejus noch übrigen Sohn, der sich seit seines Vaters Tode in Spanien versteckt gehalten hatte, zurück rufen und ihm den Oberbefehl aller Flotten des Reiches geben sollte. Hiernächst half er ihnen den Volksaufstand, der um Cäsars Tod zu rächen aufgelodert war, stillen, und Amatus, den Rädelsführer der Menge, der sich für einen Sohn Marius ausgab, hinrichten. Dann stellt' er sich als ob er den Zorn des Pöbels zu befürchten habe und verlangte eine Leibwache zu seiner Sicherheit. Der Senat gewährte sie ihm, und nun sammlete er einen Haufen von sechstausend entschlossenen Männern, die ihm mit Leib und Leben zugethan und bereit waren, alle seine Befehle zu vollziehen. So

eilte er mit Rieſenſchritten der unumſchränkten Gewalt entgegen. Alle geſetzliche Macht ruhte in ſeiner und ſeiner beyden Brüder Händen, die die Rechte der Conſuln, der Tribunen und der Prätoren mit einander theilten. Sein Gelübde, Cäſars Tod zu rächen, ſchien aufgeſchoben, oder vergeſſen zu ſeyn; ſein einziges Augenmerk ſchien, ſich in der Macht zu befeſtigen, die er mit ſo vieler Kunſt zu erwerben gewußt hatte. Mit einmal aber ſtellte ſich ihm ein Nebenbuhler aus einer Gegend entgegen, von wannen er ihn am wenigſten erwartet hätte. Dies war **Octavius** Cäſar, den wir hinfort **Auguſtus** nennen wollen, wiewohl er dieſen Titel erſt lange nachher erhielt. Auguſtus, Cäſars Großneffe und adoptirter Sohn, war zu Apollonia, als ſein Verwandter ermordet ward. Er war damalen erſt achtzehn Jahr alt und in dieſe Stadt geſandt worden, um ſich in der griechiſchen Litteratur zu vervollkommnen. Auf die Zeitung von Cäſars Tode beſchloß er, alles Widerrathens ſeiner Freunde ohnerachtet, nach Rom zurück zu kehren, ſein Erbe zu fordern und den Tod ſeines Onkels zu rächen. Antonius anfänglichen Aeußerungen zufolge erwartete er, daß ihn dieſer aufs wärmſte unterſtützen und an allen, die an Cäſars Ermordung Theil genommen, eine blutige Rache würde nehmen helfen. Aber er betrog ſich höchlich. Antonius, deſſen Abſicht lediglich war, ſich zu vergrößern empfieng ihn mit vieler Kälte, und ſtatt ihm das zugefallne Erbe auszuzahlen, verſchob er die Auszahlung deſſelben unter mancherley Vorwande, hoffend, durch Einſchränkung ſeiner Umſtände ſeinen Ehrgeiz zu dämpfen. Allein Auguſtus ſchien nicht nur den Nahmen, ſondern auch den Geiſt ſeines Oheims geerbt zu haben. Statt ſeine Forderungen herabzuſtimmen, verkaufte er ſogar ſein väterlich Erbe, um Cäſars ausgeworfene Legate zu bezahlen,

zahlen, insonderheit jene an das Volk. Hierdurch gewann er einen Grad von Popularität, den seine Feinde umsonst zu vermindern hoften und zu deren Gewinnung auch noch manche andere Eigenschaften ihm behülflich waren. Sein Umgang war fein und gewinnend, seine Gesichtszüge wären freundlich und voll Anmuth, und seine Ehrfurcht für das Andenken des letzten Dictators so unverstellt, daß jeder durch seine kindliche Frömmigkeit eingenommen wurde. Was seinen Einfluß aber noch mehr verstärkte, war der Nahme Cäsar, den er angenommen hatte und dessen wohlbekannter und allgemein verehrter Klang die Anhänger seines Oheims schaarenweise zu ihm hinzog. Alle diese wußte er mit so vieler Geschicklichkeit zu behandeln, daß er nicht nur ihre Zuneigung gewann, sondern sich auch ihre Achtung sicherte. Eifersüchtig über die Talente seines jungen Gegners, arbeitete Antonius heimlich seine Absichten zu durchkreuzen. In der That fehlte es ihm nicht an gegründeten Ursachen. Das Heer, welches in der Gegend der Hauptstadt stand und von Begierde brannte, die Verschwornen bestraft zu sehen, fieng an von ihm zu seinem Nebenbuhler überzugehn, bey dem es einen redlichen Ernst fand, seine Wünsche zu erfüllen. Zwey Legionen, die er aus seiner vorigen Statthalterschaft Macedonia herübergesandt hatte, um ihn in das diesseitige Gallien, dessen Gouvernement er so eben vom Volk erhielt, zu begleiten, verließen ihn sogar ganz öffentlich und traten aller seiner Vorstellungen ohnerachtet zum Augustus über. Dies veranlaßte, wie gewöhnlich, Unterredungen, Klagen, wechselseitige Vorwürfe und vorgebliche Wiederaussöhnungen, die bloß zur Erweiterung des Risses dienten, und endlich in offenbare gegenseitige Kriegsrüstungen ausbrachen. So zerfiel der Staat in drey einander widerstreitende

Factionen, jene des Auguſtus, der Cäſars Erbſchaft zu erzwingen und ſeinen Tod zu rächen ſuchte, jene des Antonius, deſſen einziger Zweck war, die höchſte Gewalt zu gewinnen, und jene der Verſchwornen, die dem Senat ſeine alte Autorität wieder zu ſchaffen wünſchten.

Kaum war Antonius wider die Neigung des Senats vom Volk zum Statthalter des diſſeitigen Galliens ernannt worden, als er ſogleich ſeine Provinz in Beſitz zu nehmen, und Brutus, der mit einer kleinen Anzahl Truppen in ihr ſtand, zu vertreiben beſchloß. In der Eile verließ er Rom, rückte in Gallien ein und befahl Brutus das Land zu räumen. Zu ſchwach ihm zu widerſtehen, gehorchte Brutus, ward aber vom Antonius verfolgt und endlich in der Stadt Mutina belagert, von wannen er den Senat von ſeiner Lage unterrichten ließ.

Mittlerweile war Auguſtus mit einem Corps von zehntauſend Mann nach Rom zurückgekommen. Entſchloſſen, bevor er die Mörder ſeines Oheims beſtrafte, wo möglich, Antonius Macht zu ſchwächen, befliß er ſich, den Senat zur Unterſtützung ſeiner Abſichten zu bewegen. Dies gelang ihm mit Hülfe Cicerons, der Antonius für einen Feind der Freyheit hielt und ihn daher ſeit langer Zeit gehaßt hatte. Vermittelſt ſeiner ſeltenen Redekunſt bewirkte er ein Decret, das dem Antonius befahl, die Belagerung von Mutina aufzuheben, das diſſeitige Gallien zu räumen und die ferneren Befehle des Senats an den Ufern des Rubico zu erwarten. Leicht zu erachten war es, daß in der damaligen Zerrüttung des römiſchen Staats ein Befehlshaber an der Spitze eines ſiegreichen Heers einem ohnmächtigen Decrete wenig Auf-

Aufmerksamkeit gewähren würde. Antonius empfieng den Befehl mit Verachtung. Statt zu gehorchen, erklärte er sich, daß ihm herzlich leid sey, bis itzt so gehorsam gewesen zu seyn. Nichts blieb dem Senat also übrig, als ihn für einen Feind des Staates zu erklären und Augustus abzuschicken, um mit dem Heer, das er aufgebracht, des Empörers Uebermuth zu brechen. August übernahm den Auftrag bereitwilligst. Konnt' er doch, indem er die Beleidigungen des Gemeinwesens rächte, zugleich seinem Privatgroll ein Genüge leisten! Die beyden Consuln **Hirtius** und **Pansa** stießen zu ihm und alle drey rückten an der Spitze eines zahlreichen Heers dem Antonius ins disseitige Gallien entgegen. Er seinerseits säumte nicht, ihnen die Spitze zu bieten. Nach einem oder zwey unbedeutenden Gefechten kam es zu einer Hauptschlacht. Antonius ward geschlagen und genöthigt zu Lepidus zu fliehen, der im jenseitigen Gallien ein Corps Truppen commandirte. Allein so viel der Senat sich auch von diesem Siege versprach, so waren die Folgen desselben doch seinen Erwartungen wenig angemessen. Die beyden Consuln wurden tödtlich verwundet. Einer derselben, Pansa, rief Augustus kurz vor seinem Tode zu seinem Bette und rieth ihm sich mit Antonius auszusöhnen, angesehen der Senat die Absicht habe, alle beyde, einen durch den andern aufzureiben. Diesen Eindruck machte des sterbenden Consuls Rath auf das Gemüth des Augustus. Von nun an suchte er nur einen Vorwand mit dem Senat zu brechen. Daß sie dem **Decimus Brutus** den Oberbefehl über einen Theil seines Heeres übertrugen und ihm einen Triumph verweigerten, entfremdete ihn vollends von ihnen und bestärkte ihn in dem Entschlusse, mit Antonius und Lepidus gemeinschaftliche Sache zu machen. Um jedoch, bevor es

zum öffentlichen Bruche käme, die Geſinnungen des Senats noch mehr zu prüfen, ließ er ums Conſulat für ſich anhalten und ward abgewieſen. Nun hielt er ſich nicht länger verpflichtet, gegen dieſe undankbare Verſammlung einige Schonung zu beobachten, ſchickte augenblicklich Ausſöhnungsvorſchläge an Antonius und Lepidus und fand ſie eben ſo bereitwillig ihm beyzuſtehen, als der Senat es geweſen war, ſich ihm zu widerſetzen. Im Grunde war freylich Antonius Befehlshaber beyder Heere, Lepidus war es nur dem Nahmen nach, indem ſeine Soldaten in Antonius Abweſenheit ihm zu gehorchen verſchmäheten. Da ſie nun bey ihrer Ankunft in Italien auf Auguſtus Beyſtand rechnen konnten, ſo giengen ſie mit einem Heer von ſiebzehn Legionen über die Alpen, Rache athmend gegen alle, die ſich ihren Abſichten widerſetzen würden.

Zu ſpät fühlte der Senat itzt, wie ſehr er durch Auguſtus Mißverpflichtung ſeiner eigenen Sache geſchadet habe. Um ihn wieder zu verſöhnen, gab er ihm das Conſulat, das er ihm ſo eben abgeſchlagen hatte, und um ſeine Vereinigung mit Antonius zu hintertreiben, ſchmeichelte er ihm mit neuen Ehrenbezeugungen und ertheilte ihm eine Macht, die ſelbſt über die Geſetze erhaben war. Dieſes ungebundene Anſehen nutzte Auguſtus vor allen Dingen dazu, daß er durch ein förmliches Decret den Brutus und den Caſſius verdammen ließ, und bald nachher ſtieß er mit aller ſeiner Macht zu Lepidus und Antonius.

Die Zuſammenkunft dieſer drey Dränger der väterlichen Freyheit geſchahe unterhalb Mutina auf einer kleinen Inſel im Fluſſe Panarus. Wechſelſeitiges Mißtrauen veranlaßte ſie auf einem Erdfleck zuſammen zu treten, auf welchem keine Verrätherey

zu beſorgen war. Lepidus betrat ihn der Erſte, und nachdem er alles ſicher gefunden hatte, gab er den beyden Uebrigen ein Zeichen, ſich zu nähern. Sie kamen und umarmten ſich. Dann dankte Auguſtus dem Antonius, daß er den Decimus Brutus ſeinen Verdienſten gemäß beſtrafet habe; (er hatte dieſen von ſeinem Heere verlaſſenen Befehlshaber verfolgen, einholen, und enthaupten laſſen;) dann ſchritten ſie, ohne Rückſicht auf das Vergangene, zu der Angelegenheit, um derentwillen ſie eigentlich zuſammen getreten waren. Ihre Unterredung dauerte drey Tage. In dieſem Zeitraum theilten ſie das Reich der Welt, und entſchieden das Schickſal von Tauſenden. Schwer iſt es, ſich des Erſtaunens zu erwehren, wie dieſe Stadt, die Männern wie Fabricius und Cato das Daſeyn gegeben hatte, itzt die ruhige Zuſchauerin einer Unterredung bleiben konnte, die mit dem Leben und den Rechten des Volks nach geſetzloſer Willkühr ſchaltete. Daß dieſe drey Männer, auf dem höchſten Gipfel eines wüſten Eylandes in furchtbarer Einſamkeit ſitzend, ganze Städte und Nationen zum Untergang auszeichneten, und auch nicht Einer ihren blutigen Abſichten ſich widerſetzte, iſt ein ſchreyender Beweis, in wie kurzer Zeit ein braves und edles Volk ausarten könne. Folgendes war das Reſultat ihrer Entſchlüſſe: die höchſte Gewalt ſolle fünf Jahre in den Händen der drey Verbündeten unter dem Nahmen des Triumvirats ruhen. Antonius ſolle Gallien, Lepidus Spanien, Auguſtus Africa und die Mittelländiſchen Inſeln haben. Italien und der Oſten ſollten ſo lange in Gemeinſchaft bleiben, bis ihr gemeinſchaftlicher Feind bezwungen wäre. Der letzte Artickel dieſer Verbündniſſe war gräßlich; er enthielt, daß alle Feinde der Triumvirn vertilgt werden, und jeder zu dem Ende eine Liſte derſelben einreichen ſollte. Nun

traf es ſich häufig, daß die Gegner des einen die Anhänger des andern geweſen waren, aber dieß vermochte ſie nicht zu retten. So opferte Lepidus ſeinen Bruder Paulus der Rache ſeines Gehülfen auf. Antonius geſtattete die Aechtung ſeines Oheims Lucius, und Auguſtus überließ den großen Cicero der Wuth ſeines Todfeindes. Die heiligſten Naturrechte wurden verletzt. Dreyhundert Senatoren und mehr denn zweytauſend Ritter wurden geächtet, ihre Güter eingezogen, und ihre Mörder mit dem Raube bereichert. Nicht lange, ſo fühlte Rom die Wirkungen dieſes hölliſchen Bündniſſes. Wehklage und Jammergeſchrey erſcholl in allen Ecken der Stadt, indem beynahe kein einziges Haus der reiſſenden Mordluſt ganz und gar entgieng. Kein Menſch wagt' es den Mördern den Eingang zu verwehren, wiewohl kein anderes Mittel ſich zu retten übrig war. Ohne ein feindliches Heer, fand dieſe ſchöne Stadt, einſtens die Zierde des Erdbodens, ſich der ſchonungloſeſten Verheerung preisgegeben. Zu gleicher Zeit empfand ſie die freche Wuth eines zügelloſen Siegers, und die überlegte Bosheit kaltblütigen, tiefgewurzelten Grolls.

In dieſem ſcheußlichen Blutbade war Cicero einer derjenigen, die man hauptſächlich ſuchte, und der eine Weile die Bosheit ſeiner Verfolger vereitelte. Da er von dem Blutvergießen hörte, das zu Rom wüthete, verließ er ſein **Tuſculum**, und flohe ſeewärts, um der Wuth ſeiner Feinde zu entrinnen. Er fand ein Fahrzeug im Begriff, unter Segel zu gehn, und beſtieg es unverzüglich. Da der Wind ihm aber entgegen war, und er die See nicht ertragen konnte, ließ er ſich ohngefähr zwo Meilen von dem Orte, wo er abgeſegelt war, wieder an Land ſetzen, und brachte die Nacht am Ufer zu. Das Zu-

reden

reden seiner Bedienten bewegte ihn, noch einmal an Bord zu gehen, aber er ertrugs nicht lange. Lebensmüde stieg er auf einer seiner Villen, die ohngefähr eine Meile vom Ufer lag, aufs neue ans Land und erklärte, daß er in dem Lande sterben wolle, das er so oft gerettet habe. Einige Stunden schlief er tief und ruhig. Jtzt vernahmen seine Leute, daß die Mörder sich näherten, weckten ihn eilends auf, packten ihn auf eine Sänfte, und trugen ihn noch einmal seewärts. Kaum waren sie fort, als die Mörder in seinem Hause anlangten, es verlassen fanden, dem Flüchtling auf der Stelle nachsetzten, und in einem Gehölze, das am Ufer lag, ihn einholten. Ihr Anführer war ein gewisser **Popilius Lenus**, ein Kriegstribun, dessen Leben Cicero vertheidigt und gerettet hatte. So bald die Soldaten sich zeigten, rüsteten Ciceros Leute sich, das Leben ihres Herrn mit Gefahr ihres eigenen zu vertheidigen; aber Cicero befahl ihnen, ihn niederzusetzen und keinen Widerstand zu leisten. Sogleich hieben die Mörder ihm Kopf und Hände ab, und eilten mit beyden nach Rom zurück, ein höchst willkommenes Geschenk für ihren grausamen Absender, Antonius! Mit außerordentlicher Freude nahm der schreckliche Triumvir es entgegen. Er belohnte die Mörder mit einer großen Geldsumme, und ließ Cicero's Kopf vor dem Rostrum aufstecken, als sollt' er ihm dorten, wie er lebend so oft gethan, noch einmal seine unmenschliche Niederträchtigkeit aufrücken. Cicero starb im drey und sechzigsten Jahre seines Alters; doch nicht eher, als bis er das Gemeinwesen hatte untergehen sehen. Der Ruhm, den er erwarb, sagt Julius Cäsar, war aber so weit über alle Triumphe erhaben, als der Umfang des römischen Genius über die Gränzen des römischen Reiches erhaben ist.

Eine

Eine geraume Zeit fuhr die Aechtung mit eben dem Ingrimme fort zu wüthen, mit dem ſie begonnen hatte. So viel ihrer dem Blutbade entrannen, flohen entweder zu Brutus nach Macedonien, oder zum jungen Pompejus, der itzt Sicilien inne hatte, und das Mittelmeer mit ſeiner Flotte deckte. Die Raſerey der Zeiten beſchränkte ſich nicht auf die Männer allein; ſelbſt das ſchwächere Geſchlecht ward ein Gegenſtand der Raubſucht und der Rachgier. Vierzehnhundert der vornehmſten und reichſten römiſchen Matronen wurden befehligt, ihren Vermögenszuſtand aufs genauſte anzugeben, um nach Maasgabe deſſelben geſchätzt zu werden. Aber dieſe Maasregel erregte ein ſo allgemeines Murren, und die Rednerin Hortenſia widerſprach ihr ſo nachdrücklich, daß man ſich begnügte ſtatt vierzehnhundert nur vierhundert zu büßen. Den Abgang mußten die Männer erſetzen. Mehr denn hunderttauſend Bürger ſowohl als Fremde wurden gezwungen, die Mittel herbeyzuſchaffen, durch welche die Freyheit des Vaterlandes ſollte umgeſtürzt werden. Endlich ſchien die Habſucht und die Rachgier der Triumvirn befriedigt. Sie giengen in den Senat und erklärten, daß die Aechtung ein Ende habe. Lepidus blieb zurück, um die im Blute ſchwimmende Stadt zu behaupten. Auguſtus und Antonius aber eilten, ſich ihren Gegnern zu widerſetzen, die itzt an der Spitze eines fürchterlichen Heeres in Aſien ſtanden.

Brutus und Caſſius, die Häupter der Verſchwornen wider Cäſarn, waren, da ſie Rom hatten verlaſſen müſſen, nach Griechenland gegangen, wo ſie die römiſchen Studierenden zu Athen beredeten, ſich für die Sache der Freyheit zu erklären. Dann trennten ſie ſich. Erſterer errichtete ein mächtiges

Heer

Heer in Makedonien und den angränzenden Ländern; letzterer gieng nach Syrien, wo er bald Meister von zwölf Legionen wurde, und seinen Gegner Dolabella so in die Enge trieb, daß er gezwungen ward, Hand an sich selbst zu legen. Beyde Heere vereinigten sich bald nachher zu Smyrna. Ihr Ansehn war itzt so furchtbar, daß der sinkende Muth der Parther wieder aufzuleben begann, und auch die beyden Feldherrn, zwischen welchen seit einiger Zeit ein geringes Misverständniß obgewaltet hatte, begonnen sich fester an einander anzuschliessen. Als gar emblößte Flüchtlinge hatten sie Italien verlassen. Keinen Soldaten, keine Stadt hatten sie, die sie die Ihrigen hätten nennen dürfen. Und nun befanden sie sich an der Spitze eines gewaltigen Heers, versehen mit allen Bedürfnissen, den Krieg mit Nachdruck zu führen, und im Stande, einen Kampf zu kämpfen, von dessen Ausgange die Herrschaft der Welt abhieng. Diese glückliche Wendung ihrer Angelegenheiten verdankten sie einzig Brutus Gerechtigkeit, Mäßigung und grosser Menschlichkeit, als der in jeder Ereigniß bloß das Wohl seines Vaterlandes, nie sein eignes zu befördern suchte.

In dieser blühenden Lage der Dinge hatten die Verschwornen beschlossen, Cleopatren zu züchtigen, welche ihrerseits große Anstalten getroffen hatte, ihren Gegnern beyzustehen. Von diesem Vorhaben lenkte sie jedoch die Nachricht ab, daß Augustus und Antonius an der Spitze von vierzig Legionen wider sie im Anzuge wären. Itzt schlug Brutus vor, mit dem Heere nach Griechenland und Macedonien überzugehn, und hier dem Feinde zu begegnen; aber Cassius bestand darauf, daß die Rhodier und Lycier, die sich der gewöhnlichen Steuern geweigert hatten, erst ge-

züchtigt

züchtigt werden ſollten. Der Feldzug ward ſogleich begonnen. Ungeheure Schatzungen wurden eingetrieben, und den Rhodiern blieb wenig übrig, als das Leben. Die Lycier litten jedoch noch härter. In ihrer Stadt Xanthus eingeſchloſſen, wehrten ſie ſich wider Brutus mit einer Wuth, die weder ſeine Vorſtellungen noch ſeine Bitten begütigen konnten. Durch ihre Verſuche, die Werke der Römer zu verbrennen, gerieth ihre Stadt in Brand. Weit entfernt, dieſe günſtige Ereigniß zu einem Hauptſturm zu nutzen, that Brutus ſein äuſſerſtes, den Ort zu retten, und ermunterte ſeine Soldaten, jegliches Mittel zu Hemmung des Brandes zu verſuchen. Aber die wahnwitzähnliche Verzweiflung der Bürger war nicht zu erweichen. Statt ſich einem ſo edelmüthigen Feinde verbunden zu achten, beſchloſſen ſie in den Flammen umzukommen. Statt ſie zu löſchen, warfen ſie Holz, Rohr, und alle Arten brennbaren Zeuges hinein, um das Feuer zu vergröſſern. Unbeſchreiblich war der Jammer Brutus, als er dieſe Unglücklichen ſo entſchloſſen ſahe, ſich ſelbſt zu zerſtören. Er umritt die Feſtungswerke; er breitete ſeine Hände gegen die Xanthier aus; er beſchwor ſie, ſich ihrer ſelbſt und ihrer Stadt zu erbarmen, aber verſtockt gegen alle ſeine Vorſtellungen ſtürzten ſie ſich mit unbiegſamen Starrſinn in die Flammen, und bald ward das Ganze ein Haufen ununterſcheidbarer Trümmere Bey dieſem ſcheuſslichen Schauſpiele ſchmolz Brutus in Thränen, und verhieß jedem Krieger eine Belohnung, der ihm einen Lydier lebendig bringen würde. Allein nicht mehr denn hundert und funfzig konnten auf dieſe Art ihrer eignen Wuth entrettet werden.

Zu Sardis trafen Brutus und Caſſius wieder zuſammen. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbe-

zeu-

zeugungen beſchloſſen ſie, einander ohne Zeugen zu ſprechen. Nachdem ſie ihren Bedienten den gemeſſenſten Befehl gegeben hatten, keinen zuzulaſſen, verſchloſſen ſie ſich in dem nächſten beſten Hauſe. Brutus begann. Er verwies es Caſſius, Aemter, die nur der Lohn der Verdienſte ſeyn ſollten, verſchleudert, und die zinsbaren Staaten über alle Gebühr gebrandſchatzt zu haben. Caſſius erwiderte den Vorwurf, und das mit deſto größerer Bitterkeit, je mehr er empfand, daß Brutus ihn nicht verdiene. Der Wortwechſel ward ſehr warm. Itzt redeten ſie laut und hitzig. Itzt brachen ſie in Thränen aus. Ihre Freunde, die an der Thüre horchend, die wachſende Heftigkeit ihres Sprachtons vernahmen, fiengen an, für die Folgen zu fürchten, als Favonius, der ſich einer zwangloſen cyniſchen Freyheit anmaßete, hinein trat, und mit einem launigen Einfall die erbitterten Gemüther beſänftigte. Caſſius war willig und bereit, ſeinen Unwillen fahren zu laſſen. Er war ein Mann von großen Fähigkeiten, aber ungleichförmiger Gemüthsart; kein Feind von Vergnügungen, und im Ganzen von nicht ganz tadelloſer Sittlichkeit. Aber Brutus Betragen war durchweg feſt und gleichförmig. Eine männliche Freundlichkeit, ein edler Schwung der Geſinnungen, eine Seelenſtärke, die weder das Laſter noch die Vergnügungen zu erſchüttern vermochten, eine unbeugſame Anhänglichkeit an dem, was Recht iſt, das waren die Grundzüge im Bilde dieſes großen Mannes. Solchen Eigenſchaften zufolge ward er von ſeinem Heere geliebt, von ſeinen Freunden angebetet und von allen Rechtſchaffnen bewundert. Die Unterredung war geendigt. Der Abend kam, und Caſſius lud Brutus und ſeine Freunde zu einem Mahle ein, wo Frohmüthigkeit und Heiterkeit auf einige Stunden die Aengſtlichkeit der Zeiten

ten

ten verdrängten und den Ernſt der Weisheit milderten. In der nehmlichen Nacht war es, daß Brutus nach Plutarchs Erzählung in ſeinem Gezelte eine Erſcheinung ſah. Er hatte ſich gewöhnt, nur wenig zu ſchlafen, eine Angewöhnung, die ſeine ſeltne Mäßigkeit ihm natürlicher Weiſe gar ſehr erleichtern mußte. Nie ruhete er des Tages, wie die Römer durchgehends pflegten, und auch des Nachts ſchlief er nur grade ſo viel, als die Herſtellung der erſchöpften Naturkräfte unumgänglich erfoderte. Itzt vornehmlich, da ſo mannigfaltige Sorgen ſeinen Geiſt belaſteten, ſchenkte er nach ſeiner Abendmahlzeit der Ruhe nur eine äußerſt kurze Zeit, war um Mitternacht ſchon wieder wach und las oder ſtudierte bis Tagesanbruch. Dieſer Sitte gemäß ſaß er auch itzt in der Todtenſtille der Nacht, da das ganze Lager um ihn her im Schlummer lag, bey einer eben erlöſchenden Lampe leſend in ſeinem Gezelte. Mit einmal ſtörte ihn ein Geräuſch, wie das Geräuſch eines Hereintretenden. Er blickte auf, ſah nach der Thür und fand ſie offen. Eine Rieſengeſtalt von fürchterlichem Anſehn ſtand vor ihm und ſtarrte ihn in ſchweigender Düſterniß an. **Wer biſt du?** fragte Brutus endlich, **biſt du ein Dämon oder ein Sterblicher! Und warum kommſt du zu mir?** — **Brutus**, erwiderte das Phantom, **ich bin dein böſer Genius, und zu Philippi ſollſt du mich wieder ſehn!** — **Wohl**, erwiderte Brutus, ohne ſeine Faſſung zu verlieren, **wir werden einander wieder ſehen!** und die Erſcheinung verſchwand. — Brutus rief ſeinen Leuten, fragte, ob ſie nichts geſehn hätten, und da ſie es verneinten, begab er ſich wieder zu ſeinem Buche. Betroffen jedoch über einen ſo ſeltſamen Vorfall, erzählte er ihn Tages darauf dem Caſſius, welcher vermöge ſeiner epikuriſchen Grundſätze ihn der Wirkung einer von

Wachen

Wachen und Sorgen überſpannten Einbildungskraft zuſchrieb. Brutus ſchien mit dieſer Auflöſung zufrieden, und da Antonius und Auguſtus itzt in Macedonien eingerückt waren, giengen er und ſein Gehülfe eiligſt nach Thracien über und näherten ſich der Stadt Philippi, neben welcher die Macht der Triumvirn ſtand.

In ſchreckenvoller Erwartung ſahe der harrende Erdboden itzt ſeinem Schickſal entgegen. Das Reich der Welt hieng von dem Ausgang einer einzigen Schlacht ab. Siegten die Einen, ſo war ſie frey; ſiegten die Andern, ſo lag ſie in Feſſeln. Brutus allein näherte ſich der nahen Entwicklung ſo großer Dinge mit gefaßter Ruhe. Gleichgültig in Anſehung des Ausgangs und zufrieden, ſeine Pflicht gethan zu haben, ſagte er zu Einem ſeiner Freunde: **Sieg' ich, ſo werde ich meinem Vaterlande die Freyheit wieder geben. Verliere ich, ſo werde ich durch den Tod der Sclaverey entrinnen. Mein Loos iſt gefallen, und der Zufall hat keine Macht über mich.**

Das Heer der Republik beſtand aus achtzigtauſend Fußvölkern und zwanzigtauſend Reutern; das Heer der Triumvirn belief ſich auf hunderttauſend Mann zu Fuß und dreyßigtauſend Pferde. So auf beyden Seiten vollzählig, begegneten ſie und lagerten ſich neben einander auf den Ebenen von **Philippi**, einer Stadt an den Gränzen Thraciens. Dieſe Stadt lag auf einem Berge. Im Weſten derſelben lief eine Ebene in einem ſanften Abhange ohngefähr drey Meilen weit bis hinab an die Ufer des Strymon. In den Ebenen, ohngefähr zwey Meilen von der Stadt, befanden ſich zwey kleine Hügel, die etwa eine Meile von einander entfernt, an der Einen Seite von den Bergen, an der andern aber von einem Sumpf ver-

theidige wurden, der bis an die See lief. Auf dieſen beyden Hügeln ſchlugen Caſſius und Brutus ihre Läger auf, jener auf dem ſüdlichen, dieſer auf dem nördlichen; zwiſchen beyden aber zogen ſie Verſchanzungslinien, die von einem Hügel zum andern fortliefen und ſolcher Geſtalt zwiſchen den Lagern, die einander wechſelſeitig vertheidigten, eine ſichre Gemeinſchaft offen hielten. In dieſer bequemen Lage konnten ſie handeln, wie ſie es rathſam erachteten und durften keine Schlacht liefern, bis ſie es ſich vortheilhaft hielten, zu ſchlagen. Hinter ſich hatten ſie die See, welche ſie, mit allen Arten von Zufuhr verſorgte und in einer Entfernung von wenig Meilen die Inſel Thaſus, die ihnen zur allgemeinen Vorrathskammer diente. Die Triumvirn ihrer Seits lagerten ſich unten in der Ebene und mußten allen Vorrath drey Meilen weit holen, ſo daß ihnen daran gelegen war, ſobald als möglich eine Schlacht zu liefern. Sie verſuchten es verſchiedenemal. Sie zogen ihre Macht aus dem Lager, ſtellten ſie in Schlachtordnung und forderten die Republikaner heraus. Aber dieſe begnügten ſich ihre Völker an der Spitze ihres Lagers aufzuführen, hüteten ſich jedoch ſehr klüglich in die Ebne herunter zu kommen. Dies ſorgfältige Vermeiden einer Hauptſchlacht war in der That das klügſte, was die Republikaner thun konnten. Caſſius ſah es ein und beſchloß, den Feind lieber auszumergeln, als mit ihm zu ſchlagen. Aber Brutus, dem die Treue einiger ſeiner Officiere verdächtig zu werden anfieng, bediente ſich alles ſeines Einfluſſes, um Caſſius zu dem entgegengeſetzten Entſchluſſe zu bereden. Mich verlangt, ſprach er, dem Elende der Menſchen ein Ende zu machen, und das, hoff' ich, wird mir gelingen, ich mag nun ſiegen oder fallen. — Sein Wunſch wurde bald erhört. An-

tonius Soldaten hatten mit groſser Mühe eine Straße durch den Sumpf gemacht, der zur Linken an Cassius Lager grenzte und sich solchergestalt eine Gemeinschaft mit der Insel Thasus eröfnet. Da nun beyde Heere diesen wichtigen Posten zu behaupten wetteiferten, so konnte es nicht ausbleiben, daß eine Hauptschlacht erfolgte, ganz freylich wider den Rath des Cassius, der sich beklagte, daß er wie weiland Pompejus gezwungen würde, Roms Freyheit auf den Würfel einer Schlacht zu setzen. Der Morgen des entscheidenden Tages erschien. Beyde Befehlshaber gaben die Losung zur Schlacht. Ehe sie begann, besprachen sie sich noch eine kleine Weile. Cassius fragte Brutus, was er zu thun gedenke, im Fall sie unglücklich wären. Unverzagt erwiderte dieser: Er habe vorhin zwar in seinen Schriften den Selbstmord Cato's gemißbilligt, und behauptet, daß, den Unfällen des Lebens durch einen Selbstmord zuvor zu kommen, strafbare Auflehnung gegen den Himmel sey, der sie wider uns verhänge, allein gegenwärtig sey er andrer Meinung geworden; dem Vaterlande hab' er sein Leben geweihe und falls er es nicht retten könne, so glaube er sich berechtigt, es auf seine eigne Weise zu enden. Er sey also fest entschlossen, falls das Glück sich wider ihn erkläre, ein elendes irrdisches Daseyn mit einem künftigen bessern zu vertauschen. — Wohl gesprochen, mein Freund, rief Cassius und umarmte ihn, itzt können wir dem Feinde getrost entgegen gehn, denn entweder werden wir siegen, oder doch diejenigen, die da siegen, nicht Ursach haben zu scheuen!

Da Augustus krank war, so ward das Heer der Triumvirn einzig von Antonius angeführt, der das Treffen mit einem lebhaften Angriff auf Cassius Linien

anfieng. Andrerſeits ſtürmte Brutus mit unwiderſtehlicher Gewalt auf das Heer des Auguſtus ein, warf alles vor ſich nieder und durchbrach die feindlichen Linien gleich mit dem erſten Stoß. Bis ins Lager verfolgte er ſie, hieb diejenigen nieder, die zu Bewachung deſſelben zurück gelaſſen waren, und nun fiengen ſeine Leute unbeſonnener Weiſe an zu plündern, während die Linien des Caſſius übern Haufen geworfen und ſeine Reuterey in die Flucht geſchlagen wurde. Keine Art der Anſtrengung ließ dieſer unglückliche Feldherr unverſucht, um die Flüchtlinge zu ſammeln und ſeine Infanterie wieder zum Stehen zu bringen. Er ſelbſt ergriff die Fahnen. Er ſelbſt ermunterte ſie mit Worten und mit Beyſpiel. Aber die Tapferkeit des Einzelnen war nicht hinreichend, das ganze zaghafte Heer zu beſeelen. Unherſtellbar ſah ſich Caſſius geſchlagen, ſahe ſein Lager erobert und zog ſich unter einen kleinen Hügel zurück, den er in einiger Entfernung liegen ſah. Triumphirend kam itzt Brutus von Eroberung des feindlichen Lagers zurück und fand, daß während er einen vollkommnen Sieg erfochten, auf Seiten ſeines Gehülfen alles verloren gegangen ſey. Um Nachricht von ihm einzuziehn, ſchickte er einen Haufen Reuter ab, welchen Caſſius daher ſprengen ſahe und einen gewiſſen **Titinius** abſandte, um ſich zu erkundigen, ob es Feinde oder Freunde wären. Titinius erreichte ſie bald. Sie empfiengen ihn mit lautem Freudengeſchrey und erzählten ihm frohlockend ihren Sieg. Da er aber etwas zu lange verzog, begann Caſſius dem Zuſagen ſeiner Aengſtlichkeit Glauben beyzumeſſen. **Ach,** rief er aus, **ſo hab' ich denn den theuerſten meiner Freunde der Wuth unerbittlicher Gegner preisgegeben!** begab ſich in ſein Zelt und ließ von ſeinem Freygelaſſenen **Pindarus** ſich das Herz durch-

durchſtoßen, von dem man in der Folge nie gehört hat. Siegjauchzend langte Titinius itzt mit einer Schaar Reuter an, gieng in Caſſius Gezelt und ſahe, o des Jammers! ſeinen Buſenfreund in ſeinem Blute liegen. Fluchend ſeiner eignen Saumſeligkeit, beſtrafte er ſich auf der Stelle für ſie und fiel in ſein Schwert. Nicht lange ſo vernahm Brutus beydes, Caſſius Niederlage und ſeinen Tod. All ſein Stoicismus war nicht vermögend, ſeinen Schmerz über einen Mann zu dämpfen, den er den **letzten der Römer** nannte. Er badete den todten Leichnam mit ſeinen Thränen. Er pries ſeinen geſchiednen Freund glückſelig, jenen Unfällen entronnen zu ſeyn, denen er noch begegnen ſolle. Dann befahl er den Körper in der Stille zu beſtatten, damit die Zeitung ſeines Todes das Heer nicht entmuthigen möge. Bloß dieſe übereilte Verzweiflung des Caſſius war es, die dem Feinde das Uebergewicht verſchafte, ſintemalen bis dahin der Vortheil offenbar auf Seiten der Republikaner war.

Brutus, des itzt einzig übrigen Feldherrn erſtes Augenmerk war, Caſſius zerſtreute Völker zu ſammeln und ihnen neuen Siegsmuth einzuflößen. Da ſie durch die Plünderung ihres Lagers all' ihr Eigenthum verloren hatten, ſo verſprach er ihrer jedem zweytauſend Denarien zur Entſchädigung. Dies beſeelte ſie mit neuem Eifer. Sie bewunderten den Edelmuth ihres Anführers und gelobten ihm mit lautem Zurufen unverbrüchliche Ergebenheit. Noch immer jedoch hatte er nicht Zuverſicht genug, dem Feinde, der ihn ſchon am folgenden Morgen wieder zur Schlacht aufforderte, die Spitze zu bieten. Sein Abſehn war, den Feind auszuhungern, deſſen Flotte neulich geſchlagen worden und welcher itzt an aller Zufuhr gänzlichen Mangel litt. Aber dieſe ſeine

Privatmeinung ward durch den Reſt des Heers überſtimmt, das von Tage zu Tage trotziger auf ſeine Stärke und anmaſſender gegen ſeinen Befehlshaber wurde. Nach einer Friſt von zwanzig Tagen ſah er ſich demnach genöthigt, ihrer Zudringlichkeit nachzugeben und noch einmal eine Schlacht zu wagen. Schon ſtanden beyde Heere in Schlachtordnung einander gegenüber. Lange verharrten ſie in dieſer Stellung. Keines wagte es, das erſte anzugreifen. Auch Brutus natürliche Wärme, ſagt man, ſey durch jene Erſcheinung, die ſich ihm den vorigen Abend wieder gezeigt hatte, ſehr gedämpft worden. Indeſſen ſprach er ſeinen Leuten möglichſt Muth ein, und ohngefähr drey Stunden vor Sonnenuntergang gab er die Loſung zur Schlacht. Ueberall, wo er ſelbſt anführte, ſiegte er; er durchbrach den Feind an der Spitze ſeiner Infanterie und richtete, von ſeiner Reuterey unterſtützt, ein groſſes Blutbad unter ihm an. Sein linker Flügel aber dehnte, aus Furcht überflügelt und in die Flanken angegriffen zu werden, ſeine Fronte ſo unvorſichtig aus, daß dieſe zu ſchwach ward, den Stoß der Feinde auszuhalten. Hier alſo begann das Heer der Republik zuerſt zu ſchwanken. Antonius drängte ihnen hitzig nach, und trieb ſie ſo weit zurück, daß er Raum gewann, ſich zu ſchwenken und Brutus in den Rücken zu fallen. Itzt ward auch deſſen Heer von dem Schrecken angeſteckt, das ſich der Krieger des Caſſius bemächtigt hatte. Eine Weile widerſtand es noch, dann floh es ohne Rückhalt. Brutus, von ſeinen unverzagteſten Officieren umringt, focht mit erſtaunenswürdiger Tapferkeit. Cato's Sohn fiel kämpfend an ſeiner Seite, wie auch der Bruder Caſſius. Endlich ſah auch er ſich genöthigt, der eiſernen Nothwendigkeit zu weichen und zu fliehen. Aber die Triumvirn, itzt des Siegs gewiß, befahlen ausdrück-

drücklich, den Feldherrn nicht entwiſchen zu laſſen, damit er den Krieg nicht wieder erneuern möge. So ward die Aufmerkſamkeit des ganzen Heers auf Brutus allein gelenkt, und ſeine Gefangennehmung ſchien unvermeidlich. In dieſer jammervollen Enge beſchloß Lucilius, ſeinen Freund und Feldherrn durch einen freywilligen Tod zu retten. Er ſahe eine Schaar thraciſcher Reuter dem Brutus hitzig und ſcharf nachſetzen. Er ſah ſie auf dem Punct, ihn zu erhaſchen. Kühnlich warf er ſich ihnen in den Weg und ſagte ihnen, er ſey Brutus. Entzückt über den reichen Fang, ſchickten die Thracier ſogleich einige ihrer Kameraden ab, um den Reſt des Heeres von ihrem guten Glücke zu unterrichten. Nun ermattete die Hitze des Nachſetzens. Antonius eilte ſeinem Gefangenen zu begegnen, es ſey nun, daß er ſeinen Tod beſchleunigen, oder ſeines Unglücks ſpotten wollte. Eine Anzahl Befehlshaber und Soldaten begleiteten ihn, deren einige das Schickſal eines ſolchen Mannes ſchweigend betrauerten, andre ihn der Feigheit ziehen, als der ein ſchmachvolles Leben einem ruhmlichen Tode vorziehe. Jetzt näherten ſich die Thracier. Antonius machte zum Empfangen ſeines Gefangenen ſich gefaßt. Da trat der getreue Lucilius hervor und ſagte ſeinem Muthes: „Es iſt nicht Brutus, den ihr fienget. Noch iſt es dem Verhängniß nicht gelungen, der Tugend eine ſo blutige Kränkung zuzufügen. Was mein Leben anlangt, ſo acht' ichs wohl verloren, indem es Brutus Ehre rettet. Nimm es hin, denn ich betrog dich.“ — Getroffen von ſo ſeltner Treue, verzieh Antonius ihm augenblicklich, überhäufte ihn von der Zeit an mit Wohlthaten und ſchenkte ihm Zutrauen und Freundſchaft.

Mittlerweile war Brutus von einer kleinen Anzahl Freunde begleitet, über einen Bach gegangen, und hatte, da die Nacht einbrach, unter einem Hügel, der vor dem nachſetzenden Feinde ihn deckte, ſeine Zuflucht genommen. Hier ſaß er ſchweigend eine Weile und ſchwer aufathmend; dann ſchaute er zum ſternbeſäeten Himmel empor, ſeufzte, flehte die Götter in einer Zeile des Euripides: doch auch in dieſer Welt das Laſter nicht ungeſtraft zu laſſen. Eine andre Zeile aus dem nehmlichen Dichter fiel ihm ein: O Tugend, rief er, leerer Nahme, ich habe wie ein wirkliches Gut dich verehrt, aber du biſt nur Sclavin des Schickſals! Mit groſſer Zärtlichkeit erinnerte er ſich dann aller derer, die er in der Schlacht neben ſich hatte fallen ſehn, wünſchte zu wiſſen, was aus den übrigen geworden ſey, und bat Statilius, ſich doch ein wenig nach ihnen umzuſehen. Allein Statilius kam nimmer wieder. Eine Parthey feindlicher Reuter fieng und tödtete ihn. Brutus errieth ſein Schickſal. Entſchloſſen, ihr auch zu ſterben, bat er die Umſtehenden, ihm den letzten traurigen Dienſt zu leiſten. Aber ihrer keiner konnte es über ſich erhalten. Nun ſtand Brutus auf, breitete ſeine Hände gegen ſie aus und ſprach mit heitrer Miene: Glücklich bin ich in der Treue meiner Freunde, glücklich im Bewuſtſeyn meiner Rechtſchaffenheit, und wiewohl ich falle, ſo iſt mein Tod doch glorreicher, denn alle Triumphe des Feindes ſind, als der für die Sache der Tyranney triumphire: ich aber erliege in der Vertheidigung der Tugend. Hierauf gieng er mit Strato, ſeinem Lehrer in der Redekunſt, bey Seite und bat ihn, ihm ſeinen freundſchaftlichen Arm zu leihen. Aber auch Strato weigerte ſich des empörenden Geſchäftes. Als aber

Brutus

Brutus ſeinen Sclaven zu Erfüllung ſeines ſeufzigen Wunſches herben rief, rief er thränend aus, **das müſſe nicht geſagt ſeyn, daß Brutus in ſeiner letzten Enge, aus Mangel eines Freundes, eines Sclaven bedürftig geweſen ſey.** Dann hielt er mit abgewandtem Angeſicht ſeinem Freunde die Spitze ſeines Schwerts hin, in welches dieſer ſich hinein ſtürzte und augenblicklich den Geiſt aufgab. So ſtarb Brutus und mit ihm das letzte Aufraffen des römiſchen Freyheitsgeiſtes. Von nun an wurden die Triumvirn unwiderſtehlich, und wiewohl Pompejus jüngerer Sohn noch lebte und an der Spitze eines zahlreichen Heeres ſtand, ſo konnte, der vereinigten Macht des ganzen Reichs gegenüber, von ſeinem äußerſten Anſtrengen doch nur wenig erwartet werden.

Kaum war Brutus dahin, ſo begannen die Triumvirn als unumſchränkte Oberherrn zu verfahren, und das römiſche Reich wie durch Eroberungsrecht erworben unter ſich zu theilen. Allein wiewohl die höchſte Gewalt dem Scheine nach unter drey vertheilt war, ſo waren doch ihrer zween nur im eigentlichen Beſitz derſelben, indem Lepidus bloß als Vermittler zwiſchen Antonius und Auguſtus wechſelſeitiger Eiferſucht aufgenommen worden war, übrigens aber weder Anſehn im Heer, noch Einfluß auf das Volk beſaß. Der Gewalthaber erſtes Geſchäft war, die zu ſtrafen, die ſie zum Untergange ausgezeichnet hatten. **Hortenſius, Druſus** und **Quintilius Varus**, alle Männer vom erſten Range, tödteten ſich entweder ſelbſt, oder wurden getödtet. Ein Senator und ſein Sohn wurden befehligt, um ihr Leben zu looſen. Aber beyde weigerten ſich deſſen. Der Vater überlieferte ſich freywillig dem Henker,

und der Sohn durchſtieß ſich vor ſeinen Augen. Ein andrer bat, daß man ihm nach ſeinem Tode ein ehrliches Begräbniß gönnen möchte, und Auguſtus antwortete, er werde in den Geyern, die ihn verſchlingen würden, ſein Grab ſchon finden. Nichts jammerte jedoch dem Volke ſo ſehr, als Brutus Kopf zu den Füßen von Cäſars Bildſäule geworfen zu ſehn. Seine Aſche ward Portien, ſeiner Gattin und Cato's Tochter zugeſandt, die des Beyſpiels ihres Vaters und Gatten eingedenk glühende Kohlen verſchlang und ſtarb. Ueberhaupt bemerkt man, daß von allen, die in Cäſars Blut die Hände getaucht, kein einziger eines natürlichen Todes geſtorben ſey.

Nachdem die Triumvirn ſolchergeſtalt ihre Macht auf den Trümmern des Gemeinweſens gegründet hatten, eilten ſie, der Huldigung zu genieſſen, die ſeit ſo langer Zeit das Ziel ihrer Wünſche geweſen war. Antonius gieng nach Griechenland, um die Schmeicheleyen dieſes überfeinerten Volkes entgegen zu nehmen. Einige Zeit verweilt' er zu Athen, in der Geſellſchaft der dortigen Gelehrten, deren Zuſammenkünften und Disputirübungen er häufig beywohnte. Dann gieng er nach Aſien und alle Monarchen des Oſten, die mit Rom im Bunde ſtanden, eilten ihm ihre Unterwürfigkeit zu bezeigen. Die ſchönſten Prinzeſſinnen wetteiferten, durch die Koſtbarkeit ihrer Geſchenke, oder das Verführeriſche ihrer Reitze ſeine Gnade zu gewinnen. Umringt von Souverainen zog Antonius von Königreich zu Königreich, Steuren eintreibend, Gnadenbezeugungen ausſpendend, Kronen mit launiſchem Uebermuth wegſchenkend. So gab er mit Beeinträchtigung des Ariarathes das Königreich Cappadocien dem Syſanes, bloß weil die Schönheit ſeiner Mutter Gala-

phyra

phyta vor seinen Augen Gnade gefunden hatten. Den Herodes bestätigte er im Königreich Judäa, und behauptete ihn wider jeden Gegner. Unter allen Oberhäuptern des Osten aber, die seine Gunst gewannen, erlangte keiner sie in dem Grade, als Cleopatra, die berühmte Königin von Egypten.

Es begab sich, daß Serapion, ihr Statthalter in der Insel Cypern, den Verschwornen einigen Vorschuß geleistet hatte. Für diesen vermeintlichen Treubruch sollte seine Gebieterin hasten, und ward zu dem Ende vor Antonius Richterstuhl gefodert. Sie, der Güte ihrer Sache nicht weniger, als der Macht ihrer Schönheit sich bewußt, gehorchte bereitwilligst. Schon hatte sie die Kraft ihrer Reitzungen an Cäsar und an Pompejus ältestem Sohne geprüft. Und der geringe Zuwachs von Jahren, die sie seitdem älter geworden, diente nur den Glanz derselben zu erhöhen. Sie war in ihrem sieben und zwanzigsten Jahr. Und was am Interesse der zartern Jugend ihr abgieng, ersetzte sie überflüssig durch die Kunst der Buhlerey. Ihr Umgang hatte gewonnen. Ihr Witz war zu seiner Reife gediehen, und wiewohl verschiedne römische Frauenzimmer ihr an Schönheit gleich kommen mochten, so durfte doch keine in den Künsten der Verführung mit ihr wetteifern. Antonius war zu Tarsus, einer Stadt in Cilicien, als Cleopatra ihm persönlich aufzuwarten beschloß. Mit verschwenderischem Gepränge segelte sie den Fluß Cydnus hinunter, an dessen Mündung die Stadt lag. Ihre Galeere war mit Gold bedeckt. Lange purpurne Wimpel flatterten im Winde, taktweise stiegen und sanken die silbernen Ruder nach dem Schalle von Cymbeln und Flöten. Sie selbst lag, durchaus im Costum der Liebesgöttin gekleidet, in wollüstiger Lässigkeit hingegossen auf

einem

einem mit goldnen Sternchen geflickten Kissen. Zu ihren Seiten standen Amors, die sie wechselsweise fächerten; in schicklichen Entfernungen die schönsten Nymphen, gleich Grazien und Nereiden gekleidet. An den Ufern des Flusses dramten die auserlesensten Wohlgerüche, während eine unzählige Menge Volks dem seltnen Schauspiele mit Wollust und Verwundrung zusah. Noch voll von Brutus jüngst erzähltem Tode wird der Leser hoffentlich wenig Vergnügen finden, den Triumph der Ausschweifung und der Schamlosigkeit umständlich beschrieben zu finden. Genug' es ihm dann, zu hören, daß Cleopatra den Antonius augenblicklich fesselte, und daß der Weltüberwinder seine Geschäfte der Leidenschaft opfernd, ihr bald nachher nach Egypten folgte. Hier überließ er ohne Rückhalt sich jener Muße und Weichlichkeit, zu welcher sein wollüstiges Herz ursprünglich gebildet war, und welcher nachzuhängen er unter diesem schwelgerischen Volke Raum und Nahrung die Fülle fand.

Inzwischen hatte Augustus seine Veteranen nach Italien zurück geführt, wo er ihnen Niederlassungen und Unterhalt zu verschaffen sich eifrigst angelegen seyn ließ. Zur Belohnung für ihre geleisteten Dienste hatt' er ihnen eigne Ländereyen versprochen, konnte ihnen aber diese nicht einräumen, ohne die alten Besitzer auszutreiben. Täglich sah man demnach Schwärme von verdrängten Weibern, die zarten Unterpfänder ihrer zerstörten häuslichen Glückseligkeit auf den Armen, die Tempel und die Gassen mit ihrem Klaggeschrey erfüllen. Schaaren von Ackerern und Schäfern wanderten nach Rom, um wo möglich durch ihre Bitten des Ueberwinders strenge Befehle abzuwenden, oder wenigstens in einem andern Theile der Welt neue Wohnungen zu erhalten. Unter diesen war auch

Virgil,

Virgil, der Dichter, dem die Nachwelt größern Dank weiß, als hundert Eroberern. Auch er wanderte in demüthigem Anzuge nach Rom, und bat um Erlaubniß, sein kleines väterliches Erbe behalten zu dürfen. Ihm wurde seine Bitte gewährt; aber für den Rest seiner Mantuanischer und Cremonischen Landesleute war keine Erhörung auszuwirken.

Rom und Italien versanken itzt ins äußerste Elend. Die übermüthigen Soldaten plünderten alles ohne Rückhalt, während Pompejus, als Herr der See, allen Zusammenhang des Mutterstaates mit dem Auslande aufhob, und dem Volke die gewöhnliche Kornzufuhr gänzlich abschnitt. Zu so mannichfaltigem Elende gesellete sich der Beginn eines neuen Bürgerkrieges. Fulvia, Antonius Gattin, war zu Rom zurück geblieben, und, gestachelt von den Nattern der Eifersucht, beschloß sie jedes Mittel zu versuchen, um ihren Gatten Cleopatrens Armen zu entwinden. Ein Bruch mit Augustus, wähnte sie, werde das kräftigste Mittel seyn, ihn seiner Schlafsucht zu entrütteln. Unterstützt von ihrem Schwäher Lucius, der ihrem Vortheil gänzlich ergeben war, begann sie unter dem Vorwande, daß Antonius an der Vertheilung der Ländereyen seinen Theil so gut haben müsse, als Augustus, den Saamen der Zwietracht auszustreuen. Verschiedne Unterhandlungen wurden gepflogen, während welcher Augustus sich erbot, die Veteranen selbst den Zwist entscheiden zu lassen. Lucius weigerte sich dessen. An der Spitze von mehr denn sechs Legionen, die zum größten Theil aus jenen Vertriebenen bestanden, beschloß er Augustus zur Annahme aller Bedingungen zu zwingen, die er ihm vorschreiben würde. So entstand ein neuer Krieg zwischen Augustus und Antonius, welchen beide han-

delten

teten die Feldherrn des letztern unter der Sanction ſeines Nahmens. Auguſtus ſiegte. Lucius, zwiſchen zwey Heeren eingeſchloſſen, ward gezwungen, nach Perufia einer Stadt Hetruriens zu flüchten, wo die Gegenpartey ihn aufs engſte einſchloß. Umſonſt wagte er verſchiedne verzweifelte Ausfälle. Umſonſt that Fulvia alles mögliche, ihn zu entſetzen. Der Drang des Hungers nöthigte ihn endlich, in Perſon heraus zu kommen, und ſich der Gnade des Siegers zu überliefern. Auguſtus empfieng ihn auf ehrenvolle Art, und verzieh mit Edelmuth ſo wohl ihm als ſeinen Anhängern. Nachdem er ſo den Krieg in wenig Monden geendigt hatte, kehrt er triumphirend nach Rom zurück, um von dem biegſamen Senat neue Schmeicheleyen entgegen zu nehmen.

Mitten im Getümmel einander drängender Luſtbarkeiten vernahm Antonius, daß ſein Bruder überwunden ſey und ſein Weib Italien habe räumen müſſen, und beſchloß, wiewohl vom Genuſſe ſchamloſer Wolluſt ſchon zur Hälfte entmannt, ſich unverzüglich an Auguſtus zu rächen. Dem zufolge ſegelte er an der Spitze einer beträchtlichen Flotte von Alexandrien nach Tyrus, von dort nach Cypern und Rhodos, und endlich nach Athen, wo er ſeine Gattin Fulvia antraf. Er ſchalt ſie heftig wegen der durch ſie veranlaßten Unruhen; er bezeugte die äuſerſte Verachtung für ihre Perſon, ließ ſie zu Sicyon todtkrank liegen, und eilte nach Italien, um mit Auguſtus zu kämpfen. Er traf ihn zu Brundiſium, und die Flamme des Bürgerkriegs ſchien nun noch einmal auflodern zu wollen. Antonius Macht war zahlreich, aber neuangeworben. Doch unterſtützte ihn Sextus Pompejus, der bey dieſer Gährung einander durchkreuzender Intereſſen plötzlich neue Macht gewann.

gewann. Augustus stand an der Spitze jener Veteranen, die den Erdboden bezwungen hatten, itzt aber wenig geneigt schienen, wider ihren alten Anführer Antonius zu fechten. Es ward daher eine Unterhandlung vorgeschlagen, und durch Coccejus ihres beyderseitigen Freundes Thätigkeit kam die Aussöhnung glücklich zu Stande. Alle Beleidigungen und Kränkungen wurden wechselseitig verziehen. Um das erneuerte Bündniß noch enger zu schnürzen, ward zwischen Antonius und Octavien, der Schwester Augustus, eine Heyrath geschlossen. Dann ward das römische Reich eingetheilt. Augusti bekam den Westen. Antonius den Osten. Lepidus mußte sich mit den Provinzen Afrikens begnügen. Sextus Pompejus erhielt Erlaubniß, alle Inseln, die er schon besaß, samt dem Peloponnes zu behalten; noch erhielt er das Vorrecht, in seiner Abwesenheit um das Consulat anzuhalten, und durch einen Verweser dies Amt versehen zu lassen. Dagegen mußt' er versprechen, die See offen zu halten, und dem Volke das Korn auszuliefern, was ihm jährlich aus Sicilien zukäme. So ward ein allgemeiner Friede geschlossen, und das erfreute Volk hofte schon das Ende alles seines Elendes zu sehn.

Eine Zeitlang schien die Ruhe dauern zu wollen. Antonius führte seine Macht wider die Parther, über die sein Legat Ventidius einige Vortheile gewonnen hatte. Augustus rückte mit dem größten Theile seiner Völker nach Gallien, wo Unruhen entstanden waren, und Pompejus gieng, sich der jüngst abgetretnen Provinzen zu versichern. Aus dieser Gegend entsponnen sich indessen bald neue Veranlassungen zum Zwiste. Antonius, der Kraft des Vergleichs den Poloponnes abtreten sollte, weigerte sich, ihn zu räumen, bis Pompejus ihn über die Schulden, mit

denen

denen die Einwohner ihm verhaftet waren, befriedigt hätte. Dies zu thun weigerte ſich Pompejus ſchlechterdings, rüſtete unverzüglich eine neue Flotte aus, ſuchte ſeine alten Maasregeln wieder hervor und nahm alle Schiffe weg, die Korn- und Lebensmittel nach Italien führen wollten. So begannen die Drangſale der Dürftigen von neuem, und das Volk fieng an zu klagen, daß es ſtatt dreyer Tyrannen itzt von vieren unterdrückt würde.

Bey ſolchen Umſtänden beſchloß Auguſtus, der der Zahl der Mitherrſcher längſt überdrüſſig geweſen war, ſich den unruhigen Pompejus zuerſt vom Halſe zu ſchaffen. Er war damalen Meiſter zweyer Flotten. Die Eine hatt' er zu Ravenna bauen laſſen. Mit der andern war Menodorus, der von Pompejus abgefallen war, zu ihm übergegangen. Sicilien verſuchte er zuerſt anzugreifen. Da aber Pompejus ihn, während der Ueberfahrt überwältigte, und der Reſt ſeiner Flotte durch einen Sturm zerſchmiſſen wurde, muſt' er die Unternehmung bis zum folgenden Jahr aufſchieben. In dieſer Zwiſchenzeit ſandt' ihm Antonius eine Flotte von hundert und zwanzig großen Schiffen zu Hülfe, mit welchen er Sicilien von dreyen Seiten anzugreifen beſchloß. Aber noch einmal war das Glück ihm abhold. Ein zweyter Sturm richtete ſeine Schiffe zu Grunde, und Pompejus ward itzt ſo übermüthig, daß er ſich den Sohn des Neptun nannte. Auguſtus ließ durch dieſe wiederholten Unfälle ſich nicht ſchrecken. In kurzer Zeit hatt' er ſeine Flotte wieder hergeſtellt, und ſein Heer wieder ergänzt, welches beydes er itzt ſeinem getreuen Freund und Kriegesgenoſſen Agrippa anvertraute. Agrippa zeigte eines ſolchen Vertrauens ſich würdig. Er eröfnete ſeine Operationen mit einem

Siege

Siege über Pompejus, und wiewohl er bald nachher eine leichte Schlappe erhielt, ſo dauert' es doch nicht lange, als er ſeinem Gegner eine entſcheidende Niederlage beybrachte. Völlig zu Grunde gerichtet, beſchloß Pompejus itzt zu Antonius zu flüchten, deſſen Mutter er vorhin in Schutz genommen und daher wieder Schutz bey ihm zu finden hofte. Da aber mittlerweile ein kleiner Strahl von Hoffnung wieder für ihn aufdämmerte, verſuchte er noch einmal, an der Spitze eines kleinen Corps ſich wieder unabhängig zu machen und überrumpelte ſogar Antonius Legaten, der ſeine Unterwerfung entgegennehmen ſollte. Nichts deſtoweniger verließen ihn ſeine Soldaten zuletzt und überlieferten ihn Titius, Antonius Legaten, der ihn bald nachher hinrichten ließ.

So war dem Ehrgeiz des Auguſtus ein mächtiges Hinderniß aus dem Wege geräumt, und auch die übrigen gelegentlich wegzuräumen, hatt' er feſt beſchloſſen. Lepidus gab in Anſehung ſeiner ihm bald eine feine Gelegenheit. An der Spitze von zwey und zwanzig Legionen und einem ſtarken Corps Cavallerie glaubte er dem beliebten Auguſtus mehr denn gewachſen zu ſeyn. Er ließ ſichs alſo einfallen, Sicilien, worinn er ſich grade befand und an welchem er, der es zuerſt angegriffen hatte, ein Recht zu haben glaubte, in Anſpruch zu nehmen. Auguſtus proteſtirte dagegen. Aber Lepidus erwiderte trotzig: Er ſey es müde, von andern Befehle anzunehmen und wolle künftig ſelbſt regieren. Nun hatte Auguſtus durch geheime Anzettelungen und verſchwenderiſche Freygebigkeiten die Soldaten des ſchwachen Mannes längſt auf ſeine Seite gebracht. Ihrer Geſinnungen gewiß, gieng er daher unverzüglich, ganz allein und ohne einigen andern Beyſtand, als den ſeines Edelmuths und des

Ansehens, das seine vorigen Siege ihm verschaft hatten, ins Lager seines Gegners, um mitten in diesem seinen eigenen Lager ihn abzusetzen. Die Soldaten umringten ihn sogleich mit allen Merkmalen von Ergebenheit und Zuneigung. Umsonst eilte Lepidus sie ihres Eides zu erinnern. Augustus, wiewohl von einem Centurion leicht verwundet, flog mit grosser Geistesgegenwart auf den Platz, wo die Adler standen, ergriff den ersten besten, schwang ihn hoch in der Luft, und sogleich thürmten die Legionen zusammen und riefen ihn einmüthig als Feldherrn aus. So von allen seinen Leuten verlassen, legte Lepidus alle Zeichen seiner Gewalt ab, die er nicht länger behaupten konnte, und warf sich unterthänigst zu Augustus Füßen. Dieser verachtete ihn zu sehr, um ihm das Leben zu nehmen. Aller Vorstellungen seines Heeres ohngeachtet schonte er sein, nahm ihm sein ganzes Ansehn und verbannte ihn nach Circäum, wo er den Rest seines Lebens zubrachte, verachtet von seinen Freunden und ein mitleidswürdiges Beyspiel des verunglückten Ehrgeitzes.

Augustus ward bey seiner Heimkunft in Rom mit allgemeinem Jubel empfangen. Die Senatoren giengen vor die Thore ihm entgegen. Mit Palmen gekränzt folgte das Volk ihm aufs Capitol, half ihm hier den Göttern Dank abstatten, und begleitete ihn mit unaufhörlichen Zurufungen nach Hause. Itzt war dem Ehrgeitze dieses Weltbeherrschers nur noch Antonius allein im Wege, und auch sein, beschloß er, sich baldmöglichst zu entledigen. Zu dem Ende suchte er ihn zu Rom auf alle mögliche Weise verächtlich zu machen; eine Arbeit, die Antonius schwaches Betragen ihm sehr leicht machte. Mit einem ungeheuren Heer war er wider die Parther zu Felde gezogen und hatte mit Verlust des vierten Theils seiner

Macht

Macht und alles seines Gepäckes zurückkehren müssen. Dieser Unfall schadete seinem bisherigen Ruhm nicht wenig. Der Triumph aber, in dem er nach Vollendung des Feldzugs in Alexandrien einzog, entfremdete die Bürger Roms ganz und gar von ihm. Ihre Gesinnungen schienen ihm indessen sehr gleichgültig zu seyn. Gänzlich seinen Vergnügungen lebend und die Geschäfte des Staats vernachlässigend, verbrachte er ganze Tage und Nächte in Cleopatrens Gesellschaft, die ihrerseits alle ihre Kunst aufbot, um seine Leidenschaft zu entflammen und seine Zeitvertreibe zu vervielfältigen. Wenig Weiber sollen wie sie die Kunst verstanden haben, dem Vergnügen Neuheit und Kleinigkeiten Wichtigkeit zu geben. Unerschöpflich in Erfindungen, um jenes trübe Ermatten, das auf den Rausch der Sinnlichkeit folgt, durch neue unerwartete Ergötzlichkeiten zu verdrängen, war sie itzt eine Königinn, itzt eine Bacchantin, dann eine Jägerin, dann eine Bäurin. Sie stiftete eine Gesellschaft, die **Unnachahmliche** genannt, die in prachtvollen Gastmahlen wetteiferte und dem Verschwenderischsten den Preis zuerkannte. Nicht zufrieden, alle Wollüste Egyptens in ihrer Gesellschaft zu erschöpfen, schenkte er ihr, um den Kreis ihrer Schwelgereyen zu erweitern, eine Anzahl Königreiche, die zum römischen Reiche gehörten. Er gab ihr ganz Phönicien, Cölesyrien und Cypern, nebst einem grossen Theil Arabiens, Ciliciens und Judäens — Länder, welche zu verschenken er im Grunde kein ander Recht hatte, als was sich Herkul, seinen eignen Aeusserungen nach, in ähnlichem Fall heraus nahm. So viel Lasterhaftigkeit und Thorheit mußte die Römer immer heftiger wider ihn aufbringen und Augustus, entschlossen, ihre Empfindlichkeit zu nutzen, vergaß kein Mittel, seine Fehler ins möglichst hellste Licht zu

ſetzen. Endlich, da er das Volk hinlänglich wider ihn erbittert glaubte, beſchloß er, Octavien, die damalen zu Rom war, zu ihm zu ſchicken, dem Scheine nach um ihren Gemahl zurück zu fodern, in der That aber um einen Vorwand zu gewinnen, ihm den Krieg erklären zu können, angeſehen er überzeugt war, daß Antonius ſie mit Verachtung zurückſchicken würde.

Antonius ſchwelgte mit ſeiner ſchamloſen Gefährtein ſo eben in der Stadt Leukopolis, als er Nachricht erhielt, daß Octavia auf dem Wege ihn zu beſuchen, und bereits zu Athen ſey. Dieſe Zeitung war ſowohl ihm als Cleopatren ſehr unwillkommen. Voll Beſorgniß vor den Reitzen ihrer Nebenbuhlerin, befliß ſie ſich durch Seufzen, ſchmachtende Blicke und eine wohlerkünſtelte Melankolie den Antonius von der Stärke ihrer Leidenſchaft zu überführen. Oefters überraſchte er ſie in Thränen, die ſie ſchien verbergen zu wollen, und lange mußte er umſonſt ihr anliegen, ihm die Urſache ihres Grams zu entdecken. Dieſe Kunſtgriffe, durch die unaufhörlichen Schmeicheleyen und Zudringlichkeiten ihrer Kreaturen unterſtützt, bewegten den ſchwachen Wüſtling endlich, Octavien, ohne ſie geſehn zu haben, zurück zu ſchicken und ſich enger denn jemalen an Cleopatren anzuſchlieſſen. Seine lächerliche Leidenſchaft verſchmähte hinfort alle Schranken. Er beſchloß, ſie für ſein Weib zu erkennen und Octavien förmlich zu verſtoſſen. Zu dem Ende verſammelte er das Volk zu Alexandrien in dem öffentlichen Schauplatz, auf welchem ein ſilberner Himmel errichtet war, unter dem zwey goldne Throne ſtanden, der eine für ihn, der andre für Cleopatren. Hier ſetzten ſich die beyden, Antonius wie Bacchus gekleidet, Cleopatra aber im Coſtum der Iſis, Egyptens vornehmſter Gottheit. Bey dieſer Gelegenheit erklärte

er

er sie zur Königin aller Länder, mit denen er sie bereits beliehen hatte. Er ernannte **Cäsarion**, ihren Sohn von Cäsar, zum Mitbeherrscher. Er gab den beyden Kindern, die er selbst mit ihr gezeugt hatte, den Titel **König der Könige**, und schenkte ihnen weitschichtige Gebiete. Und um all' diesen Albernheiten den Kranz aufzusetzen, sandt' er von allen diesen Tollhäuslerstreichen eine umständliche Beschreibung an die Consuln nach Rom. Eine Thorheit ist gewöhnlich die Mutter vieler andern. Da er ein Gott geworden war, so mußt' er nun auch seiner Gottheit angemessen leben. Neue Prachtaufzüge, neue Schwelgereyen wurden erfunden, neue Gattungen von Verschwendung ausgesonnen. Nicht weniger denn eine halbe Million unsers Geldes ward bey einer einzigen Mahlzeit aufgewandt, und bey einer dieser Gelegenheiten soll Cleopatra eine Perle von unschätzbarem Werth in Weinessig aufgelöst und hinunter getrunken haben. So überspannte Ergötzlichkeiten ermangelten dennoch jener Zartheit, die der Wollust ihren wahren Hochgeschmack gewährt. Antonius war ein roher und ungeschliffner Krieger, der Schmuz für Witz und Verschwendung für Pracht hielt. Cleopatra fühlte seiner, mußte sich aber seinem Geschmacke fügen und Lüderlichkeiten dulden, die ihren Geist empörten. Auch gedenkt die Geschichte eines Umstandes, der sehr fähig ist, den sinnlichen Menschen zu überzeugen, wie viel schmackhafter das einfache Mahl der Tugend als der auserwählteste Freudengenuß des Lüstlings ist. Antonius stand nehmlich in beständiger Besorgniß vergiftet zu werden. Er fürchtete jenes Weib, das er mit so viel Leidenschaft liebte, und aß nichts, was nicht vorhin von einem seiner Vertrauten war gekostet worden.

Indeſſen hatte Auguſtus itzt Vorwand genug, den Krieg zu erklären, und eröffnete dem Senat, daß er es thun wolle. Da er jedoch eben mit der Erſtickung eines Aufſtandes in Illyrien zu ſchaffen hatte, ſo verſchob er die Ausführung ſeines Entwurfes für dies Jahr und das nächſte vergieng mit den nöthigen Zurüſtungen. Antonius, ſeine Abſicht wohl gewahrend, ſtellte ſeinerſeits dem Senat vor, daß er mancherley Urſache habe, ſich über ſeinen Gegner zu beklagen, daß er Sicilien an ſich geriſſen, ohne ihm daran Theil nehmen zu laſſen; daß er Lepidus ſeiner Provinz beraubt und ſelbige für ſich allein behalten, und daß er ganz Italien unter ſeine Soldaten ausgetheilt habe, ohne das geringſte für die in Aſien übrig zu laſſen. Auf dieſen letzten Punkt antwortete Auguſtus ſpottend: es ſey lächerlich, wenn Antonius über die Vertheilung einiger unbedeutender Landſtriche in Italien wehklage; er, der Parthien erobert habe, könne ja Städte und Provinzen unter ſeine Soldaten ausſpenden. Dieſer Sarkasm erbitterte Antonius ſo heftig, daß er auf der Stelle ſeinem Feldherrn Canidius befahl, unverzüglich nach Europa zu marſchiren, während er und Cleopatra nach Samos giengen, um den Krieg mit Nachdruck zu führen. Lächerlich genug war es, an dieſem Orte die abentheuerliche Miſchung von kriegeriſchen Verkehrungen und Anſtalten zu Luſtbarkeiten und Feſtgelagen zu ſehn. Auf der einen Seite wurden alle Könige und Fürſten vom Euxinus bis Egypten befehligt, ihnen Zuſchub an Mannſchaft, Vorrath und Waffen zu ſenden: auf der andern Seite erhielten alle Schauſpieler, Tänzer, Gaukler und Tonkünſtler Griechenlands Befehl, ihm aufzuwarten. Demnach ereignete es ſich häufig, daß man Schiffe landen ſahe, die man mit Soldaten, Waffen und Kriegsvorrath beladen glaubte, und die

am Ende nichts als Schauſpieler und Theaterdecorationen ausluden. Man ſahe Eilboten ankommen, und wenn man glaubte von der Annäherung eines Heers zu hören, waren es bloſſe Zeitungen von einem neuen Vorrath Wildpret. So ſuchte dieſer verrückte Mann unverträgliche Zwecke mit einander zu vereinigen. Die Könige, die ihn begleiteten, ſuchten ſeine Gunſt mehr durch die Pracht ihrer Gaſtmahle, als durch die Größe ihrer Verſtärkungen zu gewinnen. Die Provinzen wetteiferten, mehr ſeiner Gottheit zu opfern, als zu ſeiner Vertheidigung ſich zu rüſten, ſo daß verſtändige Männer ausriefen: **Welch Frodlocken würde dieſer Mann nach einem Siege beginnen, er, der an der Schwelle eines gefährlichen Krieges ſo gewaltig** triumphirt. Kurz, ſeine beſten Freunde begonnen itzt ſein Intereſſe zu verlaſſen, das gewöhnliche Schickſal derer, die ſich ſelbſt zuerſt verlaſſen.

Sein Zögern zu Samos und nachher zu Athen, wo er Cleopatren mit hinnahm, um auch dort ihrer Schönheit huldigen zu laſſen, war Auguſtus Waffen höchſt günſtig. Wäre er ohne Verzug nach Italien gegangen, ſo würde dieſer kaum im Stande geweſen ſeyn, ihm Widerſtand zu leiſten. Itzt aber fand er Muße genug, ſich in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen, und da ſolches geſchehen war, erklärte er ſeinem Gegner den Krieg förmlich. Alle Anhänger Antonius wurden mit Verſprechung groſſer Belohnungen eingeladen, zu ihm über zu gehn. Auch hütete er ſich klüglich, ſie für Feinde zu erklären, theils um ſie nicht zur Verzweiflung zu treiben, theils um ſeiner Parthey die Farbe der Mäſſigung zu geben. Itzt waren beyde Theile in Bereitſchaft. Ihre Heere waren der Größe des Kampfes angemeſſen. Der ganze Oſten folgte

dem Einen, alle Macht des Weſten dem Andern. Antonius Heer beſtand aus hunderttauſend Fußvolkern und zwölftauſend Reutern. Auch beſaß er eine Flotte von fünfhundert Segeln. Auguſtus zählte nur achtzigtauſend Mann zu Fuß, aber eben ſo viel Roſſe als ſein Gegner, und wiewohl ſeine Flotte nur halb ſo zahlreich war, als Antonius ſeine, ſo war ſie doch beſſer gebaut und bemannt. So beträchtliche Heeresmacht auf beyden Seiten mag wohl unſre Bewunderung erregen, aber nicht unſre Theilnehmung: keine der kriegenden Partheyen hatte eine gute Sache zu verfechten. Ihr Kampf glich dem Zwiſte zweyer Räuber, die um die Theilung des Raubs ſich zanken.

Die entſcheidende Schlacht ereignete ſich zur See, und zwar bey Actium, einer Stadt in Epirus, am Eingange des Ambraciſchen Buſens. Antonius ordnete ſeine Schiffe vor der Mündung des Meerbuſens, Auguſtus die ſeinigen ihm gegenüber. Keiner der beyden Anführer wählte ſich einen feſten Standort, ſondern beyde eilten überall hin, wo ihre Gegenwart nöthig war. Mittlerweile ſtanden auch die beyden Landarmeen an den entgegengeſetzten Ufern des Meerbuſens einander gegenüber, ſchauten dem Seegefecht zu, und ſuchten jedes die ſeinigen durch Zurufungen zu ermuntern. Die Schlacht begann lebhaft auf beyden Seiten, und auf eine bis dahin unbekannte Weiſe. Die Schnäbel der Fahrzeuge waren mit ehernen Spitzen bewafnet. Dieſe jagten ſie fürchterlich einander in die Ribben. Antonius Schiffe thaten den Stoß mit gröſſerem Nachdruck, Auguſtus ſeine wußten mit gröſſerer Gewandtheit ihm auszuweichen. Antonius Schiffe führten auf den Hintertheilen hohe Thürme, von denen allerley Geſchoß aus eigends dazu verfertigten Maſchinen auf

die

die Feinde geschleudert wurde. Augustus Schiffe bedienten sich längrer, mit eisernen Stangen versehener Haken, und warfen Feuertöpfe auf die Häupter des Feindes. So fochten sie eine geraume Zeit mit gleicher Lebhaftigkeit. Auf keiner Seite war einiger beträchtlicher Vortheil wahrzunehmen; nur zeigte sich in Antonius Centro eine geringe Unordnung. Allein mit einmal entschied Cleopatra das Schicksal des Tages. Ergriffen vielleicht von der ihrem Geschlechte natürlichen Furchtsamkeit flohe sie mit sechszig Segeln, und zum äußersten Erstaunen beydes der kämpfenden und der zuschauenden Heere folgte Antonius ihr augenblicklich, und überließ seine Flotte der Willkühr der Ueberwinder. Muthig wehrte sich diese dennoch bis fünf Uhr Abends, wo sie endlich durch Agrippas Tapferkeit und Augustus Verheißungen bewogen ward, sich dem Sieger zu ergeben. Das Landheer folgte ihrem Beyspiel baldigst, und am vierten Tage hatte Augustus keinen Feind mehr zu bekämpfen.

Als Cleopatra floh, folgte Antonius ihr in einer fünfrudrigen Galeere, und stieg, als er ihr Schiff erreicht hatte, an ihren Bord, ohne sie zu sehen oder von ihr sich sehen zu lassen. Sie war hinten, er vorn im Schiffe, wo er, den Kopf in seine Hände gelehnt, eine ganze Weile schweigend saß. Drey ganze Tage hinderten Unwille oder Beschämung ihn, Cleopatren zu sehen oder zu sprechen. Erst, als sie das Vorgebürge Tenarus erreicht hatten, söhnten die Weiber der Königin sie mit einander aus, und alles gieng wieder seinen alten Gang. Antonius tröstete sich noch mit der Stärke seines Landheers. An seiner Treue nicht zweifelnd, fertigte er an seinen Legaten Canidius Befehle aus, es nach Asien zu führen. Aber er war kaum in Africa angelangt, als er erfuhr, daß

die ganze Armee ſich ſeinem Nebenbuhler ergeben hätte. Dieſe Zeitung ſetzte ihn in ſolche Verzweiflung, daß man ihn mit Mühe hindern konnte, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen. Auf Zureden ſeiner Freunde kehrt' er jedoch endlich wieder nach Alexandrien zurück, in einem gar andern Aufzuge freilich, als jener war, darin er es verlaſſen hatte. Nur Cleopatra ſchien in ihrem Unglücke die Feſtigkeit zu behaupten, die ihren Anbeter verlaſſen hatte. Im Beſitze großer Schätze, die ſie zum Theil freilich durch manche Gewaltthätigkeit zuſammen gerafft hatte, entwarf ſie einen ſonderbaren und unerhörten Plan, den nehmlich, ihre Schiffe über die Landenge von Suez ins rothe Meer bringen zu laſſen, und vermittelſt dieſes Umweges ſich in ein Land zu retten, wo die Macht der Römer ſie nicht erreichen könnte. Einige Fahrzeuge wurden wirklich dieſem Entwurf gemäß an Ort und Stelle gebracht. Da die Araber ſie aber verbrannten, und auch Antonius von dem Abentheuer ſie abrieth, ſo entſagte ſie ihm zu Gunſten des noch weit unwahrſcheinlichen Entwurfs, Egypten wider den Ueberwinder zu vertheidigen. Sie that wirklich alles mögliche, was zu Erreichung dieſer Abſicht führen oder wenigſtens von Auguſtus ihr beſſere Bedingungen verſchaffen konnte. Im Grunde hatte ſie von jeher mehr Antonius Glück als ſeine Perſon geliebt; hätte ſie ein Mittel ausfinden können, ſich zu retten, wär' es auch auf Jenes Koſten geweſen, ſo würde ſie es ſicherlich mit Freuden ergriffen haben. Selbſt zu ihren itzt beynahe vierzigjährigen Reitzen hatte ſie noch einiges Zutrauen, und wünſchte auch an Auguſtus jene Künſte zu verſuchen, die ihr bisher die größten Männer Roms unterworfen hatten. In drey Geſandſchaften, die zwiſchen Auguſtus in Aſien und Antonius in Egypten gewechſelt wurden, hatte die

die Königin jedesmal ihren geheimen Geſchäftsträger, der mit beſondern Aufträgen in ihrem Nahmen verſehen war. Antonius verlangte nichts weiter, als daß ſein Leben geſchont, und ihm erlaubt werden möchte, den Reſt ſeiner Tage in der Dunkelheit zuzubringen. Dieſe Vorſchläge würdigte Auguſtus keiner Antwort. Auf gleiche Weiſe ließ Cleopatra ihm öffentliche Anträge zu Gunſten ihrer Kinder thun. Insgeheim aber überlieferte ſie ihm ihre Krone und alle Inſignien der Königswürde. Ihre öffentlichen Vorſchläge wurden mit Stillſchweigen beantwortet. Ihre geheimen Eröfnungen aber erwiderte er mit den ſtärkſten Verſicherungen ſeines Wohlwollens, wofern ſie Antonius entweder fortſchicken oder aus dem Wege räumen wolle. Dieſe Unterhandlungen konnten dennoch nicht ſo geheim geführt werden, daß nicht Antonius etwas davon hätte in Erfahrung bringen ſollen. Und alle Folterquaalen des Ingrimms und der Eiferſucht zerriſſen die Seele des Unglücklichen bey dieſer ſchrecklichen Entdeckung. Auf einem Damm, der tief ins Meer hinein war aufgeführt worden, baut' er ein kleines einſames Haus, verſchloß ſich hier vor aller menſchlicher Geſellſchaft, und lebte, eine Beute der quälendſten Leidenſchaften, ein Leben wie jenes, das einſtens der berühmte Menſchenhaſſer Timon lebte. Die Stachel der Eiferſucht jagte ihn jedoch auch aus dieſer Einſamkeit bald wieder zur Geſellſchaft zurück. Er vernahm, daß Cleopatra mit einem gewiſſen Thyrſus, einem Emiſſarien ſeines Nebenbuhlers, viel Geheimes unterhandle. Sogleich ließ er den Menſchen greifen, und ſchickte ihn aufs ſchrecklichſte zergeiſſelt zu ſeinem Herrn zurück, welchem er zu gleicher Zeit ſchrieb, er habe den Thyrſus gezüchtigt, weil er eines Mannes im Unglücke geſpottet habe. Es ſtehe jedoch dem Auguſtus frey, mit Hipparchus dem Freygelaſſe-

lassenen des Antonius auf gleiche Weise umzugehn. Einen wahren Gefallen würde Augustus dem Antonius gethan haben, wenn er diese seine Erlaubniß genutzt hätte, denn Hipparchus hatt' ihn neulich verlassen, und war zu seinem glücklicheren Nebenbuhler übergegangen.

Mittlerweile wurden auch die Kriegsoperationen mit Nachdruck fortgeführt, und Egypten ward noch einmal der Schauplatz der kriegenden Heere Roms. Gallus, Augustus Legat, nahm Paretonium weg, welches das ganze Land seinen Einfällen öfnete. Auf der andern Seite konnte Antonius einen so wichtigen Platz unmöglich unangefochten in seinen Händen lassen. Sich schmeichelnd, daß er sich den Legionen, die er so viele Jahre hindurch befehligt hatte, nur zeigen dürfe, um ihre alte Zuneigung wieder aufzuregen, eilt' er hin, näherte sich den Mauren, und erinnerte die Soldaten an den Eid der Treue, den sie ihm geleistet hätten. Aber Gallus ließ schnell in die Trompeten stoßen, und Antonius mußte sich, ohne gehört worden zu seyn, wieder entfernen.

Während dessen hatte auch Augustus mit einem andern Heere sich der Stadt Pelusium genähert, die vermöge ihrer festen Lage seine Fortschritte wohl auf einige Zeit hätte hemmen können. Aber der Befehlshaber des Orts, es sey nun, daß es ihm an Muth, ihn zu vertheidigen, gemangelt, oder daß er von Cleopatren vorläufig angewiesen worden, ihn zu übergeben, ließ ihn ohne Schwertstreich sich des Orts bemächtigen, so daß die Straße nach Alexandrien dem Augustus itzt ganz offen lag. Er säumte nicht seinen Zug dahin unverzüglich anzutreten. Als er sich der Stadt näherte, that Antonius einen Ausfall, und focht so verzweifelnd, daß die feindliche Reuterey in die Flucht geschlagen wurde. Dieser unbedeutende Vortheil

theil belebte seine gesunkne Hofnung noch einmal. Eitel von Natur, hielt er einen triumphirenden Einzug in Alexandrien. Dann gieng er in voller Rüstung in den Pallast, umarmte Cleopatren, und stellte ihr einen Krieger vor, der sich in dem letzten Gefecht sehr rühmlich ausgezeichnet habe. Die Königin belohnte ihn sehr prächtig. Sie beschenkte ihn mit einem goldnen Helm und Panzer. Aber noch die nehmliche Nacht stahl der Soldat mit diesem Geschenke sich in das feindliche Lager, klüglich entschlossen durch Uebergang zur stärkeren Parthey sich seiner Reichthümer zu versichern. Antonius vernahm eine solche Treulosigkeit nicht ohne neuen Unwillen. Noch einmal beschloß er zu Wasser und zu Lande einen letzten verzweifelten Versuch zu wagen. Vorher foderte er jedoch Augustus zu einem Zweykampf heraus. Augustus, der Ueberlegenheit seiner Lage zu wohl kundig, um ein solches verlohrnes Anerbieten anzunehmen, antwortete kaltsinnig, wenn Antonius Lust zu sterben habe, so wird er Wege genug dazu finden können, ohne daß er grade sich die Mühe nehmen dürfe, ihm den Hals zu brechen.

Den Abend vor dem Tage, den er zu seinem letzten Versuch bestimmt hatte, ließ er ein grosses Mahl zurichten. **Laßt uns schmausen und zechen**, sprach er zu seinen Freunden, **Morgen dient ihr vielleicht einem andern Herrn.** Um Mitternacht, erzählt **Plutarch**, da eine melancholische Stille durch die ganze Stadt herrschte, hörte man ein Getümmel, wie von Sängern, Tänzern und musikalischen Instrumenten die ganze Stadt durchtoben, und endlich zu dem Thore, welches ins feindliche Lager führte, hinaus ziehn. Bey Tagesanbruch ordnete Antonius seine wenigen übrigen Truppen auf einer erhabnen

Ge-

Gegend vor der Stadt. Von hier aus schickt' er seinen Galeeren Befehl zu, anzugreifen, hatte auch das Vergnügen, sie in guter Ordnung anrücken zu sehn; aber wie ward ihm, als er sie mit einmal Augustus Schiffe salutiren, in ihre Reihen einrücken, und nun beyde Flotten in den Häfen segeln sah. Zu gleicher Zeit gieng auch die Reuterey zum Feinde über. Das Fußvolk wehrte sich eine Zeitlang, ward mit leichter Mühe geschlagen, und Antonius gezwungen, in die Stadt zurück zu kehren. Unregierſam war seine Wuth. Laut schrie er durch die Gassen, die er durchzog, er sey verloren, verrathen, aufgeopfert seinen Feinden von derjenigen, um deren willen er allein Feinde hätte. Ein grausamer Verdacht! der aber nur allzuwohl gegründet war; denn bloß auf Befehl der Königin war die Flotte zum Feinde übergegangen.

Schon seit langer Zeit war Cleopatren vor Antonius zerstörender Eifersucht bange gewesen. Um vor den plötzlichen Anwandlungen derselben sich nun in Sicherheit zu setzen, hatte sie ein ganz eignes Mittel ausgesonnen. Neben dem Tempel der Isis hatte sie ein Gebäude aufgeführt, das dem Anscheine nach zu einem Grabmal bestimmt war. Hieher brachte sie alle ihre Schätze und kostbarsten Kleinodien, und ließ sie mit Fackeln, Reisig und ähnlichem brennbaren Zeuge überdecken. Einen doppelten Zweck dachte sie durch das Grabmal zu erreichen. Theils sollt' es sie vor Antonius jähzornigem Aufbrausen sichern, theils Augustus glauben machen, daß sie mit allen ihren Schätzen sich verbrennen wolle, im Fall er ihr schickliche Vergleichsbedingungen abschlüge. Hieher nun flüchtete sie vor Antonius drohendem Ingrimm. Sie ließ die Thore, die mit eisernen Schlössern und Riegeln

geln wohl verwahrt waren, schließen, und zu gleicher Zeit ausſprengen, ſie ſey todt. Dieſe Zeitung kam kaum zu Antonius Ohren, als alle ſeine alte Zärtlichkeit wieder erwachte. Ein Raub wechſelweiſe ihn zerrüttender Leidenſchaften, bejammerte der Unglückliche ihren Tod mit eben der Heftigkeit, womit er ihn vorhin gewünſcht hatte. **Ich Elender!** rief er, **welchen Werth kann das Leben noch für mich haben? Iſt doch alles hin, was ſeine Sorge lindern und verſüſſen konnte!** O Cleopatra, fuhr er fort, indem er in ihr Zimmer ſtürzte, **daß du von hinnen ſchiedeſt, ſchmerzt mich lange nicht ſo ſehr, als daß ein Weib mich lehren müſſe, wie ich ſterben ſolle!** Dann rief er ſeiner Freygelaſſenen Einen, Nahmens **Eros**, der ihm eidlich hatte angeloben müſſen, ihn zu tödten, im Fall der Drang des Verhängniſſes ihn zu dieſem finſtern Schritte nöthigte. Dieſen Eid zu erfüllen, befahl er itzt dem Eros. Aber ſtatt ſeines Gebieters Leben zu enden, zuckte der treue Diener ſein Schwert, ſtieß es mit abgewandtem Angeſichte ſich in die Bruſt, und ſtarb zu ſeines Herrn Füßen. Lang hieng Antonius über die Leiche ſeines Getreuen her, jammernd, wehklagend, ſeine ſeltne Anhänglichkeit lobpreiſend. Dann zog er ihm das Schwert aus der Todeswunde und ſtieß es ſich ſelbſt in den Leib. Zurück ſank er auf ein nahes Lager.

Die Wunde war tödtlich; da das Blut aber geſtillt ward, gewann er wieder Beſinnung und beſchwor alle, die in das Zimmer kamen, ſein elendes Leben zu enden. Keiner wollte den traurigen Dienſt ihm leiſten. Mit Abſcheu und Entſetzen flohen alle. Brüllend und mit gräßlicher Todesangſt kämpfend, lag der Elende eine geraume Weile, bis einer von

Cleo-

Cleopatrens Geheimſchreibern ihn benachrichtigte, daß ſeine Gebieterin noch lebe. Nun flehte er, daß man ihn zu ihr bringen möge. Es geſchah. Aber Cleopatra wollte die Thore des Grabmals nicht öffnen; dagegen öffnete ſie ein Fenſter und warf Stricke heraus, um ihn hinauf zu ziehn. Ganz blutend hob ſie mit Hülfe ihrer beyden Gehülfinnen ihn vom Boden auf, während er in der Luft ſchwebend, ſeine Hände ihnen aufmunternd entgegen ſtreckte. Kaum waren der drey Weiber Kräfte der Arbeit gewachſen. Nur mit Mühe gelang es ihrer äußerſten Anſtrengung, ihn herauf zu ziehn. Antonius ward in das Grabmal gebracht und zu einem Bette geführt, auf welchem ſie ihn ſanft nieder legten. Und nun ließ Cleopatra ihrem Jammer freyen Spielraum, zerriß ihre Kleider, ſchlug ihre Bruſt, ſchien zu vergeſſen alles Bewußtſeyn eignen Jammers in der Größe ſeiner Quaalen. Antonius beſchwor ſie, ihren Schmerz zu mäßigen. Dürſtend, oder auch ſich ſehnend, ſein Ende zu beſchleunigen, foderte er ein wenig Wein. Nachdem er es getrunken, bat er Cleopatren, ihr Leben zu erhalten, wenn ſie es mit Ehren thun könne, und empfahl ihr Proculejus, einen Freund des Auguſtus, zum Vermittler zwiſchen ihm und ihr. Er ermahnte ſie, ſein Unglück nicht ſo übermäßig zu betrauren, vielmehr ſeiner alten Herrlichkeit eingedenk zu ſeyn, da er als der Gewaltigſte der Menſchen gelebet habe und itzt wie ein Römer ſterbe.

Mit dieſen Worten verſchied er, und in eben dem Augenblick erſchien auch ſchon Proculejus auf Auguſtus Befehl, der von Antonius verzweifelter That war unterrichtet worden und Cleopatren gar zu gern in ſeiner Gewalt haben wollte. Theils hoffte er, durch den Beſitz ihrer Perſon jene Schätze zu retten,

retten, die sie in dem Grabmal verschlossen hatte, theils wünschte er seinen Triumph mit dieser berühmtesten Schönheit des Alterthums zu schmücken. Allein Cleopatra war auf ihrer Hut und wollte mit Proculejus nicht anders als durch die Thüre reden, die wohl verwahrt war. Allein der listige Mann zog die Unterredung geflissentlich in die Länge, dann entfernte er sich unter einem Vorwande und während einer seiner Kriegsgefährten, Nahmens Gallus, die Unterredung fortsetzen mußte, erstieg er mit noch zwey andern jenes Fenster, in welches Antonius war hineingezogen worden. Sobald er hineingedrungen war, eilt' er zum Thor. Eine der Weiber rief, sie seyn lebendig gefangen. Sogleich zog Cleopatra einen Dolch hervor, um sich zu durchstoßen. Aber Proculejus fiel ihr in die Arme und verwies ihr glimpflichst, daß sie so grausam seyn und seinen gütigen Herrn des Vergnügens berauben wolle, ihr seine Huld zu beweisen. Er wand ihr den Dolch aus der Hand, untersuchte alle ihre Kleider, um gewiß zu seyn, daß sie keinen Gift bey sich trage, und da er alles sicher gefunden, eilte er seinen Herrn von dem Geschehenen zu benachrichtigen.

Hoch erfreut war Augustus, die stolze Königin in seiner Gewalt zu wissen. Er ließ sie durch Epaphroditus in seinen Pallast bringen und mit äußerster Aufmerksamkeit bewachen. Er ließ ihr mit aller Ehrerbietung begegnen, die ihrem Range gebührte, und suchte ihr ihre Gefangenschaft möglichst zu erleichtern. Er erlaubte ihr Antonius Leichnam aufs feyerlichste zu bestatten. Alles, was des Todten Würde erfoderte, oder ihre Zuneigung für ihn sie fordern hieß, ward ihr gewährt. Dennoch erlag sie dem unerträglichen Gedanken, eine Gefangne zu seyn. Ihr übermäßiger Gram, ihr mannigfaltiger Verlust, die Hef-

tigkeit, mit der ſie ihre Bruſt zerarbeitet hatte, zogen ihr ein Fieber zu, das ſie gefliſſentlich nährte, und unterm Vorwande einer zu ihrer Geneſung dienlichen Lebensordnung ſogar beſchloß, ſich jedes Nahrungsmittels zu enthalten. Aber Auguſtus bemerkte ihren wahren Beweggrund, und ließ durch ihren Arzt ihr in Hinſicht auf ihre Kinder drohen, im Fall ſie auf ihrem Entſchluß beharrte. Dies war die einzige Züchtigung, für die ſie noch Sinn hatte. Aus Zärtlichkeit gegen ihre Unmündigen ließ ſie mit ſich machen was man wollte, und nahm ein was die Aerzte ihr vorſchrieben.

Mittlerweile hielt Auguſtus ſeinen Einzug in die Stadt und um die Beſorgniſſe der Einwohner zu mindern, unterhielt er ſich während des Zuges ganz vertraulich mit Areus, einem Weltweiſen, der aus der Stadt gebürtig war. Dennoch zitterten die Bürger vor ihm. Als er den Richterſtuhl beſtieg, warfen ſie ſich gleich Miſſethätern, die ihr Urtheil erwarten, mit den Angeſichtern auf die Erde vor ihm nieder. Auguſtus hieß ſie aufſtehn und ſagt' ihnen, daß er ihnen aus drey Rückſichten verziehe: Aus Achtung für Alexandern, den Stifter ihrer Stadt, aus Bewunderung der Schönheit dieſer ihrer Stadt und aus Freundſchaft für ihren Landsmann Areus. Nur zween Leben wurden bey dieſer Gelegenheit aufgeopfert, zwey ſehr Unſchuldige freylich, **Antillus** des Antonius und **Cäſarion**, Julius Cäſars Sohn. Beyde wurden durch ihre Aufſeher verrathen, die bald nachher für ihre Treuloſigkeit büßen mußten. Cleopatrens übrige Kinder behandelte Auguſtus mit vieler Güte, empfahl ſie der Vorſorge derer, denen bis itzt ihre Erziehung anvertraut worden war, und befahl ihnen alles zu reichen, was ihrer Geburt zukomme. Cleopatren ſelbſt beſuchte er, ſobald ſie von ihrer Unpäßlichkeit

geneſen

geneſen war. Sie empfieng ihn nachläſſig auf ihren Polſtern hingegoſſen. Wie er ins Zimmer trat, ſprang ſie auf, um ſich vor ihm nieder zu werfen. Sie war ganz leicht gekleidet. Ihr Unglück hatte ihren Zügen einen Anſtrich von Schwermuth gegeben, die jeden Gefühlvollen rühren mußte. Ihr Haar wallte unordentlich um ihre Schultern. Ihre Stimme zitterte. Ihre Farbe war blaß und ihre Augen roth von Thränen. Dennoch brachen durch das verhüllende Dunkel noch Strahlen ihrer natürlichen Schönheit. Die Anmuth ihrer Bewegungen und das lockende Schmachten ihrer Blicke zeugten noch von der ehemaligen Gewalt ihrer Reitze. Auguſtus hob ſie mit vieler Höflichkeit auf, erſuchte ſie ſich zu ſetzen und ſetzte ſich neben ſie. Cleopatra hatte Zeit gehabt, ſich auf dieſe Unterredung vorzubereiten und verſuchte jeden erſinnlichen Kunſtgriff, um den Ueberwinder auszuſöhnen. Bitten, Entſchuldigungen, Lockungen, alles verſchwendete ſie, um ſeine Gunſt zu gewinnen und ſeinen Unwillen zu beſänftigen. Vor allen Dingen verſuchte ſie ihr Betragen zu rechtfertigen. Da es ihr jedoch nicht möglich war, unſtreitige Thatſachen zu läugnen, ſo nahm ſie ihre Zuflucht zum Flehen. Sie redete von Cäſars Leutſeligkeit gegen die Unglücklichen. Sie las ihm einige ſeiner Briefe vor, die die feurigſte Zärtlichkeit athmeten, ſie verbreitete ſich über die lange Vertraulichkeit, die zwiſchen beyden obgewaltet war. Aber was, rief ſie endlich, was nützen mir nun alle ſeine Wohlthaten! Warum konnt' ich nicht mit ihm ſterben! Jedoch noch lebt er, mich dünkt, ich ſehe ihn vor mir, in dir, Imperator, ſeh' ich ihn wieder!

Auguſtus war kein Neuling in Anſehung ähnlicher Künſte. Unerſchüttert durch alle dieſe Angriffe

antwortete er ihr mit einer ſo kalten Gleichgültigkeit, daß Cleopatra die Hofnung aufgab, ſein Mitleid, oder irgend eine zartere Leidenſchaft in ihm zu erregen. Sie wandte ſich demnach an ſeinen Geiz und überreichte ihm ein Verzeichniß ihrer Schätze und Kleinodien. Dies veranlaßte einen Auftritt, der uns zeigen kann, wie weit das Decorum jener Zeiten von dem unſrigen verſchieden war. Einer von Cleopatrens Hofmeiſtern warf ihr vor, daß das Verzeichniß mangelhaft ſey und daß ſie einen Theil ihrer Güter verborgen habe. Hierüber gerieth ſie in einen heftigen Zorn, ſprang von ihrem Lager auf, faßte den Menſchen bey den Haaren und verſetzte ihm verſchiedne Schläge ins Geſicht. Lächelnd über ihren Unwillen führte Auguſtus ſie zu ihrem Sitze zurück, und bat ſie ruhig zu ſeyn. Unerträglich, rief ſie, ſey es ihr, in Gegenwart eines Mannes, den ſie ſo hochſchätze, ſo übermüthig inſultirt zu werden. Und geſetzt, fuhr ſie fort, ich hätte einige Kleinigkeiten zurück behalten, was wäre denn ſo gar ſtrafbares daran. Sparte ich ſie doch nicht für mich, ſondern für **Livien** und **Octavien**, die ich hoffe zu meinen Fürſprecherinnen bey dir zu machen. Dieſe Antwort, die ein Verlangen zu leben verrieth, war Auguſtus ſehr angenehm. Er verſicherte ſie aufs höflichſte, ſie dürfe nicht nur alles zurück behalten, was ſie wolle, ſondern auch in allen Stücken den pünktlichſten Gehorſam gegen ihre Befehle erwarten. Dann beurlaubte er ſich bey ihr und gieng voll Hoffnung, daß ſie mit dem Leben und der Unwürdigkeit, in dem bevorſtehenden Triumph ſich den Römern zur Schau führen zu laſſen, ſich ausgeſöhnt habe. Aber hierin betrog er ſich. Cleopatra hatte dieſe ganze Zeit über mit Dolabella gebriefwechſelt, einem jungen Römer von hoher Geburt, der ſich in Auguſtus Lager befand, und man weiß nicht, ob aus Mit-

Mitleid, oder aus einer ſtärkern Leidenſchaft, für das Unglück dieſer Fürſtin ſich aufs lebhafteſte intereſſirte. Von ihm erfuhr ſie Auguſtus wahre Geſinnungen, und daß er ſie binnen drey Tagen mit ſamt ihren Kindern nach Rom ſchicken wolle. Itzt beſchloß ſie zu ſterben. Voll dieſes finſtern Vorſatzes bat ſie um Erlaubniß, Antonius Grabmale das letzte Lebewohl ſagen zu können. Sie ward ihr gewährt. Mit zwey ihrer vertrauteſten Aufwärterinnen begab ſie ſich zu dem prächtigen Monumente, in welchem der Leichnam ihres ehemaligen Liebhabers lag. Sie warf ſich auf ſeinen Sarg, beweinte ihre Gefangenſchaft und wiederholte ihr Gelübde, ihn nicht zu überleben. Sie kränzte das Grab mit Blumen. Tauſendmal küßte ſie den kalten Sarg und eilte nun zurück, um ihren traurigen Entſchluß auszuführen. Sie badete, ließ ein prächtiges Mahl zurichten und kleidete ſich in die auserwählteſte Pracht einer Königin. Dann ſpeiſte ſie zum letztenmal. Dann ließ ſie jedermann das Zimmer räumen, ihre zwey Getreuen **Iris** und **Charmion** ausgenommen. Dann legte ſie die Natter an, die ſie in einem Korbe voll Früchte ſich hatte bringen laſſen, und fertigte Auguſtus einen Brief zu, in dem ſie ihm ihren Entſchluß meldete und mit Antonius in einerley Grabe beſtattet zu werden wünſchte. Sobald Auguſtus dieſen Brief empfieng, ſandte er Leute ab, die ihren Vorſatz hemmen ſollten. Aber ſie kamen zu ſpät. Todt fanden ſie Cleopatren mit königlichen Kleidern geſchmückt auf vergoldeten Küſſen liegen. Zu ihren Füßen lag Iris, die Eine ihrer Vertrauten, leblos hingeſtreckt. Und Charmion, die noch übrige, im Begriff den Geiſt aufzugeben, rückte noch das Diadem auf Cleopatrens Scheitel zurechte. **Wie, Charmion**, rief einer der Abgeſchickten, **war das wohlgethan?** — **Wohl, wohl gethan**, verſetzte ſie,

war es! So ziemt es einer Königin zu ſterben, die einem Stamme glorreicher Ahnen entſproſſen war! Mit dieſen Worten ſank auch ſie dahin und entſchlummerte zu den Füßen ihrer geliebten Gebieterin. So ſtarb dieſe berühmte Königin, deren letzten Schickſalen wir unſere Theilnehmung nicht verſagen können, was auch die Vernunft dagegen mag einzuwenden haben. Wiewohl Verſchmitztheit beynah' ihr einziges Talent und Schönheit ihre einzige Zierde war, ſo bedauern wir doch ihr Schickſal, und ſympathiſiren mit ihrem Schmerze. Sie ſtarb im drey und dreyßigſten Jahr ihres Alters und im zwey und zwanzigſten ihrer Regierung. Mit ihr erloſch die Monarchie in Egypten, die ſeit undenklichen Zeiten in dieſem Lande geblüht hatte.

Auguſtus kränkte über Cleopatrens Tod ſich nicht wenig, angeſehen derſelbe ſeinen bevorſtehenden Triumph ſeiner gröſten Zierde beraubte. Bey den Römern, als welche den Selbſtmord für etwas Heroiſches und Großes hielten, gewann die todte Königin durch dieſe ihre letzte That. Ihre letzte Bitte ward übrigens gewährt, ihre Leiche ward neben Antonius ſeine gelegt und ihr und ihren beyden Gefährtinnen ein prächtiges Leichenbegängniß gefeyert. Durch Antonius Tod ward Auguſtus einziger Herr des ganzen römiſchen Reichs. Er kehrte bald nachher im Triumphe nach Rom zurück. Hier ſuchte er durch prächtige Feſte und verſchwenderiſche Schauſpiele den Eindruck ſeiner vorigen Grauſamkeiten hinweg zu löſchen. Mit Milde beſchloß er hinfort den Thron zu behaupten, zu dem er durch das Blut ſeiner Mitbürger gewadet war. Er befand ſich itzt an der Spitze des weitſchichtigſten Reichs, das der Erdboden bis dahin geſehn hatte. Der alte Römergeiſt war erloſchen. Jene

ein-

einfach edlen Sittenzüge, die dies seltne Volk ehmalen ausgezeichnet hatte, waren längst verwischt. Die Stadt war itzt von einem unzählbaren Volke bewohnt, das aus allen Gegenden des Erdbodens zusammen geschwärmt war, und da ein solches Gemengsel von Menschen unmöglich von den Grundsätzen ächter Vaterlandsliebe beseelt seyn konnte, so mochte die Monarchie vielleicht das beste Mittel seyn, so viel verschiedene Interessen zusammen zu halten. Es ist jedoch bemerkenswürdig, daß während so langwieriger innerer Zwistigkeiten, und während aller Verheerungen der Bürgerkriege, der Staat täglich fürchterlicher und mächtiger geworden, und die Zerstörung aller Könige vollendet habe, die sich ihm zu widersetzen wagten. Ein neuerer Staatskundiger behauptet freylich als Grundsatz, daß das der Fall in allen Staaten seyn müsse, die lange durch Bürgerkriege zerrissen worden: Zu solchen Zeiten, sagt er, werden Adel, Bürger, Künstler, Bauern, kurz alles wird Soldat, und wenn der Friede endlich alle kämpfende Partheyen vereinigt hat, so besitzt ein solcher Staat dennoch eine gewisse Energie und Lebensfülle, die ihm über andre, welche mehrentheils aus Bürgern bestehn, ein großes Uebergewicht gewährt. Ueberdies wecken Bürgerkriege allezeit große Kräfte und seltne Männer, angesehen dies die Zeit ist, in welcher das Verdienst gesucht wird und das Talent seine Rolle spielen kann. Sey dem wie ihm wolle, in keinem Zeitraum ist Rom so prächtig, so volkreich und so verfeinert gewesen als in den Zeiten des Augustus. Das Reich hatte itzt beynahe seinen äussersten Umfang erreicht. In Europa enthielt es Italien, Gallien, Spanien, Griechenland, Illyrien, Dacien, Pannonien, Britannien und ein Stück von Germanien; in Asien alle jene Provinzen, die man unter dem Nahmen Klein

aſien begreift, Armenien, Syrien, Judäa, Meſopotamien und Medien. In Afrika beynahe alles Land, was man damalen in dieſem Welttheile für bewohnbar hielt, namentlich Egypten, Numidien, Mauritanien und Libyen. Das ganze Reich erſtreckte ſich an die tauſend Meilen in die Länge und wenigſtens halb ſo viel in die Breite. Die jährlichen Einkünfte werden auf mehr denn zweyhundert Millionen unſers Geldes berechnet. Die Zahl der Einwohner Roms belief ſich auf vier Millionen und drey und ſechzigtauſend Menſchen, eine Zahl, die jene der Einwohner Londons, der volkreichſten Stadt Europens in unſern Zeiten, dreymal übertrifft. Auch in dem ſchönern Theile der Gelehrſamkeit hatten die Römer itzt den Gipfel ihrer Vollkommenheit erreicht. Auſſer Virgil, Horaz und Ovid, deren Nahmen zu nennen hinreicht, ſchmückte auch der Geſchichtſchreiber Livius dieſes Zeitalter, ein Schriftſteller, deſſen Werke den Werken anderer Geſchichtſchreiber eben ſo weit überlegen ſind als die Thaten, die er aufzeichnete, die Thaten andrer Nationen übertrafen. Von welcher Seite wir ſein unſterbliches Werk auch betrachten, von Seiten der Genauigkeit, Beredſamkeit oder Lebhaftigkeit der Darſtellung; überall werden wir geſtehen müſſen, daß er der Nachwelt ein Muſter hinterließ, wie der erhabenſte Stoff auf gleich erhabne und geziemende Weiſe müſſe behandelt werden.

Drittes Kapitel.

Von Antonius Tode bis zum Tode Auguſtus.

Jetzt, da die Verfaſſung eine bleibende Form gewonnen hatte, darf man nicht erwarten, daß die Geſchichte uns ſo auffallende Begebenheiten werde zu liefern haben, als damalen, wo der Staat noch nach Freyheit rang. Eine Theurung an hiſtoriſchen Ereigniſſen iſt jedoch faſt immer die Glückſeligkeit der Völker. In der That hat Rom faſt nie eine ſo ununterbrochene Glückſeligkeit genoſſen, als während Auguſtus langer und glorreichen Regierung. Von dem Augenblick an, da er keinen Nebenbuhler mehr fürchten durfte, entſagte Auguſtus ſeiner Grauſamkeit. Sobald er ſich ohne Gegner ſahe, legte er allen Argwohn gänzlich bey Seite. Sein erſtes Augenmerk war, ſich der Freunde des Antonius zu verſichern. Ueberzeugt, daß die Furcht beargwohnt zu werden dieſe Männer hindern würde, ihm ihre Freundſchaft anzubieten, erzählte er öffentlich, daß er alle Briefe und Papiere jenes unglücklichen Mannes ungeleſen verbrannt habe. Dann befliß er ſich eine feſtgeſetzte Ordnung, oder vielmehr eine bleibende Dienſtbarkeit einzuführen; denn wenn einmal die Alleingewalt in einem Staate obſiegt, ſo führt jede Einrichtung, die auf die Gründung der unumſchränkten Macht berechnet ward, den Nahmen einer Verbeſſerung. Gar anders geſonnen indeſſen, als die meiſten Menſchen, die mit ſteigendem Glücke auch neue Titel annehmen, um ihrer Gewalt eine Art von Rechtskraft zu geben, beſchloß Auguſtus ſeine neue Macht unter gewöhnlichen Nahmen und gebräuchlichen Würden zu verſtecken. Um ſein J. d. St. 725.

Ansehn über das Heer zu behaupten, nahm er den Nahmen Imperator an, um das Volk zu lenken, ward er Tribun, um den Senat zu beherrschen, Princeps Senatus. Bekleidet in seiner Einen Person mit so verschiednen Würden, unterzog er sich zugleich allen Geschäften, die mit diesen Würden verbunden waren. Und während er den Seinigen das möglichst größte Gute that, befriedigte er seinen Ehrgeiz mit Erfüllung der zahlreichsten und wichtigsten Pflichten.

So wie er das Reich vermittelst des Heeres gewonnen hatte, so beschloß er itzt, vermittelst des Senats zu regieren. Wiewohl von seinem alten Glanze sehr herabgesunken, traute er diesem Staatskörper dennoch die meiste Empfänglichkeit für Ordnung, Weisheit und Gerechtigkeit zu. Ihm übertrug er daher die Hauptrolle der Staatsverwaltung, während er das Volk und das Heer durch Freygebigkeit und Gunstbezeugungen sich getreu erhielt. Durch diese Maasregel fiel alles gehässige der gerichtlichen Gewalt auf den Senat, und ihm blieb die Beliebtheit des Verzeihens. Während er nun dem Senat seinen alten Glanz wieder gab, und von der eingeschlichnen Verderbniß ihn zu säubern suchte, stellt' er sich, als wollt' er sich selbst nur einen sehr geringen Antheil des öffentlichen Ansehens, — als wollt' er sich nur die Befugniß vorbehalten, alle Stände des Staats zu nöthigen, ihre Pflicht zu thun. Freylich war dies im Grunde nichts anders als Verbehaltung der unumschränkten Macht. Aber das mißgeleitete Volk begann bald seine Mäßigung mit Erstaunen anzusehn. Es glaubte, alle seine alten Freyheiten wieder erhalten zu haben, jene ausgenommen, sich empören zu können, wann es wollte. Der Senat glaubte sich in seine Rechte wieder eingesetzt, jenes Eine aus-

ausgenommen, so viel Ungerechtigkeiten verüben zu können, als die Leidenschaft ihm angab. Man sagt sogar, daß die Römer unter dieser Verfassung alle Glückseligkeit der Freyheit geschmecket haben, unverbittert von den Nachtheilen, die von ihr unzertrennlich sind. Und unter einem Monarchen, wie Augustus war, mochte diese Bemerkung nicht ungegründet seyn. Nur Schade, daß die folgenden Regierungen sie so grausam nöthigten, sie zurück zu nehmen, Zeiten, wo sie alle Härte der Tyrannen und alle Uebel der Insurrectionen zugleich auszustehen hatten.

Nach Feststellung einer so bewundernswürdigen Ordnung befand Augustus sich in einer quälenden Unentschlossenheit über die Maasregel, die er für die Zukunft nehmen solle. Lang erwog er, ob er das Reich behalten, oder dem Volke seine alte Freyheit wieder geben wolle. Sullas und Cäsars Beyspiele standen ihm vor Augen. Sulla, der die Dictatur freywillig niedergelegt hatte, war in Mitten seiner Feinde friedlich gestorben. Cäsar, der sie behalten, war von seinen vertrautesten Freunden ermordet worden, und das aus Grundsätzen, die ihnen noch itzt die Bewunderung der Nachwelt erwarben. Müde des lästigen Hin- und Herschwankens entdeckte Augustus die Kämpfe seines Herzens endlich seinen beyden Lieblingen Agrippa und Mäcenas. Agrippa, der durch seine Tapferkeit ihm das Reich gewonnen hatte, rieth ihm, demselben zu entsagen, man weiß nicht ob aus Vaterlandsliebe, oder ob aus dem geheimen Wunsche, die Herrschaft, die jener würde niedergelegt haben, für sich selbst zu behalten. Mäcenas war der entgegengesetzten Meinung. Dieser Staatsmann, dem sein Eifer für die schönen Geister seiner Zeit einen so großen Nahmen gemacht hat, hatte viele Verdienste,

war aber furchtſam und weichlich. Ein größerer Bewunderer der nützlichen als der ſchimmernden Tugenden nahm er ſtärkere Rückſicht auf das, was dem Volke wohl that, als was deſſen Bewunderung erregte. Einige eigennützige Hinſicht mochte auch wohl bey dem Rathe zum Grunde liegen, den er dem Auguſtus ertheilte. Fähiger zu rathen, als zu handeln, mehr fürs Cabinet als für den Krieg geſchaffen, hofft' er vielleicht von einem Herrn die Ehre zu erhalten, die er von dem Volke ohne Anſtrengung eigner Kräfte, und unabhängiges kräftiges Handeln nicht erzwingen konnte. Er beſchwor Auguſtus daher zu erwägen, mehr was ſeinem Vaterlande vortheilhaft wäre, als was ſeinen Neigungen ſchmeichelte. Er verglich die Republik einem mit Reiſenden überladnen Fahrzeug, das durchaus eines Steuermanns ermangle; er betrachtete es ſchon als eine Art von Wrack, das zwar für diesmal in den Hafen gerettet wäre, aber ſicherlich zu Grunde gehn würde, ſo bald man es noch einmal vom Ufer ſtieße. Er beſchrieb ihm das Reich als ſo ungeheuer groß und ſchwerfällig, daß es eines mit Nachdruck handelnden Oberherrn durchaus nicht entbehren könne, und unter mehrere Regenten nothwendig in Stücken zerfallen müſſe. Dieſem allen fügt' er einen, ohne Zweifel noch kräftigern Beweggrund bey, die Sicherheit des Kaiſers, als welche lediglich von der Behauptung jener Gewalt abhange, die er mit ſo vieler Mühe erſtritten hätte. So gewaltige Gründe konnten nicht umhin einen Geiſt zu beſtimmen, der ſchon gewiſſermaßen durch ſeine eigne Neigung geſtimmt war. Auguſtus folgte dem Rath des Mäcenas, und zwar nicht bloß in dieſer einzigen Ereigniß, ſondern bey allen andern Verfällen. Auf Mäcenas Anrathen ward er freundlich, leutſelig und menſchlich. Auf ſein Anrathen faßt' er den Entſchluß,

ſchluß, ſich nie um das zu bekümmern, was wider ihn geſprochen würde. Um jedoch auch ähnlichen Klatſchereien ſo viel als möglich den Mund zu ſtopfen, ermunterte er die Genien ſeiner Zeit, und weihte ihnen einen beträchtlichen Theil ſeiner Muße und Freundſchaft. Sie, ihrer Seits, erquickten ihn nach den laſten des Tages, und verbreiteten ſeinen Ruhm durch das ganze Kaiſerthum.

Jetzt, da er dem Staate Friede und Glückſeligkeit wieder geſchenkt hatte, und der Anhänglichkeit aller Stände des Reichs verſichert ſeyn konnte, itzt beſchloß er dem Volke ein Schauſpiel zu geben, das demſelben von ſeinem Edelmuth einen recht hohen Begriff beybringen möchte. Es war dies nichts geringers als ein vorgeblicher und wohlgeſpielter Verſuch, die Alleingewalt niederzulegen. Zuvörderſt mußten ſeine Creaturen im Senat ihre Rollen einſtudiren. Dann trat Auguſtus auf, wandte in einer ſorgſam ausgearbeiteten Rede ſich an die verſammelten Senatoren, verbreitete ſich über die Schwierigkeiten, ein ſo weitſchichtiges Reich zu beherrſchen, ein Reich, ſagte er, deſſen Verwaltung die unſterblichen Götter allein gewachſen wären; klagte über ſeine Unfähigkeit, eine Arbeit zu beſtehen, zu deren Uebernehme ihn doch ſo viele Bewegungsgründe anfeuerten, und entſagte ſodann förmlich einer Macht, die, wie er bemerkte, ſeine Waffen gewonnen, und der Senat beſtätigt hätte, die aber ihm, in dem der ächte Römergeiſt keinesweges erloſchen ſey, anfangs höchſt beſchwerlich zu werden. Mannichfaltig waren die Eindrücke, welche dieſe Rede auf die Gemüther der Senatoren machte. Einige glaubten an die Aufrichtigkeit ſeiner Aeußerungen, und betrachteten dieſen Schritt als den heroiſchſten, welchen ein Römer bis dahin gethan

habe;

habe; andre wiewohl ſeiner wahren Triebfedern unkundig, mißtrauten dennoch ſeiner Abſicht. Wieder andre, die in den letzten Bürgerkriegen etwa viel gelitten haben mochten, fürchteten, ſie erneuert zu ſehen; aber bey weitem die Meiſten, als ſeinem Intereſſe gänzlich ergeben und von ſeinen Vertrauten vorläufig abgerichtet, verſuchten zu wiederholtenmalen ihn während ſeiner Rede zu unterbrechen, und hörten ſeinen Antrag mit ſcheinbarem Unwillen. Einmüthig beſchworen ſie ihn, die Staatsverwaltung zu behalten, und da er fortfuhr, ihrer Zumuthung zu widerſtehen, ſo zwangen ſie ihn gewiſſermaßen nachzugeben. Um auch ſeine Perſon in größere Sicherheit zu ſetzen, decretirten ſie auf der Stelle, daß ſeiner Leibwache doppelte Löhnung gereicht werden ſollte. Er ſeiner Seits aber überließ die innern ſchwächern Reichsprovinzen ihrer Verwaltung, während er die mächtigſten und diejenigen, deren Vertheidigung die größten Kriegesheere erfoderte, gänzlich ſeinem eignen Oberbefehle vorbehielt. Um jedoch dem Volke noch immer einige Ausſicht auf die Wiederherſtellung der alten Freyheit übrig zu laſſen, übernahm er auch dieſe Befehlshaberſchaften nur auf zehn Jahre, wußte aber während der Zeit immer ſo gute Maasregeln zu treffen, daß ſie ihm, ſo lang er lebte, alle zehn Jahre von neuem übertragen wurden.

Dieſe wohlgeſpielte Farce trug übrigens nicht wenig bey, ihn in dem Reiche und in den Herzen der Seinigen zu beſtätigen. Neue Ehren wurden auf ihn zuſammengehäuft. Damalen erſt erhielt er den Nahmen Auguſtus. Ein Lorbeer ward vor ſeine Thüre gepflanzt. Sein Haus ward der Pallaſt genannt, um es von den Häuſern gewöhnlicher Bürger zu unterſcheiden. Der Titel, Vater des Vaterlan-

des

des ward ihm bestätigt, und seine Person für heilig und unverletzlich erklärt. Mit einem Wort, die Schmeicheley zerarbeitete und zerfolterte sich, um neue Gattungen unerhörter Ehrenbezeugungen zu erfinden, und wiewohl er die Kriecherey des Senats verachtete, so ließ er seine Huldigung sich dennoch gefallen, wohlwissend, daß die Menschen durch Nahmen gelenkt, und durch Titel in Ehrfurcht gehalten werden.*

Beym Antritt seines zehnten Consulats bestätigte der Senat endlich alle seine Verhandlungen und erhob ihn völlig über die Macht der Gesetze. Einige Zeit nachher erboten sie sich, nicht nur denen Gesetzen, die er schon gemacht, sondern auch jenen, die er künftig noch machen würde, unbedingten Gehorsam zu schwören. Sterbende Väter pflegten damalen ihren Kindern auf dem Todbette anzubefehlen, im Capitole Opfer niederzulegen mit der Inschrift, daß sie Augusten an ihrem Todestage in Wohlseyn und Gesundheit hinterlassen hätten. Es ward beschlossen, daß niemand an Tagen sterben sollte, wo Augustus in die Stadt käme. Bey Gelegenheit einer Theurung ersuchte das Volk, ihn die Dictatur anzunehmen. Allein, wiewohl er es unternahm, die Stadt mit Lebensmitteln zu versorgen, so verbot er doch jenen Titel durchaus, als welcher während des Consulats des Antonius durch ein Gesetz war abgeschaffet worden.

Dies Ueberhäufen mit Titeln und Aemtern minderte nicht im mindesten des Mannes Emsigkeit, die Pflichten eines jeden aufs genaueste zu erfüllen. Manche heilsame Verordnungen wurden auf seinen Befehl gegeben, um der Verderbniß im Senat und der Zügellosigkeit des Volkes zu steuren. Er befahl, daß niemand ohne Erlaubniß des Senats ein Schauspiel von Gladiatoren geben sollte, und auch das

nicht

nicht öfter, denn zweymal des Jahrs, und mit nicht mehr denn hundert und funfzig Gladiatoren, ein Geſetz, das zu einer Zeit unumgänglich nothwendig war, wo ganze Armeen dieſer Unglücklichen auf der Bühne erſcheinen und ſo lange kämpfen muſten, bis die Halfte derſelben erſchlagen am Boden lag. Bis dahin hatten Ritter und ſelbſt Frauenzimmer von hohem Stande kein Bedenken getragen, auf den Theatern als Tänzer zu erſcheinen, er aber verbot, daß weder ſie noch ihre Kinder noch ihre Enkel ſich ſo dem Publiko preisgeben ſollten. Er büßte manche, die in einem gewiſſen Alter nicht heiraten wollen. Er belohnte die, welche viele Kinder haben. Er befahl, daß Jungfrauen nicht vor dem zwölften Jahr verheyrathet werden ſollten, und erlaubte jedem, einen auf der That ertappten Ehebrecher zu tödten. Er verordnete, daß den Senatoren mit der größten Ehrerbietung ſolle begegnet werden, als wolle er ihrem Anſehn wieder geben, was er ihrer Macht genommen hatte. Er gab ein Geſetz, daß niemand die Bürgerfreyheit bekommen ſolle, deſſen Sitten und Verdienſte nicht vorläufig die genaueſte Prüfung ausgehalten hätten. Er ſetzte der Loslaſſung der Sclaven neue Regeln und Ideenzen, und war der erſte, der ſie aufs genaueſte beobachtete. So viel er auch auf Schauſpiele hielt, ſo erlaubt' er ihnen dennoch weder die geringſte Ausgelaſſenheit, noch einige Unziemlichkeit in Reden, Handlungen und Gebehrden. Wiewohl ein Freund der athletiſchen Uebungen, wollt' er Frauenzimmern doch nicht erlauben, ihnen beyzuwohnen, angeſehen es der Sittſamkeit des Geſchlechtes nicht gezieme, Zuſchauer von Spielen zu ſeyn, die ganz nackend gehalten wurden. Um der Beſtechung bey Aemterbeſetzungen vorzubeugen, nahm er von den Candidaten beträchtliche Summen zum

Unter-

Unterpfande, und diese waren gänzlich verwirkt, wenn sie der geringsten gesetzwidrigen Maasregel überwiesen werden konnten. Sclaven hatten bis dahin nicht wider ihre Herren zeugen dürfen. Augustus erlaubte, den Sclaven erst an einen andern Herrn zu verkaufen, und dann sein Zeugniß als wahr und gültig anzunehmen. Diese und eine Menge andrer Gesetze, alle darauf berechnet das Laster auszurotten und vom Verbrechen zurück zu schrecken, gaben den Sitten des Volkes einigen Umschwung, und der rohe Charakter des Römers fieng an sich in demjenigen eines verfeinerten Bürgers zu mildern.

Augustus eignes Beyspiel trug nicht wenig bey, um seine Mitbürger zu vermenschlichen. Ueber alle Gleichheit hinaus erhoben, hatte er von keiner Herablassung etwas zu besorgen. Daher war er vertraut mit jedem, und duldete es mit äußerster Gelassenheit, wenn man ihm Vorwürfe machte. Obwohl die unumschränkte Alleingewalt, mit der er bekleidet war, ihn in den Stand setzte, jedermann nach Gutdünken bestrafen und zu verdammen, so gab er den Gesetzen dennoch ihren freyen Lauf, und nicht selten plaidirte er selbst für die, die er zu bestrafen willkührte. Als Primus, Statthalter von Macedonien, zur Verantwortung gezogen wurde, weil er die Odryser, ein benachbartes Volk, bekriegt hatte, und sich mit einem Befehl von Augustus entschuldigte, leugnete dieser einen solchen Befehl gegeben zu haben. Mit einer finstern Miene fragte Primus Anwald den Kayser, was er hier wolle, und wer ihn herberuffen habe? **Das Gemeinwesen**, erwiderte Augustus; eine Antwort, die dem Volke höchlich gefiel! Bey einer andern Gelegenheit ersuchte Einer seiner Veteranen ihn um sein Vorwort. Augustus verwies ihn an

einen Anwald. So, versetzte der alte Krieger, **hab' ich etwa bey Actium durch einen dritten für dich gefochten.** Diese Antwort genel Augustus so sehr, daß er in Person hingieng, seine Sache führte, und sie gewann. Er war äußerst leutselig und gesprächig, und erwiderte den Gruß auch des geringsten Menschen. Eines Tages überreichte ihm jemand eine Bittschrift, aber mit so vieler Schüchternheit, daß Augustus sein Kleinmuth mißfiel. **Wie so! Freund,** rief er, **hast du dich doch, als wenn du einem Elephanten etwas überreichtest, und nicht einem Menschen? sey dreister!** Ein andermal saß er in einer Stimmung zu Gerichte, die denen, so er zu richten hatte, gefährlich zu werden drohte. Mäcenas bemerkt' es und da er vor dem Gedränge des Volks nicht zu ihm kommen konnte, warf er ihm ein Papier in den Schoos, auf dem er die Worte geschrieben hatte: **Steh' endlich einmal auf, Scharfrichter!** Weit entfernt, eine solche Freyheit übel zu nehmen, stand er augenblicklich auf, und sprach diejenigen los, die er schon im Begriff gewesen war, zu verdammen. Noch rühmlicher ist ihm die Begnadigung, die er Cinna, Pompejus Enkel, angedeihen ließ. Dieser Edle hatte sich in eine Verschwörung wider ihn eingelassen, die jedoch entdeckt wurde, ehe sie zur Ausführung reifte. Augustus war eine Zeitlang mit sich uneins, wie er die Verschwornen behandeln sollte, aber endlich siegte seine Milde. Er ließ die Schuldigen holen, gab ihnen einen Verweis, und beurlaubte sie. Cinna beschloß er durch noch größern Edelmuth zu besiegen. Zweymal, sagt' er unter vier Augen zu ihm, hab' ich dir das Leben geschenkt, einmal, als einem offenbaren Feinde, dann als einem geheimen. Ich gebe dir itzt das Consulat. **Laß uns Freunde seyn, Cinna!** laß uns wetteifern,

ſerit, wer von beyden den Sieg davon tragen werde, du mit deiner Treue, oder ich mit meinem Zutrauen? Dieſer ſo glücklich angebrachte Edelmuth bewirkte, daß von der Zeit an alle Verſchwörungen wider ihn aufhörten.

In der Uebung ſolcher Tugenden verſtrich Auguſtus lange, mehr denn vierzigjährige Regierung, während welcher die Glückſeligkeit der Völker mit der ſeinigen aufs innigſte verſchmolzen war. Nicht als ob in den fernern Provinzen des Reiches die Kriege während ſeiner Regierung jemalen aufgehört hätten. Allein es waren im Grunde mehr Maasregeln um Empörungen zu erſticken, als Verſuche die römiſche Herrſchaft auszubreiten, angeſehen Auguſtus es ſich zum Grundſatz gemacht hatte, nie für den Ehrgeiz, ſondern bloß für die Sicherheit des Staats zu kriegen. In der That ſcheint er der erſte Römer geweſen zu ſeyn, der ſich durch die Tugenden des Friedens einen Nahmen zu erwerben beflißen und der die Zuneigung der Soldaten ohne eigne kriegeriſche Tugenden gewann. Nichts deſtoweniger wurden unter ſeinen Legaten die römiſchen Waffen mit ihrem gewöhnlichen Erfolge gekränzt. Die **Cantabrier**, ein ſpaniſches Volk, das ſich empörte, ward mehr denn einmal von **Tiberius**, ſeinem Stiefſohn, von **Agrippa**, ſeinem Schwiegerſohn, und von **Aelius Lama** bezwungen. Sie verfolgten ſie in ihre unzugänglichen Gebirge, ſchloſſen ſie ein und zwangen ſie durch Hunger ſich zu ergeben. Auch die **Germanier** beunruhigten das Reich durch häufige Streifzüge in Gallien, wurden aber von **Lollius** zurückgetrieben. Die **Rhätier** wurden von **Druſus**, Tiberius Bruder, unterjocht. Die **Beſſi** und **Silatä**, barbariſche Völkerſchaften, die in **Thracien** eingebrochen waren, wurden von **Piſo**, dem **Statthalter von Pamphylien**, überwunden, welcher

ihretwegen die Ehre eines Triumphs gewann. Die Dacier wurden mit mehr denn einer Niederlage gezüchtigt. Die Armenier wurden von Cajus, Auguſtus Enkel, zum Gehorſam gebracht. Die Getuler in Africa ergriffen die Waffen und wurden von dem Conſul Cajus Coſſus mit ſolchem Ruhm bezwungen, daß er den Namen Getulicus davon trug. Gefährlicher ward der Krieg, den der Staat mit den Dalmatiern und Pannoniern zu führen hatte. Dieſe Völkerſchaften, die durch die Dauer eines langen Friedens zu großer innerer Stärke gelanget waren, ſammelten ein Heer von zweymalhunderttauſend Fußvölkern und neuntauſend Roſſen, mit welchen ſie Rom ſelbſt den Untergang drohten.

In ganz Italien ward aufs lebhafteſte geworben, aus allen Gegenden des Reichs wurden die Veteranen zuſammen berufen und Auguſtus begab ſich nach Arminium, um dem Schauplatz des Krieges beſte näher zu ſeyn. Perſönliche Tapferkeit war zwar keineswegs die ſchimmerndſte Eigenſchaft dieſes Fürſten, aber niemand war fähiger in jeder Ereigniß weiſe Anſtalten zu treffen, niemand bereitwilliger alle Gegenden des Reichs zu bereiſen, als er. Drey Jahre beynahe dauerte dieſer Krieg. Tiberius und Germanicus waren die Hauptführer deſſelben, und letzterer erwarb ſich keinen geringen Ruhm gegen dieſe rohen und barbariſchen Völkerſchaften. Als ſie endlich gänzlich bezwungen waren, ward ihr Anführer Scato vor Tiberius Richterſtuhl gefordert und von ihm gefragt, wie er ſich habe unterſtehen können, wider die Macht Roms ſich zu empören. Mit großer Freymüthigkeit erwiderte der Barbar: Die Römer und nicht er wären die Angreifer; Schafe und Hunde hätten dieſe ihnen ſchicken ſollen, um die Heerde zu

weiden und zu hüten, aber ſie hätten ihnen Wölfe und Bären geſchickt, um ſie zu zerreiſſen. Der allerverderblichſte Krieg jedoch, in welchen die Römer während ſeiner langen Regierung verwickelt wurden, war jener, welchen **Quinctus Varus** wider die Germanier führte. Dieſer Feldherr brach in das Gebiet der Deutſchen ein, und ließ ſich verleiten, mit getrennten Abtheilungen tief in ihre Wälder und Sümpfe hinein zu marſchieren. Hier ward er den Nachtzeit angegriffen und mit ſeinem ganzen Heer niedergehauen. Der Schmerz über dieſen ſchweren Unfall ergriff die Grundfaden von Auguſtus Herzen. Oft hörte man in angſtvollem Ton ihn ausrufen: **Quinctus Varus gieb mir meine Legionen wieder! Quinctus Varus gieb mir meine Legionen wieder!** und einige Geſchichtſchreiber behaupten, er habe ſeitdem nie ſeine vorige Heiterkeit wieder gewonnen.

Es gab jedoch in Auguſtus eigner häuslichen Lage allerley Unbehaglichkeiten, die ihm das Leben verbitterten. Er hatte **Livia**, das Weib des Tiberius Nero, mit Einwilligung ihres Gemals im ſechſten Monat ihrer Schwangerſchaft geheyrathet. Dies war ein gebieteriſches Weib, das ſeines Einfluſſes über ihn ſich bewuſt, ihn in der Folge unumſchränkt beherrſchte. Zwey Söhne hatte ſie von ihrem vorigen Gemahl. **Tiberius** den älteren, welchen ſie ſehr liebte, und **Druſus**, welcher drey Monate nach ihrer Verheyrathung mit Auguſtus geboren und für ſeinen Sohn gehalten ward. Der ältere dieſer beyden, Tiberius, den er nachher adoptirte und zum Thronfolger beſtimmte, war ein guter Feldherr, aber argwöhniſch und ſtarrſinnig, ſo daß er Auguſtus zwar in ſeinen auswärtigen Kriegen nützlich war, zu Hauſe aber ihm nicht wenig zu ſchaffen machte. Auch ſah er ſich end-

lich gemächlich ihn nach Rhodus ins Exil zu ſchicken, wo er fünf Jahre in der Einſamkeit, im Umgang mit griechiſchen Gelehrten und im Studio ihrer Litteratur zubrachte. Druſus, Liviens zweyter Sohn, ward vom Auguſtus wider die Deutſchen geſchickt, ſtarb aber auf dem Heimwege und Auguſtus war untröſtlich über dieſen Verluſt. Den größten Kummer machte ihm jedoch die Aufführung ſeiner Tochter Julia, die er von Scribonia ſeinem erſten Weibe hatte. Dies junge Frauenzimmer, das er anfangs an Agrippa, und nach deſſen Tode an Tiberius verheyrathete, ſetzte ſeiner Liederlichkeit keine Grenzen. Nicht zufrieden mit dem geheimen Genuſſe ihrer unerlaubten Freuden, befliß ſie ſich aufs ernſtlichſte ihre ehrloſe Aufführung noch recht ruchtbar zu machen. Lange Zeit wollte Auguſtus nicht glauben, was man ihm von ihr erzählte, aber endlich ward er zu unwiderſprechlich davon überzeugt. Er fand ſie zu einer ſolchen Tiefe von Ausgelaſſenheit und Schamloſigkeit hinabgeſunken, daß ſie in den öffentlichſten Gegenden der Stadt geheime Zuſammenkünfte hielt, und ihres Vaters Wohnung ſelbſt nicht ſchonte. Im erſten Aufbrauſen ſeines Zorns war er Willens ſie zu tödten. Nach einiger Ueberlegung aber verbannte er ſie nach Pandataria und unterſagte ihr den Gebrauch des Weins und aller Nahrungsmittel, die ihre laſterhaften Neigungen entzünden könnten; er befahl, daß niemand ohne ſeine Erlaubniß ſich ihr nahen ſolle; und Scribonia, ihre Mutter, war ihre einzige traurige Geſellſchaft. Wenn in der Folge jemand für dieſe Unglückliche zu ſprechen wagte, ſo pflegte er wohl zu antworten, daß Feuer und Waſſer eher in einander ſchmelzen ſollten als er und ſie. Und einſtens, da gewiſſe Leute etwas zu ernſtlich in ihn drangen, ihr zu verzeihen, wünſchte er ihnen unmuthsvoll,

voll, daß sie eine solche Tochter haben möchten. Indessen hatte sie zwey Söhne von Agrippa, Nahmens **Cajus und Lucius**, von denen man sich große Hofnungen machte. Sie starben aber ehe sie das männliche Alter erreicht hatten. Lucius ohngefähr fünf Jahre nach seinem Vater zu Marseille, und Cajus zwey Jahre nachher auf seiner Rückreise nach Rom, an einer Wunde, die er in Armenien erhalten hatte. Auf so traurige Weise überlebte Augustus fast alle seine nächsten Verwandten. Itzt hatte er sein vier und siebenzigstes Jahr erreicht. Ernstlich begann er nun daran zu denken, wie er sich den Geschäften allmälig entziehen und Tiberius zu seinem Vertreter machen möchte. Er ersuchte den Senat, ihn nicht länger wie sonst in seinem Pallast zu besuchen, noch es übel zu nehmen, wenn er nicht mehr auf dem bisher gewöhnlichen Fuß mit ihm umgienge. Von der Zeit an nahm er Tiberius zum Mitbefehlshaber der Provinzen an, und bekleidete ihn mit beynahe gleicher Autorität. Es war ihm jedoch nicht möglich, Geschäften gänzlich zu entsagen, die durch die vieljährige Angewöhnung ihm zum Bedürfniß geworden waren. Bis an den letzten Augenblick blieb er der Freund seines Volks und der aufmerksamste Beförderer alles dessen, was zu seinem Wohlstande dienen konnte. Da es ihm in seinem hohen Alter zu sauer ward in den Senat zu kommen, so verlangte er, daß ihm ein Ausschuß von zwanzig Privaträthen auf ein Jahr sollte zugeordnet werden, und es ward beschlossen, daß alle Maasregeln, worüber sich diese mit den Consuln vereinigen würden, gesetzliche Kraft haben sollten. Augustus schien sein bevorstehendes Ende zu ahnden. Er machte sein Testament und übergab es den vestalischen Jungfrauen. Dann feuerte er das Lustrum, oder die Volkszählung, und fand, daß die Zahl der J. d. St. 766.

römiſchen Einwohner ſich auf vier Millionen einhundert und ſieben und dreyßigtauſend Seelen belief, ſo hoch folglich, als die Volksmenge dreyer der volkreichſten Städte unſers Zeitalters. Während dieſe Feyerlichkeit bey einem ungeheuern Zuſammenlaufe vom Volke im Marsfelde vollzogen wurde, ſoll ein Adler verſchiedenemale um den Kopf des Kaiſers herumgeflogen ſeyn, dann nach einem benachbarten Tempel ſeinen Flug genommen und ſich über Agrippa's Nahmen niedergeſetzt haben, eine Erſcheinung, die die Augurn als eine Vorbedeutung von des Kaiſers nahem Tode auslegten. Kurz nachher begleitete Auguſtus den Tiberius auf ſeinem Zuge nach Illyrien bis gen Benevent, wo er an einem Durchfall erkrankte. Er kehrte zurück und erreichte Nola in der Nähe von Capua. Da er ſich hier übler denn jemal befand, ließ er ſchleunig den Tiberius ſowohl, als ſeine übrigen vertrauteſten Freunde und Bekannten holen. Er ſchmeichelte ſich nicht länger mit der Hoffnung noch einmal zu genesen. Ueberzeugt, daß ſein Ende nahe ſey, erwartete er es mit Standhaftigkeit. Wenig Stunden vor ſeinem Tode ließ er ſich einen Spiegel bringen und ſein Haar ſorgfältiger denn gewöhnlich ordnen. Dann fragte er die Umſtehenden, ob er ſeine Rolle gut geſpielt habe. Sie bezeugten es. Nun, ſagte er, ſo klatſchet mir einen Beyfall, ſank in ſeiner Livia Arme, hieß dieſe wohlleben und ihrer Ehe eingedenk ſeyn, und ſtarb im ſechs und ſiebenzigſten Jahre ſeines Lebens und im ein und vierzigſten ſeiner Regierung.

Des Kaiſers Tod verurſachte im ganzen Reiche eine unbeſchreibliche Beſtürzung. Man vermuthete ſogar, daß Livia, um ihrem Sohn deſto zeitiger zur Thronfolge zu verhelfen, ſein Ende beſchleunigt habe.

Sey

Sey dem wie ihm wolle, sie verbarg den Tod des Kaisers eine Zeitlang aufs sorgsamste, hielt alle Zugänge des Pallastes besetzt, gab itzt vor, er erhole sich, itzt, er sey wieder zurückgefallen, und erst als sie die nöthigen Maasregeln getroffen hatte, eröffnete sie zu gleicher Zeit des Kaisers Hinschied und Tiberius Thronfolge. Des Kaisers Leichenbegängniß ward mit äußerster Pracht gefeyert. Tiberius wollte ihm vor den versammelten Senatoren eine Lob- und Trauerrede halten, hielt aber zu Anfang derselben plötzlich inne, als erlaube die Heftigkeit seines Schmerzes ihm nicht fortzufahren und übergab das Papier seinem Sohne Drusus, der sie dem Senate vorlas. Nach diesem ward des Kaisers letzter Wille von einem seiner Freygelassenen verlesen. In diesem setzte er Tiberius und Livien zu Erben ein. Livien adoptirte er in die Julische Familie, und beehrte sie mit dem Nahmen Augusta. Verschiedenen Privatpersonen, der prätorischen Leibwache, den Legionen und allen römischen Bürgern hinterließ er beträchtliche Vermächtnisse. Nur sein Unwille gegen seine Tochter Julia dauerte bis an sein Ende. Zwar bestimmte er ihr ein kleines Legat, wollte sie aber weder in die Familie aufnehmen, noch sie in dem Begräbnisse seiner Voreltern bestatten lassen. Außer seinem Testamente wurden noch vier andere Aufsätze von ihm bekannt gemacht. Einer, in dem er sein Leichenbegängniß anordnete; ein anderer, der seine Thaten aufzählte; ein dritter, der ein Verzeichniß der Provinzen, Truppen und Einkünfte des Reichs; und ein vierter, welcher Regierungsregeln für seine Nachfolger enthielt. Im letzten äußerte er unter andern, daß keinem noch so beliebten Günstlinge zu viele Macht anvertraut werden müsse, um ihm nicht ein Verlangen nach der höchsten einzuflößen. Ein andrer seiner Grundsätze

war, daß man nicht verſuchen müſſe, die Gränzen des Reiches zu erweitern, als welches ſchon itzt mit Schwierigkeit zuſammengehalten würde. So viel Vorſorge für das Beſte ſeines Volkes vergalt dies Volk denn auch mit dem aufrichtigſten und ungeheucheltſten Gram über ſeines theuren Gebieters Hinſcheid. Es ward verordnet, daß die Weiber ein ganzes Jahr um ihn trauern ſollten. Es wurden ihm Tempel errichtet. Göttliche Ehren wurden ihm zugeſtanden und ein gewiſſer Numerius Atticus, ein Senator, der den Schmeichelgeiſt der Zeiten zu ſeinem Vortheile nützen wollte, ſchwor, daß er den Imperator habe zum Himmel fahren ſehn und ward aufs reichlichſte dafür belohnet. Von der Zeit an zweifelte das Volk nicht mehr an ſeiner Vergötterung.

So herrſchte und ſo ſtarb Auguſtus, deſſen Regierung mit dem Blutvergießen der Nationen anhub, und mit ihrer Beglückung ſich endete. Man ſagt mit Recht von ihm, daß es gut für die Menſchen geweſen ſeyn würde, wenn er entweder nie gebohren worden oder nie geſtorben wäre. Sehr wahrſcheinlich iſt es, daß jene Grauſamkeiten, die ſein Triumvirat ſchändeten, das Anſtiften ſeiner Gehülfen geweſen; oder wähnte er vielleicht, daß Cäſars Schatten eine ſo blutige Rache heiſche? Gewiß iſt es, daß ſolche Strenge einigermaaßen zur Wiederherſtellung der öffentlichen Ruhe nöthig war; denn bis der alte Römergeiſt gänzlich ausgerottet worden, konnte die Monarchie nicht ſicher ſeyn. Auguſtus gab der Verfaſſung eine Geſtalt, die dem Genius der Zeiten angemeſſen war. Er ließ ſeinen Unterthanen die ſchmeichelnde Außenſeite eines Freyſtaates, während er ſie mit allen gründlichen Vortheilen einer klüglich verwalteten Monarchie beglückte. Klugheit war in der

That

That eine seiner hervorschimmerndsten Eigenschaften, und könnten wir den Octavius vom Augustus trennen, so würd' er einer der fehlerlosesten Fürsten der Geschichte seyn. Der lange Frieden, dessen seine Unterthanen unter ihm genossen, war gänzlich das Werk seiner Mäßigung, und um die Mitte seiner Regierung sah sich die Eine bessere Hälfte des Menschengeschlechtes unter der Herrschaft Eines Herrn vereinigt, und mit der andern in diesem Frieden. Dies war die Zeit, in welcher Jesus Christus, der Heiland der Welt, die Erde betrat, um die Menschen zu erleuchten, und der Tugend eine neue Sanction zu geben. Er ward geboren im siebenhundert zwey und funfzigsten Jahre Roms, im fünf und zwanzigsten der Regierung des Augustus, und im viertausend und dritten Jahr der Welt nach der gewöhnlichsten Zeitrechnung.

Viertes Kapitel.

Die Regierung des Tiberius.

Tiberius gehörte zu jener unglücklichen Gattung von Menschen, die durch das Verkünstelte der Mittel die nehmlichen Zwecke, die sie zu gewinnen trachten, vernichten. Augustus hinterließ ihm die Liebe des Volks und ein glückseliges Reich. Jene Volksliebe verscherzte er augenblicklich, indem er dasjenige als Schuldigkeit forderte, was sein Vorfahr als Gefälligkeit anzunehmen sich gestellt hatte, und die Glückseligkeit des Reiches untergrub er, indem er einen unseligen Unterschied zwischen der Wohlfahrt des Fürsten und J. d. Gn. 767. J. C. 14.

und des Volkes einführte. So dienten alle seine Fähigkeiten bloß, um seine Irrthümer zu erschweren, und sein Herz zu verderben, und das Ende seines Lebens ward eine ununterbrochene mühselige Anstrengung zu scheinen, was er weit leichter hätte seyn können, und andere zu betrügen indem er sich selbst betrog.

Der erste, der nach seiner Thronbesteigung die Wirkungen seiner argwöhnischen Gemüthsart empfand, war Agrippa Posthumus, der dritte und einzig übrige Sohn des Feldherrn dieses Nahmens und Juliens, Augustus Tochter. Dieser Jüngling, welcher mehr des Mutters Ausgelassenheit als des Vaters Klugheit zum Muster seiner Aufführung gewählt hatte, war vom Augustus auf die Insel Planasium verbannt worden, und ward itzt auf Befehl des Tiberius hingerichtet, nicht ohne dessen ausdrückliches Vorgeben, daß es auf des verstorbenen Kayfers Geheis geschehen wäre, als welcher die Thronfolge habe sicher stellen wollen. Tiberius trieb die Verstellung so weit, daß er dem Centurio, der ihm die Vollstreckung seines Befehls hinterbrachte, zur Antwort gab, er habe keinen solchen Befehl gegeben, und der Centurio würde seiner That halber dem Senat zur Verantwortung stehen müssen. Allein die ganze Sache ward unterdrückt, und dem Centurio keine weitere Rechenschaft abgefodert.

Was nun das Volk im allgemeinen anbetrifft, so war solches willig und bereit, jede Mißhandlung ohne Murren zu ertragen. Alle Stände und Classen des Staates drängten sich, ihre Nacken unter das ehrlose Joch zu strecken, und wetteiferten, durch die weggeworfensten Schmeichelenen zu zeigen, wie unbedingt ihr Gehorsam seyn solle. Alle Bittschriften wurden einzig und allein an Tiberius gerichtet. Er

selbst

ſelbſt trug Sorge, daß nichts Weſentliches ohne ſeine Mitwirkung geſchehen möchte. Der Senat weigerte ſich nicht im mindeſten ihm den Zügel der Regierung zu überlaſſen, aber Tiberius war ſo ſehr Heuchler, daß er die Annahme derſelben ſich ſogar noch als eine Gnade wollte anrechnen laſſen. In einer der kunſtreichſten und verarbeiteteſten Reden wehklagte er im Senat über den Umfang des Reichs und die Schwierigkeiten, es mit dem nöthigen Geſchicke zu lenken. Er äußerte, daß er ſelbſt einer ſolchen Arbeit ſich keinesweges gewachſen fühle, und gab zu verſtehen, daß in der That kein Menſch taugte Auguſtus Platz würdig auszufüllen. Da jedoch glücklicherweiſe die Stadt mit ſo viel weiſen und würdigen Männern geſchmückt wäre, ſo ſey es ungleich rathſamer, daß mehrere derſelben ihre Vorſorge und ihre Rathſchläge vereinigten, als daß man das Ganze ihm, dem Einzelnen, aufſchultere. Der Senat, in den Künſten der Schmeicheley gar wohl bewandert, hütete ſich gefliſſentlich, auf dieſe Vorſtellung Rückſicht zu nehmen. Er erſuchte ihn auf das demüthigſte, ſich dem Regimente zu unterziehn, und ein Geſchäft nicht abzulehnen, dem er allein gewachſen ſey. Tiberius ſchien erweicht. Er geneigte, ihnen wenigſtens zum Theil zu willfahren; da das Ganze für ihn zu läſtig ſey, ſagt' er, ſo woll' er, um ſeinen guten Willen zu zeigen, wenigſtens einen oder andern Zweig der Staatsverwaltung übernehmen. Hierauf fragte ihn Aſinius Pollio, welchen Theil deſſelben er denn zu übernehmen denke. Dieſe unerwartete Frage verwirrte ihn. Er ſchwieg eine Weile, erholte ſich jedoch bald, und antwortete entſchlüpfend genug, wie es ihm nicht zieme, einen Theil deſſen auszukieſen, womit er ſich am liebſten überall verſchonet ſähe. Jener merkte augenblicklich, daß er zu weit gegangen ſey, oder hatt'

auch

auch in der That die Frage nur aufgeworfen, um des Kayſers Eitelkeit zu ſchmeicheln. Er erklärte daher, daß es mit ſeiner Frage keinesweges ſo gemeint ſey, als wünſch' er zu theilen, was untheilbar wäre; ſondern, daß er den Kayſer bloß durch ſein eignes Geſtändniß habe überzeugen wollen, daß der Staat nur Ein Körper wäre, und alſo auch nur durch eine einzige Seele regiert werden könne. Durch das Bitten, Flehen, Pochen und Geſchrey aller Anweſenden ſcheinbar ermüdet, ergab Tiberius ſich endlich ſtuffenweiſe und geruhete, die Regierung zu übernehmen, lediglich um die Wünſche des Staates zu befriedigen, nicht im mindeſten um ſein ſelbſt willen; wobey er ſich denn auch weislich vorbehielt, ſie nicht länger zu behalten, als bis jener es rathſam finden würde, ſeine alten Tage zur Ruhe zu ſetzen.

Sechs und funfzig Jahre war Tiberius alt, als er die Regierung des römiſchen Reiches übernahm. Lang hatt' er unter Auguſtus in einem Zuſtande tiefer Verſtellung gelebt, und auch itzt war er noch nicht dreiſt genug, ſich in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen. Daher ſahe man im Anfange ſeiner Regierung nichts denn Klugheit, Edelmuth und Milde. Er verwarf alle jene ſchimmernde Nahmen und Ehrentitel, die der Senat ihm ſo freygebig zuerkannte. Er verbot, daß man ihm göttliche Ehre erwieſe. Auch ſolche Ehrenbezeugungen, die er ohne Vorwurf hätte annehmen können, ſchienen ihm läſtig; und der einzige Lohn, den er für die Laſten der Regierung begehrte, ſchien das Bewußtſeyn zu ſeyn, ſelbigen zu verdienen. Als der Senat ſich erbot, alle ſeine Verordnungen zu unterſchreiben, nicht nur die, welche er bereits gegeben hatte, ſondern auch jene, die er noch in Zukunft geben wolle, ſo widerſetzte er ſich einer ſo niederträchtigen

tigen Schmeicheley, und äußerte den wahren Gedanken, daß alle Dinge unterm Monde wandelbar und veränderlich seyn, und daß je höher er stände, je mißlicher sey sein Standort. Große Geduld und Mäßigung erkünstelte er bey jeder Gelegenheit. Wiewohl manches im Senat durchgieng, das ihm nicht anstand, so schien er doch im geringsten nicht dadurch beleidigt zu seyn. Da er erfuhr, daß gewisse Leute von ihm und seiner Regierung schlecht gesprochen hätten, äußerte er nicht den mindesten Unwillen, sondern erwiderte, daß in einem freyen Staate auch die Zungen der Menschen frey seyn müßten. Als der Senat wider die, welche ihn in Spottschriften durchgehechelt hatten, mit Strengigkeit verfahren wollte, hindert er es mit der Aeußerung, er habe wohl etwas wichtigers und nützlicheres zu thun, als um ähnliche Nichtswürdigkeiten sich zu bekümmern, und der beste Weg solche Verunglimpfer zu bestrafen, sey der, daß man ihnen entweder Verachtung mit Verachtung vergelte, oder durch sein Betragen ihre Schandschriften widerlege.

Als einige Statthalter ihm Mittel, seine Einkünfte zu vergrößern, angaben, antwortete er mit Unwillen, daß ein guter Hirte seine Heerde scheere und nicht schinde. Allerley Aufwandgesetze gab er wider die Gasthöfe und öffentlichen Häuser, er strafte unehrbare Matronen und verbot sogar, einander mit einem Kuß zu grüßen. Aeußerst wachsam war er, um Räuberey und Meuterey zu ersticken, und in allen Städten Italiens die Gerechtigkeit gesetzlich und gebührend verwalten zu lassen. Dem Senat begegnete er mit großer Ehrerbietigkeit, und that anfangs nichts wichtiges ohne seinen Rath und seine Genehmhaltung. Sie ihrerseits drangen ihm unaufhörlich neue und

aus-

ausſchweifende Ehrenbezeugungen auf, ſo daß nie ein Fürſt in dem Grade iſt geſchmeichelt worden, wie dieſer. Auch iſt es gar nicht unwahrſcheinlich, daß eben dieſe ehrloſe Schmeicheleyen ihn bewogen haben, die Larve der Verſtellung um ſo dreuſter bey Seite zu legen.

Germanicus ſeltnes Glück lockte ſeine wahren Geſinnungen zuerſt ans Licht und entdeckte die Bösartigkeit ſeines innern Menſchen. Kaum fühlte er ſich einigermaßen auf dem Throne befeſtigt, als Nachricht einlief, daß die Pannoniſchen Legionen, durch die Zeitung von Auguſtus Tode ausgelaſſen und neuerungsluſtig geworden, ſich empöret hätten; ſie wurden jedoch beruhigt, nachdem ihr Rädelsführer Percennius war erſchlagen worden. Bedeutender war der Aufſtand des Heeres in Germanien. Die Legionen in dieſem Theile des Reichs ſtanden unter Anführung des Germanicus, des Sohnes Druſus, eines jüngern Bruders des Tibers, eines Jünglings von bewunderungswürdigen Eigenſchaften, und welchen Tiber auf des erſten Kaiſers Befehl zum Thronfolger hatte adoptiren müſſen. Einer zufälligen Abweſenheit dieſes jungen Feldherrn bedienten die Legionen ſich zum allgemeinen Aufſtande. Sie behaupteten kühnlich, das römiſche Reich ſey in ihrer Gewalt, als deren Waffenglücke es einzig ſeinen Glanz zu verdanken habe, und dem zufolge beſchloſſen ſie, als Germanicus zurück kam, ihn zum Kaiſer zu erwählen. Dieſer Feldherr war der Liebling und das Idol der Soldaten, und es würde ihm eine Kleinigkeit geweſen ſeyn, ſich des Reiches zu bemächtigen. Aber ſein Pflichtgefühl beſiegte ſeinen Ehrgeiz. Mit dem äuſſerſten Unwillen verwarf er ihr Anerbieten und gab ſich alle erſinnliche Mühe den Aufruhr zu ſtillen. Es gelang ihm, wiewohl mit äuſſerſter Gefahr, indem

er

er einige der vornehmſten Rädelsführer hinrichten ließ und die übrigen wider die Germanen ins Feld führte, die damalen als die gemeinſchaftlichen Reichsfeinde betrachtet wurden.

Tiberius war über Germanicus Loyalität eben ſo erfreut, als deſſen ausnehmende Beliebtheit ihn ängſtigte. Sein nachfolgendes Glück wider die Deutſchen entzündete des Kaiſers Neid und Privatgroll in noch höherem Grade. Er überwand den Feind in mehreren Schlachten, unterjochte manche wilde und weite Landſchaften und bezwang die Angrivarier, Herusker und Katten nebſt andern rohen Völkerſchaften jenſeit des Rheins. Unter ſeinen übrigen Thaten war jene keine der unrühmlichſten, daß er die Adler, die dem unglücklichen Varus waren abgenommen worden, wieder eroberte, und zum Gedächtniß ſeinen eignen Legionen Trophäen in den nehmlichen Wüſten errichtete, in denen die Legionen des Varus waren erſchlagen worden. Eine beſcheidne Inſchrift auf einem der Denkmale nannte blos die Völker, die er bezwungen, und das Heer, welches ſie beſiegt hatte, ohne ſeines eigenen Nahmens zu gedenken; es ſey nun, daß er dem Neide habe ausweichen wollen, oder daß er ſichs bewußt geweſen, die Nachwelt werde die Lücke ausfüllen.

Alle dieſe Siege dienten inzwiſchen bloß, des Kaiſers Eiferſucht zu entflammen, und jede neue Tugend des Feldherrn war ein neuer Stachel in des Kaiſers Herzen. Man merkte dieſe geheime Unruhe zuerſt in den mannigfaltigen Vorwänden, die Tiberius brauchte, um den Germanicus von ſeinen Legionen zu entfernen. Ein einheimiſcher Aufſtand nöthigte ihn jedoch eine Zeitlang, von dieſem Plane abzulaſſen. **Clemens**, ein ehemaliger Sclave jenes jungen Agrippa, welchen Tiberius hatte hinrichten

laſſen, erregte dieſen Aufſtand. Da er ſeinem ehemaligen Herrn an Jahren glich und an Geſtalt nicht unähnlich war, ſo nahm er ſeinen Nahmen an und ließ in allen Gegenden Italiens ausſprengen, daß Agrippa noch lebe.

J. C. 17. Unglaublich iſt es, was dies eitle Gerücht für Eindruck auf die Gemüther machte, und welche Unruhe es in manchen Städten Italiens erregte; indem Clemens kühnlich ſein Recht in Anſpruch nahm, und itzt in dieſem, itzt in jenem Theile des Landes auftrat, wo er es mit Sicherheit thun konnte. Tiberius kannte den Betrug jedoch zu gut und beſchloß, den Betrüger mit gleicher Münze zu bezahlen. Zu dem Ende mußten zwey Soldaten zu ihm übergehn, große Anhänglichkeit an ſeine Perſon heucheln und bey der erſten bequemen Gelegenheit ſich ſeiner verſichern. Sie vollſtreckten ihren Auftrag mit Pünktlichkeit und mit Erfolg. Clemens ward gefangen und vor Tiberius geführt, der ihn mit finſtrer Miene fragte, wie er dazu gekommen wäre, Agrippa zu ſeyn. Auf keine andere Weiſe, erwiderte der Abentheurer, als wie du dazu kamſt, Cäſar zu ſeyn. Solche Entſchloſſenheit überzeugte Tiberen, daß es vergeblich ſeyn würde, ihm die Entdeckung ſeiner etwanigen Mitſchuldigen abzunöthigen, und er beſchloß, ihn augenblicklich hinrichten zu laſſen. Dennoch fürchtete er ſich vor dem Volke ſo ſehr, daß ers nicht wagen mochte, ihn öffentlich zu beſtrafen, ſondern ihn in ein geheimes Zimmer des Pallaſtes bringen und dort erdroſſeln ließ.

So von ſeinem häuslichen Feinde befreyet, lenkte ſeine Aufmerkſamkeit ſich einzig auf die ſcheinbarſten Mittel, den Germanicus den Armen ſeiner legio-

legionen zu entziehn und nach Hauſe zurück zu bringen. Ein Einfall der Parther gewährte ihm hierzu die bequemſte Gelegenheit. Dies rohe und unbezwingliche Volk hatte zween ſeiner eignen Könige erſchlagen, weigerte ſich itzt, einem Prinzen, der als Geißel zu Rom erzogen war und der rechtmäßige Thronfolger ſcheint geweſen zu ſeyn, anzuerkennen, brach den Frieden, der unter Auguſtus Regierung war geſchloſſen worden, und fiel in Armenien ein, das dem Reiche zinſete. Tiberen war dieſer Einfall nicht unwillkommen, angeſehen ſolcher ihm einen Vorwand an die Hand gab, den Germanicus zurück zu rufen und ſo von jenen Legionen zu entfernen, die ihm zu ſehr ergeben waren. Er begann damit, daß er ihm einen Triumph für ſeine Siege in Deutſchland auswirkte. Dann ſchrieb er ihm, er möchte zu Hauſe kommen, um der Ehren zu genießen, die der Senat ihm zuerkannt hätte; genug des Ruhmes habe er in einem Lande geerndtet, das er neunmal mit Krieg überzogen und neunmal beſiegt habe; zur Gnüge habe er die Feinde des Reiches gedemüthigt, und man könne an jenen rohen Völkerſchaften ſich nicht nachdrücklicher rächen, als wenn man ſie ihren innern Zwiſtigkeiten überließe. Germanicus beantwortete ſo viele gleißende Höflichkeiten nicht gradezu, ſondern bat ernſtlich um Erlaubniß, ſeinen Platz nur noch ein Jahr behalten zu dürfen, um die Unternehmungen, die er begonnen, zu enden. Allein Tiberius hütete ſich wohl, ihm dieſes einzuräumen. Er überhäufte ihn mit neuen Ehren; er bot ihm das Conſulat an, und lud ihn ein, ſein Amt in Perſon zu verwalten. Kurz, Germanicus ſah ſich alles Vorwandes zu längerm Verweilen beraubt, und da überdies die Jahrszeit ſchon ſehr vorgerückt war, ſo verſchob er ſeine Abreiſe nicht länger. Unzählbare Schaaren Volks giengen ihm bis viele

Meilen vor der Stadt entgegen, und die Achtung, die ſie ihm erwieſen, gränzte an Vergötterung. Der Adel ſeines Anſtandes, die Anmuth ſeiner Perſon, der rührende Anblick ſeiner fünf Kinder, die neben ihm in dem Triumphwagen ſaßen, und jene Adler, die Varus eingebüßt und Germanicus wieder erobert hatte — dies alles warf das Volk in eine Phreneſie der Freude und der Verwunderung. Tiberius, wiewohl von innerem Grimm zerwaget, ſchien das allgemeine Entzücken zu theilen. Er gab dem Volk in Germanicus Nahmen dreyhundert Seſterzien auf den Kopf und im folgenden Jahre machte er ihn zu ſeinem Gehülfen im Conſulat. Seine Abſicht war jedoch, von Rom, wo die auſſerordentliche Beliebtheit des Mannes ihm ein Dorn im Auge geworden war, ihn zu entfernen, ohne ihm jedoch eine Befehlshaberſchaft anzuvertrauen, die er zu ſeinem Nachtheil hätte mißbrauchen können. Der parthiſche Einfall kam zu dieſer Abſicht ihm ſehr gelegen. Auch ereigneten ſich um dieſe Zeit noch einige andere Vorfälle in Aſien, welche dieſer ehrenvollen Verbannung einen Anſtrich zu geben vermochten. Antiochus, König von Comagene, und Philopator, König von Cilicien, waren beyde geſtorben, und hatten ihre Reiche in gewiſſen Unruhen hinterlaſſen, die den Römern hätten nachtheilig werden können. Zu gleicher Zeit regten Syrien und Judäa ſich unter der unerſchwinglichen Laſt von Auflagen und ſchrien um Erleichterung. So mancherley und zum Theil ſo wichtige Geſchäfte ſchienen der Aufmerkſamkeit des Germanicus nicht unwürdig. Tiberius ermangelte nicht, dem Senate vorzuſtellen, wie nöthig ſeine Gegenwart in dieſen Gegenden des Reiches ſey. Willigſt wurden ihm demnach alle Provinzen Aſiens übergeben und eine gröſſere Macht ward ihm eingeräumt, als je einem Statthalter vor ihm

war zugeſtanden worden. Allein Tiberius hatte bereits eine ſehr wirkſame Maasregel getroffen, um dieſe Macht zu beſchränken. Den **Cnejus Piſo** hatt' er als Statthalter nach Syrien geſchickt, nachdem er den **Sulpicius** zu dem Ende dieſes Amtes entſetzt hatte. Dieſer Piſo war ein Menſch von wüthender und hartnäkkiger Gemüthsart und in jeder Rückſicht geſchickt, um die unglücklichen Anſchläge auszuführen, zu denen man ihn ausgeſucht hatte. Sein Auftrag enthielt, daß er dem Germanicus in alle Wege entgegen arbeiten, daß er, ſo viel ohne Verdacht zu erregen möglich wäre, den Haß des Volks gegen ihn aufrühren, und wenn ſich eine ſchickliche Gelegenheit darböte, ſogar ſeinen Tod veranſtalten ſollte.

Germanicus war kaum mit ſeiner neuen Würde bekleidet worden, als er die nöthigen Anſtalten traf, Rom, nebſt ſeinem Weibe und ſeinen Kindern, zu verlaſſen und ſeinen Feldzug in den Oſten anzutreten. Mittlerweile trachtete Piſo, ſeinen Verhaltungsbefehlen gemäß, durch alle Künſte der Beſtechung und der Schmeicheley die Zuneigung der Soldaten zu erwerben. Er ergriff jede Gelegenheit, den Germanicus zu verunglimpfen. Er beſchuldigte ihn, daß er den Ruhm der Römer durch den Schuß entehre, den er dem Volke, das ſich **Athener** nenne, ohne es ferner zu ſeyn, angedeihen ließe. Germanicus würdigte ſeine Läſterungen keiner Aufmerkſamkeit. Die Pflichten ſeines Amtes erfüllen, ſchien ihm wichtiger als Piſos Ränken entgegen wirken. In kurzer Zeit ſetzte er den König von Armenien, der ein Freund der Römer war, in ſein Reich ein. Er verwandelte Comagene und Cilicien in römiſche Provinzen, und beſtellte eigne Prätoren, um die ſchuldigen Abgaben einzutreiben. Bald darauf zwang er die Parther um Friede

J. C. 19.

zu bitten und gewährte ihn ihnen unter Bedingungen, die Rom gleich rühmlich und vortheilhaft waren. Nichts deſtoweniger hörten Piſo und ſein Weib Plancina, die als eins der unverſöhnlichſten und grauſamſten Geſchöpfe geſchildert wird, nicht auf, ihn zu läſtern und alle ſeine Schritte zu tadeln. Noch immer würdigte Germanicus ihre ohnmächtige Bosheit keiner Rückſicht. Geduld und Herablaſſung waren alles, was er ihren Schmähungen entgegen ſetzte, und nach einer ihm natürlichen Sanftmuth vergalt er ihre blutigſten Vorwürfe mit Höflichkeit. Er war jedoch mit ihren Triebfedern keinesweges unbekannt. Geneigt, ihrer Feindſchaft lieber auszuweichen, als ſich derſelben gradezu zu widerſetzen, machte er eine Reiſe nach Egypten, unter dem Vorwande die geprieſenen Alterthümer dieſes Landes zu beſehen, in der That aber um Piſos und ſeines Weibes geheimen Nachſtellungen auszuweichen, die von Tage zu Tage anfiengen gefährlicher zu werden. Nichts deſtoweniger verfiel er nach ſeiner Heimkunft in ein ſehr verdächtiges Siechthum. Und es ſey nun Wirkung eines ſchon vorhin beunruhigten Gemüthes, oder Folge offenbarer Proben von ſeines Gegners Treuloſigkeit geweſen, er ſandte zu ihm und ließ ihm ankündigen, daß er hinfort allen Zuſammenhang und alle Freundſchaft mit ihm aufgäbe. Ein vorübergehender Anſchein von Geneſung belebte die Hoffnungen ſeiner Freunde noch einmal, und Antiochiens Bürger eilten für ſeine völlige Herſtellung zu opfern. Allein Piſo mit ſeinen Lictoren unterbrach die Feyerlichkeit gewaltſamerweiſe und trieb die Opferthiere vom Fuße der Altäre weg. Mittlerweile ward Germanicus täglich ſchlimmer. Sein Tod ſchien unvermeidlich. Er ſelbſt fühlte ſein herannahendes Ende und ergoß gegen ſeine umſtehenden trauernden Freunde ſich in bittere Klagen. „Stürb' ich

ich eines natürlichen Todes, sprach er, so möcht' ich mich vielleicht nicht ohne Ursach beklagen, daß ich dem Leben und meinen Lieblingen in so frühen Jahren entrissen werde. Itzt aber, da ich falle, ein Schlachtopfer von Pisos und Plancinas Verrätherey, itzt ist mein Schicksal vollends unerträglich. Meldet, ich beschwere euch, meldet dem Kaiser die Art meines Todes und die Quaalen, die ich dulde. Diejenigen, die mich liebten, dieweil ich lebte, auch die, welche mein Glück beneideten, werden einiges Mitleid fühlen, wenn sie einen Krieger, der dem Stahl des Feindes so oft entrann, an den Streichen eines Weibes verbluten sehen. Führt dann meine Sache vor dem Volk. Es wird euch mit Theilnehmung hören, und sollten die Mörder sich mit höhern Befehlen rechtfertigen wollen, so wird man ihnen entweder nicht glauben, oder ihnen dennoch nicht verzeihen." Mit ausgebreiteten Händen redete er so, während seine Freunde die Hände, die er flehend ihnen entgegen streckte, zärtlich drückten und ihm heiligst gelobten, eher ihr Leben aufzugeben als die hohe Pflicht, ihn zu rächen. Der sterbende Prinz wandte sich dann an seine Gattin, beschwor sie bey seinem Andenken und bey den Banden der ehelichen Liebe, dem Drange der Zeiten nachzugeben und dem Groll ihrer mächtigen Feinde durch stilles Dulden zu entschlüpfen. So viel sagte er öffentlich vor den Leuten. Insgeheim aber äußerte er ein mehrers, warnte sie, sagt man, vor des Kaisers Grausamkeit und gab dann seinen edelmüthigen Geist auf. Unbeschreiblich ist der Jammer, der das Reich erfüllte, da die Zeitung von Germanicus Tode erscholl. Roms Einwohner schienen ihrem Schmerze keine Grenze zu setzen. Alle öffentliche und häusliche Geschäfte wurden unterbrochen. Die Gassen toseten von Wehklagen, die Tempel wurden gesteinigt und die

Aſche niedergeriſſen; neugeborne Kinder wurden weggeworfen, als wären ſie in dem allgemeinen Jammer der älterlichen Vorſorge nicht würdig. So ganz hatte der Geiſt der Tapferkeit und der Gleichmüthigkeit dieſes ſonſt ſo edlen Volkes ſich verloren. So gewohnt war es ſeine Glückſeligkeit in Demüthigungen vor ſeinen Gewaltigern zu ſuchen, daß das Wohl des Staates ihm lediglich auf dem Wohl eines Einzelnen zu ruhen ſchien. In der That beſtand das Gemeinweſen itzt nur noch aus Leuten, die jüngſt ihre Freyheit erhalten hatten, oder aus einem müßigen Geſindel, das auf Koſten des öffentlichen Schatzes lebte. Menſchen wie dieſe fühlten nichts als ihre Kraftloſigkeit und ängſteten ſich gleich Kindern vor Schreckbildern, die ihnen ihre eigene Phantaſie erſchuf.

Mitten in dem allgemeinen Jammer ſchien Piſo zum Verderben ausgezeichnet. Ihm und ſeinem Weibe legt die Geſchichte im Durchſchnitt Germanicus Tod zur Laſt. Ihr zu widerſprechen iſt in unſerm fernen Zeitalter zu ſpät. Indeſſen ſcheint die allgemeine Beſchuldigung, daß er ihm ein langſames Gift habe eingeben laſſen, keinesweges hinreichend erwieſen zu ſeyn. Der Glaube an langſames Gift ſteht gegenwärtig auf ſehr ſchwachen Füßen, es iſt vielmehr durchgehends die Meinung der Aerzte, daß es nicht in der Gewalt der Kunſt ſtehe, die Dauer ſeiner Wirkſamkeit zu berechnen und zu ordnen. Sey dem wie ihm wolle, nicht nur Piſo und ſein Weib, ſondern auch der Kaiſer ſelbſt und ſeine Mutter Livia wurden des gehäſſigen Verbrechens beargwohnet. Agrippinens Ankunft gab dieſem Verdacht und dem Herzeleid des Volkes neue Nahrung. Umringt von ihren Kindern und die Aſche ihres Gemahls in ihren Händen tragend, näherte das ehrwürdige Weib ſich den Thoren

ten Roms. Der Senat gieng ihr entgegen. Das nehmliche that der ganze unzählbare Hauſe des römiſchen Volkes und bewillkommte ſie mit Zurufungen der Bewunderung und des Schmerzes. Am lauteſten und unverdächtigſten wehklagten jene grauen Krieger, die weiland unter Germanicus gedient hatten. Germanicus Aſche ward in Auguſtus Grabmale beygeſetzt. In dumpfer Stille ſchauete die unermeßliche Menge dem finſtern Schauſpiel eine Weile ſchweigend zu. Dann mit einmal brachen die verſammelten Myriaden in wildes Klaggeſchrey aus, laut rufend, daß das Gemeinweſen untergegangen ſey!

Tiberius, deſſen Eiferſucht wohl Urſache hatte, durch einen ſo unbändigen und ausgelaſſenen Schmerz beunruhigt zu werden, verarbeitete ſich aufs äuſſerſte ein ſeinen Ingrimm zu verhüllen, und Theilnehmung an dem allgemeinen Kummer zu erheucheln. Er erlaubte ſogar, daß Piſo, den man allgemein für das Werkzeug ſeiner Rache hielt, verklagt werden durfte. Trotzend auf die Gunſt, darin er beym Kaiſer ſtund, war dieſer Feldherr ſo eben nach Rom zurückgekommen, wo er unverzüglich von Agrippina und ihren Freunden vor dem Senat belangt wurde. Grauſamkeit gegen rechtſchaffne Leute, Beſtechung der Legionen und hauptſächlich Germanicus Tod waren die Verbrechen, die man ihm zur Laſt legte.

Piſo, es ſey nun, daß er ſeiner Unſchuld ſich nicht bewuſt geweſen, oder dem Strom der Volksmeinung ſich zu widerſetzen vergeblich gehalten habe, vertheidigte ſich nur ſchwach gegen jedes Stück der Klage. Germanicus Vergiftung konnte jedoch nicht ſo unwiderſprechlich erwieſen werden, daß die Richter, wiewohl wider ihn eingenommen, ihn hätten verdam-

men können. Sein Prozeß zog ſich daher mehr in die Länge, als man erwartet hatte. Piſo ſelbſt war es, der ihm und ſeinem Leben endlich mit eigner Hand ein Ziel ſetzte. Sein Weib Plancina, das allgemein für den Schuldigſten von beyden gehalten wurde, entgieng der Strafe, und binnen kurzen waren alle Unruhen, die dieſer traurige Vorfall erregt hatte, beſchwichtigt.

Ohngefähr ein Jahr nach Germanicus Tode ernannte Tiberius ſeinen eignen Sohn Druſus zu ſeinem Gehülfen im Conſulat, und um mit den Geſchäften ihn beyzeiten bekannt zu machen, überließ er ihm die Regierung der Stadt, während er ſelbſt unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit aufs Land gieng. Um dieſe Zeit empörten ſich verſchiedene Galliſche Völkerſchaften, unfähig die unerſchwinglichen Auflagen zu tragen, die der Kayſer ihnen neuerdings aufgebürdet hatte. Die vornehmſten Rädelsführer bey dieſem Aufſtande waren **Florus** und **Sacrovir**, und ſie fochten anfangs mit ſo vielem Glücke, daß der Ruf ihrer Thaten Rom ſelbſt in Beſtürzung ſetzte. Allein bald zog **Cajus Silius** mit den Legionen wider ſie zu Felde, und ſchlug ſie in einer großen und entſcheidenden Schlacht. Auch in Numidien ereignete ſich ein Aufſtand unter **Tacfarinas**, der ſchon einmal aufgeſtanden war. Diesmal demüthigte **Blaſius** ihn, und ward mit des Kaiſers Erlaubniß dafür von ſeinem Heere Imperator gegrüſt.

Bis itzt hatte Tiberius ſich innerhalb gewiſſer Schranken gehalten. Er war nüchtern, gerecht, unpartheilich, ein ſtrenger Beſtrafer fremder Ungerechtigkeiten, und ſeinem ſchwelgeriſchen Hofe ein Beyſpiel der Mäßigung. Seit dem neunten Jahre ſeiner Regierung aber äußerten ſich die blutigen Folgen ſeiner argwöhniſchen Gemüthsart.

Da kein Eiferſucht erregender Gegenſtand mehr vorhanden war, vor dem er ſich hätte ſcheuen dürfen, ſo fieng er an, die Larve gänzlich abzulegen, und ſich ganz in ſeiner wahren Geſtalt zu zeigen. Nicht länger befolgte er jenen weiſen Grundſatz, der durch ſeine auffallende Wahrhaftigkeit Sprichwort geworden iſt, daß Ehrlichkeit die beſte Politik ſey. Bey ihm artete Klugheit in Schlauigkeit, Gerechtigkeit in Argliſt, überlegner Verſtand in Gewandheit aus, zu den Ereigniſſen des Augenblicks täuſchende Palliative auszufinden. Er unterzog ſich in eigner Perſon der Auflegung aller politiſchen Maasregeln, und gab durch feingeſponnene Grübeleyen eines bösartigen Gemüths der Sittlichkeit jede ihm beliebige Farbe. Täglich that er in das Anſehn des Senates neue Eingriffe, und die ſclaviſche Stimmung dieſes weiland ſo hochgeſinnten Staatskörpers erleichterte ihm das ſo ſehr, daß er ſelbſt ſeine Niederträchtigkeit verachten mußte, während er die Vortheile derſelben genoß. Es exiſtirte noch ein altes Geſetz, Kraft deſſen jedes Verbrechen wider die Majeſtät des Volks für Hochverrath erklärt wurde. Tiberius maßete ſich die Auslegung und Anwendung dieſes Geſetzes an, und dehnte es nicht nur auf Fälle aus, welche die Sicherheit des Staates wirklich gefährdeten, ſondern auch auf jeden Umſtand, der ſeinen Haß oder ſeinen Verdacht begünſtigen mochte. Hinfort verſchwand alle Freymüthigkeit aus geſellſchaftlichen Zirkeln. Unſeliges Mißtrauen trennte die theuerſten Verwandte. Die Düſterniß und Verſchloſſenheit des Fürſten verbreitete ſich durch alle Stände; ſchimmerndes Genie galt für Unbeſonnenheit; Freundſchaft für Schlingenlegen eines Verräthers, und die Tugend ſelbſt betrachtete man als einen zudringlichen und beſchwerlichen Gaſt,

der

der bloß diente, das Volk an ſein verlornes Glück zu erinnern.

Der erſte, welcher dem erneuerten Geſetz des Hochverraths zum Opfer fiel, war **Cornutus Cordus**, der in ſeinen Annalen des römiſchen Reichs den Brutus den letzten **Römer** genannt hatte. Auch glaubt man, daß er den **Sejanus, Tiberius** Liebling, in einigen Privatunternehmungen durch zu freye Aeußerungen beleidigt habe. Da dieſer Rechtſchaffne ſeinen Tod beſchloſſen ſahe, vertheidigte er ſich im Senat mit großem Nachdruck und männlichem Muthe. Dann gieng er zu Hauſe, entſchloſſen der Rachgier des Tyrannen durch einen freywilligen Tod zuvor zukommen, und enthielt ſich aller Nahrung. Die Angeber, voll Beſorgniß, des Lohns ihrer Büberey verluſtig zu gehn, klagten beym Senat, daß Cordus ſich der Gerechtigkeit entziehen wolle. Aber während über dieſe Klage berathſchlaget wurde, abſolvirte, wie Tacitus ſich ausdrückt, **Cordus ſich ſelbſt durch den Tod.**

Zu Anfange dieſer Grauſamkeiten war es, daß Tiberius den **Sejan** in ſein Vertrauen aufnahm, einen römiſchen Ritter, der durch eine Verſtellungskunſt, die derjenigen ſeines Herrn ſelbſt überlegen war, ſich einen, wie es ſchien, unerſchütterlichen Platz in ſeinem Herzen gewonnen hatte. Dieſer Günſtling, von Geburt ein Volſcier, war fein und verſchloſſen in ſeinen Anſchlägen, aber kühn und anmaßend in der Unternehmung, beſcheiden dem äußern Anſchein nach, aber unter dieſer erkünſtelten Mäßigung von unerſättlichem Ehrgeiz lodernd. Er hielt der Zuneigung des Kaiſers ſich ſo gewiß, daß, wiewohl gegen jeden andern zurückhaltend und verſchloſſen, er dennoch vor jenem kein Geheimniß hatte. Der Kaiſer ernannte ihn zum **Präfectus Prätorii**, einem der erhaben-

habenſten Poſten im Reiche, und pries ihn im Senate als den würdigen Gehülfen in ſeinen ſchweren Arbeiten. Die ſclaviſchen Senatoren lieſſen es ſich geſagt ſeyn. Sie, die des Kaiſers leiſeſter Aeuſſerung mit allzeit fertiger Schmeicheley entgegen flogen, errichteten die Bildſäulen des Sejanus neben Tiberius ſeinen, und wetteiferten, ihm mit dem Kaiſer gleiche Ehre zu erweiſen. Man weis nicht genau, ob Sejanus der Anſtifter der nachherigen Grauſamkeiten geweſen; aber gewiß iſts, daß vom Anfang ſeines Miniſterii an Tiberius ungleich argwöhniſcher und blutdürſtiger ſchien geworden zu ſeyn, denn vorher.

Von ſo niedrigen Anfängen wagte dieſer Günſtling nach dem Throne empor zu ſtreben, und beſchloß des Kaiſers blindes Zutrauen zu ſeinem Sturze zu mißbrauchen. Er erwog jedoch, daß Tiberius Untergang ſeine Abſichten eher verzögern als beſchleunigen würde, während ſein Sohn Druſus und die Kinder des Germanicus noch lebten. Mit dieſen beſchloß er daher den Anfang zu machen. Zuerſt machte er ſich an Livia, Druſus Gattin, verführte ſie, und bewegte ſie, ihren Gatten zu vergeben. Es geſchah, erzählt man uns, vermittelſt eines langſamen Giftes, das ſeinem Tode den Anſchein einer natürlichen Krankheit gab. Tiberius, der entweder weniger Anhänglichkeit fähig war, oder wenigſtens ſeinen Sohn nicht ſonderlich achtete, ertrug ſeinen Verluſt mit groſſer Ruhe. Man hörte ihn ſogar bey der Gelegenheit einen Spas anbringen. Als nehmlich die Geſandten von Troja mit ihren Beyleidsbezeugungen ein wenig ſpät kamen, bezeugte Tiberius ihnen ſeinerſeits ſein Beyleid um den Verluſt ihres wackern Landsmannes des Hector.

Ermuntert durch dieſen erſten Erfolg, wagte Sejanus ſich unverzüglich an die Kinder des Germanicus, welche itzt die unſtreitigen Thronfolger waren. Die Treue ihrer Aufſeher und die Keuſchheit ihrer Mutter legten ihm jedoch hier beträchtliche Hinderniſſe in den Weg. Um ſie wegzuräumen, veränderte er den Operationsplan, und beſchloß den Kaiſer aus der Stadt zu entfernen; eine Maasregel, von derer ſich die gewünſchteſten Folgen für ſeinen Anſchlag verſprach. Kein Zugang war zu dem Kaiſer zu gewinnen, als durch ihn. Alle Briefe an jenen mußten durch ſeine Hände gehn. In der That war er alsdann der wahre Regent, und es konnte ihm an Gelegenheit nicht fehlen, alle Hinderniſſe, die ſeinem Ehrgeiz in dem Wege ſtanden, fortzuräumen. In dieſer Hinſicht bot er alle ſeine Geſchicklichkeit auf, um den Kaiſer zu bereden, daß er den getümmelvollen Aufenthalt in Rom gegen irgend eine ſchöne ländliche Einſamkeit vertauſchen möchte. Nicht müde ward er, ihm die großen und zahlloſen Unbequemlichkeiten des Stadtlebens, die Beſchwerde regelmäßig im Senat erſcheinen zu müſſen, und die aufrühriſche Gemüthsart der Bürger Roms vorzuſpiegeln. Hingeriſſen durch ſeine Ueberredungsgründe, oder vielleicht nur ſeinem natürlichen Hang zum müßigen Wohlleben nachgebend, verließ Tiberius Rom im zwölften Jahr ſeiner Regierung, und gieng unterm Vorwande, dem Jupiter und Auguſtus einige Tempel weihen zu müſſen, nach Campanien. Nie kam er wieder nach Rom zurück, wiewohl er ſeinen Aufenthalt noch einigemal veränderte. Den gröſten Theil ſeines Lebens verbrachte er in der Inſel Caprea, einem Erdfleck, der eben ſo ehrlos durch ſeine Lüderlichkeiten als abſcheulich durch ſeine Grauſamkeiten geworden iſt. Denn kaum hatte der Tyrann ſeinen

Abſich-

Abſichten zufolge jene Tempelweihe in Campanien vollbracht, als er ein Edict ausgehen ließ, das jedermänniglich ſeine Ruhe zu ſtören unterſagte, und den Zuſtrom ſeiner Unterthanen durch Soldaten hemmte, die alle Zugänge zu ſeinem Pallaſte beſetzen mußten. Als er aber auch hier vor der Zudringlichkeit und vor dem Wehklagen der Menſchen noch nicht ſicher genug zu ſeyn glaubte, flüchtete er, wie oben geſagt, in die wollüſtige Inſel Caprea, die ohngefähr drey Meilen vom feſten Lande und Neapel gegenüber liegt. In dieſer Einſamkeit vergraben, überließ er ſich ganz ſeinen Wollüſten, unbekümmert um das Elend der Menſchen. Ein Aufſtand der Juden, die ſich der Errichtung ſeiner Bildſäule in den geweihten Mauern ihrer Hauptſtadt widerſetzten, rührte ihn im mindeſten nicht. Der Einſturz des Amphitheaters zu Fidenä, das funfzigtauſend Menſchen unter ſeinen Trümmern begrub, vermochte ſeine Ruhe nicht zu ſtören. Einzig mit der Vermannigfaltigung ſeiner ſchändlichen Genüſſe beſchäftigt, ſtachelte er unaufhörlich ſeinen morſchen Bau, den die Jahre und die Ausſchweifungen längſt entmannet hatten, zu immer neuen, und immer viehiſchern Genüſſen. Sieben und ſechzig Jahre ſchon war er alt. Seine Perſon war höchſt widerwärtig, und man will, daß eben die Scheuſslichkeit derſelben ſein Hauptbeweggrund geweſen ſey, ſich vor den Menſchen zu verſtecken. Ganz kahl war er ſchon vorhin geweſen. Itzt war ſein Geſicht auch noch mit Schwären beſäet, und mit Pflaſtern bedeckt, und ſein vorwärts gekrümmter Körper ward durch ſeine außerordentliche Länge und Hagerkeit noch gräßlicher. Mit einem ſolchen Leibe, in welchem eine durch Neid, Argwohn und Grauſamkeit noch häßlichere Seele wohnte, ſiedelte dieſes Ungeheuer im ſchuldloſen Schooße der ſchönen Natur ſich an, mehr um ſeine

Gelüſte

Gelüste zu spornen, als um sie zu befriedigen. Ganze Nächte verschwelgte er an der Tafel. **Pompejus Flaccus** und **Lucius Piso** erhob er zu den ersten Würden des Reichs, bloß weil sie zween Tagen und zwo Nächte ununterbrochen mit ihm aufgesessen waren. Diese Menschen nannt' er seine **Freunde zu allen Stunden**. Einen gewissen **Novalius Torquatus** ernannt' er zum Prätor, weil er im Stande war, fünf Flaschen Wein auf einem Zuge auszuleeren. In einem andern Fache waren seine Ausschweifungen noch verabscheuungswürdiger. Seine Geilheit schien zuzunehmen, so wie seine Trunkenheit und Schlemmerey zunahm. Die ehrwürdigsten Matronen Roms mußten seinen Lüsten frohnen, und seine ganze Erfindsamkeit ward angestrengt, um seine Wollustgemüsse zu vermannigfaltigen und verabscheulichen. Er besaß eine Menge Gemächer, die ausdrücklich zu seinen Unflätereyen gewidmet waren, und in welchen er alle Arten von Erhitzungsmitteln brauchte, die nur die verderbte Phantasie eines Tyrannen erdenken konnte. Die unzähligen schmutzigen Münzen, die man bis auf den heutigen Tag in dieser Insel ausgräbt, belegen beydes, seine Schande und die Wahrhaftigkeit der Geschichtschreiber, die seine Lüderlichkeiten aufgezeichnet haben. Kurz, in dieser mit Felsen umringten und von aller menschlichen Gesellschaft geschiedenen Einöde entsagte er gänzlich den Regierungsgeschäften und aller Thätigkeit, man wolle denn die unglückliche Thätigkeit Unheil anzustiften ausnehmen.

In der That wär es ein Glück für das Menschengeschlecht gewesen, wenn dieser Unhold zugleich mit den Beschwerden der Regierung, auch seinen Argwohn aufgegeben, und indem er der Fähigkeit Gutes zu

thun

thun entſagte, auch dem Willen Böſes auszuüben entſagt hatte. Aber von dem erſten Augenblicke ſeines Zurückzuges an, begann er ungleich grauſamer zu werden, und Sejanus ſuchte ſeinen Argwohn ſtündlich zu mehren. Geheime Kundſchafter und Angeber wurden durch alle Gegenden der Stadt verſtreut. Dies Geſchmeis verwandelte die harmloſeſten Handlungen in Verbrechen. Aeußerte irgend ein verdienſtvoller Mann ſeine Beſorgniß für den Ruhm des Reichs, ſo war es ein Beweis, daß er nach der Herrſchaft deſſelben trachte. Redete jemand mit Wärme von der ehemaligen Freyheit, ſo ward ihm die Abſicht untergeſchoben, die alte Verfaſſung wieder herzuſtellen. Jedes Wort, jede Gebehrde, jede Laune wurde gefährlich. War man luſtig ſo hoffte man auf des Kaiſers Tod; war man traurig, ſo beneidete man ſeine Wohlfahrt. — Sejanus fand ſeine Anſchläge treflich von ſtatten gehn. Des elenden Kaiſers Herzensbangigkeit war ein Inſtrument, darauf er nach Belieben ſpielen konnte, und durch welches er jedes Hinderniß, das ſeine Entwürfe hemmte, wegräumte. Die Hauptgegenſtände ſeiner Eiferſucht waren noch immer die Kinder des Germanicus, und er beſchloß, ſich ihrer endlich zu entledigen. Aufs gefliſſentlichſte fuhr er fort ſie dem Kaiſer gehäſſig zu machen, ihn mit giftigen Ohrenbläſereyen von ihrem wachſenden Ehrgeiz zu beunruhigen, ſie mit Winken von des Kaiſers blutdürſtigen Abſichten zu ſchrecken. Vermittelſt dieſer Kunſtgriffe erweiterte er den Bruch zwiſchen beyden Theilen in der Maße, daß er endlich wirklich die Geſinnungen in ihnen hervorbrachte, denen er begegnen zu wollen vorgab. Dem zufolge wurden Nero und Druſus endlich als Feinde des Staates verdammt und im Gefängniß zu Tode ge-

hungert; ihre Mutter Agrippina aber muſte ins Elend wandern.

In Folge der vorgeblichen Verbrechen dieſer unglückſeligen Prinzen verloren viele andere das Leben. **Sabinus**, der ihnen ſehr ergeben geweſen war, ward durch das ſchändlichſte Complot von Kundſchaftern und Angebern angeklagt und verdammt. **Aſinius Pollio** ward zu Verlängerung ſeines Leidens zu immerwährendem Gefängniſſe verurtheilt. **Syriacus** ward hingerichtet, bloß weil er ein Freund des letztern geweſen war. So wüthete Sejanus, zermalmte alles, was zwiſchen ihm und dem Reiche ſtand, und gewann tagtäglich an Zutrauen bey Tiberius und an Gewalt im Senat. Schon überſtieg die Zahl ſeiner Bildſäulen die Bildſäulen des Kaiſers ſelber. Das Volk ſchwor bey ſeinem Glücke, wie wenn er ſchon wirklich auf dem Throne ſäße, und man zitterte mehr vor ihm als vor dem regierenden Tyrannen ſelber. Dieſes ſchnelle Steigen weiſſagte inzwiſchen nur einen eben ſo ſchleunigen und tiefen Sturz. Alles, was wir von der erſten Veranlaſſung ſeiner Ungnade wiſſen, iſt dies, daß **Sattius Secundus** derjenige geweſen, der kühn genug war, ihn beym Kaiſer anzuklagen. **Antonia**, Germanicus Mutter, unterſtützte die Klage. Die beſondern Umſtände ſeines Hauptverbrechens ſind nicht bekannt. Gewiß iſt's, daß er Tiberius nach dem Leben geſtanden und nach der höchſten Gewalt getrachtet habe. Aber ſein eignes Leben ward jetzt das Opfer ſeiner Ehrſucht. Tiberius, der Rache des Verräthers wohl kundig, verfuhr in den Anſtalten, ſich ſeiner zu verſichern, mit ſeiner gewöhnlichen Verſtellung. Zu eben der Zeit, da er ſeinen Tod beſchloſſen hatte, überſchüttete er ihn mit neuen Ehren und machte ihn zu ſeinem Gehülfen im Conſulat. Des Kaiſers Brief an den Senat begann mit

leich-

leichten Klagen wider seinen Freund und endigte mit dem Befehl ihn ins Gefängniß zu legen. Er beschwor die Senatoren, sich eines armen alten und von aller Welt verlassenen Mannes anzunehmen und zu gleicher Zeit besorgte er Schiffe zu seiner Flucht und Soldaten zu seiner Sicherheit. Der Senat, welcher die Macht des Günstlings lange mit eifersüchtigen Augen betrachtet hatte und vor seiner Grausamkeit zitterte, ging augenblicklich weiter als des Kaisers Befehl enthielt. Statt den gefangenen Liebling einzukerkern, befahl er ihn hinzurichten. Eine seltsame Umwandlung zeigte sich itzt in der Hauptstadt. Von allen jenen zahllosen Schaaren, die sich so eben mit Dienstanerbietungen und weggeworfner Kriecherey in Sejanus Gegenwart gedrängt hatten, wollte itzt auch kein einziger für einen seiner Bekannten gehalten werden. Er ward verlassen von jedermann. Und grade die, welche die größten Wohlthaten von ihm empfangen hatten, zeigten sich itzt als seine bittersten Feinde. Während er zur Hinrichtung geschleppt wurde, belud das Volk ihn mit Beschimpfungen und Verwünschungen. Mit seinen Händen suchte er sein Gesicht zu verdecken, aber man riß sie ihm gewaltsam weg. Mit schneidenden Vorwürfen überschüttet, überall, wohin er trat, durch den Sturz seiner niedertaumelnden Bildsäulen an seinen eignen schrecklichen Fall gemahnt, langte er auf dem Richtplatze an, wo der Henker ihn erwürgte. Auch begnügte die Wuth seiner Feinde sich keinesweges mit seinem Tode. Sein Leichnam ward durch die Gassen geschleift und seine ganze Familie vertilgt. Ein solches war Sejans Ende, ein schreyender Beweis, wie wandelbar jedes Günstlings Glück und welch ein mißlich Ding es um die Freundschaft der Tyrannen sey.

Sein Tod war gleichſam die Loſung zu unzähligen andern Hinrichtungen. **Plancina**, Piſos Weib, ward hingerichtet und büßte verdiente Bosheit. **Sextus Veſtilius** ſtarb, wie man vorgab, weil er eine Satire wider **Caligula**, Germanicus einzig übrigen Sohn, geſchrieben hatte, in der That aber, weil ſeine ſtrengen Tugenden dem laſterhaften Kaiſer unerträglich geworden waren. **Vesculanius Atticus** und **Julius Marinus**, ehemalen Tiberius unzertrennliche Freunde und ſeine Gefährten im Elende, wurden hingerichtet, weil ſie dem Sejan waren zugethan geweſen, und **Mamercus Scaurus** ward gezwungen, dem Henkertode durch den Selbſtmord zuvor zu kommen, weil er ein Trauerſpiel über die Geſchichte des **Atreus** geſchrieben hatte. **Bin ich denn Atreus**, rief der erſchreckliche Tyrann bey dieſer Gelegenheit, **ſo will ich den Trauerdichter zwingen, Ajax zu werden.** **Vitia**, ein bejahrtes Frauenzimmer, ward zum Tode verdammt, bloß weil ſie die Hinrichtung ihres Sohns beklagt hatte. **Juſtus** und ſeine Gattin **Publia** wurden Hochverraths beſchuldigt und gezwungen, ihrer Hinrichtung durch einen eigenhändigen Tod zuvor zu kommen. **Conſidius Proculus** ſaß fröhlichen Muthes in Mitten ſeiner Freunde und feyerte ſeinen Geburtstag, als er plötzlich vor den Senat geſchleppt, einer Verſchwörung wider den Kaiſer beſchuldigt, verdammt und hingerichtet wurde. **Theophraſtus** ganze Familie ward mit gleich grauſamer Schnelligkeit abgefertigt. **Sextus Marius** fand in ſeinen Reichthümern und in ſeiner ſchönen Tochter Grundes genug, überwieſen und getödtet zu werden. Die Gefängniſſe wimmelten von vorgeblichen Mitgenoſſen in Sejanus Verſchwörung. **Tiberius** fieng endlich an der einzelnen Hinrichtungen müde zu werden. Er befahl daher, daß die Angeklagten alle

einander, und ohne weitere Unterſuchung hingerichtet werden ſollten. So ward die ganze Stadt eine Jammerſtätte des Blutvergieſſens und des Leidetragens. Perſonen von allen Ständen und Altern wurden auf dem öffentlichen Richtplatze geſtäupt, gefoltert, zerſtümmelt. Todte und faulende Leichname lagen aufgehäuft auf einander, und den Freunden der Verurtheilten blieb ſelbſt der armſelige Troſt verſagt, ſie beweinen zu dürfen. So elend waren die Römer unter der wollüſtigen Geiſſel dieſes Tyrannen. Kein Menſch, auch der Tugendhafteſte, war nicht vor ſeinem Blutdurſte ſicher. Vielmehr war grade die Tugend ein Beweggrund mehr für ſeine Grauſamkeit. Von zwanzig Senatoren, die er zu ſeinem geheimen Rathe auserkohr, ließ er ſechzehn hinrichten. **Mögen ſie mich haſſen**, rief er, **dafern ſie mir nur gehorchen.** Er beneidete Priamus, der ſo glücklich geweſen, ſeine ganze Nachkommenſchaft zu überleben. Kein Tag verſtrich ohne irgend eine barbariſche Hinrichtung, während welcher die unglücklichen Leidenden die ſchmachvollſten Unwürdigkeiten und die erleſenſten Martern dulden mußten. Als ein gewiſſer **Carnulius**, um der Folter zu entgehn, ſich ſelbſt getödtet hatte, rief Tiberius: **o Weh, wie iſt dieſer Mann im Stande geweſen, mir zu entrinnen!** Als ein Gefangner ihn dringend bat, ſeinen Tod zu beſchleunigen, ſprach er: **Nein, ich bin nicht genug dein Freund, um deine Quaalen abzukürzen.** Bisweilen ſpaſte er wohl bey ſeinen Grauſamkeiten, wie er denn einſtens einen Menſchen, der ſichs hatte einfallen laſſen, einer vorübergetragenen Leiche ins Ohr zu flüſtern, daß ſie dem Auguſtus ſagen möchte, wie ſein Vermächtniß an das Volk noch unbezahlt wäre, vor ſich kommen, ſeinen Antheil ihm auszahlen, dann aber ihn hingehn und dem Auguſtus ſagen hieß, daß

Er wenigſtens ſeinen Theil bekommen habe, worauf der arme Witzling augenblicklich hingerichtet wurde. Auch waren Roms Ringmauern es keineswegs, innerhalb welcher ſich ſeine Grauſamkeit beſchränkte. Selbſt Capreä, dieſer einſame, ſeinen Wollüſten und ſeiner Ruhe geweihte Aufenthalt, ward nicht minder von ſeiner Mordluſt als von ſeinen Liederlichkeiten geſchändet. Oft weidete er ſeine Augen an den Quaalen der Elenden, die er zum Tode führen ließ, und in Suetons Tagen zeigte man noch den Felſen, von dem er diejenigen herunterſtürzte, die das Unglück hatten, ihm zu mißfallen. Als er einſtens den Martern einiger Gefolterten zuſahe, meldete man ihm, daß einer ſeiner alten Freunde aus Rhodus gekommen ſey, ihn zu beſuchen. Er, der den Kopf von lauter Inquiſition, Martern und Todesurtheilen voll hatte, zweifelte keinen Augenblick, daß dieſer Mann zu ihm geſchickt werde, um von ihm verhört zu werden, und ließ ihn unverzüglich auf die Folter legen. Als er nachher ſeines Irrthums inne ward, befahl er ihn hinzurichten, um fernerer Entdeckung zuvorzukommen.

So quälte dieſer Tyrann die Menſchen, während ſein ſchwarzer Argwohn ihn ſelbſt noch ärger quälte. In einem ſeiner Briefe an den Senat bekannte er, daß die Götter und Göttinnen ihn dergeſtalt zerrüttet und verwirret hätten, daß er ſelbſt nicht wiſſe, was, noch wie er ſchreibe. In der That hatte er wohl Urſache zu ſolchem Bekenntniß. Der Senat haßte, das Volk verabſcheute, ſeine nächſten Freunde zitterten vor ihm, und ſeine körperlichen Gebrechen wuchſen mit ſeiner Unmäßigkeit. Die einheimiſchen Provinzen wurden von Schurken verwaltet, die auswärtigen ungeſtraft verheeret. Möſien ward von

den

den Daciern und Sarmaten geängſtet. Gallien von den Germanen verheeret und Armenien vom König von Parthien erobert. Aehnliche Unfälle würden ohne Zweifel jeden andern Regenten aufgerüttelt haben. Nur Tiberius war ſo ſehr Sclave ſeiner viehiſchen Gelüſte, daß er ſeine Provinzen gänzlich der Vorſorge ſeiner Statthalter überließ, und dieſe ſannen mehr auf Zuſammenhäufung von Privatſchätzen, als auf die Sicherheit des Reichs. Dennoch konnte es nicht fehlen, daß ſo drohende Unordnungen dem Tiberius zuweilen eine vorübergehende Beklemmung verurſacht hätten. Bisweilen wünſcht' er, daß Himmel und Erde zu Grunde gehen möchten, wenn er ſtürbe.

Verhaßt dem Erdboden und ſich ſelbſt zur Laſt, ein Feind der Lebendigen und ein Peiniger ſeines eignen Lebens, begann er endlich im zwey und zwanzigſten Jahre ſeiner Regierung das Herannahen ſeiner Auflöſung, und das gänzliche Erlöſchen ſeiner Gelüſte zu ſpüren. Itzt hielt ers für Zeit an einen Nachfolger zu denken. Lang' bedachte er ſich, ob er den Caligula dazu ernennen ſolle, deſſen Laſter zu auffallend waren, um nicht von ihm bemerkt zu werden. Oft hatte man ihn ſagen hören, daß dieſer Jüngling alle Laſter Sylla's an ſich habe und keine ſeiner Tugenden, daß er eine Natter ſey, der das Reich vergiften und ein Phaethon, der die Welt in Brand ſtecken werde. Aber dieſer wohlgegründeten Beſorgniß ohngeachtet, beſtimmte er ihn endlich dennoch zur Thronfolge, vielleicht um durch die Scheuslichkeit ſeines vermuthlichen Betragens die Schande ſeines eignen zu bedecken.

Allein wiewohl ers itzt über ſich erhalten hatte, einen Nachfolger zu ernennen, ſo konnte er ſich doch ſchlechterdings nicht entſchließen an den Tod zu denken.

Wiewohl von ſeinen Genüſſen und Gelüſten durchaus verlaſſen, verließ ſeine Verſtellung ihn dennoch nicht, und er ſchien beydes, der Welt und ſich ſelbſt das tägliche Abnehmen ſeiner Kräfte verbergen zu wollen. Die Aerzte hatte er von jeher verachtet. Nie hatt' er dem Rathe derer gefolgt, die um ihn waren. Auch itzt erkünſtelte er ein Wohlgefallen an den Leibesübungen der Soldaten, denen er ſtundenlang zuſah, und einſtens wagte er ſogar ſelbſt einen Wurfſpeil auf einen Bären, den man ihm vorführte, zu ſchleudern. Die Anſtrengung, die ihm dieſes koſtete, zog ihm einen Schmerz in der Seite zu, der ſeinen Tod beſchleunigte. Noch immer ſuchte er dem Verfolger zu entfliehn. Durch Veränderung des Ortes hoft' er ſeine quälende Unruhe zu täuſchen. Er verließ ſein geliebtes Eiland, ließ ſich ans feſte Land bringen und blieb endlich auf dem Vorgebirge Miſänum in einem Hauſe, das vorhin dem Lucullus gehört hatte. Hier war es, wo Charides, ſein Arzt, ſich ſtellend, als woll' er ihm die Hand küſſen, das Ermatten ſeines Pulſes fühlte, und des Kaiſers vormaligem Günſtling Macro berichtete, daß er nicht über zween Tage zu leben habe. Allein Tiberius, der des Arztes Kunſtgriff gemerkt hatte, bot allen Reſt ſeiner Kräfte auf, um ſeine Behauptung Lügen zu ſtrafen. Bis Abend blieb er bey Tafel, grüßte alle ſeine Gäſte beym Abſchiede aufs verbindlichſte und ereiferte ſich gewaltig über die Kühnheit, mit welcher der Senat einige Leute losgeſprochen hatte, die er verdammet wiſſen wollte. Rache und Untergang drohte er dieſen Ungehorſamen, und war ſchon im Begriff einen blutigen Befehl ausgehen zu laſſen, als er in Ohnmachten ſank, die alle Welt für tödlich hielt. In ſolchen Umſtänden rieth Macro dem Caligula ſich ungeſäumt der Thronfolge zu verſichern. Caligula gehorchte. Er empfieng die

Glück-

Glückwünsche des Hofes, ließ von der Leibwache sich huldigen und gieng in kaiserlichem Schmuck aus des Kaisers Zimmer hervor, als plötzlich Nachricht kam, der Kaiser habe sich erholt, spreche wieder und begehre zu essen. Schrecken und Bestürzung bemeisterte sich des ganzen Hofes. Jene Gesichter, die so eben die äußerste Freude ausgedrückt hatten, legten sich sorgsam wieder in alle Falten des Grams und aus erheuchelter Besorgniß für des alten Kaisers Schicksal blieb der Junge ganz verlassen. Caligula selbst schien wie vom Donner gerührt. Düster schweigend erwartete er den Tod statt des Reichs, nach dem er seine voreiligen Hände ausgereckt hatte. Aber Macro, seit langer Zeit mit jeder Art von Bübereyen vertraut, befahl, dem sterbenden Greise den Garaus zu machen, es sey nun, daß er ihn mit Kissen ersticken, oder mit Gift habe vergeben lassen. Ein solches Ende nahm Tiberius. Acht und siebzig Jahr hatt' er gelebt, zwey und zwanzig regiert. J. d. St. 770. J. C. 39.

Wenig ist zu der Schilderung eines Fürsten hinzuzufügen, dessen hervorspringende Züge Grausamkeit und Verstellung waren. Lieber wollen wir auf das Volk, das er beherrschte, einen Blick werfen. Die Römer hatten um diese Zeit den Gipfel der Weichlichkeit und Lasterhaftigkeit erklommen. Jene Reichthümer, die aus allen Enden der Welt in die Hauptstadt zusammen geflossen waren, ermangelten nicht, jede Ausschweifung, die jeder einzelnen Provinz eigenthümlich waren, in ihrem Mittelpunkte zu vereinigen, so daß Rom ein verabscheuungswürdiges Gemählde mannigfaltiger Lüderlichkeiten darstellte. Unter dieser Regierung lebte Apicius, der die Kunst des Schwelgens bekanntermaßen in ein System brachte. Die verrufensten Schlemmer dieser

ser Art schämten sich nicht, tausend Thaler für einen Fisch, und ein Vermögen von mehreren Tonnen Goldes in einem einzigen Schmause zu verschwenden. Mit diesen Ausschweifungen hielten die in einem noch schlimmern Fache gleichen Schritt. Je unnatürlicher die Wollüste waren, je erlesener, je verfeinerter hielt man sie. Es gab zu Rom eine Gattung von Leuten, die man Spintriä nannte, und deren einziges Gewerbe war, neue Arten von Vergnügungen zu erfinden. Dies waren die gewöhnlichen Günstlinge der Großen. Die Senatoren hatten alles Ansehn verloren, und mit dem Ansehn zugleich alle Rechtschaffenheit und Ehrliebe. Ihr einziges Studium war, wie sie neue Gattungen von Schmeicheley für den Kaiser, und neue Arten vom Martern für seine vorgeblichen Feinde erfinden möchten. Noch verderbter war das Volk. Gewöhnt bloß von den Geschenken der Kaiser zu leben, faulenzte es sein Leben hin, und hielt seine Freyheit ein viel zu geringes Opfer für seinen nothdürftigen Unterhalt. Zu weibisch und zu feige in den Krieg zu gehn, rächte es an seinen Gewalthabern sich mit Gassenhauern — ein verächtliches Gesindel, schüchtern, grämlich und aufrühreriſch. Kein Wunder, wenn so schlechte Unterthanen schlecht regiert wurden. Man hat gefragt, wie es zugegangen, daß die meisten Kaiser so schlimm gewesen. Die Antwort ist leicht — weil das Volk, dem sie geboten, so schlimm war. Gute Unterthanen machen gewöhnlich gute Fürsten, während Schlemmerey, Unzufriedenheit, mürrisches und aufrühreriſches Betragen im Volk, im Regenten gewöhnlich Strengigkeit, Grausamkeit und Argwohn hervorbringen.

Noch ist zu merken, daß im achtzehnten Jahre von Tiberius Regierung Jesus Christus ist gekreu-

zigt

zigt worden. Kurz nach ſeinem Tode überſandte Pilatus an Tiberius einen Bericht von ſeinen Leiden, ſeiner Auferſtehung, und ſeinen Wundern, worauf der Kaiſer das Ganze dem Senat vortrug, und Chriſtum als einen Gott von ihnen wollte anerkannt haben. Aus Mißfallen jedoch, daß der Vorſchlag nicht urſprünglich von ihm herrühre, lehnte der Senat die Vergötterung ab, und entſchuldigte ſich mit einem alten Geſetz, das die Oberaufſicht in Religionsſachen ihnen allein anheimſtellte. Sie giengen ſogar ſo weit, daß ſie durch ein förmliches Edict allen Chriſten die Stadt zu räumen befahlen. Allein Tiberius bedrohete alle, die die neuen Religionsverwandten beläſtigten, in einem andern Edict mit dem Tode, welches ihnen dann während des Reſtes ſeiner Regierung Ruhe verſchaffte.

Fünftes Kapitel.

Die Regierung des Caligula.

Kein Monarch hat unter günſtigern Umſtänden den Thron beſtiegen, als Caligula. Er war der Sohn Germanicus, der der Liebling des Heeres und des Volkes geweſen war. Er war unter den Soldaten erzogen worden, von denen er auch den Nahmen Caligula erhalten hatte, eine Anſpielung auf die kurzen Hoſen (caligae) welche der gemeine Soldat zu tragen pflegte, und die auch er gewöhnlich trug. Er ſuccedirte einem mitleidloſen Tyrannen, mit welchem verglichen, auch das mäßigſte Verdienſt wie Vortreflichkeit ſchimmern mußte. Als der neue Kaiſer

ſich

sich der Hauptstadt näherte, giengen die vornehmsten Männer des Staates ihm in feyerlichem Gepränge entgegen. Von allen Gegenden erschollen die Zurufungen eines Volkes, das der Errettung von Tibers Grausamkeiten sich freute, und von den Tugenden seines Nachfolgers sich das goldne Jahrhundert versprach.

Caligula seinerseits befliß sich, diese günstige Meinung möglichst zu bestätigen. Mitten unter dem Freudengetümmel der Menge näherte er sich trauernd mit Tiberius Leiche, welche die Krieger nach Rom gebracht hatten, um dort, der Sitte der Zeiten gemäß, verbrannt zu werden. Bey seinem Eintritte in die Stadt bewillkommte der Senat ihn mit einer Menge neuerfundner Titel: das einzig übrige Geschäft dieses weiland so ehrwürdigen Ordens. Tiberius hatte seinen Enkel Gemellus zu seinem Miterben ernannt. Aber der Senat setzte das bey Seite, und erklärte Caligula für den einzigen Thronfolger. Auch blieb die Freude über seine Wahl nicht innerhalb Italiens engen Grenzen. Sie überschwemmte das ganze Reich, und Schlachtopfer ohne Zahl bluteten für die Wohlfahrt des neuen Kaisers. Als Caligula eine Reise in die Insel Campanien machte, wurden für seine Rückkunft unzählige Gelübde gelobt, und als er bald nachher krank ward, umlagerte das Volk Tag und Nacht seinen Pallast, um jede Stunde von seines Lieblings Befinden zu hören. Einige trieben die Narrheit so weit, daß sie für die Genesung des Kaisers ihr eignes Leben zu opfern gelobten, und diese Gelübde öffentlich in den Straßen anschlugen. Selbst Ausländer schienen von dieser wunderbaren Zuneigung zu einem Prinzen, den man noch nicht kannte, angesteckt zu seyn. Artabanus, König von Parthien, der Caligulas Vorfahren allezeit die tiefste Ver-

Verachtung bezeugt hatte, ſuchte des neuen Kaiſers Freundſchaft aufs eifrigſte. Er ließ ſich zu einer perſönlichen Zuſammenkunft mit einem ſeiner Legaten herab; er gieng über den Euphrat, verbeugte ſich vor den römiſchen Adlern, und küſſete des Kaiſers Bildſäule. Die ganze Welt vereinigte ſich, an dem glücklichen Jünglinge Tugenden zu preiſen, die man nicht erprüft hatte, die man nur an ihm hoffte.

So blieben alle Scheuſlichkeiten ſeines Charakters im Anfang ſeiner Regierung ein Geheimniß. Er ſchien für die Meinung des Publikums die äußerſte Achtung zu haben. Sobald er die Leichenfeyerlichkeit des Tibers vollendet hatte, eilte er trotz einer ſehr ſtürmiſchen Witterung — ein Umſtand, der ſeiner Kindesliebe einen neuen Glanz gab, nach den Inſeln Pandataria und Ponti, um die Aſche ſeiner Mutter und Brüder von dannen herzuholen. Er brachte ſie nach Rom, ſtiftete zu ihrem Andenken jährliche Feyerlichkeiten, und befahl den Monat September zu Ehren ſeines Vaters hinfort Germanicus zu nennen. Hierauf gewährte er ſeiner Mutter Antonia die nehmlichen Ehren, die vorhin der Livia waren ertheilt worden. Alle Papiere, die den Feinden ſeiner Familie hätten gefährlich werden können, ließ er verbrennen. Er weigerte ſich ſogar einen Aufſatz anzunehmen, welcher die Umſtände einer angeblichen Verſchwörung wider ihn enthielt, indem er erklärte, daß er ſich nicht bewuſt wäre jemandes Haß zu verdienen, und daß er daher vor keines Menſchen Nachſtellungen ſich fürchte. Auguſtus Einrichtungen, die während der Regierung des Tiberius ziemlich waren vernachläſſigt worden, ſtellte er wieder her, verbeſſerte manche Mißbräuche im Senat, und ſtrafte mehrere verderbte Statthalter. Unter andern verbannte

bannte er den Pontius Pilatus nach Gallien, wo dieser schwache und ungerechte Mann seinem Leben durch einen Selbstmord ein Ende machte. Er wachte genau auf die Sitten der Ritter, und entsetzte diejenigen ohne Schonung, die sich irgend eines schändlichen Verbrechens schuldig machten.

Die Spintrien, oder Erfinder schändlicher Freuden, verbannte er ohne Schonung aus Rom. Die alte Sitte, die Obrigkeiten durch die Volksstimmen zu wählen, ward durch ihn wieder eingeführt, und ihnen eine Gerichtsbarkeit ertheilt, von welcher selbst an ihn nicht appellirt werden durfte. Wiewohl Tiberius Wille durch den Senat aufgehoben, und Livions ihrer durch Tiberen unterdrückt war, so ließ er doch alle ihre Vermächtnisse pünktlich auszahlen, und um Gemellus für den Verlust seiner Krone zu entschädigen, ernannte er ihn zum Fürsten der Jugend. Einigen Königen, die von Tiberius ungerechter Weise ihrer Herrschaften waren beraubt worden, gab er selbige zurück, und ließ ihnen sogar die Rückstände ihrer Einkünfte auszahlen. Und damit es keiner Tugend unter ihm an Ermunterung fehlen möchte, so ließ er eine Sclavin, welche die erlesensten Martern erduldet hatte, ohne die Geheimnisse ihres Herrn zu entdecken, eine beträchtliche Summe Geldes auszahlen. So viel Milde und scheinbare Tugend konnte des verdienten Lobes nicht verfehlen. Es ward befohlen, daß jährlich ein goldner Schild mit des Kaisers Bildnisse, in Begleitung des Senates und Adels, und unter Lobgesängen, die des Kaisers Tugenden feyerten, aufs Capitol getragen werden sollte. Es ward verordnet, daß der Tag seiner Thronbesteigung den Nahmen Pudicitiä führen sollte, anzuzeigen, daß mit derselbigen das Reich gleichsam von neuem gestiftet worden.

Welch

Welch ein Glück für ihn und für das Reich, wenn einem ſo viel verſprechenden Anfang die Folge ſeiner Regierung zugeſagt hätte. Allein in weniger denn acht Monaten verſchwand das ganze Schaugepränge von Mäßigung und Milde, und wüthende Leidenſchaften, beyſpielloſe Habſucht, und launiſche Grauſamkeit traten in des Kaiſers Seele an ihrer Stelle. So wie die meiſten von Tiberius Grauſamkeiten aus dem Argwohn entſprungen waren, ſo entſprangen Caligulas ſeine meiſtentheils aus ſeiner grenzenloſen Verſchwendung. Einige behaupten freylich, daß eine Krankheit, die ihn bald nach ſeiner Thronbeſteigung befiel, ihm den Kopf verrückt und ſeine Vernunft zerrüttet habe. Sey dem wie ihm wolle, die Tollheit ſelber konnte ſchwerlich ausſchweifendere Grauſamkeiten, lächerlichere Unmöglichkeiten ausſinnen; als ihm zugeſchrieben werden; und einige derſelben überſteigen wirklich allen Glauben, da es ihnen doch durchaus an Anlaß oder Triebfedern zu fehlen ſcheint.

Der erſte, der ſeine Grauſamkeit erfuhr und den die Nachwelt ſchwerlich bedauern wird, war ein gewiſſer **Politus**, der, im Fall der damalen kranke Kaiſer genäße, ſich dem Tode geweiht hatte. Caligula erfuhr ſeinen Eifer nach ſeiner Wiederherſtellung, und zwang ihn ſein Gelübde zu erfüllen. Bekränzt und hochgefeyert ward der Unbeſonnene von Kindern in der Stadt umher geführt, und dann von den Mauern herunter zu Tode geſtürzt. Ein andrer, **Secundus**, hatte gelobt, in gleichem Falle auf dem Amphitheater zu fechten. Auch dieſer ward zur Erfüllung ſeines Wunſches genöthigt, und der Kaiſer ſelbſt wollte bey dem Gefechte gegenwärtig ſeyn. Er war jedoch glücklicher als der vorige, indem er zween Gladiatoren nach einander zu Boden ſtreckte, und darauf ſeines

nes Gelübdes entledigt wurde. Zunächſt erfuhr Gemellus die Gemüthsveränderung des Tyrannen. Man beſchuldigte ihn, daß er des Kaiſers Tod gewünſcht, und Gegengift zu ſich genommen habe, um ſich gegen geheime Nachſtellungen wider ſein Leben zu ſichern. Caligula befahl ihm, ſich zu tödten. Der unglückliche Jüngling wußte nicht, wie er das anzugreifen habe, aber des Kaiſers Boten machten das traurige Geſchäft ihm bald begreiflich. Silenus, des Kaiſers Schwiegervater, ward um eines geringfügigen Verdachtes willen hingerichtet, und Gracinus, ein Senator von bekannter Rechtſchaffenheit, theilte ſein Schickſal, weil er ſich geweigert hatte, falſchlich wider ihn zu zeugen. Dieſem folgte eine ganze Schaar von Unglücklichen, die des Kaiſers Habſucht oder Argwohn geopfert wurden. Der Vorwand, den man wider ſie nützte, war Haß gegen des Tyrannen Familie. Und zum Beweiſe dieſer Beſchuldigung wurden jene nehmlichen Papiere hervorgeſucht, die er kurz vorher verbrannt zu haben vorgab. Unter den Schlachtopfern ſeiner Eiferſucht war auch Macro, Tiberius letzter Günſtling, und derjenige, dem Caligula den Thron verdankte. Man zieh ihn mancher Verbrechen, deren mehrere er mit dem Kaiſer gemein hatte, und ſein Tod zog den Untergang ſeiner ganzen Familie nach ſich.

Dieſe Grauſamkeiten ſchienen jedoch bloß Früchte eines natürlich furchtſamen und argwöhniſchen Gemüthes zu ſeyn. Seine Eitelkeit und ſeine Verſchwendung aber erzeugten bald andere und um ſo verabſcheuungswürdige, jemehr es ihnen an einer gleich mächtigen Triebfeder zu fehlen ſchien. Seinen Stolz äußerte er zuerſt durch Annahme des Titels Regent, welcher gewöhnlich nur Königen gewährt wurde.

Auch

Auch Diadem und Krone würd' er ſich zugeeignet haben, wenn man ihm nicht zu Gemüthe geführt hätte, daß er bereits über alle Monarchen des Erdbodens erhoben ſey. Nicht lange nachher maßte er ſich göttliche Ehre an, und gab ſich ſelbſt die Nahmen ſolcher Gottheiten, als er ſeiner Natur am angemeſſenſten achtete. Er ließ den Bildſäulen Jupiters und einiger anderer Götter die Köpfe abſchlagen und ſeinen eignen ihrem Rumpf aufheften. Oft ſetzte er ſich zwiſchen Kaſtor und Pollux, und befahl, daß alle, die deren Tempel beſuchten, ihm allein ihre Ehrerbietung beweiſen ſollten. So groß war indeſſen die Veränderlichkeit dieſes unerklärbaren Narren, daß er ſeine Gottheit eben ſo oft als ſeine Kleider veränderte. Zu Zeiten war er eine männliche Gottheit, zu Zeiten eine weibliche, bald Jupiter und Mars, und nicht ſelten Venus und Diana. Er baute und weihte ſogar ſeiner Gottheit einen Tempel, in welchem ſeine goldne Bildſäule Tag für Tag in ähnlichen Kleidern, als er ſelbſt trug, herausgeputzt, und von Schaaren Anbeter verehret wurde. Seine Prieſter waren zahlreich, die Opfer, die ihm dargebracht wurden, beſtanden in den erleſenſten Delikateſſen, und um die Würde des Prieſterthums ward von den reichſten Männern der Stadt geworben. Er würdigte jedoch auch ſein Weib und ſein Pferd dieſer Ehre, und um die Zahl ſeiner Abgeſchmacktheiten voll zu machen, ward er endlich ſein eigner Prieſter. Die Art, wie er die Sitten einer Gottheit nachäffte, war nicht minder lächerlich. Er liebäugelte mit dem Vollmond, gab ihm die zärtlichſten Nahmen, lud ihn ein herabzukommen, um die Freuden ſeiner Umarmung zu genießen. Er erfand allerley Künſte um den Donner nachzuahmen und pflegte mit dem Homeriſchen Verſe: Triff mich, oder ich will dich treffen! Jupitern ſelbſt

herauszufordern. Bisweilen hielt er mit der Bildsäule Jupiters ordentliche Unterredungen, flüsterte ihm seine Meinung ins Ohr, war aber mit seinen Antworten meistens sehr unzufrieden und drohete ihm mehrmalen, ihn in sein lumpiges Griechenland zurück zu schicken. Zu Zeiten war er jedoch bey besserer Laune, und verhieß ihm, ihm auch künftig in Gnaden gewogen zu bleiben.

Ein Mensch, der so ruchlos mit den Göttern umgieng, konnte die Menschen unmöglich anders als äußerst leichtsinnig behandeln. Die Verderbtheit seiner Gelüste war nicht weniger verschrien als sein lächerlicher Eigendünkel. Kein Stand, kein Ort, kein Geschlecht vermochte der Befriedigung seiner unnatürlichen Lüste Hindernisse in den Weg zu legen. In ganz Rom war kaum ein Frauenzimmer vom Stande, das seiner Liederlichkeit entrann, und in der That war die Entartung der Zeiten so groß, daß kaum ein Frauenzimmer in der Stadt seine Umarmung für Beschimpfung hielt. Mit seinen drey Schwestern lebt' er öffentlich in blutschänderischem Umgange. Zwo derselben, **Livien** und **Agrippinen**, gab er seinen schändlichen Gefährten preis und verbannte sie dann als Ehebrecherinnen und Verschworne wider sein Leben. **Drusillen** entriß er ihrem Gemahl **Longinus** und behielt sie als sein Weib. Er liebte sie so leidenschaftlich, daß er sie während einer Krankheit zur Erbin seines Reichs und Vermögens einsetzte, und als sie vor ihm starb, erhub er sie zu einer Göttin. Auch war ihr Beyspiel im Leben dem Volk kaum so gefährlich gewesen, als ihre Gottheit demselben im Tode ward. Um diesen ihren Tod zu trauern war Sünde, weil sie eine Gottheit geworden war; über ihre Vergötterung sich zu freuen, war Verbrechen,

chen, weil sie todt war. Ja auch still zu schweigen war gefährlich, angesehen es eine unverzeihliche Unempfindlichkeit über des Kaisers Verlust oder seiner vergötterten Schwester Erhöhung verriethe. Auf diese Weise mußte, gleichwie die lebende Drusille seinen Lüsten hatte frohnen müssen, die todte seinem Eigennutze dienen, indem er denjenigen, die sich auf oben beschriebene Art an ihrer Gottheit versündigten, theils die Güter einzog, theils ihnen für ungeheure Geldsummen Verzeihung angedeihen ließ. In Hinsicht auf seine Heyrathen ist schwer zu entscheiden, ob sie leichtsinniger geschlossen oder ungerechter getrennt wurden. Als er einstens bey **Pisons** Hochzeit mit **Livien Orestillen** gegenwärtig war, verliebte er sich in die Braut, erklärte sie nach vollzogner Feyerlichkeit für sein eignes Weib, und beurlaubte sie in wenig Tagen. Bald nachher verbannte er sie sogar unterm Vorwande, daß sie nach der Scheidung von ihm ihrem Manne beygewohnt habe. **Lollia Paulina**, ein Frauenzimmer, in die er sich auf den bloßen Ruf von ihrer Großmutter Schönheit verliebt hatte, nahm er ihrem Manne, der in Macedonien commandirte, verstieß sie aber bald eben so wie die vorige, und verbot ihr in Zukunft einen andern zu heyrathen. Diejenige, die seine Neigung am stärksten fesselte, war **Milonia Cäsonia**, deren Hauptverdienst in der vollkommnen Bekanntschaft mit allen Verführungskünsten ihres Geschlechts bestand, indem sie übrigens weder Jugend noch Schönheit besaß. Sie blieb den Rest seiner Regierung bey ihm, und er liebte sie auf eine so lüderliche Art, daß er sie zuweilen seinen Soldaten in voller Rüstung, und zu anderer Zeit seinen Lieblingen ganz nackend zeigte.

Der Neid dieses Ungeheuers war unbeschreiblich. Man erzählt, er habe einen gewissen Cajus

aus keiner andern Ursache zum Tode verdammt, als weil er einen Purpurrock getragen, dessen Glanz aller Zuschauer Blicke von ihm auf jenen gelenkt habe. Verschiedne Personen in der Stadt befahl er kahl zu scheeren, weil sie ungewöhnlich schönes Haar hatten. Einem gewissen Proculus, der durch Schönheit und Gröse sich vorzüglich auszeichnete, befahl er, ins Amphitheater hinab zu steigen und mit den Gladiatoren zu kämpfen. Proculus gehorchte und siegte. Nicht zufrieden jedoch mit dieser Züchtigung, befahl der mitleidlose Tyrann ihn zu binden, mit Lumpen bedeckt in der Stadt herum zu führen und hinzurichten. Als einstens in den öffentlichen Spielen ein Gladiator ungewöhnliche Zurufungen erndtete, gerieth er in den heftigsten Zorn und verließ das Amphitheater voll Unwillen, wie er sagte, daß die Römer einem lumpigen Fechter mehr Ehre erwiesen als dem Kaiser selbst.

Unter seinen mannichfaltigen Lastern war jedoch seine Verschwendung am ausschweifendsten und gewissermaßen der Quell aller übrigen. Die Schwelgereyen der vorigen Kaiser waren Knauserey gegen die seinigen. Er ersann Bäder, in welchen die reichsten Oele und köstlichsten Specereyen mit unglaublichem Aufwande verschwendet wurden. Er ließ seinen Gästen zuweilen Gerichte von lauterm Golde vorsetzen, wobey er zu bemerken pflegte, daß man entweder Oekonom oder ein Kaiser seyn müsse.

Die kostspielige Art, mit welcher er sein Pferd unterhielt, wird uns einen Begrif von seiner Hauswirthschaft machen können. Er baute ihm einen Stall von Marmor und eine Krippe von Elfenbein. Wenn dies Thier, das den Nahmen Incitatus trug, den folgenden Tag rennen sollte, so wurden rund um seinen Stall Schildwachen gestellt, um zu verhüten,

daß

daß es nicht im Schlaf gestört würde. Es hatte sein eignes Haus, seine eigne Wirthschaft und Küche, um die, so es besuchten, nach Stand und Würden bewirthen zu können. Zuweilen lud der Kaiser seinen Incitatus zur Tafel, wo er ihn mit vergoldetem Hafer und mit Wein aus goldnen Geschirren tractirte. Er pflegte beym Leben seines Pferdes zu schwören, und man sagt, er würde es zum Consul gemacht haben, wenn der Tod ihn nicht daran gehindert hätte.

Mehrere Tage hinter einander warf er beträchtliche Geldsummen unter das Volk aus. Er ließ ungeheure Schiffe von Cedernholz bauen, deren elfenbeinerner Spiegel mit Gold und Edelsteinen ausgelegt, die Segel und Taue von mannigfaltiger Seide verfertigt und die Verdecke mit köstlichen Fruchtbäumen bedeckt waren, unter denen er öfter zu schmausen pflegte. Auf diesen Fahrzeugen segelte er die Küsten Campaniens herunter, umringt von seinen Freudendienern, den auserlesensten Sängern und den schönsten Jünglingen. Alle seine Gebäude waren mehr auf Erregung eines dummen Staunens, als Gewährung eines wahren Nutzens berechnet. Er ließ Häuser in der See aufführen. Er hieb Straßen durch Felsen von ungeheurer Festigkeit und Umfang. Er ebnete Berge und erhöhte Ebenen und Thäler. Der allerverrufenste Beweis seiner zwecklosen Verschwendung ist jedoch die ungeheure Brücke zu Puteoli, deren Bau er im dritten Jahr seiner Regierung unternahm. Zu zeigen, daß er über das Meer so gut Herr sey als über das Land, ließ er eine unermeßliche Menge Schiffe dergestalt an einander befestigen, daß das Ganze einer Art von schwimmender Brücke über den Meerbusen von Bajä nach Puteoli, der beynahe eine Meile breit ist, bildete. Die Schiffe waren in

zwey Reihen in Form eines halben Mondes neben einander gestellt und mit Ankern, Kabeln und Ketten an einander befestigt. Ueber ihnen war eine ungeheure Menge Breter gebreitet, welche wiederum mit Erde überschüttet waren, so daß das Ganze einer römischen Gasse glich. Auf dieser neuen Brücke ließ er zu seinem und seines Gefolges Empfange verschiedene Häuser bauen, in welche durch Röhren vom festen Lande herüber frisches Wasser geleitet wurde. Als alles fertig war, erhob er sich mit seinem ganzen Hofe an den Ort. Zu Pferde, in allem Staat eines morgenländischen Königs, die Bürgerkrone auf dem Haupte und Alexanders Harnisch vor der Brust, begleitet von seinen vornehmsten Kriegsbedienten und von dem ganzen römischen Adel, beschritt er das eine Ende der Brücke und ritt mit lächerlicher Wichtigkeit bis an das andere Ende derselben, während eine unzählige Menge Menschen aus nahen und fernen Gegenden herbeyströmte, um dem eiteln Gepränge zuzuschauen. Zu Nacht ward das ganze Gebäude erleuchtet, und diese Erleuchtung war so ungeheuer, daß der ganze Meerbusen und alle benachbarte Berge davon wiederglänzten — ein neuer Triumph für Caligula, der sich rühmte, wie vorhin Meer in Land, so itzt Nacht in Tag verwandelt zu haben. Am folgenden Morgen fuhr er in einem Triumphwagen über die Brücke, gefolgt von einer zahlreichen Schaar Wettrenner und von allen seinen Kriegern in schimmernder Rüstung. Dann bestieg er eine zu dem Ende errichtete Tribune, von wannen er zum Preise seiner großen Thaten und der Emsigkeit seiner Arbeiter und seines Heeres eine prahlende Rede hielt. Dann theilte er Belohnungen unter seine Leute aus, und ein glänzender Schmaus folgte. Etwas mangelte jedoch noch immer, das die Gemüthsbeschaffenheit des gewaltigen Unternehmens

ehmers hätte verrathen mögen. Mitten unter den
annigfaltigen Lustbarkeiten wurden verschiedne seiner
Begleiter ins Meer geworfen. Mehrere mit Zu-
chauern beladene Schiffe wurden feindlich angegrif-
en und in Grund gebohrt, und wiewohl wegen
Stille des Wassers die meisten entrannen, so ersoffen
och auch viele, und einige, die um sich zu retten die
Brücke hinan kletterten, wurden auf Befehl des Kai-
ers wieder hinunter gestoßen. Die See war wäh-
end dieses lächerlichen Gepränges, das zwey Tage dau-
rte, so still, daß Caligula sich rühmte, Neptun habe
us Ehrfurcht für ihn sein Element in Banden gelegt.

Verschwendungen wie diese hätten nothwendig
uch den grenzenlosesten Schatz erschöpfen müssen. In
er That hatte Caligula kaum ein Jahr regiert, als
r seine Einkünfte verzehrt und ein Vermögen von
unddert Millionen unsers Geldes, das Tiberius zu-
ammen gescharret hatte, mit den unnützesten Aus-
chweifungen durchaus verschleudert sahe. Itzt also
mußte er auf Mittel sinnen, seine Kassen wieder an-
zufüllen, und so groß vorhin seine Verschwendung ge-
wesen war, so groß ward itzt seine Raubsucht. Alles
ward geschätzt, so gar der kümmerliche Gewinnst des
ärmlichsten Krämers. Freygelassene mußten ihre Frey-
heit noch immer erkaufen. Leute, die ihn zum Er-
ben eingesetzt hatten, wurden vergiftet, damit er ihr
Vermögen sogleich in Besitz nehmen könne. Er stif-
tete ein Bordel in seinem eigenen Pallaste, wo er
durch alle Arten von Lüderlichkeiten beträchtliche Sum-
men gewann. Er hielt ein Spielhaus, wo er selbst
den Vorsitz führte und keinen jener niedrigen Kunst-
griffe verschmähte, dessen diese Gattung von Leuten
sich zu Beförderung ihres Gewinnstes bedient. Als
er einstens fortdauernd unglücklich gespielt hatte, sahe

er zwey reiche Ritter durch den Hof gehn. Plötzlich sprang er auf, ließ sie greifen und ihr Vermögen einziehn, gieng dann zu seiner Spielgesellschaft zurück, und rühmte sich in seinem Leben keinen bessern Schnitt gethan zu haben. Ein andermal, da es ihm an Geld zum Einsatz mangelte, gieng er hinunter, ließ verschiedne Edle umbringen und kehrte dann zur Gesellschaft zurück, denen er sagte, während sie um Lumpereyen spielten, habe er mit einem einzigen Wurfe sechzigtausend Sesterzien gewonnen. Da ihm eine Tochter geboren ward, beklagte er sich öffentlich über seine Armuth, ließ ausrufen, daß er alle Geschenke annehmen wolle, die man ihm brächte, und stellte sich selbst an die Schwelle seines Pallastes, um durch seine persönliche Gegenwart das Volk zu desto größern Freygebigkeiten aufzumuntern.

Unglaublich fast sind die Grausamkeiten, vermittelst welcher er unermeßliche Summen zusammen scharrte. Senatoren ließ er hinrichten, und dann vor seinen Richterstuhl fordern, als wenn sie sich selbst das Leben genommen hätten. Männer vom höchsten Range verdammte er in den Minen zu graben und die Landstraßen auszubessern, weil sie seiner Verschwendung gespottet hatten. Alte, gebrechliche und abgelebte Leute ließ er den wilden Thieren vorwerfen, um den Staat von so viel unnützen Mäulern zu befreyen. Gewöhnlich fütterte er seine Bestien mit nichts anderm als mit den Leibern dieser Elenden, deren er gewöhnlich jeden zehnten Tag ganze Schaaren ihnen vorwerfen ließ, und solches seine Rechnung abmachen nannte. Als einer derselben einstens rief, er sey unschuldig, ließ er ihn herauf bringen, aber bloß um ihm die Zunge ausschneiden und dann wieder ins Amphitheater werfen zu lassen. Einer

seiner

seiner Zeitvertreibe war, Menschen mit langsamen Martern hinzumorden, damit sie, wie er zu sagen pflegte, fühlen möchten, daß sie stürben. Gemeiniglich war er bey solchen Hinrichtungen selbst gegenwärtig, bestimmte die Dauer der Marter und milderte die Wuth der Quaalen zu Zeiten, bloß um sie zu verlängern. In der That pries er wegen keiner Eigenschaft sich mehr, als wegen dieser unerweichlichen Härte und der unnachgiebigen Standhaftigkeit, mit welcher er ähnlichen Schauspielen bis zu Ende beywohnen könne.

Der barbarische Witz, mit dem er diese Abscheulichkeiten zuweilen begleitete, bewies indessen hinlänglich, daß das Mitleid ihn wenig anfocht. Als ein angesehner Bürger, der einer Unpäßlichkeit halber Erlaubniß bekommen hatte, sich in die Insel Anicyra zu begeben, die wegen ihres Nieswurzes, dem gewöhnlichen Heilmittel der Tollheit, berühmt war, um Erlaubniß bat, noch länger in diesem Ort verweilen zu dürfen, hieß er ihn hinrichten, indem einem Menschen, der so lange ohne Erfolg Nieswurz gebraucht hätte, ein Aderlaß nicht anders beim heilsam seyn könne. Ein andermal hatt' er aus Irrthum einen Unrechten hinrichten lassen. Als er aber des Mißgriffs inne ward, sagt' er, es sey gleich viel. Dieser Verbrecher habe ohne Zweifel eben so wohl den Tod verdient als jener. Dieser scheußliche Hang verließ ihn auch nicht in seinen festlichen Stunden. Oft ließ er, während er bey Tafel saß, Leute vor sich foltern, wobey er ihre Quaalen bedauerte und ihre Henker schalt. Beständig zwang er die Freunde und Anverwandten der Verurtheilten bey ihrer Hinrichtung zugegen zu seyn, und als sich einer derselben einstens durch eine Unpäßlichkeit entschuldigen ließ, ließ er ihn

in einer Sänfte holen. Wenn er sein Weib oder seine Beyschläferin küßte, pflegte er ihnen wohl die Hand auf den Nacken zu legen, um zu bemerken, daß so glatt und zart er wäre, es doch in seiner Macht stände, ihn jeden Augenblick herunter hauen zu lassen. Einst fragt' er jemanden, den er aus dem Exil zurückgerufen hatte, wie er seine Zeit während dessen zugebracht hätte, und als dieser antwortete, mit Beten um Tiberius Tod, befahl er alle Verbannete ohne Gnade hinzurichten, damit sie nicht auch um seinen Tod beten möchten. Einst war er wider das römische Volk so erbittert, daß er ihm nur einen einzigen Hals wünschte, um das Ganze mit einem Streiche abfertigen zu können.

So unerträgliche und launische Barbaren veranlaßte manche geheime Verschwörungen wider ihn, die jedoch durch seinen Feldzug verzögert wurden, den er im dritten Jahr seiner Regierung wider die Deutschen und Britten unternahm. Zu diesem Ende ließ
J. d. St. 791. J. C. 43. er in allen Gegenden des Reichs aufs allerstärkste werben, und gebehrdete sich so muthig und entschlossen, als ob er den ganzen Erdboden bezwingen wolle. Sein Marsch verrieth jedoch gar bald die Ungleichheit seiner Laune. Jetzt war derselbe so reissend, daß die Kohorten ihre Fahnen zurücklassen mußten; zu andrer Zeit so langsam, daß er mehr einem feyerlichen Umgange, als einem Heereszuge glich. Während des Marsches ließ er sich auf den Schultern von acht Soldaten tragen, und allen benachbarten Städten befahl er, ihre Straßen wohl zu fegen und zu wässern, damit der Staub ihm nicht beschwerlich fiele. So fürchterliche Zurüstungen endeten, wie leicht zu erachten, in Nichts. Statt Britannien zu erobern, gewährte er einem flüchtigen Fürsten dieses Landes seinen

seinen Schutz, und pries diesen unbedeutenden Umstand in seinem Briefe an den Senat so gewaltig, als wenn er das ganze Reich erobert hätte. Statt Deutschland zu bezwingen, führte er sein Heer ans Seeufer. Hier ließ er die Kriegs- und Wurfmaschienen aufstellen, und stellte das Heer in Schlachtordnung. Er selbst bestieg eine Galeere, mit welcher er die Küste entlang segelte, und mit Trompetenschall die Losung zur Schlacht gab. Augenblicklich fielen seine Soldaten, vorläufigem Befehle gemäß, über die am Strande liegenden Muscheln — den Raub des bezwungenen Oceas, wie er sie nannte, würdig im Pallast und Capitol aufbewahret zu werden — her, und sammelten sie sorgsam in ihre Helme. Nach diesem Abentheuer rief er, gleich einem Feldherrn nach dem glorreichsten Siege, die Soldaten zusammen, pries in einer prächtigen Rede ihre Heldenthaten auf das allerhöchste, theilte Gold unter ihnen aus, nannte sie die glücklichsten, reichsten und tapfersten aller Sterblichen, und beurlaubte sie mit der Aufforderung, sich lustig zu machen. Damit auch das Andenken so glorreicher Thaten nicht erlöschen möge, ließ er am Ufer einen hohen Thurm erbauen, und die Galeeren, auf denen er in See gestochen war, größtentheils zu Lande nach Rom bringen.

Nach unzähligen Albernheiten und Grausamkeiten, denen er sich während dieses sogenannten Feldzuges schuldig machte, und worunter auch die gehörte, daß er jene ganze Armee, die sich einstens wider seinen Vater Germanicus empört hatte, zu vertilgen suchte, begann er sich nach einem Triumphe zu sehnen. Der Senat, seit langer Zeit das Werkzeug seines Stolzes und seiner Grausamkeit, trat sogleich zusammen, um über die beste Art, wie seine Eitelkeit befrie-

befriediget werden könnte, zu rathſchlagen. Er erwog, daß ein Triumph ſelbſt ihm eine Ironie auf ſeine Thaten bedünken möge, und beſchloß daher ihm eine Ovation zuzuerkennen. Dieſer Senatſchluß, in Ausdrücken der allererieſenſten Schmeicheley abgefaßt, ward ihm durch eine feyerliche Geſandſchaft überbracht. Aber weit entfernt, daß derſelbe ſeinen Stolz hätte befriedigen ſollen, betrachtete er ihn vielmehr als eine wahre Beſchimpfung. Er befahl den Senatoren, ſich bey Todesſtrafe um ſeine Ehrenbezeugungen nicht zu bekümmern, und zu den Botſchaftern, die ihn einluden, um der Anſtalten, die der Senat zu ſeinem Empfange gemacht hätte, zu genießen, ſagt' er, er wolle kommen, und dies, fügt er hinzu, indem er an ſein Schwert ſchlug, dies will ich mitbringen. Nichts deſto weniger begnügte er ſich an der ihm zuerkannten Ovation, die der Senat ſeiner Seits mit unaufhörlichen Zurufungen und Reden voll der ausſchweifendſten Schmeicheley feyerte. Ein ſo demüthiges Betragen begütigte ihn einigermaaßen, und der übermäßige Eifer, den ſie bey einem gewiſſen Vorfall für ſeine Sache zeigten, verſöhnte ihn vollends. Es traf ſich nehmlich, daß Protogenes, einer ſeiner Vertrauteſten und grauſamſten Günſtlinge, in das Senathaus trat, da ihm dann von dem ganzen Körper des Senates und beſonders vom Proculus auf das niederträchtigſte gefuchsſchwänzt wurde. Allein mit finſtrer Miene fragte Protogenes den letztern, wie ein Menſch, der dem Kaiſer feind wäre, ſo ſehr ſein Freund ſeyn könne. Mehr bedurft' es nicht um den Senat wider den Unglücklichen aufzubringen. Alle mit einander fielen über ihn her, und riſſen ihn in Stücken.

Nach Caligulas Zurückkunft von ſeinem abentheuerlichen Feldzuge geſchah es, daß er eine Geſand-

ſandſchaft von den Alexandriniſchen Juden empfieng, die ſeiner Gottheit nicht gleich andern Nationen hatten huldigen wollen, und ſich deshalb itzt bey ihm entſchuldigen wollten. Er beſchäfftigte ſich grade mit Beſichtigung einiger Luſtgebäude und mit der Inſtruction der Arbeiter, als Philo der Jude und die übrigen Geſandten vorgelaſſen wurden. Mit tiefſter Demuth naheten ſie ihm; er aber ſchalt ſie Feinde der Götter, und fragte, wie ſie ſich hätten unterſtehen können, ſeine Gottheit nicht anzuerkennen. Demüthig antworteten ſie, ſie hätten ſowohl bey ſeiner Thronfolge als bey ſeiner Wiedergeneſung ganze Hekatomben geopfert. Wohl, ſagte er, aber dieſe Opfer wurden nicht mir, ſondern für mich dargebracht. Voll Entſetzens über ſolche Gottloſigkeit, ſchwiegen die Geſandten ſtille, während der Tyrann aus einem Zimmer in das andere lief, mit den Arbeitern redete, ihre Arbeiten beſah, itzt lobte, und itzt tadelte. Dann und wann ſprengt' er zu den Geſandten hin, um irgend eine närriſche Frage an ſie zu thun, z. B. Wie gehts denn zu, daß ihr Juden kein Schweinfleiſch eſſet? ein Einfall, der ſeinem Gefolge ſo witzig bedünkte, daß ſie in ein überlautes Gelächter ausbrachen, und darüber von einem anweſenden Officiere einen Verweis erhielten. Philo wollte dem Kaiſer über dieſen Punct die gehörige Erläuterung geben, und ſagte: verſchiedene Völker hätten verſchiedene Sitten; ſo enthielten ſich gewiſſe Religionsverwandten des Schwein- andere des Lammfleiſches. Nun, was dies anlangt, rief Caligula, ſo kann ich es nicht tadeln, denn Lammfleiſch iſt ein ſehr ſchlechtes Eſſen. Aber ſagt mir doch, fuhr er fort, wie ihr Juden dazu kommt, Bürger von Alexandrien zu ſeyn. Itzt fieng Philo an, ſich auf den eigentlichen Gegenſtand ſeiner Botſchaft einzulaſſen: allein er hatte kaum begon-

begonnen, als Caligula schon wieder davon und in einen grosen Saal lief, dessen Fenster er mit jenem durchsichtigen Steine, dessen die Alten sich statt der Spiegel bedienten, zu verzieren befahl. Dann kam er zu den Gesandten zurück, und nahm ein etwas gesetzteres Wesen an. Nun, sprach er, so laßt denn hören, was ihr zu eurer Vertheidigung anzuführen habt. Philo fieng seine Rede wieder an, wo er vorhin war unterbrochen worden, hatte aber noch lange nicht die Hälfte derselben vollendet, als der Tyrann ihn wieder verließ, und zu Aufstellung einiger Gemählde Befehl ertheilte. So war die Aufmerksamkeit beschaffen, deren dieser Elende die Klagen seiner Unterthanen würdigte. Die Angelegenheit der Juden blieb während seiner Regierung unentschieden, ward aber von seinem Nachfolger zu ihrer Zufriedenheit beygelegt. Philo gab bey dieser Gelegenheit seinen Freunden, die vor dem Zorn des Kaisers zitterten, eine merkwürdige Antwort: **Fürchtet euch nicht!** sprach er, **indem Caligula sich wider uns erklärt, tritt der Ewige auf unsre Seite!**

Die Fortsetzung dieser scheußlichen Regierung schien dem Menschengeschlecht den Untergang zu drohen. Zum Glück war sie so kurz, als sie zu seyn verdiente. Schon waren verschiedene Verschwörungen wider den Tyrannen angezettelt worden, aber alle ohne Erfolg. Diejenige, der es endlich gelang den Erdboden von diesem Ungeheuer zu befreyen, entspann sich unterm Schutze des **Chärea**, eines Tribunen von der Leibwache. Er war ein Mann von geprüfter Tapferkeit, ein feuriger Bewunderer der Freyheit, und folglich ein Feind des Tyrannen. Außer jener Triebfeder, die ihm mit dem Reste der Menschen gemein war, hatt' er noch manche besondere Ursa-

Urſachen, den Kaiſer zu haſſen. Von jeher hatte dieſer jede Gelegenheit ergriffen, ihn lächerlich zu machen, und mit einer etwas weibiſchen Stimme, die ihm eigen war, ihn als eine Memme aufzuziehn. So oft Chärea der Gewohnheit nach die Loſung von ihm holte, ertheilt' er ihm die Nahmen **Venus**, **Adonis**, oder ein ähnliches auf Weichlichkeit und Feigheit zielendes Wort. Müde, ſich von einem Nichtswürdigen länger necken zu laſſen, theilte Chärea ſeinen Plan einigen Rittern und Senatoren mit, die, wie er wußte, gleich ihm von dem Tyrannen beleidigt waren, oder noch von ihm gemißhandelt zu werden fürchteten. Unter ihnen war **Valerius Aſiaticus**, deſſen Weib der Kaiſer verführt hatte. Ferner **Annius Vinicianus**, der ſchon bey einer vorigen Verſchwörung in Verdacht geweſen war, und an der nächſten wirklichen Theil zu nehmen wünſchte; ferner **Clemens** der Präfectus, und **Caliſtus**, welchen ſeine Reichthümer dem Grimm des Tyrannen bloßſtellten.

Während dieſe über die ſicherſten und thätigſten Mittel, den Tyrannen zu vertilgen, rathſchlagten, ereignete ſich ein Umſtand, der ihrer Verſchwörung neue Stärke gab. **Pomponius**, ein Senator vom Range, war unehrerbietiger Reden halber beym Kaiſer verklagt worden und zu Erhärtung ſeiner Klage berief der Angeber ſich auf eine Schauſpielerin, Nahmens **Quintilia**. Allein Quintilia beſaß einen Grad von Standhaftigkeit, den man auch bey dem ſtärkern Geſchlechte nur ſelten findet. Sie läugnete die Sache ſchlechterdings. Und da ſie auf des Kaiſers Verlangen peinlich befragt wurde, erlitt ſie die ſchrecklichſten Quaalen mit unerſchütterlichem Muthe. Dennoch war ſie wirklich mit allen Umſtänden der Verſchwörung bekannt, und was mehr iſt, Chärea

hatte

hatte selbst bey ihrer Folterung den Vorsitz. Aber weit entfernt, sich den geringsten verrathenden Laut entschlüpfen zu lassen, trat sie ihm vielmehr auf die Zehen, um ihm so wohl zu verstehn zu geben, daß sie um das Geheimniß wisse, als auch, daß sie es nicht entdecken würde. So litt sie, bis alle ihre Gliedmaßen zermalmt und ihre Gelenke aus einander gezerrt waren. Zu diesem bejammernswürdigen Zustande ward sie vor den Kaiser geführt, der ihr für die Martern, die sie ausgestanden hatte, ein Geschenk geben ließ. So dem Tyrannen zum Werkzeuge seiner Grausamkeit dienen zu müssen, war Chärean unerträglich. Er schlug den Mitverschwornen vor, ihn zu überfallen, während er im Capitol opferte, oder während er in seinem Pallaste gehelmer Wollüste pflegte. Diese waren jedoch der Meinung, daß es besser und sicherer sey, ihn anzugreifen, wenn er die wenigsten Leute um sich habe. Nach manchen Bedenklichkeiten wurden sie endlich eins, ihn während der Palatinischen Spiele, die vier Tage dauerten, anzugreifen, und ihren Streich zu vollführen, wenn seine Wache am wenigsten im Stande wäre, ihm beyzuspringen. Drey Tage von den Spielen verstrichen, ohne daß der so sehnlich gewünschte günstige Augenblick sich ihnen dargeboten hätte. Schon begann Chärea zu besorgen, daß ein längerer Aufschub die ganze Sache verrathen möchte. Schon begann er zu besorgen, daß irgend ein anderer rascherer und kühnerer ihn der Ehre, die Welt von einem Tyrannen zu befreyen, berauben möchte. Er beschloß daher die Ausführung des Plans nicht länger, als bis auf den folgenden Tag aufzuschieben, und den Augenblick, wo Caligula durch einen einsamen Gang zu gewissen Bädern, die nicht fern vom Pallast lagen, gehn würde, dazu zu nützen.

Der

Der letzte Tag der Spiele war glänzender als die übrigen. Caligula, weit entfernt, den gegen ihn gefaßten Anschlag zu ahnden, war aufgeräumter und herablassender wie jemalen. Er ließ Obst und andere Leckereyen unter das Volk werfen, und ergötzte sich außerordentlich an dem Eifer, mit welchem es sich um dieselben balgte und tummelte. Mittlerweile begann die Verschwörung wirklich laubar zu werden, und wären Caligula nur noch einige Freunde übrig gewesen, so hätte es nicht fehlen können, daß sie ihm entdeckt worden wäre. Ein Senator, der den Spielen beywohnte, fragte einen Bekannten, ob er nichts neues gehöret habe, und als dieser es verneinte, sprach er, so wisse denn, daß heut der Tod eines Tyrannen vorgestellt werden wird. Der andere verstand ihn augenblicklich, ersuchte ihn aber mit einem Geheimniß von so großer Wichtigkeit behutsamer umzugehn. Einen großen Theil des Tages harreten die Mitverschwornen mit aller Peinlichkeit, die einer solchen Lage eigen ist, und einst schien Caligula schon Willens den ganzen Tag ohn' einige Erfrischung zubringen zu wollen. Dieser unerwartete Aufschub erbitterte Chärea aufs allerheftigste. Nur mit Mühe konnte er zurückgehalten werden, augenblicklich auf den Tyrannen einzustürmen, und in der Mitte der versammelten Mordaden ihn niederzuhohren. Noch kämpfte er mit der Klugheit und mit seinem Ungestüm, als Asprenas, einer der Verschwornen, Caligula beredete, ins Bad zu gehen, und einige Erfrischungen zu sich zu nehmen, um dem Rest der Spiele mit desto größerer Munterkeit beywohnen zu können. Der Kaiser stand auf, und sogleich umringten die Verschwornen ihn unterm Scheine emsigerer Aufmerksamkeit, in der That aber um das Gedränge von ihm abzuhalten. Als er in jenen bedeckten Gang

kam, der ins Bad führte, begegnete ihm ein Haufen griechiſcher Kinder, die er hatte ſingen lehren, und die in ſeiner Gegenwart ſpielen ſollten. Schon wieder war er Willens ins Theater mit ihnen zurück zu gehen, und würde es gethan haben, wenn der Anführer des Chors ſich nicht mit ſeiner Heiſerkeit, der Folge einer Erkältung, entſchuldigt hätte. Dies war der Augenblick, den Chärea nutzte. **Das hab' Tyrann!** rief er, und ſchlug ihn zu Boden. Augenblicklich drangen auch die übrigen Verſchwornen auf ihn ein, und während er ſich wüthend wehrte, und einmal über das andere rief: **ich lebe! noch lebe ich!** ermordeten ſie ihn mit dreyßig Wunden.

Dies war das verdiente Ende des Cajus Caligula, nach einem Leben von neun und zwanzig, und einer kurzen Regierung von drey Jahren zehn Monden und acht Tagen. Von ihm ſagt **Seneca**, daß die Natur ihn ſcheine hervorgebracht zu haben, um zu zeigen, was daraus entſtehen könne, wenn die allerhöchſte Laſterhaftigkeit mit der allerhöchſten Gewalt gepaaret würde. Sein Witz und ſeine Beredſamkeit werden von einigen geprieſen, aber wer mußte der Geſchmack eines Menſchen ſeyn, der **Virgil** einen Dichterling und **Livius** einen Schmierer nennen konnte. Zugleich mit ihm ſtarben auch ſein Weib und ſeine unmündige Tochter. Jene ward von einem Centurio durchſtoßen, dieſe ward grauſamer Weiſe an der Mauer zerſchmettert. Seine Münze ward durch einen Senatſchluß eingeſchmolzen, ſeine Bildſäulen wurden zerſtört und alle Anſtalten getroffen, daß weder ſein Nahme, noch ſeine Siege auf die Nachwelt gebracht werden möchten.

Sechſtes Kapitel.

Die Regierung des Claudius.

Sobald Caligulas Tod bekannt wurde, entſtanden in allen Gegenden der Stadt Auflauf und Verwirrung. Die Verſchwornen, die bloß einen Tyrannen hatten vertilgen wollen, bekümmerten ſich wenig um deſſen Nachfolge und verbargen ſich, um ihre Perſonen in Sicherheit zu ſetzen. Einige glaubten, die Nachricht von des Kaiſers Tode ſey nur bloß einer ſeiner Kunſtgriffe, um zu ſehen, wie ſich ſeine Feinde bey einer ſolchen Zeitung gebehrden würden. Andere behaupteten, er lebe noch und ſey auf gutem Wege ſich wieder zu erholen. Dieſe Zwiſchenzeit quälender Ungewißheit ſchien der deutſchen Leibwache ein bequemer Zeitpunkt zum plündern, und unterm Vorwande des Kaiſers Tod zu rächen, erlaubte ſie ſich ungeſtraft die ärgſten Ausſchweifungen. Kein Verſchworner, kein Senator, der ihnen in die Hände fiel, ward begnadigt. **Norbanus**, **Aſprenas** und **Anteſus** wurden in Stücken gehauen. Erſt als es ihrer Rachgier an Gegenſtänden und ihren Unthaten an einem Anführer zu mangeln begann, wurden ſie ruhiger und erlaubten dem Senat zuſammen zu treten und zu rathſchlagen, was bey gegenwärtigen Umſtänden zu thun ſey. J. C. 42.

In dieſer Sitzung verbreitete ſich **Saturninus**, damaliger Conſul, weitläuftig über die Vorzüge der Freyheit und ſprach mit Entzücken von Chäreas Tapferkeit, die er des höchſten Lobes würdig erklärte. Eine ſolche Sprache konnte dem Senat nicht anders denn gefallen. Lang' genug hatt' er den Scorpionenſtachel der Tyrannen gefühlt, um nach Wiederherſtellung der alten Freyheit zu ſchmachten. Freyheit ward von nun

man an das Lieblingswort. Man redete sogar von Vertilgung des Nahmens Cäsar. Man gewann einige Cohorten und benächtigte sich fürnlich des Kapitols. Allein es war zu spät, Ketten abzuschütteln, die beyde, der Pöbel und das Heer vertheidigten. Jener erinnerte sich noch immer seines alten Hasses wider den Senat und der Schenkungen und Schauspiele, mit denen die Kaiser ihm schmeichelten. Dieses fühlte, daß es nur unter einer monarchischen Verfassung seine Macht behaupten könne, und machte sich sogar Hoffnung, die Wahl der Kaiser in Zukunft nach Gefallen lenken zu können. Bey solcher Verschiedenheit der Meinungen, in solchem Kampfe einander widersprechender Interessen, schien der Zufall endlich das Schicksal des Reichs zu entscheiden. Einige Soldaten, die absichtlos im Pallast umherschweiften, entdeckten Claudius, Caligulas Oheim, in einem Winkel lauschend, indem er sich aus Furcht verkrochen hatte. Dies Geschöpf, das bisher wegen seines Blödsinns ganz war übersehen worden, beschlossen sie zum Kaiser zu machen, trugen ihn auf den Schultern ins Lager, und riefen ihn, der nichts als den Tod erwartete, als Kaiser aus.

Der Senat, wohl merkend, daß der Stärkere allein hier die Nachfolge bestimmen würde, beschloß nachzugeben, da die Macht sich zu widersetzen ihm fehlte. Claudius war der nächste übrige Verwandte des letzten Kaisers, ein Neffe Tiberius und Caligulas Oheim. Als einen solchen bestätigte der Senat ihn im Kaiserthum und gieng bald darauf im feyerlichen Gepränge hin, um seine erzwungne Huldigung ihm darzubringen. Chärea war der erste, der der Eifersucht des neuen Kaisers geopfert wurde. Er starb mit aller Standhaftigkeit eines alten Römers, und wollte

mit

mit keinem andern Schwerte getödtet seyn, als dem, womit er den Tyrannen durchstoßen hatte. Mit ihm starb auch sein Freund **Lupus**, und **Sabinus**, einer der Verschwornen entleibte sich eigenhändig.

Claudius war funfzig Jahr alt als er den Thron bestieg. Mannigfaltige und langwierige Kränklichkeiten, die ihn in der Kindheit plagten, hatten gewissermaßen seine Körperkräfte sowohl als seinen Geist geschwächt. Er blieb länger, als zu jenen Zeiten gewöhnlich war, im Zustande der Unmündigkeit, und schien zeitlebens unfähig, sich selbst zu regieren. Nicht als ob es ihm gänzlich an Verstande gemangelt hätte, er hatte vielmehr in der griechischen und lateinischen Litteratur beträchtliche Fortschritte gemacht, und so gar eine Geschichte seiner Zeit geschrieben, der es, wiewohl ihr Inneres nicht empfehlungswürdig war, am Verdienst des Stils nicht fehlte. Ohngeachtet dieses Anstrichs von Gelehrsamkeit hatt' es ihm dennoch nie gelingen wollen, sich im Staate empor zu arbeiten, und kein Mensch gedachte sein, bis man ihn mit einmal an der Spitze des Reichs gestellt sahe.

Wie alle andern schlimmen Kaiser, gab auch dieser im Anfange seiner Regierung die viel versprechendsten Hoffnungen. Er begann mit einer Acte, durch welche alle Worte und Handlungen, die als Hochverrath hätten gedeutet werden können, in Vergessenheit begraben wurden, und mit Aufhebung der crausamen Edicte seines Neffen. Genügsamer als seine Vorfahren in Hinsicht auf Titel und Ehrenbezeugungen, untersagte er bey schwerer Strafe, ihm so zu opfern, wie man Caligula geopfert hatte. Er war unermüdet, die Klagen des Volks zu hören und zu untersuchen. Häufig verwaltete er die Gerechtigkeit in

eigner Perſon und milderte durch Begnadigungen nicht ſelten den Ernſt der ſtrengen Gerechtigkeit. Man erzählt, daß er ein Weib dadurch gezwungen habe, ihren Sohn anzuerkennen, indem er ihr befohlen ihn zu heyrathen. Als die Volkstribunen ihm eines Tages aufwarteten, da er gerade zu Gerichte ſaß, ſo entſchuldigte er ſich auf das höflichſte, daß es ihm an Raum fehle, ſie neben ſich ſitzen zu laſſen. Durch ein ſolches Betragen gewann er die Zuneigung des Volks in ſo hohem Grade, daß, als ein Gerücht ausgeſprengt wurde, er ſey überfallen und ermordet worden, die Einwohner in der äußerſten Beſtürzung und Wuth in den Straßen umher rannten, gegen alle, die zu ſeinem Tode mitgewirkt hatten, die ſchrecklichſten Verwünſchungen ausſtießen und nicht eher beſänftigt werden konnten, als bis ſie von ſeinem Wohlbefinden überzeugt wurden. Durch ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Bedürfniſſe des Staates ſchien Claudius ſo viele Vorliebe zu verdienen. Indem er die Kaufleute vor Seeräubern ſchützte, bewirkte er, daß Rom unaufhörlich mit Korn und Zufuhr verſorgt wurde. Eben ſo emſig war er in ſeinen Gebäuden, worin er beynahe alle ſeine Vorgänger hinter ſich zurück ließ. Er baute eine bewundernswürdige Waſſerleitung, die ſeinen eignen Nahmen erhielt und alle ähnliche Werke in Rom an Kunſt des Baus und an reichlichem Zufluſſe übertraf. Aus einer Entfernung von zehn deutſchen Meilen führten ſie das Waſſer vermittelſt ſtattlicher Bogen über Berg und Thal und verſahen die höchſten Gegenden der Hauptſtadt damit. Auch baute er einen Hafen zu Oſtia, ein Werk von ſo ungeheurem Aufwande, daß ſeine Nachfolger nicht im Stande waren es zu unterhalten. Sein allergrößtes Werk aber war das Austrocknen des Sees Fucinus, des größten in Italien, deſſen Waſſer er zu Verſtärkung

die-

dieſes Stromes in die Tiber leitete. Um dies zu bewerkſtelligen, mußte er unter andern Schwierigkeiten einen Felſen durchhauen, der über eine halbe Meile breit war, und eilf Jahr hinter einander dreyßigtauſend Mann in ununterbrochner Arbeit erhalten.

Mit dieſer Sorgfalt für die innern Vortheile des Staates verband er die wachſamſte Aufſicht über die Provinzen. Judäa gab er dem Herodes Agrippa wieder, dem Neffen Herodes Antipas, welcher Johannes den Täufer zum Tode verurtheilt hatte, und von dem gegenwärtigen Kaiſer verbannt wurde. Fürſten, die durch ſeine Vorfahren unrechtmäßiger Weiſe waren ihrer Länder beraubt worden, gab er ſelbige wieder und nahm den Lyciern und Rhodiern ihre Freyheit, weil ſie ſelbige zu Empörungen gemißbraucht und einige römiſche Bürger gekreuzigt hatten.

Auch durch auswärtige Eroberungen ſuchte er dem Volke zu gefallen. Die Britten, die ſeit hundert Jahren im ruhigen Beſitz ihrer Inſel waren gelaſſen worden, begannen, zu Beylegung ihrer innern Streitigkeiten, die Vermittelung Roms zu ſuchen. Derjenige, der hauptſächlich ſein Vaterland dem römiſchen Scepter zu unterwerfen wünſchte, war ein gewiſſer Bericus, der durch mancherley Gründe und Darlegung der großen Vortheile, die das Reich aus einer ſolchen Eroberung ſchöpfen würde, den Kaiſer bewedete, eine Landung auf der Inſel zu verſuchen. Plautius mußte nach Gallien gehn und dort zu einem ſo wichtigen Feldzuge die nöthigen Vorkehrungen treffen. Seine Soldaten hatten anfangs wenig Luſt ſich einzuſchiffen. Jenſeit der Grenzen der Welt zu fechten, meinten ſie, ſey nicht ihres Berufes. Endlich ließen ſie ſich jedoch bereden, und

die Britten erlitten unter Anführung ihres Königs Cynobelinus verſchiedne Niederlagen.

J. C. 45. Dies bewegte Claudius bald nachher, unter dem Vorwande, daß die Eingebornen noch immer aufrühriſche Geſinnungen hegten und einige römiſche Ueberläufer nicht hätten ausliefern wollen, in Perſon nach Britannien zu gehn. Es ſchien jedoch mit ſeinem Zuge mehr aufs Gepränge als auf gründliche Vortheile angeſehen zu ſeyn. Nur ſechzehn Tage brachte er in Britannien zu, und während deren beſchäftigte er ſich mehr Huldigungen einzunehmen, als neue Eroberungen zu machen. Große Freudenbezeugungen wurden bey ſeiner Rückkehr in Rom angeſtellt. Der Senat gewährte ihm einen ſchimmernden Triumph. Sechs Siegsbogen wurden zu ſeinen Ehren aufgeführt und zum Andenken ſeiner Thaten jährliche Spiele angeordnet. Mittlerweile ſetzten Plautius und ſein Legat Veſpaſian, den Krieg nachdrücklich fort, ſchlugen den Feind nach Suetonius Bericht in dreyßig Schlachten, und verwandelten einen Theil des Landes in eine römiſche Provinz. Nichts deſtoweniger brach unter Plautius Nachfolger Oſtorius der Krieg mit neuer Heftigkeit aus. Die Britten, die dem neuen Feldherrn entweder keine Erfahrung oder kein Glück zutraueten, griffen zu den Waffen und entſagten der römiſchen Herrſchaft. Lang und tapfer wehrten ſich die Icener, Canger und Briganten, wurden jedoch endlich überwunden. Unter allen waren die Siluren, die Einwohner von Südwallis unter ihrem Könige Caractacus, die furchtbarſten Gegner, die die römiſchen Feldherrn in dieſen entlegenen Gegenden zu bekämpfen gehabt hatten. Dieſer tapfere Barbar wehrte ſich nicht nur aufs herzhafteſte, ſondern machte den Römern in der That manchen Sieg ſtreitig. Mit

J. C. 51. gröſſer

groſſer Kunſt ſpielte er den Krieg in die unzugänglichſten Gegenden des Landes und hielt die Römer neun Jahre hinter einander in beſtändiger Unruhe.

Oſtorius nöthigte ihn endlich zu einem entſcheidenden Treffen. Mit ruhiger Entſchloſſenheit wandte Caractacus ſich bey dieſer Gelegenheit an ſeine Landesleute, und ſagte ihnen, dieſe Schlacht würde entweder ihre Freyheit gründen, oder ihre Sclaverey befeſtigen; er erinnerte ſie, daß der Muth ihrer Vorfahren es ſey, dem ſie ihre Befreyung von Steuern und Auflagen zu danken hätten, und daß itzt die Zeit vorhanden wäre, wo ſie ihrer Vorfahren ſich würdig zeigen müßten. Allein was vermochten alle Wunder der rohen Tapferkeit gegen die Taktik der römiſchen Legionen auszurichten? Nach einem hartnäckigen Gefecht wurden die Britten völlig geſchlagen. Caractacus Weib und Tochter wurden gefangen genommen, und er ſelbſt, der bey Cartimandua, einer Königin des Landes, Zuflucht ſuchte, ward den Siegern verrätheriſcher Weiſe ausgeliefert. Unbeſchreiblich iſt die Neugier, mit welcher bey ſeiner Ankunft in Rom das Volk herbey drängte, den berühmten Krieger zu ſehen. Er ſeiner Seits äußerte kein Zeichen feiger Entmuthigung. Mit Aufmerkſamkeit beobachtete er die unzähligen neuen und ſchimmernden Gegenſtände, welche, während er durch die Gaſſen geführt wurde, ſich ihm darboten. Und ach, rief er endlich aus iſts möglich, daß ein Volk, das ſo viel prächtige Dinge daheim beſitzt, dem Caractacus eine ärmliche Hütte in Britannien beneiden konnte! Als er vor den Kaiſer gebracht wurde, und die andern Gefangnen mit niedergeworfner Demuth um Mitleid fleheten, ſtand Caractacus mit unerſchrockner Miene vor dem Richter-

ſtuhl, geneigter wie es ſchien, Begnadigung entgegen zu nehmen, als niederträchtiger Weiſe zu erbetteln. „Wenn ich, ſagte er zu Ende ſeiner Rede, mich ohne Widerſtand ergeben hätte, ſo würde weder dein Glück ſo ausgezeichnet, noch dein Ruhm ſo groß geworden ſeyn, ſo hätteſt du lange aufgehört, Sieger zu heißen, und ich wäre längſt vergeſſen worden. Sollteſt du alſo itzt meines Lebens ſchonen wollen, ſo werde ich ein bleibendes Denkmal deiner Siege leben.“ Claudius verzieh ihm, und dem Oſtorius ward ein Triumph zuerkannt, den er jedoch nicht erlebte. Wiewohl die Britten nun auf dieſe Weiſe gedemüthigt waren, ſo waren ſie doch keinesweges unterjocht. Neue Empörungen folgten, und nur durch innere Spaltungen konnte das trotzige Volk allmälig geſchwächt, und in Unterwürfigkeit gehalten werden. Dieſe britiſchen Geſchichten dauerten übrigens Claudius ganze Regierung durch, indem ſein erſter Feldzug in Britannien im zweyten Jahre ſeiner Regierung, und der Sieg über den Caractacus im zehnten geſchah. Um den Lauf der Erzählung nicht zu unterbrechen, hab' ich das Ganze hier unter einen Geſichtspunkt gebracht.

Jene ſchönen Hofnungen, zu denen der Anfang von Claudius Regierung berechtigte, wurden durch den Verfolg derſelben keinesweges beſtätigt. Gar zu bald begann er in der Sorge für den Staat nachzulaſſen, und ſeinen Lieblingen die Regierungsangelegenheiten zu übergeben. Dieſer ſchwache Fürſt war von Jugend auf in einer Art von Unmündigkeit verblieben, und konnte auch itzt, da er zum Regiment gerufen worden, nicht anders als unter fremden Einfluſſe handeln. Leute von beſchränkten Fähigkeiten und ſchwachen Seelen ſind nur gut und böſe, je nachdem ſie tugendhaften oder laſterhaften Führern in die

Hände

Hände fallen, und zum Unglück waren Claudius Zöhrer im höchsten Grade verderbt und schamlos. Die vornehmste unter ihnen war sein Weib Messaline, ein Geschöpf, deren Nahme das allgemeine Nennwort schamloser und unzüchtiger Weiber geworden ist. Nicht geringer aber als ihre Wollust war ihre Grausamkeit, indem durch ihre Intriquen verschiedene der berühmtesten Familien Roms ausgerottet wurden. Die Gehülfen ihrer Ausschweifungen waren des Kaisers Freygelassene, Pallas der Schatzmeister, Narcissus der Staatssecretär, und Callistus der Canzler. Diese beherrschten den Claudius so unumschränkt, daß ihm nur das lästige des Ceremoniells übrig blieb, während sie die Macht des Staates allein besaßen.

Langweilig wär es, alle Grausamkeiten aufzuzählen, zu welchen diese hinterlistigen Rathgeber den schwachen Kaiser bereteten; jene wider seine eigne Familie mögen uns genügen. Appius Silanus, ein Mann von großem Verdienst, der an des Kaisers Schwiegermutter verherrathet war, ward auf Messalinens Anstiften zum Tode verurtheilt. Das nehmliche Schicksal hatten bald nachher des Kaisers beyde Schwiegersöhne Silanus und Pompejus, und seine beyden Töchter, zwo Livien, die eine die Tochter des Drusus, und die andere des Germanicus. Alle diese wurden hingerichtet, ohne daß sie sich hätten vertheidigen dürfen, oder daß ihnen auch nur die Veranlassung ihres Todes wäre mitgetheilt geworden. Noch gar viel andere wurden die Opfer von Messalinens und ihrer Lieblinge Grausamkeit, die den Staat so unbeschränkt beherrschten, daß alle Aemter, Würden und Statthalterschaften bloß durch sie ertheilt wurden.

den. Alles war ihnen feil. Beydes Begnadigungen und Strafen ließen sie sich bezahlen, und häuften durch diese Mittel so ungeheure Summen, daß selbst Crassus Reichthum gegen den ihrigen zusammenschrumpfte. Als der Kaiser sich eines Tages beklagte, daß seine Casse erschöpft sey, sagte man ihm in Scherz, sie würde voll genug werden, wenn seine Freygelassenen nur bewogen werden könnten mit ihm zu theilen. Dem allen ohngeachtet fuhr er fort, seine Günstlinge hochzuschätzen, und vor dem Senat täglich neue Ehrenbezeugungen für sie zu erbitten. Bey solchen Umständen konnt' es an Verschwörungen wider den Kaiser nicht fehlen. Statius Corvinus und Gallus Asinus waren die ersten, die neue Anschläge wider ihn faßten. Hierauf verschworen sich zween Ritter, deren Nahmen uns die Geschichte nicht aufbehalten hat, ihn zu ermorden. Keine Empörung verursachte ihm jedoch größere Unruhe und ward mit unnachgiebigerer Strenge gestraft als diejenige des Camillus, seines Legaten in Dalmatien. Aufgefordert durch einige der vornehmsten Bürger Roms, rebellirte dieser öffentlich gegen ihn und nahm den Titel eines Kaisers an. Unbeschreiblich ist Claudius Schrecken, als er die Zeitung von dieser Empörung erhielt. Sein Naturell und seine Verbrechen hatten ihn zu dem feigsten aller Sterblichen gemacht, so daß er, als Camillus ihm schriftlich befahl, dem Reiche zu entsagen und in den Privatstand hinabzusteigen, nicht abgeneigt war, ihm zu gehorchen. Seine Furcht ward jedoch bald zerstreut. Geschreckt durch einige vermeintliche Wunderzeichen verließen ihn die Legionen, die sich vorhin für ihn erklärt hatten, und erröthteten nicht, den Mann, welchen sie vor wenigen Tagen als Kaiser anerkannt hatten, itzund hinzurichten. Messalina und ihre Günstlinge setzten ihrer Grausamkeit

keit bey dieſer Gelegenheit keine Grenzen. Sie wirkten ſo kräftig auf des Kaiſers Furcht und Argwohn, daß ganze Schaaren ohne Verhör und Beweis hingerichtet wurden, und kaum Einer, auch von denen nicht, die bloß verdächtig waren, davon kam, es ſey denn, daß er mit Aufopferung ſeines Vermögens ſein Leben erkauft hätte.

Unter den Vielen, die bey dieſer Gelegenheit den Tod erlitten, verdienen Pätus und Arria vorzüglich ausgehoben zu werden. Cecina Pätus war einer jener Unglücklichen, die ſich mit Camillus wider den Kaiſer verſchworen hatten. Als er hörte, daß ſein Freund ermordet worden, ſucht' er nach Dalmatien zu fliehn, ward aber ergriffen und an Bord eines Schiffes gebracht, um nach Rom geführt zu werden. Arria, die bisherige treue Gefärthin ſeiner Glücks- und Unglücksfälle, bat ſeine Hüter, ſie in das nehmliche Schiff mit ihrem Gatten aufzunehmen. Männern ſeines Standes, ſagte ſie, pflegt man doch einige Sclaven zuzugeſtehn, die ihn an- und auskleiden und ihm aufwarten. Ich will ihm alle dieſe Dienſte leiſten und euch die Beſchwerden eines großen Gefolges erſparen. Ihr Bitten blieb unerhört. Sie miethe e alſo einen Fiſcherkahn, in welchem ſie die ganze Reiſe hindurch dem Schiffe, das ihren Gemahl führte, Geſellſchaft leiſtete. Die beyden zärtlichen Gatten hatten einen einzigen Sohn, einen Jüngling, der durch die ſeltne Schönheit ſeiner Perſon ſich nicht minder auszeichnete, als durch die reinſte Herzensgüte. Dieſer ſtarb während der Zeit der Vater im Gefängniſſe war, auf ſeinem Bette an einer gefährlichen Krankheit. Allein die zärtliche Arria verheelte ihrem Gemahle ihres Sohnes Tod und äußerte, wenn ſie ihn beſuchte, keine Spuren von Trauer. Fragte er ſie, wie ſich ſein

Sohn

Sohn befände, ſo pflegte ſie zu antworten: er ruhe; wiewohl ſie nicht ſelten, um einem jählings andrängenden Thränenſtrome Luft zu ſchaffen, genöthigt ward, ihres Gatten Zimmer plötzlich zu verlaſſen. Als Päetus endlich zum Tode verdammt wurde, und Befehl erhielt, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, bot ſie alle ihre Kräfte auf, um ihm die nöthige Entſchloſſenheit einzuflößen, und da ſie ihn noch immer zittern und zaudern ſahe, ergriff ſie den Dolch, durchſtieß ſich vor ſeinen Augen und reichte den rauchenden Stahl ihm mit den Worten hin: **Es thut nicht weh, mein Päetus!**

Durch ähnliche Grauſamkeiten ſuchten die Günſtlinge des Kaiſers ſein und ihr Anſehn zu gründen, und um ihren Beyſtand ihm immer unentbehrlicher zu machen, hörten ſie nicht auf ihn täglich mit neuen Schreckphantomen zu ängſten. Von nun an war der unglückliche Mann ein Raub unaufhörlicher Eiferſucht und Unruhe. Als er einſt im Tempel ein Schwert fand, das von ohngefähr war dort gelaſſen worden, rief er eiligſt den Senat zuſammen, und benachrichtigte ihn mit äußerſter Aengſtlichkeit von ſeiner Gefahr. Von der Zeit an wagt' ers nie, anders, als in Begleitung ſeiner Leibwache auszugehn, und niemand durfte ſich ihm nahen, ohne vorher durchſucht worden zu ſeyn. Ganz mit der Sorge für ſeine Selbſterhaltung beſchäfftigt, überließ er die Sorge für den Staat durchaus ſeinen Günſtlingen, die ihm allmälig einen Hang zur Grauſamkeit einflößten. Menſchen martern zu laſſen, ward hinfort einer ſeiner Zeitvertreibe, und einſt wartete er zu Tibur einen ganzen Tag auf einen römiſchen Henker, der ſeine Augen mit einer Hinrichtung im Styl der Alten bewirthen ſollte. Auch war er nicht weniger gleichgül-

tig

tig in Anſehung der Perſonen, die er verdammete, als grauſam in den Strafen, die er ihnen anthun ließ. So unglaublich groß war des Menſchen Stumpfſinn, daß er häufig diejenigen, die er den Tag vorher hatte tödten laſſen, zum Eſſen einladen ließ, und daß er öfters einige Stunden nach Fällung eines Todesurtheils ein ſolches Urtheil gegeben zu haben ſchlechterdings leugnete. Suetonius verſichert uns, es wären nicht weniger denn fünf und dreyßig Senatoren und über dreyhundert Ritter unter ſeiner Regierung hingerichtet worden, und des Kaiſers Sorgloſigkeit in allen ſeinen Grauſamkeiten ſey ſo weit gegangen, daß, als einſtens einer der Tribunen ihm von der Hinrichtung eines gewiſſen Senators Bericht abgeſtattet, er des Mannes Verbrechen durchaus vergeſſen habe; nichts deſto weniger aber ſeine Strafe ſich ganz gern habe gefallen laſſen.

Auf ſolche Weiſe ward Claudius von Meſſalinen zu Grauſamkeiten verhetzt, die er bloß als heilſame Strenge betrachtete, während ſie ſelbſt ihren Schändlichkeiten keine Grenze ſetzte. Von Tage zu Tage an Dreiſtigkeit und Schamloſigkeit gewinnend, überließ ſie täglich ſich ärgerlichern Ausſchweifungen, und einer Liederlichkeit, von der man ſo gar in Rom bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Sie wählte ihre Buhler aus Ueppigkeit und opferte ſie auf aus Laune. Sie zwang einige Frauenzimmer vom höchſten Range in Gegenwart ihrer Männer Ehebruch zu begehn, und vertilgte diejenigen, die ſich deſſen wegerten. Nachdem ſie mehrere Jahre unſtät und unerſättlich von Gegenſtand zu Gegenſtand geſchwärmt war, hieng ſie ſich endlich ausſchließend an Cajus Silius den ſchönſten Jüngling in Rom. So wie alle ihre Leidenſchaften an Wahnwitz grenzten,

ſo

ſo ſtreifte auch ihre Liebe für dieſen jungen Menſchen an Raſerey. Sie nöthigte ihn, ſich von ſeinem Weibe Junia Syllana zu trennen, damit er ihr ſich ganz allein widmen möchte. Sie zwang ihn, unermeßliche Schätze und köſtliche Geſchenke anzunehmen, liebkoſete ihn aufs alleröffentlichſte, und erlaubte ſich gegen ihn die ſchamloſeſte Vertraulichkeit. Sogar der kaiſerliche Schmuck ward in ſein Haus gebracht, und des Kaiſers Sclaven und Bediente erhielten Befehl ihm aufzuwarten. Nichts mangelte zu Vollendung ihres Uebermuthes, als daß ſie ihren Buhlen heyrathete, und auch dies that das tolle Weib. Vertrauend auf des Kaiſers Blödſinn, erwartete ſie zu Ausführung ihres raſenden Vorhabens bloß eine Reiſe, die er nach Oſtia machen wollte. Dann überließen die beyden ſich ihrer Leidenſchaft ohne Rückhalt. Meſſaline erſchien als eine Bacchantin mit dem Thyrſus in der Hand, Silius im Koſtum des Bacchus, indem ſein Leib mit Gewändern, die wie Epheu ausgearbeitet waren, bekleidet, und ſeine Füße mit Halbſtiefeln angethan waren. Eine Schaar Sänger und Tänzer erhöhte das ſchändliche Feſt mit den lüderlichſten Liedern und den unzüchtigſten Stellungen. Mitten in dem wilden Getümmel ſoll ein gewiſſer Valens, ein Hofnarr, einen Baum erklettert, und als man ihn fragte, was er ſehe, geantwortet haben, er ſehe ein fürchterliches Ungewitter von Oſtia herauſziehn.

Was dieſer Kerl ins Gelag hineinſchwatzte war gleichwohl buchſtäblich wahr. So wie die Freundſchaft des laſterhaften in alle Wege von kurzer Dauer zu ſeyn pflegt, ſo ſcheint es auch, daß ſeit einiger Zeit ein Zwiſt zwiſchen Meſſalinen und Narciſſus des Kaiſers erſtem Freygelaſſenen obgewaltet habe. Dieſer

ſchlaue

ſchlaue Günſtling wünſchte nichts angelegentlicher, als eine Gelegenheit die Kaiſerin zu ſtürzen. Und der Anlaß, den ſie toller Weiſe eben itzt ihm dazu herzab, ſchien zu Erreichung ſeiner Abſicht ihm höchſt günſtig. Zwo Beyſchläferinnen des Kaiſers mußten die Scene vorbereiten. Sie mußten ihm Meſſalinens Heyrath als die Neuigkeit des Tages erzählen, während Narciſſus hereintrat und ihre Erzählung beſtätigte. Er ſahe, daß es nach Wunſch auf des Kaiſers Zagheit wirkte. Er beſchloß, durch Aufdeckung aller Entwürfe und Anſchläge Meſſalinens ihn noch banger zu machen. Er vergrößerte gefliſſentlich die Gefahr und drang auf die Nothwendigkeit einer ſchleunigen Beſtrafung. Claudius gerieth darüber in ſolchen Schrecken, daß er den Feind ſchon vor den Thoren glaubte, und ſeinen Freygelaſſenen alle Augenblicke mit der Frage unterbrach, ob er denn noch Herr des Reiches ſey. Narciſſus verſicherte ihn, er wär' es noch und hätt' es noch in ſeiner Macht es zu bleiben, und ſo beſchloß er dann, den Schimpf, den man ſeiner Würde angethan habe, aufs nachdrücklichſte zu rächen. Unbeſchreiblich iſt die Beſtürzung, die ſich Meſſalinens und ihrer gedankenloſen Buhlen bemächtigte, als ſie vernahmen, daß der Kaiſer komme, um ihre Freuden zu ſtören. Die ganze ruchloſe Geſellſchaft ſtob auseinander. Silius ward ergriffen. Meſſaline flüchtete zu gewiſſen Gärten, die vorhin dem Lucullus gehört hatten, deren ſie ſich aber neulich bemächtigt und zu dem Ende ihren rechtmäßigen Beſitzer Aſiaticus hatte hinausjagen und hinrichten laſſen. Von hier ſandte ſie den Britannicus, den einzigen Sohn, den ſie vom Kaiſer hatte und ihre Tochter Octavia an ihn ab, um für ſie zu bitten und ſein Mitleid anzuflehen. Sie ſelbſt folgte ihnen in Kurzem; aber Narciſſus hatte ſeine Anſtalten ſo gut getroffen,

troffen, daß der Kaiſer gar keine Rückſicht auf ihre Vertheidigung nahm, und Meſſaline ſich voll Verzweiflung wieder entfernen mußte.

Narciſſus blieb bey ſeinem bisherigen Erfolge nicht ſtehn. Er führte Claudius in das Haus des Ehebrechers und zeigte ihm hier die Zimmer mit dem Raube ſeines eignen Palloſtes geſchmückt. Dann führt' er ihn ins Lager der Leibwache und belebte ſeinen Muth durch die Verſicherung, daß alle dieſe tapfern Krieger bereit wären ihn zu vertheidigen. Nachdem er durch ſolche Kunſtgriffe wechſelsweiſe ſeine Furcht und ſeine Rachgier aufgeregt hatte, ließ er den elenden Silius vorfordern, und ihn, der kein Wort zu ſeiner Vertheidigung aufzubringen wußte, unverzüglich in des Kaiſers Gegenwart hinrichten. Verſchiedene andere hatten das nehmliche Schickſal, nur Meſſaline ſchmeichelte ſich noch mit der Hofnung der Verzeihung. Sie beſchloß, nicht Bitten noch Thränen unverſucht zu laſſen, um den Kaiſer zu begütigen. Sie ließ ſogar ihrer Rachgier bisweilen freyen Lauf und drohete ihren Verrächern Tod und Untergang. In der That fehlt' es ihr zu ſo günſtigen Hofnungen nicht an Gründen. Claudius war kaum von ihres Buhlen Hinrichtung zurück gekommen, und hatte mit einem tüchtigen Schmauſe ſein Herz gelabet, als er anfieng weich zu werden. Er befahl ſeinen Begleitern, jener Unglücklichen zu melden, daß er Morgen ihre Anklage hören wolle, und daß ſie zu ihrer Vertheidigung ſich gefaßt machen möge. Dieſe Vertheidigung hätte Narciſſen tödtlich werden können. Er eilte daher ihr zuvor zu kommen, flog hinaus und befahl den nächſten beſten Tribunen und Centurionen, ſie auf des Kaiſers Befehl augenblicklich hinzurichten. Meſſalina war noch immer in ihren Gärten. Die Todesboten

fanden

fanden ſie an der Erde liegend in Geſellſchaft ihrer Mutter Lepida, die ſie ermahnte, ihrer Beſtrafung durch einen freywilligen Tod zuvor zu kommen. Allein das unglückliche Weib war durch Wolluſt zu ſehr entnervt, als daß ſie eines ſolchen Aufraffens fähig geweſen wäre. Statt dem Tode mit Entſchloſſenheit die Stirne zu bieten, überließ ſie ſich unnützen Thränen und unbedauerten Wehklagen. Endlich ließ ſie ſich von einem der Soldaten ein Schwert geben und richtete es wider ihre Bruſt. Da ihre Bangigkeit den tödtlichen Stoß aber noch immer verzögerte, rannte der Tribun ihr den Stahl durch den Leib und machte ihrem Leben ſo ein Ende. Claudius erfuhr ihren Tod noch während des Schmauſes, und ſo groß war die Unempfindlichkeit dieſes Blödſinnigen, daß die Nachricht auch nicht den geringſten Eindruck auf ihn machte. Er blieb ſo ruhig wie vorhin bey Tiſche ſitzen, und nicht die Liebe, die er zu ihr getragen, noch die Freude ihrer Ankläger, noch der Jammer ſeiner Kinder vermochte ſeine Gleichgültigkeit im mindeſten zu ſtören. Daß jedoch dieſe Gleichgültigkeit bloßer Stumpfſinn, nicht Philoſophie geweſen, erhellet daraus, daß der ſchwache Menſch, als er am folgenden Tage bey der Tafel ſaß, ſich wunderte, wo Meſſaline bliebe, und beydes, ihr Verbrechen und ihre Hinrichtung ſchon gänzlich ſchien vergeſſen zu haben.

Claudius, itzt Wittwer geworden, erklärte, daß er, der bisher in ſeinen Heyrathen ſo unglücklich geweſen ſey, in Zukunft ledig bleiben und das Leben verwirkt haben wollte, wenn er ſeinem Entſchluſſe nicht getreu bliebe. Nichts deſtoweniger war dieſer ſein Entſchluß von ſehr geringer Dauer. Zu ſehr gewöhnt von Weibern ſich lenken zu laſſen, ward ſeine itzige Freyheit ihm bald zur Laſt, und er ſehnte ſich

nach einer neuen Gebieterin. Seinem Freygelaſſenen blieb dieſe Stimmung ſeiner Seele nicht verborgen. Er beſchloß daher, ihm eine neue Frau zu geben und blieb nach einigem Bedenken bey **Agrippinen**, der Tochter ſeines Bruders Germanicus, ſtehn. Dies Frauenzimmer war mit Laſtern aller Art beynahe noch vertrauter als die vorige Kaiſerin. Sie war grauſam, wie jene, und in ſo fern ſie ſchlauer und beſonnener war, noch gefährlicher. Sie hatte ihren Gemahl vergiftet, um ſich den Weg zum Throne zu bahnen, und da ſie der Schwächen des Claudius vollkommen kundig war, ſo wußte ſie ſie zu ihren Abſichten vortreflich zu nützen. Noch ſtand der neuen Verbindung des Kaiſers jenes Gelübde im Wege. Um auch dieſes wegzuräumen, ward beſchloſſen, daß der Senat ihn nöthigen ſolle, wieder ein Weib zu nehmen, als woran dem Reiche unendlich viel gelegen ſey, und einige noch entſchloßnere Schmeichler verließen den Senat mit dem Vermeſſen, den Kaiſer augenblicklich dazu zu zwingen. Der Senatſchluß, welcher zugleich alle blutſchänderiſche Ehen für geſetzlich erklärte, war kaum ergangen, als Claudius vor Ungeduld brannte, ſeine Hochzeit zu vollziehn. Des Volkes Abſcheu vor ähnlichen Verbindungen mit ſo nahen Verwandten war gleichwohl in den damaligen Zeiten ſo groß, daß nur einer ſeiner Tribunen und einer ſeiner Freygelaſſenen das Herz hatte, ſeinem Beyſpiel zu folgen.

Claudius unterwarf ſeiner neuen Führerin ſich beynahe noch unbedingter als der vorigen. Agrippinens Hauptaugenmerk war, ihrem Sohne **Nero** die Thronfolge zuzuwenden, zum Nachtheil des jungen Britannicus, den der Kaiſer ſelbſt mit Meſſalinen erzeugt hatte. In dieſer Hinſicht verheyrathete ſie

wenig

wenig Tage nach ihrer eignen Heyrath den Nero mit des Kaisers Tochter Octavia. Nicht lange nachher ersuchte sie den Kaiser, nach dem Beyspiel seiner Vorfahren sein Haus durch eine Adoption zu befestigen, und rieth ihm, sich einen Theil der Regierungssorgen durch ihren Sohn Nero abnehmen zu lassen. Der schwache Fürst, gewohnt nach fremden Zureden sich zu bestimmen, gehorchte ihr unverzüglich und adoptirte Nero mit Hintenansetzung seines eignen Sohnes. Nun trachtete das verschlagne Weib ihren Sohn beym Volk beliebt zu machen, zu welchem Ende sie ihm Seneca'n zum Lehrer gab. Dieser treffliche Mann, von Geburt ein Spanier, war auf das falsche Zeugniß der Messalina, daß er mit Julien, des Kaisers Nichte, im Ehebruch lebe, von Claudius in die Insel Corsica verbannt worden. Das Volk liebte und bewunderte ihn wegen seiner Talente und mehr noch wegen seiner strengen Sittlichkeit, ein Ruhm, der nothwendig zum Theil auf seinen Zögling zurückfallen mußte. Dem Britannicus begegnete Agrippina mit der heuchlerischesten Zärtlichkeit, wiewohl sie längst beschlossen hatte, ihn gelegentlich aus dem Wege zu räumen. Ihre Eifersucht beschränkte sich jedoch nicht auf dies Kind allein. Sie ließ bald nach ihrer Thronbesteigung verschiedene Damen hinrichten, die sie glaubte als Nebenbuhlerinnen fürchten zu müssen. Sie entsetzte den Hauptmann der Leibwache, und ernannte den Burrhus zu diesem Posten, einen Mann von vielen kriegerischen Einsichten und unbegränzter Anhänglichkeit an ihr. Von der Zeit an, gab sie sich weniger Mühe ihre Macht zu verheelen. Oft fuhr sie zu Wagen ins Capitol, ein Vorrecht, dessen sich bis dahin nur die Priester hatten bedienen dürfen.

J. d. St. 792. J. C. 52.

Im zwölften Jahr der Regierung Claudii bewegte ſie ihn, den Rhodiern die Freyheit wiederzugeben, deren er ſie vor einigen Jahren beraubt hatte, und den Bürgern von Troja, als Vorfahren Roms, die Abgaben zu erlaſſen. Auch hierdurch ſuchte ſie lediglich ihren Sohn, als der die Sache beyder Völkerſchaften mit großem Beyfall geführt hatte, beym Volke beliebter zu machen. Nichts entgieng dem ehrgeizigen Weibe, was dieſen ihren Lieblingszweck befördern konnte, und ſie hätte mit Freuden den Haß der Menge über ſich genommen, wenn ſie die Liebe derſelben für ihren Sohn damit hätte erkaufen können. Als eines Tages ein Sterndeuter ihr ſagte, ihr Sohn würde Kaiſer ſeyn, aber ihren Tod veranſtalten, antwortete ſie: Meinetwegen! Dafern er nur Kaiſer wird! (Occidat dum imperet!)

So ganz ohne Rückhalt mißbrauchte Agrippina ihre Gewalt, daß des Kaiſers Argwohn endlich rege ward. Ihre Herrſchaft begann ihm unerträglich zu werden, und man hörte ihn, vom Wein erhitzet, einſt ſagen, es ſey ſein Schickſal, die Unarten ſeiner Weiber dulden und endlich ſtrafen zu müſſen. Dieſer Ausdruck ſank tief in Agrippinens Gemüth. Sie bot alle ihre Kräfte auf, dem Streiche zuvorzukommen. Vor allen Dingen ſuchte ſie Narciſſen zu entfernen, den ſie aus mancherley Rückſichten, vornehmlich aber wegen ſeiner Anhänglichkeit an dem Kaiſer, haßte. Eine Zeitlang widerſetzte der Miniſter ſich ihren Abſichten, zuletzt aber fand er am rathſamſten, ſich freywillig nach Campanien in die Einſamkeit zu begeben. Nun blieb der unglückliche Kaiſer den Nachſtellungen ſeines argliſtigen Weibes gänzlich bloßgeſtellt, ohne jedoch die Gefahr, die ihm den Untergang drohte, im mindeſten zu ahnden. Seine Zu-

nei-

neigung für Britannicus nahm ſichtbarlich mit jedem Tage zu, da denn Agrippinens Wachſamkeit und Eiferſucht in gleichem Maße wuchſen. Itzt beſchloß ſie, das Bubenſtück, mit dem ſie bereits lange umgieng, nicht länger aufzuſchieben. Sie beſchloß, ihren Gemahl zu vergiften. Eine Zeitlang blieb ſie über die Art und über die Stärke des Giftes, ſo ſie ihm geben wollte, noch mit ſich uneins. Eine zu ſtarke Doſis, fürchtete ſie, möchte ihr Verbrechen verrathen, eine zu ſchwache ihrer Wirkung verfehlen. Endlich wählte ſie ein Gift, das die ſonderbare Eigenſchaft hatte, den Verſtand zu zerſtören, die Lebenskraft aber allmälig aufzuzehren. Bey Verfertigung deſſelben bediente ſie ſich nicht nur ihrer eignen Bekanntſchaft mit dieſer abſcheulichen Wiſſenſchaft, ſondern auch des Beyſtandes der **Locuſta**, eines Weibes, das als die geübteſte Giftmiſcherin in Rom bekannt war. Das Gift ward dem Kaiſer in Schwämmen beygebracht, die eins ſeiner Lieblingsgerichte waren. Kaum hatte er davon gegeſſen als er ſinnlos zu Boden ſank. Dies befremdete jedoch niemanden. Man war es gewohnt, ihn ſo lange eſſen zu ſehn bis ſeine Sinne gelähmt und man genöthigt war, ihn von Tiſche ins Bett zu bringen. Nichts deſtoweniger ſchien ſeine Natur des tödtlichen Trankes für diesmal noch Meiſter werden zu wollen. Aber Agrippina beſchloß nicht länger zu ſäumen, rief einen Böſewicht von Arzt, der in ihrem Solde ſtand, und befahl ihm, unter dem Vorwande dem Kaiſer erbrechen zu machen, ihm eine vergiftete Feder den Hals hinunter zu ſtoßen, welches ſeinem Leben augenblicklich ein Ziel ſetzte.

Die Regierung dieſes Kaiſers, ſo ſchwach und kraftlos ſie auch war, verurſachte dennoch kein groſſes Elend im Staat, angeſehen ſeine Grauſamkeiten

hauptſächlich nur diejenigen, die zunächſt um ſeine Perſon waren, trafen. Die Zahl der Einwohner Roms belief ſich um dieſe Zeit auf ſechs Millionen achthundert und vier und vierzigtauſend Seelen. In einem ſo ungeheuren Zuſammenfluß von Menſchen muſte natürlicher Weiſe jede Tugend ſowohl, als jedes Laſter zur größtmöglichſten Reife gedeihen, und in der That iſt Senekas Leben ein eben ſo herzerhebender Beweis des erſten als Meſſalinens Aufführung eine empörende Probe des letztern iſt. Der allgemeine Charakter der Zeiten war indeſſen Sittenloſigkeit und grenzenloſe Verſchwendung; denn überall, wo überſchwengliche Reichthümer zuſammen fließen, werden auch unzählige laſterhafte Weiſen erfunden werden, ihn zu verſchwenden. Roms kriegeriſcher Geiſt, wiewohl von ſeiner urſprünglichen Strenge bereits herabgeſunken, fuhr dennoch fort, die Welt in Ehrfurcht zu erhalten, und wiewohl man während dieſer Regierung mit Recht ſagen konnte, daß die Welt eines Oberhauptes bedürfe, ſo hielt der Schrekken des römiſchen Nahmens doch die Nationen noch im Gehorſam.

Siebentes Kapitel.

Die Regierung des Nero.

J. C. 54. Als Claudius nicht mehr war, traf Agrippina alle erſinnliche Vorſicht, um ſeinen Tod ſo lange zu verheelen, bis ſie ihrem Sohne die Thronfolge verſichert hatte. Alle Zugänge des Pallaſtes wurden mit verdoppelten Wachen beſetzt. Das Volk ward mit man-

mannigfaltigen Berichten hingehalten; bald sollte der Kaiser noch leben, bald sich gar wieder erholen. Unter dem Vorwande besonderer Zärtlichkeit versicherte sie sich mittlerweile der Person des jungen Britannicus; als erläge sie dem Uebermaße ihres Schmerzes, hielt sie das liebe Kind in ihren Armen, nannte es das theure Ebenbild seines Vaters, und wegerte sich, um seinem Entrinnen vorzubeugen, es aus ihrem Gesichte und aus ihrer Nähe zu lassen. Die nehmliche Vorsicht übte sie in Ansehung Octavions und Antoniens seiner Schwestern, und um noch immer glaubend zu machen, daß der Kaiser lebe, ließ sie sogar ein prächtiges Gastmahl für ihn zubereiten. Endlich waren alle ihre Maasregeln genommen, und sogleich öffneten sich die Thore des Pallastes. Nero trat, von Burrhus dem Hauptmann der Leibwache begleitet, heraus, um die Glückwünsche des Volks und Heeres entgegen zu nehmen. Die wachthabende Cohorte empfieng ihn mit den lautesten Zurufungen, jedoch nicht ohne einige Erkundigungen nach Britannicus einzumischen. Dann ward er in einem Wagen zum Rest des Heeres geführt und nachdem er hier eine, den Umständen angemessene Rede gehalten, und nach dem Beyspiele seiner Vorgänger dem Heer ein Geschenk versprochen hatte, erklärten Armee, Senat und Volk ihn als Kaiser.

Des neuen Kaisers erstes Geschäft war, seines Vorfahren gewaltthätigen Tod durch Darlegung der größten Ehrerbietung für sein Andenken möglichst zu verdecken. Sein Leichenbegängniß ward mit eben der Pracht gefeyert, mit welcher man vor Zeiten Augustus seines begangen hatte. Nero hielt seine Leichenrede, und er, der kaum den Nahmen eines Menschen verdiente, ward itzt den Göttern zugesellet. Jene Rede übrigens, welche Nero bey dieser Gelegenheit

hielt, war von Seneca ausgearbeitet worden, und man bemerkte, daß dies das erſtemal geweſen, daß ein römiſcher Kaiſer ſich des Beyſtandes fremder Beredſamkeit bedienet habe.

Nero, wiewohl nur ſiebzehn Jahr alt, begann ſeine Regierung mit dem allgemeinen Beyfall des Menſchengeſchlechtes. Da er Agrippinen das Reich zu verdanken hatte, ſo unterwarf er ſich ihrer Führung anfangs mit dem unbedingteſten Gehorſam. Sie ihrerſeits fuhr fort mit ihrer natürlichen Frechheit zu herrſchen. Ihren Privatgroll nahm ſie zur einzigen Richtſchnur ihrer vorgeblichen Gerechtigkeitspflege. Unmittelbar nach Claudius Tode ließ ſie Silanus, den Proconſul von Aſien, unter dem nichtswürdigſten Vorwande und ohn' einmal den Kaiſer um ſeine Meinung zu fragen, hinrichten. Das nächſte Opfer ihrer Rachwuth ward Narciſſus, des letzten Kaiſers Günſtling, ein Menſch, der durch die Größe ſeines Reichthums und ſeiner Verbrechen gleich merkwürdig war. Ein Befehl von Agrippinen nöthigte ihn, ſeinem Leben ein Ende zu machen, wiewohl Nero ſeine Einwilligung dazu ſtandhaft verweigerte.

Ein ſo blutiger Anfang möchte noch blutigere Folgen gehabt haben, wenn nicht Seneca und Burrhus, des Kaiſers Vormund, und Feldherr ſich ihm widerſetzt hätten. Dieſe würdigen Männer hatten zwar der Kaiſerin ihr Emporkommen zu verdanken, verſchmähten aber Werkzeuge ihrer Grauſamkeit zu werden. Sie verbanden ſich alſo wider die Tyrannin, zogen den jungen Kaiſer in ihre Parthey und entwarfen einen Regierungsplan, der eben ſo weiſe als milde war. In der That iſt diejenige Periode von Nero's Regierung, in welcher er nach dem Rathe jener Män-

Männer versuhr, allezeit als ein Muster aller Regierung betrachtet worden, und Trajan selber pflegte zu sagen, daß gegen die fünf ersten Jahre von Nerons Staatsverwaltung alle andre in Schatten treten müßten. Wirklich wußte der junge Monarch seine angebohrne Bösartigkeit so wohl zu verbergen, daß seine Vertrauten selbst seinen Tugenden das Erheuchelte nicht ansehn konnten. Er zeigte sich gerecht, freygebig und menschlich. Wenn ihm ein Todesurtheil zu Unterzeichnung gebracht wurde, pflegt' er mit scheinbarer Bekümmerniß zu wünschen, daß er nie möchte schreiben gelernt haben. Als der Senat ihm bey einer gewissen Gelegenheit wegen der Regelmäßigkeit und Gerechtigkeit seines Regiments seinen Beyfall bezeugte, hieß er ihn seinen Dank sparen, bis er ihn würde verdient haben. Seine Herablassung und Leutseligkeit giengen so weit, daß die Römer anfiengen zu denken, die Götter hätten ihnen endlich einmal einen Fürsten gesandt, der für die Tyranney seiner Vorfahren sie entschädigen sollte.

Mittlerweile versuchte Agrippina, welcher, von aller Theilnehmung an den Geschäften ausgeschlossen zu seyn unerträglich war, alle ersinnliche Mittel, um ihr wankendes Ansehn zu behaupten. Da sie wahrnahm, daß Nero eine gewisse Acte, eine Freygelassene, liebgewonnen habe, und den Einfluß einer Beyschläferin fürchtete, so that sie alles mögliche, um seine wachsende Leidenschaft zu hemmen. An einem so verderbten Hofe konnt' es dem Kaiser jedoch nicht schwer werden, Vertraute zu finden, die seine Wünsche zu befördern bereit und willig waren. Er befriedigte seine Leidenschaft und zu gleicher Zeit wuchs sein Haß gegen die Kaiserin. Auch säumte er nicht ihr bald einen auffallenden Beweis seiner Unzufrie-

den-

denheit zu geben, indem er den Pallas ihren vornehmsten Günstling verabschiedete. Dieser Streich lehrte sie den Sturz ihres Ansehns, und versetzte sie in die unbändigste Wuth. Um sich zu rächen erklärte sie, daß Britannicus der ächte Thronerbe noch lebe und im Stande sey seines Vaters Reich, das ein Usurpator ihm vorenthalte, selbst entgegen zu nehmen. Sie rief alle Furien zu ihrem Beystande. Sie drohete ins Lager zu gehn und aller Welt ihre und seine Niederträchtigkeit zu offenbaren. Diese Drohungen ermangelten nicht, Nero zu beunruhigen. Wiewohl dem Scheine nach noch unter der Führung seiner Räthe stand, so fieng seine natürliche Bösartigkeit doch schon an, sich zu entwickeln. Er beschloß Britannicus Tod, und ließ bey einem öffentlichen Gastmahle ihn mit Gift vergeben. Agrippina ließ sich das nicht schrecken. Sie blieb bey ihrem Plane. Sie ergriff jede Gelegenheit sich die Tribunen und Centurionen zu verpflichten. Sie häufte mit einer Gierigkeit, die selbst ihren natürlichen Ehrgeiz hinter sich zurück ließ, Schätze auf Schätze. Alle ihre Handlungen schienen die Stiftung einer Parthey und die Entsetzung des Kaisers zu beabsichtigen. Dies unbesonnene Betragen nöthigte Nero, ihr die deutsche Leibwache zu nehmen, und ihr außerhalb des Pallastes ihre Wohnung anzuweisen. Auch untersagte er gewissen Personen sie zu besuchen, und wartete ihr selbst nur selten und bloß der Etikette halber auf. Zu bald nur fühlte sie, daß mit der Huld des Kaisers auch die Emsigkeit ihrer ehemaligen Freunde sich verloren habe. Sie ward von Silanen sogar verklagt, daß sie wider ihren Sohn sich verschworen, und einen gewissen Plautius, einen Abkömmling des Augustus, habe heyrathen und zum Kaiser machen wollen. Bald nachher ward auch Pallas,

ihr

ihr Günſtling, und ſelbſt der tugendhafte Burrhus einer nehmlichen Büberey in der Abſicht, den Cornelius Sylla auf den Thron zu heben, beſchuldigt. Die Beſchuldigung ward aber durchaus grundlos gefunden, und die Kläger wurden verbannet; eine Strafe, die man der Größe des Verbrechens wenig angemeſſen fand.

Nach dem Maaße, als Nero an Jahren zunahm, ſchien auch ſeine Laſterhaftigkeit zuzunehmen. Er kannte itzt kein größeres Vergnügen, als wie ein Sclave verkleidet des Nachts in der Stadt herum zu ſchwärmen. In dieſer niedrigen Tracht und in noch ſchlechterer Geſellſchaft drang er in Schenken und Bordelle, ſchlug ſich mit allen herum, die ſich ihm widerſetzten, und gefährdete nicht ſelten ſein eignes Leben. Des Kaiſers Betragen fand bald Beyfall und Nachahmung. Ganze Schaaren lüderlicher junger Leute tobten gleich ihm die Gaſſen durch, und keine Nacht vergieng, ohne neue Unordnungen und anſtößige Tumulte. Das Volk trug dieſe Ausgelaſſenheiten jedoch mit Geduld. Es ſchrieb ſie der Jugend des Kaiſers zu, und tröſtete ſich mit den Proben, die es tagtäglich von ſeiner Freygebigkeit empfieng, und mit der Aufhebung einiger Steuern, die ihm der Kaiſer zugeſtanden hatte. Auch die Provinzen litten unter dieſen Ausſchweifungen nicht. Einige Beunruhigungen von Seiten der Parther abgerechnet, die jedoch bald gedämpft wurden, genoſſen ſie eines tiefen Friedens.

Bedenklicher wurden des Kaiſers Unregelmäßigkeiten im fünften Jahre ſeiner Regierung. Allen Vorſchriften des Wohlſtandes zuwider verſtieß er itzt öffentlich ſein rechtmäßiges Weib, Octavia, und raubte ſeinem Günſtling Otto ſein Weib Poppäa, ein Frauenzimmer, das mehr durch ſeine Schönheit

als

als durch ſeine Tugenden merkwürdig war. Dieſe Geſchichte war eine neue Kränkung für Agrippinen. Umſonſt bot ſie allen ihren Einfluß auf, um Poppäen zu verdrängen und in ihres Sohns verlorne Gunſt ſich wieder einzuſchmeicheln. Die Geſchichtſchreiber verſichern ſogar, daß ſie ſchaamloſer und unnatürlicher Weiſe ſich erboten habe, mit blutſchänderiſcher Umarmung ſeine Brunſt zu kühlen, und daß Nero darein würde gewilligt haben, wenn nicht Seneca dazwiſchen getreten wäre. Sey dem, wie ihm wolle, Poppäa ſiegte und verhetzte Nero zu Befriedigung ihrer Rachgier zu dem ſchändlichſten ſeiner vielen Verbrechen. Durch Aufbietung aller ihrer Künſte bewegte ſie ihn, vor allen Dingen ſein rechtmäßiges Weib zu verſtoßen, und ſie zu heyrathen. Sie höhnte ihn als einen Unmündigen, der nicht nur aller Macht über andere ermangelte, ſondern auch der Freyheit, über ſich ſelbſt zu gebieten. Sie ſchilderte ihm Agrippinens ſchändliche Abſichten. Sie verſchmte ſeine Seele allmälig mit dem gräßlichen Gedanken eines Muttermordes. Nach und nach begann der Kaiſer ſeinem Zorn wider ſeine Mutter freyen Lauf zu laſſen, anfangs jedoch mehr durch kleinliche Neckereyen, als durch offenbare Mißhandlungen. Er bewog mehrere Perſonen, ſie mit Proceſſen zu behelligen. Er ließ Leute aus den Hefen des Pöbels Spottlieder unter ihrem Fenſter abſingen. Da ihre Hochherzigkeit durch dies alles aber nicht gebrochen wurde, beſchloß er ſie umzubringen. Zweymal verſucht' ers, ſie zu vergeben; allein das Gegengift, mit dem ſie ihre Natur gegen ähnliche Nachſtellungen geſichert hatte, rettete ſie. Hierauf ließ er ein Schiff, auf welchem ſie eine Luſtreiſe längſt den Küſten Campaniens zu machen eingeladen ward, ſo künſtlich zubereiten, daß es mitten auf dem Waſſer aus einander gehen mußte.

Allein

Allein auch dies mißlang; die Seeleute, die nicht alle um das Geheimniß wußten, hinderten einer des andern Operazionen; das Schiff sank später als man erwartet hatte, und Agrippina fand Mittel sich so lange über dem Wasser zu erhalten, bis einige handelnde Fahrzeuge, die des Weges schifften, sie einnahmen.

Jetzt seine Anschläge entdeckt sehend, beschloß Nero, die Larve abzulegen und sich offenbar als den Feind seiner Mutter zu zeigen. Zu dem Ende ließ er ein Gerücht ausſprengen, daß ſie ſich wider ſein Leben verſchworen habe. Er ließ einen gewiſſen Menſchen einen Dolch zu ſeinen Füßen werfen und erklären, daß er von Agrippinen Befehl habe, ihn zu ermorden. Voll erheuchelten Schreckens über dieſe vorgebliche Entdeckung eilt' er zu ſeinen Hofmeiſtern Burrhus und Seneca, und bat ſie ihm zu rathen und zu helfen. Schon war es dahin gediehen, daß kein Mittelweg mehr zu halten war; entweder Nero oder Agrippina mußten fallen. Seneca beobachtete ein tiefes Stillſchweigen. Der entſchloſſene Burrhus aber wegerte ſich, eine ſo ungeheure Schandthat auszuführen, und ſagte, das Heer ſey der Familie des Cäſar ſo ergeben, daß es nimmermehr werde bewogen werden können, ſeine Hände mit dem Blute derſelben zu beſudeln. In dieſer Verlegenheit bot Anicetus, der Erfinder des eben erwähnten Schiffes, ihm ſeinen Beyſtand an, und Nero war darüber ſo erfreut, daß er ausrief, erſt von dieſem Augenblick an fühl' er ſich als Kaiſer. Sogleich nahm der Freygelaſſene einen Haufen Soldaten mit ſich, mit dem er das Haus beſetzte und die Thüren einſchlug. Jedes Sclaven, der ihm in den Weg trat, bemächtigt' er ſich, und drang bald bis zu dem Zimmer vor, in welchem Agrippina lag. Aengſtlich erwartete dieſe,

die

die ihre Besorgniß vor des Kaisers Bübereyen sich nicht wollte merken lassen, die Rückkunft eines Boten, den sie mit der Zeitung ihres Entkommens an ihn abgefertigt hatte. Mit einmal nahm sie wahr, daß statt der Schaaren, welche wenig Augenblicke vorher mit ihren Glückwünschen sich zu ihr gedrängt hatten, eine tiefe Stille um sie herrschte. Sie erkundigte sich nach der Ursache und fragte den Sclaven, der ihr aufwartete, ob ihr Bote noch nicht wieder zurück sey. Während sie noch redete, verschwand der Sclave und Anicetus trat mit zween Soldaten, in deren Blicken sie ihr Schicksal las, ins Zimmer. Gleichwohl blieb sie ihrer selbst noch mächtig genug, um ihn zu fragen, was er wolle. Kömmst du, rief sie, um dich nach meinem Befinden zu erkundigen, so kannst du dem Kaiser sagen daß mir besser sey; kömmst du aber in einer schlimmern Absicht, so müsse dein die Schuld sein, nicht meines Sohns! Statt der Antwort empfieng sie einen Keulenschlag, der jedoch ihr Leben noch nicht endigte. Um sie vollends hinzurichten, zuckte Anicetus das Schwert. Sie sah es, entsagte aller fernern Hofnung zu leben, und hielt dem Mörder ihren entblößten Busen mit den Worten hin: **Den schlage, denn er hat ein Ungeheuer gesäuget.** Die Henker versetzten ihr noch verschiedne Wunden, und nachdem sie sie endlich hingerichtet hatten, ließen sie sie todt auf ihrem Bette liegen und eilten zu Nero, um ihm zu melden, was sie gethan hätten. Einige Geschichtschreiber sagen, Nero sey unverzüglich hingegangen, um den Leichnam in Augenschein zu nehmen. Mit großer Aufmerksamkeit hab' er ihn eine geraume Zeit betrachtet, habe einige Theile gelobt, andere getadelt und endlich mit der kalten Bemerkung sich wegbegeben: Er habe nie geglaubt, daß seine Mutter so schön gewesen sey. Dem sey wie

ihm

ihm wolle, Tags darauf vertheidigte er sein Bubenstück vor dem Senat, der es nicht nur entschuldigte, sondern sogar gut hieß.

Nachdem Nero solchergestalt alle Schranken der Natur und der Menschlichkeit niedergebrochen hatte, gab er seinen eben so schmutzigen als unmenschlichen Lüsten freyen Spielraum. Es war ein seltsamer Contrast in dieses Menschen Charakter; denn während er Grausamkeiten begieng, vor denen einem ein Grausen anwandelt, kultivirte er aufs eifrigste jene holden Künste, die den Geist besänftigen und mildern. Von Kindheit auf war er der Tonkunst zugethan und auch in der Dichtkunst war er nicht ganz unerfahren. Ueber alles aber liebte er das Wagenrennen. Nie versäumte er den Circus, wenn dies sein Lieblingsschauspiel gegeben wurde. Anfangs wohnt' er ihm nur ins Geheim, bald aber öffentlich bey, und mit der Zeit ward seine Leidenschaft für diese Spiele so unbändig, daß er sich nicht mehr damit begnügte, bloßer Zuschauer zu seyn, sondern in eigner Person daran Theil zu nehmen beschloß. Umsonst zeigten seine Hofmeister ihm, wie unanständig eine solche Art des Ehrgeitzes einem Kaiser sey; sie fanden ihn unerschütterlich und suchten daher wenigstens sein Ansehn vor dem Volk zu retten. In dieser Hinsicht ließen sie einen Fleck Landes im Bezirk des vaticanischen Thales einschließen, wo Nero anfangs nur vor einigen auserlesenen Zuschauern spielte, bald aber die ganze Stadt einlud. Das Lob seiner schmeichlerischen Unterthanen verrückte ihm das Hirn vollends. Er legte sich nun auf noch unschicklichere Beschäftigungen, und beschloß endlich, als Sänger auf der öffentlichen Bühne aufzutreten.

Seine Leidenſchaft für die Muſik war nicht minder ſtark, als die eben angeführte; da ſie aber noch weniger männlich war, ſo ſuchte er ſeine Liebe für ſie durchs Beyſpiel einiger der berühmteſten Männer des Alterthums, welche ſelbige mit gleichem Eifer betrieben hatten, zu vertheidigen. Er war in den Grundſätzen dieſer Kunſt von Kindheit auf unterwieſen worden, und hatte bey ſeiner Thronbeſteigung ſich den berühmteſten Meiſtern in Unterricht gegeben. Geduldig unterwarf er ſich ihren Unterweiſungen und brauchte alle bekannte Mittel, um ſeine Stimme zu verbeſſern oder ihr wenigſtens eine gröſſere Biegſamkeit zu geben. Aber aller ſeiner Emſigkeit ungeachtet blieb ſie wie ſie war, ſchwach, heiſer und unlieblich. Wohl wiſſend jedoch, daß die Schmeicheley ihre Mängel erſetzen werde, beſchloß er, ſie dem Publiko preis zu geben. In gewiſſen Spielen, die er ſelbſt erfunden und ihnen den Nahmen der Jugendſpiele gegeben hatte, trat er zum erſtenmale auf, und ſang und ſpielte, wie es ſchien, mit großer Fertigkeit. Eine Gruppe von Tribunen und Centurionen umringte ihn, während ſein alter Hofmeiſter Burrhus mit Unwillen im Herzen und Lobeserhebungen auf der Zunge neben ſeinem hoffnungsvollen Zögling ſtand.

Hiermit nicht zufrieden, beſchloß er, auch um den Dichterlorbeer zu werben. Zu träge jedoch, dem mühſamen Studium ſich zu unterziehn, das erfodert wird, um in dieſer ſchönen und ſchweren Kunſt zu einigem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, erſann er einen kürzern Weg zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Er verſammelte verſchiedne Leute, die bey Hofe für groſſe Witzlinge galten, obgleich das Publikum ſie keinesweges dafür anerkannte. Dieſe mußten ihn mit Verſen verſorgen, die ſie entweder zu

Hauſe

Hause verfertigt hatten oder in seiner Gegenwart aus dem Stegereif dichteten. Aus diesem bunten Gemische wurde ein Ganzes gemacht, und dies Ganze beehrte Nero mit dem Nahmen eines Gedichtes. Auch seine Philosophen hielt sich dieser Sonderling. Er ließ sie alle Abende nach dem Essen vor sich disputiren, aber keinesweges um von ihnen zu lernen, sondern bloß zum Zeitvertreibe.

Entzückt über die mannigfaltigen Talente, mit denen die Natur ihn ausgerüstet hatte, beschloß er, eine Reise durch sein ganzes Reich zu machen, um überall, wo er hinkäme, seinen Unterthanen die Geschicklichkeiten ihres Beherrschers zu zeigen. Der erste Ort, wo er während dieser Reise auftrat, war Neapel. Das Gedränge war hier so groß, und die Neugier des Volkes, ihn zu hören, so gewaltig, daß ein Erdbeben, welches sich während seines Singens ereignete, überall nicht bemerkt wurde. Lächerlich war sein Eifer, es seinen Nebenbuhlern zuvorzuthun. Er bestach seine Richter, verunglimpfte seine Mitbewerber, stiftete Factionen um sich zu behaupten, grade wie Schauspieler vom Handwerk. Während er spielte durfte kein Mensch, unter welcherley Vorwande es auch war, den Saal verlassen. Einige waren es so überdrüssig ihn zu hören, daß sie unbemerkt die Mauern hinuntersprangen, oder um nur weggebracht zu werden, sich stellten als fielen sie in Ohnmacht; ja man sagt, daß mehrere Frauen auf dem Theater niedergekommen seyn. Hin und wieder waren Soldaten gestellt, die die Blicke und Gebehrden der Zuschauer beobachten, ihnen die Stellen, wo sie klatschen sollten, bezeichnen, und die Unzufriednen hindern mußten, ihre Unzufriedenheit zu äußern. Ein alter Senator, Nahmens Vespasian, hatte das Un-

glück bey einer dieſer Gelegenheiten einzuſchlafen, und entrann mit Mühe dem Tode.

Des Lobes ſeiner Landsleute überdrüſſig, kam er auf den Einfall, nach Griechenland zu gehen, um dort neue theatraliſche Ehren einzuernten. Die Veranlaſſung dazu war folgende: Die Städte Griechenlands hatten ihm als Sieger in allen ihren Spielen eine Menge muſikaliſcher Kronen zugeſprochen, die ſie durch eine feyerliche Geſandtſchaft ihm überreichen lieſſen. Eines Tages, da er die Geſandten mit einem prächtigen Schmauſe bewirthete und ſich aufs vertraulichſte mit ihnen unterhielte, wünſchten ſie ihn ſingen zu hören. Er ſang, und dieſe ſchlauen Griechen wuſten ihr Entzücken ſo wahr und täuſchend auszudrücken, daß der Kaiſer ſich aufs äuſſerſte geſchmeichelt fühlte. Laut rief er aus, daß nur ein griechiſches Ohr ihn zu hören würdig ſey, und beſchloß, unverzüglich nach Griechenland zu gehn, wo er denn auch wirklich das ganze folgende Jahr zubrachte. Sein Gefolge auf dieſer Reiſe glich einem Kriegsheer, aber dies Heer beſtand bloß aus Sängern, Tänzern, Schneidern und andern ähnlichen Geſindel. Er durchreiſte ganz Griechenland. Er ſpielte auf allen ihren Kampfſpielen, die auf ſeinen Befehl alle in einem Jahr gefeyert wurden. Zu Olympia wollt' er dem Volk etwas ganz auſſerordentliches zeigen und lieſſ ſeinen Kampfwagen mit nicht weniger denn zehn Pferden beſpannen, hatt' aber nicht ſonderlich Urſache ſich ſeines Erfolgs zu rühmen. Die Bewegung war ihm zu ſtark und reiſſend. Er ſchwindelte, ſchwankte und ſtürzte. Nichts deſtoweniger klatſchten und ſchrieen die Zuſchauer ihm allgemeinen Beyfall, und er ward als Sieger gekrönt. Auf eben die Art gewann er auch in den Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen den

Preis.

Preis. Die Griechen ſparten ihre Kronen nicht. Er erhielt deren achtzehnhundert. Ein Sänger hatte den unglücklichen Einfall, bey einer dieſer Gelegenheiten mit ihm wetteifern zu wollen; er ſang und ſpielte mit wirklich wunderbarer Kunſt, aber der eiferſüchtige Nero ließ ihn augenblicklich hinrichten. Nach ſeiner Rückkunft aus Griechenland zog er nach Sitte der olympiſchen Sieger durch eine in die Mauer gebrochne Lücke in Neapel ein. Aber ungleich prächtiger war ſein Einzug in die Hauptſtadt. Hier erſchien er auf Auguſtus Wagen, in Purpur gekleidet, und mit dem Laube von wilden Oelbäumen, dem Stirnſchmuck der olympiſchen Sieger, gekränzt. In der Hand trug er die pythiſche Krone, und die achtzehnhundert übrigen wurden vor ihm hergetragen. Neben ihm ſaß Diodorus, ein Tonkünſtler, und hinter ihm her gieng eine Schaar Sänger, die einer Legion an Menge glichen, und ſeine Siege in ihren Liedern feyerten. Der Senat, das Volk und die Ritter begleiteten dieſen kindiſchen Aufzug. Die Luft erſcholl von Zurufungen; die ganze Stadt war erleuchtet, die Gaſſen dufteten von Weihrauch. Wohin er trat, bluteten Schlachtopfer, das Pflaſter war mit Safran beſtreut und Guirlanden von Blumen, Bändern, Vögeln und Backwerk regneten aus allen Fenſtern, die er vorüber zog, auf ihn nieder. So viele Ehrenbezeugungen entflammten ſeinen Durſt nach neuen. Begierig den Herkules an Stärke zu erreichen, wie er den Apoll glaubte an Gewandtheit erreicht zu haben, nahm er itzund auch im Ringen Unterricht. Er ließ einen Löwen von Pappe verfertigen, griff auf öffentlicher Schaubühne das Ungeheuer heroiſch an, und erlegte es mit einem Schlage ſeiner Keule.

Ein Glück wär' es für das Menschengeschlecht gewesen, wenn er auf diese Kindereyen sich eingeschränkt hätte. Allein es war ihm nicht genug, verächtlich zu seyn, er wollte auch furchtbar werden. Seine Grausamkeiten überstiegen noch seine Ausschweifungen. Eine vollständige Aufzählung derselben würde die Grenzen dieses Werkes überschreiten, und dem Leser nichts anders darbieten, als unaufhörlich wiederkehrende Züge unauslöschlichen Argwohns und mitleidloser Rachgier. Bald nach Agrippinens Tode ließ der Tyrann seine Tante Domitia vergiften. Burrhus starb, und wie man sagt, des nehmlichen
J. C. 62. Todes. Rebellius Plancus und Pallas, Agrippinens Günstlinge, wurden hingerichtet, jener, weil er aus der Familie der Cäsarn, dieser, weil er reich war. Sein Weib Octavia, das er längst verstoßen hatte, ward ums Leben gebracht. Sylla, Torquatus Sillanus und eine Menge anderer fielen theils durch die Hand des Henkers, theils durch ihre eigne.

Mit eben dem Witze, damit er unnatürliche Grausamkeiten ausfann, ersann er unnatürliche Freuden. In Weibertracht und gleich einer Braut mit einem gelben Schleyer bedeckt, ließ er sich, mit einem seiner abscheulichen Buhlen, Nahmens Pythagoras, und nachher mit seinem Freygelassenen Doryphorus vermählen. Auf noch abscheulichere Art heyrathete er bald nachher einen Jüngling, Nahmens Sporus, den er vorläufig der Mannheit hatte berauben lassen. Diese seltsame Gemahlin führte er kaiserlich herausgeputzt an alle öffentliche Orte, fuhr mit ihr in einem Wagen und erröthete nicht, ihr vor den Augen der staunenden Menge als einem Weibe zu liebkosen. Diese konnte nicht umhin, bey einem dieser unsaubern Schauspiele zu bemerken, daß es ein Glück für die

Welt

Welt würde gewesen seyn, wenn des Kaisers Vater sich an einer solchen Gattin hätte genügen lassen. Es kümmerte ihn jedoch sehr wenig, was der weisere Theil der Menschen von ihm dachte. Oft hörte man ihn sagen, es sey ihm lieber, gehasset als geliebet zu werden. Und als einer in seiner Gegenwart wünschte, daß nach seinem Tode die Welt verbrennen möchte, rief er: Nein, sie mag verbrennen während ich noch lebe. In der That gieng bald nachher ein grosser Theil der Hauptstadt in den Flammen auf, und die meisten Geschichtschreiber erklären ihn für den Urheber des Brandes. Sie sagen, er habe während desselben auf einem hohen Thurm gestanden, an dem schrecklichen Schauspiele sich geweidet, und im Gewande und mit den Gebehrden eines Theaterſängers ein Lied auf Trojens Untergang gesungen. Zum Beweise, daß ihm mit Recht diese Mordbrennerey zugeschrieben werde, führt man an, daß er keinem habe erlauben wollen, die Flammen löschen zu helfen, und daß man mehrere Leute, die sich auf höhern Befehl berufen, die Häuser selbst habe anzünden gefunden. Sey dem wie ihm wolle, der Kaiser bot alle seine Künste auf, um das Gehässige einer so vermünschenswürdigen That von sich ab und auf die Christen zu wälzen, welche sich damalen in Rom auszubreiten anfiengen. Fürchterlich war die Verfolgung, die er dieser falschen Anklage halber wider sie erhob. Einige wurden in wilde Thierhäute genäht, und in dieser Larve den Hunden vorgeworfen. Andere wurden gekreuzigt, andere lebendig verbrannt. Wenn der Tag zu ihren Martern nicht hinreichte, sagt Tacitus, so dienten die Flammen, in denen sie umkamen, zur Erleuchtung der Nacht; während Nero in der Tracht eines Wagenführers in seinem Garten ihren Martern zusah, und das Volk itzt mit ihren Leiden, itzt mit

den Spielen des Circus beluſtigte. In dieſer Verfolgung ward **Paulus** enthauptet, und **Petrus**, der Ueberlieferung zufolge, mit dem Haupte unterwärts gekreuzigt, eine Stellung, die er ſelbſt aus Ehrfurcht gegen ſeinen Meiſter gewählt haben ſoll. Um dem ſchrecklichen Verdachte, ſeine Hauptſtadt eingeäſchert zu haben, noch nachdrücklicher zu begegnen, ſparte der Tyrann keine Mühe ſie prächtiger wieder aufzubauen als ſie je geweſen war. Grenzenlos war die Verſchwendung, mit welcher er ſeinen Pallaſt, der ebenfalls ein Raub der Flammen geworden, wieder herſtellte. Von den reichen Materialien, die an ihn verſchwendet waren, von dem Golde und den Edelgeſteinen, die in allen Zimmern blitzten, erhielt er den Nahmen des goldnen Hauſes. Der vornehmſte Saal war cirkelrund und die Decke ſo künſtlich eingerichtet, daß ſie nach Art des Himmelsgewölbes ſich regelmäßig umdrehete. Der Umfang des Pallaſtes war eben ſo erſtaunlich als ſeine Schönheit. Seen, Parke und Weingärten waren im Ringe deſſelben begriffen, und der Eingang war ſo geräumig, daß er eine koloſſaliſche Bildſäule des Kaiſers hundert und zwanzig Fuß hoch faſſen konnte. Aller der verſchwenderiſchen Pracht ohngeachtet, an welcher dieſer Pallaſt alles, was vor und was nach ihm ähnliches iſt erbauet worden, übertraf, begnügte ſich Nero nach Vollendung deſſelben kaltſinnig zu ſagen, daß er itzt einmal wie ein Menſch wohne. Auf die Geldſummen, welche die Beſtreitung eines ſo ungeheuren Aufwandes den ausgeſogenen Provinzen koſtete, nahm dieſer Unhold keine Rückſicht. Vielmehr ſchien der Druck und das Elend der Unterthanen ſeine Freude zu ſeyn, und keine ſeiner täglichen Mahlzeit befriedigte ihn, wofern ſie nicht den Raub einer Provinz verpraßte.

Bis hieher hatten seine Grausamkeiten gröſtentheils nur Fremde, oder seine nächsten Verwandten betroffen. Roms Einwohner waren vergleichungsweise von ihm noch ziemlich verschont geblieben. Eine Verschwörung aber, welche Piso, ein Mann von groſsem Einfluſs und unbestechlicher Rechtschaffenheit, wider ihn anzettelte, und welche zu zeitig entdeckt ward, veranlaſste eine Reihe von Hinrichtungen, die mehrere der angesehnsten Familien Roms vertilgte. Verschiedene der ersten Bürger waren in diese Verschwörung verwickelt. Ruchbar wurde sie durch den unzeitigen Eifer einer gewissen Epicharis, die, wir wissen nicht mehr unter welchen Umständen, in das Geheimniſs war aufgenommen worden, und es einem Tribun Volusius entdeckte, welchen sie für die Verschwörung zu gewinnen hoffte. Volusius, statt ihren Absichten beyzutreten, eilte zum Nero, und entdeckte ihm was er gehört hatte, worauf Epicharis sogleich ins Gefängniſs geworfen wurde. Volusius Angabe ward bald nachher durch einen Freygelaſſenen des Scävinus, eines der Mitverschwornen, bestätigt und ergänzet. Nun wurden die Verschwornen ergriffen, einzeln abgehört und da ihre Angaben von einander abwichen, auf die Folter gelegt. Natalis war der erste, der sich und verschiedene andere für schuldig bekannte. Scävinus gab ein noch zahlreicheres Verzeichniſs der Verschwornen. Lucanus, der Dichter, vergröſserte, um sich das Leben zu retten, den Catalog, und gab unter andern seine eigne Mutter Atilia an. Nur Epicharis blieb wider alle Grausamkeiten des Tyrannen unüberwindlich. Weder die Geiſsel, noch das Feuer, noch die sinnreichsten und quaalvollsten Martern vermochten ihr einen einzigen verrathenden Laut abzupressen. Sie ward ins Gefängniſs geführt, um den folgenden Tag mit neuen Martern heimge-

ſuchte zu werden. Während der Nacht aber fand ſie Gelegenheit mit ihrem Schnupftuche, das ſie an dem Rücken eines Stuhls befeſtigte, ſich zu erdroſſeln.

Was das Schickſal der übrigen Verſchwornen geweſen ſey, läßt einem Tyrannen gegenüber, deſſen tägliches Geſchäft es war, auch die Unſchuldigen zu verdammen, ſich leicht erachten. Piſo, Lateranus, Fennius Rufus, Subrius Flavius, Sulpicius Asper, Veſtinus der Conſul, und unzählige andere wurden ohne Schonung hingerichtet. Allein die beyden merkwürdigſten Männer, die bey dieſer Gelegenheit fielen, waren Seneca der Weltweiſe und Lucanus der Dichter. Es läßt ſich nicht mit Gewißheit ſagen, ob Seneca wirklich in die Verſchwörung verwickelt geweſen oder nicht? Mit Schmerzen hatte dieſer groſſe Mann das ſcheußliche Betragen ſeines Zöglings angeſehn, und da er ſich unfähig gefunden, ſeine wilde Gemüthsbeſchaffenheit zu bändigen, ſich vom Hofe entfernt und einem einſamen Privatleben ergeben. Dieſer Zurückzug vermochte ihn jedoch nicht zu ſchirmen. Nero, der entweder wirkliche Beweiſe wider ihn hatte, oder nur ſeinen Haß wider ſeine Tugenden befriedigen wollte, ließ durch einen Tribun ihm ankündigen, daß er der Theilnahme an der Verſchwörung verdächtig ſey. Der Tribun fand den Weltweiſen mit ſeiner Gattin Paulina bey Tiſche ſitzen; und nachdem er ſich ſeines Auftrags entledigt, erwiderte Seneca, ſeine Wohlfahrt hänge von keinem Sterblichen ab; nie hab' er zu des Kaiſers Verirrungen durch die Finger ſehen können, und auch itzt würd' ers nicht thun. Als Nero dieſe Antwort zurück berichtet wurde, fragt' er den Tribun, ob Seneca auch bang geweſen ſey, zu ſterben; und da der Tribun antwortete, er habe nichts ähnliches an ihm bemerken

merken können, ſo hieß er ihn hingehn, und ihm von ſeinetwegen gebieten, daß er ſterben ſolle. Dieſer Tribun war ſelbſt einer der Verſchwornen. Statt alſo auf der Stelle zurück zu kehren, gieng er zu ſeinem Befehlshaber, Fennius Rufus, und fragt' ihn, was er ihm zu thun rathe? Dieſer hieß ihn gehorchen, und nun ſchickte der Tribun einen Centurio an Seneca, um des Kaiſers Willen ihm anzukündigen. Seneca hörte die finſtre Zeitung mit aller möglichen Gefaßtheit. Er foderte ſeinen letzten Willen, um zum Vortheil einiger Freunde, die grade bey ihm waren, einige Aenderungen darin zu machen. Da der Centurio ihm dieſe geringe Gunſt aber nicht gewähren wollte, wandt' er ſich zu ſeinen Freunden und rief: O meine Vertrauteſten, da es mir ſo gut nicht wird, euch ein anderes Merkmal meiner Zuneigung zu hinterlaſſen, ſo begnügt euch mit dem Einen, und vielleicht mit dem köſtlichſten Vermächtniß, das ich euch hinterlaſſen kann, mit meinem Beyſpiel. Dann ſucht' er ihnen Muth einzuſprechen. Dann umarmt' er ſeine Gattin. Das Andenken ihrer vieljährigen Zärtlichkeit ſchmelzte an ihrem Halſe ihn einige Augenblicke in Thränen. Er ermannte ſich aber bald, tröſtete ſie um ſeinen Verluſt, und ermahnte ſie, der Tugend getreu zu verbleiben. Sie aber hatte bereits beſchloſſen, mit ihm zu ſterben, und ſo dringend bat ſie ihn, ihm noch im Tode Geſellſchaft leiſten zu dürfen, daß Seneca, der den Tod von jeher als eine Wohlthat betrachtet hatte, endlich ſeine Einwilligung gab, und nun ließen ſich beyde zu gleicher Zeit die Adern an den Armen öffnen. Da Seneca ſchon alt, und von ſeiner ſtrengen Lebensart ausgemergelt war, ſo floß ſein Blut nur langſam. Um ſein Ende zu beſchleunigen, ließ er ſich auch die Adern an den Schenkeln öffnen. Seine Leiden waren lang und heftig.

Aber

Aber ſie waren nicht im Stande, weder ſeine Standhaftigkeit zu knicken, noch ſeine Beredſamkeit zu lähmen. Während ſeines langſamen Hinſterbens dictirte er zwey Geheimſchreibern einen Aufſatz in die Feder, der nach ſeinem Tode von dem Volke mit groſſer Begierde geleſen ward, itzt aber durch die Unbilde der Zeiten verloren gegangen iſt. Noch immer dauerte ſein Leiden. Um es ſchneller zu enden, lieſs er ſich Gift von ſeinem Arzt geben. Umſonſt! ſein Körper war ſchon ſo erſchöpft, daſs der Gift nicht mehr auf ihn zu wirken vermochte. Er lieſs ſich in ein warmes Bad bringen. Dies diente nur zur Verlängerung ſeines Todeskampfes. Endlich ward er in eine Schwitzſtube gebracht, deren Dämpfe ihm binnen kurzen das letzte flackernde Flämmchen ſeines Lebens auslöſchten. Mittlerweile war ſeine Gattin Plautina von dem ſtarken Blutverluſt in Ohnmacht geſunken, und da während dieſes Zuſtandes der Unempfindlichkeit ihre Arme von ihren Hausgenoſſen waren verbunden worden, ſo überlebte ſie ihren Gemahl noch einige Jahre, ohne jedoch das Andenken ſeines Abſchieds und ſeiner Tugenden einen Augenblick aus dem Herzen und dem Geſichte zu verlieren.

Der Tod des Lucan war nicht weniger merkwürdig. Auch er lieſs ſich die Adern öffnen, und da er nach dem Verluſt einer groſſen Menge Blutes ſeine Hände und ſeine Beine ſchon abgeſtorben ſahe, während die innern Theile noch warm und lebendig waren, erinnerte er ſich einer Stelle in ſeiner Pharſalia, darin er den ähnlichen Tod eines Mannes ſchildert, und indem er dieſe ſchöne Stelle herſagte, gab er den Geiſt auf.

So tobte grenzenloſe Mordluſt und ſchändliche Verätherey in allen Gegenden der Stadt. Kein Herr war vor ſeinen Sclaven, ſelbſt Eltern waren

bey

bey der herrschenden Verderbtheit der Zeiten vor ihren Kindern nicht des Lebens sicher. Nicht nur alle Winkel der Hauptstadt, sondern auch die ganze umliegende Gegend sahe man die Henker Neros nach den Verdächtigen und Schuldigen durchstören. Ganze Schaaren Unglücklicher wurden mit Ketten belastet vor die Thore des Pallastes geschleppt, um aus des Tyrannen Lippen ihr Urtheil zu empfangen. Bey den Foltern führt er gewöhnlich in Person den Vorsitz, begleitet von Tigellinus, dem Hauptmann seiner Leibwache, der aus einem der verworfensten Menschen Roms sein vornehmster Minister und Günstling geworden war.

Auch die Provinzen waren in keiner bessern Lage als die Hauptstadt. Des Tyrannen Geist schien auch seine Statthalter zu beseelen, deren jeder in der ihm anvertrauten Provinz mit Neros Habsucht und Neros Grausamkeit wüthete. Im siebenten Jahr seiner Regierung empörten sich die Britten unter Anführung ihrer Königin Boadicea. Während Paulinus, der römische Oberfeldherr in diesen Gegenden, sich mit Vertilgung der Druiden in der Insel Anglesey beschäftigte, begegneten seine Legaten den Einwohnern mit einer Härte, die endlich die Geduld derselben ermüdete. Boadicea, die Königin der Icenen, ward von ihnen schändlich behandelt, indem die Königin auf ihren Befehl gegeisselt, und ihre Töchter von den Soldaten geschändet wurden. Diese schreckliche Schmach zu rächen, fiel sie an der Spitze eines zahlreichen Heeres über die unvorbereiteten Römer her, eroberte ihre Kastelle, zerstörte die Hauptsitze ihrer Macht zu London und zu Verulam, und so groß war ihre Erbitterung, daß siebenzigtausend Römer während dieser Empörung umkamen. Aber Paulinus

linus rächete ſeine Landesleute bald nachher durch eine groſſe und entſcheidende Schlacht, in welcher achtzigtauſend Britten ſollen ums Leben gekommen ſeyn, und Boadicea ſelbſt, um dem ergrimmten Sieger nicht in die Hände zu fallen, machte ihrem Leben durch Gift ein Ende. Durch dieſe denkwürdige Niederlage verloren die Britten auf die ganze übrige Zeit, welche die Römer noch unter ihnen blieben, nicht nur die Hofnung, ſondern auch das Verlangen nach Freyheit.

Auch wider die Parther ward unter Corbulos Anführung der gröſte Theil dieſer Regierung hindurch gekrieget. Corbulo erhielt verſchiedene Siege, und entſetzte den Tiridates endlich des Königreichs Armenien, das er dem Tigranes gab. Als aber Tiridates bald nachher durch die Einfälle der Parther wieder unterſtützt wurde, ſo verglichen die kämpfenden Mächte ſich dahin, daß Tiridates Armenien unter der Bedingung behalten ſollte, daß er ſeine Krone zu den Füßen von des Kaiſers Bildſäule legen, und als ein Geſchenk von ihm wieder entgegen nehmen ſollte. Tiridates that das, aber Nero wünſchte die Ceremonie in Perſon zu vollziehn, und lud zu dem Ende den Tiridates mit groſſen Verheſſungen in ſeine Hauptſtadt ein. Während ſeiner Reiſe lieſ er ihn auf das verſchwenderiſchſte unterhalten, und zu ſeiner Ankunft macht' er die prächtigſten Anſtalten. Auf ſeinem Throne ſitzend empfieng er ihn, umringt von dem umſtehenden Senat, und von dem ganzen Kriegsheere, das in ſchimmernder Ordnung da ſtand. Tiridates beſtieg den Thron mit tiefſter Ehrerbietung, warf ſich zu des Kaiſers Füſen, und erkannte ſich in den kriechendſten Ausdrücken für ſeinen Sclaven. Nero hob ihn auf und ſagte ihm mit lächerlichem Eigendünkel, er thue wohl, ſich ihm zu unterwerfen; denn

denn durch dieſe ſeine Unterwerfung hab' er ein Königreich gewonnen, das ſeine Vorfahren nicht mit den Waffen hätten behaupten können. Dann ſetzte er die Krone auf ſein Haupt, und ſchickte nach den koſtbarſten Feſten und Schmäuſen ihn mit unermeßlichen Geldſummen zu Beſtreitung ſeiner Reiſekoſten nach Armenien zurück.

Im zwölften Jahre von Neros Regierung empörten ſich auch die Juden, des ſchrecklichen Druckes ihrer Statthalter überdrüßig. Von dieſen Statthaltern ſoll **Florus** die Tyranney ſo weit getrieben haben, daß er durch öffentlichen Ausruf jedem das Land zu plündern erlaubte, der ihm die Hälfte des Raubes abgeben wolle. Hieraus entſprang für dies dem Untergang geweihte Volk eine ſolche Reihe von Drangſalen, daß die Leiden aller andern Völker dagegen leicht und erträglich ſchienen. Ein mehrers davon werden wir bey der Regierung Veſpaſians hören, unter welchem die Weiſſagungen Jeſu Chriſti über dies unglückliche Volk in Erfüllungen giengen.

Mittlerweile fuhr Nero fort, zu Rom mit unnachlaßlicher Grauſamkeit zu hauſen. **Rufius Crispinus** und **Annäus Mella**, Senecas Bruder, wurden um nichtswürdiger Urſachen willen hingerichtet. **Petronius**, der um eben die Zeit umkam, ſtarb auf eine zu merkwürdige Weiſe, als daß wir ſie gänzlich mit Stillſchweigen übergehn könnten. Dieſer Mann, welchem man gemeiniglich das **Satyricon**, ein noch itzt übriges Werk von eben keinem ſonderlichen Werth zuſchreibt, war ein Epikurer, ſowohl in den Grundſätzen als in der Ausübung. An Nero's ſchwelgeriſchem Hofe zeichnete er ſich durch die Feinheit und Delikateſſe ſeiner Vergnügungen ſehr vortheilhaft aus. Er war kein niedriger ſinnlicher Lüſtling, ſondern wußte den auserleſenſten und ſtudierteſten

J. d. St. 817. J. C. 66.

ſten Wollüſten einen Anſtrich eleganter Sinnlichkeit zu geben. Nero hatte ihn zum Oberaufſeher ſeiner Vergnügungen gemacht, eine Bedienung, welche Tigellinus allein zu beſitzen, und daher ſeines Gehülfen Untergang beſchloß. In dieſer Hinſicht ward er der Theilnehmung an Piſo's Verſchwörung beſchuldigt und ins Gefängniß geworfen. Petronius fand den Zuſtand der Ungewißheit, darin man ihn eine Zeitlang ſchweben ließ, unerträglich, und beſchloß, ſeinem Leben ſelbſt ein Ende zu machen, welches er denn ganz in dem Style, in welchem er gewohnt geweſen war zu leben, vollzog. Er ließ ſich die Adern wechſelsweiſe itzt öffnen, itzt verbinden, dann wieder öffnen, und unterhielt ſich die ganze Zeit über mit wunderbarer Ruhe und Heiterkeit mit ſeinen Freunden, nicht über philoſophiſche Stoffe oder ernſthafte Gegenſtände, ſondern über Materien, dergleichen ſie in ihren freudigſten Zuſammenkünften abzuhandeln pflegten. Er hörte zu, während man ihm die munterſten Verſe vorlas, und kein Wort, keine Gebehrde, keine Miene verrieth in ihm die Bangigkeit eines itzt Sterbenden. Kurz nach ihm ward Annicius Therma hingerichtet, und bald nachher Barea Soranus, und Petus Thraſea, zween Männer, deren Hinrichtung Tacitus ein Majeſtäts-Verbrechen wider die Tugend ſelber nennt. Thraſea ſtarb mitten unter ſeinen Freunden und Philoſophen, mit denen er über die Natur der Seele redete und diſputirte. Seine Gattin, eine Tochter der berühmten Arria, war Willens ihrer Mutter Beyſpiel zu folgen, ward aber von ihm eines andern beredet. Dann ſtarb Corbulo, jener tapfre Feldherr, der Nero'n ſo manchen Sieg über die Parther gewonnen hatte. Und nicht lange dauert' es, ſo kam die Reihe an Poppäa, welcher der Tyrann in einer Anwandlung von

Wuth

Wuth einen ſo gewaltigen Stoß mit den Füßen verſetzte, daß ſie, die grade ſchwanger war, mißgebahr und ſtarb. Endlich ward das Menſchengeſchlecht ſeines großen Drängers überdrüſſig, und der ganze Erdboden ſchien als hätt' ers verabredet, aufzuſtehn, um die Welt von einem Ungeheuer zu befreyen.

Die mancherley verderbten Säfte, welche das Reich während der Regierungen vier einander nachfolgender, gleich abſcheulicher Fürſten geſammelt hatte, begannen itzt in fürchterliche Gährung auszubrechen, und es entſtanden Empörungen in beynahe allen Provinzen des Reiches.

Die erſte erhub ſich in Gallien unter **Julius Vindex**, der die dortigen Legionen commandirte und wider Nero's tyranniſche Regierung ſich öffentlich erklärte. Keine andre Triebfeder ſchien zu ſeinem Aufſtande ihn bewogen zu haben, als das Verlangen, die Welt von einem Unterdrücker zu befreyen; denn als man ihm erzählte, daß Nero einen Preis von zehn Millionen Seſterzien auf ſeinen Kopf geſetzt habe, gab er die edle Antwort: **Wer mir Nero's Kopf bringt, der ſoll, wenn er will, den Nemen haben.** Um ſeine Entfernung von jedem ehrſüchtigen Beweggrunde noch ſtärker zu bezeugen, rief er **Sergius Galba** zum Kaiſer aus, und lud ihn ein, an ſeinem Plane Theil zu nehmen. Dieſer Galba, damaliger Statthalter in Spanien, war ein Mann, der ſich von jeher durch Weisheit im Frieden und Muth im Kriege ausgezeichnet hatte. Wegen der Gefahr aber, der alle hervorragende Talente unter verderbten Fürſten ausgeſetzt ſind, hatt' er ſich ſeit verſchiedenen Jahren ins Dunkel zurück gezogen, ein unthätiges Leben geführt und alle Gelegenheit ſich hervorzuthun gefliſſentlich gemieden. Mangel an Ehrgeiz, oder die Beſonnenheit des Alters hinderten ihn

auch itzt, ſich ſogleich mit Vinder zu vereinigen, vielmehr rathſchlagte er eine lange Weile mit ſeinen Freunden über die Parthey, die er zu ergreifen hätte.

Nero behandelte Vinder Aufſtand, als er Nachricht von ihm empfieng, als die verächtlichſte Kleinigkeit. Vielleicht war er heimlich froh, eine ſo ſchöne Gelegenheit zu neuen Plünderungen und Grauſamkeiten zu finden. Er erſchien auf dem Theater wie gewöhnlich und äußerte an den Wettkämpfen deſſelben eine ſo warme Theilnehmung, als habe er gänzlich vergeſſen, daß ihm ein Kampf, bey dem er Reich und Leben wagte, bevorſtünde. Er war bey Empfang der Nachricht zu Neapel, übereilte ſich aber ſo wenig nach der Hauptſtadt zurück zu kommen, daß er ſich vielmehr ſchriftlich beym Senat mit einer Heiſerkeit entſchuldigte, die er ungern verſchlimmern möchte. In der That war die Sorge für ſeine Stimme diejenige, die ihn am meiſten beſchäftigte und nichts ſchien ihn ärger zu verdrießen, als daß ihn Vinder in ſeinem Manifeſte einen erbärmlichen Sänger genannt hatte. Er konnte nicht aufhören ſich darüber zu beklagen und ſeine Freunde zu fragen, ob's wohl möglich ſey, daß jemand, der die Kunſt ſo lange und ſo ſorgſam wie er ſtudiert habe, der Stümper ſeyn könne, den Vinder aus ihm machen wolle.

Da jedoch die Verſchwörung mit jedem Tage eine furchtbarere Geſtalt gewann, ſo kehrte Nero mit einer Miſchung von Furcht, Hoffnung und Rachgier nach Rom zurück. Unterwegs ſtieß er auf ein altes Denkmal, auf welchem die Bildſäule eines Römers, der einen Gallier bezwang, befindlich war, ein Umſtand, den er als eine günſtige Vorbedeutung betrachtete und darüber in die lebhafteſte Freude gerieth.

Kaum

Kaum war er in die Stadt gekommen, als er einige ſeiner Creaturen im Senat zuſammen rief und ſie nicht mit Rathſchlägen über die Lage des Staates, ſondern mit Vorzeigung einiger muſikaliſcher Inſtrumente, die auf dem Waſſer geſpielt werden mußten, unterhielt. Er erklärte ihnen ihren Mechanismus, ihre Vortheile und Mängel, und fügte mit ſpöttiſcher Miene hinzu, er hoffe mit Winder Erlaubniß dieſe Inſtrumente nächſtens auf dem Theater zu brauchen.

Mittlerweile hatte Galba ſeine Bedenklichkeiten überwunden, und die Zeitung auch ſeiner Empörung afficirte Nero auf eine ganz andre Weiſe. Der Ruf dieſes Feldherrn war ſo groß, daß jener ſich von dem Augenblick an, da er ſich wider ihn erklärt hatte, verloren gab. Er ſaß grade bey Tiſche als er die Nachricht empfieng, und erſchrak ſo heftig darüber, daß er den Tiſch umſtieß, wobey zwey kriſtallne Gefäſſe von unſchätzbarem Werth verloren giengen, ſeine Kleider zerriß, ſich an den Kopf ſchlug und unaufhörlich ausrief, es ſey aus, es ſey aus mit ihm. Schreckliche Plane keimten hierauf in ſeiner Seele, Blutbäder, dergleichen er bis itzt noch nicht begangen, und Foltern, dergleichen er noch nicht verſucht hatte. Er beſchloß, alle Statthalter zu vertilgen, alle Verbannte nieder zumachen und alle Gallier in Rom wegen ihrer verrätheriſchen Landsleute zu ermorden. Den Senat wollt' er vergiften, die Stadt in Brand ſtecken und die Löwen, die zu den Circusſpielen unterhalten wurden, auf das Volk loslaſſen. Da er jedoch die Unausführbarkeit ſo toller Anſchläge bald wahrnahm, ſo beſchloß er der Gefahr in Perſon entgegen zu gehn. Aber jede ſeiner Anſtalten verrieth die Verrücktheit ſeines Geiſtes. Seine Hauptſorge war, Wagen anzuſchaffen, auf welchen ſeine muſikaliſchen Inſtrumente be-

quem könnten fortgebracht werden, und seine Beyschläferinnen in Amazonen umzuschaffen, die er den Feinden entgegenstellen könnte. Auch gelobt' er, im Fall er mit dem Leben und dem Reiche davon käme, mit seiner Laute und seiner Wassermusik auf dem Theater zu erscheinen und die Rolle eines Pantomimen zu spielen.

Während so abentheuerlicher Beschäftigungen ward die Empörung allgemein. Nicht nur die gallischen und spanischen Heere, sondern auch die Legionen von Deutschland, Africa und Lusitanien erklärten sich wider ihn. **Virginius Rufus** aber, der ein Heer am Oberrhein commandirte, hatte noch nichts beschlossen, und während dieser seiner Unentschlossenheit griffen seine Soldaten, ohne seine Erlaubniß, die Gallier an und schlugen sie so gewaltig, daß Vindex sich aus Verzweiflung das Leben nahm. Dies günstige Ereigniß vermochte jedoch keinesweges Nero's Angelegenheiten wieder aufzuhelfen. Er war im ganzen Reiche so verabscheut, daß er auch von dem Heere sich nicht den geringsten Beystand versprechen konnte. In dieser Enge nahm er zu jener **Locusta** seine Zuflucht, die ihn mit Gift versehen mußte, und so auf das Schlimmste vorbereitet, entfernt' er sich in die Serviliischen Gärten, mit dem Entschlusse, nach Egypten zu fliehn. Zu dem Ende schickt' er diejenigen unter seinen Freygelassenen, auf die er das meiste Vertrauen setzte, nach Ostia, um ihm eine Flotte auszurüsten, und sondirte während der Zeit die Tribunen und Centurionen der Leibwache, ob sie geneigt wären, sein Schicksal zu theilen. Alle entschuldigten sich unter mancherley Vorwande. Einer hatte sogar die Kühnheit, ihm mit einer Zeile aus dem Virgil zu antworten: Usque adeone miserum est mori?

Ist's

Iſt's denn ein ſo gar groſſes Unglück zu ſterben? So aller Rettungsmittel beraubt, ſchüttelten Furcht, Rachgier und Entſetzen dieſen elenden Menſchen in die Wette. Itzt wollt' er zu den Parthern ſeine Zuflucht nehmen, ein andermal ſich der Barmherzigkeit der Empörer ergeben; wiederum wollt' er das Roſtrum beſteigen, wegen ſeines vergangnen Betragens um Verzeihung bitten und feyerlichſt Beſſerung angeloben. In dieſer peinigenden Unentſchloſſenheit gieng er zu Bette, erwachte um Mitternacht, und fand zu ſeinem Erſtaunen, daß ſeine Leibwache ihn verlaſſen habe. Dieſe, von ihrem Anführer beſtochen, hatte ſich wirklich in ihr Lager begeben, und Galba als Kaiſer ausgerufen. Um über dieſen neuen Unfall mit ſeinen Getreuen zu rathſchlagen, ſchickte Nero zu ihnen, um ſie holen zu laſſen, aber auch dieſe ſeine Getreuen verließen ihn. Selbſt Tigellinus, welchen er mit Wohlthaten überhäuft und zum Theilnehmer ſeiner Verbrechen gemacht hatte, war zu Galba übergegangen. Nun wanderte er in Perſon von Haus zu Hauſe, aber alle Thüren wurden vor ihm verſchloſſen, und niemand fand ſich, der ſeine Fragen hätte beantworten wollen.

Während dieſer ſeiner kurzen Abweſenheit folgten ſeine Hausgenoſſen dem allgemeinen Abfall, plünderten ſeine Zimmer und entflohen auf verſchiedenen Straßen. So von aller Welt verlaſſen, verlangte er, daß einer ſeiner begünſtigſten Gladiatoren kommen und ihm das Leben nehmen möchte; aber auch dieſe Gefälligkeit wollt' ihm niemand erzeigen. Ach, ſchrie er, ſo hab' ich denn weder Feind noch Freund mehr! lief voll Verzweiflung davon und drohte ſich in die Tiber zu ſtürzen. Am Geſtade derſelben aber entſank ihm der Muth. Er ſtand ſtille.

als ob er ſeine Sinne wieder ſammeln wolle und erkundigte ſich nach irgend einem geheimen Ort, wo er ſeinen Muth wieder zuſammen nehmen und dem Tode mit geziemender Standhaftigkeit begegnen könne. In dieſer Verlegenheit bot **Phaon**, einer ſeiner Freygelaſſenen, ihm ſein Landhaus, das ohngefähr eine **Meile** von der Stadt lag, zum einſtweiligen Zufluchtsorte an. Nero war es zufrieden, und halb entkleidet, wie er war, mit bedecktem Haupte und das Geſicht mit einem Tuche verhüllt, ſtieg er zu Pferde. Vier ſeiner Hausgenoſſen begleiteten ihn, unter ihnen auch der nichtswürdige **Sporus**. Seine Reiſe, wiewohl kurz, war dennoch voller Abentheuer. Ein Erdbeben erſchreckte ihn zuerſt. Dann flimmerte ein jähling Blitzſtrahl ihm ins Angeſicht. Um ſich her hörte er nichts als ein verworrenes Getöſe von Stimmen, die tauſend Uebel auf ſein Haupt herunter fluchten. Ein Reiſender ſagte im Vorübergehn: die ſetzen gewiß dem Nero nach. Ein andrer fragte ihn, ob er nicht wiſſe was Nero mache. Da ſein Pferd vor einem Leichnam, der am Wege lag, ſcheu ward, entglitt ihm das Tuch, und ein Soldat, der ihnen grade begegnete, grüßt' ihn nahmentlich. Sogleich verließ er ſein Pferd und die Landſtraße, warf ſich in ein Gebüſch, das zu Phaons Hinterhauſe führte, und kroch auf allen Vieren durch das Strauchwerk und Gerölle, womit die Gegend ganz überwachſen war. Als er das Hinterhaus erreicht hatte, befahl er eine Oeffnung durch die Mauer zu brechen. Während deſſen ſchöpfte er aus einem nahen Pfuhl eine Handvoll Waſſer, trank es und ſagte: **das ſind Nero's Leckereyen.** Als die Oeffnung groß genug war, um einen Menſchen durchzulaſſen, kroch er auf Händen und Füßen hinein und ruhte auf einer elenden Strohhütte, die man in der Eil für ihn zurecht gemacht

hatte,

hatte, ein wenig aus. Vom Hunger gequält, foderte er etwas zu essen. Man brachte ihm ein Stück schwarzen Brodes, das er ausschlug. Doch trank er ein wenig Wasser. Während dieser Geschichten hatte der Senat wahrgenommen, daß die Leibwache Galbas Parthey ergriffen habe, und nun erklärte auch er den Galba zum Kaiser und verurtheilte Nero nach der Sitte der Alten zu sterben.

Diese traurige Zeitung gelangte vermittelst eines von Phaons Sclaven, der aus der Stadt kam, gar bald zu Nero's Ohren, der noch immer zwischen Furcht und Hoffnung schwankte. Zu einer Zeit beschäfftigte dieser elendeste aller Menschen sich mit Anschaffung der nöthigen Steine zu seinem Grabmale. Ein andermal besorgte er Holz und Wasser zu seinem Leichenbegängniß. Dann deklamirte er Verse, die die Beklemmung seines Geistes ausdrückten, dann ließ er seinen Thränen freyen Lauf und bedauerte die Welt, die einen so großen Künstler verlieren sollte. Als man ihn von dem Schluß benachrichtigte, den der Senat wider ihn gefaßt habe, fragte er den Boten, was es hieße, nach der Strenge der alten Gesetze gestraft werden, und da ihm dieser antwortete, der Gefangene selle nackt ausgezogen, an einen Pfahl gebunden und in dieser Stellung zu Tode gegeißelt werden, so erschrak er so heftig, daß er zwey Dolche ergriff, ihre Spitze untersuchte, bald aber sie wieder in ihre Scheiden schob, indem, wie er sagte, der entscheidende Augenblick noch nicht gekommen wäre. Nun ersuchte er Sporus, die gewöhnliche Leichenklage zu beginnen, dann bat er, daß einige seiner Begleiter doch vor seinen Augen sterben mochten, um mit ihrem Beyspiel ihm Muth zu machen; dann schalt er auf seine eigne Feigheit. Juemt dies, rief er, den

Nero — Iſt's itzt Zeit zu ſpaſen? Nein, nein, Nero, ſey ein Mann! In der That hatte er keine Zeit mehr zu verlieren. Die Soldaten, die ihm nachſetzten, näherten ſich ſchon dem Hauſe. Er hörte den Hufſchlag ihrer Pferde. Zitternd ſetzte er den Dolch an die Gurgel und brachte mit Hülfe ſeines Freygelaſſenen und Geheimſchreibers Epaphroditus ſich eine tödtliche Wunde bey. Noch war er jedoch nicht verſchieden, als einer der Centurionen hereintrat, und, ſich ſtellend, als ſey er zu ſeinem Beyſtande herbeygeeilt, das Blut mit ſeinem Mantel zu hemmen verſuchte. Aber Nero mit finſterm Blick ihn anſchauend, ſprach: Es iſt zu ſpät! Iſt das deine Treue? Mit dieſen Worten verſchied er. Seine Augen ſtarreten, ſeine Miene drohete noch und ſein entſeelter Leichnam lag da, ein ſcheußliches Emblem der Tyranney, der man ihren Gift geraubt hat.

Wenig darf über den Charakter eines Monarchen geſagt werden, deſſen Nahme beynah auf alle ſchlimme Fürſten, die nach ſeiner Zeit gelebt haben, fortgeerbt iſt. Sein Naturell war zwar äußerſt bösartig, ward aber durch Schmeicheley unſtreitig noch mehr verderbt. Alle Stände der Menſchen waren um dieſe Zeit ſo entartet, daß ſie gleichſam wetteiferten, wer den Kaiſer zu den ſchändlichſten Ausſchweifungen verführen, und wann er deren begangen hatte, wer ihn am lauteſten deshalb loben ſollte. Das muß eine ſtarke Seele ſeyn, die ſo aus allen Richtungen beſtürme, ihre Selbſtſtändigkeit unerſchütterlich behauptet, und von dem Pfade nie abirrender Tugend ſich keinen Augenblick lenken läßt. So viel, dünkt uns indeſſen, läßt ohngeachtet des einmüthigen Zeugniſſes der Schriftſteller von dieſem elenden Menſchen

ſchen ſich ſagen, daß er während des größten Theils ſeiner Regierung nicht ſcheine gewußt zu haben, er ſey ein Tyrann.

Achtes Kapitel.

Die Regierung des Galba.

In Rom freuete man bey Neros Tode ſich eben ſo ſtark, als man bey ſeiner Thronbeſteigung ſich gefreuet hatte. In der Tracht der Sclaven, die ſo eben frey gegeben worden, kamen die Einwohner aus allen Gegenden der Stadt zuſammen, umarmten und glückwünſchten einander zu dem Untergange des Tyrannen. J. C. 68. 821. J. C. 69.

Galba war zwey und ſiebenzig Jahr alt, als er auf den Thron erhoben wurde, und befand ſich damalen mit ſeinen Legionen in Spanien. — Nur zu bald fühlte er das Mühſelige und Mißliche ſeiner Lage. — Seine erſte Verlegenheit entſtand aus Unruhen in ſeinem eigenen Heer. Einer der Flügel ſeiner Reuterey, dem ſeine Wahl leid geworden, begann ſich aufzulehnen, und er fand es gar nicht leicht, ihn wieder mit ſeiner Pflicht auszuſöhnen. Bald darauf wär er auf ein Haar von einem Sclaven ermordet worden, den einer von Nero's Freygelaſſenen ihm verehret hatte. Auch Vinder Tod half nicht wenig zur Vermehrung ſeiner Unruhen, und noch war ſein Scheitel des Diadems nicht gewohnt worden, als er ſchon mit dem Gedanken umgieng, durch einen freywilligen Tod ſich einer ſo unerträgli-

den laſt zu entbürden. Als aber von Rom aus Nachricht einlief, daß Nero todt und ihm das Reich übertragen ſey, ſäumte er nicht länger, die Titel und Inſignien der Alleingewalt anzunehmen. Auf ſeiner Reiſe nach Rom ſtieß **Virginius Rufus** zu ihm, und leiſtete dem Senatſchluß zufolge, der ihm das Reich ertheilt hatte, ihm den Eid der Treue. Dieſer Virginius hatte mehrmalen das Reich, das ſeine Soldaten ihm antrugen, unter dem Vorwande ausgeſchlagen, daß der Senat allein befugt ſey, über daſſelbe zu ſchalten, und daß er nur von deſſen Hand dieſe Würde annehmen werde. Bald nachher wurden manche von denen, die unter der vorigen Regierung am mächtigſten geweſen waren, und die neue zu verunruhigen ſuchten, hingerichtet. Unter ihnen war **Nymphidius Sabinus**, Präfectus Prätorii in Rom, **Fonteius Caputo**, Legat in Germanien, und **Clodius Macer** Proconſul in Africa.

Galba, der vermittelſt ſeines Heers zum Reiche war befördert worden, beſchloß daſſelbe bey Zeiten außer Stande zu ſetzen, ſich für die Zukunft etwas ähnliches heraus zu nehmen. — Sein erſter Eintritt in Rom war mit Einer jener ſtrengen Gerechtigkeitshandlungen begleitet, die mehr der Vertheidigung als der Nachahmung bedürfen. Ein Corps Seeleute, welche Nero vom Ruder genommen und den Legionen einverleibet hatte, gieng Galba'n drey Meilen vor die Stadt entgegen, und foderte mit zudringlichem Ungeſtümm die Beſtätigung der Vorrechte, die ſein Vorfahr ihnen gewähret hatte. Galba, ein ſtrenger Anhänger der alten Kriegskunſt, verſchob die Unterſuchung ihrer Bitte auf einen andern Tag. Sie aber, die dieſen Aufſchub als wirklichen Abſchlag betrachteten, beſtanden unbeſcheidener denn jemalen auf

ihrer

ihrer Forderung, und einige griffen ſogar zu den Waffen. Sogleich befahl Galba einem Haufen Reuter, die ihn begleiteten, auf ſie einzuhauen, und ihrer ſiebentauſend wurden niedergemacht, die übrigen aber gezehntet. Der Uebermuth dieſes Geſindels bedurfte freylich Züchtigung; aber eine Züchtigung, wie dieſe, gieng in Grauſamkeit über. Nach dieſem erſten Gewaltſtreich wagte Galba ſogleich den zweyten; denjenigen nehmlich, daß er die deutſche Cohorte, welche die vorigen Kaiſer zu ihrer Leibwache errichtet hatten, beurlaubte, und unter dem Vorwande, daß ſie ſeiner Perſon abhold wären, unbelohnt nach Hauſe ſchickte.

Außer dieſem ſeinen angelegentlichen Wunſche, den Uebermuth ſeiner Soldaten zu knicken, hatte Galba deren noch zween andere: den Einen, jene Laſter, die unter den vorigen Regierungen zu einer ſo ungeheuren Höhe gediehen waren, mit der ſchärfſten Strenge zu beſtrafen; den Andern, den Schatz wieder anzufüllen, welcher durch die Verſchwendung ſeiner Vorfahren gänzlich war erſchöpft worden. Die Verſuche, die er zu dem Ende machte, gewannen ihm aber nichts als die Beſchuldigung der Härte und des Geitzes; der Staat war zu verdorben, als daß er einen ſo plötzlichen Uebergang vom Laſter zur Tugend, wie dieſer gutmeinende aber ſchwache Politiker beabſichtigte, hätte vertragen können. Das Volk war durch die Freygebigkeiten der vorigen Kaiſer zu ſehr zum müßigen und ſchwelgeriſchen Leben verwöhnt worden, als daß es ſogleich auf die Einſchränkung ſeiner Ueberflüßigkeiten, und die Eröffnung neuer Unterhaltsquellen hätte denken können. Statt deſſen begann es des alten Mannes zu ſpotten, und die Einfalt ſeiner Sitten lächerlich zu machen. Unter andern Proben ſeiner Sparſamkeit erzählt man, daß er

einſt

kunſt, da ihm eine etwas koſtbare Suppe aufgetragen worden, über den ungeheuren Aufwand ſchmerzlichſt geächzt; daß er ein andermal ſeinem Haushofmeiſter für ſeine Treue eine Schüſſel Bohnen verehrt, und daß, da einſt ein vortreflicher Flötenſpieler ihn mit ſeiner Kunſt höchlichſt ergötzt, er ſeinen Beutel herausgezogen, und ihm ein Sechspfennigſtück geſchenkt habe mit der Aeußerung, es ſey ſein eigen Geld, nicht Geld des Staates. Durch ſo unzeitige Erſparungen zu einer ſolchen Zeit, verſcherzte Galba die Liebe des Volkes, und er, der vor ſeiner Thronbeſteigung von allen geſchätzt worden, ward itzt, da er Kaiſer geworden, ein Gegenſtand des Spottes und der Verachtung.

Doch jene kleinliche Anekdoten ungerechnet, erwähnen die Geſchichtſchreiber anderer, weniger zweydeutiger Merkmale von Galbas Geitz. Kurz nach ſeiner Ankunft in Rom ward dem Volk ein höchſt angenehmes Schauſpiel gewähret. **Locuſta, Aelius, Polycletus, Petronius** und **Petinus**, jene blutdürſtigen Diener von Neros Grauſamkeiten, wurden in Feſſeln durch die Stadt geführt und öffentlich hingerichtet. Nur **Tigellinus** der ſtrafbarſte von allen fehlte. Dieſer ſchlaue Böſewicht hatte durch die Größe ſeiner Beſtechungen für ſeine Sicherheit geſorgt, und wiewohl das Volk auf dem Theater und Circus wider ihn um Rache ſchrie, ſo ſchenkte der Kaiſer ihm doch Leben und Verzeihung. Auch **Helotus**, der Verſchnittene, der zu Claudius Vergiftung ſich hatte mißbrauchen laſſen, entrann und verdankte ſeine Sicherheit der ſchicklichen Verwendung ſeines Reichthums.

Vergehen, wie dieſe, waren gleichwohl mehr dem Geitze von Galbas Günſtlingen, als ſeinem eigenen zuzuſchreiben; denn unglücklicher Weiſe verlei-

tete

tete die Schwäche des Alters, oder etwa auch die Menge der Geschäfte den neuen Kaiser, sich zu sehr auf drey Günstlinge zu verlassen, die beständig um ihn waren, und ihn beynahe unumschränkt regierten. Diese waren **Titus Vinius**, der sein Legat in Spanien gewesen war, ein Mann von unersättlicher Habsucht; **Cajus Laco**, den er zum Präfectus Prätorii erhoben hatte; und **Icelus**, sein Freygelassener, der nach der Oberstelle im Ritterstande trachtete. Diese drey höchst verschieden gestimmten Köpfe zerrten den armen Kaiser nach ganz entgegen gesetzten Richtungen, und näherten sich einander nur in Einem Punct, in dem Mißbrauch seines Vertrauens. Hiedurch gewann sein Betragen eine Ungleichförmigkeit, die ihn seinen Unterthanen verächtlich machte. Zu einer Zeit verfuhr er streng und mäßig, zur ander nachgebend und verschwenderisch. Angesehene Personen verdammte er ungehört, überwiesenen Missethätern verzieh' er; nichts geschah' ohne Vermittelung seiner Günstlinge. Alle Bedienungen waren feil, und alle Strafen durch Geld abzukaufen.

Während zu Rom die Reichsangelegenheiten sich in einer so schwankenden Lage befanden, waren die Provinzen in einem noch schlimmeren Zustande. Jener günstige Erfolg, mit dem die Spanischen Legionen es gewagt hatten, dem Reiche einen Kaiser zu geben, bewegte die Legionen in andern Gegenden zu ähnlichen Unternehmungen. Dem zufolge entspannen sich Empörungen und Factionen in allen Theilen des Reichs, hauptsächlich in Germanien. Hier waren damalen zwey römische Heere, jenes, welches Virginius Rufus zum Kaiser hatte wählen wollen, und itzt von seinem Legaten befehligt ward; das andere, welches Vitellius commandirte, ein Mann, der lange

das

das Reich für ſich ſelbſt zu erhalten gewünſcht hatte. Das erſte dieſer beyden Heere, das ſeinen dermaligen Befehlshaber verachtete, und dem Kaiſer, deſſen Hoheit es am ſpäteſten von allen anerkannt hatte, verdächtig zu ſeyn fürchtete, beſchloß itzt das erſte zu ſeyn, das ihm den Gehorſam verſagte. Als es daher aufgefordert wurde, den Eid der Treue abzulegen, weigert' es ſich von jemand anders Befehle anzunehmen, als vom Senat. Dieſe Weigerung unterſtützt' es mit einer Botſchaft an die Prätorianiſche Cohorte, des Inhalts, daß ſie feſt entſchloſſen wären, einen Kaiſer, der in Spanien erwählt worden, nicht anzuerkennen, und daß ſie wünſchten, der Senat möchte zu einer andern Wahl ſchreiten.

Als Galba dieſe Bewegungen erfuhr, empfand er, daß nicht nur ſein hohes Alter, ſondern auch der Mangel eines Erben ſeinem Anſehen nachtheilig wäre. Er beſchloß daher, ein Vorhaben, mit dem er ſich lange herumgetragen, in Ausübung zu bringen, und jemanden zu adoptiren, deſſen Tugenden eine ſolche Erhebung verdienten, und ſein ſinkendes Alter vor Gefahren beſchirmen könnten. Seine Günſtlinge wurden ſeines Entſchluſſes kaum gewahr, als ihrer jeder ihm einen Erben von ſeiner eigenen Wahl aufdringen wollte. Groſſe Zwiſtigkeiten entſpannen ſich bey dieſer Gelegenheit zwiſchen ihnen. Otto warb aufs dringendſte für ſich ſelbſt. Er berief ſich auf die Dienſte, die er dem Kaiſer geleiſtet, er, der erſte Mann von Anſehen, der ſich für ihn erklärt habe, da er wider Nero aufgetreten war. Allein Galba feſt entſchloſſen, das Gemeinbeſte einzig und allein bey ſeiner Wahl zu Rathe zu ziehen, verwarf ſein Anſuchen, und beſchied Piſo Lucinianus an einem beſtimmten Tage zu ſich. Dieſem Piſo geben alle

Schrift-

Schriftſteller das Zeugniß, daß er der ihm zugedachten Ehre vollkommen würdig geweſen. Er war mit Galba auf keinerley Art verwandt. Sein Verdienſt war das einzige, das ihn ihm empfehlen konnte. In voller Verſammlung nahm der Kaiſer den edlen Jüngling bey der Hand, adoptirte ihn zum Thronfolger, und gab ihm über die Einrichtung ſeines künftigen Betragens die geſundeſten und heilſamſten Lehren. Piſo bewies dieſer hohen Auszeichnung ſich vollkommen würdig. Sein ganzes Benehmen war ſo feſt, beſcheiden und gleichmüthig, daß man ihm ehe die Fähigkeit zutrauen mußte, einem Thron zu entſagen, als den Ehrgeiz, einen zu erklimmen. Nicht ſo uneigennützig waren Senat und Kriegsheer bey dieſer Ereigniß. Sie waren der Beſchenkungen und Beſtechungen ſeit ſo langer Zeit gewohnt, daß ſie mit einem Kaiſer ſchlecht zufrieden waren, der ihre Habſucht nicht zu ſättigen vermochte. Piſo's Adoption ward alſo ſehr kaltſinnig aufgenommen. In einer Nation, deren Charakter durchgängige Verdorbenheit war, konnten ſeine Tugenden ihm zu keiner Empfehlung gereichen.

Als Otto ſeine Hoffnung vereitelt und zugleich von einer Schuldenlaſt, die er durch ſeine ausſchweifende Lebensart aufgehäuft hatte, ſich zu Boden gequetſcht fand, beſchloß er, das Reich, das er durch friedliche Erbfolge nicht hatte gewinnen können, durch Gewalt zu erzwingen. In der That waren ſeine Umſtände ſo verzweifelt, daß man ihn ſagen hörte, es ſey ihm gleichgültig, ob er durch ſeine Feinde im Felde, oder durch ſeine Gläubiger in der Stadt, fiele. Vermittelſt ſeines Einfluſſes, den er einem Mann, der eines Amts bedurfte, verkaufte, brachte er eine mäßige Summe Gelder auf, durch welche er zween Subal-

ternen

ternen in der prätoriſchen Cohorte beſtach. Dieſe halfen ihm durch Verſprechungen und ſcheinbare Vorſpiegelungen das Heer beſtechen, das in weniger denn acht Tagen auf ſeiner Seite war. Nun ſtahl er während eines feyerlichen Opfers ſich vom Kaiſer weg, verſammlete die Soldaten, führte in einer kurzen Rede ihnen Galba's Geiz und Grauſamkeit zu Gemüthe und das Heer beantwortete ſeine Vorſtellungen mit lautem Zurufen. Hierdurch aufgemuntert, warf er die Larve völlig bey Seite und geſtand ſeine Abſicht, den Kaiſer zu entthronen. Schon reif zur Empörung, billigten die Soldaten ſeinen Vorſchlag, erhoben ihn auf ihren Schultern und erklärten ihn zum Kaiſer. Dann trugen ſie, um den Bürgern ein Schrecken einzujagen, ihn mit gezogenen Schwertern ins Lager.

Galba gerieth, als die Empörung des Heeres ihm hinterbracht wurde, in eine Beſtürzung und Unentſchloſſenheit, die ihn gänzlich unfähig machte, ſeinem Gegner die Spitze zu bieten. Lang zweifelt' und ſchwankte der arme Alte zwiſchen ſtreitenden Entſchlüſſen, bis er endlich durch eine falſche Zeitung von Otto's Tode getäuſcht, in voller Rüſtung und von einer Anzahl ſeiner Anhänger begleitet auf das Forum ritt. Grade in dem nehmlichen Augenblick erſchien ein Corps Reuter, das aus dem Lager abgefertigt worden war, um ihn aus dem Wege zu räumen, auf dem entgegengeſetzten Ende des Forum. Eine Weile ſchauten die beyden feindlichen Partheyen einander ſchweigend an. Galba war noch immer betäubt und unentſchloſſen und ſeine Gegner ſchienen vor der Schwärze ihres eigenen Vorhabens zurück zu beben. Als die Anhänger des Kaiſers ſich aber allmälig davon ſchlichen, ſchöpften ſie neuen Muth und bahnten über die Köpfe und Leiber des Volks, welches im drän-

drängenden Getümmel das Forum anfüllte, sich einen Weg bis zu ihm. In diesem Augenblick sammlete Galba alle seine ehemalige Standhaftigkeit und Kräfte wieder. Er streckte den Mördern seinen Hals hin und hieß sie ihn abhauen, wenn das Wohl des Volks es erforderte. Es geschah' augenblicklich. Sein Kopf ward auf eine Lanze gespießt und Otto'n überreicht, der ihn schimpflicher Weise im Lager herumtragen ließ. Der Rumpf blieb in der Straße liegen bis er von einem seiner Sclaven bestattet wurde. Galba starb im drey und siebenzigsten Jahre seines Alters, und im siebenten Monat einer Regierung, die durch seine Tugenden in eben dem Grade verherrlicht, als sie durch die Laster seiner Günstlinge, die übrigens zugleich mit ihm untergiengen, war beschmitzt worden. J. C. 69.

Neuntes Kapitel.

Die Regierung des Otto.

Kaum war Galba hin, als Senat und Volk sich in das Lager drängten, wetteifernd, wer des neuen Kaisers Tugenden am feurigsten erheben, und den Nahmen dessen, den sie so eben ungerechter Weise hingerichtet hatten, am meisten verunglimpfen sollte. Jeder zerarbeitete sich, die übrigen mit Merkmalen seiner Unterwürfigkeit hinter sich zurückzulassen, und je weniger wahre Anhänglichkeit einer nur für den neuen Gewalthaber fühlte, je ausschweifender war er in seinen Lobeserhebungen. Otto von Schaaren Glückwünschenden Volks umringt, begab sich in den Senat, nahm hier die den Kaisern gewöhnlichen Ehren-

bezeugungen entgegen, und eilte von dannen in den Pallaſt feſt entſchloſſen, ſeine bisherige Lebensart zu ändern und Sitten anzunehmen, die der Hoheit ſeines Standortes geziemten.

Eine ſchöne That verherrlichte den Anfang ſeiner Regierung, die Begnadigung des Marius Celſus, des würdigſten und vornehmſten unter Galba's Miniſtern. Ja er begnadigte ihn nicht nur, ſondern er erhob eben in Hinſicht ſeiner Treue gegen ſeinen alten Herrn, ihn zu dem erſten Poſten im Reiche. Dieſe Probe ſeiner Milde war dem Volke um nichts angenehmer, als diejenige, die er bald nachher von ſeiner Gerechtigkeit gab. Tigellinus, Nero's Günſtling und der Beförderer aller ſeiner Grauſamkeiten, ward itzt hingerichtet, da hingegen alle, die auf ſein Anſtiften während Nero's Regierung ungerechter Weiſe waren verbannt oder geplündert worden, ihrem Vaterlande und ihrem ehemaligen Wohlſtande wiedergegeben wurden.

Mittlerweile hatten die Legionen in Niederdeutſchland durch ihres Feldherrn Vitellius reichliche Geſchenke ſich bewegen laſſen, ihn zum Kaiſer auszurufen, und ohne Rückſicht auf das Anſehen des Senats zu erklären, daß ſie zur Beſetzung des Thrones ein eben ſo bündiges Recht hätten, als die römiſchen Cohorten. Die Nachricht von dieſem Schritt verbreitete Beſtürzung in der ganzen Stadt, vorzüglich aber in der Seele Otto's, als welcher beſorgte, daß nichts als das Blut ſeiner Mitbürger einen Streit würde entſcheiden können, welchen ſein Ehrgeiz angeblaſen hatte. Otto war einer der wenigen Charaktere, von denen uns die Geſchichte erzählt, daß ſie durch ihre Erhebung gebeſſert worden. Gar ein anderer war der Kaiſer Otto, als Otto der Privatmann; dieſer war ſchwach, weichlich und ausſchweifend geweſen, jener

jener war herzhaft, wohlwollend und menschlich. Zuförderst suchte er sich in der Güte mit Vitellius zu vergleichen, als ihm aber dieses mißlang, rüsteten beyde Partheyen sich zum Kriege. Alle Umstände schienen sich inzwischen wider Otto zu erklären. Die Häupter des Senats waren alt und kraftlos; die Reichen in Rom waren träg und wollüstig; die Ritterschaft in Wohlleben und Weichlichkeit versunken; die Cohorten selbst von der Strenge der alten Kriegskunst gar sehr entartet. Nichts destoweniger verließ Otto, bey der ersten Nachricht von Vitellius Anzuge, die Hauptstadt ungesäumt, um mit einem zahlreichen Heer ihm entgegen zu gehen. Allein, wiewohl die stärksten an der Zahl, waren seine Völker doch des Krieges viel zu wenig gewohnt, als daß er sich auf sie hätte verlassen können. In der That schien er das Mißverhältniß ihrer beyderseitigen Macht zu fühlen. Ein dunkler Trübsinn überschattete, ängstliche Besorgnisse quälten ihn. Man erzählt, daß seine Soldaten ihn einstens bey Nachtzeit hätten heftig ächzen hören, hinzugelaufen wären und ihn neben seinem Lager auf die Erde hingestreckt gefunden hätten. Er erzählte ihnen, Galba's Geist sey ihm erschienen, habe mit drohenden Gebehrden ihn geschlagen und aus dem Bette gezerrt; und in der That sparte er in der Folge keine Sühnmittel um seinen zürnenden Schatten zu begütigen. Seine Entschlossenheit litt jedoch durch diese Stimmung seines Geistes nicht. Er setzte seinen Zug fort und langte zu **Brixellum**, einer Stadt am Po, an, wo er Halt machte und den größten Theil seiner Macht unter Anführung seiner Feldherrn **Suetonius** und **Celsus** vor sich herschickte, welche sogleich den Feind aufzusuchen eilten. Vitellius Heer bestand aus siebenzigtausend Mann und ward von den Feldherrn **Valens** und **Cäcina** angeführt, während er

ſelbſt, um den Reſt ſeines Volks zuſammen zu bringen, in Gallien zurückgeblieben war. Beyde Partheyen zogen einander mit ſo vieler Lebhaftigkeit entgegen und begegneten einander mit ſo großer Erbitterung, daß binnen drey Tagen nicht weniger denn eben ſo viele beträchtliche Gefechte vorfielen, das eine neben **Placentia**, das andere neben **Cremona**, und ein drittes an einem Orte Nahmens **Caſtor**. In allen dreyen war der Vortheil auf Otto's und der Römer Seite. Aber dieſe Vortheile waren keinesweges entſcheidend. **Valens** und **Cäcina**, die bisher getrennt agirt hatten, vereinigten itzt ihre Volker und beſchloſſen, es zu einer allgemeinen Schlacht kommen zu laſſen. Als Otto, welcher mittlerweile in der Nähe von **Bebriacum** zu ſeinem Heere geſtoßen war, dieſen Entſchluß inne ward, verſammlete er einen Kriegsrath, um über die zu nehmenden Maasregeln Rath zu ſchlagen. Seine Feldherrn waren der Meinung, daß man den Krieg in die Länge ziehen müſſe; andere unerfahrnere und mithin verwegnere erklärten, daß nur eine Schlacht dem Elende ihres Vaterlandes ein Ende machen könne. Sie behaupteten, daß das Glück, die Götter und die Gottheit des Kaiſers ſelber ihre Abſichten begünſtigen und ihr Unternehmen ohne Zweifel würden gedeihen laſſen. Ihrer Meinung war auch Otto. — Schon ſeit einiger Zeit war er des Krieges ſo müde geweſen, daß er durch eine entſcheidende Schlacht der läſtigen Ungewißheit los zu werden beſchloſſen hatte. Seine Schmeichler beredeten ihn indeß, daß er dem Gefecht nicht perſönlich beywohnen, ſondern ſich für die Wohlfahrt des Reiches ſparen und zu Brixellum den Ausgang abwarten möchte. Bey Bebriacum kam es hierauf zur Feldſchlacht. Im Anfange ſchien das Glück ſich für Otto erklären zu wollen. Beym erſten Angriff durchbrachen

brachen die Seinigen die feindlichen Linien und gewannen den Adler, ein Umſtand, den die Römer als Vorbedeutung des Sieges zu betrachten pflegten. Bäume und Sträuche unterbrachen die Wahlſtatt überaus ſo ſehr, daß die Armeen mit weniger Regelmäßigkeit ſtreiten konnten und das Gefecht mehr einer tumultuariſchen Balgerey, als einer planmäßigen Feldſchlacht glich. — Die überlegne Diſciplin der Vitellianer entſchied indeß das Schickſal des Tages. Aus einem Zuſtande ſcheinbarer Verwirrung formirten ſie ſich wieder zum ordentlichen Ganzen, fielen dem Feind in die Seiten und gewannen einen ausgezeichneten und entſcheidenden Sieg. Otto's Heer floh in groſſer Unordnung auf Bebriacum zu, und ward den ganzen Weg über mit groſſem Verluſte verfolgt.

Mit äuſſerſter Ungeduld wartete Otto indeſſen auf Zeitung vom Ausgange der Schlacht. Schon begann er ſeine Boten unverzeihlicher Saumſeligkeit zu beſchuldigen, als ein gemeiner Soldat, der dem Schlachtfelde entronnen war, ihm die Nachricht von der Niederlage brachte. Otto ſo wenig als ſeine Schmeichler wollten der ſchrecklichen Zeitung Glauben beymeſſen. Sie nannten den Boten einen niederträchtigen Flüchtling, der durch eine Lüge ſeine Feigheit zu entſchuldigen gedächte. Der Soldat beharrte auf ſeiner Ausſage, und als er ſah', daß ihm dennoch niemand glauben wollte, fiel er in ſein Schwert und ſtarb zu des Kaiſers Füſſen. Der Tod dieſes Getreuen erſchütterte Otten ſo ſehr, daß er ausrief, er wolle nicht Schuld an dem Untergange mehrerer gleich tapferer und edler Männer ſeyn, ſondern dem Kampf aufs möglichſt kürzeſte ein Ende machen. Umſonſt ſammleten ſeine Anhänger ſich um ihn, redeten ihm zu, trachteten ſeinen Muth zu beleben und ſeinen Ehrgeiz

wieder anzufachen. Umſonſt hoben jene, die zu fern waren, um gehört zu werden, ihre Hände flehend zu ihm empor. Taub gegen alle ihre Bitten verharrte er bey dem Entſchluſſe, durch den er ſich einzig ſeiner Sorgen zu entbürden und ſein Vaterland von ſeinem Elende zu retten hoffte, dem Entſchluſſe, zu ſterben. Er erſuchte die Stürmenden ihn zu hören, und dann redete er dem Ueberbleibſel ſeines geſchlagenen Heeres mit Würde und mit Feſtigkeit zu. Dieſen Tag, rief er, welcher mich auf eine ſo rührende Art von eurer Treue und Zuneigung überzeugt, achte ich mir für rühmlicher, als jenen meiner Wahl. Ich muß euch jedoch noch um eine Gunſt bitten, um jene, daß ihr mir erlaubt zu ſterben, um eure Wohlfahrt zu ſichern; nie kann ich das Intereſſe meines Landes durch Krieg und Blutvergießen ſo ſehr befördern als dadurch, daß ich ſeinem Frieden mich aufopfere. Andere haben dadurch Ruhm erworben, daß ſie wohl regierten. Mög' es mein Ruhm ſeyn, daß ich der Herrſchaft des Erdbodens lieber habe entſagen, als durch meinen Ehrgeiz ihn zerrütten und beunruhigen wollen. Nach dieſer edelmüthigen Erklärung bat er ſeine Anhänger, ſich dem Vitellius zu ergeben und durch Hartnäckigkeit oder Aufſchub ſeinen Zorn nicht zu erſchweren. Seinen Freunden verwies er ihr unzeitiges Bedauren, ſprach ihnen Muth ein, und begab ſich dann, ohne in Blick und Worten die mindeſte Furcht zu bezeigen, in ſein Zimmer. Hier ſchrieb er zwey Troſtbriefe an ſeine Schweſter und den dritten an Meſſalina, die er zu ſeiner Gemahlin beſtimmt hatte. Dann verbrannte er alle Briefe und Papiere, die ſeinen Anhängern hätten mögen nachtheilig werden und theilte den Reſt ſeines Geldes und ſeiner Kleinodien unter ſeine Freunde und Hausgenoſſen. Nun bereitete er ſich zu ſterben. Als aber während

der

der Zeit ein Tumult unter den Soldaten entſtanden war, welche einige, die ſich heimlich davon hatten machen wollen, zu ſtrafen droheten, rief er aus: So laßt mich denn mein Leben um einen Tag noch verlängern! hieß ſeine Zimmerthüren öffnen und beſchäfftigte ſich den ganzen Tag ſeine Soldaten zu begütigen, und allen, die ſich zu ihm drängten, ſeinen Rath zu ertheilen. Nachdem er ſolchergeſtalt alle Pflichten ſeines Amtes erfüllet und ſeinen Durſt mit einem Trunk Waſſer gelöſchet hatte, befahl er die Thüren zu verſchließen. Dann ließ er ſich zween Dolche bringen, wählte den ſchärfſten, legte ihn unter ſein Kiſſen und verſank in einen tiefen Schlummer. Mit Tagesanbruch erwachte er und bemerkte, daß einer ſeiner Bedienten im Zimmer geblieben ſey. Dieſen hieß er ſich entfernen, ergriff den Dolch, ſtieß ſich ihn tief in die linke Seite und gab mit einem einzigen Seufzer ſeinen Geiſt auf, nachdem er nicht länger denn drey Monate und fünf Tage regieret hatte.

Es iſt in dem Schluſſe von dieſes Fürſten Regierung etwas Groſſes, das für die ſtrafbare Art, auf welcher er zum Throne gelangte, genug zu thun ſcheine. Die Würde und Gerechtigkeit, die er auf dem Throne bewies, und die Ruhe, mit welcher er ihm entſagte, laſſen uns beynahe bedauern, daß es ihm an Muße gefehlt, ſeine neuerworbenen Tugenden zum Glücke des Reiches und zu ſeinem eigenen Ruhme zu entwickeln.

Zehntes Kapitel.

Die Regierung des Vitellius.

J. C. 70. Kaum war es bekannt geworden, daß Otto ſich ſelbſt getödtet hatte, als alle Krieger zu Virginius dem Anführer der deutſchen Legionen eilten, und ihn dringend erſuchten, entweder ſelbſt das Steuer des Reiches zu übernehmen, oder wenigſtens mit Vitellius Feldherrn ihrentwegen Unterhandlung zu pflegen. Als er aber beydes ihnen abſchlug, übernahm Rubrius Gallus, ein Mann von Anſehen und Verdienſten, den Auftrag, begab ſich zu den Feldherrn der ſiegreichen Armee und erhielt ohne Mühe für alle Anhänger Otto's Verzeihung.

Unmittelbar nachher [illegible] dem Vitellius auch vom Senat das Kaiſerthum zugeſprochen, was man nachgerade als das Erbtheil des Stärkeren zu betrachten ſich gewöhnte. Mittlerweile litt Italien von den Ausſchweifungen der Soldaten größere Drangſale, als es von den Verheerungen eines auswärtigen Feindes hätte erleiden können. Vitellius war noch in Gallien. Eh' er nach der Hauptſtadt zog, beſchloß er, die prätoriſchen Cohorten, die Urheber der letzten Unruhen im Staate, zu züchtigen. Nicht nur ließ er ſie entwaffnen und beraubte ſie des Nahmens und der Ehre der Soldaten, ſondern er ließ auch ihrer hundert und funfzig, die die ſchuldigſten von allen waren, vom Leben zum Tode bringen.

Dieſer ſchimmernde Anfang ward bald durch des Menſchen Laſter und Ausſchweifungen wieder verdunkelt. Während ſeiner Reiſe nach Rom zog er mit aller erſinnlichen Pracht durch alle Städte, die Gewäſſer befuhr er in Galeeren, die mit Blumen geſchmückt

schmückt und mit den köstlichsten Leckerbissen verschwenderisch versehen waren. Unter seinen Soldaten war während dieses Zuges nicht Ordnung, noch Kriegszucht. Wohin sie kamen plünderten sie ungestraft, und dem Kaiser schienen ihre Ausgelassenheiten nicht im mindesten zu mißfallen. Als er jenes Feld erreichte, auf dem die Schlacht, die ihm das Reich erfochten hatte, war gewonnen worden, und die unzählige Menge der todten Leichname von Menschen und von Pferden, die in wüster Verwirrung halb vermodert da lagen und die Luft mit ihrem Gestank vergifteten, wahrnahm, äußerte er nicht den mindesten Ekel vor dem gräßlichen Schauspiele. Vielmehr bemerkt' er gegen seine Begleiter, daß ein todter Feind vortrefflich rieche, ließ Wein bringen, trank auf dem Schlachtfelde, und befahl auch seinen Soldaten Weins die Fülle zu reichen.

In die Hauptstadt selber zog Vitellius ein, nicht wie in einen Ort, den er als rechtmäßiger Oberherr regieren sollte, sondern als in eine Stadt, die durch das Recht der Waffen sein Eigenthum geworden war. Zu Pferde und in voller Rüstung stolziert' er durch die Straßen, während Senat und Volk gleich Gefangenen vor ihm hergiengen. Tages darauf hielt er eine Rede an den Senat, in welcher er seine eignen Thaten lobpries, und von seiner Staatsverwaltung ihnen die außerordentlichsten Dinge versprach. Dann haranguirt' er das Volk, und dieses, seit langer Zeit jedem seiner Gewalthaber zu schmeicheln gewohnt, überschüttete ihn mit Segnungen und Beyfallsbezeugungen.

Mittlerweile tauchten seine Krieger in alle entnervende Wollüste der Stadt ohne Rückhalt unter. Die Staatsgeschäfte wurden von den verworfensten Menschen verwaltet, die das launigte Glück des Spa-

ses halber aus dem Staube so hoch schien erhoben zu haben. Asiaticus sein Freygelassener leitete an der Spitze einer Rotte Spieler und Wagenführer das gemeine Wesen, und der Triumph des Lasters benahm der Tugend allen Muth sich zu zeigen. Vitellius, verworfener denn alle andre, ergab sich aller Gattung von Schwelgerey und Verschwendung, vornehmlich aber einer so viehischen Gefräßigkeit, daß er nicht selten ein so eben genossenes Mahl muthwilliger Weise wieder von sich gab, um sogleich ein neues einnehmen zu können. Seine Schmäuse, wiewohl er deren selten auf eigene Kosten zu geben pflegte, waren unglaublich kostspielig. Oft bat er bey seinen Unterthanen sich zu Gaste, frühstückte bey dem Einen, aß zu Mittag bey dem Andern und zu Abend bey dem Dritten, alles an einem Tage. Der denkwürdigste dieser Schmäuse war derjenige, welchen ihm sein Bruder bey seiner Ankunft in Rom gab. Bey diesem wurden zweytausend Schüsseln Fische verschiedentlich zugerichtet, und siebentausend Vögel von der kostbarsten Art aufgetragen. Eine Schüssel aber übertraf alles, was man in dem schwelgerischen Rom bisher von dieser Art gesehen hatte. — Diese Schüssel, die wegen ihrer ungeheuren Größe der Schild der Minerva genannt wurde, enthielt eine Art von Olla-potrida, welche aus den Lebern des Fisches, Scarus genannt, dem Hirn der Fasanen und Auerhähne, den Zungen der kostbarsten Vögel, und dem Rogen der Lampreten, die aus dem karpatischen Meere kamen, verfertigt war. Um dieses Gericht bequem kochen zu können, ward ein Ofen im Felde gebaut, weil keine Küche in der Stadt geräumig genug war, sie zu fassen.

So verbrachte dies viehische Geschöpf seine Tage im Genuß der gröbsten Sinnlichkeiten, und

Jose-

Josephus sagt, wenn er länger regiert hätte, so würde das Reich zu arm gewesen seyn, um seinen Gaumen zu befriedigen. Tugend oder Talente waren unter diesem Schlemmer nicht mehr die Mittel, sich empor zu schwingen; bloß Verschwendung und prächtige Schmäuse waren es. Kein Wunder, wenn diese ungeheure Schlemmerey den Mangel, und wenn der Mangel seinen gewöhnlichen Begleiter Raubsucht und Grausamkeit erzeugte.

Männer, die vorhin des Kaisers Gefährten gewesen waren, wurden nun die Opfer seiner Habsucht. Einer derselben, den er im heftigsten Fieber besuchte, vergab er mit eigener Hand, indem er ihm vergiftete Arzeneyen reichte. Nie verzieh' er den Gläubigern, die sich einfallen ließen, ihr Geld wieder haben zu wollen. Einen dieser Unglücklichen, der bloß gekommen war ihm aufzuwarten, befahl er augenblicklich hinzurichten, und als er ihn nachher zurück bringen hieß und jedermann glaubte, daß er ihn begnadigen wollte, war es bloß, um sein eigenes grausames Auge an seiner Todesangst weiden zu können. Einen andern verdammte er zum Tode, und als seine Söhne für ihn baten, befahl er, diese mit jenem hinzurichten. Ein Ritter, der zum Tode geschleppt wurde, rief aus, er habe den Kaiser zu seinem Erben eingesetzt. Vitellius ließ das Testament holen, fand, daß dem also sey, daß aber zugleich mit ihm noch ein anderer zum Erben ernannt sey, und ließ nun jenen samt diesem hinrichten, um das Erbe ohne Theilnehmer genießen zu können.

Durch solche Laster und Grausamkeiten ward dieser Unhold sich selbst zur Last und den Menschen abscheulich. Die Astrologen, eine Gattung Menschen, die selten ermangeln, den Untergang eines Menschen vorher zu sagen, dessen angelegentliches Geschäft

es

es iſt, ſich der Welt verhaßt zu machen, begannen ſeinen Sturz zu prophezeyen. Auf dem Forum ließen ſie eine Schrift anſchlagen, des Inhalts: Im Nahmen der alten Chaldäer gebieten wir dem Vitellius, gegen die Calenden des Octobers aus dieſer Welt zu ſcheiden. Vitellius vernahm dieſe Mahnung mit Entſetzen, und verbannete alle Sterndeuter aus der Stadt. Da ein altes Weib ihm vorhergeſagt hatte, daß er, wenn er ſeine Mutter überlebe, viele Jahre in Glück und Sicherheit regieren werde, ſo wünſchte er den Tod derſelben, und bewirkte ihn wirklich, indem er unter dem Vorwande, daß es ihrer Geſundheit nachtheilig ſey, ihr die nöthige Nahrung entzog. Aber bald ſpürt' er, wie thöricht es ſey, auf ſo alberne Prophezeyungen zu bauen. Durch Grauſamkeit und Raubſucht waren ſeine Soldaten den Einwohnern der Hauptſtadt unerträglich worden. Die Legionen in Oſten, die ſeine Thronbeſteigung am erſten genehmiget hatten, rebellirten, und nicht lange, ſo ward Veſpaſian im Morgenlande einmüthig zum Kaiſer ausgerufen.

Veſpaſian, der zum Befehlshaber wider die rebelliſchen Juden war ernannt worden, hatte den größten Theil des Landes, Jeruſalem ausgenommen, unterjocht. Neros Tod unterbrach den Fortgang ſeiner Waffen; und Galbas Thronbeſteigung nöthigte ihn ſeinen Sohn Titus nach Rom zu ſenden, um dem Kaiſer zu huldigen. Titus ward jedoch durch widrige Winde ſo lange aufgehalten, daß die Zeitung von Galbas Tode einlief, ehe er unter Segel gehen konnte. Während der Bürgerkriege, die zwiſchen Otto und Vitellius erfolgten, verhielt Veſpaſian ſich neutral, und als Vitellius die Oberhand behielt, huldigte er ihm, wiewohl mit Widerwillen. Ohngeachtet dieſes Widerwillens beſchloß er dennoch ſeine Pflicht zu thun,

thun, ſeine Eroberungen fortzuſetzen und Jeruſalem zu belagern. Schon beſchäftigte er ſich mit den Anſtalten zu dieſem großen Unternehmen, als man ihm zu verſtehen gab, daß Vitellius allen Ständen und Orden verhaßt ſey. Das Murren nahm täglich überhand. Und Veſpaſian ermangelte nicht, in ſeinem Heer demſelben allen möglichen Vorſchub zu thun. Allmählig richteten die Legionen ihre Augen auf Ihn, als den einzigen Mann, der Fähigkeit und Neigung genug hätte, das Elend des Vaterlandes zu hemmen und ſeinen Drangſalen Einhalt zu thun. Nicht nur ſeine eignen Legionen waren dieſer Meinung, auch die Möſier und Pannonier waren es, und zu Alexandrien erklärte das Heer ſich mit einer Einmüthigkeit und einer Begeiſterung für ihn, die in dieſem Zeitalter der Erſchlaffung und Entartung etwas ſehr ungewöhnliches war. Veſpaſian ſeiner Seits äuſſerte wenig Neigung, die ihm angetragene Ehre anzunehmen. Als aber ſeine Soldaten zwiſchen dem Reich und dem augenblicklichen Tode ihm die Wahl anhoten, ſäumte er nicht länger, und übernahm was ohne Zweifel längſt der geheime Wunſch ſeines Herzens geweſen war. Ein Kriegsrath ward ſogleich gehalten, in welchem beſchloſſen wurde, daß Titus den Krieg wider die Juden fortſetzen, Mucianus, ſeiner Feldherrn einer, mit dem größten Theil ſeiner Legionen in Italien einrücken, Veſpaſian aber in allen Gegenden des Oſten Völker anwerben ſollte, um jene im Nothfall zu unterſtützen.

Vitellius, in Schlemmerey und Proſſerey vergraben, beſchloß durch ein muthiges Aufraffen ſeinen Thron zu vertheidigen, und befahl ſeinen vornehmſten Befehlshabern, Valens und Cäcina, alle mögliche Anſtalten zu treffen, um den Angreifern widerſtehen

ſtehen zu können. Das erſte Heer, was in feindlicher Abſicht in Italien einbrach, ſtand unter dem Befehl des **Antonius Primus**, und begegnete dem Cäcina bey Cremona. Alle Welt erwartete, daß eine Schlacht erfolgen würde. Aber ſtatt deſſen kam es zu einer Unterhandlung, durch welche Cäcina vermocht wurde, von Vitellius abzufallen und zu Veſpaſians Parthey überzugehen. Seinem Heer ward, was es gethan hatte, jedoch bald wieder leid. Es ſetzte ſeinen Feldherrn gefangen, und griff, wiewohl ohne Anführer, den Antonius muthig an. Das Gefecht dauerte die ganze Nacht, und ſollte bey Tagesanbruch, nach einer kurzen Erholungsfriſt, wieder erneuert werden, als eben die Sonne aufgieng und Antonius Soldaten, der Sitte des Orients zufolge, dieſelbe mit lautem Freudengeſchrey begrüßten. Dies legten die Vitellianer ſo aus, als ob dem Feinde eine neue Verſtärkung zugekommen wäre. Ein paniſches Schrecken bemächtigte ſich ihrer. Sie ergriffen die Flucht, und ihrer dreyßigtauſend fielen. Nun ſetzten ſie ihren Feldherrn Cäcina wieder in Freyheit, und erſuchten ihn, bey den Ueberwindern für ſie zu ſprechen. Er that es, ſie wurden begnadigt, Cremonas Einwohner aber, die in ihren Ringmauern ihnen einen Zufluchtsort gewähret hatten, wurden mit äußerſter Barbarey behandelt.

Mitten im Rauſche ſeines Wohllebens erhielt Vitellius die Zeitung, daß ſein Heer geſchlagen ſey. Mit einmal verwandelte all' ſein Uebermuth ſich in die hoffnungsloſeſte Feigheit. Seine Anhänger ſuchten aus dieſer Lethargie ihn noch einmal aufzurütteln, und es gelang ihnen in einem gewiſſen Grade. Julius Priscus und Alphenus Varus wurden von ihm beſehligt, mit einigen Völkern, die grade in der

der Nähe lagen, die Päſſe bey den Appenninen zu beſetzen. Der Kern des Heers aber ward zurück behalten, um unter Anführung ſeines Bruders Lucius die Stadt zu beſchirmen. Man beredete ihn, ſich in Perſon zum Heer zu begeben. Aber ſeine Gegenwart diente zu nichts, als den Kriegern ihn noch verächtlicher zu machen. Feige, unentſchloſſen und ſchwelgeriſch, unfähig ſich zu helfen und zu rathen, erwartete er von andern Anweiſungen, die er ſelbſt hätte geben ſollen. Binnen kurzen ward er ſeines Aufenthalts in Lager müde. Seine Flotten empörten ſich, und er eilte nach Rom zurück, wo er das Andenken der ihm drohenden Gefahr in ſeinen gewöhnlichen Gelagen zu erſäufen ſuchte. Da jedoch mit jedem Tage ſeine Lage verzweifelter wurde, erbot er ſich gegen Veſpaſian, das Reich niederzulegen, wofern man ſeines Lebens ſchonen und zu ſeinem Unterhalte eine hinlängliche Summe auswerfen wollte. Um dieſer Bitte deſto größeren Nachdruck zu geben, gieng er von weinenden Hausgenoſſen umringt in dieſer Trauer aus ſeinem Pallaſt hervor, überbrachte das Schwert der Gerechtigkeit dem Conſul Cäcilius, und da dieſer es anzunehmen ſich weigerte, bereitet' er ſich, die Reichsinſignien in dem Tempel der Eintracht niederzulegen. Als aber mittlerweile alle ihm zuriefen, er ſey ja ſelbſt die Eintracht, beſann er ſich, beſchloß noch einmal für ſeinen Thron zu ſtreiten, und traf neue Vertheidigungsanſtalten.

Mittlerweile beſchloß ein gewiſſer Sabinus, der eben dem Vitellius die Krone niederzulegen gerathen hatte und ſeiner verzweifelten Lage vollkommen kundig war, ſich den Veſpaſian durch einen kühnen Streich zu verpflichten, und bemächtigte ſich des Capitols. Allein dies Wageſtück war viel zu voreilig.

Vitel-

Vitellius Soldaten griffen ihn mit äuſſerſter Wuth an, und an der Zahl ihm überlegen, ſiegten ſie bald, und legten das prächtige Gebäude in die Aſche. Während dieſes traurigen Brandes ſchmauſte Vitellius im Pallaſte Tibers, und weidete an dem Getümmel des Sturmes ſich mit groſſer Zufriedenheit. Sabinus ward gefangen genommen, und kurz nachher auf ſeinen Befehl hingerichtet. Der junge Domitian, ſein Neffe, der in der Folge Kaiſer ward, entrann in der Kleidung eines Prieſters, und die übrigen, die dem Feuer entkamen, wurden mit dem Schwerte hingerichtet.

Dieſer vorübergehende Glücksſchimmer konnte jedoch Vitellius Angelegenheiten nicht wieder aufhelfen. Umſonſt ſandte er Boten über Boten, um Antonius, Veſpaſians Feldherrn, zu einem Vergleich zu bewegen. Ohne ihn einiger Antwort zu würdigen, ſetzte dieſer ſeinen Zug nach Rom unaufhaltſam fort. Schon war er vor den Mauern der Stadt angelangt, als Vitellius dieſelbe aufs äuſſerſte zu vertheidigen beſchloß. Von drey Seiten ward ſie angegriffen und aus drey Seiten fielen die Belagerten heraus und wehrten ſich mit entſchloſſener Hartnäckigkeit. Einen ganzen Tag dauerte die Schlacht, dann wurden die Vitellianer in die Stadt zurück getrieben, und in den Gaſſen, welche ſie vertheidigten, ein ſchreckliches Blutvergieſſen angerichtet. Roms entartete Bürger ſahen dem Kampfe zu als wär's ein Circusſpiel; ſie klatſchten in die Hände, ermunterten itzt die Einen, itzt die Andern. Flüchtlinge, die ſich in ihre Häuſer retteten, ergriffen, plünderten und ermordeten ſie. Das erſtaunlichſte aber iſt dies, daß dies gräſſliche Blutvergieſſen in- und auſſerhalb der Mauern die Einwohner nicht abhalten konnte, das ausgelaſſenſte ihrer Spiele, die Saturnalien zu feyern. So ſahe man denn

denn in dieſer ruchloſen Stadt eine ſeltſame Miſchung von Jubel und Jammer, von Grauſamkeit und Lüderlichkeit; hier Mord und Gemetzel, dort Schmäuſe und Schwelgerey, hier Blutſtröme und Haufen zerſtümmelter Leichname, dort wild ſchwärmende Schaaren von Metzen und von Wüſtlingen, kurz alle Scheußlichkeiten eines Bürgerkrieges und alle Ausgelaſſenheiten der ſorgloſeſten Sicherheit.

Während dieſes mannigfaltigen Jammers floh Vitellius, der ſtrafbare Urheber deſſelben, in das Haus ſeines Weibes auf den Berg Aventinus, um von dort bey Nachtzeit zu dem Heere zu fliehen, das ſein Bruder zu Terracina commandirte; durch die Furcht jedoch jedes feſten Entſchluſſes unfähig geworden, beſann er ſich bald eines andern und kehrte in den itzt wüſten und verlaſſenen Pallaſt zurück, wo alle Sclaven vor ihm flohen und ſeiner Gegenwart gefliſſentlich auswichen. Troſtlos und vor jedem menſchlichen Antlitze ſich ſcheuend, irrte er in den Zimmern deſſelben eine Weile herum. Dann verſteckte er ſich in einem dunkeln Winkel, aus welchem eine Schaar der ſiegreichen Soldaten ihn jedoch bald herausholte. Begierig, ſein armſeliges Leben noch auf einige Stunden zu friſten, bat er, daß man ihm bis zu Veſpaſians Ankunft, als welchem er Geheimniſſe von Wichtigkeit anzuvertrauen hätte, im Gefängniß behalten möchte. Allein ſeine Bitte fand keine Statt. Die Hände hinter dem Rücken gebunden und einen Halfter um den Hals geworfen, ſchleppten die Soldaten ihn halbnackend bis auf das Forum, und überhäuften während des ſchmachvollen Zugs ihn mit Vorwürfen und Schmähungen. Umſonſt ſucht' er vor dem gaffenden Volke ſein Antlitz zu verbergen. Mit der Dolchſpitze unter dem Kinn

zwangen ſie ihn, das Geſicht aufrecht zu tragen, und auch die Haare banden ſie ihm, wie man mit dem ehrloſeſten Verbrecher es zu machen pflegte, hinterwärts zurück. Einige bewarfen ihn im Vorübergehen mit Koth und Unrath, andere ſchlugen ihn mit Fäuſten, wieder andere ſpotteten der Mängel ſeiner Perſon, ſeines feuerrothen Geſichtes und ſeines ungeheuren Wanſtes. Als ſie endlich auf dem Richtplatz angelanget waren, tödteten ſie ihn mit vielen Streichen, ſchleppten dann den Leichnam mit einem Haaken durch alle Gaſſen und warfen ihn ſchmälicher Weiſe in die Tiber.

Eines ſolchen Todes ſtarb dieſer viehiſche Kaiſer im ſieben und funfzigſten Jahre ſeines Alters und im ſiebenten Monat ſeiner Regierung. Ihn und ſeine andern Vorgänger vergleicht Plutarchus mit den Königen im Trauerſpiele, die auf die Bühne treten, vorübergehn und verſchwinden. Vitellius ſcheint unter den bisherigen Tyrannen der einzige geweſen zu ſeyn, der ſeine Regierung mit Grauſamkeiten begann. Nero und Caligula heuchelten zu Anfange der Ihrigen wenigſtens Gerechtigkeit und Milde. Aber dieſer Unhold beſtieg mit Blutvergieſſen den Thron, begann ſein Regiment mit Grauſamkeiten, ſetzte unter allgemeinen Verwünſchungen es fort, und ſtarb zur Freude des Menſchengeſchlechtes.

Eilftes Kapitel.

Die Regierung des Vespasian.

Als Vitellius dahin war, verfolgte das siegreiche Heer den Feind durch alle Gegenden der Stadt, und weder Häuser noch Tempel vermochten demselben eine Zuflucht zu gewähren. Alle Straßen und öffentlichen Plätze waren mit Erschlagenen besäet, indem ein jeder liegen blieb, wo seine schonungslosen Verfolger ihn eingeholt hatten. Auch waren die feindlichen Krieger nicht die einzigen, die dieses Schicksal hatten. Manche Bürger, die den Ueberwindern verhaßt waren, wurden aus ihren Häusern hervorgeschleppt und ohne Verhör oder Untersuchung ermordet. Des Mezelns müde, begannen die unwürdigen Sieger jetzt zu plündern. Unterm Vorwande, den Feind aufzusuchen, durchstörten sie jeden Winkel und verließen keinen ohne Merkmale ihrer Wuth und Habsucht. Mit ihnen vereinigten sich die Hefen des verworfensten Pöbels. Sclaven entdeckten ihre Herrn, Freunde verriethen Freunde. Jammer und Klaggeschrey erfüllte die ganze Stadt, und Otto's und Vitellius ehemalige Verheerungen schienen erträglich, verglichen mit Roms gegenwärtigen Drangsalen. J. C. 70.

Als endlich Mutian, Vespasians Feldherr, anlangte, hörte das Blutvergießen auf und der Staat schien nach so viel schrecklichen Stürmen wieder aufzuathmen. Senat und Volk erklärten Vespasianen einmüthig zum Kaiser. Alle Titel und Ehrenbezeugungen, die jetzt mehr ein Beweis überlegner Macht als überlegner Verdienste waren, wurden ihm zuerkannt. Boten wurden an ihn abgefertigt, die seine Rückkunft beschleunigen und die Sehnsucht der Haupt-

stadt nach seiner Gegenwart ihm erklären mußten. Da der Winter aber die Seereise zu gefährlich machte, so verschob Vespasian selbige bis zu einer bequemern Jahrszeit. Vielleicht verzögerten auch die Unruhen in andern Gegenden des Reichs seine Rückkunft nach Rom. In Niederdeutschland hatte Claudius Civilis seine Landsleute zu einer Empörung aufgewiegelt, und die Besatzungen, die in verschiednen Gegenden dieser Provinz lagen, vertilgt. Um seinem Aufstande ein Ansehen von Rechtmäßigkeit zu geben, ließ er sein Heer dem Vespasian huldigen. Als er sich aber mit hinlänglicher Macht ausgerüstet fühlte, warf er die Larve bey Seite, kündigte den Römern allen Gehorsam auf, griff ein oder zwey Legaten des Reiches an und überwand sie; dann, verstärkt von allen, die dem neuen Kaiser zu gehorchen verschmähten, rückte er kühnlich ins Feld, um Cerealis, Vespasians Feldherrn, eine Schlacht zu liefern. Der Anfang des Gefechtes war ihm günstig. Er durchbrach die römischen Legionen und schlug ihre Reuterey in die Flucht. Cerealis Muth und Geistesgegenwart aber änderte das Schicksal des Tages; er sammelte die Seinigen wieder und schlug den Feind nicht nur, sondern eroberte und zerstörte auch sein Lager. Dennoch war dies Gefecht nicht entscheidend; ihrer mehrere folgten, deren Ausgang zweydeutig war. Ein Vergleich entschied endlich, was die Waffen nicht hatten beylegen können. Civilis erhielt für seine Mitbürger den Frieden und für sich Verzeihung. Denn das römische Reich war durch innere Zwistigkeiten gegenwärtig so geschwächt und so zerrissen, daß die barbarischen Völkerschaften ungestraft in dasselbe hineinstreiften und des Friedens gewiß seyn konnten, wenn es ihnen einmal einfiel, um Frieden bitten zu wollen.

Während Deutſchland auf dieſe Weiſe erſchüttert wurde, giengen die Sarmaten, ein barbariſches Volk, das in Nordoſten des Reiches wohnete, jählings über den Iſter, ſtreiften mit Schnelligkeit und Wuth in das römiſche Gebiet hinein, vertilgten verſchiedene Beſatzungen und ſchlugen ſelbſt ein Heer unter Anführung des **Joncjus Agrippa.** Von **Rubrius Gallus**, Veſpaſians Legaten, wurden ſie jedoch in ihre vaterländiſche Länder zurückgetrieben. Um ſie künftig im Zaum zu halten, wurden Feſtungen längſt den Gränzen ihres Landes angelegt und mit Beſatzungen verſehen. Allein dieſe wilden Völkerſchaften hatten nun einmal den Weg in das Reich gefunden, und ließen nicht ab, bey jeder günſtigen Gelegenheit es zu befehden, bis ſie dem ſinkenden Staat zu ſtark wurden, und die Herrlichkeit Roms in den Staub ſtreckten. Veſpaſian blieb noch einige Monate zu Alexandrien in Egypten, wo er einen blinden und lahmen Mann durch bloße Anrührung ſoll geheilet haben. Vor ſeiner Abreiſe übergab er ſeinem Sohn **Titus** den Oberbefehl des Heeres, das Jeruſalem belagern ſollte, und machte ſich dann auf den Weg nach der Hauptſtadt. Verſchiedene Meilen diſſeits derſelben begegneten ihm ſchon der Senat und die Hälfte der Einwohner, hießen ihn willkommen und geleiteten ihn in ihre Mauern; voll aufrichtiger Freude, wie es ſchien, endlich einmal wieder einen tugendhaften und wackern Kaiſer zu haben. Auch täuſchte Veſpaſian ihre Erwartungen nicht im geringſten. Gleich bereitwillig Verdienſte zu belohnen und ſeinen Gegnern zu verzeihen, die Sitten der Bürger zu verbeſſern, und zu dieſer Verbeſſerung ihnen ſelbſt das Beyſpiel zu geben, zeigte er beydes ihrer Achtung und ihrer Zuneigung ſich vollkommen würdig.

Mittlerweile ſetzte Titus den Krieg wider die Juden eifrig fort. Dies hartnäckige und verblendete Volk beharrte noch immer auf dem tollen Entſchluß, der Macht der Römer widerſtehen zu wollen. Es hoffte auf den Schutz des Himmels, den es mit ſeiner Gottloſigkeit doch aufs heftigſte erzürnt hatte. Seine eigne Geſchichtſchreiber ſchildern es, als ein ſolches, das den höchſten Gipfel des Verderbens erreicht hatte. Auch vereinigten Hungersnoth, Erdbeben und vermeintliche Wunderzeichen ſich, um ſeinen nahen Untergang zu weiſſagen. Und nicht genug, daß Himmel und Erde ſich wider ſelbiges ſchien verſchworen zu haben, zerriſſen zwey wüthende Partheyen ſein Inneres, deren jede die andere ungeſtraft plünderte und mordete, und mitten im Laufe ihrer Barbareyen ſich noch des Eifers für den Gottesdienſt der Väter rühmte.

An der Spitze der einen dieſer beyden Partheyen ſtand ein Mordbrenner Nahmens Johannes. Dieſer Schwärmer maßte ſich der höchſten Gewalt an und füllte die Hauptſtadt Jeruſalem und alle benachbarte Flecken mit Raub und Mord. Binnen kurzem entſtand eine zwote Faction. Ihr Rädelsführer war Simon, ihre Stärke ein Haufen Räuber, die dieſer aus ihren Schlupfwinkeln aus den Gebirgen geſammelt hatte, und mit ihrer Hülfe nicht nur eine Menge Städte und Dörfer angriff, ſondern auch des ganzen Idumäa ſich bemächtigte. Endlich ward Jeruſalem der Tummelplatz, in welchem dieſe beyden Demagogen ihrer wechſelſeitigen Erbitterung freyen Spielraum ließen. Johannes beſaß den Tempel, Simon das Innere der Stadt. Beyde gleich aufgebracht wider einander, beyde wetteifernd, wer durch Verheerungen und Menſchengemetzel ſeinen Anſprüchen den meiſten Nachdruck geben könne.

In

In dieser traurigen Lage war die Hauptstadt, sie, vor Zeiten der Sitz des Friedens und der Eintracht, als Titus mit seinem siegreichen Heere vor ihren Thoren erschien, und in einer Entfernung von ungefähr sechs Stadien seine Operationen begann. Es war gerade um die Zeit des Passafestes, welches zu feyern eine unermeßliche Menge Volks aus allen Gegenden des Erdbodens zusammen geflossen war, als Titus die Belagerung begann. Seine Erscheinung veranlaßte eine vorübergehende Aussöhnung unter den kämpfenden Partheyen drinnen. Einmüthig beschlossen sie, erst den gemeinschaftlichen Feind zurück zu treiben, ehe sie zur Entscheidung ihrer Privatfehde das Schwert zückten. Ihr erster Ausfall geschahe mit so viel Muth und Entschlossenheit, daß die Römer in Unordnung geriethen, ihr Lager verließen und in die Berge flohen. Titus Tapferkeit und Klugheit halfen jedoch der Unordnung bald wieder ab. Die Römer sammelten sich wieder und die Juden wurden in die Stadt zurückgetrieben.

Mit neuer Erbitterung begannen, nach diesem erfochtenen Vortheil, die beyden Partheyen nun wider einander zu wüthen. Im Tempel selbst entstand ein Auflauf, in welchem verschiedene blieben. So oft der Feind draußen ihnen eine kurze Erholungsfrist gönnte, kehrten Johannes und Simon ihre Schwerter wider einander, einstimmig in nichts anderm, als in dem Entschlusse, die Stadt wider die Römer zu vertheidigen.

Jerusalem war stark befestigt. Eine dreyfache Mauer umgab es ringsumher, außer da, wo tiefe Thäler es unzugänglich machten. Titus begann die erste Mauer niederzuschießen, und es gelang ihm mit vieler Gefahr und Mühe. Noch immer bezeugte er den Juden die größte Milde. Noch immer erbot er

sich, sie zu begnadigen. Aber das verblendete Volk verwarf seine Vorschläge mit Verachtung, und betrachtete seine Menschlichkeit als Feigheit. Titus setzte seine Operationen fort. Bald ward auch die zweyte Mauer niedergeworfen, und wiewohl durch einen verzweifelten Ausfall der Belagerten die Römer noch einmal zurück getrieben wurden, so faßten sie doch bald wieder festen Fuß, und machten Anstalt, auch die dritte Mauer, die letzte Schutzwehr der Juden, niederzuwerfen. Zuvor aber ließ Titus ihnen durch ihren Landsmann Josephus noch einmal Gnade anbieten. Umsonst bot dieser alle Kräfte seiner Beredsamkeit auf, um sein verhärtetes Volk zu erweichen. Sie antworteten ihm bloß mit Schmähungen und Steinwürfen. Von nun an ward die Belagerung mit unnachlaßlichem Eifer fortgesetzt. Erdwälle wurden aufgeführt, aber eben so bald vom Feinde wieder zerstört, als sie aufgeführt worden waren. Hierauf ward im Kriegsrath beschlossen, die ganze Stadt aufs engste mit Wall und Graben einzuschließen, und auf diese Weise sie aller Hoffnung einiger Zufuhr und einiges Entsatzes zu berauben. Auch dies vermochte die Bürger nicht zu schrecken. Wiewohl Hunger und Pestilenz die schrecklichsten Verheerungen innerhalb der Mauern anrichteten, beharrte das verzweifelte Volk dennoch auf dem Entschlusse, sich zu wehren. Wiewohl gezwungen, von der kärglichsten und ungesundesten Nahrung zu leben, wiewohl ein Scheffel Korn für sechzehn hundert Kronen verkauft, und die Anger und Kloaken nach faulenden Aesern durchgestöret wurden, waren sie dennoch weit entfernt nachzugeben. Der Hunger wüthete endlich so entsetzlich, daß ein Frauenzimmer von Stande sein eignes Kind schlachtete und aß. Als diese scheußliche Geschichte zu Titus Ohren kam, schwor er ein so

abscheu-

abscheuliches Verbrechen unter den Trümmern der Stadt zu begraben. Seinem Schwur zufolge ließ er alle Wälder, die in beträchtlicher Entfernung um die Stadt her lagen, niederhauen, neue Wälle errichten, neue Wurfmaschinen aufpflanzen, und mit ihnen die Mauern so kräftig beschießen, daß in fünf Tagen die Citadelle mit Sturm erobert wurde. So am Rande des Untergangs taumlend, täuschten die noch übrigen Juden sich noch immer mit den unsinnigsten und eitelsten Erwartungen. — Noch immer maßen sie den falschen Propheten Glauben bey, die nicht aufhörten der betrogenen Menge einen baldigen und unmittelbaren Beystand Jehovah's vorzuspiegeln. Das heißeste Schlachtgedränge hatte sich itzt um die innere Tempelmauer zusammen geballt, von dessen Dächern sich noch die Belagerten, wie Verzweifelte, wehrten. Titus wünschte ängstlich, das herrliche Gebäude zu retten. Aber ein Soldat warf einen Feuerbrand in eins der angrenzenden Gemächer. Die Flamme gieng auf, griff um sich, erreichte den Tempel, und ohngeachtet der angestrengtesten Bemühungen beyder Theile, das Feuer zu löschen, lag das ganze Gebäude dennoch bald in Asche. Der Anblick des trümmernden Tempels dämpfte die Hitze der Feinde nicht ein kleines. Itzt begannen sie zu fühlen, daß der Himmel sie verlassen habe, und ihr wildes Klaggeschrey schall von den umliegenden Bergen wieder. Gefallene, Schwerverwundete, und selbst mit dem Tode Ringende öffneten ihre zusinkenden Wimper noch einmal, um den untergehenden Tempel, ihren Stolz und ihre Glorie, noch einmal anzuschauen. Die Verwegensten vertheidigten sich indeß noch immer in der feste Sion, dem höchsten und stärksten Theile der Stadt. Aber mit Hülfe seiner Wurfmaschinen bemächtigte Titus sich auch dieses Platzes binnen kur-

gem. Johannes und Simon wurden aus den Gewölbern, in welchen ſie ſich verkrochen hatten, hervorgeſucht; erſterer ward zum ewigen Gefängniß verdammt, letzterer aber aufgeſpart, um des Kaiſers Triumph zu ſchmücken. Der größte Theil des Volks ward niedergehauen, und über die Stadt der Pflug gezogen. Zweytauſend Jahre hatte ſie unter des Himmels beſonderer Obhut geblüht. Itzt gieng ſie unter, ein Beyſpiel der ſtrafenden Gerechtigkeit Gottes, und ein Beleg zur Wahrhaftigkeit des Welterlöſers. Die Zahl derer, die während dieſer Belagerung umgekommen, berechnet Joſephus auf eine Million, diejenige der Gefangenen auf beynahe hunderttauſend. Der weltliche Staat der Juden gieng mit der Hauptſtadt zu Grunde. Die armſeligen Ueberbleibſel wurden verbannt, verkauft und in alle Gegenden der Welt verſtreut.

Nach Eroberung der Stadt wollten die Soldaten ihren Feldherrn als Ueberwinder kränzen. Er verbat aber dieſe Ehre. Beſcheidentlich bekannt er ſich für ein bloßes Werkzeug in der Hand des Himmels, als welcher ſeinen Zorn wider die Juden ſo offenbar erklärt habe. Zu Rom feyerte indeſſen jeder Mund die Tugenden eines jungen Kriegers, der ſich nicht nur als einen trefflichen Feldherrn, ſondern auch als einen der tapferſten Streiter gezeigt hatte. Der Triumph, in welchem er nach ſeiner Rückkunft zugleich mit ſeinem Vater in Rom einzog, war einer der prächtigſten. Das Freudengeſchrey des ganzen großen Volkes verherrlichte, die glänzendſten und ausdrucksvollſten Feyerlichkeiten verſchönerten ihn. Unter der Beute wurden auch die goldenen Geſchirre, die man aus dem Tempel herausgenommen hatte, und die heiligen Geſetzbücher der Juden zur Schau getragen. Es war dies das erſtemal, daß Rom Vater

und

und Sohn zugleich triumphiren sah. Auch war ein Siegsbogen bey der Gelegenheit errichtet, auf welchem alle Siege Titus über die Juden abgebildet wurden, und welcher bis auf den heutigen Tag sich beynahe unbeschädigt erhalten hat. Vespasian bauete dem Frieden einen Tempel, worein das meiste von der jüdischen Beute niedergelegt wurde, und nachdem er itzt alle Unruhen in allen Theilen des Reichs beygelegt hatte, schloß er den Janus-Tempel zu, welcher ohngefähr fünf bis sechs Jahre offen gestanden hatte.

Frieden und Sicherheit hatte Vespasian dem Reiche wieder gegeben. Fortan beschloß er, die unzähligen Mißbräuche auszurotten, die unter seinen tyrannischen Vorfahren eingerissen waren. Um dies mit desto sichererm Erfolge zu bewerkstelligen, ernannt er Titus zu seinem Gehülfen im Consulat sowohl als im Tribunat, und ließ an der Verwaltung aller Reichsgeschäfte ihn bey Zeiten Theil nehmen. Dann beschränkt' er vor allen Dingen die Ausgelassenheit des Heers, und nöthigte es, zu seiner alten Kriegszucht zurückzukehren. Einen jungen Officier, der sich mit Wohlgerüchen gesalbet hatte, degradirte er, und sagt' ihm, es wird' ihm lieber gewesen seyn, wenn er nach Knoblauch gerochen hätte. Einige Eilboten, die ihn um Geld zu Schuhen baten, hieß er ihre Reisen künftig barfuß machen. Nicht minder streng war er in Ansehung der Senatoren und Ritter. Diejenigen, die ihres Standes unwürdig lebten, verstieß er ohne Schonung, und besetzte ihre Plätze mit den würdigsten Männern, die er finden konnte. Die Processe, welche unter der vorigen Regierung zu einer ungebührlichen Länge waren ausgedehnet worden, verkürzte er. — Sorgfältigst bauete er die Theile der Stadt wieder auf, die unter den vorigen Bürgerkriegen gelitten hatten, vornehmlich das Capitol, welches

ches jüngst war verbrannt worden, und das er nun mit gröſserer Pracht wieder herstellete. Außer diesen bauete er ein Amphitheater, dessen noch übrige Trümmern von seiner alten Herrlichkeit einen erstaunlichen Begriff erwecken. Auch über die andern zerstörten Städte des Reichs verbreitete sich seine väterliche Vorsorge. Er half den verfallenden wieder auf, verzierte andere, und baute verschiedene neue. Milde und Mäßigung waren der Charakter seiner ganzen Regierung, und man sagt, daß kein Mensch während derselben durch ein ungerechtes oder strenges Urtheil gelitten habe.

Julius Sabinus scheint der einzige gewesen zu seyn, der mit gröſserer Strenge von diesem Kaiser behandelt wurde, als ihm gewöhnlich war. Sabinus, wie wir vorhin erzählt haben, war der Befehlshaber eines kleinen Heers in Gallien, und hatte bey Vitellius Tode den Kaisertitel angenommen. Da er jedoch bald nachher von Vespasians Feldherrn war überwunden worden, so sah' er sich gezwungen, seine Sicherheit in der Flucht zu suchen. Eine Zeitlang wanderte er in den römischen Provinzen umher ohne entdeckt zu werden, endlich nöthigte der Eifer und die Nähe der Verfolgung ihn, in eine Höle zu flüchten, in welcher er nicht weniger denn neun Jahre verblieb, während welcher ganzen Zeit seine Gattin **Epponina** ihn des Tages mit Lebensmitteln versorgte, und des Nachts mit ihrer tröstenden Gegenwart erquickte. Zuletzt ward sie auf Vollziehung dieser frommen Pflicht ertappt. Sabinus ward gefangen genommen, und nach Rom geführt. Manche Vorbitten wurden beym Kaiser für ihn eingelegt. Epponina selbst warf mit ihren beyden Kindern dem Kaiser sich zu Füßen, und flehte um Gnade für ihren Gemahl.

Aber

Aber weder ihre Thränen, noch ihr Flehen vermochten den Kaiser zu erweichen. Sabinus war ein zu gefährlicher Nebenbuhler gewesen, als daß er ihn hätte begnadigen dürfen. Und wiewohl sein Weib und seine Kinder verschonet wurden, so mußt' er selbst doch durch die Hand des Henkers sterben.

Dies scheint jedoch auch das einzigemal gewesen zu seyn, wo Vespasian ihm selbst zugefügtes Unrecht ahndete. **Vitellia**, seines eingestandenen Feindes Tochter, verheyrathete er in eine angesehene Familie und stattete sie ihrem Range gemäß aus. Einem von Neros Bedienten, der ihn während seiner glücklichen Lage aus dem Pallast gestoßen und grob behandelt hatte, strafte er, da er selbst kam und ihn deshalb um Verzeihung bat, bloß scherzweise mit ähnlicher Begegnung. Wenn Komplotte und Verschwörungen wider ihn angezettelt wurden, verschmähete er die Schuldigen zu strafen, sagend, ihre Unwissenheit, die sie verleite eine Würde zu beneiden, deren Lasten er täglich stärker empfinde, verdiene eher bedauert, als bestraft zu werden. Da man ihn vor **Metius Pomposianus**, als einen höchst verdächtigen Mann, dringendst warnte, erhob er ihn zum Consulat, und sagte, die Zeit werde schon kommen, wo Metius einer solchen Wohlthat sich erinnern würde.

Höchst rühmlich war die Freygebigkeit, mit welcher dieser Kaiser die Wissenschaften aufmunterte. Er bestimmte einen jährlichen Gehalt von hunderttausend Sesterzen für die Lehrer der Redekunst. Er bewies dem jüdischen Geschichtschreiber Josephus tausend Wohlthaten. Auch Quintilian der Redner und Plinius der Naturkündiger blüheten unter ihm, und hatten seiner Gnade sich vorzüglich zu freuen.

Die bildenden und darstellenden Künste wußte Vespasian ebenfalls zu schätzen. Aus allen Gegenden des

Reichs

Reichs rief er die berühmteſten Künſtler an ſeinen Hof, und belohnte ſie wie es einem Kaiſer gebührte.

Aller dieſer zahlreichen Beweiſe ſeiner Milde und ſeines Edelmuthes ohngeachtet konnte er ſeinen Charakter von der Beſchuldigung der Raubſucht und des Geitzes nicht retten. Manche veraltete Auflagen wurden von ihm wieder eingeführt. Mit manchen Bequemlichkeiten trieb er ſelbſt einen Handel. Man beſchuldigte ihn, daß er die gierigſten Leute als Statthalter in die Provinzen geſchickt habe, um bey ihrer Heimkunft den Raub mit ihnen zu theilen. Er erniedrigte ſich zu manchen ungebührlichen und unſchicklichen Auflagen, ſogar zu einer auf die heimlichen Gemächer; und als ſein Sohn Titus wider die Unſchicklichkeit einer ſolchen Auflage Vorſtellungen that, zeigte er ihm ein Stück Geld, fragte ihn, ob dem etwas anzuriechen ſey, und fügte hinzu, daß eben dies Geld aus jener Auflage eingefloſſen wäre. Allein der Geitz der Fürſten iſt gewöhnlich eine Tugend, wenn ihr eigener Aufwand gering iſt. Der Schatz war bey Veſpaſians Thronbeſteigung ſo erſchöpft, daß er dem Senat berichtete, es bedürfe nicht weniger denn hundert Millionen unſers Geldes, um dem Staate wieder aufzuhelfen. Zu Beſtreitung ſo großer Bedürfniſſe waren zahlreichere und ſchwerere Schatzungen nöthig, als das Reich bisher ertragen hatte. Auch wurden jene Summen, die die Provinzen zum Beſten des Gemeinweſens herſchieſſen mußten, durch die wachſamſte Vorſorge für ihre Sicherheit aufs reichlichſte erſetzt, und in der That leſen wir nur von zwey vorübergehenden Inſurrectionen, die während ſeiner Regierung ſich ereignet haben.

Im vierten Jahr ſeiner Regierung ward Antiochus König von **Comagene**, der mit den Parthern, den geſchwornen Feinden Roms, einen geheimen Brief-

Briefwechſel unterhalten hatte, von Pätus in Cilicien gefangen genommen und gebunden nach Rom geſandt. Veſpaſian verſchonte ihn jedoch mit aller weitern ſchlimmern Behandlung, wies ihm Lacedämon zum Wohnſitz an, und warf ihm ein Einkommen aus, das ſeiner Würde zuſagte.

Um die nehmliche Zeit verließen die Alanen, ein barbariſches Volk, das am Fluſſe Tanais wohnte, ihre Einöden und fielen in Medien ein. Gleich einem Waldſtrom, den der Schnee geſchwollen hat, drangen ſie von dannen in Armenien, verheerten das ganze Land, und überwanden Tiridates, den König deſſelben, mit großem Blutvergießen. Um ihren Uebermuth zu züchtigen und einem Könige, der mit Rom im Bunde ſtand, Luft zu machen, eilte endlich Titus herbey. Allein die Barbaren fanden nicht für gut, ſeine Ankunft abzuwarten, ſondern zogen mit Beute beladen bey ſeiner Annäherung in ihre Wüſteneyen zurück. J. C. 71.

Dieſe Einfälle waren jedoch nur vorübergehende Stürme, deren Wirkungen des Kaiſers Emſigkeit und Vorſorge gar bald zu erſetzen wußte. Tauſend Völkerſchaften, ſagt man uns, habe er blühend und wohlhabend zurückgelaſſen, ſtatt daß er deren nur zwey hundere gefunden. Keine Provinz des Reiches lag ſeinem Vaterblick und ſeiner Obhut zu entfernt. Britannien beſonders beſchäftigte während ſeiner ganzen Regierung ſeine Aufmerkſamkeit. Seine Feldherrn Petilius Cerealis und Julius Frontinus unterjochten den größten Theil der Inſel, und Agricola ihr Nachfolger vollendete, was jene begonnen hatten.

So fortdauerndes und ununterbrochenes Glück vermehrte des Kaiſers Eitelkeit nicht im mindeſten. Es ekelten ihn vielmehr jene ſchwülſtigen Titel, welche Senat und Volk ihm unaufhörlich aufdringen wollten.

ten. Als der König von Parthien in einem ſeiner Briefe ſich den König der Könige nannte, nannte er in ſeiner Antwort ſich ſchlechtweg Flavius Veſpaſianus. Weit entfernt, die Dunkelheit ſeiner Herkunft verheelen zu wollen, gedachte er ihrer vielmehr ſehr häufig in Geſellſchaften, und ſpottete der armſeligen Schmeichler, die ſeinen Stammbaum bis zum Herkules hinaufführen wollten. Nachdem er ſolchergeſtalt, geliebt von ſeinen Unterthanen und ihrer Liebe würdig, zehn glückliche Jahre geherrſcht hatte, überfiel ihn in Campanien eine Unpäßlichkeit, die er augenblicklich für tödlich erklärte. Mich dünkt, rief er im Bewuſtſeyn ſeiner Edelthaten aus, mich dünkt ich ſolle itzt ein Gott werden, ließ ſich in die Stadt, und aus ihr in ein Landhaus bey Reate bringen, wo ſeine Krankheit in Ruhr ausartete, die ihn ſchnell dem Tode nahe brachte. Als er nun ſein Ende ſich nähern, und ſich itzt auf dem Punct fühlte, den Geiſt aufzugeben, rief er, ein Kaiſer müſſe ſtehend ſterben, ließ ſich auf die Füße helfen, und verſchied in den Armen derer, auf welche er ſich ſtützte.

Er war ein Mann, ſagt Plinius, in welchem die höchſte Gewalt keine andere Veränderung hervorbrachte, als diejenige, daß ſie ihm Gelegenheit gab, ſo viel Gutes zu thun als er wünſchte. Er war der zweyte Kaiſer Roms, der eines natürlichen Todes ſtarb, und ſein Sohn Titus folgte ihm in Frieden.

Zwölftes Kapitel.

Die Regierung des Titus.

Einiges schwachen Widerspruchs von Seiten Domitian des Bruders des Kaisers ungeachtet, als welcher behauptete, daß er zum Thronfolger ernannt sey, und daß Titus den letzten Willen seines Vaters verfälscht habe, bestieg dieser den Thron zu aller Menschen Freude, und begann seine Regierung mit der Uebung aller Tugenden, die einem Kaiser und einem Menschen geziemen. Bey seines Vaters Lebzeiten hatte man sich nicht selten berechtigt geglaubt, ihn der Grausamkeit, der Wollust und Verschwendung zu zeihen. Allein bey seiner Thronbesteigung schien er aller seiner vorigen Laster sich zu entkleiden und ein Muster von Menschlichkeit und Mäßigung zu werden. Der erste Schritt, durch den er sich die Liebe des Volkes zusicherte, war eine schöne Probe von der Gewalt, mit welcher er seiner Leidenschaften sich zu ermächtigen, und seine stärksten Neigungen zu zügeln wußte. Lange hatte er **Berenicen** geliebt, die Schwester Agrippa, des Königs von Judäa, ein Frauenzimmer von seltener Schönheit und unwiderstehlichen Reitzen. Wohlwissend aber, wie unangenehm eine solche Verbindung mit ihr dem römischen Volke seyn mußte, besiegte er seine Neigung, und sandte ohngeachtet der wechselseitigen Zärtlichkeit, die unter ihnen herrschte, und der verführerischen Künste, mit welchen sie zur Veränderung jenes Entschlusses ihn zu verleiten suchte, die schöne Jüdin zurück. Dann beurlaubte er alle ehemalige Diener seiner Freuden, und entließ die Gefährten und Vertrauten seiner Ausgelassenheiten, so sorgfältig er auch ehedem in der J. C. 79.

Wahl derſelben geweſen war. Eine ſolche Mäſſigung, mit nicht geringerer Gerechtigkeit und Edelmüthigkeit begleitet, gewann ihm die Liebe aller Rechtſchaffenen und die Benennung der **Wolluſt des Menſchengeſchlechts**: die allerſchönſte unſireitig, die eines Fürſten Tugend dem Herzen des Volks, nicht den Lippen des Schmeichlers, entlocken kann.

Jene Volksliebe, die von ſeinem Vater auf ihn herunter geerbet worden, wußt' er durch die auffallendſten Maasregeln zu nähren und zu verſtärken. Alle Angeber, falſche Zeugen und Zwienachtſtifter beſchloß er aufs ſtrengſte zu züchtigen. Dies Geſchmeis, das in der Zügelloſigkeit und Ungeſtraftheit der vorigen Regierungen war ausgebrütet worden, hatte dergeſtalt überhand genommen, daß ſeine Verbrechen laut um Rache ſchrien. An dieſen ſtatuirte er täglich die heilſamſten Beyſpiele, ließ ſie durch die Straßen geiſſeln, auf den Theatern zur Schau ſtellen, und dann entweder als Sclaven verkaufen, oder in die unbewohnten Gegenden des Reichs verbannen. Die Schauſpiele, die er dem Volke gab, waren äuſſerſt prächtig. An einem Tage ließ er fünftauſend wilde Thiere zur Unterhaltung der Zuſchauer hetzen. Hundert Tage dauerten die öffentlichen Freudenbezeugungen, und das Volk durfte während der Zeit ſelbſt wählen, mit welchen Arten des Zeitvertreibes es beluſtigt werden wollte. Seine Leutſeligkeit und ſeine Bereitwilligkeit Gutes zu thun iſt ſelbſt von Chriſten geprieſen worden. Sein Hauptgrundſatz war, keinen mißvergnügt von ſeinem Angeſichte weggehen zu laſſen. Eines Abends beſann er ſich, daß er den verfloſſenen Tag den Menſchen nichts gutes erwieſen habe, und rief mit Bedauern aus: **Ich habe einen Tag verloren!** — Schönes menſchliches Wort, würdig von jedem Fürſten und von jedem Menſchen beherzigt zu werden.

Gegen

Gegen das Leben seiner Unterthanen fühlt' er so zart, daß er das Amt des Pontifex Maximus übernahm, um seine Hände nicht mit Blut beflecken zu dürfen. Tadel und Verläumdung rührten ihn nicht im mindesten. **Laße sie lästern**, pflegt' er zu sagen, **wenn ich nur nichts des Lästerns würdiges thue.** Ein andermal äußerte er, er wolle lieber selbst sterben als andere sterben lassen. Zween Edlen, die sich wider ihn verschworen hatten, verzieh er nicht nur mit größter Bereitwilligkeit, sondern führte sie auch am folgenden Tage ins Theater, gab ihnen die Dolche, mit denen die Gladiatoren fochten, in die Hand, und fragte sie, was ihnen von der Schärfe und Länge derselben dünke. Auf die nehmliche Weise verzieh er auch seinem Bruder Domitian, der bereits die Anstalten zu einer offenbaren Empörung getroffen hatte.

Während dieser Regierung ereignete sich ein Ausbruch des Vesuv, welcher großen Schaden that, ganze Städte versenkte, und das Land in einem Umfang von mehr denn fünf und zwanzig Meilen mit Asche bedeckte. Bey dieser Gelegenheit verlor Plinius der Naturkündiger sein Leben. Zu neugierig, die furchtbare Naturerscheinung an ihrer Quelle zu betrachten, verweilte er zu lang in ihrer Nähe, und erstickte in den Schwefeldämpfen. Um die nehmliche Zeit ward Rom durch eine Feuersbrunst heimgesucht, welche drey Tage und drey Nächte ununterbrochen wüthete, und unmittelbar nachher durch eine Pest, welche zehntausend Menschen in einem einzigen Tage hinraffte. Titus that alles, was in seinen Kräften war, um die Wunden des Volks zu heilen, und was den Schaden der Hauptstadt anlangte, so erklärt' er, daß er den ganz allein übernehmen wolle.

So traurige Ereigniſſe wurden gewiſſermaßen durch das Glück der römiſchen Waffen in Britannien wieder vergütet. Agricola commandirte das Heer. Schon am Ende der vorigen Regierung war er in dieſes Land geſandt worden, in welchem er gleiche Geſchicklichkeit gezeiget hatte, ſowohl die Widerſpenſtigen zu zügeln, als auch diejenigen, die ſich den römiſchen Waffen unterworfen hatten, zu civiliſiren. Die **Ordovices**, oder Einwohner von Nortwallis, waren die erſten, die er bezwang. Dann landete er auf **Mona oder der Inſel Angleſey**, die ſich ihm auf Mißkühe ergab. Nachdem er nun des ganzen Landes Herr geworden, ergriff er zugleich alle Mittel, um die Kriegskunſt in ſeinem Heer wieder herzuſtellen, und unter den Völkern, die er bezwungen hatte, einigen Grad von Verfeinerung einzuführen. Er ermunterte ſie durch ſeinen Rath und Beyſpiel, Tempel, Theater und Paläſte zu bauen. Er ließ die Söhne des Adels in den freyen Künſten unterweiſen. Er ließ ſie die lateiniſche Sprache lernen, und bewegte ſie, die römiſche Tracht und Lebensart nachzuahmen. So lernte dies barbariſche Volk ſtufenweiſe die ſchwelgeriſchen Sitten ſeiner Ueberwinder annehmen, und übertraf ſie bald in allen Verfeinerungen der ſinnlichen Genüſſe. Wegen dieſes Waffenglücks in Britannien erhielt Titus zum funfzehntenmal den Titel Imperator; eine Ehrenerweiſung, deren er zum Unglücke des Menſchengeſchlechts nicht lange genoß. Ein heftiges Fieber ergriff ihn in einiger Entfernung von Rom, und brachte ihn in kurzer Zeit dem Tode nahe. Im Begriff den Geiſt aufzugeben, erklärte er, daß er ſich während ſeines ganzen Lebenslaufes nur einer Handlung erinnere, die ihm reu wäre — welche aber dieſe eine geweſen, fand er nicht für gut zu ſagen. Er ſtarb im vier und vierzigſten Jahre ſeines Alters.

Regiert

Regiert hatt' er nur zwey Jahr, zwey Monden, und zwanzig Tage. Nicht ohne Grund vermuthet man, daß der eiferſüchtige Domitian ſeinen Tod meuchelmörderiſcher Weiſe beſchleunigt habe.

Dreyzehntes Kapitel.

Die Regierung des Domitian.

Jene Liebe, die alle Stände des Staates zum Titus trugen, erleichterte auch Domitianen die Thronbeſteigung, wiewohl man bereits eine ziemlich ſchlimme Meinung von ihm gefaßt hatte. Sein Ehrgeiz war bekannt genug, und ſeine Eitelkeit äußerte ſich gleich zu Anfange ſeiner Regierung, in der lächerlichen Erklärung, daß er es ſey, der ſeinem Vater und Bruder das Reich gegeben habe, und daß er itzt bloß empfange was ihm gebühre. J. C. 81.

Der Anfang ſeiner Regierung erregte jedoch die beſten Hofnungen. Er war freygebig und gerecht. Sein Abſcheu vor aller Grauſamkeit gieng ſo weit, daß er einſtens, Stiere zu opfern, verbot. Statt fremdes Gut ungerechter Weiſe an ſich zu reiſſen, lehnte er ſogar die Vermächtniſſe ab, die ihm von Leuten waren hinterlaſſen worden, welche ſelbſt Kinder hatten. Der Gerechtigkeit befliß er ſich ſo ernſtlich, daß er ganze Tage damit zubrachte, die partheylichen Ausſprüche der gewöhnlichen Richter zu verbeſſern oder umzuſtoßen. Er ſchonte weder Mühe noch Koſten, um die verbrannten Bücherſammlungen wieder herzuſtellen, und ſchickte einige Leute nach Alexandrien, welche die verloren gegangenen Werke

nach den dort vorhandenen Exemplaren abſchreiben und corrigiren mußten.

Es dauerte jedoch nicht lange, ſo begann die natürliche Bösartigkeit ſeines Gemüthes ſich zu zeigen. Statt die Wiſſenſchaften zu kultiviren, wie ſein Vater und Bruder gethan hatte, vernachläſſigte er alles Studium, und befliß ſich eifrigſt der niedern Künſte des Bogenſchießens und Spielens. In jenem hatt' er eine ſolche Fertigkeit, daß er öfters einen ſeiner Sclaven in einer beträchtlichen Entfernung mit ausgebreiteten Händen ſich hinſtellen ließ, und ſeine Pfeile gerade durch die engen Zwiſchenräume der ausgeſpannten Finger zu ſchießen wußte. Er führte dreyerley Kampfſpiele ein, welche alle fünf Jahre gefeyert werden mußten, eins in der Tonkunſt, ein anderes im Reiten, ein drittes im Ringen. Zu gleicher Zeit aber verbannt' er auch alle Philoſophen und Meßkünſtler aus Rom. Kein Kaiſer vor ihm unterhielt das Volk mit ſo mannichfaltigen und koſtbaren Schauſpielen. Er ſelbſt führte bey allen den Vorſitz und theilte, mit der Krone und dem purpurnen Mantel geſchmückt, und umringt von den Prieſtern Jupiters und von der Geſellſchaft der ſlaviſchen Prieſter, den Siegern die Preiſe aus. Gegen das Prahlende dieſer ſeiner öffentlichen Beſchäftigungen ſtanden ſeine Zeitvertreibe in der Einſamkeit in ſonderbarem Abſtich. Ganze Stunden pflegte er in ſeinem Zimmer damit zuzubringen, daß er Fliegen fieng und auf Nadeln ſpießte, ſo daß einer ſeiner Bediente, den man fragte, ob der Kaiſer allein ſey, mit Recht antworten konnte, es ſey auch nicht eine Fliege bey ihm.

Je länger er regierte, je offenbarer und verhaßter wurden ſeine Laſter. Schon begann das Volk

zu

zu murren, und eben dieſes Murren gab ſeiner argwöhniſchen und grauſamen Gemüthsart neue Nahrung. Der Undank, mit dem er den Agricola behandelte, kann ihm nicht verziehen werden. Von jeher war Domitian lüſtern nach kriegeriſchem Ruhm, und eben daher eiferſüchtig auf diejenigen, die ſich dergleichen errangen. Einige Zeit vorher war er unter dem Vorwande, die Katten, ein deutſches Volk, zu bekriegen, nach Gallien gezogen, und ohne den Feind geſehen zu haben, beſchloß er dennoch, bey ſeiner Rückkunft in Rom über ihn zu triumphiren. Zu dem Ende kaufte er eine Anzahl Sclaven, die er in deutſche Tracht kleiden ließ, und an der Spitze dieſes armſeligen Haufens hielt er ſeinen Einzug, umjauchzt von Myriaden Menſchen, die ihn im Herzen verachteten. Agricolas Waffenglück in Britannien ermangelte daher nicht, ihn mit geheimen Neide zu erfüllen. Dieſer treffliche Feldherr, deſſen kaum ein Schriftſteller außer Tacitus gedenket, verfolgte die Vortheile, die er ſchon erfochten hatte, mit ununterbrochener Thätigkeit. Er unterjochte die Caledonier, und überwand Galgacus, den Heerführer der Britten, an der Spitze von dreyßigtauſend Mann. Er ließ eine Flotte längſt den Küſten kreuzen, und entdeckte zuerſt, daß Britannien eine Inſel ſey. Auch die Orkaden entdeckte und eroberte er, und verwandelte das Ganze in eine civiliſirte Provinz des römiſchen Reichs. Die Zeitung aller dieſer Thaten empfieng Domitian mit ſcheinbarer Freude, aber innerlichem Mißbehagen. Agricolas ſteigender Ruhm deuchte ihm ein Vorwurf ſeiner eigenen Unthätigkeit, und ſtatt ihm nachzueifern, beſchloß er das Verdienſt ſeiner Thaten zu unterdrücken. Er gewährte ihm daher äußerlich die größten Lobeserhebungen. Er ließ ihm Bildſäulen, triumphaliſche Zierrathen, und

ähnliche Ehrenbezeugungen zuerkennen. Zu gleicher Zeit aber nahm er ihm unterm Vorwande, daß er in Syrien ſein bedürfe, ſeine Befehlshaberſtelle in Britannien. Dieſe Provinz mußte Agricola dem Salluſtius Lucullus übergeben, erfuhr aber bald nachher, daß Syrien einem andern zu Theil geworden ſey. Unbemerkt und bey Nachtzeit kam er in Rom an, ward von dem Kaiſer kaltſinnig aufgenommen, und zog ſich auf eins ſeiner Landgüter zurück, wo er in der Stille lebte und bald nachher ſtarb, nicht ohne Domitians Mitwirkung, wie man damals allgemein glaubte.

Den Verluſt dieſes erfahrnen Befehlshabers fühlte Domitian bald nachher, als von verſchiednen Seiten barbariſche Völkerſchaften in das Reich einbrachen. Die Sarmaten in Europa thaten, von ihren Landsleuten in Aſien unterſtützt, einen fürchterlichen Einfall und zerſtörten mit einem Male eine ganze Legion ſammt ihren Anführern. Auch die Dacier brachen, von ihrem König Decebalus geführt, in das Reich ein und überwanden die Römer in verſchiedenen Gefechten. Von nun an galt der Kampf nicht mehr den Gränzen des Reichs und den Ufern der Donau, ſondern die Provinzen ſelbſt waren in Gefahr. Verluſt folgte auf Verluſt, Niederlage auf Niederlage. Endlich bot der Staat ſeine innern Kräfte auf, mit denen er jedoch weniger den Feind zum Rückzuge nöthigte als durch die Macht des Geldes, eine Art den Krieg zu enden, die denſelben nur zu neuen Einfällen reizen mußte. Auf was Weiſe aber auch immer der Feind zurückgetrieben werden mochte, ſo war Domitian nicht geſonnen, ſich die Ehre eines Triumphs rauben zu laſſen. Mit großer Pracht und Herrlichkeit hielt er ſeinen Einzug

in

in Rom, und hiemit nicht zufrieden, legt' er ſich den Zunahmen **Germanicus** bey, recht als hätt' er ein Volk bezwungen, mit welchem er ſich nie gemeſſen hatte.

In eben dem Maße, in dem dieſer Menſch ſeinen Unterthanen lächerlicher ward, ward ſeine Eitelkeit unbändiger und ſchwerer zu befriedigen. Seine Bildſäulen durften fortan nur von Gold und Silber verfertiget werden. Keine als göttliche Ehre genügt' ihm, und alle Welt mußte ihm die Benennungen beylegen, die ſonſt nur der Gottheit gebührten. Seine Grauſamkeit gab ſeinem Stolze nichts nach. Eine Menge der edelſten Senatoren und rechtſchaffenſten Menſchen ließ er unter nichtswürdigen Vorwänden hinrichten. Ein gewiſſer **Aelius Lama** ward ſeines Spaßes halber verdammt und hingerichtet, ohngeachtet in ſeinen Einfällen weder etwas ſonderlich neues noch beiſſendes war. **Coccejanus** ward ermordet, weil er Otto's Geburtstag feyerlich begangen hatte. **Pomposianus** hatte das nehmliche Schickſal, weil ein Sterndeuter ihm vorhergeſagt hatte, er werde Kaiſer ſeyn. **Salluſtius Lucullus**, ſein Legat in Britannien, ward hingerichtet, weil er einer von ihm erfundnen Art Lanzen ſeinen Nahmen gegeben hatte. **Junius Ruſticus** ſtarb, weil er ein Buch herausgegeben, darin er den **Thraſeas** und **Priſcus** rühmte, zween Weltweiſe, die ſich Vespaſians Thronbeſteigung widerſetzt hatten.

Grauſamkeiten, zu denen ſo wenig angemeſſene Triebfedern vorhanden waren, mußten nothwendig Rebellionen hervorbringen. **Lucius Antonius**, Statthalter des obern Germaniens, der wohl wußte, wie allgemein der Kaiſer verabſcheut wurde, beſchloß, ſich den Thron zu erkämpfen, und nahm die Inſignien der Kaiſerwürde an. Da er ſich an der Spitze

eines furchtbaren Heeres befand, ſo blieb der Ausgang dieſer groſſen Fehde eine Zeitlang zweifelhaft. Unglücklicherweiſe ward ſein Heer durch eine jählinge Ueberſchwemmung des Rheinſtroms getrennt, und in dieſer mißlichen Lage von **Normandus**, des Kaiſers Feldherrn, überfallen und gänzlich geſchlagen. Die Zeitung von dieſem Siege ſoll übernatürlicherweiſe noch am Tage der Schlacht nach Rom gekommen ſeyn. Domitians Grauſamkeit gewann durch dieſe ſo glücklich abgelaufene Empörung ſattſame Nahrung. Um die Mitſchuldigen zu entdecken, erfand er eine Menge neuer Foltern. Und abſcheulicher noch, als die Tyrannen, ſeine Vorfahren, verband er mit ſeinen Grauſamkeiten die fluchwürdigſte Heucheley. Wie ſprach er ein Todesurtheil aus, als nach einer Einleitung voll Milde und Gnade. Die Nacht vor dem Tage, wo er ſeinen Haushofmeiſter kreuzigen ließ, behandelte er ihn mit aller erſinnlichen Freundſchaft und ſandte ihm ſogar ein Eſſen von ſeinem eigenen Tiſche. Den **Arrianus Clemens** ließ er neben ſich in der Sänfte ſitzen, an eben dem Tage, da er ſeinen Tod beſchloſſen hatte. Beſonders furchtbar war er dem Senat und Adel, deſſen ganzen Körper er zuweilen auszurotten drohete. Einſt ließ er zum groſſen Schrecken des verſammleten Rathes das Senathaus mit ſeinen Völkern umringen. Ein andermal beluſtigte er ſich an ihrer Todesangſt auf eine ganz eigne Weiſe. Er lud ſie zu einem öffentlichen Schmauſe ein, empfieng ſie mit groſſer Feyerlichkeit am Eingange ſeines Pallaſtes und führte ſie in einen geräumigen Saal, der rings umher mit ſchwarzem Tuche behangen und mit einigen melancholiſchen Lampen ſo ſparſam erleuchtet war, daß man nur genau Licht genug hatte, um die Schrecken des Ortes unterſcheiden zu können. An den Mauern ſtanden Särge

mit

mit den Nahmen der Senatoren, und wohin man nur blickte, sah' man Gegenstände des Grausens und Werkzeuge der Hinrichtung. Während die Gesellschaft so furchtbaren Zurüstungen in schweigender Todesangst zusahe, traten eine Anzahl Kerle mit geschwärzten Körpern, deren jeder ein bloßes Schwert in einer Hand und eine brennende Rackel in der andern trug, ins Zimmer, und tanzten um die Gäste herum. Eine geraume Zeit dauerte diese grausame Kurzweil, dann wurden mit einmal die Thüren aufgerissen. Ein Bedienter trat herein und meldete den Gästen, die sich nichts als des augenblicklichen Todes versahen, daß der Kaiser ihnen allen miteinander erlaube zu Hause zu gehen.

So gehässige Grausamkeiten wurden durch des Tyrannen Geiz und Geilheit noch abscheulicher. Gemeiniglich begab er sich, nachdem er einer Hinrichtung beygewohnt hatte, zu den lüderlichsten Mezen und badete mit ihnen gemeinschaftlich. Gränzenlos war seine Habsucht, diese natürliche Folge seiner Verschwendung. Er bemächtigte sich der Güter aller derer, wider die er nur den geringsten Vorwand zu finden vermochte. Die geringfügigste Handlung, das unbedeutendste Wort ward zum Majestätsverbrechen umgedeutet, und war hinreichend, um jemand zu Grunde zu richten. Vornehmlich erpreßte er starke Geldsummen von den Juden, die schon damals jene einträgliche Gewerbe trieben, die noch heutigen Tages das Geschäft ihres Lebens sind. Es war jedoch weniger Geiz als Eifersucht, was wider diese Unglücklichen ihn aufbrachte. Seit langer Zeit war eine Weissagung im Osten gangbar gewesen, daß ein Abkömmling vom Geschlechte Davids die Welt beherrschen würde. Um diese Prophezeyung zu vereiteln,

stein, ließ Domitian alle Juden vom Geschlechte Davids sorgfältigst aufsuchen und umbringen. Auch zween Christen, Enkel des heiligen Judas, wurden als Sprößlinge jenes Geschlechts vor ihn geführt; er fand sie aber so arm und sogar entfernt von allen ehrsüchtigen Gedanken, daß er sie als Elende, die unter seiner Eifersucht wären, wieder laufen ließ. Gleichwohl war die Verfolgung, welche die Christen unter diesem Tyrannen zu erdulden hatten, ungleich härter als unter irgend einem seiner Vorfahren. Durch Briefe und Edicte verbannte er sie in verschiedene Theile des Reichs, und ließ eine Menge derselben mit sinnreichen Grausamkeiten langsam zu Tode martern. Mittlerweile hörten die Sterndeuter und Wahrsager nicht auf, seinen Tod zu weissagen, und diese Prophezeyhungen stürzten ihn in die allerquälendste Unruhe. Gegen das Ende seiner Regierung durfte kein Verbrecher oder Gefangener vor ihn gebracht werden, ohne vorher dermaßen gebunden zu seyn, daß er nicht im Stande war, ihm einiges Leid zuzufügen, und um sich ihrer noch stärker zu versichern, nahm er ihre Ketten gewöhnlich in seine eigene Hände. Sein Argwohn gieng so weit, daß er die Gallerien, in welchen er zu spatzieren pflegte, mit jenem durchsichtigen Stein, dessen die Alten sich statt der Spiegel bedienten, bekleiden ließ, um eines jeden, der sich ihm etwa von hinten zu näherte, bey Zeiten gewahr zu werden. Jedes neue vermeintliche Wunderzeichen vermehrte seine Aengstlichkeit. Ascletarion, ein Sterndeuter, der seinen Tod sollte geweissagt haben, ward vor ihn gebracht, und leugnete die Beschuldigung im geringsten nicht. Domitian fragte ihn, ob er denn auch sein eigenes Schicksal vorher wisse. Allerdings, antwortete der Sterndeuter, ich werde von Hunden zerrissen werden. Sogleich

gleich befahl Domitian ihn hinzurichten, und um den unglücklichen Propheten durchaus Lügen zu ſtrafen, ihn gleich nach der Hinrichtung zu verbrennen. Während der Execution aber, ſagt man, ſey ein fürchterliches Ungewitter entſtanden, habe den Leichnam vom Scheiterhaufen geriſſen, und die Nachrichter aus einander geſprengt, da denn, des armen Sternkündigers Weiſſagung zufolge, die Hunde gekommen, und ſeinen Leichnam aufgefreſſen hätten. Zufälle wie dieſe waren hinlänglich, um Hunderten den Tod zu bewirken. Der letzte Theil von dieſes Tyrannen Regierung war unerträglicher, als irgend eine der vorhergehenden. Nero verübte ſeine Grauſamkeiten, ohne ſelbſt einen Zuſchauer von ihnen abzugeben. Dieſer Unhold führte beynahe bey allen Executionen den Vorſitz. Mit Mienen voll Mordluſt und einem feuerrothen Geſichte, das die Unmäßigkeit gegen alles Erröthen mit Schwielen überzogen hatte, ſah' man ihn die Martern der Elenden ſelbſt anordnen und unmenſchlicher Weiſe jeder Aeußerung ihres Quaalgefühls ſpotten.

Zum Glücke für das Reich und das Menſchengeſchlecht ward den Ausſchweifungen dieſes Ungeheuers ein baldiges Ziel geſetzt. Rom hatte durch ſcheußliche Erfahrungen itzt bereits erlernt, ſich ſeiner Tyrannen zu entledigen. Unter der Zahl derer, die er zu gleicher Zeit liebkoſte und beargwohnte, war auch ſein Weib **Domitia**, das er dem **Aelius Lama**, ihrem vorigen Gemahl, geraubt hatte. Wegen der Zuneigung, die ſie auf einen Schauſpieler, Nahmens **Paris**, geworfen hatte, ward dies Frauenzimmer ihm verhaßt, und er beſchloß es mit vielen andern, die er gleichfalls entweder haßte oder im Verdacht hatte, aus dem Wege zu räumen. Nun war der Tyrann gewohnt, die Nahmen aller, die er dem Untergange geweiht

geweihet hatte, in ſeiner Schreibtafel aufzuzeichnen, die er mit großer Vorſicht bey ſich zu führen pflegte. Von ohngefähr gerieth Domitia über das Mordregiſter, und erſtaunte, ihren eigenen Nahmen unter den Verurtheilten zu finden. Sie zeigte das ſchwarze Verzeichniß dem Norbanus und Petronius, Hauptleuten der Leibwache, die ebenfalls in demſelben begriffen waren; dann dem Stephanus, des Tyrannen Haushofmeiſter; dann Partbenius, ſeinem oberſten Kammerherrn, und alle traten der Verſchwörung mit Eifer bey. Man rathſchlagte; man beſchloß, die nächſte bequeme Gelegenheit zu Ausführung des groſſen Planes zu nützen; endlich beſtimmte man ſie auf den achtzehnten September. Domitian, deſſen Tod von den Sterndeutern ſo unaufhörlich vorhergeſaget wurde, daß er endlich nothwendig eintreffen mußte, war vor dieſem Tage beſonders gewarnt worden. Vorſichtig und behutſam, wie Tyrannen immer ſind, war er es an ihm bis zum höchſten Grad der Aengſtlichkeit. Schon ſeit einiger Zeit hatt' er ſich in die geheimſten Schlupfwinkel eingeſchloſſen. In der Nacht des verhängnißvollen Tages ſprang er mit Todesſchweis bedeckt, voll Entſetzen aus dem Bette und fragte die Aufwärter, was die Uhr ſey. Fälſchlich verſicherten ſie ihn, daß es eine Stunde ſpäter wäre als es wirklich war, und nun glaubte er ſich aller Gefahr entronnen, ſpottete der eitlen Wahrſagung und rüſtete ſich voll Freuden, ins Bad zu gehen. Grade itzt trat Petronius, ſein Kämmerer, herein, um ihm zu melden, daß der Haushofmeiſter Stephanus ihn über eine Sache von der äuſſerſten Wichtigkeit zu ſprechen wünſchte. Der Kaiſer befahl allen Anweſenden, ſich wegzubegeben, und ſogleich trat Stephanus herein, den Arm in der Binde tragend, ein Kunſtgriff, den er ſchon ſeit einigen Tagen geübt hatte, um ſo

ohne

ohne einigen Verdacht einen Dolch bey ſich tragen zu können, mit welchem er ſonſt ſo wenig als mit irgend einem andern Gewehr vor dem Tyrannen würde haben erſcheinen dürfen. So bald er vor den Kaiſer kam, fieng er an ihm von einer vorgeblichen Verſchwörung Bericht abzuſtatten, deren nähere Umſtände in dem Papier, das er ihm überreichte, enthalten ſeyn ſollten. Während Domitian mit eifriger Neugier das Papier durchlief, zog Stephanus ſeinen Dolch hervor und ſtieß ihn ihm in den Unterleib. Die Wunde war nicht tödtlich. Mit großer Stärke und Beſonnenheit packte Domitian den Mörder an, warf ihn zu Boden und rief um Hülfe! Auch ſein Schwert forderte er, das gewöhnlich unter ſeinem Küſſen zu liegen pflegte; als aber ein Knabe, der im nächſten Zimmer aufwartete, hinlief, es zu holen, fand er die leere Scheide, indem Parthenius die Klinge vorher herausgezogen hatte. Noch immer rang Domitian mit Stephanus. Noch immer hielt er ihn am Boden, ſuchte itzt ihm den Dolch zu entwinden, itzt ihm mit den Fingern die Augen auszukratzen. Mittlerweile kamen Parthenius, ein Freygelaſſener, ein Gladiator und noch zween Subaltern-Officiere herzu gelaufen, drangen wüthend auf den Tyrannen ein und tödteten ihn mit vielen Wunden. Die Leibwache kam in Bewegung. Einige eilten, um den Kaiſer zu retten, herbey, es war aber ſchon zu ſpät. Doch ward Stephanus auf der Stelle in Stücken gehauen.

Unglaublich iſts, was einige Geſchichtſchreiber vom Apollonius von Tyana erzählen, der ſich damalen zu Epheſus befand. Dieſer ſeltſame Menſch, welchen einige für einen Schwarzkünſtler, andere für einen Weltweiſen halten, der aber nichts mehr und

nichts

nichts weniger als ein Betrüger ſcheint geweſen zu ſeyn, hielt gerade in der Minute, darin Domitian umgebracht wurde, ſeine Vorleſung in einem der öffentlichen Gärten der Stadt. Mitten im Strom ſeiner Rede hielt er plötzlich inne; **Schlag zu, Stephanus! Schlag zu!** rief er mit lauter Stimme — Dann nach einer Pauſe wandt' er ſich an ſeine Zuſchauer: Freuet euch meine Freunde, dieſen Tag ſtirbt der Tyrann! dieſen Tag, ſag ich, dieſe nehmliche Minute ſag' ich, in welcher ich inne hielt, büßt' er für ſeine Gräuelthaten. — Er blutet, er ringt mit dem Tode, itzt ſtirbt er.

Eine Menge anderer Wunderzeichen ſollen ſeinen Tod angezeiget haben. Himmel und Erde, glaubten die Menſchen jenes Zeitalters, müßten beym Untergange eines ſolchen Ungeheuers intereſſirt ſeyn, wie denn überhaupt der Glaube an Ahndungen und Anzeichen in dieſer Periode wieder überhand nahm. Das goldene Zeitalter der Vernunft und der Wiſſenſchaften war für die römiſche Welt dahin. Das Volk ſank in ſeine alte Barbarey zurück, und Unwiſſenheit und Aberglaube waren von jeher das Element, in welchem Betrügereyen jeder Art am leichteſten und am häufigſten gediehen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Regierung des Nerva.

Kaum erfuhr man, daß Domitian todt sey, als der hocherfreute Senat sich eiligst versammlete und sein Gedächtniß mit Schmähungen belud. Seine Bildsäulen wurden niedergerissen und ein Decret ward abgefaßt, Kraft dessen alle seine Inschriften ausgelöscht, sein Nahme aus den Jahrbüchern ausgestrichen und sein Leichenbegängniß überall unterbleiben sollte. Das Volk, das an den Regierungsangelegenheiten itzt wenigen Antheil nahm, betrachtete seinen Tod mit großer Gleichmüthigkeit, die Soldaten allein, die er mit Gunstbezeugungen überhäuft und mit seinen Freygebigkeiten bereichert hatte, bedauerten ihren Wohlthäter aufrichtig. J. C. 96.

Damit das Heer es sich nicht wieder heraus nehmen möchte, dem Staate einen Beherrscher zu geben, so eilte der Senat ihm zuvorzukommen, und wählte **Coccejus Nerva** noch an dem nehmlichen Tage, an welchem der Tyrann war umgebracht worden.

Nerva war von einer berühmten Familie entsprossen, nach der Aussage der neuesten Schriftsteller, ein geborner Spanier und über fünf und sechzig Jahr alt, als er zum Thron gerufen wurde. Seine Tugenden, seine Mäßigung und seine unverbrüchliche Ehrfurcht für die Gesetze hatten ihn um diese Zeit zum achtungswerthesten Mann zu Rom gemacht, und bloß seinem tadellosen Betragen verdankte er seine dermalige Erhöhung. Als der Senat sich bey ihm einfand, um ihm seine Unterthänigkeit zu bezeigen, empfieng er ihn mit gewohnter Demuth. Arius Anto-

nius, ſein vertrauteſter Freund, umarmte ihn aufs vertraulichſte, und in einer gar andern Sprache als jene war, in welcher man zu den vorigen Kaiſern zu ſprechen pflegte, redete er aus vollem Herzen ihm mit folgenden Worten zu: „Ich komme mit den andern, nicht um dir zu dem Reiche, ſondern um dem Reiche zu deiner Erhebung Glück zu wünſchen. Lange biſt du der Bosheit deiner Feinde und der Grauſamkeit des Tyrannen entronnen. Itzt am Abend deines Lebens in einen Strudel von Unruhen und umringenden Gefahren geſtürzt zu werden, Preis gegeben zu werden, nicht nur dem Haſſe der Feinde, ſondern auch der gefährlichen Zudringlichkeit der Freundſchaft, iſt in der That etwas ſehr wenig wünſchenswerthes. Deine Feinde werden dich natürlicher Weiſe beneiden, und deine Freunde, die ihre Erwartungen von dir nach einer alten Vertraulichkeit ſpannen werden, werden, wenn dein Betragen dieſen ihren ſchwelgeriſchen Erwartungen nicht zuſagt, ihr Herz von dir entfremden, ſo daß du entweder den Staat wirſt kränken, oder auf ihre Liebe Verzicht thun müſſen.“ — Nerva empfand eine ſolche freymüthige Eröffnung keinesweges übel. Er dankte ſeinem Freunde dafür, und wie es ſcheint, nicht ohne Urſach. Denn wirklich bedurfte kein Kaiſer eines ſolchen Rathes mehr denn er, welcher vermöge ſeiner gefälligen Gutmüthigkeit ſo ſehr Gefahr lief, die Beute ſeiner argliſtigen Hofleute zu werden.

Uebertriebene Güte und Menſchlichkeit waren indeſſen Fehler, welche Rom nach den Grauſamkeiten eines Domitian leicht verzeihen konnte. An die Tyrannen gewöhnt, betrachteten ſie Nerva's milde Regierung mit Entzücken, und gaben ſelbſt ſeiner Schwäche den Nahmen der Gutmüthigkeit. Bey ſeiner Thronbeſteigung ſchwor er feyerlichſt, daß kein römi-

römiſcher Senator, während ſeiner Regierung, auf ſeinen Befehl ſterben ſollte, mög' er es gleich noch ſo ſehr verdienet haben. — Dieſen Eid hielt er ſo gewiſſenhaft, daß er zween Senatoren, die ſich wider ſein Leben verſchworen hatten, nicht nur die gebührende Strafe erließ, ſondern, wie einſt Titus, ſie mit ſich ins Theater nahm, hier jedem einen Dolch überreichte, und ſie ihn zu ſchlagen bat, indem er nicht geſonnen ſey, ihren Streichen auszuweichen. Handlungen wie dieſe pries die Menge als Tugend; andere aber ſahen ſie im entgegengeſetzten Licht und betrachteten ſie als eine Aufmunterung zu gänzlicher Ungebundenheit. Einer der erſten Männer Roms erklärte, daß es freylich ein Unglück ſey, unter einem Fürſten zu leben, der die Unſchuld als Verbrechen behandelte, aber ein noch größeres ſey es, unter einem ſolchen leben zu müſſen, der die Verbrechen, wie die Unſchuld, in Schutz nähme. Als er eines Tages den **Vejento**, einen von Domitians laſterhafteſten Günſtlingen, zur Tafel geladen hatte, lenkte ſich das Geſpräch auf die Verbrechen des **Catullus Meſſalinus**, der durch ſeine Grauſamkeiten während der letzten Regierung der Abſcheu aller Rechtſchaffenen geworden war. Da nun jeder Eingeladne ſeiner mit Verwünſchungen gedachte, fragte Nerva einen gewiſſen **Mauricus**, der neben ihm ſaß: Was meinſt du Mauricus, wie es zu jetzigen Zeiten einem ſolchen Menſchen gehen würde. **Er würde, glaub' ich,** erwiderte Mauricus, auf den Vejento zielend, **grade ſo, wie einige unter uns, mit zur Tafel geladen worden ſeyn.**

Mag es mit der Wahrheit ſolcher Sarkasmen ſich verhalten haben wie es wolle, genug Nerva ertrug ſie mit der äußerſten Gutmüthigkeit. — Im-

mer begieriger, geliebt als gefürchtet zu werden, ertheilte er ſeinen Freunden groſſe Gunſtbezeugungen und überhäufte ſie mit Geſchenken. Seine Freygebigkeit gieng ſo weit, daß er bey ſeiner Thronbeſteigung ſein Gold- und Silbergeſchirre und ſeinen reichſten Hausrath verkaufen muſte, um nur ſeine Freygebigkeiten fortſetzen zu können. Er entließ den Städten des Reichs verſchiedene ſchwere Auflagen, die ihnen Veſpaſian aufgeleget hatte, hob eine ſehr drückende Abgabe auf, die auf dem Fuhrweſen hafte-te, und gab denen, welche Domitian geplündert hatte, ihr Eigenthum wieder.

Während ſeiner kurzen Regierung gab er allerley gute Geſetze. Er verbot das Verſtümmeln der Knaben, welches ſchon unter ſeinen Vorfahren war verboten worden. Er ließ alle Sclaven hinrichten, welche während der vorigen Regierung ihre Herrn verrathen hatten. Er duldete nicht, daß ihm zu Ehren Bildſäulen errichtet wurden, er ließ diejenigen, die der Senat von Domitians ſeinen noch verſchont hatte, zu Gelde einſchmelzen. Er verkaufte eine Menge reicher Kleider und viel von dem prächtigen Hausrath des Pallaſts, und ſchränkte verſchiedene unvernünftige Ausgaben bey Hofe ein. Dabey ſchätzte er jedoch das Geld ſo wenig, daß, als einer ſeiner Unterthanen einen groſſen Schatz gefunden hatte und den Kaiſer befragte, was er damit machen ſollte, dieſer ihm antwortete, er ſolle ihn **brauchen**; und als jener ihm vorſtellte, daß der Schatz für einen Privatmann zu beträchtlich ſey, ſchrieb Nerva voll Verwunderung über ſeine Ehrlichkeit ihm wieder, ſo ſollt' er ihn **miſsbrauchen**.

So viel Edelmuth und Milde waren dennoch nicht fähig ihn vor Feinden zu ſchützen. **Virginius Rufus**, der ſich wider ihn aufgelehnt hatte, ward nicht

nicht nur begnadigt, sondern sogar zu seinem Gehülfen im Consulat ernannt. **Calpurnius Crassus** verschwor sich mit verschiedenen andern wider sein Leben, aber Nerva blieb seinen Grundsätzen getreu und begnügte sich die Schuldigen zu verbannen, wiewohl der Senat auf strengere Züchtigungen antrug. Am gefährlichsten hätte eine Meuterey der prätorischen Soldaten ihm werden können, als welche vom **Casperius Olianus**, ihrem Anführer, aufgewiegelt, durchaus des letzten Kaisers Tod, dessen Andenken wegen seiner Freygebigkeit ihnen theuer war, rächen wollten, Nerva, dessen Leutseligkeit und Gutmüthigkeit den lasterhaften Schwachsinn deuchte, that alles mögliche, um den Fortgang des Aufstandes zu hemmen. Er stellte sich den Aufrührern dar. Er entblößte ihnen seine Brust und bat sie, ihn lieber zu durchbohren als so großer Ungerechtigkeiten sich schuldig zu machen. Aber weit entfernt, auf seine rührenden Vorstellungen die geringste Rücksicht zu nehmen, bemächtigten sie sich des **Parthenius** und **Petronius** und ließen sie eines schmachvollen Todes sterben. Hiermit nicht zufrieden, zwangen sie den ohnmächtigen Kaiser, sogar ihren Aufstand zu billigen und eine Rede an das Volk zu halten, darinnen er den Cohorten für ihre Treue dankte.

Diese schreckliche Ausgelassenheit der Soldaten hatte am Ende die allerglücklichste Folge, indem sie **Trajans** Adoption veranlaßte. Nerva fühlte, daß er bey gegenwärtiger stürmischer Beschaffenheit der Zeiten eines Gehülfen bedürfe, der ihm die Beschwerden der Regierung tragen und die Ausgelassenen in Ehrfurcht halten hülfe. In einer so wichtigen Wahl leitete den tugendhaften Kaiser nicht die geringste Privatrücksicht. Mit Hintansetzung aller seiner Ver-

wandten, beſtimmte er ſich für Trajan, einen Mann, der ſeiner Familie gänzlich fremd und damalen Befehlshaber in Oberdeutſchland war. Ihn ernannte er feyerlichſt zum Thronfolger, und hatte kaum die in ſolcher Gelegenheit üblichen Feyerlichkeiten vollzogen, als er ihn zu Cöln, ſeinem damaligen Wohnorte, durch eine feyerliche Geſandſchaft beſchickte und ihn erſuchte, jene Aufrührer, die auf eine ſo freche Art ſeinem Anſehen getrotzet hatten, ihm ſtrafen zu helfen.

Die Adoption dieſes bewundernswürdigen Mannes zügelte die Meuterey der Soldaten den Augenblick, und ſie verhielten während des Reſtes ſeiner Regierung ſich vollkommen ruhig. **Caſperius**, welchen Trajan hatte zu ſich bringen laſſen, ward auf ſeinen Befehl, man weiß nicht ob verbannt oder hingerichtet.

Trajans Adoption war Nerva's letzte öffentliche Handlung. Ohngefähr drey Monate nachher fiel er bey Gelegenheit eines heftigen Aergers, den ein Senator, Nahmens **Regulus**, ihm verurſachte, in ein Fieber, das nach einer kurzen Regierung von einem Jahr, neun Monaten und neun Tagen ihn wegraffte.

Er war der erſte auswärtige Kaiſer, der zu Rom regierte. Seine Mäßigung und ſein Edelmuth erwarben ihm den Beyfall aller Rechtſchaffenen. Auch ſeine Weisheit rühmet man; doch muß man bekennen, daß der gröſte Beweis, den er von dieſer Tugend gegeben, die Wahl ſeines Thronfolgers geweſen ſey.

Funfzehntes Kapitel.

Die Regierung des Trajanus.

Trajanus Familie stammte ursprünglich aus Italien her, wiewohl er selbst zu Sevilla in Spanien war geboren worden. Schon frühe begleitete er seinen Vater, einen römischen Befehlshaber, in einen Feldzug an dem Euphrat und am Rhein, und erwarb schon als Jüngling sich den Ruhm großer kriegerischer Geschicklichkeiten. Er gewohnte seinen Leib zu allen Arten von Beschwerden, er wanderte gleich den gemeinsten Kriegern zu Fuße, und trachtete unverdrossen sich alle Fertigkeiten eigen zu machen, deren ein Befehlshaber bedarf. Als er zum Oberfeldherrn des Heers in Niederdeutschland ernannt wurde, so bewirkte diese Würde, eine der erhabensten und wichtigsten im Reiche, nicht die mindeste Veränderung in seiner Lebensart. Nach wie vor waren überlegene Weisheit und Tugend das einzige, wodurch er von den andern Tribunen sich unterschied. Die großen Eigenschaften seines Geistes wurden durch den Adel seiner Bildung angekündigt und gehoben. Sein Bau war fest und majestätisch; sein Alter dasjenige, worinnen das Feuer der Jugend und die Besonnenheit des Alters aufs glücklichste in einander verschmolzen sind. Zu diesen Eigenschaften gesellte sich noch eine ihm ganz eigne Bescheidenheit, die einem jeden den Wunsch abnöthigte, Vollkommenheiten zu preisen, deren der Besitzer sich selbst nicht schien bewust zu seyn. Im Ganzen wird Trajan für den größten und besten Kaiser Roms gehalten. Andere mögen ihn in kriegerischen Vollkommenheiten, andere in Milde und Güte erreicht haben; aber ihrer keiner

vereinigte dieſe Eigenſchaften in einem ſo vollendeten Grade; ihrer keiner hat ſich ſo wie er auf unſere Hochachtung ſowohl als auf die Bewunderung der Nachwelt ein ſo gegründetes Recht erworben.

Als er von Nerva's Tode unterrichtet wurde, rüſtete er ſich unverzüglich nach Rom zu gehen, wohin er von allen Ständen des Staates dringend eingeladen wurde, und dieſer ſein Zug zeichnete ſich durch eine Kriegszucht aus, die man in dem Heere des Reichs ſeit langer Zeit nicht geſehen hatte. Die Gegenden, durch die er marſchierte, wurden weder verheeret noch gebrandſchatzt, und in die Stadt ſelbſt zog er nicht im Triumphe ein, wiewohl er deren mehrere verdient hatte, ſondern zu Fuß, begleitet von den bürgerlichen Bedienten des Staates, und gefolget von ſeinen Soldaten, die in beſcheidenem Stillſchweigen daherſchritten.

Eine herrliche Regentenlection ſoll dieſem Kaiſer bey ſeiner Thronbeſteigung, von dem Weltweiſen **Plutarch**, ſeinem ehemaligen Lehrer, gegeben worden ſeyn. Hier iſt der Brief, welchen er bey ſeiner Ankunft in Rom von ihm erhalten haben ſoll: „Da dein Verdienſt, o Kaiſer, und nicht deine Zudringlichkeit dich zu dem Reiche befördert hat, ſo erlaube mir, deiner Tugenden und meines eigenen günſtigen Glückes mich zu freuen. Wird dein künftiges Betragen deinem bisherigen Werthe zuſagen, ſo werd' ich wirklich glücklich ſeyn. Wenn aber die höchſte Gewalt dich etwa verſchlimmern ſollte, ſo wird dein die Gefahr, und mein die Schande deiner Aufführung ſeyn. Die Verirrungen des Jünglings werden dem Lehrer aufgebürdet werden. Seneca'n werden Neros Scheuſlichkeiten vorgerückt, und Socrates und Quintilian haben für die ſchlechte Aufführung einiger ihrer Schüler leiden müſſen. Du aber haſt

es

es in deiner Macht, mich durch Verbleiben deſſen, was du bisher wareſt, zum geehrteſten aller Menſchen zu machen. Beharre auf der Beherrſchung deiner Leidenſchaften, und mache die Tugend zum Ziele deiner Thaten. Folgſt du dieſem Rathe, ſo will ich ſtolz darauf ſeyn, daß ich gewagt habe, ihn dir zu geben; vernachläſſigſt du ihn, ſo zeuge dieſer Brief der Mit- und Nachwelt wenigſtens, daß du nicht durch Plutarchs Rath und Unterricht geirrt habeſt".

Zu weitläuftig wär es, alle Arbeiten aufzuzählen, die dieſer gute Monarch zum Beſten ſeines Reichs übernommen hat. Seine Emſigkeit in Geſchäften, ſeine Mäßigung gegen ſeine Feinde, ſeine Beſcheidenheit auf ſeinem hohen Standort, ſeine Freygebigkeit gegen würdige Leute, und ſeine Sparſamkeit in allen Privatausgaben ſind ſeinen Zeitgenoſſen ein Gegenſtand der Lobpreiſung geweſen, und ſind noch heutiges Tages die Bewunderung der Nachwelt. Da er dem Präfectus Prätorii der Sitte nach das Schwert übergab, that er es mit den merkwürdigen Worten: Nimm dies Schwert, und brauch es, wenn ichs verdiene, für mich, wenn nicht, wider mich. Zu der nehmlichen Zeit ſagte er, daß diejenigen, welche die Geſetze gäben, die erſten ſeyn müßten, welche ſie beobachteten.

Wofern dieſer Kaiſer einige Fehler hatte, ſo waren es vielleicht ſein Hang zum weiblichen Geſchlecht, der ihn jedoch nie über die Schranken des Wohlſtandes fortriß, und ſeine unmäßige Leidenſchaft zum Kriege, zu welchem er von Kindheit auf war erzogen worden. Den erſten Feldzug nach ſeiner Thronbeſteigung that er wider die Dacier, welche während der Regierung des Domitians in den Provinzen des Reichs unzählige Verheerungen angerich-

tet hatten. An der Spitze eines mächtigen Heers zog er mit großer Schnelligkeit in dieſe fernen Gegenden, und traf an Decebalus, dem König der Dacier, einen Gegner, der ſeiner würdig war. Eine geraume Zeit widerſtand der Barbar ſelbſt ſeiner Kriegskunſt und Tapferkeit; als er ihn aber zu einer ſtehenden Feldſchlacht nöthigte, ſchlug er ihn mit großem Blutvergießen, wiewohl nicht ohne beträchtlichen Verluſt auf ſeiner Seite. Da es den Soldaten bey dieſer Gelegenheit an Leinwand fehlte, um die Wunden verbinden zu können, ſo zerriß der Kaiſer ſeine eigene Kleider, um dem Bedürfniſſe abhelfen zu können. Der erhaltene Sieg nöthigte übrigens den Feind um Friede zu bitten; Decebalus ſelbſt kam ins Lager der Römer, und bekannte ſich für einen Vaſallen des römiſchen Reichs, das ihm unter dieſen Bedingungen den Frieden gewährte.

Kaum waren jedoch nach Trajans Rückkunft die bey ſolchen Gelegenheiten üblichen Triumphe und Luſtbarkeiten geendigt, als Trajanus zu ſeinem Erſtaunen erfuhr, daß die Dacier die Feindſeligkeiten erneuert hätten. Zum zweytenmal ward Decebalus itzt für einen Feind des Reichs erklärt, und Trajan brach ohne Aufſchub in ſein Gebiet mit einem Heere ein, das dem, womit er ihn zuvor beſiegt hatte, an Zahl und innerer Güte nichts nachgab. Aber Decebalus, durch ſeine vorige Niederlage gewarnt, bot alle ſeine Kunſt auf, um jeder Feldſchlacht auszuweichen. Dazu erſann er allerley Kriegsliſten, den Feind zu ängſten, und einſtens war Trajanus ſelber in Gefahr, erſchlagen oder aufgehoben zu werden. Den Longinus, einen der römiſchen Befehlshaber, bekam Decebalus gefangen, und drohete, ihn zu tödten, wenn Trajan ſeine Friedensvorſchläge nicht bewilligte.

willigte. Aber der Kaiſer antwortete, daß Krieg und Frieden nicht von der Sicherheit eines Unterthanen abhiengen, und Longinus nahm ſich bald nachher das Leben. — Das Schickſal dieſes Feldherrn ſchien Trajans Operationen neue Lebhaftigkeit zu geben.

Um in das feindliche Gebiet deſto ungehinderter, und ſo oft es ihm beliebte, einfallen zu können, unternahm er ein erſtaunliches Werk; eine Arbeit, die nichts geringeres bezweckte, als eine Brücke über die Donau zu ſchlagen. Dieſer bewundernswürdige Bau, der über einen breiten tiefen und reiſſenden Strom aufgeführet wurde, beſtand aus mehr denn zwey und zwanzig Bogen, welche hundert und funfzig Fuß hoch und ſiebenzig breit waren. Noch ſind Ueberbleibſel von dieſem Werke vorhanden, die die neuern Baukünſtler lehren, wie ſehr die Alten in der Kühnheit und Gröſſe ihrer Unternehmungen ihnen überlegen waren. Nach Vollendung des Werks ſetzte Trajan den Krieg mit groſſer Lebhaftigkeit fort. Mit den niedrigſten ſeiner Krieger theilte er die Beſchwerden der Feldzüge, und ward nicht müde, ſie durch ſein Beyſpiel zu ihrer Pflicht aufzumuntern. Durch dieſe Maasregel gelang es ihm endlich, das ganze, wiewohl unermeßliche und wilde Land, trotz ſeiner zahlreichen und rohen Einwohner zu bezwingen, und das Königreich Dacien in eine römiſche Provinz zu verwandeln.

Decebalus machte einige Verſuche zu entrinnen. Da er ſich aber auf allen Seiten umringet ſah, tödtete er ſich ſelbſt, und ſein Kopf ward, zum Mahlzeichen, daß der gefährlichſte Feind des Reichs nicht mehr ſey, nach der Hauptſtadt geſandt. Dieſer glückliche Ausgang eines der mächtigſten Kriege ertheilte dem Reiche einen Glanz, welchen es vorher noch nicht erworben hatte. Aus dem innerſten Indien kamen

kamen Geſandte, um Trajanen Glück zu wünſchen, und um ſeine Freundſchaft zu werben. Triumphirend hielt er ſeinen Einzug in Rom, und die Freudenfeſte, die wegen ſeines Sieges veranſtaltet wurden, dauerten hundert und zwanzig Tage.

Geliebt, geehrt, angebetet beynahe von ſeinen Unterthanen, ſetzte Trajanus itzt ſeine Regierung in Frieden fort. Er ſchmückte die Stadt mit öffentlichen Gebäuden; er befreyete ſie von jenen Menſchen, die die Laſter als Gewerbe trieben; er würdigte verdienſtvolle Männer des allervertrauteſten Umgangs, und fürchtete ſeine Feinde ſo wenig, daß man ihn kaum überreden konnte, er habe deren. Eines Tages ward ihm geſagt, daß dem Sura, ſeiner Freunde und Günſtlinge Einem, nicht zu trauen ſey. Trajan beſchloß ſogleich, aller Welt zu zeigen, wie wenig er an ſeiner Treue zweifle. Er ſpeiſte, ſeiner Gewohnheit nach, bey ihm zu Abend. Er ließ von ſeinem Wundarzte ſich die Haare um ſeine Augenbraunen abnehmen. Er ließ ſich von ſeinem Barbier den Bart ſcheeren, und gieng dann unbekümmert in ſein Bad. Als nun am folgenden Tage Suras Verunglimpfer ihre Warnungen wiederholten, erzählte Trajan ihnen, wie er die Nacht zugebracht habe, und ſagte: Wenn Sura einen Anſchlag wider mein Leben unterhielte, ſo würd' er eine ſo bequeme Gelegenheit nicht haben ungenutzt entſchlüpfen laſſen.

Ein Glück wär es für dieſes großen Fürſten Gedächtniß geweſen, wenn er allen ſeinen Unterthanen gleiche Milde erwieſen hätte; aber um das neunte Jahr ſeiner Regierung ließ er ſich bereden, die Chriſten mit argwöhniſchen Augen zu betrachten. Die tiefe Verehrung, die er für die Religion des Reichs äußerte,

äußerte, verführte ihn, ſich jeder Neuerung zu widerſetzen, und der außerordentliche Fortgang des Chriſtenthums begann, ihn zu beunruhigen. Ein Geſetz war vor einiger Zeit gegeben worden, Kraft deſſen alle Secten, oder von der Landesreligion abweichende Geſellſchaften, als Brutwinkel des Betrugs und Aufruhrs verdammt und unterſagt worden waren. Unter der Sanction dieſes Geſetzes wurden die Chriſten in allen Theilen des Reichs verfolgt. Unzählige derſelben kamen um, theils in Volkstumulten, theils durch gerichtliche Proceduren. Während dieſer Verfolgung ward der heilige **Clemens**, Biſchof in Rom, mit einem Anker am Halſe ins Meer geworfen. Der heilige **Simon**, Biſchof in Jeruſalem, ward im hundert und zwanzigſten Jahr ſeines Alters gegeiſſelt und gekreuzigt. Der heilige **Ignatius**, welcher zu Antiochien vom Trajan ſelbſt verhört wurde, ward verurtheilt, auf dem römiſchen Theater den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Die Verfolgung legte ſich jedoch nach einer Weile, als **Plinius**, Statthalter von Bithynien, dem Kaiſer von der Unſchuld und Einfalt der Chriſten, wie auch von ihrer harmloſen und unſträflichen Lebensweiſe einen ausführlichen Bericht abſtattete; und ſie ward gänzlich aufgehoben, als **Tibertius** Statthalter von Paläſtina ihm meldete, er ſey es müde die Chriſten hinzurichten, als welche ſich in ſolcher Menge zum Blutgerüſt drängten, daß er in Verlegenheit ſey, wie er gegen ſie verfahren ſollte. Nach ſolchen Berichten befahl der Kaiſer, daß man die Chriſten nicht aufſuchen, falls ſie ſich aber ſelbſt angäben, nach den Vorſchriften des Geſetzes mit ihnen verfahren ſollte. So hörte die Wuth der Verfolgung auf, und der Kaiſer gewann Muße, die Stärke ſeiner Waffen wider die Armenier

und

und Parther zu wenden, die in dieser Zeit anfiengen, sich der Oberherrschaft Roms durchaus zu entziehen.

Während er mit diesen Kriegen beschäftigt war, ereignete sich ein fürchterlicher Aufstand der Juden in allen Theilen des Reichs. Dies unglückselige, verblendete und noch immer einen ausserordentlichen Erretter erwartende Volk, nutzte Trajans Abwesenheit in Osten, um alle Griechen und Römer, die ihm in die Hände fielen, ohne Schonung und Erbarmen niederzumetzeln. In Cyrena, einer africanischen Provinz, nahm die Rebellion ihren Anfang. Von da verbreitete sie sich über Egypten, und von dannen nach der Insel Cypern. Alle diese Gegenden wurden von den wüthenden Schwärmern beynah' entvölkert. Ihre Erbitterung gieng so weit, daß sie das Fleisch ihrer Feinde fraßen, mit ihren Fellen sich bekleideten, sie von einander sägeten, und den wilden Thieren vorwarfen, sie nöthigten, einander umzubringen, und neue Martern zu ihrer Quaal erfanden. So unmenschliche Grausamkeiten waren glücklicher Weise von keiner langen Dauer. Die Statthalter der verschiedenen Provinzen boten ihrer tumultuarischen Wuth mit vereinigter Macht die Spitze, vergalten ihnen Grausamkeit mit Grausamkeit, und züchtigten sie, nicht als menschliche Wesen, sondern als Auswürfe und Pestgeschwüre der Gesellschaft. Da die Insel Cypern besonders von der Barbarey dieses Volkes gelitten hatte, so ward jedem Juden bey Lebensstrafe verboten, sich in der Insel sehen zu lassen.

Während dieser blutigen Verhandlungen kriegte Trajanus mit erstaunlichem Glücke in Osten. Das erste Land, welches er überzog, war Armenien, dessen König aller Verbindung mit den Römern entsagt und die Insignien der Königswürde und Herrschaft von den parthischen Monarchen entgegen genommen hatte.

Als

Als er aber von Trajanus Annäherung unterrichtet wurde, entſank der Muth ihm ſo ſehr, daß er ſein Land den Angriffen ſeines Gegners durchaus offen ließ, da denn die Statthalter und ein groſſer Theil der Edlen ſich in Demuth vor den Kaiſer ſtellten, ihm huldigten und köſtliche Geſchenke überreichten. Nachdem Trajanus ſolchergeſtalt das Land in ſehr kurzer Zeit in Beſitz genommen, und endlich den flüchtigen Gebieter deſſelben in ſeine Gewalt bekommen hatte, rückte er ins Gebiet des Königs von Parthien ein. Meſopotamien, dieſe blühende und volkreiche Provinz war die erſte, die er in eine römiſche Provinz verwandelte. Dann drang er in das eigentliche Parthien. Zu Fuße wandert' er an der Spitze ſeiner Völker, ſetzte über Ströme, kletterte über Gebirge, drang durch unzugängliche Wälder und ausgeſengte Sandwüſten. Ueberall theilte er die Beſchwerden des Feldzuges und unterzog ſich einerley Mühſeligkeiten mit den gemeinſten ſeiner Krieger. Seine Thaten wider die Parther waren glänzend und zahlreich. Er bezwang Syrien und Chaldäa. Er eroberte die alte **Babylon**. Er gieng Angeſichts des Feindes, der ihm den Uebergang wollte ſtreitig machen, über den reiſſenden Euphrat, indem er heimlich auf den Bergen eine Anzahl Boote verfertigen, ans Ufer bringen und ſein Heer in aller erſinnlichen Eile überſetzen ließ, wiewohl freylich nicht ohne groſſes Blutvergießen auf beyden Seiten. Von nun an durchzog er unermeßliche Landſtriche, welche nie ein römiſches Kriegsheer betreten hatte. Gefliſſentlich und mit heimlicher Freude folgte er der nehmlichen Marſchroute, welcher der groſſe Alexander einſtens gefolgt war, gieng über den Tigris, eroberte **Teſiphon**, und öffnete ſich einen Weg in Perſien, in welchem weiland ſo berühmten Reiche er manche Eroberungen machte, die

im

im Grunde freylich mehr glänzend als nützlich waren.

Nachdem er nun alles Land, was an den Ufern des Tigris liegt, erobert hatte, wandte er ſich ſüdlich gegen den perſiſchen Meerbuſen und bezwang daſelbſt den König einer groſſen Inſel, die durch die verſchiedenen Arme des Stroms gebildet wird. Hier überwinterte er, lief aber Gefahr, durch die Strenge des Klima's und die Ueberſchwemmungen des Fluſſes ſein ganzes Heer zu verlieren. Mit unermüdſamer Thätigkeit rüſtete er daher eine Flotte aus, und ſegelte den perſiſchen Meerbuſen hinunter, lief in den indiſchen Ocean ein und wandte ſeine Waffen wider Indien ſelbſt, deſſen er ein groſſes Stück dem römiſchen Reiche unterwarf. Empörungen in verſchiedenen der bereits unterworfenen Provinzen und vornehmlich eine groſſe Theurung an Lebensmitteln, welche den Schilderungen von dem Reichthum dieſer Gegenden wenig zuſagte, hinderten ihn, in dieſem fernen Theile des Erdbodens ſeine Eroberungen weiter zu treiben. Die Unbequemlichkeiten ſeines wachſenden Alters dienten ebenfalls das Feuer ſeines Geiſtes zu dämpfen, der das kühne Abenteuer einſt hatte bis an die Gränzen des Erdbodens verfolgen wollen. Er kehrte alſo längſt dem perſiſchen Meerbuſen zurück, und nachdem er dem Senat von hier aus einen Bericht von ſeinen Thaten überſandt und ihm die Nahmen der Nationen, die er bezwungen, in einer langen Liſte aufgezählt hatte, rüſtete er ſich jene Länder, die wieder von ihm abgefallen waren, zu züchtigen. Zuerſt legte er Edeſſa, die berühmte Hauptſtadt Meſopotamiens, in Aſche, und binnen kurzen hatte er nicht nur alle abgefallene Provinzen wieder zum Gehorſam gebracht, ſondern auch eine Menge neuer erobert, ſo daß die reichſten Königreiche Aſiens ihn als ihren Herrn erkann-

erkannten. In dieſer langen Reihe von Gefechten, Schlachten und Belagerungen wiederfuhr ihm nur ein einzigesmal eine geringfügige Schlappe, und das war vor der Stadt Atra in den Wüſteneyen Arabiens. Auch betrachtete er dieſen Unfall als einen Wink der Götter, von fernern Unternehmungen abzuſtehen, und beſchloß den Ländern, die er überwältigt hatte, einen Herrn zu geben. In dieſer Abſicht begab er ſich nach Cteſiphon in Perſien, wo er zur groſſen Freude des ganzen Landes den Parthenaspates mit großer Feyerlichkeit zum König von Parthien krönte. Einen andern König ſetzte er über das Reich Albanien, das ſich längſt dem Caſpiſchen Meer erſtreckte, ordnete Statthalter und Befehlshaber über die übrigen Provinzen, und rüſtete ſich nun mit aller Pracht, zu welcher der Glanz und die Größe ſeiner Thaten ihn berechtigten, zu ſeiner Hauptſtadt zurückzukehren. Nachdem er Hadrianen zum Feldherrn ſeiner öſtlichen Macht ernannt hatte, trat er ſeine Reiſe nach Rom an, wo man zu ſeinem Empfange die allerprächtigſten Anſtalten traf. Er war jedoch nicht weiter als Cilicien gekommen, als er ſich zu ſchwach fand, auf ſeine bisherige Weiſe weiter zu reiſen. Er ließ ſich alſo zu Waſſer nach Seleucia bringen, ward hier von einem Schlagfluß, der ihm ſchon einmal angewandelt war, von neuem befallen, und ſtarb zum Leidweſen und zur Beſtürzung ſeines ganzen Reichs. Während ſeiner Krankheit war ſeine Gattin Plotina unaufhörlich um ihn her beſchäfftigt, und da des Kaiſers Widerwillen wider Hadrianen bekannt genug war, ſo glaubte man allgemein, ſie habe das Teſtament, das Hadrian zum Thronfolger erklärte, ſelbſt geſchmiedet.

Trajan ſtarb im drey und ſechzigſten Jahre ſeines Alters, nach einer Regierung von neunzehn Jah-

ren, ſechs Monden und funfzehn Tagen. Wie hoch er von ſeinen Unterthanen geſchätzt wurde, erhellt aus der Art, wie ſie ſeine Nachfolger zu ſegnen pflegten, als welchen ſie Auguſtus Glück und Trajans Güte wünſchten. Jene kriegeriſche Vollkommenheiten, in die er ſeinen höchſten Werth ſetzte, brachten jedoch ſeinem Lande keinen wahren Vortheil und ſeine Eroberungen verſchwanden ſo bald der Geiſt, der ſie gemacht und zuſammen gehalten hatte, hingeſchwunden war.

Zu läugnen iſt indeſſen nicht, daß das römiſche Gebiet nie gröſſer, und dem Reſt des Erdbodens furchtbarer geweſen als zu der Zeit, da er es hinterließ. Und dennoch war ſeine innere Stärke ſchon ſehr geſchwächt. Es umfaßte eine ſo unermeßliche Strecke des Erdbodens, daß ſeine weitſchichtigen Provinzen und verſchiedenartigen Unterthanen unmöglich von jenem beſeelenden Geiſte des Patriotismus gemeinſchaftlich durchdrungen werden konnten, und ſo war ſein ungeheurer Umfang mehr Aufgedunſenheit und Symptom von Schwäche, als Merkmal innerer Kraft und gediegener Geſundheit.

Sechzehntes Kapitel.

Die Regierung des Hadrian.

Hadrian war ein geborner Spanier, und mit Trajan aus eben der Stadt gebürtig. Er war Trajans Neffe und mit ſeiner Nichte verheyrathet. Als jener zum Thronfolger adoptirt wurde, war Hadrian Kriegstribun in Möſien und ward von ſeinen Truppen abgeſandt, um dem Kaiſer zu ſeiner Erhöhung

Glück

Glück zu wünschen. Sein Schwager aber, der dies willkommene Geschäft lieber selbst vollziehen wollte, versorgte ihn mit einem Fuhrwerk, das unterweges aus einander gieng. Hadrian liess sich das nicht aufhalten, sondern vollendete, um keine Zeit zu verlieren, den Rest des Weges zu Fuße. Diese Emsigkeit gefiel dem Kaiser höchlich. Doch konnte sie ihn mit Hadrians übriger Lebensweise nicht aussöhnen. Er war verschwenderisch und verschuldet. Er war flatterhaft, launisch und sehr aufgelegt fremden Ruhm zu beneiden; Fehler, welche nach Trajans Urtheil durch seine Gelehrsamkeit und seltenes Talent nicht aufgewogen werden konnten. Seine grosse Fertigkeit in der Griechischen und Lateinischen Sprache, seine innige Bekanntschaft mit den Gesetzen des Landes und der Philosophie der Zeiten, waren in Trajans Augen, der, ein geborner Soldat, einen Soldaten zum Nachfolger zu haben wünschte, schlechte Empfehlungen. Aus dieser Ursache war der sterbende Kaiser durchaus nicht zu Ernennung eines Nachfolgers zu bewegen; vielleicht fürchtet' er in der Adoption eines Unwürdigen, seinen Ruhm bey der Nachwelt auf die Würfel zu setzen. Sein Tod ward daher von seiner Gattin Plotina so lange verholen, bis Hadrian die Gesinnungen des Kriegsheers erforscht, und selbiges ihm durchaus günstig gefunden hatte. Nun brachten sie ein untergeschobenes Instrument zum Vorschein, vermöge dessen Hadrian zum Thronfolger adoptirt wurde, und dieses wirkte so glücklich, daß Hadrian, ohngeachtet er von Rom abwesend, und als Statthalter des Osten damalen zu Antiochien war, von allen Ständen des Staats erwählt wurde.

Sein erstes Geschäft nach seiner Thronbesteigung war, daß er dem Senat schrieb, und sich ent-

ſchuldigte, das Reich ohne ſeine Genehmigung angenommen zu haben, als welches die Eilfertigkeit und der Eifer des Heeres, welches mit Recht geurtheilt habe, daß das Reich nicht lange ohne Oberhaupt bleiben könnte, ihm nicht erlaubt hätte. Hierauf fieng er an, nach ganz andern Regierungsgrundſätzen zu handeln, als diejenigen waren, nach welchen ſein großer Vorfahr verfahren hatte. Statt Krieg zu ſuchen, that er alles mögliche, um dem Reiche den Frieden zuzuſichern. Statt auf neue Eroberungen zu denken, erklärte er ſich mit den alten Gränzen des Reichs zufrieden, ließ alle Eroberungen fahren, die Trajan gemacht hatte, und die er eher für eine Laſt des Reichs als einen Zuwachs ſeiner Stärke hielt, machte den Euphrat zur unveränderlichen Gränze des Reichs, und vertheilte, um den Streifereyen der Feinde Einhalt zu thun, ſeine Legionen längſt deſſen Ufern.

Nachdem er nun die Angelegenheiten des Oſten geordnet, und **Severus** zum Statthalter Syriens ernannt hatte, trat er ſeine Reiſe nach Rom zu Lande an, während er die Aſche des Trajan zu Waſſer dahin ſandte. Da er der Stadt ſich näherte, erfuhr er, daß man einen prächtigen Triumph für ihn veranſtalte, lehnte ihn aber beſcheidentlich ab, und verlangte, daß dieſe Ehre dem Andenken des Trajans, als welchem ſie urſprünglich beſtimmt geweſen, erwieſen werden möchte. Dieſer Aeußerung zufolge triumphirte Trajan nach ſeinem Tode. In feyerlichem Gepränge hielt ſeine Bildſäule in die Stadt ihren Einzug. Alle Ehre eines Triumphators wurde ihr erwieſen. Dann ward die Aſche des Helden in einer goldnen Urne auf die Spitze einer hundert und vierzig Fuß hohen Säule geſtellt, auf deren Körper ſeine Thaten in erhabener Arbeit vorgeſtellet wurden, ein

Werk

Werk von groſsem Werthe, das noch zu unſern Zeiten übrig iſt.

In der Nähe eines ſo geliebten und bewunderten Kaiſers, als Trajan geweſen, war es nicht leicht, zu glänzen, und dennoch ſchienen die Verdienſte ſeines Nachfolgers gewiſſermaſsen für ſeinen Verluſt zu tröſten. Hadrian war unter allen römiſchen Kaiſern derjenige, der die mannichfaltigſten Vollkommenheiten beſaſs. Er war vollendet in allen Uebungen ſowohl des Geiſtes als des Körpers. Er ſchrieb mit groſser Zierlichkeit ſowohl in Verſen als in Proſa. Er plaidirte vor den Schranken, und war einer der beſten Redner ſeiner Zeit. In der Matheſe war er wohl bewandert, und nicht unerfahren in der Naturkunde. Im Zeichnen und Mahlen erreichte er die gröſsten Meiſter; er war ein trefflicher Tonkünſtler, und ſang bewundernswürdig ſchön. Mit ſo vielen erworbenen Vollkommenheiten verband er ein vortreffliches Gedächtniſs. Er wuſste die Nahmen aller ſeiner Soldaten, mochten ſie noch ſo lange abweſend geweſen ſeyn. Er konnte zu gleicher Zeit ſchreiben, dem einen dictiren, und mit einem andern ſich unterhalten. Alle ſoldatiſche Fertigkeiten beſaſs er im höchſten Grade der Vollkommenheit, führte alle Arten von Waffen mit Stärke und Behendigkeit, ritt, marſchirte, jagte, und erlegte auf ſeinen Jagden nicht ſelten Bären und ſelbſt Löwen.

Seine ſittlichen Tugenden gaben ſeinen intellectuellen nichts nach. Bey ſeiner Thronbeſteigung erlieſs er eine unendliche Menge Schulden, die der Schatz einzufordern hatte, ſchenkte den Provinzen die ſehr beträchtlichen Rückſtände, mit denen ſie dem Staat verhaftet waren, und verbrannte alle Verſchreibungen darüber auf öffentlichem Markt; er weigerte ſich die eingezogenen Güter verurtheilter Perſo-

nen für ſich zu behalten, und ſchlug ſie zum öffentlichen Schatze. Mit groſſer Mäßigung und Milde verzieh' er allen, welche ihn als Privatmann beleidigt hatten. Als ihm eines Tages ein Mann begegnete, welcher bisher ſein tödtlichſter Feind geweſen war, ſagte er zu ihm: **Guter Freund, du biſt itzt ſicher, denn ich bin Kaiſer geworden!** Für den Senat hatte er ſo viele Ehrerbietung, und hütete ſich ſo ſorgfältig, Unwürdige in ihn einzuführen, daß er ſeinem Hauptmann der Leibwache, den er zum Senator machte, erklärte, es ſey dies ohne Vergleich das gröſte Geſchenk, womit er ſich ſeine Freunde zu verpflichten vermöge. Er war leutſelig gegen ſeine Feinde und herablaſſend gegen Leute von den niedrigſten Ständen; er unterſtützte ſie in Mangel und beſuchte ſie in ihren Krankheiten, mit einem Wort, ſein Hauptgrundſatz war, daß er Kaiſer ſey, nicht um ſein ſelbſt, ſondern um der Wohlfahrt des gemeinen Weſens willen.

Mit dieſen ſeinen Tugenden ſtand eine Anzahl nicht unbeträchtlicher Fehler in ſonderbarem Abſtich, oder um richtiger zu reden, es mangelte ihm an der gehörigen Seelenſtärke, um die allgemeine Gradheit ſeines Charakters ohne einige Abſchweifung zu behaupten. So ſchildert man ihn uns als ſtolz und eitel, als neidiſch und verunglimpfend, als raſch, vorſchnell und rachgierig. Man erzählt, daß er mit unſchicklichem Vorwitz fremder Leute Angelegenheiten ausgeforſchet, und daß er durch Angeber und Verläumder ſich nicht ſelten zu grauſamen und ungerechten Handlungen habe hinreiſſen laſſen. Er erlaubte auch, die alten Strafgeſetze wider die Chriſten von neuem in Uebung zu bringen und gab überhaupt manche Proben einer ſchlimmen Gemüthsanlage, welche zu berich-

berichtigen und zu verbergen das Studium seines Lebens war.

Wie aber auch Hadrians persönlicher Charakter mag beschaffen gewesen seyn, so verdient doch derjenige, den er als Kaiser zeigte und behauptete, alle Bewunderung. Alle seine Unternehmungen scheinen durch die gesundeste Politik und die uneigennützigste Weisheit eingegeben zu seyn. Er fühlte sich kaum auf dem Throne befestigt, als verschiedene von den nördlichen Barbaren, die Alanen, die Dacier und Sarmaten das Reich zu verwüsten begannen. Diese wilden Völkerschaften, die itzt die Kunst gelernet hatten, in plötzlichen Einfällen zu sengen und zu plündern, und bey Annäherung eines überlegenen Feindes sich in ihre vaterländischen und unzugänglichen Einöden zurückzuziehen, begannen itzt dem Reiche wirklich fürchterlich zu werden. Hadrian gieng mit dem Gedanken um, durch Aufgebung solcher Provinzen, die wegen ihrer äußersten Entlegenheit schwer zu vertheidigen waren, die Gränzen des Reichs zu verengern. Seine Freunde widerriethen es ihm aber, sagend, daß eine möglichst ausgedehnte Gränze wider einen einfallenden Feind mehr Sicherheit gewährte. Wiewohl er sich nun ihren Gründen ergab, so ließ er doch die Brücke, die sein Vorfahr über die Donau hatte schlagen lassen, abbrechen, indem die nehmliche Straße, die ihm offen stände, auch seinen barbarischen Nachbaren den Uebergang erleichterte.

Während er mit Unterjochung dieser Völkerschaften zu thun hatte, verschworen vier Männer vom consularischen Stande sich daheim wider sein Leben. Sie waren eins geworden ihn umzubringen, entweder auf der Jagd oder beym Opfer. Ihr Anschlag ward jedoch bey Zeiten entdeckt, und die Verschwornen wurden auf Befehl des Senats hingerichtet. Hadrian

gab ſich viele Mühe, um von dem Vorwurfe, als habe er zu dieſer Hinrichtung mitgewirkt, ſich zu reinigen; er hatte bey ſeiner Thronbeſteigung geſchworen, keinen Senator zum Tode zu verdammen, und er erklärte auf das feyerlichſte, daß die Verbrecher ohne ſeine Erlaubniß geſtorben wären. Um das etwanige Murren des Volks über dieſen Vorfall vollends zu erſticken, vertheilte er groſſe Geldſummen unter ſie und zerſtreute ihre Aufmerkſamkeit durch prächtige Schauſpiele und die mannigfaltigen Beluſtigungen des Amphitheaters.

Nachdem er ſolchergeſtalt alle Maasregeln getroffen hatte, die die Ruhe und die Wohlfahrt zu ſichern vermochten, rüſtete er ſich, ſein ganzes Reich zu durchreiſen und zu durchmuſtern. Es war einer ſeiner Grundſätze, daß ein Kaiſer die Sonne nachahmen müſſe, welche Wärme und Leben über alle Regionen ihres Gebietes ausgieſt. Begleitet von einem glänzenden Hofe und einem nicht unbeträchtlichen Kriegsheer verließ er die Hauptſtadt und gieng zuerſt nach Gallien, deſſen ſämmtliche Einwohner er zählte. Von Gallien zog er nach Germanien, von da nach Belgien, und von hier ſetzte er über nach Britannien. Hier verbeſſerte er eine Menge Mißbräuche, ſöhnte die Eingebornen mit den Römern aus, und erbauete, um die ſüdlichen Provinzen des Landes vor den Einfällen der Picten und andrer barbariſcher Völkerſchaften des Nordens zu ſichern, jene groſſe Mauer von Holz und Erde, die ſich vom Fluſſe Eden in Cumberland bis zur Tyne in Northumberland erſtreckte. Von Britannien reiſete er noch einmal durch Gallien nach Spanien, wo ſeine Landsleute ihn mit groſſen Freudenbezeugungen empfiengen. Zu Tarragona, in welcher Stadt er überwinterte, berief er Deputirte

aus

aus allen Provinzen des Landes zuſammen, und traf mit ihnen eine Menge heilſamer Anſtalten zur Aufnahme des Landes. Während dieſes ſeines Aufenthaltes in Spanien trug es ſich zu, daß, da er einſt im Garten ſpazierte, einer der Hausknechte mit entblößtem Schwerte wüthend auf ihn eindrang und ihn tödten wollte; aber der Kaiſer wich dem Streiche aus, packte den Kerl mit groſſer Stärke und Behendigkeit an, entwaffnete ihn und übergab ihn der herzueilenden Wache, welcher er auftrug, dem verrückten Menſchen, der er denn auch wirklich war, durch einen Wundarzt eine Ader ſchlagen zu laſſen. Aus Spanien kehrte er nach Rom zurück und blieb hier eine Weile, um ſich zu ſeinem Zuge in den Oſten zu rüſten, der durch einen Einfall der Parther beſchleunigt wurde. Sie baten jedoch um Frieden als der Kaiſer anrückte, und dieſer konnte ſeine Reiſe ohne weitere Störung fortſetzen. Aus Kleinaſien machte er eine Abſchweifung nach Athen, welche alte und berühmte Stadt er längſtens hatte kennen lernen wollen. Er verweilte in derſelben eine geraume Zeit, ließ ſich in die eleuſiniſchen Geheimniſſe, die heiligſten des heidniſchen Alterthums einweihen, und übernahm das Amt des Archonten, der erſten obrigkeitlichen Perſon der Stadt. Während ſeines hieſigen Aufenthaltes hob er auch die Verfolgung der Chriſten auf, als welche Granianus, der Proconſul, ihm als ein durchaus argloſes Völkchen beſchrieb. Er ward ſogar ſo ſehr mit ihnen ausgeſöhnt, daß er mit dem Gedanken umgieng, Chriſtum unter die Zahl der Götter aufnehmen zu laſſen. Nachdem er den Winter zu Athen zugebracht hatte, ſegelte er hinüber nach Sicilien, nahm den Aetna und die übrigen Merkwürdigkeiten des Landes in Augenſchein, und kehrte dann nach Rom zurück. Noch war er nicht lange wieder in der Haupt-

ſtadt geweſen, als er Schiffe ausrüſten ließ und mit ihnen nach Africa überſetzte. Hier fand er genug zu thun, Mißbräuche zu verbeſſern, die Regierung zu reformiren, Streitigkeiten zu entſcheiden, verfallnen Städten wieder aufzuhelfen. — Unter andern ließ er auch Carthago wieder aufbauen und nannte es nach ſeinem Nahmen Hadrianopel. Abermal kehrte er nach Rom zurück und nachdem er eine ganze Zeit dort geblieben, gieng er zum zweytenmal nach Griechenland, und von da nach Syrien, wo er alle benachbarte Könige einlud und über die weiſe Verwaltung ihrer Länder ihnen eine Menge heilſamer Anweiſungen gab. Dann durchreiſte er Paläſtina, Arabien und Egypten. — Im letzten Lande ließ er Pompejus Grabmahl, das er halb verfallen und mit Sand überſchüttet fand, wieder herſtellen und verſchönern. Auch Jeruſalem befahl er wieder aufzubauen, ein Unternehmen, das von den aus allen Enden des Reichs herzuſtrömenden Juden mit Eifer und Enthuſiasmus begonnen wurde. Dieſe Unglücklichen ſchmeichelten ſich ſchon mit der ſüßen Hoffnung, ihr Reich erneuert und ihre alte Herrlichkeit wieder hergeſtellet zu ſehen. Aber ihre eigene Unduldſamkeit vereitelte die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ergrimmt über die Vorrechte, die den Götzendienern in ihrer neuen Stadt zugeſtanden wurden, fielen ſie über Römer und Chriſten her, die in Judäa zerſtreut waren, und ermordeten ſie ohne Mitleid und Schonung. Zu dieſem grauſamen und verzweifelten Wag'ſtück verhetzte ſie hauptſächlich ein gewiſſer Barkochab, ein Schwärmer entweder, oder ein Betrüger, welcher vorgab, daß er der Stern ſey, von welchem Bileam geweiſſaget hätte, und ein Lichtſtrahl vom Himmel herabgeſtiegen, um ſie von der Knechtſchaft zu retten. Hadrian war zu Athen, als dieſe blutige Empörung ausbrach.

Unver-

Unverzüglich schickte er ein beträchtliches Heer unter Anführung des Julius Severus wider sie ab, und dieser Feldherr gewann manche, wiewohl auf beyden Seiten blutige Siege über die Rebellen. Zwey Jahre dauerte der Krieg. Mehr denn tausend der volkreichsten Flecken der Juden wurden während seiner verheert und beynahe sechsmalhunderttausend blieben in den Schlachten. Die Uebergebliebenen wurden aus Judäa verbannt und ihnen bey Lebensstrafe verboten, jemal wieder ihren vaterländischen Boden zu betreten.

Diesem Aufstande folgte ein gefährlicher Einfall von barbarischen Völkerschaften in dem Norden des Reiches. Mit unaufhaltsamer Wuth brachen sie in Medien ein, durchschwärmten ganz Armenien und streiften bis in Cappadocien. Hadrian, der einen sichern Frieden einem nutzenlosen Kriege unter jeder Bedingung vorzog, kaufte ihn den Barbaren durch beträchtliche Geldsummen ab, und ruhig kehrten sie in ihre Wüsteneyen zurück, zu geniessen ihres Raubes und auf frische Einfälle zu sinnen.

Dreyzehn Jahre hatte der Kaiser nun mit beständigen Reisen durch alle Theile seines weiten Reiches und ununterbrochenen Beschäftigungen zur Aufnahme desselben verbracht. Den Rest seines Lebens beschloß er in Rom zuzubringen. Grosse Freude erregte dieser Entschluß unter den Einwohnern der Hauptstadt. Sie empfiengen ihn mit den lautesten Freudensbezeugungen, und er, wiewohl itzt alt und schwerfällig, ermattete nicht im mindesten in seiner gewöhnlichen angestrengten Aufmerksamkeit auf die öffentliche Wohlfahrt. Seine Erholung bestand in dem Umgange mit den berühmtesten Männern in jeder Kunst und Wissenschaft. In nichts gefiel er sich mehr als darin, daß er weder als Privatmann noch

als

als Kaiſer irgend eine Kenntniß als unbeträchtlich und unbedeutend vernachläſſiget habe. Mit dieſer lobenswürdigen Wißbegierde verband er jedoch die Schwachheit, auf allgemeine Vortrefflichkeit Anſpruch zu machen, und beneidete die, welche ſich in irgend einer Kunſt und Wiſſenſchaft ihm gleich zu ſeyn oder vorzudrängen ſuchten. **Apollodorus**, den Baukünſtler, ſoll er haben umbringen laſſen, weil er die Fehler in einigen Gebäuden, die nach des Kaiſers Riſſen aufgeführet worden, zu freymüthig getadelt hatte. Als daher **Favorinus**, ein bey Hofe ſehr berühmter Philoſoph, eines Tages über einen ſpeculativen Stoff mit ihm diſputirte, erkannte er ſich überwunden, und als ſeine Freunde ihn deswegen tadelten, angeſehen er für ſeine Seite der Frage noch vieles hätte anführen können, antwortete er: **Wie könnt ihr mir es zumuthen, mit einem Manne zu haberechten, welchem dreyßig Legionen zu Gebote ſtehen.** Hadrians Begier nach litterariſchem Ruhme gieng ſo weit, daß er ſein Leben beſchrieben und ſeinen Bedienten befohlen haben ſoll, es unter ihren Nahmen herauszugeben. Dieſe Schwäche hinderte ihn jedoch nicht, alle Pflichten ſeines erhabenen Standortes bis ans Ende ſeines Lebens mit ununterbrochener Emſigkeit zu erfüllen. Er verbot den Senatoren und Rittern, anders als in ihren Ordenskleidern vor dem Publikum zu erſcheinen. Er unterſagte den Herrn ihre Sclaven zu tödten, und ließ, die es thaten, gleich andern Mördern abhören und verurtheilen. Schon dieſes Eine Geſetz müßte, in Ermangelung aller anderer Verdienſte, ihn der Nachwelt ehrwürdig und der Menſchheit theuer gemacht haben. Er traf noch mehrere Maasregeln, um das Schickſal dieſer Unglücklichen, welche die Gerechtigkeit bisher als zu niedrig für ihre Vorſorge überſehen hatte, zu erleichtern.

Er

Er befahl, wenn ein Herr in seinem Hause erschlagen gefunden würde, keinesweges alle Sclaven ohne Unterschied, sondern nur die auf die Folter zu bringen, welche den Mord hätten wahrnehmen und verhüten können.

Unter so gemeinnützigen Beschäftigungen verfloß sein Leben. Da er aber fühlte, daß die Beschwerden seines erhabenen Amtes, in eben dem Maße anwüchsen, in welchem seine Kräfte abnahmen, so beschloß er einen Thronfolger zu adoptiren, dessen Verdienste eine solche Erhebung rechtfertigten, und dessen Tapferkeit sie würde behaupten können. Nach manchem Bedenken wählte er den **Lucius Commodus**, dessen körperliche Schwächlichkeiten aber einem so wichtigen Posten nicht gewachsen waren. Adrian erfuhr dies zu seinem Leidwesen. Er bereuete es einen solchen Thronfolger ausgekieset zu haben, und sagte, er habe sich an einen morschen Stab gelehnt. Glücklicherweise starb Commodus bald nachher, und nun adoptirte der Kaiser den **Titus Antoninus**, welcher in der Folge den Zunahmen des **Frommen** erhielt; doch bewog er diesen vorher, zween andre, den **Marcus Aurelius** und den **Lucius Verus**, seinerseits wieder zu adoptiren, die dann auch alle in der Folge zum Throne gelangten.

Mittlerweile nahmen seine körperlichen Schwachheiten täglich zu, und zuletzt wurden seine Quaalen so unerträglich, daß er einige seiner Aufwärter flehentlich bat, seiner Marter und seinem Leben ein Ende zu machen. Allein Antoninus wollte es ihrer keinem erlauben, sich eines solchen Frevels schuldig zu machen; vielmehr bot er alle seine Erfindungskraft auf, um den Kaiser mit dem Leben wieder auszusöhnen. Einstens führte er ihm ein Weib vor, welches einen Traum gehabt haben wollte, daß der Kaiser wieder gene-

geneſen werde. Ein andermal einen Mann aus Pannonien, dem die nehmliche Offenbarung ſollte wiederfahren ſeyn. Nichts deſtoweniger wuchs Hadrians Pein mit jedem Tage. Weich ein Elend, rief er häufig aus, den Tod zu ſuchen und nicht finden zu können! Einem gewiſſen Maſtor nöthigte er theils durch Bitten, theils durch Drohungen, das Verſprechen ab, daß er ſeiner Quaal ein Ende machen wolle, aber ſtatt zu gehorchen ſuchte Maſtor ſein Heil in der Flucht, und derjenige, der über die Leben von Millionen zu gebieten hatte, vermochte mit dem Seinigen nichts nach Willkühr zu ſchalten. In dieſer bejammernswürdigen Lage ließ er ſich nach Baja bringen. Hier nahm die Wuth der Krankheit dermaßen überhand, daß ſein Verſtand von ihr angegriffen wurde, und er zur Hinrichtung verſchiedener Perſonen Befehle gab, welche zu vollſtrecken Antoninus ſich weislich hütete. Da er nun die Foltern ſeines Zuſtandes eher wachſen als ſich legen fühlte, ſo beſchloß er endlich, überall keine Arzeneyen mehr zu brauchen, und keine Lebensordnung mehr zu beobachten, wobey er zum öftern ſagte, daß die Könige lediglich durch die Menge ihrer Aerzte ſtürben. Dieſer Entſchluß, den er wirklich ausführte, diente endlich den Tod, welchen er ſo feurig wünſchte, zu beſchleunigen: und es war ohne Zweifel Freude über deſſen Annäherung, welche ihm jene wohlbekannten Stanzen eingab, mit deren Wiederholung er den Geiſt aufgab.

Zwey und ſechzig Jahre hatte Hadrianus gelebt, und ihrer zwey und zwanzig und eilf Monate hatte er in beynah ununterbrochenem Glücke regiert. Sein Privatcharakter ſcheint eine Miſchung von Tugenden und Laſter geweſen zu ſeyn. Als Fürſt aber äußerte er vielleicht mehr Weisheit und lobenswürdige

Be-

Betriebſamkeit, denn irgend einer ſeiner Vorfahren. Er war der erſte Kaiſer, der die Rechte des Reichs in einen ſtehenden Codex vereinigte. Durch ſeine Einrichtungen gewann das Reich eine weit größere Feſtigkeit und eine dauerndere Ruhe, als von ſo wilden Nachbaren draußen, und von ſo ausgearteten Einwohnern drinne, beynah nicht erwartet werden konnte.

Siebzehntes Kapitel.

Die Regierung Antoninus des Frommen.

Titus Antoninus, welchen Hadrian zum Nachfolger adoptiret hatte, war in der Stadt Nismes in Gallien geboren. Sein Vater, der aus einer alten und edeln Familie abſtammte, hatte der höchſten Ehren des Staates genoſſen. Zur Zeit ſeiner Thronbeſteigung war er bereits über funfzig Jahr alt, und hatte die allerwichtigſten Staatswürden mit groſſer Rechtſchaffenheit und Unverdroſſenheit verwaltet. Die Tugenden ſeines Privatlebens litten durch ſeine Erhebung nicht im mindeſten. Vielmehr verſchafften ſeine Gerechtigkeit, ſeine Mäßigung und Milde ihm einen Platz an der Seite der vortrefflichſten Fürſten. Seine Sitten waren ſo rein, daß man ihn gewöhnlich mit Numa verglich, und theils die Zärtlichkeit, die er ſeinem ſterbenden Vorfahr bezeugte, theils die auszeichnende Ehrerbietung, die er für die Religion des Vaterlandes hegte, erwarb ihm den Zunahmen des Frommen.

Von

Von Anfang ſeiner Regierung an befliß er ſich beſtändig, nur würdige und verdiente Männer zu den Staatswürden zu befördern. Er verminderte viele Auflagen und Steuern, und befahl alle mit einander ohne Partheylichkeit, und ohne die Unterthanen zu drücken, einzutreiben. Seine Freygebigkeit war ſo groß, daß er ſogar ſein ganzes Privatvermögen hingab, um den Bedürfniſſen der Dürftigen abzuhelfen. Und als ſeine Gattin Fauſtina dagegen Vorſtellungen wagte, verwies er ihr ihre Thorheit, und erklärte, ſeit er zur Regierung gelanget, habe er jedem Privatintereſſe gänzlich entſaget und beſitze überall nichts Eigenes, ſondern was er habe gehöre dem Staat. In Anſehung des Reichs hegte er ganz andere Grundſätze als ſein Vorfahr; unwillig ſeine Unterthanen mit koſtbaren und unnöthigen Frohnen zu belegen, verlieh er Rom ſehr ſelten. Dieſe ſeine Sparſamkeit machte es ihm deſto leichter, die Unruhen zu dämpfen, welche während ſeiner Regierung in Britannien, Dacien und Obermanien ſich ereigneten. So viel Sorgfalt für das Wohl der Bürger vergalten dieſe ihm mit Rührung und mit Dank. Das Menſchengeſchlecht liebte und ehrte ihn, und betrachtete ihn mehr wie einen Vater und Wohlthäter als wie einen Gebieter und Herrn. Aus den entfernteſten Gegenden des Erdbodens, aus Hyrcanien, Bactrien und Indien kamen Geſandte zu ihm, welche ihm theils Freundſchaft und Bündniß antrugen, theils ihn erſuchten, ihnen einen König zu geben, welchem zu gehorchen ihre Freude und ihr Stolz ſeyn würde. Die nehmliche väterliche Sorgfalt bewies er auch den Chriſten. Nicht nur unterſagte er allen Druck derſelben, ſondern befahl auch, daß wer ſich unterſtünde, ſie um keiner andern Urſache als ihrer Religion willen zu beunruhigen, die nehmliche Strafe dul-

den

den ſollte, in welche er den Bedrängten zu verwickeln gemeinet haben würde.

Nicht minder groß, als ſeine Gerechtigkeit, war auch ſeine Leutſeligkeit, Herablaſſung und Freymüthigkeit. Bey alle dem hütete er ſich wohl, die Nachſicht gegen die Seinigen ſo weit zu treiben, daß ſie dadurch zum Uebermuth oder zur Unterdrückung anderer verführet werden könnten. Nie erlaubte er ihnen, ihren Einfluß zu verkaufen, oder von denen, die ſie in ihren Schutz nahmen, auch nur ein freywilliges Geſchenk anzunehmen. Zur Zeit einer groſſen Hungersnoth in Rom ſorgte er aufs väterlichſte für ſein Volk, und erhielt die ganze Zeit ihrer Dauer eine groſſe Menge derſelben mit Wein und Brod. Wenn irgend einer ſeiner Freunde ihm einen Hang zu kriegeriſchem Ruhme einzuflößen ſuchte, pflegte er zu antworten, daß die Erhaltung eines einzigen Unterthanen ihm theurer ſey, als die Vertilgung vieler tauſend Feinde.

Die Gelehrſamkeit ſchätzte und liebte er, und wußte durch groſſe Gnadengehalte und die ehrenvollſte Behandlung die berühmteſten Männer aus allen Gegenden der Welt an ſeinen Hof zu ziehen. Unter andern ließ er auch den Stoiker **Apollonius** nach Rom rufen, um ſeinen adoptirten Nachfolger und Eidam, den Marcus Aurelius, in der Philoſophie zu unterweiſen. Apollonius kam, und war kaum angelangt, als der Kaiſer ihn zu ſehen wünſchte; aber mit einem Uebermuthe, der ſeiner Weisheit wenig kleidete, erwiderte jener, es ſey des Schülers Pflicht, dem Meiſter aufzuwarten, nicht aber dieſes, jenem. Antoninus lächelte. Es iſt doch ſeltſam, ſagte er, daß Apollonius, der keine Schwierigkeiten gemacht hat, von Griechenland nach Rom zu kommen, es

[illegible] zu hart findet, sich aus einem Hause Roms in das andere zu bemühen. Und nun schickte er seinen Zögling unverzüglich zu ihm. Unter so wohlthätigen Verrichtungen verstrich das Leben dieses guten Kaisers. Unermüdet arbeitend seine Unterthanen zu beglücken, durch sein Beyspiel sie zu bessern, und durch glimpfliche Verweise ihre Thorheiten zu heilen, ward er endlich zu **Lorium**, einem Lustschloß, das nicht ferne von Rom lag, von einem heftigen Fieber überfallen. Da er nun seine Kräfte schleunig und sichtbar hinsinken fühlte, so ließ er eiligst seine Freunde und vornehmsten Bedienten zu sich kommen, und bestätigte in ihrer Gegenwart die Thronfolge des **Marcus Aurelius**, ohne des **Lucius Verus** zu erwähnen, welchen Hadrian zum Theilnehmer der Thronfolge ernannt hatte. Dann befahl er die goldene Bildsäule der Fortuna, die gewöhnlich in des jeweiligen Kaisers Zimmer zu stehen pflegte, in das Zimmer seines Nachfolgers zu bringen, und starb im fünf und siebenzigsten Jahre seines Alters, nach einer segenreichen Regierung von zwey und zwanzig Jahren und beynah acht Monden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Regierung des Marcus Aurelius, den man auch Antonin den Weisen nennet.

Antoninus Tod erregte eine allgemeine Wehklage im ganzen Reiche, und sein adoptirter Sohn und Nachfolger, **Marcus Aurelius**, hielt ihm dem Herkom,

kommen gemäß ſelbſt die Leichenrede. Dann erklärte er, wiewohl von ſeinem Vorfahren allein zum Thronfolger ernannt, den **Lucius Verus** zu ſeinem Gehülfen und Mitgenoſſen. So ſahe Rom ſich zum erſtenmale von zween Kaiſern von gleicher Macht, aber von höchſt verſchiedenen Charakteren und Geſinnungen beherrſcht. Aurelius war der Sohn des **Annus Verus**, entſproſſen aus einer alten und erlauchten Familie, die ihren Stammbaum bis zu Numa hinauf führte. Lucius Verus war der Sohn jenes Commodus, welcher von Hadrian adoptirt werden, aber geſtorben war, ehe er das Reich hatte antreten können. Aurelius war eben ſo merkwürdig durch ſeine Tugenden und Vollkommenheiten, als ſein Reichsgenoſſe es durch unregelmäßige Leidenſchaft und verderbte Sitten war. Jener war ein Muſter ächter Regententugend, dieſer das Urbild der Unwiſſenheit, Liederlichkeit und Trägheit.

Kaum ſaßen die beyden Kaiſer auf ihrem Throne feſt, als das Reich von barbariſchen Völkerſchaften, die es umringten, auf allen Seiten angegriffen ward. Die Catten brachen in Germanien und Rhätien ein, und verheerten alles mit Feuer und Schwert, wurden jedoch nach einiger Zeit von **Victorinus** zurückgetrieben. Die Britten empörten ſich und erlagen dem **Caliſornius**. Die Parther thaten unter ihrem Könige **Vologeſus** einen furchtbarern Einfall als alle ihre vorigen geweſen waren. Sie vertilgten die römiſchen Legionen in Armenien; ſie drangen in Syrien ein, ſie verjagten die römiſchen Statthalter und erfüllten das Land mit Schrecken und Beſtürzung. Um dieſem barbariſchen Einbruch zu ſteuern, mußte Verus ſelbſt ſich entſchließen ins Feld zu ziehn; da denn Aurelius ihn eine Strecke Weges geleitete und alles

mögliche that, sowohl durch seinen Rath als durch tüchtige Bedienten, die er ihm zuordnete, seine Laster zu verbessern und zu zügeln.

Alle diese Vorsicht war jedoch verschwendet. Verus, des Zwanges müde, vernachlässigte die dringenden Geschäfte, die ihm oblagen, und stürzte sich in jede Art von Ausschweifung. Die Lebensart, die er auf seiner Reise führte, warf ihn in ein heftiges Fieber, dessen er durch die Stärke seiner Leibesbeschaffenheit sich zwar diesmal wieder ermächtigte; aber seine fehlerhaften Neigungen vermochte nichts zu bessern. Bey seinem Einzuge in Antiochien beschloß er, der Beschwerden des Krieges sich gänzlich zu entschütten und bloß seinen Vergnügungen zu leben. In den wollüstigen Fluren Daphnens, einer Vorstadt Antiochiens, die vermöge der Milde ihres Clima's, der Schönheit ihrer Häuser, des Reichthums ihrer Gärten und der Frische ihrer sprudelnden Quellen, von der Natur selbst zum Genusse erschaffen schien, schwelgte er in Wollüsten, die den wollüstigen Griechen selber unbekannt waren. Die Ehre des Feldzuges überließ er gänzlich den Legaten, die er wider den Feind absandte. Indessen fochten diese mit außerordentlichem Glücke. Statius Priscus eroberte Artazata; Martius schlug den Vologesus in die Flucht, plünderte und verbrannte Babylon und Ctesiphon und zerstörte den prächtigen Pallast der parthischen Könige. Binnen vier Jahren, so lange dieser Krieg dauerte, durchzogen die Römer den größten Theil des parthischen Reichs und bezwangen es beynahe gänzlich; auf dem Heimwege aber gieng fast die Hälfte des Heers durch Hunger und Pestilenz verloren. Dies hinderte den eiteln Verus jedoch nicht, sich zur Ehre eines Triumphes zu drängen, welchen

zu

zu verdienen andern ſo viel Schweis und Blut gekoſtet hatte. Nachdem er daher über Armenien einen König beſtellet hatte und die Parther ganzlich gedemüthiget ſah, kehrte er nach Rom zurück und feyerte gemeinſchaftlich mit Aurelius einen der prächtigſten und glänzendeſten Triumphe, die je in dieſer ſieggewohnten Stadt waren gehalten worden.

Während dieſer Feldzüge, welche mehrere Jahre dauerten, befliß Aurelius ſich daheim mit äußerſter Aufmerkſamkeit der unpartheylichſten Rechtspflege und möglichſten Beglückung aller ſeiner Unterthanen. Sorgfältig ſucht' er die öffentlichen Angelegenheiten in die möglichſtbeſte Ordnung zu bringen, und allen noch übrigen Gebrechen, die er in den Geſetzen und der Polizey fand, abzuhelfen. Bey dieſer Beſchäftigung bezeugte er jederzeit eine tiefe Ehrerbietung für den Senat, welchen er nicht ſelten in letzter Inſtanz entſcheiden ließ, ſo daß das Gemeinweſen unter ſeiner billigen und gerechten Verwaltung beynahe wieder aufzuleben ſchien. Seine Beſonnenheit und Einſichten giengen ſo weit, daß er oft zehn Tage hintereinander mit Ueberlegung einer einzigen wichtigen Angelegenheit zubrachte, aus allen Geſichtspunkten ſie betrachtete, jedes Für oder Wider aufs reiflichſte abwog, und während der Zeit den Senat ſelten eher verließ, als bis mit einbrechender Nacht der Conſul das Haus beurlaubt hatte. Mitten in dieſen rühmlichen Beſchäftigungen ſtörten ihn unaufhörliche kränkende Berichte von ſeines Gehülfen ſchlechter Aufführung, ſeiner Eitelkeit, Liederlichkeit und Ausgelaſſenheit. Lange ſtellte er ſich, als wenn er dieſen Berichten keinen Glauben beymäße; dann glaubte er, durch eine wohlausgeſonnene Heyrath ihn wieder zurückrufen zu können, und ſchickte ihm ſeine Tochter Lucilla,

ein Frauenzimmer von seltener Schönheit. Verus heyrathete sie wirklich zu Antiochien, allein der gewünschte Erfolg blieb aus. Lucilla äußerte einen Charakter, der ihres Vaters seinem wenig zusagte, und statt ihres Gatten Ausschweifungen zu zügeln, verleitete sie ihn vielmehr zu neuen. Noch hoffete Aurelius, daß bey Verus Rückkunft in Rom seine Gegenwart ihn einigermaßen in Schranken halten und dem Reiche seine Glückseligkeit endlich würde wiedergegeben werden. Aber auch hierinn irrte er sich. Verus Rückkunft war ein wahres Unglück für die Welt, indem sein Heer die Pest aus Parthien mitbrachte, und alle Provinzen, die es durchzog, mit einem tödlichen und unheilbaren Gifte ansteckte.

Unbeschreiblich ist das Elend, worin das Reich unmittelbar nach Verus Heimkunft versank. Im Vordergrunde dieses schrecklichen Gemähldes sehen wir einen Kaiser, den weder das Beyspiel der allervollendetsten Tugend, noch der unsägliche Jammer um ihn her, abhalten konnte, sich der ehrlosesten Ausschweifungen zu überlassen. Eine wüthende Pest verbreitete Entsetzen und Verheerung über alle Reiche der westlichen Welt. Gerüchte von Erdbeben, Theurung und unerhörten Ueberschwemmungen erschollen aus allen Gegenden, die Früchte des Feldes wurden in ganz Italien von ungeheuren Schwärmen Heuschrecken verzehrt, und zu gleicher Zeit standen ringsumher die barbarischen Nationen auf, die das Reich umzingelten; Germanen, Sarmaten, Quaden und Marcomannen nutzten den erbärmlichen Zustand des Reiches und streiften bis über die Grenzen von Italien. Umsonst boten die Priester alle ihnen nur bewußte Hülfsmittel auf, um dem überhandnehmenden Elend zu steuern und die zürnenden Götter zu versöhnen;

pen; sie gelobten Gelübde und schlachteten Schlachtopfer ohne Zahl; sie feyerten alle geheiligten Gebräuche, die jemalen in Rom bekannt gewesen waren. Das Fest der Lectisternien allein dauerte sieben Tage hintereinander. Um das Ganze zu krönen, erschufen diese Schwärmer, mit den bereits wüthenden Landplagen nicht zufrieden, deren neue, indem sie die Drangsale des Staates den Gottlosigkeiten der Christen zuschrieben und dadurch eine Verfolgung wider sie aufregten, die alle Theile des Reichs durchtobte und unzähligen Christen, unter andern auch Justin dem Märtyrer, und Polycarpus, dem Bischof von Smyrna, den Tod des Märtyrerthums verschaffte.

In diesen Auftritten allgemeinen Jammers, allgemeiner Unruhe und Verwirrung war es bloß die Tugend und die Weisheit eines einzigen Mannes, die dem Reiche seine Ruhe wiedergeben und seinen alten Wohlstand wiederherstellen konnte. Aurelius begann das große Geschäft mit einem Zuge wider die Marcomannen, auf welchem er auch Verus mit sich nahm, so ungern auch dieser Roms Wollüste mit den Beschwerden eines Lagers vertauschte. Bey Aquileja trafen sie auf die Marcomannen und schlugen sie nach einem hartnäckigen Gefechte aufs Haupt. Dann verfolgten sie die Fliehenden über die Alpen, überwanden sie in noch mehreren Gefechten und kehrten, nachdem sie ihren Uebermuth hinlänglich gedämpft hatten, ohne beträchtlichen Verlust nach Italien zurück. Da der Winter bereits sehr vorgerückt war, so beschloß Verus, von Aquileja nach Rom zurückzukehren. Unterwegens aber ward er von einem Schlagflusse befallen, der seinem Leben im neun und dreyßigsten Jahre seines Alters und im neunten seiner gemeinschaftlichen Regierung mit Aurelius ein Ende machte. Jener

Argwohn, welcher jeden Schritt und jedes Ereigniß im Leben der Fürſten belauert, ermangelte nicht, auch Verus Tod ganz andern Urſachen zuzuſchreiben. Einige ſagten, er ſey von der Kaiſerin **Fauſtina** vergiftet worden, andere, er ſey es von ſeinem eigenen Weibe **Lucilla**, und zwar aus Eiferſucht über den Hang, welchen er zu ſeiner Schweſter **Fabia** verrathen habe; wieder andere behaupten, daß Aurelius ſelbſt keinesweges dieſes Bubenſtücks unkundig geweſen ſey. Aber ſchon die Menge und Unvereinbarkeit dieſer Erzählungen zerſtört ihre eigene Glaubwürdigkeit.

Aurelius, der bisher nicht bloß das Reich, ſondern auch einen Regenten hatte regieren müſſen, begann itzt, da er ſich allein auf ſeinem erhabenen Standorte ſah, ſeine Thätigkeit und ſeinen Eifer zu verdoppeln. Vor allen Dingen verheyrathete er ſeine Tochter Lucilla wieder, und zwar an Claudius **Pompejanus**, einen Mann von mäßigem Glück und niedriger Herkunft, aber von überlegener Rechtſchaffenheit, **Tapferkeit** und Weisheit. Dann verließ er **Rom**, um den **Krieg** wider die Marcomannen zu enden, die in Vereinigung mit den Quaden, Sarmaten, Vandalen und andern barbariſchen Völkerſchaften ihre Feindſeligkeiten mit ungewöhnlicher Wuth und ſchrecklicher Verheerung erneuerten. Sie hatten vor Kurzem den **Vindex**, den Präfectus Prätorii, angegriffen, ihm an den Ufern der Donau eine Hauptſchlacht geliefert und ihm nicht weniger denn zwanzigtauſend Mann getödtet. Sie verfolgten die Römer ſogar bis gen Aquileja und würden die Stadt erobert haben, wenn der Kaiſer ſeine Truppen nicht in Perſon wider ſie ins Feld geführet hätte. Aurelius ſchlug ſie bald zurück und befliß ſich ihnen ähnliche Einfälle auf immer zu verleiden. Nicht weniger denn fünf

ganze

ganze Jahre koſtete ihm dieſe mühſelige Unternehmung, während welcher er dieſe barbariſchen Nationen unaufhörlich befehdete, ſich ſelbſt den ſchrecklichſten Beſchwerden unterzog und die Mängel eines zarten Körperbaues durch das Uebermaaß ſeiner Tapferkeit erſetzte. Jene ſtoiſche Weisheit, in der er war erzogen worden, hatte ihn eine Einfalt der Lebensweiſe gelehrt, die dem ganzen Heere zum Muſter diente. Unmöglich konnte der gemeine Krieger über Beſchwerlichkeiten klagen, deren ſtrengſte er den Kaiſer mit heiterer Gleichmüthigkeit übernehmen ſah'. Durch dieſe unnachahmliche Beharrlichkeit des Kaiſers ſowohl als ſeiner Krieger ward der Feind ſo abgemüdet, daß er endlich um Frieden bitten mußte, welchen ihm Aurelius unter ihm ſelbſt beliebigen Bedingungen zugeſtand, und ſodann im Triumph nach Rom zurückkehrte.

Nach des Kaiſers Heimkunft nahm er ſein Lieblingsgeſchäft wieder vor, jenes, durch Verbeſſerung der inneren Polizeyverfaſſung ſeine Unterthanen immer glücklicher zu machen. Er verordnete, daß die Vermögensumſtände eines Verſtorbenen nach dem fünften Jahre ſeines Ablebens keiner weiteren Unterſuchung ſollten unterworfen werden. Er minderte die öffentlichen Ausgaben und verringerte die Zahl der Schau- und Circusſpiele, die auf dem Amphitheater gegeben wurden. Ganz beſonders nahm er ſich der Armen an. Ihren Bedürfniſſen abzuhelfen machte ihm die ſüßeſte Freude, und er pflegte es eine ſeiner größten Glückſeligkeiten zu nennen, daß die Götter ihn in den Stand geſetzt, den Zuſagen ſeines Mitleids Gnüge thun zu können. Unermüdet bemühete er ſich, den Schwelgereyen der Großen Schranken zu ſetzen. Er unterſagte den Geringern den Gebrauch der Sänf-

en und der Wogen, und versuchte jedes Mittel um die Liederlichkeit und Ausgelassenheit der Weiber zu zügeln.

So lobenswürdige Beschäftigungen wurden bald wieder durch Erneurung der alten Kriege unterbrochen. Die Barbaren waren des Rückzuges seines Heers kaum inne geworden, als sie noch einmal zu den Waffen griffen und ihre Verheerungen wüthender denn jemalen wiederholten. Itzt hatten sie alle Nationen, von Illyricum bis zu den fernsten Häfen Galliens, auf ihre Seite gebracht. Ringsumher sahe Aurelius sich also wieder mit Gefahren umgeben. Sein Heer war durch die Pest und durch die Menge der Gefechte beynahe aufgerieben, und seine Schätze gänzlich erschöpft worden. Um jenem Mangel abzuhelfen, ergänzte er sein Heer mit Sclaven, Fechtern und selbst mit den Banditen Dalmatiens, die er in Eid und Pflicht nahm.

Um Geld zusammen zu bringen, verkaufte er alle Mobilien, die dem Reiche gehörten, und den ganzen prächtigen Hausrath, welcher in Hadrians Gemächern zusammen gehäuft war. Diese Versteigerung, die zwey Monden lang dauerte, warf eine Summe ab, die beträchtlich genug war, um alle Kriegskosten zu bestreiten. Nun trat er ohne Aufschub seinen Feldzug an. Er gieng auf einer Schiffbrücke über die Donau, griff den Feind an, gewann verschiedene Vortheile, verbrannte seine Häuser und Kornmagazine, und begnadigte die, welche sich unbesonnenerweise an dem Aufstande theilzunehmen hatten bewegen lassen, und itzt um Gnade baten. Das Umständlichere dieses Feldzuges ist von den Geschichtschreibern sehr verworren erzählet worden. Doch gedenken sie einer Schlacht, die dem Kaiser hätte verderblich werden können, wenn nicht die verwunderns-

wür-

würdigsten Zufälle ihm zu Hülfe gekommen wären. — Das Gefecht ward von des Feindes Schleuderern begonnen, welche vom jenseitigen Ufer eines Flusses herüber die Römer beunruhigten, und diese dadurch reitzten, über den Fluß zu gehen, und unter denen, die ihnen den Uebergang streitig machen wollten, ein schreckliches Gemetzel anzurichten. Der Feind zog sich itzt zurück; um aber die Römer zum Nachsetzen zu verlocken, ließ er einige Haufen Bogenschützen, von einem Geschwader Reuter unterstützt, zurück, welche durch fortdauerndes Scharmützeln selbige immer tiefer ins Land hineinlocken sollten. Dies gelang. Mit unbesonnener Tapferkeit griffen die Römer diese verlornen Haufen an, und verfolgten sie bis zwischen eine Kette unfruchtbarer Bäume, wo sie sich mit einmal auf allen Seiten eingeschlossen sahen. Ohngeachtet dieser mißlichen Lage fuhren sie fort zu fechten; aber der Feind, der einen Sieg, dessen er durch Zaudern gewiß war, nicht auf den Würfel des Zufalls setzen wollte, vermied es, sich mit ihnen einzulassen. Die unerträgliche Hitze des Tages, die Ermüdungen der langen Arbeit, und ein Durst, der an Verschmachten gränzte, benahmen dem römischen Heer allmälig alle Kraft und allen Muth. Sie sahen, daß sie weder fechten noch sich zurückziehen konnten, daß sie sich entweder den verzweifeltesten Gefahren Preis geben, oder eine Beute des schonungslosesten aller Feinde werden müßten. In dieser schrecklichen Lage, wo Kummer und Muthlosigkeit jedes Herz entmannete, rannte Aurelius durch die Glieder, und suchte umsonst ihre Hoffnung und ihren Muth wieder zu beleben. Nichts war zu hören, denn Aechzen und Wehklagen, nichts zu sehen, denn die Mine des Schreckens und der Verzweifelung. Als nun ganze Glieder bereits verschmachtend niedersanken, als eben die

Bar-

Barbaren sich rüsteten, auf den kraftlosen Feind herunterzusteigen, so bewirkte, wie einige Schriftsteller uns versichern, das feyerliche Gebet einer christlichen Legion einen Regenguß, der das verdürstete Heer augenblicklich erquickte. Mund und Hände und Helme sahe man sie empor heben, um jeden Tropfen des wohlthätigen Wassers, das zu ihrer Rettung von Himmel gesandt wurde, aufzufangen. Das nehmliche Gewölke aber, das ihnen Erquickung und Erholung träufelte, schleuderte auf den Feind so schreckliche Hagelschloßen, und so ungeheure Blitze herunter, daß derselbe in Entsetzen und Unordnung gerieth. — In dieser Lage griffen die gestärkten Römer ihn an, warfen ihn übern Haufen, und hieben den größten Theil seines Heers in Stücken.

Dies sind die Umstände eines Gefechtes, worüber sowohl heidnische als christliche Schriftsteller eins sind, doch mit dem Unterschiede, daß jene den Sieg dem Gebete des Kaisers, diese ihn ihrer Glaubensgenossen ihrem zuschreiben. Sey dem, wie ihm wolle, Aurelius schien von dem wunderbaren Beystande so überzeugt, daß er augenblicklich die Verfolgung der Christen aufgab, und beym Senat ein ihrer Religion sehr günstiges Zeugniß ablegte. Ohngeachtet dieses Sieges dauerte der Krieg doch noch mehrere Jahre, und erst nach wiederholten Niederlagen fühlte der Feind sich genöthigt, um Frieden zu bitten. Der Kaiser gewährt' ihn ihnen unter mehr oder weniger strengen Bedingungen, je nachdem er sie mehr oder weniger zu Empörungen aufgelegt gefunden hatte. Um sie dem römischen Reiche durchaus zu unterwerfen, hatt' er auch den Entschluß gefaßt, ihr Gebiet in Provinzen zu vertheilen. Aber eine neue Empörung rief ihn zur Vertheidigung seines Throns und Lebens zurück.

Avidius

Avidius Caſſius war einer von des Kaiſers begünſtigſten Feldherrn, und derjenige, dem man den beſten Erfolg der römiſchen Waffen in Parthien zu verdanken hatte. Sein Hauptverdienſt ſcheint in der Wiederherſtellung der alten Kriegskunſt beſtanden zu ſeyn. Er affectirte aber auch noch einen vorwiegenden Hang zu der alten Form des Gemeinweſens. Aber dieſe ſeine ſcheinbare Freyheitsliebe beabſichtigte im Grunde nichts anders, als ſeine Erhebung auf den Trümmern der jetzigen Verfaſſung. Da er nun ſeine Soldaten, (denn er war mit einem Heer im Oſten zurückgelaſſen worden) geneigt fand, ſeine Anſprüche zu unterſtützen, ſo nahm er in Syrien den kaiſerlichen Titel an. Einer ſeiner Hauptkunſtgriffe, durch die er die Liebe des Volks zu gewinnen hoffte, war das Vorgeben, daß er von jenem berühmten Caſſius, dem Mörder Cäſars, herſtamme und gleich ihm, behauptete er, ſey es ſein einziges Begehren, das Gemeinweſen in Rom wiederherzuſtellen. Dazu ließ er ausſprengen, daß Aurelius, für welchen er immer die größte Ehrerbietung heuchelte, todt ſey. Durch alle dieſe Mittel gelang es ihm, ein ſtarkes Corps Truppen zuſammen zu bringen, und durch deſſen Hülfe binnen kurzem das ganze Land von Syrien bis an das Gebürge Taurus zu unterwerfen. So mißliche Ausſichten vermochten wohl des Kaiſers Thätigkeit, aber nicht im mindeſten ſeine Beſorgniſſe zu verdoppeln. Ohne die geringſte Unruhe über den Ausgang zu verrathen, rüſtete er ſich den Rebellen zu begegnen, und ſagte den Soldaten, er wolle dem Avidius gerne das Reich abtreten, wenn man es der Wohlfahrt des Gemeinweſens am zuträglichſten glaubte; er ſeiner Seits habe von ſeiner Erhebung keine andere Früchte geerndtet, als unaufhörliche Arbeit und Sorgen. „Gerne," rief er, „will ich dem

Avidius

„Avidius gegenüber vor dem Senate und vor euch „mich ſtellen. Gerne will ich ohne Vergießung eines „Tropfen Blutes, ohne einen einzigen Schwert„ſtreich, ihm das Reich überlaſſen, wenn man es „dem öffentlichen Beſten zuträglich findet. Aber „nimmer wird ſich Avidius einem ſo gerechten Rich„terſtuhle unterwerfen, er, der ſeinem Wohlthäter un„getreu geweſen iſt, wird ſchwerlich irgend jemandes „Betheurungen trauen. Selbſt mir wird er ſich „ſchwerlich anvertrauen, im Fall das Verhängniß „ihn mir in die Hände lieferte. Und dennoch, meine „Kriegsgenoſſen, iſt es meine einzigſte Sorge, ich „ſage das mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit, daß dieſer „Mann ſeinem Leben ſelbſt ein Ende machen, oder „daß irgend jemand, in der Meinung mir einen „Dienſt zu leiſten, ſeinen Tod beſchleunigen möge. „Meine ſüßeſte Hoffnung iſt, der Welt zu zeigen, daß „ich auch der blutigſten Beleidigung verzeihen könne, „mein feurigſter Wunſch, Avidius trotz ſeines Sträu„bens zu meinem Freund zu machen, und der Welt „zu beweiſen, daß auch Bürgerkriege einen glückli„chen Ausgang gewinnen können!“

Avidius wohlwiſſend, daß verzweifelte Unternehmungen mit Schnelle müſſen durchgeſetzt werden, bemühete ſich mittlerweile auch Griechenland auf ſeine Seite zu bringen. Aber die allgemeine Liebe zu dem weiſen und guten Kaiſer vereitelte ſeine Erwartung, und auch nicht eine Stadt vergaß ſich in dem Grade, daß ſie zu ihm übergegangen wäre. Dieſer Fehlſchlag gab ſeinen Angelegenheiten mit einmal eine ſchlimme Wendung. Seine Soldaten und Officiere begannen ihm anfangs mit Kälte, dann mit Verachtung zu begegnen, und zuletzt ermordeten ſie ihn innerhalb einem Monate nach ſeiner Empörung. Sein

Kopf

Kopf ward zum Kaiſer gebracht, der ihn mit Bedauern empfieng und ihn mit Ehren beſtatten ließ. Die übrigen Mitverſchwornen wurden mit großer Gelindigkeit behandelt. Einige wenige wurden verbannt, aber bald wieder zurückgerufen. Dieſe Milde ward von einigen bewundert, von andern verdammt; aber dem Kaiſer kümmerte das Murren, oder der Beyfall der Menge gleich wenig. Zufrieden und glücklich in dem Beyfalle ſeiner ſelbſt, folgte er den Zuſagen ſeines unbeſtechlich rechtſchaffenen Herzens, und that, was ihm gut däuchte. Als ſich einige die Freyheit nahmen, ſein Betragen zu tadeln und meinten, daß Avidius ſich nicht ſo edelmüthig gegen ihn würde benommen haben, erwiderte der erhabene Kaiſer: „Ich bin nie gegen die Götter ſo ruchlos geweſen, noch hab' ich mein Reich ſo nachläſſig regiert, daß ich hätte fürchten dürfen, Avidius werde ſiegen.“

Wiewohl nun Avidius nicht mehr war, ſo beſchloß Aurelius dennoch, diejenigen, die durch ſein Beyſpiel verführt waren, zum Gefühl ihrer Pflicht zurück zu bringen. Zu dem Ende machte er eine Reiſe in den Orient, wo er überall, wo er hinkam, aller Herzen durch ſeine Leutſeligkeit gewann, durch ſeine Milde feſſelte, durch ſeinen Unterricht belehrte, und durch ſein Beyſpiel beſſerte. Um für die Zukunft ähnlichen Empörungen vorzubeugen, verordnete er, daß, da Avidius ein Eingeborner des Landes geweſen, das er zur Empörung verführte, niemand für die Zukunft in der Provinz, darin er geboren worden, den Oberbefehl führen ſollte. Während dieſer Reiſe erkrankte die Kaiſerin Fauſtina plötzlich und ſtarb. Sie war ein Frauenzimmer, deren üppige Lebensart ihrem hohen Stande wenig zuſagte; aber ihr duldſamer Gemahl konnte oder wollte den nachtheiligen Gerüchten,

die

die von ihr umliefen, niemalen Glauben beymeſſen, und geſtand ihr alle die ſchlechtverdienten Ehrenbezeugungen zu, die der Senat ihrem Andenken aufdrang.

Auf ſeinem Heimwege nach Rom beſucht' er Athen, deſſen Einwohnern er groſſe Vorrechte zugeſtand, und wo er in allen Fächern Lehrer beſtellte, die er zu Aufmunterung der Wiſſenſchaften mit den anſehnlichſten Gehalten verſah. Bey ſeiner Landung in Italien legte er die Soldatentracht ab. Das Heer that das nehmliche, und ſo hielten ſie im Gewande des Friedens und der Bürgertugend ihren Einzug in Rom. Zum Andenken jener acht Jahre, die er entfernt geweſen war, ſchenkte er jedem Bürger acht Goldſtücke und erließ ihnen alle Schulden, mit denen ſie dem Staate ſeit ſechzig Jahren verhaftet waren. Zu gleicher Zeit ernannte er ſeinen Sohn Commodus zu ſeinem Nachfolger und ließ ihn an ſeinem triumphirenden Einzuge Theil nehmen. Dann flüchtete er für eine Weile auf ſein Landgut, wo er mit dem Studio der Philoſophie ſeinen Geiſt erquickte und ſeinen Wandel berichtigte; die Philoſophie nannte er ſeine Mutter, wogegen er die Politik nur ſeine Stiefmutter zu nennen pflegte. Oefters hörte man ihn ſagen, daß die Völker glücklich ſeyn, deren Weltweiſe Könige, oder deren Könige Weltweiſe wären. In der That war er einer der erſten Weltweiſen ſeines Zeitalters. Und wär' er auch in einem niedrigen Stande geboren worden, ſo würde doch ſein Schriftſtellerverdienſt ihm die Unſterblichkeit zugeſichert haben. Auch war ſein Wiſſen nicht bloſſe Speculation, es war Richtſchnur aller ſeiner Schritte und Handlungen, und ſein Ruhm war ſo unerſchütterlich, daß man ihn nie eine Gemüthsbewegung hat äuſſern, noch ſeine Miene verändern ſehen, weder

auf

auf eine freudige noch traurige Weise. Seine vornehmsten Lehrer waren Apollonius von Chalcis, und Sextus Cheronensis, der Enkel des großen Plutarch; diese konnten sich des nächsten Antheils an jener Gnade rühmen, die er über alle gelehrte Männer seines Zeitalters verbreitete. Er wußte seine Freygebigkeit mit so viel wirthschaftlicher Sparsamkeit zu verflößen, daß er mehr der gewissenhafteste Verwalter fremder Güter, als der Besitzer eigenen Eigenthums zu seyn schien. Auch fühlte er so stark, wie wenige die Kunst zu geben verständen, daß er der Göttin, die den Wohlthaten vorsteht, einen Tempel baucte.

Nachdem er solchergestalt seinen Unterthanen den Frieden, und dem Menschengeschlechte Ruhe und Wohlfahrt wieder gegeben hatte, hoffte er den Abend seines Lebens in Ruhe zubringen zu können. Aber es war sein Schicksal, in beständiger Thätigkeit leben und sterben zu sollen. Nachricht lief ein, daß die Scythen und die barbarischen Nationen des Nordens wieder in Waffen ständen, und das Reich mit fürchterlicher Wildheit verheerten. Ohne Bedenken beschloß der bejahrte Kaiser, sein graues Haupt für die Vertheidigung seines Vaterlandes preis zu geben, und traf die schleunigsten Anstalten, dem Feinde zu begegnen. Zum erstenmal ersucht' er den Senat, ihm Geld aus dem öffentlichen Schatze vorzuschießen, und wiewohl es nur bey ihm stand, ohne jenen zu fragen, alle Summen aus ihm heraus zu nehmen, die ihm nur beliebten, so erklärte er dennoch, daß die Kaiser durchaus kein Privateigenthum hätten, ja daß selbst der Pallast, in dem sie wohneten, nicht einmal ihnen gehöre. Das Volk, dessen Liebe zu seinem Kaiser täglich zunahm, sah mit Bedauren, daß er sich schon wieder rüste, sie zu verlassen und sich den Gefahren

des Krieges blos zu ſtellen. Es ſammlete ſich vor ſeinem Pallaſte, und bat ihn, nicht von ihnen zu ſcheiden, bis er ihnen ſeinen Segen ertheilt, und zur Einrichtung ihres künftigen Betragens ihnen einige heilſame Lebensregeln hinterlaſſen habe; damit, falls es den Göttern gefiele, ihn zu ſich zu nehmen, ſie mit ſeinem Beyſtande auf dem nehmlichen Tugendpfade verharren möchten, auf welchen ſein Beyſpiel ſie geführet hatte. Dieſem Anſinnen ſich zu fügen, war dem vortrefflichen Kaiſer ein wahrer Seelengenuß. Drey ganze Tage brachte er mit der Unterweiſung ſeines Volkes zu. In kurzen Denkſprüchen lehrte er ſie die Mittel, tugendhaft und glücklich zu leben, und ſchied dann von ihnen, von ihren Thränen und Gelübden begleitet. Das Umſtändliche dieſer Feldzüge iſt von den Geſchichtſchreibern nicht aufgezeichnet worden. Nur ſo viel wiſſen wir, daß verſchiedene Schlachten geſchlagen wurden, in welchen allemal der Sieg des Kaiſers Klugheit, Tapferkeit und Beyſpiele zuzuſchreiben war. Immer war er an der Spitze ſeines Heers, immer in den gefährlichſten Gegenden des Schlachtgedränges. Er baute verſchiedne Feſtungen und ordnete die Beſatzungen derſelben dergeſtalt, daß er ſeine barbariſchen Nachbaren am ſicherſten in Ehrfurcht halten möchte. Grade wollt' er den dritten Feldzug beginnen, als er von der Peſt, die ihn zu Vienna befiel, in ſeiner glorreichen Laufbahn aufgehalten wurde. Nichts konnte jedoch ſeine Sehnſucht, die Menſchen zu beglücken, dämpfen. Wiewohl ſeine Unterwürfigkeit unter den Willen der Vorſehung ihn dem herannahenden Tode mit Ruhe begegnen ließ, ſo ſchien ſeines Sohnes und Nachfolgers Jugend und wenig verſprechende Anlage ihm dennoch groſſe Unruhe zu machen, und ihm die Qualen der Auflöſung zu erſchweren.

Kin-

Ringend mit so ängstenden Besorgnissen, und hin und her geworfen zwischen Furcht und Hoffnung, wandt' er sich an seine Freunde und an die vornehmsten Staatsbedienten, die um sein Bette standen, und sagte ihnen: Da sein Sohn itzt seinen Vater verlieren sollte, so hoffe er, er werde in ihnen viele Väter wieder finden; er hoffe, sie werden seine Jugend leiten, und ihn auf eine Weise unterrichten, die ihnen und des Staats Wohl am zuträglichsten wäre. — „Ueberzeuget ihn, fuhr der sterbende Weise fort, daß alle Schätze und Ehren der Welt nicht hinreichen, um die Ehrsucht und die Lüste eines Tyrannen zu befriedigen, und daß die stärksten Leibwachen und die gewaltigsten Kriegsheere vor dem Dolche der Verschwornen ihn nicht sichern mögen. Versichert ihn, daß grausame Fürsten nie einer langen und friedlichen Regierung genießen, und daß die wahren Freuden der Macht nur dem vorbehalten bleiben, dessen Milde und Leutseligkeit die Herzen der Bürger gewann. Eure Pflicht ist's, ihn zu lehren, daß erzwungener Ruhm nie aufrichtig ist, und daß, wer von den Menschen Treue gewarten will, ihnen Zuneigung, nicht aber Furcht abgewinnen müsse. Verhehlet ihm nimmer weder die Schwierigkeit noch die Nothwendigkeit, seinen Leidenschaften um so engere Schranken zu setzen, je weniger deren seinem Ansehen abgesteckt sind. Dies sind die Wahrheiten, die er unaufhörlich vor Augen haben muß; wenn ihr diese ihm gewissenhaft anzeigt, so werdet ihr euch das seltene Verdienst erwerben, einen guten Fürsten zu erziehen, und ihr werdet mein Andenken auf die allerrühmlichste und alleredelste Weise ehren, ja ihr werdet es verewigen." — Hier unterbrach den Strom seiner Rede das erste Zucken des letzten Kampfes, der am folgenden Tage seinem unschätzbaren Leben ein Ende

machte. Neun und funfzig Jahre hatt' er gelebt, und deren neunzehn nebſt einigen Tagen regiert.

Alle Blüthe und Glorie des römiſchen Reiches ſchien mit Aurelius Tode dahin zu ſeyn. Von nun an werden wir eine Folge von Kaiſern ſehen, die entweder laſterhaft oder ohnmächtig, entweder muthwillig nachläſſig, oder doch zu ſchwach waren, die Würde des Reiches zu behaupten. Wir werden ein Reich ſehen, das unter ſeinem eigenen ungeheuren Gewichte erliegend, von außen durch barbariſche und glückliche Feinde geängſtigt, von innen durch ehrſüchtige und grauſame Factionen zerriſſen wird, deſſen Grundſätze unheilbar verdorben ſind, deſſen Philoſophie mit der Religion in immerwährendem Kampfe, umſonſt verſuchte, die Gemüther der Menſchen zu berichtigen; deſſen Gemeingeiſt und Patriotismus, über einen zu ungeheuren Umkreis ausgegoſſen, täglich mehr verdünſtet, verflattert, und endlich gar erlöſcht. Wir werden das Volk in eben dem Maaße, darin es politiſch ohnmächtiger ward, auch ſittlich kraftloſer und ſtumpfſinniger werden ſehen; wir werden ſeine Geſchichtſchreiber kalt und geiſtlos bleiben ſehen, bey den allerintereſſanteſten Ereigniſſen; wir werden die letzten Zuckungen und das endliche Erliegen des größten Reichs auf dem ganzen Erdboden in geſpitzter Kürze oder in weiter Weitſchweifigkeit beſchrieben finden.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Die Regierung des Commodus.

Aurelius Verdienste verschafften dem Commodus eine unbestrittene Nachfolge. Das Heer, der Senat, das Volk und alle Provinzen erkannten ihn nach und nach als Kaiser. Obwohl er nur das Reich der Adoption seines Vaters verdankte, so waren doch manche der Meinung, daß er der Bastard eines Gladiators sey, und sein nachheriges Betragen sowohl, als der wollüstige Charakter seiner Mutter Faustina geben dieser Meinung kein geringes Gewicht. Ohngefähr neunzehn Jahr war er alt, als er den Thron bestieg. Seine Bildung war angenehm und männlich. Kein Mensch konnte in Leibesübungen erfahrner seyn; nicht selten focht er mit Gladiatoren und besiegte sie allemal; er warf den Wurfspies, und schoß den Bogen mit beynah unglaublicher Geschicklichkeit. Nie verfehlt er eines noch so schnellen Thieres im vollen Laufe und traf jedes Gliedmaas ihres Leibes, dahin er zielte. Einstmalen tödtete er hundert Löwen, die zu gleicher Zeit auf das Amphitheater waren losgelassen worden. Er schoß die Vögel im Fluge mit niemals irrender Sicherheit, und wußte Straußen in ihrem schnellsten Laufe mit halbmondförmig geschnitzten Pfeilen den Kopf herunterzuhauen. J. d. Chr. 179. J. C.

Ein Glück für ihn und für das Menschengeschlecht wäre es gewesen, wenn er seine Geisteskräfte mit eben der Emsigkeit geübet hätte, mit welcher er die Kräfte seines Leibes übte. Seine ganze Regierung war ein Gewebe von Ueppigkeit und Thorheit, Grausamkeit und Ungerechtigkeit, Raubsucht und

Ausgelaſſenheit. Zwiſchen ſeinem und Domitians Betragen iſt eine ſo auffallende Aehnlichkeit, daß man glauben möchte, die nehmliche Regierung zweymal zu leſen.

Bey ſeinem Einzuge in Rom empfieng das Volk ihn mit einem Jubel und einer Freude, die an Ausſchweifung und Wahnwitz gränzte. Eine Zeitlang zeigte er ihrer Zuneigung ſich auch würdig. Aber nur zu bald verleitete der Leichtſinn ſeines Temperaments und die Verdorbenheit ſeiner Günſtlinge ihn zu dem unwürdigſten und niederträchtigſten Beginnen. Er gieng mit ſeinen Cameraden in Wirths- und Hurenhäuſer. Er verſpielte den Tag mit Schmauſen und die Nacht mit noch ehrloſern Genüſſen, zu welchen er nicht weniger denn dreyhundert Männer und eben ſo viele Weiber unterhielt. — Gleich Caligula begieng er Blutſchande mit allen ſeinen Schweſtern. Bisweilen durchſchwärmte er den Markt, gleich einem Tabuletkrämer, mit allerley geringen Waaren. Bisweilen ſpielt' er die Rolle eines Roſſeäuſchers, und zu einer andern Zeit führte er ſeinen Wagen in der Kleidung eines Sclaven.

Nur Menſchen, welche ihm glichen, nur die Gefährten ſeiner Freuden und die Diener ſeiner Grauſamkeiten erhob er zu den Würden des Reiches. Wenig bekümmert er ſich um die Regierungsgeſchäfte, als welche er gänzlich dem **Perennius** überließ, deſſen Habſucht nur von ſeiner Grauſamkeit übertroffen wurde. Das unerträgliche Benehmen dieſes Miniſters veranlaßte eine Verſchwörung wider **Commodus**, in welcher ſeine Schweſter **Lucilla** und ihr Gemahl **Pompejanus** die Hauptperſonen waren. Derjenige, dem die Ermordung des Kaiſers aufgetragen wurde, war ein gewiſſer **Quintianus**. Unbeſonnener Weiſe fuhr aber dieſer offenbar und trotzig auf den

Kaiſer

Kaiser los, schwang seinen Dolch und rief: dies schickt dir der Senat. Augenblicklich bemächtigte sich einer der Anwesenden seines Arms, hinderte den tödtlichen Stoß, und nun entdeckte der Unglückliche den ganzen Anschlag und alle die darin verwickelt waren. Lucilla, Pompejanus und Quintianus wurden hingerichtet. Manche andere, wiewohl gänzlich unschuldig, hatten das nehmliche Schicksal. Ganze Schaaren Senatoren schlachtete Perennius, vorgeblich als Mitverschworne, in der That aber, um sich ihrer Güter und ihres Vermögens bemächtigen zu können. Durch diese Mittel gelangte er zu unermeßlichem Reichthum, und dieser Reichthum verleitete ihn zu dem Gedanken, sich auch des Reiches zu bemeistern. Schon traf er einige Anstalten zu dem Ende, aber mit so weniger Vorsicht, daß sein Anschlag ruchtbar ward. Commodus erwachte aus seiner Schlafsucht und ließ beydes, ihn und seinen Sohn, welcher die Legionen hatte zur Empörung verführen wollen, hinrichten.

Zwey nahe hintereinander entdeckte und gestrafte Verschwörungen konnten nicht ermangeln, den Kaiser noch grausamer und argwöhnischer zu machen, und seine Grausamkeiten veranlaßten deren unaufhörlich neue. An der Spitze einer Schaar Banditen verheerte ein gewisser **Maturnus** Gallien und Spanien, und ließ sichs endlich gar einfallen, nach dem Throne zu lüstern. Zu Erreichung dieses Zwecks hieß er einige seiner Soldaten bey einer gewissen Feyerlichkeit sich unter des Kaisers Leibwache mischen, und ihn ermorden. Aber eben diese verriethen, in Hoffnung einer ansehnlichen Belohnung, ihren Anstifter, und er ward mit einer Menge anderer unverzüglich hingerichtet. Um die nehmliche Zeit fiel **Cleander**, des Kaisers vornehmster Günstling, ein Opfer der Wuth

des Volks, das wegen seines unerträglichen Uebermuthes ihn haßte. Ein anderer Günstling, Nahmens Julian, ward auf des Kaisers Geheiß getödtet und bald nachher auch ein Dritter, denn dieser lasterhafte Fürst konnte nicht ohne Günstling leben, Nahmens Regillius. Diesen Hinrichtungen folgte der Mord seines Weibes Crispina, der Nichte seines Vaters Faustina, und einer Menge anderer, deren Tugenden oder Schätze seine launische Grausamkeit reizten. Wenn jemand sich an einem Feind zu rächen wünschte, so durfte er nur mit Commodus um eine Summe Geldes eins werden, um ihn auf jede ihm beliebige Art aus der Welt schaffen zu dürfen. Einst ließ er einen Mann den wilden Thieren vorwerfen, weil er im Suetonius das Leben des Caligula gelesen hatte. Einen andern ließ er in einen glühenden Ofen stürzen, weil er zufälliger Weise sein Bad zu heiß geheitzt hatte. War er gerade bey guter Laune, so pflegte er seine Freunde wohl zu rasiren und ihnen zum Spaß Nasen und Ohren wegzuschneiden. Seinen eigenen Hals aber vertraute er vorsichtiger Weise keinen andern Händen an, als seinen eigenen.

Bey aller dieser Grausamkeit verließ seine Eitelkeit ihn keinesweges. Statt mit zahllosen Titeln, die der schmeichelnde Senat ihm aufdrang, sich zu begnügen, legte er sich selbst eine Menge anderer bey, die ihm angenehmer däuchten. Einsmal befahl er, daß man ihn für den Hercul, den Sohn Jupiters halten solle, und erschien in dem ganzen Costum dieses Helden. Er führte eine Keule. Er kleidete sich in eine Löwenhaut. Er ließ, um jenen Riesenmörder und Drachenvertilger recht lebhaft darzustellen, eine Menge Armer und Krüppel, die in den Straßen herumlagen und bettelten, als Ungeheuer auskleiden,

gab

gab ihnen Schwämme, mit denen sie statt der Steine ihn werfen mußten, fiel dann wüthend mit seiner Keule über sie her und zermalmte sie alle. — Als er der Hercules Rolle müde war, ward er eine Amazone. Und endlich vergaß er der Würde seines erhabenen Postens so sehr, daß er seinen Pallast verließ, in einer Fechtschule lebte, und aller seiner vorigen Titel überdrüßig, den Nahmen eines berühmten Fechters annahm.

Während dieser bejammernswürdigen Unordnungen gewannen die Barbaren an den Gränzen des Reichs täglich neues Erdreich; und wiewohl seine Statthalter wider die Britten, Mohren, Dacier, Deutschen und Pannonier glücklich fochten, so gerieth das Reich doch täglich in größere Gefahren, indem die Zahl der Feinde durch jede Niederlage mehr zu als abzunehmen schien und weder Vergleiche die Barbaren zu fesseln, noch Siege sie zu dämpfen vermochten. Mittlerweile waren die Handlungen des Kaisers dem ganzen Menschengeschlechte so verhaßt, und den römischen Bürgern so verächtlich geworden, daß sie seinen Tod eifrigst wünschten. Am Janusfest wollte dieser unwürdige Fürst, gleich einem gemeinen Gladiator, nackend vor dem Volke fechten. Umsonst verwiesen drey seiner Günstlinge, nehmlich **Lätus**, sein Feldherr, **Electus**, sein Cämmerer, und **Marcia**, von seinen Beyschläferinnen diejenige, der er von jeher die meiste Anhänglichkeit bezeuget hatte, ihm die Unschicklichkeit dieses Schrittes. Sie gewannen nichts damit, als daß der Tyrann aufs heftigste wider sie ergrimmte und ihnen im Herzen auf der Stelle den Tod schwur. Nun pflegte er, gerade wie einstens Domitian, die Nahmen derer, die er dem Untergange geweiht hatte, auf eine Rolle, die er sorgfältig bey

ſich trug, einzuzeichnen. Dieſe Rolle ließ er einſtens, da er in ein anderes Zimmer zu baden gieng, auf dem Bette liegen. Ein kleiner Knabe, der gewöhnlich um ihn war, fand ſie, ſpielte eine Weile damit und brachte ſie dann zur Marcia. Mit Entſetzen fand dieſe ihren eigenen Nahmen in dem Blutregiſter. Sie rief unverzüglich den Läthus und Electus, entdeckte ihnen ihre gemeinſchaftliche Gefahr, und es ward auf der Stelle beſchloſſen, dem Tyrannen zuvorzukommen. Nach einigen Berathſchlagungen beſchloß man, ihn mit Gift aus dem Wege zu bringen. Marcia gab ihm den Trank, ein Opiat vermuthlich, welches er kaum eingenommen hatte, als er in einen todesähnlichen Schlummer niederſank. Um die That zu verheimlichen, hieß Marcia, als wolle ſie des Kaiſers Ruhe nicht geſtört wiſſen, alle Anweſenden ſich entfernen; zu ihrem äußerſten Schrecken aber erwachte der Kaiſer wieder, und fieng an ſich aufs fürchterlichſte zu übergeben. Zitternd vor den Folgen ſeiner vermuthlichen Wiedergeneſung, trat ſie augenblicklich mit den übrigen Verſchwornen zuſammen, und man beſchloß, einen jungen Mann, Nahmens Narciſſus, in das Verbündniß zu ziehen. Marcia zeigte ihm ſeinen Nahmen unter der Zahl derer, die dem Untergange geweihet waren, und beredete ihn, den Tyrannen zu ſeiner eignen Rettung hinzurichten. Narciſſus übernahm die verwegene That mit Freuden, und nun ward Commodus durch ihre vereinigten Kräfte erdroſſelt. Er ſtarb im ein und dreyßigſten Jahre ſeines Alters, und im dreyzehnten ſeiner ruchloſen Regierung. Gleich ihm ſind wenige ſeiner Nachfolger einem gewaltſamen Tode entronnen.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Pertinax.

Commodus ward mit ſo viel Heimlichkeit und Hurtigkeit umgebracht, daß wenige der Zeit die natürlichen Umſtände ſeines Todes erfuhren. Sein Körper ward einem Stück unnützen Hausrathe ähnlich eingepackt, und durch die Wachen getragen, die größtentheils trunken oder im Schlafe waren. J. d. Ct. 254. J. C. 192.

Noch vor Vollziehung des Mordes hatten die Verſchwornen ſich einen Nachfolger auserſehen. Dieſer war Helvius **Pertinax**, ein Mann, der mannichfaltige Glücksveränderungen in ſeinem Leben erfahren, und alle mit einem Muthe und einer Tugend beſtanden hatte, die ihn des erhabenſten Poſtens würdig machten. Er war urſprünglich der Sohn eines Freygelaſſenen, Nahmens **Aelius**, welcher ihm zur Noth ſo viele Kenntniſſe beybringen ließ, als er brauchte, um einen kleinen Laden in der Stadt zu halten. Nun ward er Schulmeiſter. Dann ſtudirte er die Rechte. Dann trat er in den Soldatenſtand. In dieſem betrug er ſich ſo beyfallswürdig, daß er die Stelle eines Hauptmanns in einem Feldzuge wider die Parther erhielt. Von nun an ſchwang er in Britannien und Möſien ſich durch die verſchiedenen Abſtufungen der kriegeriſchen Beförderung unter Aurelius bis zum Befehlshaber einer Legion empor. In dieſem Dienſte leiſtete er dem Staate in einem Kriege wider die Barbaren ſo ausgezeichnete Dienſte, daß er zum Conſul, und nach und nach zum Statthalter von Dacien, Syrien und Kleinaſien erhoben wurde. Unter Commodus Regierung ward er verbannt, bald nachher aber zurückgerufen, und nach Britannien geſchickt,

schickt, um die Mißbräuche beym Heer zu reformiren. Während dieser Beschäftigung rettete sein gewöhnliches gutes Glück ihn aus den äußersten Gefahren. Die Legionen empörten sich, griffen ihn an, und ließen unter einem Haufen wirklich Erschlagener ihn für todt liegen. Er erholte sich aber, strafte die Aufrührer aufs allerstrengste, und stellte Ordnung und Kriegskunst unter den Völkern, die er commandiren sollte, wieder her. Von hier aus ward er nach Africa versetzt, und auch hier brachte ihn ein Aufruhr der Truppen an den Rand des Untergangs. Nachdem er von Africa zurückgekommen war, begab er, des thätigen Lebens müde, sich in die Einsamkeit. Aber Commodus, der ihn in der Nähe Roms zu haben wünschte, machte ihn zum Befehlshaber der Hauptstadt, und in diesem Posten stand er noch, als die Verschwornen ihn als den Mann ausersahen, der am tauglichsten wäre, das Reich wieder zu versehen.

Pertinax hatte das Zutrauen, das ihm Commodus bezeugte, von jeher als einen sichern Vorboten seines nahen Falles angesehen. Als die Verschwornen nun bey Nachtzeit an seine Thüre donnerten, glaubte er augenblicklich, die Todesboten seyn da. Mit unerschrockener Miene sprach er zum Lätus, der zu ihm ins Zimmer trat: schon seit mehreren Tagen habe er erwartet, sein Leben auf diese Weise geendet zu sehn, und habe sich gewundert, daß Commodus so lange seiner schonte. Itzt eröffnete ihm Lätus die Ursach seines Besuchs. Pertinax war äußerst überrascht, dennoch drangen die Verschwornen so lebhaft in ihn, das Reich anzunehmen, daß er ihren Antrag sich endlich gefallen ließ.

Lätus begleitete ihn ins Lager. Die Soldaten riefen ihn sogleich als Kaiser aus, und bald nachher gaben auch Senat und Volk ihre Einwilligung

zu

zu seiner Wahl. In der That war die Freude über ihren neuen Oberherrn nicht geringer, als jene, die sie über den Tod des Tyrannen empfanden. Letzterer ward für einen Vatermörder, für einen Feind der Götter seines Landes und des ganzen Menschengeschlechtes erklärt, und sein Leichnam verurtheilt, auf dem Schindanger vermodern zu sollen. Mittlerweile begrüßten sie Pertinax als Cäsar und Imperator, und leisteten ihm den Eid der Treue mit lauten Zurufungen; die Provinzen folgten binnen kurzen dem Beyspiel der Hauptstadt, und Pertinax begann sein Regiment zur Zufriedenheit des ganzen Reiches im acht und sechzigsten Jahre seines Alters.

Preiswürdig ist die Gerechtigkeit und Weisheit, welche dieser Fürst während seiner kurzen Regierung äußerte. Er strafte alle diejenigen, welche den letzten Kaiser hatten verderben helfen, und verwandte ihre schlecht erworbnen Güter zum gemeinen Nutzen. Er unternahm es, die Ausgelassenheit des Prätorischen Heers zu zügeln, und den beleidigenden Uebermuth, damit sie dem Volke begegneten, Einhalt zu thun. Er verkaufte die meisten von Commodus Hofnarren und Possenreissern als Sclaven, vornehmlich die, welche schmuzige Nahmen trugen. Er versäumte keine Senatssitzung, und verweigerte auch den niedrigsten im Volke kein Gehör. Diesen seinen Einsichten, den innern Staatsmängeln abzuhelfen, glich sein Glück in auswärtigen Angelegenheiten. Als die barbarischen Nachbaren erfuhren, daß Pertinax Kaiser sey, legten sie unverzüglich die Waffen nieder, wohlwissend, welchen Widerstand sie von diesem tapfern Feldherrn, dessen schweren Arm sie so oft erfahren, zu gewarten hätten. Sein größter Fehler war der Geiz, und eben dieser beschleunigte gewissermaßen seinen Untergang.

Die

Die Prätorianer, deren Sitten er zu verbeſſern verſuchet hatte, waren durch die Nachſicht und Verſchwendung ihres vorigen Monarchen dermaßen verderbt worden, daß ſie jene Nüchternheit und Kriegszucht, die der neue Kaiſer wieder einzuführen ſuchte, nicht zu ertragen vermochten. Bald faßten ſie einen tödtlichen Haß wider ihn. Sie beſchloſſen ihn zu entthronen. Sie erklärten einen gewiſſen Maternus, einen bejahrten Senator, zum Kaiſer, und ſchleppten ihn ins Lager, um ihn dort zu proclamiren. Aber Maternus, zu gerecht gegen Pertinax Verdienſte, und ſeinem Eide zu getreu, um an ihren ſtrafbaren Anſchlägen Theil zu nehmen, entramm ihnen und flohe zuerſt zum Kaiſer, dann aber aus der Stadt. Nun ernannten ſie einen gewiſſen Falco, einen andern Senator, welchen der Senat würde haben hinrichten laſſen, wenn nicht Pertinax für ihn ins Mittel getreten wäre, als der erklärte, daß kein Senator unter ſeiner Regierung ſterben ſolle.

Nach dieſem zweymaligen Fehlſchlage beſchloſſen die Prätorianer, keine Maasregel oder Schonung mehr zu beobachten, ſondern ſich des Kaiſers und des Reiches mit rückhaltloſer Kühnheit zu bemächtigen. Auf eine tumultuariſche Weiſe ſtürmten ſie durch die Gaſſen Roms und drangen ohne Widerſtand in den Pallaſt. So groß war der Schrecken vor dieſem zügelloſen Volke, daß des Kaiſers Begleiter ihn größtentheils verließen, während die wenigen Getreuen, die bey ihm blieben, ihn dringend baten, ſich unter das Volk zu flüchten und dieſes zu ſeiner Vertheidigung aufzubieten. Er verwarf aber dieſen Rath. Er erklärte, es ſey ſeiner kaiſerlichen Würde und ſeinen vergangnen Thaten unanſtändig, ſich durch die Flucht zu retten. Muthig gieng er den

Re-

Rebellen entgegen, die er vielleicht durch seinen ihnen bisher so furchtbaren Anblick zu schrecken und zu verwirren hofte. Aber welchen Eindruck vermochte wohl seine ernste Tugend, oder die Würde seines hohen Ranges auf eine Rotte Aufrührer zu machen, die zum Verbrechen abgehärtet und die Diener eines Tyrannen gewesen waren. Ein gewisser **Thausius**, ein Tungrier, durchstieß ihm die Brust mit dem Speer, indem er ausrief: **Das schicken dir die Soldaten!** Pertinax, sein nahes Ende gewahrend, verhüllte sein Haupt und sank unter den Streichen seiner Mörder nieder, deren jeder sich herbeydrängte, seinen Muth an ihm zu kühlen. **Electus**, und noch einige seiner Freunde, die ihn zu vertheidigen suchten, wurden mit ihm umgebracht, und sein Sohn und seine Tochter, welche glücklicher Weise außerhalb dem Pallaste wohnten, entkamen durch die Flucht. So starb Pertinax nach einer kurzen Regierung von drey Monden, ein Opfer der zügellosen Wuth der Prätorianer. Wegen der Mannigfaltigkeit seiner Begebenheiten pflegte man ihn **Fortunens Fangball** zu nennen, und man muß gestehen, daß schwerlich jemand so mannigfaltige Rollen, vielweniger aber mit solcher Gleichförmigkeit gespielt habe, als dieser Kaiser.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Didius Julianus.

J. d. St. 954. J. C. 193. Nach verübter Schandthat eilten die Soldaten zu ihrem Hauptquartiere zurück, in welchem ſie aus Furcht von den Bürgern angegriffen zu werden, ſich befeſtigten. Als aber zween Tage vergiengen, ohne daß ſich jemand rührte, wurden ſie übermüthiger, giengen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und trieben den Uebermuth ſo weit, daß ſie öffentlich ausrufen ließen, ſie wollten das Kaiſerthum an den Meiſtbietenden verkaufen. Nur zwey fanden ſich ein, die durch eine ſo unbefugte und unverſchämte Aufforderung ſich verleiten ließen, im Ernſt auf das Reich zu bieten. Dieſe waren Sulpicianus und Didius, beyde von conſulariſchem Range, erſterer, Statthalter der Stadt, und des Pertinax Eidam, dieſer ein großer Rechtsgelehrter, und der reichſte Mann in Rom.

Er ſaß gerade mit einigen ſeiner Freunde bey Tiſche, als der Ausruf geſchah', und hingeriſſen von der blendenden Ausſicht auf unumſchränkte Macht, ſtand er unverzüglich vom Tiſche auf und eilte ins Lager. Sulpician war ſchon daſelbſt angelanget; da er aber reicher an Verſprechungen, als an wirklichen Schätzen war, ſo gewannen die Anerbietungen des Didius, die augenblicklich durch die That unterſtützt wurden, leichtlich die Oberhand. Er ward vermittelſt einer Leiter in das Lager eingelaſſen, und die Soldaten ſchwuren ihm als ihrem Kaiſer zu gehorchen. Nun führten ſie ihn in die Stadt. Das ganze Corps der Leibwache, das aus zehntauſend Mann beſtand, umringte ihn in einem Aufzuge, der mehr

einer

einer Schlachtordnung als einem friedlichen Gepränge glich. Allein die Bürger, weit entfernt seine Wahl zu genehmigen, fluchten ihm in allen Gegenden, durch die er seinen Einzug hielt.

Als er im Senathause anlangte, hielt er an die wenigen dort versammleten Senatoren eine sehr lakonische Rede. Väter, sagte er, ihr braucht einen Kaiser, und ich bin derjenige, der diesen euern Bedürfnissen am schicklichsten abhelfen kann. Auch dieser wenigen Worte hätt' es indessen nicht bedurft, indem der Senat es nicht in seiner Macht hatte, seine Einwilligung abzuschlagen. Die Millionen, die er den Soldaten ausgespendet hatte, waren der bündigste Titel zu seiner Wahl. Der Senat bestätigte sie, und Didius ward im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters als Kaiser anerkannt.

Nach dem Betragen dieses schwachen Monarchen während er auf dem Throne saß zu urtheilen, sollte man glauben, daß die Regierung eines Reiches ihm eher ein Zeitvertreib als eine Arbeit gedäucht habe. Statt darauf zu sinnen, wie er die Herzen seiner Unterthanen gewinnen möge, überließ er sich gänzlich der Muße und Unthätigkeit, und bekümmerte um die Pflichten seines Amtes sich auch nicht im allergeringsten. Mild und gütig war er zwar, that niemand etwas zu leide und hoffte daher, daß auch ihm niemand etwas zu leide thun würde. Aber der nehmliche Geiz, durch den er so große Schätze gesammlet hatte, verfolgte ihn auch bis auf den Thron, und um seinetwillen fiengen die Soldaten, die ihn gewählt hatten, bald an, ihn zu verabscheuen. Das Volk, wider dessen Willen er war gewählet worden, haßte ihn nicht minder. So oft er aus seinem Pallaste gieng, überschütteten sie ihn mit Verwünschungen,

nannten ihn einen Dieb und rieſen, daß er das Reich geſtohlen habe, während Didius, im ächten Kaufmannsgeiſt, ihre Vorwürfe aufs geduldigſte ertrug, ihnen freundlich zuwinkte, und durch die größten Demüthigungen ihren Unwillen zu begütigen ſuchte.

Während Didius daheim ſo verächtlich behandelt wurde, weigerten ſich zween tapfere Feldherrn in verſchiedenen Gegenden des Reichs ihn anzuerkennen, und beſchloſſen, jeder mit Hülfe des Heeres, das er anführte, kühnlich nach dem Reiche zu ringen. Dieſe beyden waren **Pescennius Niger**, Statthalter von Syrien, und **Septimus Severus**, Befehlshaber der deutſchen Legionen. Erſterer war ſeiner Tapferkeit und Milde halber allgemein beliebt. Die Nachricht, daß er ſich den Pertinax zum Muſter geſetzt habe, und ſeinen Tod rächen wolle, vermehrte die Achtung, die das Volk bereits für ihn trug. Von dieſen Geſinnungen unterrichtet, bewegte er ſein Heer in Syrien ohne Mühe, ihn zum Kaiſer auszurufen, und es dauerte nicht lange, ſo erkannten ihn alle Könige und Potentaten Aſiens, und ſchickten Geſandten an ihn als an ihren rechtmäßigen Fürſten. Das Vergnügen, ſich wie einen Monarchen behandelt zu ſehen, verzögerte wirklich ſeine Bemühungen, ſich auf dem Throne zu ſichern. Mit der Huldigung der umliegenden Provinzen zufrieden, verſäumte er die Gelegenheit ſeinen Nebenbuhler zu dämpfen, und überließ ſich zu Antiochien dem Schwelgen und dem Wohlleben.

Ganz anders benahm ſich **Severus**, ein geborner Africaner. Von ſeinem Heer als Kaiſer ausgerufen, verſprach er ihm vor allen Dingen, den tugendhaften Pertinax, deſſen Nahmen er auch annahm,

nahm, an ſeinen ehelosen Mördern zu rächen. Zunächſt verſicherte er ſich der Treue aller feſten Plätze ſeiner Provinz, und traf dann alle erſinnliche Anſtalten, um ſo eilig wie möglich, nach der Hauptſtadt abmarſchiren zu können.

Didius, welcher Nigers Anmaßungen durchaus verachtet hatte, gerieth über Severus raſches Verfahren in deſto größeren Schrecken. Mit unaufhörlichem Zudringen bewegte er den Senat, ihn für einen Verräther zu erklären. Dann befliß er ſich die nöthigen Vertheidigungsanſtalten zu treffen, die ihm aber ſchlecht genug von Statten giengen. Die Cohorten, die ihn gewählet hatten, waren von Verzigkeit und Ausſchweifung entnervt, das Volk verabſcheute ihn und die Städte Italiens waren der Kunſt des Kriegs längſt entwöhnt geweſen. Einige riethen ihm ins Feld zu ziehen und Severus während ſeines Durchganges durch die Alpen anzugreifen. Andere waren der Meinung, daß er dies Geſchäft ſeinen Feldherrn überlaſſen müßte. Der unglückliche Didius, deſſen Kräfte von Natur dem Regierungsgeſchäfte nicht gewachſen waren, gerieth durch die Verſchiedenheit dieſer Rathſchläge nur in größere Verwirrung, und beſchloß endlich, ſeines Gegners Ankunft mit reſignirender Geduld abzuwarten. Als er daher erfuhr, daß Severus ſich nähere, ſandte er mit Erlaubniß des Senates Geſandte zu ihm und erbot ſich, ihn zum Mitregenten anzunehmen — ein Antrag, welchen Severus, ſeines Gegners Schwäche und ſeiner eigenen Ueberlegenheit vollkommen kundig, durchaus verwarf.

Der Senat äußerte bald die nehmliche Meinung. Der Furchtſamkeit und Schwäche ſeines dermaligen Herrn wohl kundig, begann er, ihn allmälig zu verlaſſen,

lassen, und erklärte endlich freymüthig, daß, wer das Reich nicht vertheidigen könne, auch nicht würdig sey, es zu regieren. Umsonst bemühete Didius sich, sie zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Er bat. Er flehete. Er drohete. Aber eben hierdurch beschleunigte er auch seinen Untergang. Nach Sitte der alten republikanischen Zeiten ward der Senat von den Consuln zusammen berufen, und erklärte einmüthig, daß Didius des Reichs entsetzt und Severus an dessen Stelle solle ausgerufen werden. Dann ward Befehl gegeben, den Didius hinzurichten. Zagend, wimmernd, verzweifelnd fanden die Abgeschickten den unglücklichen Mann im Pallast, in Mitte einiger weniger Freunde, die ihm noch waren ergeben geblieben. Während die Henker sich zu ihrem blutigen Geschäfte bereiteten, fragte Didius sie, sich rechtfertigend, welch Verbrechen er begangen hätte. Daß er sein Geld hergegeben und dafür ein Kaiserthum erhandelt habe, könne ja unmöglich des Todes würdig seyn. Die Henker waren jedoch weder fähig noch aufgelegt, über die Gerechtigkeit seiner Sache mit ihm wortzuwechseln. Sie führten ihn in die geheimen Säle des Pallastes, zwangen ihn gleich einem verurtheilten Missethäter seinen Hals darzustrecken und hieben ihm den Kopf ab, den sie an dem nehmlichen Orte, wo er so oft mit so vielem Glücke platdirt hatte, zur Schau aufsteckten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Regierung des Septimius Severus.

Nachdem sich der Senat des Didius entledigt hatte, schickte er Botschafter an Severus, die ihn ihres Gehorsams versichern, ihm die Insignien des Reichs überliefern und von Didius Tode benachrichtigen mußten. Severus empfieng sie ehrenvoll und setzte seinen Zug nach Rom ununterbrochen fort. Der erste Gebrauch, den er nach seiner Ankunft in der Nähe der Stadt von der neuerworbenen Gewalt machte, war ein sehr gerechter. Jenen Prätorianern, die das Reich neulich schändlicher Weise verkauft hatten, befahl er, unbewaffnet vor seinem Richterstuhl zu erscheinen. Außer Stande sich zu widersetzen, gehorchten die Frevler und giengen mit Lorbeerzweigen, als wollten sie ihn willkommen heißen, ihm entgegen. Aber Severus zeigte ihnen bald, wie wenig ihre ihige Kriecherey für ihre vorigen Verbrechen büßen könnte. In einer zürnenden Rede warf er ihnen alle ihre Bübereyen vor; dann befahl er, sie der kriegerischen Zierden zu entkleiden, beraubte sie des Nahmens und Ranges der Soldaten und verbannte sie auf zwanzig Meilen von Rom. Nach dieser ernsten That zog er im kriegerischen Gepränge in die Stadt ein, nahm Besitz vom Pallast und versprach dem Senat, mit Milde und Gerechtigkeit zu herrschen. Severus, welcher damalen ohngefähr sieben und vierzig Jahr alt war, war wirklich ein Mann, der große Thätigkeit mit der feinsten Staatsklugheit verband; allein ein Zug von africanischer Schlauigkeit setzte diese Eigenschaft einigermaßen in Schatten. Man rühmt seinen Witz, seine Gelehrsamkeit und Klugheit, aber

J. d. St. 957. J. C. 193.

man beschuldigt ihn auch der Treulosigkeit und Grausamkeit, und wirklich scheint er zu den tugendhaftesten Handlungen und zu der blutdürstigsten Strenge gleich aufgelegt gewesen zu seyn. Bald nach dem Antritt seiner Regierung bemächtigte er sich der Kinder aller derer, die im Osten Aemter oder Ansehn besaßen, und bewahrte sie als Geisseln für die Treue ihrer Eltern. Dann versahe er die Stadt mit Korn und eilte, wider Niger ins Feld zu ziehn, welcher noch immer im Orient als Kaiser anerkannt und verehrt wurde.

Bey seiner Abreise befliß er sich jedoch auf alle mögliche Weise, den Clodius Albinus, den Befehlshaber der britannischen Legionen, der während seines Aufenthalts im Orient ihm leichtlich hätte gefährlich werden können, in seinen Vortheil zu ziehen. Zu dem Ende schmeichelte er ihm mit der Hoffnung, ihn zu seinem Thronfolger zu adoptiren, angesehen er selbst bereits ältere und seine Kinder noch klein wären. Um ihn noch sicherer zu täuschen, schrieb er dem Senat in eben dem Ton, gab ihm den Titel Cäsar, und befahl Münzen mit seinem Bildnisse zu schlagen. So viele Kunstgriffe wiegten Albinus in Sicherheit, während Severus mit aller seiner Macht wider Niger zu Felde zog. Nach einigen unentscheidenden Gefechten kam es zu einer Hauptschlacht. Sie ereignete sich in der Ebene des Issus auf dem nehmlichen Flecke, wo Alexander einstens die Perser besiegt hatte. Die Ebene war mit den beyden großen Heeren, die umliegenden Berge mit einer unermeßlichen Menge Zuschauer bedeckt, welche die Neugier herbengelockt hatte, um einer Schlacht zuzusehn, die das Reich der Welt entscheiden sollte. Die Schlacht endete wie gewöhnlich alle Schlachten geendigt haben, die zwischen europäischen und asiatischen Kriegsheeren

von

von beynahe gleicher Stärke sind geliefert worden. Severus siegte, Niger ward von einigen der siegenden Soldaten ergriffen und enthauptet, sein Haupt aber auf eine Lanze gespiesst und schmachvoller Weise durch das Lager zur Schau getragen.

Dieser Sieg sicherte dem Severus den Besitz des Throns. Doch ergriffen die Parther, Perser und andere benachbarte Nationen die Waffen unter dem Vorwande, Nigers Tod zu rächen. Der Kaiser zog in Person wider sie zu Felde, lieferte ihnen verschiedene Schlachten und gewann so glorreiche Siege, daß das Reich dadurch erweitert und der Orient beruhigt wurde.

Als Niger nicht mehr war, wandte Severus sein Augenmerk auf Albinus, den er, auf was Weise es wolle, aus dem Wege zu räumen beschloß. Zu dem Ende schickte er Leute nach Britannien, welche vorgeblicher Weise dem Albinus Briefe einhändigen, in der That aber ihn ermorden sollten. Albinus erfuhr es, und sahe, um die Absichten seines Feindes zu vereiteln, keinen andern Ausweg, als sich öffentlich wider ihn zu erklären und den kaiserlichen Titel anzunehmen. Auch mangelte es ihm nicht an einem mächtigen Heere zu Behauptung seiner Ansprüche. Severus wußte das, und bot, um ihm gewachsen zu seyn, seine ganze Macht zusammen. Mit dieser begann er seinen Zug, gieng über die byzantinische Meerenge und durchzog nun die ganze westliche Welt vom Hellespont bis zum atlantischen Meer. Verachtend die versengendste Hitze sowohl als die schneidendste Kälte, führte er seine Soldaten baarhaupt durch brennende Sandgefilde und über schneebedeckte Berge. Albinus, weit entfernt, vor seinem drohenden Anzuge zu erschrecken, setzte vielmehr nach Gallien über, um schon in diesem Lande ihm zu begegnen. Mit großer

lebhaftigkeit fieng der Bürgerkrieg itzt an. Sieg und Glück erklärte sich bald für diesen bald für jenen. Endlich kam es zur Hauptschlacht, einer der verzweifeltsten, von welchen die römischen Geschichten erzählen. Sie dauerte vom Morgen bis Abend, ohne daß ein Theil vor dem andern einen merklichen Vortheil schien gewonnen zu haben. Itzt aber begannen Severus Völker zu fliehen. Er selbst stürzte vom Pferde. Albinus Heer schrie Victoria! In diesem kritischen Augenblick trat **Lätus**, einer von Severus Befehlshabern, mit einem Reservecorps auf, nicht um seinem Herrn beyzustehn, sondern um beyde Thronbewerber zu vertilgen und das Reich für sich hinzunehmen. Dieser Vorfall gab dem Tage eine Wendung, welche, wiewohl nicht für ihn gemeint, dem Severus günstig ward. Er sammelte seine geschlagenen Völker und kehrte mit solcher Wuth und Erbitterung zum Gefecht zurück, daß er dem Feinde den Sieg, den er schon in Händen hatte, gewaltsam wieder entwand, ihn seinerseits in die Flucht schlug und bis in die Stadt Lion verfolgte, wo er Albinus gefangen bekam und ihm den Kopf abhauen, seinen Leichnam aber auf eine Weise mißhandeln ließ, die für einen Beweis seiner kleinen und rachgierigen Seele gelten konnte. Alle in der Schlacht umgekommene Senatoren wurden geviertheilt, und die, welche lebendig gefangen genommen wurden, ohne Gnade hingerichtet.

Nach seiner Heimkunft in Rom überschüttete er das Heer, durch dessen Beystand er das Reich gewonnen hatte, mit Belohnungen und Ehrenbezeugungen, und ertheilte ihm eine Menge Vorrechte, die freylich sein Privatansehn stärkten, den Staat aber in seinen Grundfesteln erschütterten mußten. Denn die Soldaten, die ihren Hang, ihre Macht zu mißbrauchen,

brauchen, schon stark genug geäußert hatten, wurden nun vollends Schiedsrichter des Schicksals der Kaiser, welche wir sie denn auch in Zukunft noch Willkür werden ein- und absetzen sehn.

Itzt seines Heeres versichert, beschloß er, seinem natürlichen Hange zu Eroberungen Raum zu geben, und die Parther, die immerwährenden Verheerer der Reichsgrenzen, zu demüthigen. Nachdem er nun die Verwaltung der innern Angelegenheiten einem gewissen Plautinus, seinem vornehmsten Günstlinge, dessen Tochter er seinem Sohn Caracalla vermählte, übergeben hatte, zog er in den Osten und kriegte hier mit gewohntem Eifer und Glücke. Er bezwang den König von Armenien, er zerstörte verschiedene Städte des glücklichen Arabiens, er landete an den parthischen Küsten, eroberte und plünderte die uralte Ctesiphon, ging dann durch Palästina und Egypten zurück und zog triumphirend in seine Hauptstadt ein.

Hier hatte Plautinus mittlerweile den Gedanken gefaßt, sich des Reiches selbst zu bemächtigen. Ein grausamer Feind und Verfolger der Christen, beschloß er, die Zahl seiner Verbrechen mit zweyen der schwärzesten, mit Undank und Hochverrath zu krönen. Als der Kaiser zurückgekommen war, bestach er einen Tribun der prätorischen Cohorte, die er befehligte, ihn sowohl als seinen Sohn umzubringen. Der Tribun stellte sich als übernehme er den gefährlichen Auftrag mit Vergnügen, statt ihn aber zu vollziehn, benachrichtigte er Severus von seines Günstlings Verrätherey. Dem Kaiser däuchte es anfangs ein Mährchen; eine Erfindung eines Menschen, der seines Günstlings Glück beneidete. Indessen ließ er sich doch bewegen, dem Tribun zu erlauben, daß er

den Plautinus in des Kaiſers Gemach führe und ſo wider ſich ſelbſt dürfe zeugen laſſen. In dieſer Abſicht gieng der Tribun zu Plautinus, erzählte ihm mit großer Umſtändlichkeit, wie er beyde, Severus und Caracalla umgebracht habe und lud ihn ein zu kommen und ihre Leichname ſelbſt in Augenſchein zu nehmen. Plautinus glaubte gern, was er ſo feurig wünſchte. Er folgte dem Tribun zu Mitternacht in die geheimſten Gemächer des Pallaſtes, aber wie groß war ſeine Ueberraſchung und ſein Entſetzen, als er ſtatt den Kaiſer mit ſeinen beyden Söhnen todt am Boden zu finden, den Saal mit Fackeln erleuchtet und den Kaiſer, von ſeinem ganzen Hofſtaat umringt, in feyerlicher Sitzung ſeiner harren ſah. Mit ſtrenger Miene fragte Severus ihn, was zu einer ſo ungewöhnlichen Stunde ihn hieher führte. Er erblaßte, verſtummte, ſtotterte, fiel endlich nieder, bekannte ſeinen boshaften Anſchlag ohne Hehl, und flehte um Gnade. Severus ſchien geneigt ſie ihm zu gewähren, aber Caracalla, deſſen Hang zu Grauſamkeiten von ſeiner früheſten Jugend an ſich offenbarte, ſtieß den Flehenden ergrimmt von ſich, und zagte ihm ſein Schwert durch den Leib.

Nachdem Severus dieſer großen Gefahr entronnen war, bereiſte er verſchiedene Städte Italiens, übte allenthalben die ſtrengſte Gerechtigkeitspflege und duldet' es durchaus nicht, daß ſeine Staatsbediente mit Aemtern und Ehrenſtellen einen Handel trieben. In der Verwaltung ſeines Schatzes verfuhr er ſo ordentlich, daß er ohngeachtet ſeiner großen Ausgaben mehr Geld nachließ, als irgend einer ſeiner Vorfahren. Auch ſein Heer ward auf einem ſo ehrfurchtgebietenden Fuß gehalten, daß er keinen Einfall zu beſorgen hatte.

Gleich

Gleich aufmerksam auf die Erhaltung aller Theile des Reichs, beschloß er einen Zug nach Britannien zu thun, in welcher fernen Provinz die Römer Gefahr liefen, entweder gänzlich ausgerottet, oder auch aus dem Lande verjagt zu werden. Nachdem er daher seine beyden Söhne Caracalla und Geta zu gemeinschaftlichen Thronfolgern ernannt hatte, landete er in ihrer Begleitung in Britannien, zum großen Schrecken der nordlichen Einwohner, welche die Besitzthümer der Römer eine Zeit her ungestraft verwüstet hatten. Er ließ seinen Sohn Geta in den südlichen Provinzen, die dem Reiche getreu geblieben waren, und marschirte mit Caracalla wider die Caledonier. Unsäglich sind die Beschwerden, die er auf diesem Feldzuge zu erdulden hatte. Durch unwegsame Wälder mußte er sich Bahn machen, ungeheure Sümpfe austrocknen, und über die reißendsten Ströme Brücken schlagen. Auch verlor er durch Erschöpfung und Siechthum nicht weniger denn funfzigtausend Mann. Alle diese Schwierigkeiten besiegt' er mit unnachlassendem Eifer, und verfolgte sein Glück mit so großer Lebhaftigkeit, daß er den Feind nöthigte, um Frieden zu bitten, welchen er ihm denn auch unter der Bedingung zugestand, daß er ihm einen beträchtlichen Theil des Landes abtreten, und alle seine Waffen und seinen Kriegsvorrath überliefern mußte. Hiemit nicht zufrieden, erbauete er um die römischen Provinzen vor den Einfällen der Barbaren noch mehr zu sichern, jene berühmte Mauer, die noch heutiges Tages seinen Nahmen trägt, und von Solway Frith im Westen bis zum deutschen Meere in Osten fortläuft. Sie war acht Fuß breit und zwölf Fuß hoch, und von Viertelmeile zu Viertelmeile mit Thürmen versehen, welche durch eherne in der Mauer angebrachte Röhren, vermittelst deren mit unglaubli-

chen

der Schnelligkeit eine Zeitung von einem Ende der Schanze bis zum andern fortgepflanzt werden konnte, mit einander in Verbindung standen. Nachdem er solchergestalt den Feind gedemüthigt hatte, zog er sich nach York zurück. Er war itzt alt und schwächlich, und theils die ausgestandenen Beschwerden, theils der Gram über seines Sohnes Caracalla unheilbare Lasterhaftigkeit, brachten dem Tode ihn mit jedem Tage sichtbarlich näher. Peinlicher wurde seine Lage, da er erfuhr, daß die Soldaten sich empört und seinen Sohn zum Kaiser ausgerufen hätten. In diesen mißlichen Umständen bot er alle seine erlöschenden Kräfte noch einmal auf, ließ sich auf seine Sänfte heben, und befahl dem neuen Kaiser sowohl, als auch allen Tribunen und Centurionen vor ihm zu erscheinen. So eingenommen diese nun auch für ihr neues Oberhaupt waren, so war Severus Ansehn doch noch so groß, daß sie sich nicht unterstanden, ihm offenbaren Trotz zu bieten. Beschämt und zitternd erschienen sie vor seinem Richterstuhl und flehten ihn auf ihren Knieen um Gnade. Wisset, rief der erzürnte Kaiser, indem er die Hand an den Kopf legte, wisset, daß das Haupt es sey, was regieret, nicht aber die Füße. Seine Schwachheit nahm jedoch bald wieder überhand. Er wußte, daß er sie nicht überleben könne. Er wünschte den Tod, und konnte ihn nicht finden. Ach, rief er in dieser hoffnungsleeren Lage mehrmalen aus: **Ach, welch ein Elend, alles gewesen zu seyn!** Dann ließ er die Urne bringen, die einstens seine Asche einschließen sollte. **Kleiner Krug**, sagt' er, ihn mit Rührung anschauend, **du wirst denjenigen itzt umfassen, den eine ganze Welt zu umfassen nicht vermochte.** Zu seinen umstehenden Freunden sagte er: Als ich das Reich antrat, fand ich es erschöpft und verfallend; kraft-

voll

voll und ausdauernd hinterlaſſ ich es itzt meinen Söhnen, dafern ſie tugendhaft ſeyn werden, wenn nicht, ohnmächtig und rettungslos verloren. Seine Schmerzen nahmen itzt, zumal in ſeinen Füßen dermaßen überhand, daß er Gift forderte, um der unerträglichen Qual ein Ende zu machen. Und da ihm dies verweigert wurde überlud er ſeinen Magen mit Speiſen, deren Unverdaulichkeit denn endlich ſein, ihm ſo läſtiges Leben endigte. Sechs und ſechzig Jahr hatt' er gelebt, achtzehn aber mit vieler Thätigkeit, obgleich nicht ohne Grauſamkeit geherrſchet.

Drey und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Caracalla und Geta.

Caracalla und Geta waren kaum gemeinſchaftlich vom Heer zu Kaiſern erklärt worden, als ihr wechſelſeitiger Haß noch vor ihrer Ankunft in Rom ſich zu äußern begann. Nur in Einem Puncte ſtimmten ſie zuſammen, in der Vergötterung ihres Vaters Severus. Von nun an aber befliß ein jeder ſich, den Senat und das Heer ausſchließend für ſich allein einzunehmen. Die Gemüthsarten dieſer beyden Brüder waren ſehr verſchieden. Caracalla war roh und grauſam im alleräußerſten Grade; Geta war mild und leutſelig; und das Reich fühlte bald, wie eine mißliche Lage es ſey, durch zwo Fürſten von gleicher Macht und von ſo widerſprechenden Charakteren beherrſcht zu werden. J. d. Gl. 214. J. C. 211.

Es dauerte jedoch diese Verfassung nicht lange. Entschlossen allein zu herrschen, stürzte Caracalla in Begleitung einiger Bösewichter wutschend in Getas Zimmer, und erschlug ihn in den Armen seiner Mutter. Noch gefärbt von seines Bruders Blute, flog er dann zum Pallast hinaus und schrie, daß sein Bruder ihn auf Leib und Leben angegriffen, und daß er zu Rettung seines Lebens ihm das seinige habe rauben müssen. Er flohe zu den prätorischen Cohorten, erzählte sein Unglück ihnen im leidenschaftlichen Ton, und beschwor sie, ihm ihren Schutz zu gewähren. Diese Bitten unterstützt' er mit noch kräftigern Beweggründen. Nicht nur verhieß er ihnen das gewöhnliche Geschenk, was ihnen bey einer Reichsveränderung ausgezahlt zu werden pflegte, sondern er vertheilte auch beynahe den ganzen Schatz unter sie, den sein Vater gesammelt hatte. Auf solche Weise überzeugt, trugen sie kein Bedenken, ihn zum Kaiser auszurufen, und das Andenken seines unglücklichen Bruders als eines Verräthers und Feindes des Vaterlandes zu brandmalen. Drohungen und Versprechungen nöthigten den Senat bald nachher, was das Heer gethan hatte zu billigen, und Caracalla begann allein zu regieren. Seinem erschlagenen Bruder weihte er unzählige heuchlerische Thränen, und seine Verstellung gieng so weit, daß er ihm, dem er das Leben nicht gegönnt hatte, göttliche Ehre erweisen ließ.

Als Alleinherrscher bezeichnete er die ersten Schritte seiner Laufbahn mit Blut. Selbst Neros und Domitians Unthaten reichten kaum an die Unmenschlichkeiten dieses Ungeheuers. Latus, der ihm zuerst zu Ermordung seines Bruders gerathen hatte, ward das erste Opfer seiner Eifersucht. Das nächste ward sein eignes Weib Plautina. Papinian, den

berühmten

berühmten Rechtsgelehrten, ließ er enthaupten, weil er sich geweigert hatte, eine Schutzschrift für seine Grausamkeit abzufassen, angesehn es, wie er sagte, ungleich leichter sey, einen Brudermord zu begehen, als einen zu entschuldigen. Alle Befehlshaber, die sein Bruder ernannt hatte, ließ er hinrichten, und nicht weniger denn zweytausend von seinen Anhängern hatten das nehmliche Schicksal. Ganze Nächte bedurfte man zu Vollstreckung seiner Todesurtheile, und Haufen von Leichnamen wurden ohne Rücksicht auf den Unterschied ihres Standes et er Geschlechtes auf Karren gepackt, zur Stadt hinaus gefahren, und dort ohne einige der gewöhnlichen Leichenceremonien zu Asche verbrannt. Als einstens das zuschauende Volk im Amphitheater einen Wagenrenner auszischte, den er begünstigte, ließ er Soldaten anrücken, und auf die ganze zahlreiche Versammlung einhauen. Den Haß, den ihm diese und ähnliche Abscheulichkeiten zuzogen, achtet' er nicht im mindesten. Oeffentlich sagte er, zufrieden mit seiner Sicherheit, verlange er die Liebe des Pöbels nicht, verachte seine Schmähungen, und freue sich seines Hasses.

Jene Sicherheit, auf die er so sehr trotzte, baute er auf den Schutz seiner Soldaten. Er hatte den Schatz erschöpft, die Provinzen ausgesogen, und tausend Räubereyen begangen, bloß um jene an seine Person zu fesseln; und da er in ihrer Mitten sich am sichersten däuchte, so beschloß er, mit ihnen alle Provinzen des Reichs zu durchreisen. Deutschland war das erste Land, das er besuchte, und welchem zu gefallen er sich in die Landestracht kleidete. Von da zog er nach Macedonien. Hier affectirt' er eine außerordentliche Bewunderung für das Andenken des großen Alexander. Unter andern Ausschweifungen ließ er ihm eine

Bild-

Bildſäule mit zwey Geſichtern errichten, deren eins jenem, das andere ihm gliche. Er befahl, daß man ihn nicht anders denn Alexander nennen ſollte, und gewöhnte ſich allerley Eigenheiten an, die die Ueberlieferung von dieſem Eroberer aufbewahrt hat, ſeinen Gang zum Beyſpiel, und die Stellung des Kopfes, den er ein wenig auf die eine Schulter geneigt trug. Dieſe Grille vergieng ihm jedoch, als er in klein Aſien und bey den Trümmern Trojens anlangte. Denn als er hier das Grab des **Achilles** betrachtete, vertauſchte er die Alexanderrolle gegen diejenige dieſes griechiſchen Helden, und da gerade einer ſeiner Freygelaſſenen ſtarb, ſo ließ er ihn mit allen den Feyerlichkeiten beſtatten, welche Homer von der Leichenfeyer des **Patroclus** aufbehalten hat. Aus Kleinaſien gieng er nach Egypten, und zwar zuerſt nach Alexandrien, wo er wegen einiger Spöttereyen, die ſich die Einwohner wider ſeine Perſon und ſeine Laſter erlaubt hatten, eine ganze Menge derſelben im Amphitheater niederhauen ließ. Das Gemetzel war ſo groß, daß das Blut ſtromweiſe durch die Gaſſen floß, und ſelbſt den Ausfluß des Nils färbte.

Als er in Syrien angelangt war, lud er den Parthiſchen König **Artabanus** zu einer Unterredung ein, vorgebend, daß er Luſt habe ſeine Tochter zu heyrathen, und Freundſchaft und Bündniß mit ihm zu errichten. Artabanus war bereit dazu. Unbewafnet und bloß von einer zahlreichen Schaar ſeiner Edeln begleitet, fand er ſich in einer geräumigen Ebene ein, wo Caracalla ſeiner bereits wartete. Plötzlich ließ dieſer Unhold, ohne Achtung für ſeine Verſprechungen und für das allgemeine Völkerrecht, ihn von ſeinen Völkern umringen, wilde Thiere auf ſeine Begleiter anhetzen, und ein ſchreckliches Blutbad unter

unter ihnen anrichten, dem jedoch Artabanus, wiewohl nur mit äußerſter Noth, entgieng. Für dieſe niederträchtigſte aller Verrätherenen erhielt er den Zunahmen Parthicus.

Neue Abſcheulichkeiten verübte er nach ſeiner Rückkunft in Rom. Er, der eines Brudermordes ſich ſchuldig gemacht hatte, erröthete nicht, itzt die Mutter des Erſchlagnen zu heyrathen. Da dieſer einſtens in ſeiner Gegenwart der Schleyer entglitt und ihren außerordentlich ſchönen Buſen entblößte, ſo ſagt' er ihr, daß er dieſe Reitzungen beſitzen möchte, wenn es recht wäre. Demjenigen, erwiderte das ſchamloſe Weib, der dem Weltkreis gebeut, iſt alles recht. Sogleich ſetzte der unnatürliche Menſch alle Achtung für das Andenken ſeines todten Vaters bey Seite, und heyrathete ſeine Mutter öffentlich, unbekümmert um den Tadel und die Verabſcheuung des ganzen Menſchengeſchlechtes.

So abgehärtet er aber auch gegen die Scham war, ſo war er es dennoch nicht gegen die Furcht. Das Bewuſtſeyn allgemein gehaßt zu werden, beunruhigte ihn zu Zeiten nicht wenig, und er befragte die Wahrſager und Sterndeuter unaufhörlich um die Beſchaffenheit und Art ſeines Todes. Unter andern befahl er ſeinem Günſtling Maternianus einſtens, alle Aſtrologen der Stadt über ſein Ende zu befragen. Dieſem däuchte das eine bequeme Gelegenheit ſich den Macrinus, des Kaiſers vornehmſten Befehlshaber in Meſopotamien, einen Mann, der ihm in der Gunſt des Kaiſers zu vielen Abbruch that, vom Halſe zu ſchaffen. Er meldete dieſem daher ſchriftlich, daß Macrinus, der einſtimmigen Ausſage der Sterndeuter nach, ihm nach dem Leben ſtehe, und daß jene ihm daher riethen, ſelbigen aus dem Wege zu räumen. Der Brief ward verſiegelt und, gröſſerer

Heimlichkeit halber in einer Menge anderer eingeschlossen, dem Kaiser grade in dem Augenblick übergeben, wo er im Begriff war einem Wagenrennen beyzuwohnen. Da es nun nie seine Gewohnheit gewesen war, seine Vergnügungen seinen Geschäften aufzuopfern, so gab er dem Macrinus das Pack, um es durchzulesen, und ihn gelegentlich von seinem Inhalt zu unterrichten. Mit Erstaunen fand Macrinus sich darinnen auf Leib und Leben angeklagt. Er beschloß natürlicher Weise, den ihm gefährlichen Brief zurück zu behalten, und den Kaiser nur von dem Inhalt der übrigen zu benachrichtigen. Dann gieng er mit sich selbst zu Rathe, wie er dem ihm drohenden Ungewitter ausweichen möge. Kein anderer Ausweg zeigte sich ihm, als dem Tyrannen in der That das Leben zu nehmen. Zu diesem Ende wandt' er sich an einen gewissen **Martialis**, einen Centurio der Leibwache, der eine außerordentliche Leibesstärke besaß, und den Kaiser aus mancherley Ursachen haßte, vornehmlich wegen seines Bruders, den Caracalla hatte umbringen lassen. Ihn forderte **Macrinus** auf, seines Bruders Tod dem Tyrannen auf seinen Kopf zu vergelten, eine That, welche zu vollziehen ihm, der so oft allein um den Kaiser wäre, ein leichtes seyn würde. Mit Freuden übernahm Martialis das gefährliche Geschäft. Er war es zufrieden selbst zu sterben, dafern er nur seine Rache in des Tyrannen Blute kühlen würde. Eine günstige Gelegenheit zu Ausführung seines blutigen Vorhabens ereignete sich bald nachher, als der Kaiser einen Spazierritt in der Nähe eines kleinen Städtchens, Nahmens **Carrä**, that. Ein natürliches Bedürfniß wandelte ihn an und nöthigte ihn bey Seite zu gehn, begleitet bloß von einem Edelknaben, der ihm das Pferd halten mußte. Diesen Zeitpunkt nutzte Martialis. Als ob

der

der Kaiſer ihm gerufen habe, lief er hinzu und durchſtieß ihn von hinten, ſo daß er auf der Stelle des Todes war. Nach verübter That begab er ſich dem Scheine nach ganz unbekümmert wieder zu ſeinen Gefährten, entſtahl ſich ihnen aber allmälig und ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. Da jene ihn aber bald vermißten, und auch der Knabe erzählte, was er gethan habe, ſetzten die deutſchen Reuter ihm nach, holten ihn ein und hieben ihn in Stücken.

Während der Regierung dieſes ſcheußlichen Menſchen, welche zwar nur ſechs Jahre dauerte, verfiel das Reich ſichtbarlich von Tage zu Tage. Die Soldaten waren itzt gänzlich Meiſter des Staates, und da der Heere in den mancherley Gegenden des Reichs mehrere waren, ſo gab es unter ihnen verſchiedene und einander entgegengeſetzte Intereſſen. Durch Befriedigung aller ihrer noch ſo unvernünftigen Gelüſte zerſtörte Caracalla vollends alle Kriegszucht und alle Unterordnung. Roms Verfaſſung glich jedoch itzt ziemlich der Verfaſſung des alten Roms; Könige und Statthalter wurden wie damalen vom Volk erkohren, mit dem Unterſchiede nur, daß damalen das wählende Volk nur gelegentlich Soldat, itzt aber Soldat von Handwerk war.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Regierung des Oppilius Macrinus.

J. d. St. 970. J. C. 217.

Macrinus, der aufs sorgfältigste seine geheime Theilnahme an Caracalla's Ermordung verbarg, ward nach einer Zwischenfrist von zween Tagen von den Soldaten zum Kaiser ernannt. Der Senat bestätigte seine Wahl kurz nachher, wie auch diejenige seines Sohnes **Diadumenus**, den er zu seinem Mitregenten annahm. Macrinus war drey und funfzig Jahr alt als er die Regierung antrat. Er war von dunkler, wie einige sagen sogar von Maurischer Herkunft, ward durch die gewöhnliche Stufenfolge der kriegerischen Würden Präfectus Prätorii, und itzt durch Verrätherey und Zufall zum Thron befördert. Man erzählt uns wenig von diesem Kaiser, außer daß er eine blutige, wiewohl unentscheidende Schlacht mit dem **Artabanus**, dem Könige der Parther, geschlagen habe, als welcher für die unerhörte Treulosigkeit, die während der letzten Regierung an ihm war verübt worden, sich gegenwärtig Genugthuung nehmen wollte. Da er jedoch seinen eigentlichen Feind bereits bestraft fand, so machte er mit dessen Nachfolger Friede und kehrte nach Parthien zurück. Viel Rühmens macht man von dieses Kaisers Kriegszucht. Denn zu solcher Höhe war die Ausgelassenheit des römischen Heeres gegenwärtig gediehen, daß auch die strengsten Strafen sie nicht mehr zu zügeln vermochten, und dennoch däuchte auch die geringste Zurechtweisung ihnen schon Strenge. Diese Pünktlichkeit war nebst den Kunstgriffen der **Mösa**, der Großmutter **Heliogabalus**, des natürlichen Sohns Caracallas, dasjenige, was des Kaisers Untergang zuwege brachte.

brachte. Heliogabalus war Prieſter über den der Sonne geweihten Tempel zu Emeſa, einer Stadt in Phönizien, und wiewohl erſt ſechzehn Jahr alt, vergötterte ihn das Heer doch ſchon, theils wegen ſeiner außerordentlich ſchönen Bildung, theils wegen des Andenkens ſeines Vaters, den die Soldaten noch immer als ihren größten Wohlthäter verehrten. Die Großmutter merkte dies ſehr bald, und da ſie an Golde und Juwelen ſehr reich war, ſo wußte ſie die Soldaten, die theils aus der Beſatzung der Stadt, theils aus dem Lager haufenweiſe zu ihrem Tempel kamen, durch freundliche Begegnung und reichliche Geſchenke ſo feſt in ihr Intereſſe zu ziehn, daß dieſe, der vermeintlichen Strenge ihres gegenwärtigen Kaiſers überdrüſſig, den Heliogabalus an ſeine Stelle auf den Thron zu ſetzen beſchloſſen. Sie führten ihn demnach in ihr Lager und riefen ihn zum Kaiſer aus. Alles Volk glaubte, daß in einem ſo ſchönen Körper unmöglich anders denn eine ſchöne Seele wohnen könnte, und in dieſer Vorausſetzung ſchlug ſich alle Welt mit Eifer und Begeiſterung zu ihm.

Macrinus, der zu der Zeit zu Antiochien ſeines Leibes pflegte, würdigte die erſte Zeitung von dieſem Vorfalle nur einer ſehr geringen Aufmerkſamkeit. Bloß ſeinen Legaten Julianus ſandt' er mit einigen Legionen ab, um die Rebellen zu paaren zu treiben; als aber dieſe zu ihren Kameraden übergiengen und ihren Feldherrn erſchlugen, fand er, daß er den Aufſtand aus einem zu leichten Geſichtspunkte betrachtet habe und beſchloß, perſönlich mit ſeinem Sohne wider die Aufrührer zu Felde zu gehen. An den Grenzen Syriens trafen die beyden Heere auf einander. Eine hartnäckige und blutige Schlacht erfolgte. Macrinus lag unter und ſahe ſich genöthigt ſein Heil in der Flucht

zu ſuchen. Seine Abſicht war, nach Rom zu gehn, wo ſeine Gegenwart, wie er wußte, gewünſcht wurde. In aller erſinnlichen Eil und Heimlichkeit floh er durch die Provinzen Kleinaſiens, mußte aber unglücklicher Weiſe zu Chalcedon krank liegen bleiben. Hier ereilten ihn ſeine Verfolger und tödteten ſowohl ihn als ſeinen Sohn Diadumenus nach einer kurzen Regierung von einem Jahre und zween Monden.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Heliogabalus.

J. d. St. 971. J. C. 218. Zu ohnmächtig, den launen des Heeres ſich entgegen zu ſetzen, beſtätigten Roms Senat und Volk die Wahl des neuen Kaiſers, und Heliogabalus beſtieg im vierzehnten Jahre ſeines Alters den erſten Thron des Erdballs. Von einem Knaben, der in ſo zartem Alter zu unumſchränkter Gewalt gelangte, ſchlecht erzogen war, und nun noch ſchlechter berathen ward, iſt leicht zu erachten, daß er das Werkzeug ſeiner Schmeichler und Verführer geworden. In der That ließ der junge Kaiſer ſich gänzlich von ſeinen Günſtlingen leiten, und da er fühlte, daß er es in ſeiner Macht habe, alle ſeine Lüſte zu befriedigen, ſo war die Befriedigung derſelben auch ſein einziges Augenmerk. Die Geſchichtſchreiber ſchildern ihn uns als ein Ungeheuer von Sinnlichkeit. Sein kurzes Leben war ein Gewebe von Weichlichkeit, Wolluſt und Ausſchweifung. In dem geringen Zeitraum von fünf Jahren heirathete er ſechs Weiber und verſtieß ſie alle

alle wieder. Dies war jedoch nicht das schlimmste. Er spielte selbst die Rolle eines Weibes und heyrathete anfangs einen seiner Officiere, hernach einen Sclaven, Nahmens Hierocles, von dem er sich, wenn er sich irgend einer Ausschweifung schuldig gemacht hatte, aufs geduldigste jede Beleidigung, ja sogar Schläge bieten ließ, angesehen ein Weib, wie er sagte, seinem Manne müsse unterthan seyn. Er hatte der Sonne einen Tempel, und damit es seinem Gott so wenig als ihm selbst an einem schicklichen Gemahl fehlen möge, so verheyrathete er ihn zuerst mit Minerven und hernach mit dem Monde. Sein Pallast war der Sammelplatz aller Metzen in Rom, die er häufig nackend besuchte und sie seine Kriegsgefährten und Mitsoldaten nannte. Er war dem Geschlechte so hold, daß er seine Mutter mit sich ins Senathaus nahm und sie beständig den Berathschlagungen über öffentliche Angelegenheiten beywohnen ließ. Er gieng so weit in dieser Grille, daß er ein eignes Senathaus für die Weiber bauen ließ, ihnen eigne Kleidungen, Bedienungen und Classen anwies und seine Mutter zur Vorsitzerin des Ganzen ernannte. Dieser seltsame Senat hielt mehrere Sitzungen, und zwar waren die Moden des Tages und die Feyerlichkeiten, die man beym Abnehmen und Abstatten der Besuche beobachten müsse, der wichtige Gegenstand seiner Berathschlagungen. Mit diesen Thorheiten verband er große Grausamkeit und grenzenlose Verschwendung. Wohlfeile Speisen, pflegte er zu sagen, seyn des Essens nicht werth. Auch kosteten seine Abendmahlzeiten gewöhnlich sechstausend, und wie einige sagen, sechzigtausend Kronen. Seine Kleidung war nichts geringeres als Gold und Purpur mit den köstlichsten Steinen ausgeschmückt und nie trug er das nehmliche Kleid mehr denn einmal. Sein Pallast, seine Zim-

ner und Betten waren mit den reichſten Stoffen, mit Golde und mit Juwelen bedeckt. Wenn er ausreiten wollte, ſo mußte der ganze Weg von ſeinem Gemache bis zu dem Orte des Aufſitzens mit Gold und Silberſtaub beſtreuet werden. Kurz, ſeine ganze Regierung, alle ſeine Handlungen, ſein Putz und Hausrath verriethen durchgehends die ausſchweifende Thorheit eines verdorbnen Kindes. So ſahe man ihn zu Zeiten mit Elephanten fahren, ein andermal mit großen Doggen, dann wieder mit Löwen, dann gar mit vier nackten Weibern. Als einen ſonderbaren Beweis von der Größe der Stadt ließ der grillenhafte Menſch zehntauſend Pfund Spinngewebe zuſammen bringen. Ein andermal gab er einen der drolligſten Schmäuſe, die jemalen gegeben worden, er lud nehmlich zu ſelbigem acht Grauköpfe, acht Kahlköpfe, acht Einäugige, acht Podagriſten, acht blinde, acht hagere und acht ſo feiſte Leute, daß ſie kaum an die Tafel rücken konnten. Dies waren Schwänke eines Kindes, die für harmloſe Thorheit hätten gelten können, wenn nicht mitten durch ſeine Zeitvertreibe die allerbösartigſte Gemüthsart geſchimmert hätte. Oft ſah man ihn ſeine Gäſte in Zimmern, die mit Roſen angefüllt waren, beynahe zu Tode räuchern, oft ſie durch wilde Thiere ſchrecken, die man auf ſie losließ, nachdem er ſie vorläufig der Klauen und Zähne hatte berauben laſſen. Man erzählt ſogar, daß er in den Eingeweiden von Menſchenopfern künftige Dinge habe leſen wollen, und zu dieſem gräßlichen Endzwecke die ſchönſten Jünglinge in Italien geſchlachtet habe.

Seiner Großmutter Möſa entgieng es nicht, wie verhaßt ihr Enkel durch ſeine Ausſchweifungen ſich dem Volke mache. So wie ſie ihm durch ihre Intriguen zum Reiche verholfen hatte, ſo beſchloß ſie itzt

durch

durch die Theilung ſeiner Macht dieſelbe zu mindern. Unter dem Vorwande, ihm die Beſchwerden der öffentlichen Geſchäfte zu erleichtern, beredete ſie ihn, ſeinen leiblichen Vetter, den Alexander, zu ſeinem Nachfolger zu ernennen und zu ſeinem Mitgehülfen im Conſulat zu machen. Heliogabalus that das. Aber kaum hatte er den mißlichen Schritt gemacht, als er ihn wieder zurück zu thun wünſchte. Es hatten aber die Tugenden des jungen Prinzen ihn dem Senat und dem Heere ſchon ſo theuer gemacht, daß ein ähnlicher Verſuch dem Tyrannen hätte gefährlich werden können. Die Prätorianer murrten wirklich ſchon, und verſuchten ſogar, ihn während eines Spatzierganges im Garten zu tödten, welcher Gefahr er durch eine zeitige Flucht für diesmal noch entrann. Die Soldaten beharrten jedoch auf ihrer Meuterey. Sie verlangten, daß er alle jene ſchlechte Leute, die die Unterthanen drückten und ſeinen Ruf ſchändeten, von ſich entfernen, wie auch, daß es ihnen allein erlaubt ſeyn ſollte, den jungen Fürſten zu bewachen, und daß keiner von des Kaiſers Günſtlingen oder Vertrauten ſich ihm jemalen ſollte nähern dürfen. Heliogabalus war gezwungen nachzugeben, und die Gefahr, darin er ſchwebe, gewahrend, traf er zu ſeinem etwanigen Tode die allerſeltſamſten und grillenhafteſten Anſtalten. Um ſich nöthigenfalls den Hals abſtürzen zu können, erbaute er einen hohen Thurm mit vergoldeten Stufen. Um ſich erdroſſeln zu können, ließ er Stricke von Purpurſeide und Goldfaden verfertigen. Um ſich zu durchſtoßen, verſorgte er ſich mit goldenen Schwertern und Dolchen, und um ſich vergiften zu können, ließ er Gift in ſmaragdnen Kapſeln bereit halten. Von aller Welt ſich Böſes befahrend, am meiſten aber vom Senat, verbannte er denſelben ganz und gar aus der Stadt. Dann verſuchte er Alexandern zu vergiften,

und ließ ein Gerücht von ſeinem Tode ausſprengen, da er aber die Soldaten auf dem Punkte ſich zu empören ſah, fuhr er augenblicklich mit ihm ins Lager, wo er die neue Kränkung hatte, daß die Zurufungen des Heeres nicht ihm, ſondern ſeinem Nachfolger galten.

Dieſe Hintanſetzung erbitterte ihn über alle Maaßen. Rache ſchnaubend kehrte er zur Stadt zurück, und drohete allen, die ihm mißfielen, die grauſamſten Strafen. Die Soldaten waren jedoch nicht Willens, ihm zu Ausführung ſeiner Abſichten Zeit zu laſſen. Sie folgten ihm geradesweges in den Pallaſt, verfolgten ihn von Zimmer zu Zimmer, und ertappten ihn endlich in einem heimlichen Gemach. Eine gar andere Lage freylich als diejenige, in welcher er zu ſterben erwartet hatte. Sie zogen ihn hervor, ſchleiften ihn durch die Gaſſen, tödteten ihn endlich und verſuchten ſeinen wohlgemäſteten Körper noch einmal durch das heimliche Gemach hindurch zu preſſen; da ihnen dies aber nicht gelingen wollte, ſo warfen ſie ihn mit ſchweren Gewichten belaſtet, in die Tiber, damit niemand ſeinen Leichnam finden und beſtatten möge. Dies war das klägliche und ſchmachvolle Ende des Heliogabalus, im achtzehnten Jahre ſeines Alters und im vierten ſeiner ſchlechten Regierung. Zugleich mit ihm ward auch ſeine Mutter von den Soldaten erſchlagen, und mehreren der ſtrafbaren Genoſſen ſeiner nahmenloſen Wollüſte wurden Pfähle durch den Leib getrieben, damit ihr Tod gewiſſermaßen ihrem ſchändlichen Leben ähnlich ſeyn möge.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Alexander.

Alexander beſtieg ohne Widerſpruch den Thron. Der Senat wollte mit gewohnter Schmeicheley ihm neue Ehrentitel ertheilen; er lehnte ſie aber beſcheidentlich ab, indem er anführte, daß Titel nur der Tugend, nicht dem Stande gebührten. Ein ſolcher Anfang weiſſagte eine glückliche Zukunft, und in der That ſind wenig Fürſten in der Geſchichte von ihren Zeitgenoſſen mehr geprieſen worden, noch ſcheinen ſie dieſer Lobeserhebungen würdiger geweſen zu ſeyn als eben Alexander. Mit der ſtrengſten Gerechtigkeit verband er die gröſte Leutſeligkeit. Er liebte die Guten und verabſcheute alles was lüderlich und ehrlos war. Seine Talente waren ſeinen Tugenden gleich. Er war ein trefflicher Meßkünſtler und Muſiker. Er mahlte, ſchnitzte und dichtete, wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen. Und zu gleicher Zeit war ſeine Urtheilskraft ſo reif, daß man ihn, wiewohl erſt ſechzehn Jahr alt, einen Greis am Verſtande hätte nennen können. J. d. St. 271. J. C. 282.

Der erſte Theil ſeiner Regierung verſtrich mit Verbeſſerung der unter ſeinem Vorfahren eingeriſſenen Mißbräuche. Den Senatoren gab er alle ihre Ehren und Würden wieder, und unternahm nicht das Geringſte ohne den Rath der Weiſen und ohne die reifſte Ueberlegung. Unter der Zahl ſeiner Rathgeber war ſeine Mutter **Mammäa**, ein Frauenzimmer von ausnehmender Tugend und Einſicht, das ſeinen Einfluß denn auch zu keinem andern Zwecke brauchte, als ihrem Sohn die Herzen des Volks zu ſichern, und den Staat ſo gerecht wie möglich zu verwalten.

Unter

Unter ſeinen Staatsbedienten waren die vornehmſten **Ulpian**, der berühmte Rechtsgelehrte, und **Sabinus** der Senator, welcher der Cato ſeiner Zeit genannt wurde. Das Verdienſt allein diente bey dieſem trefflichen Regenten zur Empfehlung. Nie erlaubte er Aemter und Würden um Geld zu kaufen; denn er hatte den Grundſatz, daß wer ein Amt kaufe, die Gerechtigkeit nothwendig wieder verkaufen müſſe. Ich haſſe es, ſagte er, dieſe Kaufleute am Ruder zu ſehn. Ihnen, die mit ſchwerem Gelde ihre Aemter erhandeln, wie kann ichs ihnen verdenken, wenn ſie in der Folge wieder damit Handel treiben. Aus dem nehmlichen Grunde pflegte er Obrigkeiten, die Geſchenke nahmen, aufs allerſtrengſte zu beſtrafen. Es ſey nicht genug, ſagte er, dergleichen Leute ihrer Poſten zu berauben; da ihre Pflicht eine der wichtigſten und heiligſten ſey, ſo müßten ſie für die Uebertretung derſelben billig mit dem Leben büßen. Obrigkeiten hingegen, die durch Gerechtigkeit und Unpartheylichkeit ſich auszeichneten, glaubte er nie nach Würden belohnen zu können; er hielt ein eignes Verzeichniß ihrer Nahmen, und wenn ſie mit der Beſcheidenheit wahrer Verdienſte vernachläſſigten, ſich zu ihm zu drängen, pflegte er ſie wohl aufs leutſeligſte zu fragen, warum ſie ſo ſaumſelig wären ihre Belohnungen zu fordern und an den Abtrag ſeiner Schuld ihn zu erinnern. Kurz, dieſer gute Kaiſer ließ gleich Titus keinen Tag verſtreichen, ohne etwas Gutes an ihm gethan zu haben, und da er länger denn jener regierte, ſo war die Summe ſeiner guten Handlungen um ſo größer. Seine Milde erſtreckte ſich auch über die Chriſten, welche während der vorigen Regierung mit ſchonungloſer Grauſamkeit waren verfolget worden. Einen Zwiſt zwiſchen ihnen und einer Geſellſchaft Garköche und Weinhändler über ein Stück Landes, worauf

worauf beyde Anſpruch machten, jene, um es zu ihrem Gottesdienſt, dieſe, um es zu ihrem Gewerbe zu brauchen, entſchied er durch die Aeußerung, daß es beſſer ſey, wenn die Gottheit, es ſey auf welche Art es wolle, an dieſem Orte verehrt, als wenn derſelbe zu einem Tummelplatz der Schwelgerey und der Ausſchweifungen gemißbraucht würde.

Seine kriegeriſchen Tugenden waren ſeiner Emſigkeit im Frieden vollkommen würdig. Das Reich, welches durch die Läſſigkeit und Ausgelaſſenheit der vorigen Regierung den Angriffen der umringenden Völkerſchaften in allen ſeinen Grenzen war preis gegeben worden, bedurft' eines weiſen und thätigen Vorſtehers zu ſeiner Vertheidigung. Alexander unternahm dieß große Geſchäft mit ſeltner Entſchloſſenheit. Ueberall, wo der Feind am trotzigſten drohte, bot er ihm kühnlich die Stirne, und verzögerte ſolchergeſtalt die Auflöſung des Reiches noch auf eine Zeitlang. Seinen erſten Feldzug machte er im zehnten Jahre ſeiner Regierung wider die Parther und Perſer, denen er ein zahlreiches Heer entgegen ſtellte. Seine Genauigkeit, Kriegszucht und Ordnungsliebe waren Dinge, die die verderbene Miliz als unerhörte Neuigkeiten anſtaunte. Sein Lager glich einer wohl policirten Stadt, ſeine Soldaten waren wohlgekleidet und gerüſtet, und ſeine Reuterey vortreflich beritten. Noch einmal erreichte das römiſche Heer den Glanz der alten Zeiten. Des Kaiſers Lebensart war von des gemeinſten Soldaten ſeiner in nichts verſchieden. Er aß und trank, und ſchlief wie ſie, und die Thüren ſeines Gezeltes waren immer offen, damit ein jeder ſeiner Nüchternheit und Mäßigkeit Zeuge ſeyn könnte. Sieg und Ueberwindung war der Lohn ſo vieler kriegeriſcher Tugend. In einem entſcheidenden Treffen wur-

wurden die Perser mit grossem Blutvergiessen geschlagen. Die Städte Ctesiphon und Babylon wurden noch einmal eingenommen, und das römische Reich bis zu seinen alten Gränzen erweitert. Nach seiner Rückkunft in Antiochien liess seine Mutter **Mamma** den berühmten **Origenes** holen, um von ihm in den Grundsätzen der Kirche unterwiesen zu werden, und nachdem sie mancherley Unterredungen über die tiefsinnigsten Materien mit ihm gepflogen hatte, schickte sie ihn mit einem anständigen Geleite nach Egypten zurück. Um eben die Zeit, da Alexander in Osten Lorbeeren brach, siegten seine Feldherrn auch in den übrigen Welttheilen. **Jurius Cassius** erhielt einen glänzenden Sieg über die Mauren in Africa. **Parius Macrinus** schlug die Deutschen, und **Junius Palmatus** vollendete die Eroberung Armeniens. So zahlreiche und mannichfaltige Siege beschleunigten dennoch im Grunde den Untergang des Reichs, als welches, durch die unaufhörliche Anstrengung aller seiner Kräfte erschöpft, im Grunde wenig anders war, denn eine glänzende Trümmer.

Um das dreyzehnte Jahr seiner Regierung begannen die Oberdeutschen und andre nördliche Nationen, unermeßliche Schwärme Volkes in die südlichen Provinzen des Reiches auszusenden. Ueber den Rhein und über die Donau giengen sie mit einer Wuth, die ganz Italien in Schrecken setzte. Der Kaiser, immer bereit für die Wohlfahrt des Volkes seine eigne Person preis zu geben, raffte so viel Völker zusammen, als er vermochte, und eilte dem verheerenden Waldstrom Einhalt zu thun. Es gelang ihm ohne Mühe. Aber mitten in seiner glorreichen Laufbahn setzte eine Meuterey des Heeres seinen Thaten und seinem Leben ein Ziel. Die Legionen, die um

Moguntia

Moguntia herum lagen, waren unter der Regierung des Heliogabalus aufs äußerste verdorben. Verwöhnt zu allen Arten von Räuberey und zu dem strafbarsten Ungehorsam, bedurften sie der aller genauesten Aufsicht. Alexander konnte weder ihr tumultuarisches Gehorchen dulden, noch sie seine regelmäßige Kriegszucht. Seine eignen Fehler und seiner Mutter Mammäa ihre, wurden ihm itzt aufgerückt. Laut beschwerten sie sich, daß sie einem geitzigen Weibe und einem kleingeistigen Knaben gehorchen müßten, und beschlossen einen Kaiser zu wählen, der fähig wäre, allein zu herrschen. Diesen Geist der Aufsätzigkeit nährte Maximinus, ein alter und erfahrner Befehlshaber aufs gefliſſentlichste. In häufigen aufwiegelnden Unterredungen entflammte er ihre Wuth zu einer solchen Höhe, daß sie endlich den hochverrätherischen Entschluß faßten, sich des Kaisers zu entledigen. Ein Henker ward in sein Zelt geschickt, um sowohl ihm als seiner Mutter unverzüglich das Haupt abzuschlagen. So starb Alexander im neun und zwanzigsten Jahr seines Alters, und im vierzehnten seiner gedeihlichen Regierung. Sein Ende beweist, daß weder die Tugend noch die Gerechtigkeit uns vor den Unfällen des Lebens sichern, und daß die Rechtschafnen ihre Belohnung erst in einer andern höhern Ordnung der Dinge zu erwarten haben.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Maximinus.

J. d. Gl. 235. J. C. 235. Die Tumulte, die durch Alexanders Tod veranlaßt wurden, waren kaum geſtillt, als Maximinus, der vornehmſte Beförderer des Aufruhrs, zum Kaiſer erwählt wurde. Dieſer außerordentliche Mann, welcher ausführlich geſchildert zu werden verdient, war von äußerſt niedriger Herkunft. Sein Vater war ein gemeiner thraciſcher Hirte. Er ſelbſt ward anfangs auch nichts beſſers, und hatte keine andere Gelegenheit ſeinen angebornen Muth zu üben, als wider die Räuber, welche die Gegend, darin er lebte, beunruhigten. Allmälig wuchs ſein Ehrgeiz. Er nahm Dienſte, und that als Soldat ſich bald durch ſeine außerordentliche Stärke, ſeine genaue Beobachtung der Kriegszucht und ſeine unbezwingliche Tapferkeit hervor. Maximinus hatte eine rieſenmäßige Größe. Er war nicht weniger denn neunthalb Fuß hoch, verhältnißmäßig breit und ſtark, und überhaupt mit dem vollkommenſten Ebenmaaße gebaut. Seines Weibes Armband diente ihm gemächlich zum Fingerringe, und ſeine Stärke war ſo ungeheuer, daß er ein Fuhrwerk, das zween Ochſen nicht aus der Stelle zu bringen vermochten, ganz allein zog. Er konnte einem Pferde mit der Fauſt die Zähne ausſchlagen, und mit einem Schlage ſeines Fußes ihm den Schenkel zerſchmettern. Seine Eßluſt und ſeine Verdauungsgabe entſprachen dieſen Talenten. Ohne ſich im Geringſten zu überladen, aß er täglich vierzig Pfund Fleiſch, und trank acht Eimer Wein dazu. Bey dieſem athletiſchen Bau beſaß er eine Unerſchrockenheit, die jeder Gefahr trotzte, und einen Geiſt, der keinen Men-

Menſchen fürchtete oder achtete. Das erſtemal, daß er ſich bekannt machte, war bey Gelegenheit der Feyerlichkeiten, die der Kaiſer Severus am Geburtstage ſeines Sohnes Geta gab. Maximinus, damalen noch ein roher Bauer, bat um Erlaubniß, um die Preiſe, die den beſten Ringern, Rennern und Fauſtkämpfern des Heers mitgetheilt wurden, gemeinſchaftlich mit den andern ſtreiten zu dürfen. Severus der Würde ſeiner Krieger eingedenk, wollte ihm, einem thraciſchen Bauer, anfangs mit keinem andern als mit Sclaven zu kämpfen vergönnen, wider welche er denn die erſtaunlichſten Proben ſeiner Stärke ablegte. Er überwand ihrer ſechszehn, einen nach dem andern, im Wettlauf. Dann nahm er es mit dem reutenden Kaiſer ſelber auf, welchen er, wiewohl im ſtärkſten Galopp, einholte und ermüdete. Hierauf ſtellten ſich ſieben der raſcheſten und tapferſten Soldaten wider ihn in die Schranken und er beſiegte ſie ohn' einige Mühe.

Von dieſer Zeit an würdigte der Kaiſer ihn beſonderer Rückſicht, und nahm ihn unter ſeine Leibwache auf, in welcher er durch Emſigkeit, Unverdroſſenheit und den pünktlichſten Gehorſam ſich rühmlichſt auszeichnete. Unter Caracallas Regierung ward er Centurio, und that in dieſem Poſten ſich durch die genaueſte Aufſicht auf die Sitten und die Kriegszucht der ihm untergeordneten Soldaten hervor. Er ward Tribun, und blieb ſeiner alten einfachen Lebensart unabänderlich getreu; aß wie der gemeinſte Soldat, exercirte ſeine Leute ganze Tage hindurch, rang auch wohl mit einem Dutzend der ſtärkſten Männer im Heer, die er dann beynahe ohne alle Anſtrengung zu Boden warf. Schon war er in Hinſicht auf Muth, Kriegserfahrung und perſönliche Thätigkeit einer der merkwürdigſten Männer im Reich geworden, als er auch einen

ſeltnen Beweis unerſchütterlicher Treue ablegte. Als nehmlich Macrinus zum Kaiſer war ernannt worden, weigerte er ſich ſchlechterdings einem Fürſten, der ſeinen Souverän verrathen hätte, zu dienen, verließ das Heer und kehrte in ſein vaterländiſches Thracien zurück, wo er ſich mit dem Anbau einiger Ländereyen und einem kleinen Handel beſchäfftigte, zufriedener ein armer Privatmann als der Freund und Vaſall eines Uſurpators zu ſeyn. Bey Heliogabalus Thronbeſteigung kehrte der kühne Veteran zum Heer zurück, gewann aber bald anfangs an des weibiſchen Kaiſers unerhörter Weichlichkeit einen unüberwindlichen Ekel, zumal da dieſer, der von ſeiner außerordentlichen Stärke hatte erzählen hören, ihn einſtens fragte, ob er in Zweykämpfen einer andern Art auch ſo brav und wacker wäre; eine Zote, die Maximinus ſo übel nahm, daß er auf der Stelle den Hof mied. Nach Heliogabalus Tode gieng er jedoch noch einmal nach Rom, und ward von Alexandern mit ausnehmender Güte empfangen, ward dem Senat von ihm empfohlen, und endlich zum Befehlshaber der vierten Legion gemacht, die aus neuangeworbenen Soldaten beſtand. Maximinus nahm die Stelle bereitwilligſt an, und verwaltete ſie mit ſo vieler Pünctlichkeit und ſo großem Glücke, daß man ihn allen Befehlshabern des Heeres zum Muſter ſtellen konnte. Seine Legion ward wider die Deutſchen geſchickt. Auch gegen dieſe behauptete er ſeinen Ruhm, und man betrachtete ihn allgemein als einen der kühnſten, tapferſten, muthigſten und tugendhafteſten Krieger im ganzen Reiche. Alle dieſe wohlverdienten Titel verwürkte er, ſo bald er den Thron beſtiegen hatte. Aus einem der geliebteſten Befehlshaber im Heer ward er einer der allergrauſamſten Tyrannen. Ein auffallender Beweis, welch ein gefährlich Ding es um die unumſchränkte

ſchränkte Macht ſey, die einen Mann von ſtrenger Tugend in ein ſittliches Ungeheuer umſchaffen konnte. Man muß freylich erwägen, daß alle vorigen Tugenden Maximinens von der ſtrengern und rauhern Art geweſen, daß ſie, denen eine gute Erziehung nicht die gehörige Richtung gegeben, leichtlich in Tyranney ausarten konnten, und daß Maximin vielleicht die ganze Zeit über ſeine Grauſamkeit für Kriegszucht und ſeine Strenge für Gerechtigkeit mag gehalten haben. Sey dem wie ihm wolle, Maximinus iſt allezeit als einer der abſcheulichſten Ungeheuer betrachtet worden, die je die höchſte Gewalt geſchändet haben, dem, ſelbſt die Furcht nicht kennend, das bange Schrecken des Menſchengeſchlechts zur Beluſtigung diente.

Durch Gewalt ſein Anſehn zu behaupten, und durch Strenge alle Stände des Staates zum Gehorſam zu zwingen, war der Regierungsgrundſatz, zu welchem Maximinus ſich gleich anfangs bekannte. Roms Senat und Volk waren die erſten, die ſeinen Unwillen erregten. Sie wegerten ſich ſchlechterdings, die Wahl des Kriegsheers zu beſtätigen, und ſo war Maximin der erſte Kaiſer, der ohne ihre Mitwirkung oder Billigung regierte. Ihre Widerſetzlichkeit machte ihm wenig Kummer. Durch Hinrichtung aller, die von dem vorigen Kaiſer waren erhoben worden, glaubt' er ſeine Macht hinreichend zu ſichern. Auch die Chriſten, die bey der vorigen Regierung ſehr waren begünſtigt worden, fühlten das Gewicht ſeines Zorns, und wurden in verſchiedenen Gegenden des Reichs, zumal in jenen, in welchen er Hof hielt, aufs grauſamſte verfolgt. Die Reichen waren es zunächſt, deren Leben und Vermögen häufig die Opfer ſeiner Habſucht und ſeines Argwohns wurden. Der ſchreien-

mdſte Beweis ſeiner Grauſamkeit iſt jedoch derjenige, da er ſeiner niedrigen Herkunft ſich thörichter Weiſe ſchämend, alle, die mit ihm und ſeiner Verwandſchaft am beſten bekannt waren, umbringen ließ, und unter denen manche, die während ſeiner ehemaligen dürftigen Lage ihn unterſtützet hatten.

Dieſe Grauſamkeiten hinderten ihn indeſſen nicht, die Kriegsoperationen mit einem Geiſte fortzuſetzen, der eines beſſern Monarchen würdig war. Er ſchlug die Deutſchen in verſchiedenen Schlachten, verheerte das ganze Land hundert Meilen weit mit Feuer und Schwert, und beſchloß die nördlichen Nationen bis an den Ocean zu bezwingen. Um auf dieſen Feldzügen ſich der Gemüther der Soldaten noch mehr zu verſichern, vermehrte er ihren Sold, theilte alle Beſchwerden des Feldzuges, der Märſche und der Schlachten mit ihnen, und unterſchied auch von dem gemeinſten Soldaten ſich durch nichts, als ſeine überlegne Emſigkeit und ſeinen höhern Muth. Ueberall, wo es am hitzigſten hergieng, ſah man Maximin in Perſon einhauen, und alles vor ſich her zu Boden werfen. Indem er als Feldherr commandirte, hielt' ers für ſeine Pflicht, auch als ein Gemeiner zu fechten, ein Irrthum, der ſeiner barbariſchen Erziehung zu gute zu halten iſt.

Mittlerweile hatten ſeine Grauſamkeiten die Gemüther ſeiner Unterthanen dermaßen von ihm entfremdet, daß verſchiedene Verſchwörungen heimlich wider ihn angezettelt wurden. **Magnus**, ein Mann vom conſulariſchem Range, machte mit mehrern andern den Anſchlag, eine hölzerne Brücke abzubrechen, ſo bald der Kaiſer hinüber wäre, und ihn ſo dem Feinde zu überlaſſen. Der Plan ward entdeckt, und Maximinus ſetzte ſeiner angebornen Strenge keine Grenzen. Mehr denn viertauſend Perſonen verloren bey dieſer

dieſer Gelegenheit das Leben. Nicht lange nachher verließen einige von Alexanders alten Soldaten das Lager, und erklärten einen gewiſſen Quarcianus zum Kaiſer, der von Maximinen neulich war beurlaubt worden, und deshalb auf ihn grollte. Es war indeſſen bloßer Zwang, der ihm den gefährlichen Purpur aufdrang; auch ward er bald nachher im ächten Geiſt jener Zeiten von dem nehmlichen Mann, der der Urheber ſeiner Beförderung geweſen war, in ſeinem Bette ermordet, und ſein Kopf zum Maximinus gebracht, der den Verräther anfangs freundlich empfieng, bald aber ſeinen gedoppelten Meineid und Hochverrath mit einem grauſamen Tode ahndete.

Dieſe einzelnen Verſchwörungen gaben die Loſung zu einem Geiſte allgemeiner Unzufriedenheit, der ſich allmälig durch das ganze Reich verbreitete. Africa's Provinzen waren die erſten, die ſich offenbar wider den Tyrannen erklärten, deſſen Erpreſſungen und Grauſamkeiten ihnen unerträglich geworden waren. Sie erſchlugen ſeinen Procurator, und da ſie hinterher die gefährlichen Folgen eines ſolchen Verbrechens erwogen, ſo beſchloſſen ſie, aller Hofnung auf Verzeihung zu entſagen und einen neuen Kaiſer zu wählen. Nun war Gordianus damalen Proconſul in Africa, ein Mann, dem ſeine Tugenden und ein tadelloſes Leben von beynahe achtzig Jahren, die Achtung aller ſeiner Mitbürger zugeſichert hatten. Ihn beſchloſſen ſie zu wählen. Soldaten und Eingeborne floſſen zuſammen, eilten ſtürmend in ſein Haus und riefen ihn mit Nahmen herauszukommen. Gordianus glaubte, ſie wollten ihn ermorden. Als er ihres Vorhabens aber inne ward, weigerte er ſich durchaus, denſelben beyzupflichten, indem er ſein äußerſtes Alter und Maximinens überlegne Macht vorſchützte. Alle ſeine Wi-

derſetzlichkeit war jedoch umſonſt. Sie zwangen ihn die miſsliche Würde anzunehmen, und er und ſein Sohn Gordian, welcher ſechs und vierzig Jahr alt war, wurden zu Kaiſern erklärt. So wider ſeine Neigung zum Thron erhoben, ſchrieb der Alte unverzüglich an den Senat und erklärte, daß er das Reich ſehr ungerne übernommen, ſeine Autorität auch nicht länger behalten wolle, als bis er den Staat von ſeinem itzigen Tyrannen befreyet hätte. Der Senat beſtätigte ſeine Wahl mit Freuden. Er erklärte Maximinen für einen Feind und Verräther des Vaterlandes. Die Bürger, von gleichem Eifer entzündet, fielen über die anerkannten Freunde Maximinens her und riſſen ſie in Stücken; eine Grauſamkeit, welcher ſogar mehrere ganz Unſchuldige zum Opfer wurden. Der Senat blieb hieben nicht ſtehen. Entſchloſſen, ſeinen Widerſtand aufs äußerſte zu treiben, traf er die nachdrücklichſten Anſtalten zur Vertheidigung, befahl Maximinens Statthalter zu entſetzen und gebot allen Provinzen, den Gordian als Kaiſer anzuerkennen. Dieſer Befehl ward nach Maasgabe der verſchiedenen Geſinnungen der Provinzen ſehr verſchiedentlich aufgenommen; in einigen Provinzen wurden die Statthalter umgebracht, in andern die Boten des Senats. In allen Gegenden des Reiches drohete der Bürgerkrieg fürchterlich aufzulodern.

Die Zeitung aller dieſer unerwarteten Ereigniſſe verſetzte den Maximin in eine unregierſame Wuth. Brüllend gleich einem wilden Thiere und mit dem Kopfe wider die Mauer rennend, äuſerte er alle Symptome des Wahnſinns. Nachdem ſein Grimm ein wenig kühler geworden, rief er ſein Kriegsheer zuſammen, ermahnte es in einer förmlichen Rede, ſeiner Sache getreu zu bleiben, und verhieß ihm feyerlich,

lich, daß es die Güter aller derer beſitzen ſollte, die ihn beleidigt hätten. Mit lauten Zurufungen antworteten ihm die Soldaten, gelobten ihm unverbrüchliche Treue und wurden nun ohne weitern Aufſchub von ihm auf Rom zugeführt, welches er mit Feuer und Schwert zu verwüſten drohete. Seinem Ungeſtüm ſtellten ſich aber nicht geringe Schwierigkeiten in den Weg. Wiewohl ſeine Seele von Ungeduld und Eilfertigkeit loderte, ſo waren ſeine Märſche doch ſehr langſam und unterbrochen. Die übelgeordneten und noch übler diſciplinirten Heere der damaligen Zeiten waren jene Legionen nicht mehr, die einſt von Sylla und Cäſar angeführt wurden. Mit Gepäck beladen, von Schwärmen Weiber und Sclaven begleitet, glichen ſie mehr einer morgenländiſchen Karavane als einem ziehenden Kriegsheere. Zu dieſen Unbequemlichkeiten geſellte ſich der Haß aller Städte, durch welche ſie zogen, deren Einwohner bey ſeiner Ankunft ihre Häuſer verließen und ihren Vorrath in unauffindbaren Schlumpfwinkeln verſteckten. So mancher Hinderniſſe und Unfälle ungeachtet, begannen des Tyrannen Angelegenheiten jedoch in Africa eine günſtigere Geſtalt zu gewinnen. Capelianus, der Statthalter von Numidien, erklärte ſich für ihn, brachte ein Heer zuſammen und führte es wider Karthago. Gordian der jüngere rückte wider ihn ins Feld, ward aber erſchlagen und ſein Heer geſprengt. Als der ältere Gordian dieſe doppelte Trauerzeitung vernahm, erdroſſelte er ſich mit ſeinem eigenen Gürtel. Capelianus aber, ſeinen Sieg verfolgend, drang in Karthago ein, welche blühende Stadt er unterm Vorwande, die Sache Maximins zu rächen, mit Blutvergießen und Räubereyen überſchwemmte. Die Zeitung dieſes glücklichen Ereigniſſes erreichte binnen kurzen den Kaiſer, der, durch ſie ermuntert, ſeinen

Zug beſchleunigte und ſeine Rache nächſtens zu vollenden hoffte. Mit forcirten Märſchen näherte er ſich den Grenzen Italiens, allen ſeinen Gegnern den Untergang drohend, durſtend nach Blut und Verheerung.

Unbeſchreiblich iſt die Beſtürzung des Senates, als er die Nachricht von Gordians Niederlage erhielt. Nicht nur ſah' er ſich des Beyſtandes der beyden Gordiane beraubt, auf den er ſtark gerechnet hatte, ſondern auch von zween furchtbaren Tyrannen bedroht, deren jeder mit einem ſiegreichen Heere Rache ſchnaubend, auf die Hauptſtadt zueilte. In dieſer fürchterlichen Enge verſammelten die Senatoren ſich mit großen Feyerlichkeiten in Jupiters Tempel, und wählten, nach langem Rathſchlagen, den **Pupienus** und **Balbinus** zu gemeinſchaftlichen Kaiſern. Jeder dieſer beyden Männer hatte ſich Ruhm im Kriege und Achtung im Frieden erworben. Heere hatten ſie mit Ehre commandirt, Provinzen mit Beyfall verwaltet. Itzt zum Reich befördert, ließen ſie ſich die Rettung deſſelben aufs äußerſte angelegen ſeyn, rafften in Rom und in den umliegenden Gegenden ſo viel Truppen zuſammen als ſie konnten, und Pupienus zog mit ihnen ins Feld, um dem Fortgange der Angreifer ſich entgegen zu ſtellen. Mittlerweile gerieth die Stadt in ein neues und unvorherzuſehendes Elend. Zween von Maximinus Soldaten giengen ins Senathaus, und wurden von den Senatoren erſchlagen. Die Prätorianer ergrimmten über dieſen Mord; entſchloſſen, den Tod ihrer Kameraden zu rächen, drangen ſie in die Stadt ein. Die Bürger widerſetzten ſich ihnen, und ſo ſahe man überall in Rom nichts denn Tumult, Blutvergießen und Verheerungen. Zur Fülle des Jammers wurde die Stadt von den Soldaten in Brand geſteckt. Auf allen Seiten wütheten die

Flam-

flammen, und mitten unter ihnen kämpften die unglückſeligen Einwohner mit einander.

Maximinus, dem ſchuldigen Urheber ſo vieler und mancherley Drangſalen, gieng es indeſſen nicht viel glücklicher. Da er die Wahl der neuen Kaiſer vernommen hatte, drang er, von neuem Grimm geſtachelt, durch die Alpen, fiel in Italien ein, und hoffte in deſſen fruchtbaren Thälern ſein ausgemergeltes und ausgehungertes Heer erquicken zu können. Aber hierin irrte er ſich gänzlich. Der Senat hatte ſorgfältig alle Arten von Vorrath aus dem offnen Lande in befeſtigte Oerter bringen laſſen, und ſo fand er ſich noch immer in gleicher Verlegenheit, während ſein Heer allmälig an allem Mangel zu leiden begann. Zu dieſem Fehlſchlage geſellte ſich bald ein andrer. Die Stadt Aquileja, die in ſeinem Wege lag, und die er ohne Schwierigkeit einnehmen zu können geglaubt hatte, rüſtete zu ſeinem Erſtaunen ſich zur hartnäckigſten Gegenwehr, und beſchloß eine regelmäßige Belagerung auszuhalten. Sie war wohl befeſtigt, volkreich und voll Abſcheu wider Maximinens Regierung. Noch furchtbarer ward ſie durch ihre zwey vortrefflichen Befehlshaber, **Krispinus** und **Menophilus**, die ſie mit Mannſchaft und Vorrath aller Art ſo wohl verſehen hatten, daß Maximinus es gar nicht leicht fand, die Stadt auch nur zu berennen. Sein erſter Verſuch war, ſie mit Sturm wegzunehmen. Allein die Belagerten ſchütteten ſolche Ströme brennenden Pechs und Schwefels auf die Stürmenden hinab, daß ſie ſich zurückziehn mußten. Itzt verwandelte er die Belagerung in eine Einſchließung. Es gieng mit der Entſchloſſenheit der Einwohner ſo weit, daß man ſelbſt die Greiſe und die Kinder auf den Mauern kämpfen ſahe, während die Weiber die Haare abſchnitten, um die Soldaten mit Bogenſeh-

nen zu versehen. Maximinus Wuth bey diesem unerwarteten Widerstande überschritt alle Maaße. Eines Feindes, an dem er seinen Ingrimm hätte austoben können, ermangelnd, wandte er ihn wider seine eignen Befehlshaber. Als ob diese durch Nachlässigkeit oder Unfähigkeit an seinen Unfällen Schuld hätten, ließ er manche derselben umbringen, während der Hunger in dem Rest seines Heeres unaufhaltsam wüthete. Nichts schien dem Kampfe der beyden streitenden Heere ein Ende machen zu können, als der gänzliche Untergang des Einen von Beyden. Aber glücklicherweise rettete eine Meuterey in Maximins eignem Heere das sinkende Reich von seinem Untergange und zugleich das Leben von Tausenden. Die Soldaten, durch Hunger und Strapazen ausgemergelt, und durch Zeitungen von immer neuen Empörungen beunruhigt, beschlossen, ihr Elend durch des Tyrannen Tod zu enden. Seine ungeheure Leibesstärke, und der Umstand, daß er allezeit gepanzert und gerüstet gieng, schreckten anfangs einen jeden ab, sich an ihn zu wagen. Endlich ward auch seine Leibwache gewonnen. Diese überfiel ihn in seinem Zelte während seines Mittagsschlafes und tödtete beydes, ihn und seinen Sohn, den er zum Mitregenten gemacht hatte, ohne Widerstand. So starb dieser merkwürdige Mann nach einer Usurpation von ohngefähr drey Jahren und im fünf und sechzigsten Jahr seines Alters. Seine Emsigkeit im niedern Stande und seine Grausamkeit, während er auf dem Throne saß, sind ein sehr auffallender Beleg zu der Bemerkung, daß es Menschen giebt, deren Tugenden nur für die Dunkelheit passen, und wiederum andre, deren Kräfte und Trefflichkeiten sich nur in erhabnen Standorten entwickeln.

Acht

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Pupienus und Balbinus.

Der Tyrann war todt; ſein Leichnam ward den Hunden und den Raubvögeln hingeworfen, und Pupienus und Balbinus traten die Regierung ohne weitern Widerſtand an. Die Prätorianer aber, ſeit langer Zeit erklärte Meuter und Hochverräther, beſchloſſen bald, eine neue Revolution zu veranſtalten. Unglücklicherweiſe beſchleunigten die beyden Kaiſer durch ihre Uneinigkeiten ihren Untergang nicht wenig. Wiewohl durch Alter und Klugheit ausgezeichnet, vermochten ſie dennoch eine wechſelſeitige Eiferſucht gegen einander nicht zu unterdrücken. Pupienus glaubte, die Oberſtelle vermöge ſeiner größern Erfahrung verlangen zu können. Balbinus nahm ſie in Anſpruch, in Hinſicht auf ſeine Familie und ſein Vermögen. J. d. Gr. 991. J. C. 238.

Während dieſer unzeitigen Zwiſtigkeiten griffen die Prätorianer, die beyden den Tod geſchworen hatten, ſie in ihrem Pallaſte an, indeß die Leibwache ſich mit dem Zuſehen der capitoliniſchen Spiele beſchäftigte. Pupienus, ihre ſtürmiſche Annäherung gewahrend, ſchickte augenblicklich zu ſeinem Gehülfen und ließ ihn um Beyſtand bitten. Dieſer argwohnte aber niedriger Weiſe, daß irgend ein Anſchlag wider ihn ſelbſt angezettelt würde, und weigerte ſich, die deutſche Leibwache, die er um ſich hatte, fahren zu laſſen. So fanden die aufrühriſchen Soldaten einen leichten Zugang zu den Zimmern beyder Kaiſer, ſchleppten ſie aus dem Pallaſt nach dem Lager, erdroſſelten ſie und ließen ihre Leichname als empörende Proben ihres ungeheuren Frevels in den Gaſſen liegen.

Neun

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Gordianus.

J. d. Cl. F. C. 238.

Während die Aufrührer in den Gaſſen herumſchwärmten, ſtießen ſie zufälligerweiſe auf Gordian, den Enkel jenes Gordian, der in Africa war erſchlagen worden, und erklärten ihn auf der Stelle zum Kaiſer. Senat und Volk waren nun der Unwürdigkeit gewohnt, ihre Kaiſer von dem Heere ernennen zu laſſen; es blieb ihnen alſo auch itzt nichts übrig, als die Wahl zu beſtätigen. Sechzehn Jahre war dieſer Prinz erſt alt, als er die Regierung antrat, aber ſeine Tugenden ſchienen ſeinen Mangel an Erfahrung ſattſam zu erſetzen. Sein Hauptaugenmerk war, die beyden entgegengeſetzten Enden des Reichs zuſammen zu knüpfen, und Bürger und Soldaten wieder mit einander auszuſöhnen. Seine Gelehrſamkeit ſoll ſeiner Tugend gleich geweſen ſeyn, und man verſichert uns, daß er zwey und ſechzigtauſend Bücher in ſeiner Bibliothek gehabt habe. Seine Ehrerbietung für Miſitheus ſeinen Hofmeiſter und Lehrer war ſo groß, daß er ſeine Tochter heyrathete, und ſich ſeines Rathes in jedem kritiſchen Vorfall ſeiner Regierung bediente.

Die vier erſten Jahre von dieſes Kaiſers Regierung waren ununterbrochen glücklich. Im fünften aber gieng die beunruhigende Zeitung ein, daß Sapor, König der Perſer, die Grenzen des römiſchen Reichs angegriffen, Antiochien erobert, Syrien und die umliegenden Provinzen verwüſtet habe. Zu gleicher Zeit brachen die Gothen in den Norden des Reichs ein, ſchoſſen gleich einem alles überſchwemmenden Waldſtrom daher, und verſuchten endlich, blei-

bleibende Wohnplätze in der Provinz Thracien aufzuschlagen. Beyder Einfälle zu wehren, versammelte Gordian sein Heer, griff zuvörderst die Gothen an und nöthigte sie zum Rückzug, wandte sich dann wider die Perser, schlug sie mehrmalen und zwang sie mit Schimpf und Verlust nach Hause zu gehn. Einen großen Theil dieser günstigen Ereignisse verdankte Gordian dem **Misithäus**, den er zum Präfectus Prätorii ernannt hatte. Seine Weisheit lenkte seine Unternehmungen und seine Tapferkeit sicherte ihren Ausgang. Mit seinem bald nachher sich ereignenden Tode schien aber auch Gordians ganzes Glück dahin zu sterben. Das Heer ward nun nicht mehr so regelmäßig, wie bisher, mit dem nöthigen Vorrath versorgt. Unzufriedenheit und Meutereyen rissen unter den Soldaten ein, und diese wurden von einem gewissen **Philipp**, einem Mauren, der der gemeinen Meinung nach den tugendhaften Misithäus aus dem Wege geräumt hatte, um seine Stelle erben zu können, geflissentlich unterhalten. Mit jedem Tage nahm das Murren überhand. Zuerst ward Philipp dem jungen Gordian als Gehülfe zugesellt. Dann ward ihm die Alleingewalt ertheilt, und kaum sah' er sich im Stande, seinen längst entworfenen Meuchelmord ungestraft vollziehen zu können, als Gordian auf seinen Befehl ermordet wurde. Zwey und zwanzig Jahre hatte er gelebt, und deren sechs mit ziemlichem Glücke regieret.

Dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Philipp.

J. d. Chr. 245. J. C. 245.

Philipp der Mörder ſeines Wohlthäters ward nun unverzüglich von dem Heere als Kaiſer anerkannt. Der Senat zwar ſchien ſeiner Wahl ſich anfangs widerſetzen zu wollen. Er beſann ſich aber, beſtätigte ihn und ertheilt' ihm den gewöhnlichen Titel Auguſtus. Dieſer Philipp war der Sohn eines wenig bekannten Arabers, der das Haupt einer Räuberbande geweſen war. Er war ohngefähr vierzig Jahr alt, als er den Thron beſtieg, und ernannte ſeinen Sohn, einen ſechsjährigen Knaben, zum Mitregenten. Um ſeine Macht daheim zu ſichern, macht' er Frieden mit den Perſern und begab ſich mit ſeinem Heere auf den Weg nach Rom. Unterwegs bekam er Luſt ſein Vaterland Arabien einmal wieder zu ſehn, und verewigte ſein Andenken unter ſeinen Landsleuten durch Erbauung der Stadt Philippopel. Dann ſetzte er ohne weitere Unterbrechung ſeinen Zug nach Rom fort, wo er als Kaiſer und mit allen möglichen Merkmalen von Unterwürfigkeit, wenn eben nicht von Freude, empfangen wurde. Da nun dieſe Hauptſtadt gegenwärtig grade ein volles Jahrtauſend geſtanden hatte, ſo feyerte Philippus die ſecularischen Spiele mit einer Pracht, dergleichen das Prachtliebende Rom bisher noch nicht geſehn hatte. Auch ſollen bey Gelegenheit dieſes Feſtes beyde Philipp und ſein Sohn zum Chriſtenthum übergegangen ſeyn. Sey dem wie ihm wolle, Ein Mörder und ein Uſurpator gereichen keinerley Glauben und keinerley Bekenntniſſe zu ſonderlicher Ehre.

Von

Von dem ersten Theile seiner Regierung wissen die elenden und verstümmelten Historien dieses Zeitalters uns wenig zu sagen. Sie berichten uns kürzlich, daß da die Gothen ihre Einfälle erneuerten, Marinus, Philipps Legat, wider sie sey abgeschickt worden, sich aber empöret und zum Kaiser habe ausrufen lassen. Dieser Aufstand war jedoch von keinen Folgen. Das Heer, das ihn erhoben hatte, bereuete seine Empörung nach wenig Tagen, entthronte ihn wieder und erschlug ihn. Decius war derjenige, dem Philipp die Stelle des aufrührischen Befehlshabers ertheilte. Dieser Decius hatte kein ander Verdienst um den Kaiser, als daß er, da die Nachricht von Marinus Empörung einlief, in dem Senat äußerte, des Verräthers Anmaßung würde sich binnen kurzen mit seinem Untergange enden. Da diese Prophezeihung nun eintraf, so gewann der Kaiser ein solches Zutrauen zu ihm, daß er ihm den erledigten Oberbefehl der aufsätzigen Armee anvertraute. Der schlaue Decius war jedoch kaum beym Heer angelangt, als er die Soldaten entschlossen fand, ihn mit der höchsten Gewalt zu bekleiden. Nur gezwungner Weise schien er ihrer Zumuthung zu willfahren. Er schrieb sogar an Philipp, daß er wider seinen Willen den kaiserlichen Titel angenommen habe, um ihn dem rechtmäßigen Besitzer desselben zu bewahren, und daß er bloß auf eine schickliche Gelegenheit warte, ihm seine Ansprüche und seinen Titel wieder abtreten zu können. Philipp kannte jedoch die Menschen zu gut, als daß er einem solchen Vorgeben hätte trauen sollen. Er raffte aus den verschiedenen Provinzen, die ihm noch zu Gebote standen, so viel Volks zusammen, als er vermochte, und führte sie an die Grenzen Italiens. Kaum war aber das Heer zu Verona angekommen,

als

als es rebellirte, Decius zum Kaiſer ausrief, und Philipp den Kopf ſpaltete.

Dies war das verdiente Ende Philipps, der fünf und vierzig Jahre gelebt, und davon ohngefähr fünf regiert hatte. Decius ward allgemein als ſein Nachfolger anerkannt.

Ein und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Decius.

J. d. Gr. 1001. J. C. 251. Decius Thätigkeit und Weisheit ſchienen den drohenden Sturz des Reiches noch eine Weile verzögern zu wollen. Der Senat hatte einen ſo hohen Begriff von ſeinen Verdienſten, daß er ihn dem groſſen Trajanus ſelber an die Seite ſetzte, und wirklich ſchien er bey jeder Gelegenheit die Würde dieſer ehrwürdigen Verſammlung, ſowohl als die Wohlfahrt der niedern Volksklaſſen zu Rathe zu ziehen. Unter andern Vergünſtigungen erlaubte er ihnen, wie einſtens in des Reiches blühenden Jahrhunderten, einen Cenſor zu wählen, und Valerian ſein Feldherr, deſſen ſtrengtugendhaftes Leben eine immerwährende Cenſur genannt wurde, ward zu dieſer Würde erwählet.

Seine Tugend vermochte jedoch nicht dem nahen Untergange des Reichs gänzlich zu ſteuern. Die hartnäckigen Fehden zwiſchen den Heyden und Chriſten innerhalb des Reichs, und die unaufhörlichen Einbrüche der Barbaren von draußen ſchwächten es auf eine Weiſe, die alle Wiederherſtellung unmöglich machte. Um wenigſtens den erſten Einhalt zu thun,

ward

ward ſehr unpolitiſcher, um nicht zu ſagen ſehr ungerechter Weiſe, wider die Chriſten, die itzt bereits die zahlreichſte Volksparthey geworden waren, eine Verfolgung verhängt, in welcher Tauſende umkamen, und die Grauſamkeit zu Verminderung ihrer wachſenden Anzahl allen ihren Witz erſchöpfte.

Vom neuen brachen die Gothen ins Land, und richteten beſonders in Thracien und Möſien die ſchrecklichſten Verheerungen an. Um dieſen Einhalt zu thun, zog Decius in Perſon ins Feld. Er griff die Barbaren an. Er erſchlug ihrer dreyßigtauſend in offener Feldſchlacht. Schon wollt' er ſeinen Sieg verfolgen, als ſein Feldherr Gallus ihn verrätheriſcher Weiſe in gewiſſe Engen lockte, in welchen er verabredetermaßen vom König der Gothen umringt und angegriffen wurde. In dieſer nachtheiligen Lage ſahe Decius ſeinen Sohn zu ſeiner Seite fallen; er ſahe ſein eignes Heer die Flucht nehmen, und, entſchloſſen den Verluſt nicht zu überleben, ſprengte er in einen Morast hinein, der augenblicklich über ſeinen Kopf zuſammen ſchlug, und ſeinen Leichnam auf ewig begrub. Er ſtarb im funfzigſten Jahre ſeines Alters nachdem er durch ſeine drittehalbjährige Regierung bewieſen hatte, daß, wenn menſchliche Mittel den Fall des Reichs hätten verhüten können, es durch ſeinen Muth und ſeine Weisheit vielleicht geſchehen wäre.

Zwey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Gallus.

J. d. Gr. 2014. J. C. 251. Gallus, der Verräther des römiſchen Heers, hatte dennoch Einfluß genug, von den Ueberbleibſeln deſſelben ſich zum Kaiſer wählen zu laſſen. Er war fünf und vierzig Jahr alt, als er Kaiſer ward, und von einem anſehnlichen römiſchen Geſchlechte entſproſſen. Er war der erſte, der den Frieden ſchimpflicherweiſe von den Feinden des Reiches erkaufte, und den Gothen, die er mit ſeinem Schwert hätte dämpfen ſollen, einen jährlichen Tribut zugeſtand. Nach dieſem herabwürdigenden Vergleich floh er nach Rom, und überließ, um das Elend des Reiches gänzlich unbekümmert, ſich hier dem Wohlleben und der Fröhlichkeit.

Höchſt bejammernswürdig war wirklich um dieſe Zeit der Zuſtand der römiſchen Provinzen. Einerſeits fuhren die Gothen ohne einige Rückſicht auf die Geſchenke, durch die man ſie zum Frieden hatte bewegen wollen, fort, die öſtlichen Gegenden des Reichs zu überſchwemmen. Andererſeits verübten die Perſer und die Scythen unerhörte Verheerungen in Meſopotamien und Syrien. Der Kaiſer, ohne Sinn und Gefühl für das Nationalunglück, ſchwelgte und praßte daheim. Die Heyden verfolgten die Chriſten von neuem durch alle Provinzen des ganzen großen Reichs. Zu ſo mannichfaltigem Elend geſellte ſich eine Geiſſel des Himmels, eine Peſtilenz, die den größten Theil des Erdbodens verſchiedene Jahre hintereinander entvölkerte, und um das Maaß voll zu machen, erhob Aemilianus, ein Befehlshaber des Kaiſers, der die Gothen geſchlagen und das Heer gewonnen hatte, die Fahne des Bürgerkrieges. Dieſe letzte Ereigniß

ſchien den Gallus aus ſeinem Rauſche aufzurütteln. Er brachte ein Heer zuſammen, und zog ſeinem gefährlichen Nebenbuhler entgegen. In Möſien kam es zu einer Schlacht. Aemilianus ſiegte, und Gallus ward mit ſeinem Sohne erſchlagen. Sein Leben hatte einen ſolchen Tod, und ſeine Laſter hatten den Abſcheu der Nachwelt verdient. Sieben und zwanzig Jahre hatte er gelebt, und deren zween Jahre und vier Monden regieret.

Drey und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Valerian.

Nach Gallus Untergang erwartete Aemilianus zuverläſſig, als Kaiſer anerkannt zu werden, allein er betrog ſich jämmerlich. Der Senat weigerte ſich, ihn anzuerkennen, und ein Heer, das in der Gegend der Alpen ſtand, ernannte Valerian, ſeinen Anführer, zum Thronfolger. Nun begannen Aemilians Soldaten ihren Feldherrn als ein Hinderniß der allgemeinen Ruhe zu betrachten, und erſchlugen ihn, um dem Bürgerkriege zuvorzukommen. J. d. St. 1008. J. C. 261.

Valerian ward itzt von allen Ständen des Reichs als Kaiſer anerkannt. Wiewohl er nun bereits das ſiebenzigſte Jahr ſeines Alters erreicht hatte, ſo fieng er doch mit einem Eifer an der Reformation des Staats an zu arbeiten, der den beſten Willen und noch ungeſchwächte Kraft verrieth. Freylich war die gänzliche Herſtellung der alten Würde des Reichs etwas beynahe unmögliches. Die Streitigkeiten zwiſchen Heyden und Chriſten ſpalteten das Reich, wie

zwey, und eine ſchreckliche Verfolgung der letztern folgte. Die nördlichen Nationen überſchwemmten die Provinzen fürchterlicher denn jemalen, und eine Menge kleiner Uſurpatoren fieng an, mit Vernachläſſigung des gemeinſchaftlichen Intereſſes, jeder ſich einen eignen Staat zu bilden. Um das Maaß des Elends voll zu machen, fielen die Perſer unter dem Sapor in Syrien ein, brachen bis in Meſopotamien, und als Valerian ihnen Einhalt zu thun ſuchte, nahmen ſie ihn in einer unglücklichen Schlacht gefangen. Empörend ſind die Unwürdigkeiten und Grauſamkeiten, die der unglückliche Monarch von den Händen ſeines barbariſchen Feindes ſoll ausgeſtanden haben. Sapor, ſagt man, habe ſich ſeiner, wann er zu Pferde geſtiegen, zum Fußſchemel bedient; er habe geſagt, daß dieſe Stellung des Valerian die ſchönſte Ehrenſäule ſey, die ihm könne errichtet werden. Sieben Jahre lang habe der elende Gefangne dieß Leben der Schande und der Quaalen ausgehalten, und dann habe der grauſame Perſer demſelben ein höchſt gräßliches Ende gemacht, indem er ihm zuerſt die Augen ausſtechen und dann lebendig habe ſchinden laſſen. Zur Ehre der Menſchheit und zum Troſt für unſere ſympathetiſchen Gefühle wird dieſen Abſcheulichkeiten jedoch von unſern bewährteſten Geſchichtſchreibern die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit abgeſprochen.

Vier und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Gallienus.

Gallienus, des gefangnen Valerian Sohn, gelobte ſeines Vaters Schmach zu rächen, und ward dem zufolge im ein und vierzigſten Jahre ſeines Alters zum Kaiſer erwählt. Nur zu bald aber äußerte er, daß es ihm mehr um den Glanz als um die Arbeitſeligkeit des Reichs zu thun ſey; denn, nachdem er den Ingenuus, einen Heerführer in Pannonien, der den kaiſerlichen Titel angenommen, überwältigt hatte, blieb er den Reſt ſeiner Regierung in Rom ſitzen, und pflegte ſeiner Ruhe und ſeines Wohllebens. Während das Reich in ſeinem ganzen Umfange von Peſt, Hunger, auswärtigen Feinden und innern Zerrüttungen heimgeſucht wurde; während die Deutſchen Italien überſchwemmten, während die Allemannen Gallien verheerten, während die Gothen, Quaden und Sarmaten aus ihren Wildniſſen hervorbrachen, und die Hälfte des Reichs mit Feuer und Schwert verwüſteten; während deſſen verweilte Gallienus in tiefſter Ruhe zu Rom, erfand neue Vergnügungen, badete mit den Metzen, ſtudirte, wie er Feigen das ganze Jahr möchte erhalten können, und beluſtigte ſich mit Poſſenreiſſern, Gauklern und Hanswürſten. Die Drangſale ſeiner Unterthanen rührten ihn nicht. Den Abfall der Provinzen behandelte er als Spas. Was Wunder, daß eine ſolche Sorgloſigkeit eine unzählige Menge Rebellionen ausbrütete, durch die das Reich in eben ſo viel unabhängige Staaten beynahe, als es Provinzen hatte, zerſplittert wurde. J. d. Gr. 2012. J. C. 259.

Nicht weniger, denn dreyßig Thronbewerber kämpften um dieſe Zeit um die Herrſchaft des Rei-

ches, und vermehrten die Drangſale, die das Reich von allen Seiten ängſteten, mit allem Elend der Bürgerkriege. Man kennt dieſe Uſurpatoren gewöhnlich unter den Nahmen der dreyßig Tyrannen. Ueber ihre eigentliche Zahl, ihre Nahmen und Anſprüche ſind die Geſchichtſchreiber nicht einig. Nur das erhellet aus den elenden Kompilationen des Zeitalters, daß ſie nicht alle Zeitgenoſſen geweſen, ſondern nach einander aufgeſtanden ſeyn, je nachdem ſich ihnen Gelegenheit darzu dargeboten, ihre Anſprüche geltend zu machen. Unnütz und ermüdend wäre es, ſich über Perſonen und Geſchichten verbreiten zu wollen, welche der Vergeſſenheit entriſſen zu werden wenig würdig ſind. Die Nahmen der Ephemeren mögen uns genügen. Im Oſten, **Macrianus** und ſeine beyden Söhne, 3. **Valens**, 4. **Piſo**, 5. In Illyricum, **Aureolus**, 6. In Palmira, **Odenatus**, 7. **Herodes**, 8. **Baliſta**, 9. **Mäonias**, 10. **Zenobia**, und ihre beyden Söhne 12. in Egypten, **Aemilian**, 14. in Africa, **Celſus**, 15. in Pannonien, **Regillianus**, 16. **Ingenuus**, 17. **Cenſorinus**, 18. **Trebellianus**, 19 in Gallien, **Poſthumus**, 20. **Victorinus**, 21. **Poſthumus junior**, 22. **Lollianus**, 23. **Victoria**, 24 **Victorinus junior**, 25. **Tetrius**, 26. **Tetrius junior**, 27. **Ciriades**, 28. **Saturninus**, 29. **Marius**, 30.

Leicht zu erachten iſt es, daß ein Staat, der von einer ſolchen Menge kämpfender Intereſſen und feindſeliger Heere zerriſſen worden, ſich in der jammervollſten Lage befunden habe. In der That finden wir während Gallienus ganzer Regierung nichts denn Raub, Mord und Verwüſtung. Der Staat glich einer gewaltigen Trümmer, welche ſtückweiſe auf die Köpfe derer, welche zu beſchirmen er eigentlich errich-

tet

tet iſt, niederkrümelt und jeden Augenblick mit allgemeinem Sturze drohet. Gallienus, gegen das Elend der Zeiten eine Zeitlang gänzlich unempfindlich, mußte dennoch endlich zu ſeiner eignen Sicherheit ins Feld ziehn, und führete ſein Heer wider die Stadt Mayland, welche von einem der dreyßig Uſurpatoren war erobert worden. Hier war es, wo Martian einer ſeiner Feldherrn ſich wider ihn verſchwor und ſeine eignen Soldaten ihn umbrachten.

Fünf und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Claudius.

Nichts glücklichers hätte dem Reiche begegnen können, als Gallienus Tod. In der That gereichte es auch zur Zufriedenheit aller Stände, die Soldaten ausgenommen, die durch Maylands Plünderung den Lohn ihrer Verrätherey zu erndten hofften. Getäuſcht in dieſer Erwartung und durch Martianus Freygebigkeiten gewiſſermaßen in Schranken gehalten, ernannten ſie den **Flavius Claudius** zum Thronfolger, der denn auch von allen Ständen des Reiches anerkannt und beydes, vom Senat und Volk in ſeinen Anſprüchen beſtätigt wurde. J. d. St. 1021. J. C. 268.

Ueber dieſes Kaiſers Herkunft und Vaterland wiſſen wir nichts Entſchiednes. Einige behaupten, er ſey in Dalmatien geboren worden, und von einer edeln Familie des Landes entſproſſen, andere bekräftigen, er ſey ein Troer, und wieder andere, er ſey ein Sohn des Kaiſers Gordian geweſen. Möge ſeine

Herkunft gewesen seyn, die sie wolle, seine Verdienste waren keinem Zweifel unterworfen. Er war ein Mann von großer Tapferkeit und Klugheit, und hatte wider die Gothen, die nicht aufhörten das Reich durch ihre Einfälle zu ängsten, dem Staate große Dienste geleistet. Er war itzt ohngefähr fünf und funfzig Jahr alt, gleich ausgezeichnet durch körperliche Stärke und Energie des Geistes, keusch und mäßig, ein Freund und Belohner der Rechtschaffnen, und ein strenger Bestrafer aller, welche die Gesetze übertraten. Mit solchen Eigenschaften ausgerüstet, stemmte er dem Sturze des schwankenden Reiches sich mächtig entgegen, und verzögerte seinen Fall für eine Weile.

Der erste Feldzug, den er nach seiner Thronbesteigung that, war wider **Aureolus**, einen der Usurpatoren, den er in der Nähe von Mayland schlug. Nun zog er mit einem zahlreichen Heer wider die Gothen. Diese Barbaren waren hauptsächlich von der Seite Thraciens und Macedoniens hereingefallen, überschwemmten ganz Griechenland und verheerten selbst die uralte **Athen**, die hohe Schule der ganzen römischen Welt. Ohne Gefühl für jene feinern Künste, die den Geist veredeln und vermenschlichen, zerstörten sie alle Denkmale des Geschmacks und der Gelehrsamkeit, die in diesem Orte zusammengehäuft waren, mit schonungsloser Rohigkeit. Einstens nur, da sie einen gewaltigen Haufen von Büchern aufgethürmt hatten und ihn itzt in Brand stecken wollten, wurden sie von der Ausführung ihres Vorhabens durch einen ihrer Anführer zurück gehalten, der ihnen zu verstehen gab, daß die Zeit und Kraft, welche die Griechen mit dem Studium dieser Bücher verschwenden würden, für den Krieg und jede ihnen gefährliche Beschäftigung verloren wären.

Das

Das Reich taumelte jedoch nicht bloß in dieser Gegend. Es erzitterte in allen seinen Grenzen. Heruler, Truganter, Vitturger, und eine Menge nahmen- und wohnungloser Nationen, ein Schwarm von mehr denn dreymalhunderttausend Köpfen, kam mit zweytausend voll beladenen Schiffen die Donau herunter und verbreitete Schrecken und Verheerung überall, wohin er sich wandte.

In dieser schrecklichen Enge verlor Claudius weder Muth noch Fassung. Mit seinem Heere, das der Stärke des Feindes, den er bekämpfen sollte, wenig angemessen war, zog er wider die Verwüster zu Felde, und, wiewohl zu einem Gefechte mit ihnen übel vorbereitet, angesehen die Macht des Reichs damalen in verschiedenen Gegenden des Erdbodens zu thun hatte, siegte er dennoch und richtete ein unbeschreibliches Blutbad unter den Feinden an. Ihr ganzes großes Heer ward entweder in Stücken gehauen, oder gefangen fortgeführt. Ganze Häuser wurden mit ihren Waffen angefüllt, und alle Provinzen beynahe wurden mit den Sklaven versorgt, die die schreckliche Niederlage überlebten.

Diesem glücklichen Streiche folgten andere nicht minder günstige in den verschiedenen Gegenden des Reichs, und wirklich wurden die Gothen auf eine beträchtliche Zeit geschwächet und gebrochen.

Auch wider die Deutschen zog Claudius zu Felde und überwand sie mit großem Blutvergießen. Sein letzter Feldzug war wider **Tetricus** und **Zenobia**, seine beyden mächtigsten Nebenbuhler. Als er aber während seines Marsches sich der Stadt **Sirmium** in Pannonien näherte, ward er von einem pestartigen Fieber überfallen, an welchem er binnen wenig Tagen starb, zum großen Leidwesen seiner Unterthanen, und zum unersetzlichen Verluste des römischen Reichs.

Seine Regierung, die nicht zween volle Jahre gedauert hatte, war thätig und glücklich, und die Geſchichtſchreiber beſchreiben ihn uns als einen Mann, der Auguſtus Mäßigung, Trajans Tapferkeit und Antoninus Frömmigkeit in ſich vereinigt habe.

Sechs und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Aurelian

J. d. St. 1021. J. C. 270.

Unmittelbar nach Claudius Tode wählte das Heer den Aurelian, der damalen Anführer der Reuterey war und für den tapferſten Heerführer ſeiner Zeit gehalten wurde. Seine Wahl gieng jedoch nicht ohne alle Widerſetzung von Seiten des Senats durch, angeſehen Quintillus, der Bruder des verſtorbenen Kaiſers, das Reich in Anſpruch nahm, und eine Zeitlang wirklich in Rom anerkannt wurde. Sein Regiment war jedoch von ſehr kurzer Dauer. Verlaſſen ſelbſt von denen, die ihn zuerſt verhetzet hatten, den Thron in Beſitz zu nehmen, beſchloß er, der Strenge ſeines Nebenbuhlers durch einen freywilligen Tod zuvorzukommen, ließ ſich die Adern öffnen, und ſtarb nach einer kurzen Regierung von ſiebenzehn Tagen.

Itzt von allen Ständen des Reiches anerkannt, übernahm Aurelian die Regierung mit größerer Vollgewalt, als irgend einer ſeiner Vorfahren ſeit langer Zeit genoſſen hatte. Dieſer thätige Fürſt war von geringer und unbekannter Herkunft in Dacien, und ohngefähr fünf und funfzig Jahr alt als er den Thron beſtieg.

bestieg. Er hatte sein ganzes Leben im Heer zugebracht und sich von unten auf in die Höhe gedient. Er war ein Mann von unverzagtem Muth und erstaunlicher Stärke. In einem einzigen Gefechte tödtete er vierzig Feinde mit eigner Hand und über neunhundert zu verschiedenen Zeiten. Diese Tapferkeit und diese Geistesgegenwart machten, daß man ihn mit Julius Cäsar verglich, und er würde ihm wirklich ganz ähnlich gewesen seyn, wenn er auch die Milde und die Leutseligkeit dieses Helden besessen hätte.

Die ganze Regierung dieses unternehmenden Fürsten war ein einziger ununterbrochner Kampf mit den Feinden des Reiches, draußen mit den Usurpatoren desselben, drinnen mit der scheußlichen Sittenverderbniß, die fortfuhr, dessen beste Kräfte aufzuzehren. Die Marcomannen, einen rohen und wilden deutschen Völkerstamm, der in Italien eingebrochen war, schlug Aurelian in drey verschiedenen Gefechten und rieb ihn endlich völlig auf. Nicht minder glücklich war er wider Zenobia, die Königin des Osten, ein Weib von männlichem Heroismus, das Lingst der römischen Oberherrschaft entsagt und sich einen eignen Staat im Innern Asiens gegründet hatte. Wider dies heldenmüthige Weib zog Aurelian itzt zu Felde, gieng, aller Schwierigkeiten ohngeachtet, die sich ihm in den Weg stellten, nach Asien über, und lagerte sich endlich vor Thyana, einer Stadt in Cappadocien, deren tapfere Gegenwehr seinem weitern Vordringen auf eine Zeitlang Einhalt that. Die unerwartete Hartnäckigkeit der Einwohner entflammte den Zorn des von Natur raschen und ungestümen Kaisers so sehr, daß er schwur, er wolle, wenn er die Stadt einbekäme, auch keinen Hund in ihr leben lassen. Sie gieng wirklich nach einiger Zeit über. Als aber das

ganze

ganze Heer nach der Plünderung einer ſo reichen Stadt dürſtete, und den Kaiſer an ſein Verſprechen erinnerte, erklärte er, daß der berühmte **Apollonius** ihm erſchienen ſey und ihm verboten habe, ſeiner Vaterſtadt und ſeinen Mitbürgern einiges Leid zuzufügen, und befahl, zu Erfüllung ſeines Gelübdes, bloß alle Hunde umzubringen. Eine Erfindung, mit deren etwaniger Unſtatthaftigkeit ihres Urhebers menſchliche Abſicht uns leichtlich ausſöhnt.

Von Thyana eilte Aurelian dem Feinde entgegen, der bey der Stadt **Emeſa** in Syrien ſeiner wartete. Beyde Heere waren gleich zahlreich und mächtig, das eine unter dem tapferſten Heerführer des Zeitalters gebildet, das andre von einem Weibe angeführt, das geboren ſchien, um den Eigendünkel des Mannes zu beſchauen. Die Schlacht war langwierig und hartnäckig. Der Sieg neigte ſich ſogar eine Zeitlang auf die Seite der Aſiaten. Aber Aurelians Beharrlichkeit behielt die Oberhand. Der Feind ward geſchlagen und Zenobia gezwungen, in **Palmyra** eine Zuflucht zu ſuchen. Auch hieher verfolgte ſie der unverdroſſne Sieger. Alle ſeine Beredſamkeit bot er auf, um ſie zur Uebergabe zu bewegen. Aber die hochherzige Königin verwarf ſeine Anerbietung mit Verachtung, trotzend auf den mächtigen Entſatz, den ſie von den Perſern, Saracenen und Armeniern erwartete. Allein Aurelians Emſigkeit vereitelte alle ihre Erwartungen. Er überraſchte die Perſer und zerſtreute ſie, er ſprengte die Saracenen aus einander, er bewegte die Armenier durch lockende Verheißungen zu ſeiner Parthey überzugehn. So in ihren Hoffnungen getäuſcht, und an aller fernern Rettung verzweifelnd, verſuchte Zenobia nach Perſien zu entfliehn, ward aber von einer auserleſenen Schaar

Reuter

Reuter nachgejagt, eingeholt und gefangen. Palmyra ergab ſich, und **Longinus**, der berühmte Kritiker, welcher Zenobiens Geheimſchreiber war, ward auf Aurelians Befehl hingerichtet. Zenobia ward aufgeſpart, um ſeinen Triumph zu ſchmücken und hierauf mit ſo vielen Einkünften und Ländereyen von ihm beliehen, daß ſie beynahe in ihrem vorigen Glanze leben konnte.

Nachdem Aurelian ſolchergeſtalt dem Reiche den Frieden wieder gegeben hatte, bemühte er ſich durch die Strenge ſeiner Gerechtigkeitspflege auch die Tugend wieder unter ſeinen Unterthanen geltend zu machen. Mit unnachgiebiger Pünktlichkeit beſtrafte er die Ausſchweifungen der Miliz, und unterſagte ſeinen Unterfeldherrn aufs gemeſſenſte, den Landmann unter keinerley Vorwand zu plündern, ja auch nur eine Traube, ein Körnlein Salz oder einen Tropfen Oels auf ungerechte Art zu entwenden.

Einen Soldaten, der mit ſeiner Wirthin Ehebruch getrieben hatte, ließ er mit den Füßen an zween Bäume binden, deren Wipfel gewaltſamerweiſe zuſammengebogen wurden, und als ſie nun des Zwangs entledigt, wieder auseinander ſprangen, den elenden Menſchen in Stücken riſſen. Eine ſolche Strenge konnte als Grauſamkeit betrachtet werden; aber die Verderbniß der Zeiten verlangte ſie gewiſſermaßen. Unglücklicherweiſe mußten auch die Chriſten, die von Tage zu Tage immer zahlreicher geworden waren, die verdienten Strafen der Schuldigen theilen. Aurelian publicirte verſchiedene Edicte wider ſie, und nur ein Donnerkeil, der, wie die leichtgläubigen Geſchichtſchreiber des Zeitalters berichten, ſo nahe bey ihm einſchlug, daß alle Welt ihn ſelbſt getroffen glaubte, hinderte ihn, eine förmliche und blutige Verfolgung über ſie ergehen zu laſſen.

Des

Des Kaiſers Strenge veranlaßte endlich ſeinen Untergang. **Meneſtheus**, ſein vornehmſter Geheimſchreiber, war wegen eines begangenen Fehlers von ihm bedrohet worden, und beſchloß, dem ihm zugedrohten Streiche zuvor zu kommen. Zu dem Ende ſchmiedete er ein Nahmenverzeichniß von einer Anzahl Perſonen, die der Kaiſer, ſeinem Vorgeben nach, zum Tode beſtimmt hatte, und ſchob, um dem Ganzen eine gröſſere Wahrſcheinlichkeit zu geben, auch ſeinen eignen Nahmen mit hinein. Nun zeigte er die Liſte einigen der Leute, die er in ihr aufgeführt hatte, und bewegte ſie ohne Mühe zur Rettung ihres eignen Lebens, ſeinem Plane, den Kaiſer umzubringen, beyzutreten. Die Ausführung des Vorhabens ward nicht lange aufgeſchoben. Als der Kaiſer eines Tages mit einer geringen Bedeckung von **Heraclea** in Thracien nach Byzanz reiſte, fielen die Verſchwornen ihn an und erſchlugen ihn ohne ſonderlichen Widerſtand. Er ſtarb im ſechzigſten, und wie einige ſagen, im drey und ſechzigſten Jahr ſeines Alters nach einer ſehr thätigen Regierung von beynahe fünf Jahren.

Sieben und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Tacitus.

J. d. St. 1022. J. C. 275.

Jene ungeheure Menge von Thronbewerbern, die das Reich vorhin beunruhigt hatten, war durch Aurelians Thätigkeit ſo ganz ausgerottet worden, daß ſich itzt auch nicht einer fand, der es wagen mochte, den Thron in Anſpruch zu nehmen. Das Heer überließ

ließ die Wahl eines Nachfolgers daher dem Senat; der Senat ſchob ſie mit gleicher Höflichkeit an das Heer zurück, und acht ganze Monden vergiengen über dem Wettſtreit dieſer beiden mächtigſten Reichsorden, die einander itzt eben ſo wenig an Politeſſe nachgeben wollten, als ſie bisher an Starrſinn und gegenſeitiger Erbitterung mit einander gewetteifert hatten. Endlich beſtimmte der Senat ſich für den **Tacitus**, einen Mann von groſſen Verdienſten und dem mit der ihm zugewandten Ehre wenig gedient war. Er weigerte ſich ſogar ſie anzunehmen. Er flohe, um den Zudringlichkeiten des Senates auszuweichen, auf ſein Landhaus in Campanien. Da ihre Anträge ihn aber auch hieher verfolgten, ſo ließ er ſich endlich überreden, und übernahm das Regiment im fünf und ſiebenzigſten Jahre ſeines Alters.

Sein erſtes Regierungsgeſchäft war, daß er die Mörder Aurelians gebührend beſtrafte, unter ihnen den Meneſthus, der lebendig gepfählt und hierauf den wilden Thieren vorgeworfen wurde. Seine Güter wurden eingezogen, und ſein baares Geld, das ſich auf anſehnliche Summen belief, ward zur Bezahlung des Heers angewandt. Während der kurzen Regierung dieſes Kaiſers ſcheint der Senat einen groſſen Theil ſeines ehemaligen Anſehns geübt zu haben, und die Geſchichtſchreiber der Zeiten ſind gegen die Kaiſer, die ſich eine ſolche Theilung ihres Anſehns gefallen ließen, mit ihrem Lobe ſehr freygebig. Tacitus ſuchte das Conſulat für ſeinen Bruder **Florianus** zu erhalten. Der Senat ſchlug es ihm rund ab, und jener, weit entfernt, darüber empfindlich zu werden, antwortete ganz ruhig, der Senat würde am beſten wiſſen, wen er zu wählen habe: Die nehmliche Mäßigung herrſchte in ſeinem ganzen übrigen Betragen. Er war äuſſerſt mäßig. Seine Tafel war

ſchlecht

ſchlecht und recht beſetzt. Seiner Kaiſerin verbot er es, Juwelen zu tragen, und unterſagte ſogar den Gebrauch des Goldes und der Stickereyen. Er war ein Freund der Gelehrſamkeit, und aller derer, die ſich um das Vaterland verdient gemacht hatten. Inſonderheit waren die Werke ſeines Nahmensgenoſſen, des Geſchichtſchreibers Tacitus, bey ihm zu hohen Ehren. Er befahl, daß ſie in allen öffentlichen Büchersammlungen des Reiches aufgehoben werden ſollten, und ließ auf Koſten des Schatzes eine beträchtliche Anzahl Abſchriften von ihnen machen.

Ein mit ſo vieler Mäßigung und Gerechtigkeit begonnenes Regiment bedurfte nur einiger Dauer, um des Reiches Wohlfahrt zu gründen. Zum Unglück aber hatte Tacitus erſt ſechs Monate regiert, als er auf einem Feldzug wider die Perſer und Scythen, die die öſtlichen Provinzen angefallen hatten, in ein Fieber fiel und ſtarb.

Acht und dreyßigſtes Kapitel.

Die Regierung des Probus.

Nach Tacitus Tode ſchien das Heer über die Wahl eines Nachfolgers ſich ſpalten zu wollen. Ein Theil deſſelben ſtimmte für Florian des Kaiſers Bruder, der andre gröſſere Theil blieb zur Zeit noch unentſchieden. Er beſtand in ſeinen Berathſchlagungen über dieſe wichtige Angelegenheit auf die Nothwendigkeit, einen Kaiſer zu wählen, der ſich durch Tapferkeit, Würde, Freundlichkeit, Milde und Rechtſchaffenheit auszeichnete; und als einiens die letzte Eigenſchaft

als das Haupterforderniß in der Seele des künftigen Herrſchers in ein vorzüglich helles Licht geſetzt wurde, rief das ganze Heer, wie durch Eingebung beſeelet, einſtimmig aus: daß Probus, Probus, kein andrer denn Probus Kaiſer ſeyn müſſe. Sogleich ward Probus mit den gewöhnlichen Feyerlichkeiten in ſeiner Würde eingeweihe, und Florian ſein Nebenbuler, der ſich von jedermannn, ſelbſt von den Legionen, die ihm ihren Beyſtand zugeſagt hatten, verlaſſen ſah, öffnete ſich die Adern, und blutete ſich zu Tode.

Probus war vier und vierzig Jahr alt, als er den Thron beſtieg. Er war aus einem edeln Pannoniſchen Geſchlecht entſproſſen, und von Jugend auf in den Waffen geübt worden. Schon frühe that er durch ſeine Pünctlichkeit im Dienſt und durch die unerſchrockenſte Tapferkeit ſich hervor. Wo nur eine Mauer zu erſteigen, ein Lager zu erſtürmen war, war Probus immer der erſte im Angriff. Im Zweykampf war er unüberwindlich, und verſchiedenen angeſehnen Bürgern hatt' er das Leben gerettet. Auch verließen ſeine Thätigkeit und der Muth, den er als Privatmann bewieſen hatte, ihn keinesweges, als er auf dem Throne ſaß. Jedes Jahr ängſtete das Reich von nun an mit einem neuen Drangſale. Immer friſche Einfälle auf allen Seiten droheten ihm mit allgemeinem Untergange, und nur die Fähigkeiten eines Mannes, wie Probus war, vermochten ſo mannichfaltigem Andrange zu widerſtehn. Zuerſt eilte er, die Deutſchen in Gallien zu züchtigen, und erſchlug ihrer viermalhunderttauſend Mann. Dann flog er nach Dalmatien, ſchlug und bezwang die Sarmaten. Von dannen führte er ſein Heer nach Thracien, und zwang die Gothen um Frieden zu bitten. Hierauf wandt' er ſeine Waffen wider Aſien, unterjochte die Provinz Iſaurien, be-

ſiegte die Blemier, ein Volk, das ſeine vaterländiſchen Einöden in Aethiopien verlaſſen, und ſich Arabiens und Judäens bemächtigt hatte. Auch **Narſius**, König der Perſer, unterwarf ſich bey ſeiner Annäherung, und nach ſeiner Rückkunft in Europa theilte er die verheerten Ländereyen Thraciens unter ſeine barbariſchen Verwüſter aus, ein Umſtand, der dem Reiche in der Folge ſchweres Elend zuzog.

Mit nicht geringerer Emſigkeit erſtickte **Probus** alle innern Unruhen. **Saturnius**, der von den Egyptern war gezwungen worden, den kaiſerlichen Titel anzunehmen, ward überwunden und erſchlagen. **Proculus**, ein gewaltiger Weiberverſchlinger, der in einem Briefe an einen ſeiner Freunde ſich rühmte, von hundert ſarmatiſchen Jungfern, die er gefangen bekommen, zehn in einer Nacht, alle aber in zehn Tagen entjungfert zu haben, empörte ſich wider den Kaiſer, ward aber in die Flucht geſchlagen und endlich von den Deutſchen ausgeliefert. Auch **Bonoſus** rebellirte um dieſelbe Zeit, ward überwunden, und erhieng ſich aus Verzweiflung. Dieſer Menſch war wegen ſeiner Stärke im Weintrinken, worin er mehr zu leiſten vermochte, als zehn andre, ſo berühmt, daß der Kaiſer, da er den Schlemmer hängen ſah, ſich nicht enthalten konnte zu ſagen, **da hängt ein Schlauch und kein Menſch.**

Alle Wachſamkeit und Thätigkeit des Kaiſers war indeſſen nicht im Stande, dem Reiche den Frieden wieder zu geben. Die Barbaren hielten es in unaufhörlicher Unruhe. Oft wurden ſie in ihre erſchrecklichen Wüſteneyen zurückgetrieben. Immer brachen ſie mit neuer Wuth und verdoppeltem Trotze wieder aus ihnen hervor. So vernahmen die Gothen und Vandalen kaum, daß der Kaiſer mit Dämpfung häuslicher Unruhen beſchäfftigt ſey, als ſie ihre

unauf

unaufhörlichen Streifereyen wieder anfiengen, und noch einmal ihren Uebermuth büssen mußten. Sie wurden in verschiedenen Gefechten überwunden, und Probus kehrte triumphirend nach Rom zurück. Sein geschäfftiges Naturel erlaubte ihm jedoch nicht, daheim der Ruhe zu pflegen, während noch irgend ein Feind zu bezwingen übrig war. Sein letzter Feldzug galt den Persern. Auf dem Wege besuchte er seine Vaterstadt Sirmium, wo er mehrere tausende seiner Soldaten mit dem Austrocknen eines Moraſtes beschäfftigte, der den Einwohnern sehr zur Last war. Das Beschwerliche dieser Arbeit, und die unnachgiebige Strenge, womit er alle Ausschweifungen der Soldaten bestrafte, veranlaßten eine Verschwörung, die sich mit seinem Untergange endete. Auf seinem Zuge nach Griechenland erlauerten die Verschwornen einen Augenblick, in welchem sie ihn umbrachten, nachdem er sechs Jahr und vier Monden mit allgemeinem Beyfall geherrschet hatte. Zum Beweise der Achtung, welche selbst das rebellische Heer für ihn hatte, errichtete es ihm ein kostbares Denkmal, mit der Inschrift: **Hier liegt der Kaiser Probus, der seinen Nahmen durch die That verdiente: ein Ueberwältiger der Barbaren und ein Vertilger der Usurpatoren.**

Neun und dreyßigstes Kapitel.

Die Regierung des Carus und seiner beyden Söhne Carinus und Numerianus.

Das hier genannte Triumvirat war von so kurzer Dauer, daß die Geschichte wenig merkwürdiges da- J. d. St. 1031. J. C. 283.

von zu erzählen hat. Carus, des verſtorbenen Kaiſers Präfectus Prätorii, ward vom Heer zu ſeinem Nachfolger erwählt, und ernannte zu Befeſtigung ſeines Anſehns ſeine beyden Söhne Carinus und Numerian, deren jener ſich eben ſo ſehr durch ſeine Ausſchweifungen entehrt hatte, als dieſer ſich durch Beſcheidenheit, Tapferkeit und jede ſittliche Vortrefflichkeit auszeichnete, zu Mitregenten. Der neue Kaiſer hatte kaum Zeit gehabt, die Mörder des verſtorbenen Monarchen zu ſtrafen, als er durch einen friſchen Einfall der Sarmaten beunruhigt wurde, hinflog, ſie zurück zu treiben, und einen vollkommenen Sieg über ſie erfocht. Auch der perſiſche Monarch wagt' es, ſich wieder an dem Reiche zu vergreifen, aber Carus verſicherte die Geſandten, daß, wenn ihr Herr auf ſeinem Trotze beharre, ſeine Gefilde binnen kurzer Zeit ſo kahl ſeyn ſollten, wie ſein eignes kahles Haupt, das er zu gleicher Zeit entblößte. Auch ließ er es bey der bloßen Drohung nicht bewenden. Er rückte bis an die Mauern von Cteſiphon. Er lieferte dem Feinde eine fürchterliche Schlacht, und gewann einen vollkommenen Sieg. An Verfolgung deſſelben hinderte ihn unglücklicherweiſe ein ſchrecklicher Zufall, indem der Blitz in ſein Zelt ſchlug, und ihn nebſt verſchiedenen andern, die gerade um ihn waren, tödtete.

Numerian, ſein jüngſter Sohn, der den Vater auf dieſem Zuge begleitet hatte, war untröſtlich über ſeinen Tod, und ſchwächte durch unaufhörliches Weinen ſeine Augen dergeſtalt, daß er gezwungen ward, ſich in einer dicht verſchloſſenen Sänfte in dem Heere forttragen zu laſſen. Dieſer ſein hülfloſer Zuſtand erweckte den Ehrgeiz ſeines Schwiegervaters Aper, welcher hoffte, ohne einige große Gefahr das Reich itzt an ſich reiſſen zu können. Er

dang

dung zu dem Ende einen feilen Böſewicht, der den Kaiſer in ſeiner Sänfte ermorden mußte. Um jedoch ſeine Maasregeln erſt nehmen zu können, verheelte er den Tod des Kaiſers aufs ſorgfältigſte, und gab vor, daß er noch immer lebe, doch aber das Tageslicht nicht ertragen könne. Mehrere Tage ward der Leichnam ſolchergeſtalt mit dem Heere fortgetragen, während deſſen Asper ihm mit aller erſinnlichen Ehrerbietung aufzuwarten fortfuhr, und ſich alle Befehle, wie gewöhnlich, von ihm einzuholen ſtellete. Endlich entdeckte der überhandnehmende Todtengeruch den Betrug und das ganze Heer gerieth in Aufruhr. Mitten im allgemeinem Tumult ward Diocletian, einer der bekannteſten Befehlshaber der Zeit, zum Kaiſer erwählt und erſchlug Asper mit eigner Hand, wodurch eine Prophezeyhung in Erfüllung gieng, die ihm war gemacht worden, daß er nehmlich würde Kaiſer werden, nachdem er einen Eber umgebracht hätte.

Carinus, der noch übrige Sohn, überlebte ſeinen Vater und Bruder nicht lange. Wiewohl in Schwelgerey verſunken, ermannte er ſich dennoch, um dem neuen Kaiſer Einhalt zu thun, und führte ſeine Völker nach Möſien, wo die beyden Nebenbuhler auf einander trafen. Diocletian ſiegte; Carinus aber ward von einem ſeiner eignen Tribunen, deſſen Weib er gemißbraucht hatte, erſchlagen.

Vierzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Diocletian.

J. d. St. 1018. J. C. 284. Diocletian war von niedriger Herkunft, nach einigen der Sohn eines Schreiners, nach andern gar eines Sclaven. Seinen Nahmen bekam er von der Stadt Dioclea, in welcher er war geboren worden. Er war etwa vierzig Jahr alt, als er zum Kaiſer erwählet wurde, und verdankte ſeine Erhöhung lediglich ſeinen Verdienſten, indem er durch Klugheit, Muth und Glück ſich alle Stufen der kriegeriſchen Ehrenleiter hinaufgedient hatte. Es betrog auch der Anfang ſeiner Regierung die Erwartung, die ſeine Unterthanen zu ſeinem Vortheile hegten, nicht im mindeſten. Er verzieh allen denen, die Carinus Parthen wider ihn ergriffen hatten, ohne weder ihr Vermögen noch ihre Ehre zu gefährden. Da er fühlte, daß die Laſt der Regierungsgeſchäfte für die Schultern eines einzelnen Mannes zu ſchwer ſeyen, ſo ernannte er ſeinen Feldherrn Maximian, zum Theilnehmer ſeiner Arbeiten und zum Mitgenoſſen ſeines Throns und Anſehns. Dieſe beyden lebten die ganze Zeit ihrer Regierung hindurch in vollkommner Eintracht und Freundſchaft, und wiewohl ihre Characetere ziemlich verſchieden waren, indem Maximianus manche fehlerhafte Eigenſchaften beſaß, ſo wirkten ſie doch immer mit vereinten Kräften zu Beförderung des gemeinen Beſten und zu Demüthigung ihrer Feinde, deren nie irgend ein Kaiſer zahlreichere und furchtbarere zu bekämpfen hatte.

In Gallien erregten die Bauern und Landleute einen Aufſtand unter der Anführung des Amandus

dus und Helianus, wurden aber von Maximian unterjocht. Achilleus, der in Egypten commandirte, nahm den kaiserlichen Titel an, und es kostete manches blutige Gefecht ehe er überwunden und von Diocletian verdammet wurde, den Löwen vorgeworfen zu werden. In Africa vereinigten die Legionen sich mit den Eingebornen, bemächtigten sich der öffentlichen Einkünfte und plünderten die, welche ihrer Pflicht getreu geblieben. Auch diese wurden von Maximian zu Paaren getrieben und nach einem langen, oft zweydeutigen Kriege gezwungen, um Frieden zu bitten. Um die nehmliche Zeit legte auch Carausius, einer der vornehmsten Befehlshaber in Britannien, den kaiserlichen Titel an, und bemächtigte sich des Eilandes. Um dem die Spitze zu bieten, ernannte Maximian den Constantius Chlorus zum Kaiser, und gab ihm seine Tochter Theodora zur Ehe. Als aber Constantius in Britannien ankam, fand er in Carausius einen Mann von der feinsten Staatskunst, und der durch die Unterstützung der Deutschen beynahe unüberwindlich wurde. Dies bewegte ihn einen gütlichen Vergleich mit ihm zu schließen, und Carausius blieb ganzer sieben Jahre im ruhigen Besitze der Insel, da er vom Electus seinem Freunde und Vertrauten umgebracht wurde. Um eben die Zeit begann Narseus, König von Persien und Parthien, einen gefährlichen Krieg wider das Reich, den er mit einem Einfall in Mesopotamien eröffnete. Um den Fortschritten des Feindes in diesen Gegenden desto bessern Einhalt thun zu können, wählte nun auch Diocletian seinerseits einen Cäsar, den Galerius nehmlich, der den Zunahmen Armentarius bekam, weil die Sage gieng, daß er ursprünglich der Sohn eines Kuhhirten gewesen. Dieser neue Cäsar focht wider die Perser anfangs mit abwechselndem Glücke, endigte den Krieg

aber mit deſto gröſſerm Ruhm. Die Feinde wurden in einer Hauptſchlacht geſchlagen, ihr Lager geplündert und erobert und des Königs Weiber und Kinder zu Kriegsgefangenen gemacht. Von allen Feinden des Reiches waren itzt keine übrig als die rohen und unbezwungnen Nachbaren im Norden. Dieſe waren auch gewiſſermaßen unbezwinglich, ſowohl ihrer rohen Wildheit halber, als wegen der unwirthbaren Strenge des Klima und des Bodens, aus welchem ſie hervorſchwärmten. Unaufhörlich mit den Römern im Kriege, brachen ſie gleich hervor, wenn die Heere, die ihren Streifereyen Einhalt thun ſollten, zurückgerufen waren, und wenn ſie wieder kamen, verloren ſie ſich mit gleicher Schnelligkeit wieder in ihren kalten, öden und unzugänglichen Wüſteneyen, welche zu ertragen ſie allein vermochten. Auf dieſe Weiſe ſchwärmten die Scythen, Gothen, Sarmaten, Alanen, Carſier und Quaden in unglaublichen Schaaren hervor, und jede Niederlage ſchien ihre Stärke ſowohl, als ihre Beharrlichkeit zu mehren. Unzählige derſelben wurden gefangen genommen und in den Süden des Reichs geſchickt, um dort das Land zu bauen. Noch mehrere wurden umgebracht und wiewohl die übrigen in ihre vaterländiſchen Wildniſſe zurückgetrieben wurden, ſo lauſchten ſie hier, ihres eingewurzelten Grolles unaufhörlich eingedenk, dennoch nicht länger als bis ſie, gleich dem wilden Thiere in ſeinem Lager, ihre Wunden heil gelecket hatten.

Mitten unter den unzähligen Drangſalen, die das Reich von außen beklemmten, ergieng im Innern deſſelben die zehnte und letzte Verfolgung über die Chriſten. Man ſagt, daß dieſe alle vorigen an Grauſamkeit übertroffen habe und in der That muß ſie mit groſſer Wuth betrieben worden ſeyn, da eine Inſchrift

der

der Zeiten rühmt, daß die Regierung den Nahmen und den Aberglauben der Chriſten ausgerottet, und den Dienſt der Götter wieder hergeſtellt habe. Es war jedoch dies ganze Toben nichts anders, denn das letzte grimmvolle Aufraffen des in letzten Zügen liegenden Heidenthums. Denn bald nachher ward das Chriſtenthum geſetzlich gegründet, und triumphirte über die Bosheit aller ſeiner Feinde. Mitten unter den Unruhen, die dieſe Verfolgung erregte, und unter den Kriegen, die die Grenzen des Reiches zerrütteten, ſetzten Diocletian und Maximian die Welt durch einen Schritt in Erſtaunen, der in der Geſchichte nur wenige ſeines Gleichen hat. Beyde entſagten ihrer Würde an einem Tage und kehrten in den Privatſtand zurück. Was ſie mag bewogen haben, eine Gewalt aufzugeben, die ſie mit ſo viel Gefahr errungen und behauptet hatten, läßt die Geſchichte unentſchieden. Einige ſchreiben es Diocletians philoſophiſcher Denkungsart zu, andere dem Ueberdruß, den der Starrſinn ſeiner chriſtlichen Unterthanen ihm eingeflößt hatte; allein Lactantius behauptet, er ſey von ſeinem Reichsgenoſſen Galerius dazu gezwungen worden, als welcher, nachdem der Kaiſer von einer ſchweren Krankheit geneſen, nach Nicomedien gekommen ſey, und ihn mit einem bürgerlichen Kriege bedrohet habe, wofern er die Krone nicht niederlegen würde. Sey dem wie ihm wolle, Diocletian behauptete in ſeiner Einſamkeit eine Würde und eine Ruhe des Geiſtes, die es ſehr glaublich machen, daß ſeine Entſagung keinen andern Grund gehabt habe, als ſeine Grundſätze. In den Ringmauern des holden Ortes, der ihn geboren und erzogen hatte, verbrachte er ſeine Zeit mit dem Anbau ſeiner Gärten, und verſicherte die, welche ihn beſuchten, daß er nur dann die Welt zu genießen begonnen habe, als der Reſt der Menſchen der Meinung

geweſen, er habe ihr entſaget. Leuten, die ihm die Regierung wieder zu übernehmen riethen, antwortete er: wenn ſie ſeine itzige Glückſeligkeit kennten, ſo würden ſie ſie eher nachzuahmen als zu ſtören ſuchen. Auf dieſe zufriedne Weiſe lebte er mehrere Jahre und ſtarb endlich, man weiß nicht, ob eines natürlichen oder gewaltſamen Todes. Seine zwanzigjährige Regierung war thätig und gedeihlich, und der Anſtrich von Strenge, welchen manche ſeiner Handlungen trugen, iſt durch die Sittenverderbniß der Zeiten leichtlich zu entſchuldigen.

Bey weitem unzufriedener mit ſeiner neuen Lage war Maximian, ſein Gefährte im Reiche ſowohl, als im Privatſtande. Gepeiniget vom Verlangen, die Macht, der er entſagt hatte, wieder zu gewinnen, beunruhigte er die beyden folgenden Regierungen mit Intriquen und Tumulten, in welche er jedoch den Diocletian umſonſt zu verwickeln ſtrebte. Nachdem er Rom, wo er groſſe Unruhen erregt hatte, verlaſſen mußte, gieng er nach Gallien über, und ward von Conſtantius, dem damalen anerkannten Kaiſer in Weſten, freundlich empfangen. Da er aber auch hier ſeine Intriquen fortſetzte und ſeine eigne Tochter wider ihren Gemahl aufzuwiegeln ſuchte, verdammte ihn ſein Schwiegerſohn eines Todes zu ſterben, den er ſelbſt wählen würde, und Lactantius ſagt, er habe ſich erdroſſeln laſſen.

Ein

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Die Regierung des Conſtantius und Galerius.

Nach der Reſignation der beyden Kaiſer wurden die Cäſarn, die ſie vorhin erkohren hatten, allgemein als ihre Nachfolger anerkannt. **Conſtantius**, der von ſeiner bleichen Geſichtsfarbe den Nahmen **Chlorus** erhielt, war tapfer, tugendhaft und milde. **Galerius** im Gegentheil war ein kühner Mann, aber roh, unmäßig und grauſam. Dieſe Ungleichheit der Charactere bewegte die beyden Kaiſer, das Reich unter ſich zu theilen. Conſtantius erhielt die weſtlichen Provinzen zu ſeinem Antheile, Italien, Sicilien, den größten Theil Africa's nebſt Spanien, Gallien, Britannien und Germanien. Galerius bekam den Oſten, Illyricum, Pannonien, Thracien, Macedonien, alle Provinzen Griechenlands und Kleinaſiens, nebſt Egypten, Syrien, Judäa u. ſ. w. Dennoch glaubten die beyden Kaiſer ſich der Laſt der Geſchäfte noch nicht hinreichend gewachſen, ſondern wählten noch zween Gehülfen, **Severus** und **Maximinus**, die ſie zu Cäſarn ernannten, und ihnen einen Theil der Geſchäfte übertrugen. Solchergeſtalt ward das Reich itzt von vier Oberhäuptern verwaltet, welche alle mit der höchſten Gewalt bekleidet waren. J. d. Gn. 1057. J. C. 304.

Von Conſtantius Regierung erzählen die Geſchichtſchreiber uns wenig mehr, als einige einzelne Züge, die ſeinen Charakter in einem ſehr liebenswürdigen Lichte zeigen. Er war ſparſam, keuſch und mäßig. Als Diocletians Geſandte ihm einſtens ſeine Armuth vorrückten, that er nichts weiter, als daß er

dem

dem Volke ſeinen Mangel zu erkennen gab, und ſogleich wurden ihm von allen Seiten Reichthümer zugeſchleppt, die die Boten in Erſtaunen ſetzten, und alle ihre Erwartung übertrafen. **Lernt hieraus**, ſagt' er zu den Geſandten, **daß die Liebe des Volkes der reichſte Schatz, und daß die Reichthümer des Fürſten niemalen ſichrer ſind, als wenn das Volk ſein Schatzmeiſter iſt.** Seine Milde und Gerechtigkeit verherrlichten ſich auch in ſeiner Behandlung der Chriſten, die er auf keinerleyweiſe drängen oder verfolgen ließ, und als man ihn einſtens beredete, ſeine chriſtlichen Hausbediente, die ihre Religion nicht ändern würden, mit der Entlaſſung zu bedrohen, jagte er grade die wenigen fort, die ſich ſeiner Zumuthung fügten, in Hinſicht deſſen, ſagte er, daß, **wer ſeinem Gotte nicht getreu ſey, es ſchwerlich ſeinem Fürſten bleiben würde.**

Im zweyten Jahre ſeiner Regierung gieng er nach Britannien und nahm ſeinen Sitz zu **York.** Hier beharrte er in der Uebung ſeiner Lieblingstugenden, bis eine Krankheit, die ihn überfiel, und gefährlich zu werden drohete, ihn an die Pflicht erinnerte, ſeinem Reiche einen würdigen Thronfolger zu geben. Er ſchickte daher zu ſeinem Sohn **Conſtantin**, den er als eine Art von Geiſſel an Galerius Hof hatte zurücklaſſen müſſen, und ließ ihn bitten, aufs allerſchleunigſte zu ihm zu kommen. Conſtantin reiſte Tag und Nacht, kam, und fand ſeinen Vater in letzten Zügen. Der ſterbende Vater empfieng ſeinen Liebling mit großer Zärtlichkeit. Mühſam richtete er in ſeinem Bette ſich auf, gab ihm allerley heilſame Rathſchläge, und ermahnte ihn beſonders ſich der Chriſten anzunehmen. Dann übertrug er das Reich ſeiner Sorgfalt, rief aus, daß Niemand als der fromme

ene Constantin ihm folgen solle, und erblaßte in seinen Armen.

Galerius geriech über die Nachricht von Constantinus Thronbesteigung in die rasendste Wuth, und wollte sie sogar den unschuldigen Boten, der ihm sie hinterbracht hatte, empfinden lassen. Allein auf Zureden seiner Freunde verbarg er seine wahre Gesinnung, stellte sich als billige er, was er nicht zu hindern vermochte, und schickte Constantinen die Zierden der kaiserlichen Würde. Zu gleicher Zeit aber ernannte er seinem Interesse zuwider den Severus zum Kaiser.

Grade um die nehmliche Zeit erhob sich noch ein andrer Thronbewerber. Dies war Maxentius, ein Mann von niedriger Herkunft, aber sehr beliebt bey den Soldaten, die er nach Belieben schalten und walten ließ. So mancherley unvereinbare Interessen durchkreuzten itzt den Staat und arbeiteten gemeinschaftlich an seiner Untergrabung.

Um Maxentius zu Paaren zu treiben, führte Severus ein zahlreiches Heer wider die Thore Roms. Hier aber erwogen seine Soldaten, wider wen sie fechten sollten, verließen ihren Heerführer und nöthigten diesen durch Aufhauen seiner Ader seinem Leben ein Ende zu machen.

Um seinen Tod zu ahnden, zog Galerius nach Italien, Rache schnaubend und dem Senat mit samt dem Volke den gewissen Untergang drohend. Aber auch seine Soldaten fiengen an zu wanken, als sie sich der Hauptstadt näherten. Nur mit vielen Bitten und Flehen erhielt Galerius, daß sie ihn nicht verließen, eilte dann des nehmlichen Weges zurück, den er gekommen war, und ernannte Licinius, den Sohn eines armen Ackermannes in Dacien, zum Cäsar, statt des erschlagnen Severus. Dies war die letzte Majestätshandlung, die er übte; denn bald nachher

befiel ihn eine ſehr auſſerordentliche Krankheit in den Eingeweiden, die alle Kunſt der Aerzte zu Schanden machte, ihn beinahe ein Jahr lang auf das erleſenſte peinigte, und dann hinweg raffte.

Grauſamkeit wider die Chriſten iſt eins der Hauptverbrechen, das man ihm zur Laſt legt. Auch haben die Geſchichtſchreiber nicht unterlaſſen, ſeinen ſchmerzlichen Tod zu einem Strafgerichte des Himmels für ſeine vorige Gottloſigkeit umzudeuten. Sey dem wie ihm wolle, er entſagte derſelben auf ſeinem Todbette und widerrief das Verfolgungsedict, das er vorher wider ſie hatte ergehen laſſen, kurz vor ſeinem Hinſchiede.

Zwey und vierzigſtes Kapitel.

Die Regierung Conſtantins des Groſſen.

J. d. Gn. 1064. J. C. 311.

Seines gefährlichſten Gegners war itzt Conſtantinus los geworden. Aber ihrer drey waren ihm noch zu bekämpfen übrig. Maxentius, der in Rom herrſchte, ein Mann von grauſamer Geſinnung, und ein eifriger Vertheidiger des Heydenthums, Licinius, der vom Galerius war adoptirt worden und in Oſten gebot; und Maximinus, der zugleich mit Severus zum Kaiſer ernannt worden war, und ebenfalls einige der öſtlichen Provinzen beherrſchte.

Eine Zeitlang blieb alles ruhig, es ſey nun daß jeder der verſchiedenen Gewalthaber mit ſeinem Looſe zufrieden geweſen, oder daß das Reich an ſeinen innern Spaltungen kränkelnd, keine auffallende Anſtren-

ſtrengung mehr habe ertragen können. Endlich beſchloß Conſtantinus, aufgefodert, entweder durch ſeinen Ehrgeiz oder durch Maxentius tyranniſches Betragen, einen Zug nach Italien zu thun, und wo möglich, dieſen Uſurpator aus der Hauptſtadt zu vertreiben. Während dieſes Feldzuges faßte Conſtantin jenen merkwürdigen Entſchluß, der beydes der politiſchen und moraliſchen Welt, beydes den Rechtſchaffnen, den Weiſen und den Speculationen des Ehrgeitzes einen gänzlichen Umſchwung gab. Eines Abends, erzählt Euſebius, da das Heer auf ſeinem Zuge begriffen war, verſank Conſtantinus in mannichfaltige Betrachtungen über das Schickſal der Dinge unterm Monde, und über die Gefahren ſeines bevorſtehenden Kampfes. Voll Gefühls ſeiner Ohnmacht und ſeines Bedürfniſſes höhern Beyſtandes, lenkte ſich ſein Nachſinnen über die mannichfaltigen Meinungen, die damalen die Menſchenkinder ſpalteten, und manchen heißen Seufzer ſandte er gen Himmel um einen Strahl jener Weisheit, die ihm den rechten Pfad enthüllen könnte. Die Sonne neigte ſich zu ihrem Untergange. Berg und Thal glühten im rothen Abendſtrahle. Jählings ſahe man einen hellen Lichtglanz in Geſtalt eines Kreutzes quer durch den Himmel flammen, mit der Umſchrift: In dieſem überwinde. Beydes, Heer und Heerführer betrachteten die wunderbare Erſcheinung mit Erſtaunen. Jeder deutete es nach Maasgabe der Meinungen und Vorurtheile, denen er ergeben war. Die Anhänger des Heydenthums erklärten es auf Zuſagen ihrer Wahrſager für ein höchſt unglückliches Zeichen, das die traurigſte Zukunft prophezeihe: aber gar einen andern Eindruck machte es auf des Kaiſers Seele. Voll Unruhe, kämpfender Gedanken und [illegible]der Entſchlüſſe legte er ſich ſchlafen, und eine neue Erſchei-

ſcheinung während der Stille der nächtlichen Weile beſtärkte ihn in ſeinem großen Vorhaben. Früh am folgenden Tage ließ er eine kaiſerliche Standarte verfertigen, auf deren Spitze jenes Zeichen glänzte, das er am Himmel geſehen hatte, und befahl ſelbige als das Panier des Sieges und des himmliſchen Schutzes in allen ſeinen Kriegen vor ihm herzutragen. Hierauf beſprach er ſich mit den erfahrenſten Lehrern des Chriſtenthums und bekannte ſich öffentlich zu ihrem Glauben.

Nachdem er ſolchergeſtalt der Herzen ſeines Heeres, das dem größten Theile nach aus Chriſten beſtand, ſich auf immer verſichert hatte, rückte er ohne Zeitverluſt in Italien ein, und näherte mit einem Heer von neunzigtauſend Fußvölkern und achttauſend Reutern ſich den Thoren Roms. Zu ſpät entriß der unglückliche Maxentius ſich itzt jenem trägen Wohlleben, darin er bisher geſchlummert hatte, um Anſtalten zu ſeiner Vertheidigung zu treffen. Vor allen Dingen feyerte er alle abergläubige Gebräuche, die das Heydenthum in ähnlichen Gelegenheiten erfoderte. Dann zog er die Sibylliniſchen Bücher zu Rath und ward von ihnen belehret, daß an dem und dem Tage der Feind Roms untergehen würde. Dieſe zweyſeitige Antwort deutete er zu ſeinem Vortheil, und nachdem er für die Ruhe im Innern der Stadt möglichſt geſorget hatte, rückte er mit einem Heer von hundert und ſiebenzigtauſend Mann zu Fuß und achtzehntauſend Reutern wider ſeinen Gegner ins Feld. Das Treffen war hartnäckig und blutig. Endlich ward Maxentius Reuterey geſchlagen, der Sieg erklärte ſich für ſeinen Gegner und der Uſurpator erſoff in der Tiber, indem die Brücke, auf welcher er über dieſen Fluß gehen wollte, unter ihm einbrach.

Ohne

Ohne Widerſtand zog Conſtantinus itzt in die Stadt. Allen Ehrenbezeugungen aber, die Senat und Volk ihm zuerkannten, entſagt' er, und ſchrieb ſeinen Sieg bloß einer höhern Macht zu. Jenes Kreuz, das er am Himmel geſehn, ließ er zur Rechten aller Bildſäulen ſtellen, die man ihm errichtete, mit der Inſchrift, daß unter dem Einfluß dieſes ſiegreichen Kreuzes, Conſtantinus die Stadt vom Joche der Tyrannen befreyet und dem römiſchen Senat und Volk ſein voriges Anſehn wieder gegeben habe. Zugleich befahl er, daß niemand mehr durch das Kreuz ſollte hingerichtet werden, eine Todesſtrafe, die bisher, als die ſchimpflichſte von allen, den Sclaven und niedrigſten Verbrechern eigenthümlich geweſen war. Dann ergieng eine Anzahl Edicte, durch welche die Chriſten von allem bisherigen Druck befreyet, und der höchſten Ehren und Würden im Staate fähig erklärt wurden. Im ganzen römiſchen Reiche gewann die neue Religion itzt die Oberhand, und da das ungeheure Gebäude deſſelben auf heydniſchen Grundſätzen war aufgeführt worden, ſo verlor es mit dem Umreiſſen von dieſen zugleich einen groſſen Theil ſeiner Stärke und ſeines Zuſammenhanges.

Eine Weile beharrte der Staat in dieſer Lage. Conſtantinus fuhr fort mit allem Eifer des Proſelyten das Intereſſe der neuen Religion zu befördern, und die Wiſſenſchaften, die zeither in den äußerſten Verfall gerathen, und im römiſchen Reiche beynahe erloſchen waren, ins Leben zurückzurufen. Dieſe friedlichen Beſchäftigungen unterbrachen die Rüſtungen Maximinus, der im Oſten herrſchte, und, nach Ausdehnung ſeiner Macht dürſtend, mit einem mächtigen Heere wider Licinius zu Felde zog. Manche unentſcheidende Gefechte wurden geliefert. Dann kam es zu einer Hauptſchlacht, in welcher Maximinus

eine gänzliche Niederlage erlitt; der gröſte Theil ſeines Heeres ward in Stücken gehauen, und der Reſt ergab ſich dem Ueberwinder. Maximinus ſelbſt war jedoch entronnen. Entſchloſſen, das Glück des Feindes noch einmal zu verſuchen, ſammelte er bereits ein neues zahlreiches Heer. Aber ein ſchneller Tod vereitelte alle ſeine Zurüſtungen. Er ſtarb in einer ungewöhnlichen Art von Raſerey, welche die Chriſten, deren erklärter Feind er geweſen war, nicht ermangelten, der Rache Gottes zuzuſchreiben. Frömmelnde Urtheile und falſche Wunder ſind überhaupt der Lieblingsſtoff der geſchmackloſen Geſchichtsbeſchreibungen dieſes Zeitalters.

Conſtantinus und Licinius, ihr einzig übrige Beſitzer und Theilhaber des Reiches, ſchienen anfangs in Eintracht und Freundſchaft friedlich mit einander leben zu wollen. Allein die Ehrſucht, die unerſättlichſte aller Leidenſchaften, machte ihrem Einverſtande bald ein Ende. Die Urſache des Bruches ſchreiben die heydniſchen Schriftſteller dem Conſtantin, die chriſtlichen hingegen dem Licinius zu. Am gerechteſten wird man urtheilen, wenn man ihrer jeden einen Theil der Schuld tragen läſt. Licinius iſt zu tadeln, daß er die Religion verfolgte, welche von ſeinem Nebenbuhler ſo eifrig begünſtigt wurde; und von Conſtantin iſt bewieſen, daß er die erſten Zurüſtungen zum offenbaren Bruche gemacht habe. Beyde Nebenbuhler boten alle ihre Kräfte auf, um einer den andern in die Luft zu ſprengen, und an der Spitze zahlreicher Heere trafen ſie bey Cybalis in Pannonien auf einander. Beyde bereiteten ſich zur Schlacht durch Erflehung eines höhern Beyſtandes. Umringt von chriſtlichen Biſchöffen flehte Conſtantin den Gott der Heerſchaaren um Hülfe, während Licinius durch die heydniſchen Prieſter die Götter der Väter um-

anrufen ließ. Der Sieg erklärte ſich für die Wahrheit. Conſtantinus gewann ihn nach einer der hartnäckigſten Schlachten, eroberte das feindliche Lager und zwang Licinius nach einiger Zeit, um einen Stillſtand zu bitten, der auch bewilliget wurde. Er war jedoch von keiner Dauer. Mit neuer Wuth brach der Krieg aus, eine zweyte Hauptſchlacht ward geſchlagen, abermal ſiegte Conſtantin, und verfolgte ſeinen Gegner nach **Nicomedien**, wo er ſich auf die eidliche Verſicherung, daß ſeines Lebens geſchont und ihm vergönnt werden ſollte, in der Einſamkeit zu leben, dem Sieger ergab. Dieſen Eid brach Conſtantinus bald nachher, es ſey nun, daß er vor Licinius künftigen Anſchlägen ſich geſcheuet, oder ihn auf wirklicher Verſchwörung betroffen habe. Genug, er befahl, beyde, ihn und ſeinen Feldherrn **Martianus** hinzurichten, welcher einige Zeit vorher von ihm zum Cäſar war ernannt worden.

Itzt Alleinherrſcher des ganzen gewaltigen Reiches, ohne einen Mitgenoſſen, der ſeine Macht getheilt, oder einen Thronbewerber, vor deſſen keimenden Glück er ſich hätte fürchten dürfen, beſchloß Conſtantin das Chriſtenthum auf ſo feſte Pfeiler zu gründen, daß keine künftige Erſchütterung es umſtürzen könnte. Er befahl, daß in allen Provinzen des Reiches die Befehle der Biſchöffe aufs genaueſte ſollten vollzogen werden; ein Vorrecht, deſſen dieſe Väter ſich nicht eben immer zum Beſten des Staates und der Kirche bedienten. Er berief eine allgemeine Verſammlung derſelben nach **Nicäa**, um durch ihre vereinte Bemühungen die bereits eingeſchlichenen Ketzereyen, zumal jene des **Arius**, zu dämpfen. Dreyhundert und achtzehn Biſchöffe, ohne eine unzählige Menge Presbytern und Diakonen, verſammelten ſich unter des Kaiſers ſelbſteignem Vorſitz an

dieſem Orte, und alle, bis auf ſiebzehn, vereinigten ſich, die Lehrſätze des Arius zu verdammen, welcher ſogenannte Ertzketzer mit ſeinen Anhängern in die entlegenſten Theile des Reichs verwieſen wurde.

Dem Reiche und der Kirche hatte Conſtantin ſolchergeſtalt den Frieden wieder gegeben; aber ſeine Familie ward von ſchrecklichen und unheilbaren Wunden zerriſſen. Warum dieſer Kaiſer ſeine Gattin Fauſta und ſeinen Sohn Crispus habe hinrichten laſſen, darüber ſind die elenden Geſchichtſchreiber der Zeiten nicht einig. Die wahrſcheinlichſte Nachricht iſt folgende. Fauſta, die Kaiſerin, ein Frauenzimmer von großer Schönheit, aber ausſchweifender Lüſternheit, hatte Crispus, Conſtantins Sohn von einem vorigen Weibe, lange, wiewohl heimlich, geliebt. Ihre Kunſt hatte ſie verſucht, dem Jünglinge eine gegenſeitige Leidenſchaft einzuflößen, und als entfernte Verſuche nicht anſchlagen wollten, erröthete ſie nicht, ihre ſtrafbare Leidenſchaft ihm ohne Hehl zu geſtehen. Dies veranlaßte eine Erläuterung, welche beyden verderblich war. Crispus verwarf ihre Zumuthung mit Abſcheu, und ſie, um ſich zu rächen, beſchuldigte ihn, den Schuldloſen, ihres Verbrechens. Entflammt von Eiferſucht und Rachgier, befahl Conſtantin, ſeinen unglücklichen Sohn, auch ohne ihn hören zu wollen, hinzurichten, und erſt, als es zu ſpät war das Geſchehene wieder gut zu machen, ward ſeine Unſchuld und Fauſtens Bübereyen entdeckt. Den einzigen Erſatz, den er dem Andenken ſeines unglücklichen Sohnes gewähren konnte, leiſtete er ihm. Fauſta, die verhaßte Anſtifterin ſeiner raſchen That, ließ er hinrichten, und mit ihr verſchiedene andre, die die Mitgenoſſen ihrer Bosheit geweſen waren.

Unbe-

Unbedeutend war jedoch das Unglück weniger Privatperſonen gegen die Unfälle, die dem ganzen Reiche bald nachher aus einer Maasregel Conſtantins erwuchſen, die zu den merkwürdigſten und folgenreichſten ſeiner Regierung gehört. Dies war die Verlegung des Sitzes ſeines Reichs von Rom nach Bozanz, oder dem von ihm ſogenannten Conſtantinopel. Was auch die Urſachen geweſen ſeyn mögen, die zu einem ſolchen Schritte ihn beſtimmten, ſey es, daß er einiger erlittenen Beſchimpfungen halber über die alte Hauptſtadt erbittert worden, oder daß er Conſtantinopel, das ſo ziemlich im Mittelpunkt des Reichs lag, für einen ſchicklichern Sitz deſſelben gehalten, oder daß er die öſtlichen Provinzen ſeiner Gegenwart bedürftiger geglaubt. Genug, die Erfahrung hat die Schwäche und Grundloſigkeit dieſer Triebfedern zur Genüge erwieſen. Schon längſt zwar war das Reich in einem Zuſtande allmäligen Verfalls geweſen. Dieſer Schritt des Conſtantinus aber beſchleunigte den Sturz deſſelben unſtreitig. Nie gelangte es von der Zeit an wieder zu ſeinem vorigen Glanze. Gleich einer in ein fremdes Clima verpflanzten Blume, ſchmachtete es langſam dahin, und ſank endlich in das Nichts zurück, aus dem es vor mehr denn einem Jahrtauſend hervorgegangen war.

Voll des großen Gedankens, der Welt eine Hauptſtadt zu geben, gieng Conſtantin nach Kleinaſien über, und wählte zu Ausführung ſeines Vorhabens anfangs eine Gegend in der Nähe der Stadt Chalcedon. Ein Adler aber, wie man erzählet, hob die Linie auf, mit der man die Ringmauer abſtechen wollte, und trug ſie nach Bozanz hinüber, einer Stadt, die auf der entgegengeſetzten Seite des Bosporus lag. Hier beſchloß Conſtantin daher den Sitz des

Reichs zu gründen, und man muß geſtehen, daß die Natur ſelbſt dieſen Fleck mit allen Bequemlichkeiten und Schönheiten ausgerüſtet habe, die einem Gewalthaber den Gedanken eingeben konnten, ſie zum Sitze ſeines Reiches zu erheben. Byzanz lag auf einer Ebene, die im ſanften Abhang bis an die See hinunter lief. Es gebot der Meerenge, welche das Mittelmeer mit dem euxiniſchen See vereinigt, und beſaß alle Vortheile des allergünſtigſten Clima. Dieſe
J. d. Ch. 1082. J. C. 330. Stadt verſchönerte Conſtantin nun mit den prächtigſten Gebäuden. Er theilte ſie in vierzehn Quartiere, erbaute ein Capitol, ein Amphitheater, manche Kirchen und andere öffentliche Werke, und nachdem er ſie dem Ideal, was ſeiner Einbildung vorſchwebte, möglichſt genähert hatte, weihete er ſie feyerlichſt dem Gott der Märtyrer, und bezog ſie zwey Jahre nachher mit ſeinem ganzen Hofſtaat.

Keine unmittelbare Veränderung brachte dieſe Begebenheit in der Staatsverfaſſung hervor. Roms Einwohner unterwarfen ſich, wiewohl ungern, ihrem Schickſale. Auch ereignete ſich zwey oder drey Jahre hindurch wenig Merkwürdiges im Reiche, bis die Gothen, wahrnehmend, daß die Römer ihre Beſatzungen von der Donau zurückgezogen hätten, ihre Einbrüche erneuerten, und das Land mit unerhörter Grauſamkeit verheerten. Conſtantinus trieb ſie jedoch bald zu Paaren und das mit ſolcher Schärfe, daß ihrer beynahe hunderttauſend durch Kälte und Hunger umkamen. Nach Dämpfung dieſer und einiger andern Unruhen ward das Reich folgendergeſtalt von ihm getheilt. **Conſtantinus**, des Kaiſers älteſter Sohn, gebot in Gallien und in den weſtlichen Provinzen; **Conſtantius** ſein zweyter, beherrſchte Africa und Illyrien, und **Conſtans** der jüngſte, regierte in Italien. **Dalmatius**, des Kaiſers

ſers Bruder, ward mit den Ländern beliehen, die an die Gothen gränzten, und **Anniballianus**, ſeinem Neffen, ward die Verwaltung von Cappadocien und Kleinaſien übertragen. Auch dieſe Voneinanderſonderung der Reichsprovinzen beſchleunigte den Fall des Reiches. Die getheilten Heere vermochten der überlegnen Macht ihrer Dränger nicht zu widerſtehn, und muſten auf die Länge die Provinzen, die ſie nicht ferner behaupten konnten, ihrer Willkühr überlaſſen. Conſtantinus erlebte jedoch dieſe Unfälle nicht. Der letzte Theil ſeiner Regierung war friedlich und glänzend. Geſandte aus dem fernſten Indien kamen, ſeiner Macht zu huldigen. Die Perſer, im Begriff neue Einfälle zu wagen, fanden ihn gefaßt, ihnen zu begegnen, und baten demüthig um Freundſchaft und Vergebung. Sechzig Jahr war er alt, und mehr denn dreyßig hatte er regiert, als er ſeine Kräfte abnehmen und ſeine Geſundheit verfallen fühlte. Eine Art von Wechſelfieber befiel ihn, deſſen Wirkungen zu begegnen er die warmen Bäder der Stadt brauchte, und da ihm dieſe keine Erleichterung verſchafften, zur Veränderung der Luft ſich nach **Helenopolis** begab, einer Stadt, die er zum Andenken ſeiner Mutter gebauet hatte. Da aber auch hier ſein Uebel zunahm, kehrte er nach Nicodemien zurück, entſagte bald aller Hoffnung zu geneſen, eilte ſich taufen zu laſſen, und hatte kaum das Sacrament empfangen, als er nach einer denkwürdigen und thatenreichen Regierung von beynahe zwey und dreyßig Jahren den Geiſt aufgab. Der Charakter dieſes Monarchen wird uns in ſehr verſchiedenem Lichte vorgeſtellet. Die chriſtlichen Geſchichtſchreiber dieſer Zeit reden nicht anders von ihm, als im Style begeiſterter Lobredner. Die heidniſchen hingegen belaſten ihn mit den allergiftigſten Vorwürfen. In der That

ſcheint in dem Gemüthe dieſes zweydeutigen Mannes eine Miſchung von Tugenden und von Laſtern, von Frömmigkeit und Aberglauben, von Tapferkeit und Grauſamkeit, von Gerechtigkeit und Ehrſucht, geweſen zu ſeyn. Er ſanctionirte eine Religion, die noch immer der Segen der Menſchheit iſt, und verfolgte eine Politik, die das Reich zu Grunde richtete.

Drey und vierzigſtes Kapitel.

Von der Auflöſung des weſtrömiſchen Kaiſerthums, und von den Urſachen, die ſeinen Untergang beſchleunigten.

Bisher waren die Charaktere der römiſchen Kaiſer mit der Geſchichte ihres Reiches innigſt verbunden, und man kann wohl ſagen, daß deſſen Emporkommen oder Verfall von den Tugenden und Laſtern, von der Thätigkeit oder Sorgloſigkeit derer abgehangen, die es beherrſchten. In der itzt folgenden Periode aber ward die Wohlfahrt des Reichs unherſtellbar. Keine Weisheit konnte ſeinen Verfall abhalten, und keine Tapferkeit die Drangſale zerſtreuen, die es auf allen Seiten umringten. Statt uns daher, wie bisher, auf eine ausführliche Charakterſchilderung der folgenden Kaiſer einzulaſſen, wird es hinreichend ſeyn, eine allgemeine Ueberſicht dieſes Theils der Geſchichte zu liefern. Statt Perſonen zu ſchildern, welche ſeinen Verfall weder beſchleunigen noch verzögern konnten, wird es rathſamer ſeyn, die Urſachen zu entwickeln, die die Auflöſung des Staates veranlaſſten. Und in der That ſind es nicht ſo ſehr die Oberhäupter der Beſiegten, die in dieſem Zeitraum

raum vorzüglich unſre Aufmerkſamkeit verdienen, als vielmehr die Oberhäupter der Beſieger; jene gothiſchen Heerführer, die ein tugendhafteres und muthigeres Volk zur Bezwingung von Nationen anführten, welche durch Laſter entnervt und durch Wollüſte entmannet waren.

Dieſe Barbaren waren den Römern anfangs gänzlich unbekannt, und fielen ihnen nun eine geraume Zeit hindurch bloß beſchwerlich. Itzt aber waren ſie ſo furchtbar, und ihre Schwärme waren ſo zahlreich geworden, daß es ſchien, als ob die Erde ſelbſt ein neues unerſchöpfliches Menſchengeſchlecht ans Licht geboren hätte, um die Feſſeln, die ihre bisherigen Dränger ihr angelegt hatten, zu zerſprengen. Aufgewachſen in Wüſten und Einöden, in grenzenloſen Wäldern und zwiſchen ſchneebedeckten Bergen warteten ſie bloß auf eine bequeme Gelegenheit ſich eines glücklichern Clima's zu bemächtigen. Einem ſolchen Feinde gegenüber ward alle Klugheit und alle Tapferkeit zu Schanden. Ein Sieg diente zu nichts als einen Schwarm nahmen- und wohnungloſer Horden auszurotten, in deren Stelle ſogleich andere noch rohere und verzweifeltere denn jene traten.

Die Kaiſer, die das Loos traf mit dieſem Volke zu kämpfen, beſaßen ſelten jene Klugheit, Tapferkeit und Beharrlichkeit, die ein ſo mißlicher Kampf erforderte. Das wollüſtige Aſien verderbte ihre Sitten und verführte ſie zu der eiteln Begierde, gleich den übrigen morgenländiſchen Monarchen ſich anbeten zu laſſen. Verſunken in Weichlichkeit, zeigten ſie den Soldaten ſich weniger häufig denn vorhin, ſchwelgten im trägen Genuſſe häuslicher Freuden und übertrugen die Führung der Angelegenheiten ihren Günſtlingen. **Conſtantius**, der acht und dreyßig Jahre regierte, war ſchwach, furchtſam und un-

glücklich, beherrſcht von ſeinen Verſchnittenen und Weibern, und durchaus ungeſchickt, dem ſinkenden Reiche aufzuhelfen. **Julian**, ſein Nachfolger, der von ſeinem Zurücktritt zum Heydenthum den Zunahmen **des Abtrünnigen** erhielt, war gleichwohl ein ſehr guter und ſehr tapferer Fürſt. Durch Weisheit, Thätigkeit und Sparſamkeit verjagte er die Barbaren, die funfzig Städte längſt dem Rhein eingenommen hatten, aus ihren Sitzen, und ſein Nahme war während ſeiner nur zu kurzen Regierung, die nur zwey Jahre dauerte, ihr immerwährendes Schrecken. **Jovian** und **Valentinian** hatten Tugend und Stärke genug, um das Reich vom unmittelbaren Untergange zu retten. Kein Fürſt ſahe die Nothwendigkeit den alten Regierungsplan wieder herzuſtellen lebendiger ein, als Valentinian. Die vorigen Kaiſer hatten die Grenzen von Beſatzungen entblöſt, bloß um ihre Macht daheim zu verſtärken. Er aber beſchäftigte ſich ſein ganzes Leben hindurch, den Rheinfluß zu befeſtigen, Völker aufzubringen, Truppen in ſchickliche Standorte zu verlegen und ſie mit dem nöthigen Kriegs- und Mundvorrath zu verſorgen. Ein Zufall aber, welchen keine menſchliche Klugheit vorherſehn konnte, zog einen neuen Feind herbey, der die Grundveſte des Reichs einreiſſen half.

Jener Strich Landes, der zwiſchen dem mäotiſchen Sumpf, den Bergen des Caucaſus, und dem caſpiſchen Meere liegt, war von einem zahlreichen wilden Volke bewohnt, das den Nahmen der Hunnen und Alanen führte. Ihr Boden war fruchtbar, und die Einwohner geübt in Plündern und Räubereyen. Da ſie es unthunlich hielten über den mäotiſchen Sumpf zu gehen, ſo blieben ſie mit den Römern Jahrhunderte hindurch unbekannt, beſchränkt innerhalb der Grenze, welche ihre Unwiſſenheit ihnen

ihnen abſteckte, während andere Nationen in Sicherheit umherſtreiften und Beute machten. Wie ſie endlich dazu gekommen, ihren Geſichtskreis ſowohl als die Sphäre ihrer Gelüſte zu erweitern, darüber ſind die Geſchichtſchreiber mit einander nicht einig. Nach einiger Meinung ſoll der Schlamm, welchen der Tanais bey ſeinem Ausfluſſe abſetzte, allmälig eine Rinde über dem cimmeriſchen Bosporus erzeuget haben, über welcher dieſe Völker ſodann gegangen wären. Andere erzählen, daß zween junge Scythen eine Hirſchkuh gejagt, daß dieſe über einen Arm der See geſchwommen, und die Jünglinge im Eifer des Nachſetzens ihr ſogleich nachgeſtürzt und ehe ſie ſichs verſahen, ſich am jenſeitigen Ufer wie in eine neue Welt verſetzt geſehen hätten. Bey ihrer Rückkunft ermangelten ſie nicht mit der gewöhnlichen Vergrößerungsſucht der Abentheurer von den ſeltſamen Dingen, Ländern und Gegenden zu erzählen, die ſie entdecket hatten. Entflammt durch ſolche Verſpiegelungen, ſetzte ſogleich ein unzählicher Schwarm von Hunnen über die Engen und prellte zuerſt an die Gothen, die voll Beſtürzung ihnen das Land räumten, immer vorwärts bis an die Ufer der Donau flohen, und hier mit flehender Gebehrde die Römer um einen Zufluchtsort erſuchten. Sie erhielten ihn ohne Mühe. Valens wies ihnen Landſtriche in Thracien an, vernachläſſigte aber ſie zum Anbau derſelben zu unterſtützen. Geſtachelt von Hunger und Rachgier empörten ſie ſich nun wider ihre Beſchützer, und in einer ſchrecklichen Schlacht, die bey Adrianopel geliefert ward, vertilgten ſie Valens und ſein ganzes Heer.

Durch die unaufhörlichen Feldzüge, Schlachten und Scharmützel ward das römiſche Heer immer ſchwächer. Die Kaiſer fanden es immer ſchwerer, daſſelbe aus ihren eignen Unterthanen zu ergänzen,

und

und verfielen also auf das Hülfsmittel, Barbaren wider Barbaren zu dingen, und ins Feld zu führen. Dieser Nothbehelf that im Augenblick dringender Gefahr das Seinige; wenn aber diese vorüber war, so fanden die Römer es schwerer, ihre neuen Bundsgenossen als ihre alten Feinde sich vom Halse zu schaffen. So ward das Reich nicht eigentlich von diesem oder jenem besondern Einfall gestürzt, sonden es erlag den vereinigten und wiederholten Bestürmungen, die aus allen Richtungen auf dasselbe geschahen. Wenn die Barbaren eine Provinz verheeret hatten, so schritten diejenigen, die den ersten Verwüstern nachfolgten, zu andern. Anfangs beschränkten ihre Verheerungen sich auf Thracien, Mösien und Pannonien, als aber diese Gegenden zu Grunde gerichtet waren, kam die Reihe an Macedonien, Thessalien und Griechenland, und nach diesen an Noricum. In immer engere Grenzen schrumpfte das Reich zusammen, und endlich ward Italien die Marke seines Gebietes.

Theodosius Tapferkeit und Klugheit verzögerten gewissermaßen die Auflösung des Reiches, die unter **Valens** begonnen hatte; durch seinen Tod aber ward der Feind unwiderstehlich. Ein groſses Corps Gothen war unter Anführung seines Königs Alarich herbengerufen worden, um die geschwächte Reichsmacht zu ergänzen; aber dieser verzweifelte Versuch, dem sinkenden Staate wieder aufzuhelfen, versetzte seiner Sicherheit grade den letzten tödtlichen Streich. **Alarich**, der uns als ein tapfrer, rasscher und unternehmender Fürst geschildert wird, durchschauete ohne Mühe die Schwäche des Staats, und wie wenig **Arcadius** und **Honorius**, die Nachfolger des Theodosius, im Stande wären, ihn zu vertheidigen. Aufgewiegelt über dies durch die Kunstgriffe eines gewissen **Rufinus**, welcher auf den Thron selbst Absichten

fichten hatte, ſtellte der kriegeriſche König ſich an die Spitze ſeiner Mitbürger, erklärte ſeinen bisherigen Schirmherrn den Krieg, und bekämpfte die Heere derſelben eine Zeitlang mit abwechſelndem Glücke. Umſonſt hieben die römiſchen Feldherrn einen Theil ſeines Heeres nach dem andern in Stücken. Neuer Zuſchub aus ſeinen vaterländiſchen Einöden erſetzte den Abgang binnen kurzen, und bald fühlte er ſich ſtark genug, ſein groſſes Vorhaben auszuführen, gieng über die Alpen und überſchwemmte gleich einem Waldſtrom Italiens fruchtbare Thale. Dies ſchöne Land war lange der Sitz der Trägheit und des ſinnlichen Freudengenuſſes geweſen: ſeine Fluren, einſt die Erzieher jener tapfern Krieger, die die Welt eroberten, waren itzt in Luſtgärten umgeſchaffen, die ihre weichlichen Beſitzer täglich mehr entnervten. Mit Entſetzen ſahen die ſchüchternen Einwohner daher itzt einen furchtbaren Feind in der Mitte ihres verheerten Landes, während ihr ſchwacher Kaiſer **Honorius** ſich zu Ravenna einſchloß, und zufrieden, den Nahmen eines Kaiſers zu behaupten, aller gütlichen Ausgleichung ſeine Einwilligung verſagte. Roms Einwohner aber fühlten den Drang der Zeiten in ſeiner ganzen Schwere. Dieſe groſſe Stadt, die ſo lange als die Gebieterin der Welt in ſtolzer Ruhe geſeſſen hatte, ward itzt von einem Heere roher und grauſamer Barbaren belagert, und da ſie mit Einwohnern überladen war, gar bald durch die Drangſale der Peſt und des Hunger in die jammervollſte Lage verſetzt. In dieſer Enge ſchickte der Senat Geſandte an den Alarich, die ihn erſuchten, ihnen entweder unter anſtändigen Bedingungen den Frieden zu gewähren, oder ihnen Raum zu geben in offnem Felde ihre Fehde mit ihm auszukämpfen. Dieſer letzte Antrag kam Alarich ſo drollig vor, daß er in ein lautes Gelächter aus-

ausbrach, und den Geſandten zur Antwort gab, daß **dichtſtehendes Gras leichter abgemähet werde, als dünnes.** Nichts blieb alſo übrig, als wegen des Frieden zu unterhandeln. Alarich verlangte alle Reichthümer und alle Sclaven Roms, und als die Geſandten ihn fragten, was er ihnen denn übrig ließe, antwortete er im Tone des Siegers: **das Leben.** Schwer gieng es der Hauptſtadt des Erdbodens ein, ſo harte Bedingungen zu unterzeichnen, aber durch die Noth gebrochen, brachten ſie theils durch eine allgemeine Steuer, theils durch Beraubung der heydniſchen Tempel einen unermeßlichen Schatz zuſammen, mit dem ſie ihren trotzigen Dränger für diesmal abkauften. Aber auch nur für diesmal. Alarich, der itzt gefunden hatte, daß er ſich Roms bemeiſtern könne, ſo oft es ihm beliebte, kehrte eine kurze Zeit nachher mit ſeinem Heere zurück, ſetzte der Stadt ſchärfer zu denn jemalen, und nahm ſie endlich ein; J. d. Gr. 1161. J. C. 410. ob durch Gewalt oder Kriegsliſt, darüber ſind die Geſchichtſchreiber nicht eins. **So wiederfuhr dieſer ſtolzen Stadt, welche ſeit Jahrhunderten den Reſt der Welt geplündert, und mit ihrer Beute ſich bereichert hatte, itzt das nehmliche, was ſie ſo viel überwundenen Nationen hatte fühlen laſſen, und erlitt jede Unbilde, die die Barbaren nur zuzufügen, und die ohnmächtige Geduld zu ertragen fähig iſt.** Die Soldaten hatten volle Freyheit, alle Oerter zu plündern, die chriſtlichen Kirchen allein ausgenommen, und mitten in dem ſchrecklichen Gewirr hegten die Barbaren für ihre Religion dennoch ſo viele Ehrfurcht, daß die heydniſchen Römer ſelbſt nur unter ihren chriſtlichen Mitbürgern und in deren gottesdienſtlichen Orten eine Zuflucht finden konnten. Drey Tage lang dauerte die Verwüſtung und unzählbar waren die unſchätzbaren Denkmale der Kunſt und Gelehr-

lehrſamkeit, die unter der Wuth der Eroberer zu Grunde giengen. Es blieben jedoch auch noch unzählige Spuren von Roms ehemaliger Herrlichkeit übrig, ſo daß die Einnahme mehr eine Züchtigung als eine gänzliche Zerſtörung zu nennen war. Wiewohl nun die gothiſchen Eroberer des Weſten ſeiner Hauptſtadt erlaubt hatten, ihre erſte Gefangenſchaft zu überleben, ſo hatten ſie doch nun gefunden, wie leicht es ſey, ſich ihrer zu bemeiſtern. Der Umfang ihrer Mauern machte es wirklich den Einwohnern beynahe unmöglich, ſie zu vertheidigen, und da ſie auf einer Ebene lag, ſo konnte ſie ohne viele Schwierigkeit beſtürmt werden. Entſatz von außen war auch nicht zu erwarten; denn die Einwohner Italiens waren ſchon ſo dümme geworden, daß der Kaiſer ſich hatte nach Ravenna zurückziehen müſſen, einem durch die Natur ſo wohl befeſtigten Orte, daß ſie auch ohne Kriegsheer in demſelben ſicher ſeyn konnten. Was daher Alarich geſchonet hatte, das verheerte Genſerich, der Alanen König, nicht lange nachher vollends; ſeine mitleidloſen Krieger haußten vierzehn Tage lang mit ungezähmter Wuth in Mitte dieſes ehrwürdigen Ortes. Weder privat noch öffentliche Gebäude, weder Geſchlecht noch Alter, noch Religion vermochten vor ihrer Wolluſt oder ihrem Geitze zu beſchirmen.

Während die Hauptſtadt ſolchergeſtalt zu mehrenmalen verwüſtet, und Italien von Barbaren, die unter mancherley Benennungen aus den entlegenſten Winkeln des Norden herbey ſchwärmten, überſchwemmt wurde, fuhren die weſtlichen Kaiſer noch immer fort, den Titel ihrer ehemaligen Würde ohne Inhalt oder Anſehn zu führen. Honorius lebte, bis er ſich des gröſſeſten Theils ſeiner Herrſchaften beraubt ſahe. Seine Hauptſtadt war in den Händen der Gothen. Pannonien beſaßen die Hunnen; in

Spanien

Spanien hatten die Alanen, Sueven und Vandalen sich niedergelassen; in Gallien aber die Burgundier, zu welchen sich in der Folge noch die Gothen gesellten. Verlassen von ihren Eroberern, wagten die Einwohner Roms nach einiger Zeit noch einige schwache Versuche, die höchste Gewalt in ihre eigne Hände zu nehmen. Armorica und Britannien, von ihren ehemaligen Beherrschern sich verlassen sehend, fiengen an, sich nach eigenen Gesetzen zu organisiren. Durchaus geknicket war die Macht des Reichs, und die der Titel der Kaiser sich anmaßeten, giengen einem sichern Untergange entgegen. Endlich erlosch mit **Augustulus** Entsetzung auch der Titel eines Kaisers im Westen, und **Odoacer**, König der Heruler, nahm den Nahmen eines Königs von Italien an. Ein solches war das Ende dieses großen Reichs, das durch die Waffen das Menschengeschlecht bezwungen, und mit seiner Weisheit es unterwiesen hatte, das durch Sittenreinfalt emper kam, und durch Schwelgerey versiel; das durch den allbelebenden Geist der **Vaterlandsliebe** gestiftet und gegründet wurde, und in Trümmern sank, als der Umfang des Reiches so ungeheuer geworden war, daß der Titel eines römischen Bürgers nur noch ein leerer Nahme war. Seine gänzliche Auflösung ereignete sich ohngefähr fünfhundert und zwey und zwanzig Jahr nach der Schlacht bey **Pharsalia**, hundert und sechs und vierzig Jahr nach Verlegung des kaiserlichen Sitzes nach Constantinopel, und vierhundert und sechs und siebenzig Jahr nach der Geburt des Welterlösers.

Leipzig,
gedruckt bey Christian Friedrich Solbrig

Thomas Garnett

Professors der Physik und Chemie zu London

Reise

durch

die Schottischen Hochlande und einen Theil der Hebriden.

Aus dem Englischen übersetzt

und mit Alexander Campbells Abhandlung über die Dicht- und Tonkunst der Hochländer wie auch über die Aechtheit der dem Ossian zugeschriebnen Gesänge vermehrt

von

Ludwig Theobul Kosegarten.

Erster Band.

Mit einem Titelkupfer und zwey Charten.

Lübeck und Leipzig,

bey Friedrich Rohn.

1802.

Vorbericht
des Ueberſetzers.

Das Werk, wovon hier eine Ueberſetzung geliefert wird, iſt im Jahr 1800 zu London unter folgendem ausführlichern Titel erſchienen:

Observations on a Tour through the Highlands and Part of the Western Isles of Scotland, particularly Staffa and Icolmkill; to which are added, a Description of the Falls of the Clyde, of the Country round Moffat, and an Analysis of its mineral Waters. In Two Volumes. By T. Garnett, M. D. Member of the Royal Medical, Physical, and Natural History Societies of Edinburgh; the Litterary and Philosophical Society of Manchester; the Medical Society of London; the Royal Irish Academy; and Professor of Natural Philosophy and Chemistry in the Royal Institution of Great Britain; Illustrated by a Map, and Fifty two Plates, engraved in the Manner of Aqua Tinta, from Drawings, taken on the Spot by W. H. Watts, Miniature and Landscape Painter, who

accompanied the Author in his Tour. London For T. Cadell, Junior, and W. Davies in the Strand. 1800.

Das iſt:

Bemerkungen auf einer Reiſe durch die Schottiſchen Hochlande, und einen Theil der Hebriden, hauptſächlich Staffa und Icolmkill, nebſt einer Beſchreibung der Fälle der Clyde, der Gegend um Moffat, und einer Analyſe ſeiner mineraliſchen Waſſer. In zwey (Quart-) Bänden. Von Thomas Garnett, Mitglied der Königlichen Mediciniſchen, Phyſiſchen und Naturhiſtoriſchen Geſellſchaft zu Edinburg, der Litterariſchen und Philoſophiſchen Geſellſchaft zu Mancheſter, der Mediciniſchen Geſellſchaft zu London, der Königlichen Iriſchen Akademie; wie auch Profeſſor der Phyſik und Chemie an dem Königlich Großbritanniſchen Inſtitut; erläutert durch eine Karte und zwey und funfzig Kupfer, geſtochen in der Aqua-Tintae Manier, und gezeichnet an Ort und Stelle von W. H. Watts, Landſchafts- und Miniaturmahler, der den Verfaſſer auf ſeiner Reiſe begleitete u. ſ. w.

Der Verfaſſer, ein gebohrner Engländer, welcher, während er dieſe Reiſe machte und beſchrieb, an der ſogenannten **Anderſon's Academie** in **Glasgow** als Lehrer ſtand, ſeitdem aber bey dem Königlichen Inſtitute zu London als Profeſſor der Phyſik und

Chemie angeſtellt wurde, hat ſich von den beſchränkten Anſichten und tief gewurzelten Vorurtheilen, welche ſeinen Landsleuten in Betreff ihrer nördlichen Nachbaren und Mitbürger noch immer eigen ſind, auf eine muſterhafte Weiſe frey zu erhalten gewußt. Ueberall läßt er den Nationaltugenden der Schotten, ihrer Biederkeit, Gründlichkeit, Bonhommie und Hoſpitalität die gebührende Gerechtigkeit wiederfahren, lobt, was zu loben iſt, und wagt ſogar, ſeinen eigenen Landesleuten dieſe verſchmähten Nordbrutten in mehreren Hinſichten zum Muſter zu empfehlen. Mit gleicher Freymüthigkeit aber zeigt er auch, wo es dieſen noch fehle, und iſt nicht ſparſam mit mancherley wohlgemeynten Rathſchlägen, wie den verheerenden Auswanderungen vorgebeugt, der Feldbau und die Fiſchereien ermuntert, und inſonderheit den Hochlanden zu einem höhern Grade der Cultur und des Wohlſtandes verholfen werden möchte. Wo es nur immer möglich war, hat der Verfaſſer mit eignen Augen, und in dieſem Falle, wie es ſcheint, meiſtens richtig geſehen. Da, wo die eigene Beobachtung und perſönliche Erkundigung ihm ausging, hat er andere zuverſichtliche Quellen zu benutzen nicht verſchmähet: Pennants, Knox's, Lettice's, Martins, Faujas de

St. Fonds, und Anderer Reisen, hauptsächlich jedoch die statistischen Berichte, welche der unermüdsame Sinclair aus allen Kirchspielen des Königreichs beynahe zusammen zu bringen wußte. So ist denn allerdings diese Garnettsche Reise das Vollständigste geworden, was über die von ihm bereiseten Striche bis jetzt im Druck erschien.

Einige wenig beträchtliche Abkürzungen und Einschiebsel abgerechnet, hat der Uebersetzer seinem Schriftsteller weder genommen noch gegeben. Zur Erleichterung der Uebersicht hat er geglaubt, die von Anfang bis zu Ende ohne einigen Ruhepunkt ununterbrochen fortlaufende Erzählung an schicklichen Orten zerschneiden, und jedem Abschnitt eine Anzeige des Inhalts vorsetzen zu müssen.

In so fern der Verfasser sich gelegentlich über manche, dem Hauptzweck des Uebersetzers mehr oder minder fremde Fächer verbreitet: über die Mineralogie, Chemie, Botanik, Gewerbs- und Landwirthschafts-Kunde, mag vielleicht der jedesmalige Englische Kunstausdruck nicht allezeit mit dem gleichgeltendsten Deutschen vertauscht worden seyn; was in Betracht der unglaublichen Mangelhaftigkeit der gepriesensten Wörterbücher, und ruhmrediger Weise sege-

nannter Catholikons, ſicherlich kein billiger Leſer dem Ueberſetzer allzuhoch anrechnen wird. Ein oder zweymal iſt der Engliſche Ausdruck, über deſſen Sinn letzterer ungewiß blieb, in den Text mit aufgenommen worden, um den Mann vom Fach in Stand zu ſetzen, den Leſer- und Verdeutſcher gelegentlich eines Beſſern zu belehren.

Von den zwey und funfzig (landſchaftlichen) Kupferblättern, deren der Titel gedenkt, und die zwar wohl zur Verzierung und Vertheurung des Werks beytragen, wenig oder nichts aber zu deſſen Erläuterung, hat der Verleger ſich begnügt, zwey der merkwürdigſten zu Titelkupfern nachſtechen zu laſſen; die Anſicht nämlich des Glen oder der Bergſchluft, worinn Oſſian nach der Ueberlieferung gebohren worden, und die der romantiſchen Umlage des reizenden Sees Lochleven. Die Karte durfte nicht fehlen; ſo wenig als die Zeichnung des Loch-Lomond, und eine Abbildung der merkwürdigen Mumie zu Kilſyth. Dieſe erläutern in der That; alle übrige Bilder des Originals aber, ſo ſehr auch die Kunſt an den meiſten zu loben iſt, enthalten hiezu hin nichts, was der bloß lehrbegierige Leſer ungern miſſen möchte.

Was endlich die angehängte Abhandlung über die Dicht- und Tonkunſt der Hochländer anbelangt, ſo iſt dieſe nicht bey dem Original der Reiſe befindlich, ſondern aus Alexander Campbells Geſchichte der Schottiſchen Dichtkunſt ausgezogen worden, welche im Jahr 1798 zu Edinburg in zwey Quartbänden erſchien, (eigentlich nur als Manuſcript, indem in Allem nur neunzig Exemplare abgezogen wurden.) Die berühmte Streitfrage über die Aechtheit der dem Oſſian zugeſchriebenen Gedichte wird darinn von einigen neuen Seiten beleuchtet; ihre gänzliche Entſcheidung dürfte, da Mac-Pherſon und ſeine Gewährsleute nicht mehr vorhanden ſind, die Hochländer auch, ſeit ſie anfangen, betriebſamer und gewerbfleißiger zu werden, den väterlichen Geſang immer mehr vernachläſſigen, für immer ausgeſetzt bleiben. Geſchrieben am 28ſten December 1801.

Der Ueberſetzer.

Garnetts Reiſe

durch die

Hochlande und die Hebriden.

Erſter Band.

SCOTLAND
ORKNEY
ISLANDS
LEWIS
THE HEBRIDES
SUTHERLAND SH
ROSS SH
INVERNESS
ABERDEEN SH
ABERDEEN
FORFAR SH
KINCARDINE
FIRTH OF TAY
PERTH SH
FIRTH OF FORTH
FIRTH OF CLYDE
BERWICK SH
ROXBURGH SH
NORTHUMBERLAND
DUMFRIES SH
KIRKCUDBRIGHT SH
WIGTON SH
Lead Hills
IRELAND
ENGLAND

I.

Abreiſe von Glasgow. Ausſicht von Dalnotterhill. Groſser Canal. Kilpatrick. Römiſche Brücke. Römiſche Mauer. Schwefelbad. Ruinen von Dunglas.

Schon lange hatte ich gewünſcht, einige der denkwürdigſten Gegenden in den Hochlanden und den Hebriden, hauptſächlich die berühmte Inſel Staffa zu beſuchen; nicht früher jedoch, als im Sommer 1798, ward ich meines Wunſches theilhaftig. Am Morgen des neunten Junius reiſete ich von Glasgow ab; begleitet von Herrn Wates, einem jungen Manne, welcher ſich ſeit einiger Zeit faſt ausſchlieſsend mit der Landſchaft- und Miniatur-Mahlerey beſchäftigt hatte, und ſo, wie ich, von Verlangen brannte, die erhabene Nordiſche Natur zu ſehen. Auſser dem Vergnügen und der Belehrung, die ich von dieſer Ausflucht mir verſprach, hoffte ich auch, daſs ſelbige meiner Geſundheit zuträglich ſeyn würde. Die Arbeiten der Seſſion *), der Eifer, womit ich meinen Vorleſungen obgelegen, hatten mir manche Be-

*) Ohngefähr, was auf deutſchen Univerſitäten ein Semeſter iſt.

ſchwerden zugezogen, welche den ſitzenden Gelehrten gewöhnlich heimzuſuchen pflegen, und die ich am kräftigſten durch Veränderung und Bewegung heben zu können glaubte. Mein Reiſegefährte, der ſeinen Beruf mit nicht geringerer Emſigkeit betrieben, litt ohngefähr an denſelben Uebeln. So verband uns denn die Harmonie unſers Geſchmacks nicht nur, ſondern auch die Gleichheit der Zwecke.

Wir ſchlugen die Straße nach Dumbarton ein, welche vollkommen wohl unterhalten wird. Die Gegend iſt flach, wird jedoch (wie es denn in der Nachbarſchaft eines ſo wohlhabenden und volkreichen Ortes, als Glasgow iſt, nicht anders zu erwarten ſtehet,) durch eine Menge Villen und Landſitze nicht wenig gehoben.

Nachdem wir Anderſton, eine aufblühende Dorfſchaft, hinter uns liegen laſſen, erreichten wir das Dorf Partick, wo die Glasgowiſchen Becker ſehr geräumige Mühlen und Kornhäuſer beſitzen; die Mühlen liegen an dem Fluſſe Kelvin. Ohngefähr fünf Meilen von Glasgow paſſirten wir Scotſton, das hart an der Clyde liegt. Bald darauf erblickten wir die alte Burg Renfrew am andern Ufer des Fluſſes; und nicht lange nachher, rechter Hand, ohngefähr anderthalb Meilen von der Landſtraße, einen ſehr auffallenden Thorweg von Gothiſcher Bauart, der ſich eher zum Eingange eines Caſtells ſchicken möchte, als einer Villa oder eines kleinen Landhauſes. Das Haus heißt Garscadden, und der Beſitzer iſt ein Herr Colquhoun.

Acht Meilen ohngefähr von Glasgow, am jenſeitigen Geſtade der Clyde, liegt North-bar oder Sem-

pillhouſe, der Sitz des lord Semphill. Bis hieher war die Gegend, obgleich die Straße fortwährend längs der Clyde fortläuft, flach und wenig anziehend geweſen. Ehe wir aber den neunten Meilenſtein erreichten, gewannen wir eine kleine Anhöhe, Namens Dalnotterhill, zu deren Füßen das Dorf Old Kilpatrick liegt. Auf dieſem Fleck beginnt die Ausſicht, die bis dahin beſchränkt geweſen, ſich zu öffnen, und es zeiget ſich dem Auge eine wahrhaft maleriſche Site. Die Clyde, die ſich hier zu einem anſehnlichen Strom erweitert, wallt zwiſchen Klippen und grünenden Landſitzen langſam dahin. In der Mitte ſteigt der rauhe Fels Dumbarton, ſchroff und kühn, und, wie es ſcheint, als Inſel, empor; zur Rechten liegt die zerſtörte Feſte Dunglas, deren Ruinen bis in den Strom hervorſpringen, eine ſonderbare, aber gewiß vor Alters äußerſt feſte Lage; zur Linken, hart, beynahe am Saume des Waſſers, ruhet Erskine, der Sitz des lord Blantyre, zwiſchen mannichfaltigen Pflanzungen gar anmuthig belegen. Weiterhin zur Rechten bemerkt man einige rauhe und felſige Abſtürze, deren Grundflächen in den Fluß hinuntertauchen, und innerhalb ſeines Bettes ihn zu beſchränken ſcheinen; die Felſen ſind mit Geſtrüpp bewachſen, was jedoch das nackte Geſtein nicht hindert, hie und da durch das Laubwerk hervorzuſchimmern; in der Ferne begränzen die hohen Berge von Argyleſhire dieſe reizende Anſicht. Dumbarton, mit ſeinen Glashütten, erſcheint zur Rechten des gleichnamigen Felſen; linker Hand unterſcheidet man die Flecken Port-Glaſgow und Greenock; noch erhöhen die zahlreichen weißen Segel auf der Clyde das Lebendige des Gemähldes, in deſſen Vordergrunde man

den großen Canal in den Fluß fallen, so wie auch eine der Zugbrücken stehet.

Dieser Canal zeigt auffallend, wie viel durch menschliche Kunst und Beharrlichkeit ausgerichtet werden könne. Seine ganze Länge, von der Mündung des Carron an Schottlands östlicher Küste bis zu seinem Einfall in die Clyde bey Kilpatrick, beträgt fünf und dreißig Meilen. Hundert und sechzig Fuß steigt und fällt das Wasser vermittelst neun und dreißig Schütte, deren zwanzig sich im Osten, neunzehn im Westen des höchsten Standpunktes befinden; denn in der Clyde sinkt die Fluth um neun Fuß weniger niedrig, als in dem Carron. Achtzehn Zugbrücken und funfzehn Aqueducte von beträchtlicher Größe sind in dem Canale angebracht. Ohngefähr fünf Meilen von Kilpatrick durchkreuzt er den Fluß Kelvin, und wird sodann vermittelst eines Aqueductes, der aus vier Bogen besteht, deren jeder fünf und sechzig Fuß hoch, und vier hundert und zwanzig Fuß weit ist, über ein Thal hinweggeführt. Die Lage dieser Wasserleitung ist sehr malerisch, das Werk selbst ein rühmliches Denkmal Brittischer Erfindsamkeit und Unverdrossenheit.

Fahrzeuge von beträchtlicher Größe (alle im Grunde, welche nicht tiefer denn acht Fuß gehen, deren Segelbalken nicht über neunzehn Fuß, deren Länge nicht mehr denn drey und siebenzig mißt,) können den Canal bequem befahren.

Das erstaunliche Werk verspricht eine Wohlthat der Nation zu werden. Mittelst seiner ist der Seemann, welcher von der östlichen Küste nach der westlichen zu fahren hat, des langweiligen und beschwerlichen Umsegelns der nördlichen Spitze überhoben; was zu allen Zei-

ten wünſchenswerth, im Winter aber und in Kriegszeiten von der äuſſerſten Wichtigkeit iſt. Alle Gegenden, welche der Canal berühret, müſſen durch ihn in Aufnahme kommen, indem derſelbe ihnen einen ſo bequemen und wolfeilen Weg darbeut, ihre Erzeugniſſe zu verführen. Fabriken können eines leichten Transports des rohen Materials ſowol, als der verarbeiteten Güter, ingleichen der Kohlen, in Ermangelung deren keine Anſtalt dieſer Art füglich gedeihen kann, auf keine Weiſe entbehren. Auch dieſen Bedürfniſſen iſt durch den Canal abgeholfen.

Schon unter Carl dem Zweyten ward ein Plan zu einem ſchiffbaren Canal zwiſchen der Clyde und dem Forth gemacht, und der Aufwand zu fünfhunderttauſend Pfund geſchätzt, welche Summe jedoch die Kräfte jener Regierung bey weitem überſtieg. Im Jahr 1722 ward der Plan wieder hervorgeſucht, und eine neue Beſichtigung veranſtaltet. Dann blieb das Geſchäft wieder liegen bis zum Jahre 1761, wo Lord Napier einen neuen Plan zu einem kleineren Canal, den er auf eigene Koſten ausführen wollte, entwerfen, die Gegend aufnehmen und den Koſtenverſchlag aufſetzen lieſs. 1766 veranſtalteten die Vorſteher der Fiſchereyen u. ſ. w. Entwurf, Beſichtigung und Verſchlag zu einem Canal von fünf Fuſs Tiefe, deſſen Koſten zu 79000 Pfund berechnet wurden. 1766 ward von einigen angeſehenen Kaufleuten zu Glasgow eine Subſcription eröffnet zum Behuf eines Canals von vier Fuſs Tiefe und vier und zwanzig Fuſs Breite; als die Bill aber im Begriff war, im Parlament durchzugehen, ward ſie wegen der Kleinheit des Canals aufgegeben, und eine neue Subſcription zu einem Canal von

sieben Fuß Tiefe eröffnet, dessen Kosten zu 130000 Pf. angeschlagen wurden. Dieser Entwurf gewann die Sanction des Parlamentes, und im Jahr 1768 nahm das große Werk unter der Aufsicht des berühmten Ingenieurs Smeaton seinen Anfang.

Einen solchen Canal mit hinlänglichem Wasser zu versorgen, war keine leichte Aufgabe. Gleichwol ist sie leichtlich und einfach durch zwey Behälter gelöst, davon der eine vier und zwanzig Fuß Tiefe hält, und funfzig Acres bedeckt; der andre in der Nachbarschaft von Kilsith ist zwey und zwanzig Fuß tief, und bedeckt siebenzig Acres. Dieser letztere hat in Betracht seines Umfangs und der Menge des Wassers, das er faßet, nur wenig gekostet; indem der Ingenieur eine weitläuftige Vertiefung, welche ausdrücklich zu diesem Zweck durch die Hand der Natur ausgehöhlt zu seyn scheint, auf das geschickteste zu benutzen wußte. Nur eine einzige Oeffnung gab es in dieser Höhlung, welche sich von hundert Fuß bis zu zweyhundert Yards erweiterte; diese ward um vier und zwanzig Fuß erhöht, und damit war das Werk mit einmal fertig. Durch eine Schleuse im Centrum wird der Behälter nach Belieben gefüllt und abgelassen. Das Ganze ist mit Pflanzungen geschmückt, zierlich und meisterhaft vollendet, und kann gewiß für eins der schönsten und größten künstlichen Wasserbecken im ganzen Königreich gelten.

Kilpatrick ist jetzt ein unbedeutendes Dorf, ehemals aber offenbar von größerer Wichtigkeit gewesen, als heut zu Tage. Es hat seinen Namen (Kilpatrick, das ist Patrick's Zelle) vom heiligen Patrick, dem berühmten

Schutzheiligen Irlands. Er ſoll hier geboren ſeyn, und es fehlt nicht an Umſtänden, welche dieſe Sage begünſtigen.

Im Fluſſe Clyde, gegenüber der Kirche von Kilpatrick, befindet ſich ein großer Stein oder Felſen, der nur bey niedrigem Waſſer ſichtbar iſt, und des heil. Patrick Stein heißt. Ferner giebt es auf dem Kirchhofe des Dorfes einen Grabſtein von großem Alter, in welchem eine Figur gehauen iſt, die den heiligen Patrick vorſtellen ſoll. Einige behaupten gar, daß er unter dieſem Stein ſey begraben worden. Er ſetzte aus dieſer Gegend nach Irland über, deſſen Verwaltung er übernommen hatte, und ſoll daſelbſt dreyhundert und fünf und ſechszig Kirchen gegründet, dreyhundert und fünf und ſechszig Biſchöfe und drey tauſend Prieſter geweiht, zwölf tauſend Perſonen in Einem Diſtrict getauft, ſieben Könige mit einmal bekehrt, ein Purgatorium errichtet, und mit ſeinem Stabe aus ſeiner Lieblingsinſel auf einmal alles ſtechende und quackende Gewürm vertrieben haben.

Von Kilpatrick lenkten wir ohngefähr anderthalb Meilen aus der Heerſtraße, um die Ueberbleibſel einer Römiſchen Brücke über einen Bach, neben dem Dorfe Duntocher, in der Linie der Römiſchen Mauer, in Augenſchein zu nehmen. Das Anſehen der Ruine iſt mahleriſch; mächtige Felsblöcke ſtützen die Bogen, über welche das Waſſer des Bachs cascadenartig herunterfällt. Die Brücke war beynahe ganz zerfallen, iſt aber 1772 von Lord Blantyre wieder hergeſtellt worden, der nicht ermangelte, in einer in Stein gehauenen Inſchrift die Nachkommen von einem ſo verdienſtlichen Beginnen zu

unterrichten *). Das, was noch Römisch ist an diesem Werke, läßt von der neuen Arbeit sich ohne Mühe unterscheiden.

Die Römische Mauer (die in der Volkssprache Graham's Graben heißt, in Folge einer Sage, daß ein Schottischer Krieger dieses Namens sie zuerst durchbrochen habe,) läßt sich in der Gegend von Duntocher an den Resten des Erdwalles leicht erkennen; Steine findet man nur dann und wann beym Nachgraben. Es ward diese Verschanzung zuerst von Agricola abgesteckt, und während der Regierung des Antoninus Pius, unter der Anleitung des Prätor Lollius Urbicus, vollendet. Sie erstreckte sich von Dunglas im Firth of Clyde bis gen Abercurnie im Firth of Forth in einer Länge von sechs und dreißig Meilen und 877 Schritten.

Bekanntlich sollte sie den Römischen Besitzungen im Süden zu einer Brustwehr gegen die unbezwungenen Caledonier des Norden dienen. Denn wiewol die Römer zum öftern über diese Verschanzungen hinausstreiften, so waren die Folgen dieser Einbrüche doch nur vorübergehend, und nie ist es ihnen gelungen, nordwärts der Mauer sich bleibend anzusiedeln. Der Graben war un-

*) Die Inschrift ist folgende:

FONTEM. HUNC. EXSTRUI. CURAVIT.
IMP. T. AEL. ANTONIN. HADR. AUG.
P. P. QUINT. LOLL. UR. BIC. LEG.
EJUS. COLLAPSUM. RESTITUIT.
DOMINUS. DE BLANTIRE. A.
AER. CHRISTI. MDCCLXXII.

ſprünglich zwey und zwanzig Fuß tief und ſieben und vierzig breit, und ward in abgemeſſenen Entfernungen vermittelſt wohl beſetzter Thürme vertheidigt.

Im Jahr 1773 begegnete es, daß ein Landmann, der neben der Brücke von Duntocher auf dem Abhang einer Anhöhe einen Abzuggraben aufwarf, einige Backſteine von ungewöhnlicher Geſtalt herauswühlte. Sie waren von verſchiedener Größe, indem die kleinſten ſieben, die größten ein und zwanzig Zoll im Viereck maßen. In der Dicke hielten ſie zwey bis drey Fuß, waren von röthlicher Farbe und vollkommen wohl erhalten. Es fand ſich, daß die kleineren die Seitenwände eines Durchganges, oder vielmehr eines Labyrinthes von Durchgängen, bildeten, deren Decke aus den größeren verfertigt war, als welche ein Gemäuer bildeten, welches zur Zeit der Entdeckung mit einer zwey Fuß dicken Schicht von Erde bedeckt war. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieß Gebäude als ein Sudatorium oder Schweißbad von der benachbarten Beſatzung gebraucht worden, wie denn die Römer dieſer Art des Luxus nicht gerne entbehrten. Die Steine des Gemäuers waren, wie uns erzählt wurde, auf den geſchmackloſen Befehl des Grundbeſitzers verbraucht worden, um eine elende Hütte daraus aufzuführen. In der Nähe der Duntocher Brücke lag ehemals eine Römiſche Feſte, die erſt jetzt gänzlich iſt zerſtöret worden. Das Dorf ſelbſt ſcheint zum Theil aus den Ruinen aufgebaut zu ſeyn. Auf einem Stein, den wir in der Wand eines Hauſes entdeckten, war das Wort N. E. R. O. noch vollkommen leſerlich zu ſehen. Auch ſind hier mehrere Aſchenkrüge ausgegraben worden. Nach unſerer Rückkunft zu Kilpatrick beſuchten wir einige weit-

künftige Flachsmühlen, welche von den Herren Lindsay, Dalrymple und Comp. unterhalten werden.

Herr Vassel, ein englischer Landbesitzer der Gegend lud uns zum Mittagessen ein, was wir uns denn gefallen ließen, und die Aufmerksamkeit und Hospitalität unsers gütigen Wirthes höchlich zu rühmen haben.

II.

Ruinen von Dunglas. Feste Dumbar. Basaltbügel. Castell Dumbarton. Anblick der Clyde. Magnetismus des Felsen. Schottische Tiefe. Denkwürdige Ueberrumpelung der Feste. Flecken Dumbarton. Glashütten. Druckereyen. Felsen der Gegend.

Nach Tische setzten wir unsern Weg nach Dumbarton fort. Hart an der Clyde, unfern der Gegend, wo der Comet hineinfällt, passirten wir Kirkliehall, eine kleine, sonderbar belegene Villa; und ein wenig weiters hin die verfallene Feste Dunglas, die auf einer Spitze des Vorgebirges Dunglas liegt. Es war dieß ehemals ein römisches Standlager, und zu Oliver Cromwels Zeit ein Platz von Festigkeit und Bedeutung, indem das Castell vermöge seiner Lage die Schiffahrt auf dem Firth beherrscht. Es ward im Jahr 1640 durch Verrätherey eines englischen Knaben, eines Pagen des Grafen Haddington, in der Lust gesprengt. Der Graf und mehrere Herren vom ersten Range verloren dabey ihr Leben.

Innerhalb der verfallenen Mauern bemerkten wir

nur noch Eine übrige einſame Wohnung, und ſtatt einer rüſtigen Beſatzung nicht mehr denn Einen Einwohner; Umſtände, die dem Liebhaber des Friedens und der fortſchreitenden Cultur zu mancher anmuthigen Betrachtung den Stoff bieten können. Die Ruinen übrigens ſind kleinfügig und unbedeutend.

So wie wir dem Dumbarton uns näherten, fielen die kühnen Partieen des Felſen uns immer deutlicher ins Auge. Keine ſchicklichere Lage zu einer Feſtung läßt ſich erdenken. Dieſe hier iſt nur von der Nordoſtſeite zugänglich, welche wohl befeſtigt iſt.

Dunbuc, der Fels zur Rechten der Heerſtraße, ſtellt ſich nicht minder majeſtätiſch dar, und beſteht, ſo wie der Fels Dumbarton, aus Baſalten, welche einige Neigung zur Säulengeſtalt verrathen. Es ſcheint in der That eine ganze Kette dieſer Felsart, obgleich oft auf beträchtliche Strecken unterbrochen, von Dumbarton bis Stirling, und vielleicht bis Edinburgh fortzuſtreichen; denn die Felſen, worauf die Caſtelle von Stirling und Edinburgh ſtehen, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Felſen von Dumbarton. Die Campſie Hügel bilden einen Theil dieſer Kette, welche mit dem Felſen Dunbuc endet; und es läßt ſich kaum bezweifeln, daß der Fels, worauf das Caſtell Dumbarton ſteht, dazu gehört habe, das dazwiſchen liegende Erdreich aber hinweggeſpühlt worden ſey. Es ſind, wie ich in der Folge weitläuftiger auszuführen, Gelegenheit haben werde, in mehreren Gegenden dieſer Bergreihe Baſaltpfeiler gefunden worden, hauptſächlich in der weſtlichen Fronte des großen Felſen über Culcruich in Sterlingſhire, wo die

Säulen sehr hoch, bestimmt und größtentheils sechseckig sind.

In der Gegend ohngefähr des dreyzehnten Meilensteins von Glasgow erblickten wir zum erstenmahl deutlich den Benlomond. Ein erhabner Anblick, in Wahrheit! Der Berg bildet grade das Centrum des Hintergrundes, und ist rings von niedern Anhöhen umgeben.

Das Castell Dumbarton gewann, je mehr wir uns ihm näherten, ein je mahlerischeres Ansehen. Der Fels theilt sich in der Mitte, und bildet zwey Spitzen; die Seiten sind rauh und abschüssig; die Gebäude darauf, zwar an sich nicht schön, dienen gleichwol, die Wirkung des Ganzen zu erhöhen. Ein Thorweg am Fuß des Felsen führt in die Feste. Innerhalb des Walles, der den Eingang vertheidigt, befindet sich die Hauptwache, mit Zimmern für die Officiere. Eine steile Treppe von steinernen Stufen führt zu dem gespaltnen Theil des Felsen; hier findet man eine Batterie, Baracken für die Soldaten und einen allezeit vollen Wasserbehälter. Oberhalb dieser, auf des Felsen niederer Spitze, sind Batterien angebracht, die mit Canonen besetzt sind. Der Zugang zu der höhern und schmalern Spitze ist ungleich schwieriger. Von den höhern Batterien herab giebt es manche weitreichende Aussicht.

Wendet man sich rückwärts, so sieht man den Loch Lomond, umringt von steilen Bergen, worunter der Benlomond den zugeschärften Gipfel weit über die andern emporstreckt. Zwischen dem See und Dumbarton liegt das reiche Thal Leven, verschönert durch die Krümmungen des Flusses.

Ostwärts sieht man die Clyde in schön gewundnen

linien das Land durchschlängeln. Zur Linken zeigt sich das Castell Dunglas, zur Rechten der Landsitz des Lord Blantyre. Jenseit der Clyde eröffnet sich dem Auge eine reiche Ferne, und an heitern Abenden sieht man selbst die Thürme von Glasgow deutlich im Gesichtskreise liegen.

Die Clyde hinunter ist die Aussicht nicht weniger reizend. Der Fluß erweitert sich zu einem breiten Busen, dessen Spiegel einen großen Theil der Landschaft einnimmt. Jenseits dämmern hohe Berge, deren rauhe Oberfläche und barocke Umrisse durch die Ferne, oder die sogenannte Luftperspective, gemildert werden. Unter den Bergen Cirkes Hard sieht man deutlich die Städte Greenock und Port Glasgow. Alle diese Ansichten werden durch die weißen Segel, welche, beladen mit den Erzeugnissen aller Welttheile, unaufhörlich die Clyde hinunterwallen, nicht wenig belebt und gehoben.

Nach Beda nannten die alten Britten diese Feste Alcluith oder Ancluid, d. i. den Platz an der Clyde; die Schotten oder Caledonier aber, die ehemahls durch den Fluß Leven von den Britten geschieden wurden, nannten sie Dun Briton, die Feste der Britten, weil sie noch innerhalb des Brittischen Gebietes lag. Hieraus entstand der verfälschte Name Dumbarton, daß also Fels und Castell der Stadt und der Grafschaft den Namen gegeben haben.

Einige Theile dieser Felsen sind stark magnetisch, so daß der Compaß in ihrer Nähe beträchtlich abweicht. Schon Buchanan hat diesen Umstand bemerkt. In dem oberen Theile des Castells, saat er, giebt es ein Stück Felsen, das von magnetischer Natur ist; es hängt aber

mit dem Mutterfelſen ſo genau zuſammen, daß keine Art von Fuge zu entdecken iſt.

Der verſtorbene Profeſſor Anderſon zu Glasgow ſtellte mit dem Magnetismus dieſes Felſen mehrere Verſuche an, und hat die magnetiſchen Theile deſſelben, wie auch deren Polarität, mit Farben bezeichnet.

In Betracht der Baſaltiſchen Natur des Felſen darf dieſe Erſcheinung nicht befremden. Alle bis jezt unterſuchte Baſaltpfeiler ſind mehr oder weniger magnetiſch befunden worden. Die auf dem Rieſendamme in Irland, und die auf Staffa ſind es in hohem Grade. Die obern Enden der Pfeiler haben eine nördliche Polarität, die untern eine ſüdliche; auf eben die Art, und aus eben dem Grunde, wie eiſerne Stangen, welche lange aufrecht ſtanden, dergleichen haben. In der That ließ ſchon die Natur des Baſaltes, als welcher viel Eiſen enthält, das ſich dem metalliſchen Zuſtand nähert, nichts anders erwarten.

Die ächte Schottiſche Diſtel, eine ſeltene Pflanze, deren lichtgrüne Blätter mit weiß geſprenkelt ſind, wächſt häufig um den Fuß des Felſen, ſparſamer auf deſſen Gipfel.

Nach Pennant haben die Britten ſchon in gar frühen Zeiten dieſes Felſen ſich als einer Feſte bedient. Die Römer hatten nicht ſo bald die Inſel geräumt, als die ſich ſelbſt überlaſſenen Einwohner aus Furcht vor den nordiſchen Barbaren auf den Spitzen unzugänglicher Berge, in dem Dickigt der Wälder, und zwiſchen den Klippen am Geſtade des Meeres, eine Zuflucht ſuchten.

Boethius hingegen behauptet, daß die Schotten, oder alten Caledonier den Felſen einige Zeitalter früher

als die Britten beſeſſen, und gegen alle Anſtrengungen des Agricola, der ihn belagerte, vertheidigt hätten. Ohne Zweifel iſt die Feſte von hohem Alter, indem ſchon der ehrwürdige Beda bemerkt, daß die Britten keinen feſtern Platz in ſeinen Tagen beſäßen. Sie galt in vorigen Zeiten für unbezwinglich. Die Geſchichte lehrt jedoch, daß ſie im Jahr 736 durch Hunger und 1571 durch Erkletterung eingenommen worden. Letzteres geſchahe mittelſt eines ſo kühnen und denkwürdigen Wagſtücks, daß es den Leſer freuen wird, eine umſtändliche Erzählung des Vorgangs an dieſem Ort zu finden.

Der damalige Commendant der Feſtung war Lord Fleming, einer der wenigen übrigen Getreuen der verbannten Königin. Von allen feſten Plätzen des Königreichs war dieß der einzige, der der unglücklichen Maria übrig blieb; und in Ermanglung jedes andern Ortes, wo man die Hülfstruppen, die etwa aus dem Auslande eintreffen könnten, mit Sicherheit hätte ans Land ſchaffen können, ward die Behauptung von Dumbarton für eine Sache von der äußerſten Wichtigkeit gehalten. Gleichwohl flößte die Feſtigkeit des Platzes dem Lord Fleming eine Sorgloſigkeit ein, welche mit deſſen anerkannter Wichtigkeit in keinem Verhältniſſe ſtand. Er rühmte ſich gegen den König von Frankreich, daß er die Feſſeln Schottlands in Händen habe; ſo bald demnach die Franzoſen von ihren übrigen Kriegen ſich würden abmüſſigen, und ihm einige Verſtärkung ſenden können, werde er dem Lande die Feſſeln anlegen, und das ganze Königreich in ihre Hände ſpielen.

Mehrere Umſtände dienten, dieſe Sicherheit des Commendanten zu verſtärken. Die Beſatzung des Edinburgs

ſchen Caſtells war ſchwierig und aufrühriſch. Der Regent, der ohnehin häufig am Podagra litt, war neuerdings durch einen Sturz vom Pferde dermaßen beſchädigt worden, daß er das Bette hüten mußte. Ferner hatte die Königin von England für die ſogenannten Rebellen einen Waffenſtillſtand ausgewirkt, der erſt mit dem letzten März ablief. So mancherley Betrachtungen machten den Befehlshaber ſowol als ſeine Leute dermaßen ſorglos und fahrläſſig, daß ſie ganze Nächte hindurch in dem benachbarten Flecken Dumbarton ſchwelgten und lärmten, ganz ſo gedankenlos, als ob das Land des tiefſten Friedens genoſſen hätte.

Derjenige, der unter ſo günſtigen Umſtänden dem Regenten den erſten Anſchlag zur Ueberrumpelung der Feſte an die Hand gab, war ein gemeiner Soldat, der im Caſtell gedient hatte, wegen vermeinter übler Behandlung aber auf den Commendanten unverſöhnlich erbittert war. Es war nehmlich das Weib des Menſchen, das ihn fleißig auf der Burg zu beſuchen pflegte, eines Diebſtahls verdächtig befunden, und auf Befehl des Commendanten ausgepeitſcht worden. Der Soldat, der ſeine Frau liebte und von ihrer Unſchuld überzeugt war, brannte von Rachbegierde; ging ſofort zum Regenten über, und erbot ſich, mit Hülfe einer geringen Mannſchaft, die er ihm zugeben ſolle, ihn in Beſitz der Feſtung zu ſetzen.

Der Regent, ſo ſehr ihm um die Bezwingung eines ſo wichtigen Platzes auch zu thun war, fand gleichwol Bedenken, einem unbekannten Ueberläufer ſeine Leute anzuvertrauen. Der Soldat aber merkte ſeine Bedenklichkeiten nicht ſo bald, als er ſich erbot, voran zu gehn, und zuerſt die Felſenwand zu erklimmen. Wollt ihr

mir folgen, ſetzte er mit ſoldatiſcher Freymüthigkeit hinzu, ſo will ich euch zu Meiſtern des Platzes machen; wenn ihr aber kein Herz habt, ſo laßt es bleiben.

Des Mannes zuverſichtliches und zugleich verſtändiges Benehmen beſtimmte den Regenten. Eines Verſuches war die Sache ſchon werth. Ein Kleinod dieſer Art ward um keine Gefahr zu theuer errungen. So wurde denn dem Capitain Crawford, einem muthigen, vortrefflichen Kriegsmann, die Ausführung des Waageſtückes übertragen. Da der Waffenſtillſtand erſt mit Ende des Märzes ablief, ſo mußte dieſelbe bis zum erſten April verſchoben werden; welche Zwiſchenzeit man denn benutzte, um Leitern und was ſonſt erforderlich war, herbeyzuſchaffen. Auch ward das Ganze ſo geheim gehalten als möglich.

Am Abend des 31. Märzes ward ein Officier, Namens Cunningham, mit einer Parthey Reiter abgeſchickt, um alle Zugänge zu der Burg zu beſetzen, damit der Commendant auf keinerley Weiſe von dem obſervenden Anſchlag einige Nachricht bekommen möchte. Crawford folgte ihm mit einem kleinen, aber entſchloſſenen Haufen. Am Fuße des Dunbar, eines oben erwähnten Felſen, der ohngefähr anderthalb Meilen vom Caſtell liegt, trafen beyde Partheyen verabredetermaßen zuſammen.

Hier unterrichtete Crawford die Soldaten von der Abſicht ihres Marſches. Er zeigte ihnen den Mann, der verſprochen habe, ſie zu führen, und die Wände zuerſt zu erſteigen. Zugleich erklärte er, daß er und die andern Officiere ihm folgen würden. Die Soldaten waren leicht beredet. Die Fußknechte ſchlugen ſogleich den Weg zur

Festung ein; die Reiter erhielten Befehl, unterm Durchzug zu halten, und, im Fall das Unternehmen fehlschlüge, den Rückzug zu decken.

Zweyerley Umstände, die den Wagehälsen unter Weges aufstießen, hätten sie leichtlich stutzig machen können. Ueber einen Bach, welchen sie passiren mußten, war die Brücke abgeworfen, und in einiger Entfernung von ihnen loderte plötzlich ein helles Feuer auf. Schon besorgten sie, daß alles verrathen sey; daß die Brücke abgeworfen sey, um sie anzuhalten, und daß die Soldaten der Bergfeste das Feuer aufgezündet hätten, um ihre Annäherung wahrzunehmen oder zu verhüten. Kleinigkeiten dieser Art konnten jedoch eine Schaar, die sich zum Aeußersten gefaßt gemacht, nicht zurückschrecken. Die Brücke ward bald wieder so weit hergestellt, daß sie zu passiren war. Von dem Feuer oder Licht aber, das sie gesehen, konnten die ausgeschickten Kundschafter auch nicht die kleinste Spur entdecken, daher Buchanan der Meinung ist, was sie gesehen, sey ein bloßer Tückebold gewesen, ein Meteor, das sich in den Dünsten der Nacht erzeugt habe.

Als sie am Fuße des Felsen angelangt waren, war die Nacht beynahe verstrichen. Der Himmel war hell und gestirnt, der Tag graute. Es war zu besorgen, daß die Schildwachen droben sie entdecken und Lärmen machen möchten.

Glücklicherweise war der Nebel, der um diese Jahrszeit über Flüssen und Teichen schwer herabzuhängen pflegt, in die Höhe gestiegen, und hatte die obern Gegenden des Castells in einen dichten Schleyer gehüllt; ein Umstand, der dem Unternehmen äußerst günstig war,

und von der abergläubigen Mannſchaft ſofort für eine gute Vorbedeutung genommen wurde.

Es war gerade die höchſte und die ſteilſte Wand, welche die Stürmenden zu erſteigen beſchloſſen, weil der Führer verſichert hatte, daß hier nicht nur die wenigſten Schildwachen hielten, ſondern daß ſie auch dieſes Weges am eheſten feſten Fuß würden faſſen können. Die erſte Leiter ward angeſetzt; von dem Gewicht aber und der Ungeduld der Hinaufſteigenden ſofort wieder zu Boden geworfen. Niemand ward beſchädigt; allein es ſtand zu befürchten, daß das Geräuſch die Schildwachen möchte allarmirt haben. Man lauſchte eine Weile; und da alles ſtille blieb, ſchritt man wieder zum Werke. Die Leitern wurden vorſichtiger denn vorhin angeſetzt; nicht lange, und einige hatten den erſten Abſatz erreicht; ſie fanden eine Eſche, die aus einer Felſenkluft hervorgewachſen war, befeſtigten Stricke daran, und zogen ihre Kameraden mit den Stricken herauf. Zum zweytenmal wurden die Leitern angeſetzt; aber mitten im Hinaufſteigen begegnete ihnen ein Unfall, der beynahe den ganzen Plan vereitelt hätte. Einer der Hinaufſteigenden ward plötzlich von einer Art Starrſucht befallen, und blieb, leblos, wie es ſchien, an die Leiter geklammert, hangen. Es erfolgte ein allgemeiner Halt. Den Betäubten zu umgehen, war unmöglich; ihn den Felſen hinunterzuwälzen dünkte ihnen zu grauſam, abgerechnet, daß das Getöſe ſie hätte verrathen können. Doch den Capitain Crawford verließ ſeine Geiſtesgegenwart keinen Augenblick. Er hieß den Soldaten an die Leiter feſt binden, damit er nicht herunterſtürzte, wenn der Anfall vorüber wäre; hierauf ward dieſe Seite der Leiter gegen den Fel-

ſen gekehrt, und auf der andern ohne Schwierigkeit weiter geſtiegen. Es dämmerte jetzt, und noch war eine ſteile Wand zu erſteigen. Allein ſo viele überwundene Schwierigkeiten munterten auf, auch dieſe zu beſiegen. Ramſay, der Führer, und zwey Soldaten, erreichten glücklich die Zinne der Mauer. Die Schildwachen entdeckten ſie, ſchlugen Lärmen, und begrüßten ſie mit einem Steinhagel. Ramſay ſprang augenblicklich in das Caſtell hinunter, wo drey von der Wache ihn ſofort anfiffen. Er vertheidigte ſich löwenmüthig, bis ſeine Kameraden, ſeine Gefahr gewahrend, ihm nachſprangen, und mit den Angreifenden in kurzem fertig wurden. Allmählich kamen auch die Uebrigen herangedrängt. Mit lautem Feldgeſchrey und tobender Ungeduld bemächtigten ſie ſich der Magazine und Canonen. Aufgeſchreckt aus tiefem Schlummer rannten Officiere und Beſatzung nakkend und unbewaffnet durch einander, mehr beſorgt, ihr Leben zu retten, als die Stürmenden zurückzudrängen.

Lord Fleming, der Commendant, glitſchte einen Theil des Felſen hinunter, gewann einen Seitenpfad, wiſchte aus einer Hinterthür, warf ſich in einen kleinen Kahn, der unterhalb der Feſtung lag, und flohe nach Argyleſhire.

Nachdem man ſich der vornehmſten Gefangenen verſichert hatte, und die Soldaten jetzt Muße gewannen, den durchmeſſenen Weg genauer zu betrachten, däuchte es ihnen ein ſo ſchaudererregender Abſturz, daß ſie erklärten, wenn ſie die Gefahr vorher geſehen hätten, ſo würde keine noch ſo große Belohnung ſie haben bewegen können, ſich ihr zu unterziehen.

So ward dieſe wichtige Feſte durch bloßen Privat-

groß, ohne weitere politiſche Rückſicht, in die Hände des Regenten geſpielt. Es iſt merkwürdig, und zugleich unläugbar, daß die meiſten öffentlichen Ereigniſſe von Bedeutung aus dem Egoismus von Privatperſonen entſprangen. Die Geſchichte iſt reich an Beyſpielen, daß Menſchen aus ähnlichen Bewegungsgründen Dinge unternahmen, wozu ſie durch Rückſichten höherer Art auf keinerley Weiſe hätten bewogen werden können; und es iſt keine kleine Aufgabe der Politik, wie eben die verſchiedenen Intereſſen des Einzelnen am vortheilhafteſten für den gemeinſamen Zweck zu benutzen ſeyn. In dem oben erzählten Fall würde wahrſcheinlich keine noch ſo lockende Belohnung den Soldaten bewogen haben, ſeine Beſatzung zu verrathen. Nur der Verdruß über die Behandlung des Commendanten verleitete ihn, lieber ſein Leben, ſo wie das Leben einer Anzahl Menſchen, die ihm nie etwas zu Leide gethan, auf das Spiel zu ſetzen, als daß er ſeine Rachgier hätte ſollen unbefriedigt laſſen. Die Vernunft iſt ein ſchwerfälliges und allzuunbehülfliches Werkzeug. Ein ſolches in Bewegung zu ſetzen, koſtet Zeit und Mühe. Unſre Leidenſchaften ſind die Springfedern, mittelſt deren verſchlagene Menſchen auf uns zu wirken, und uns dahin zu bringen wiſſen, wohin ſie uns gerne haben möchten.

Da das Caſtell von Dumbarton die Schifffarth auf der Clyde beherrſcht, dazu auch für den Schlüſſel der weſtlichen Hochlande gilt, ſo werden die Feſtungswerke im Ganzen wohl unterhalten. Die Beſatzung beſteht aus Invaliden, die von einem Commendanten und mehreren Officieren befehligt werden. Die Commendantenſtelle ſoll ohngefähr ſiebenhundert Pf. eintragen.

Dumbarton iſt nur ein unbedeutender Ort, gebaut am öſtlichen Ufer des Leven, von welchem er beynahe ganz umkreiſet wird. Einige moderne Gebäude abgerechnet, ſind die Häuſer ſämmtlich noch im alten Styl. Dumbarton ward im Jahr 1221 von Alexander dem Zweyten zu einem königlichen Marktflecken erhoben. Es hat einen guten Hafen, worinnen große Briggen vor allen Winden ſicher liegen können. Die Schifffarth beträgt gegen 2000 Tonnen, und beſchäftigt 70 Seeleute. Die Stadt iſt durchaus frey von Impoſten und ſtädtiſchen Abgaben; befindet ſich aber deshalb keinesweges in einem blühenden, oder auch nur gedeihlichen Zuſtande. Es ſcheint dieß den leidigen Zunftgeſetzen zuzuſchreiben zu ſeyn, welche jeden Fremden hindern, ohne beſchwerliche Einſpringelgelder an den Gewerben Theil zu nehmen. Monopolien dieſer Art ſind allezeit nicht nur dem Ort nachtheilig, ſondern auch den Corporationen ſelber, und ſollten billig durchaus abgeſchafft werden. Kein Ort wird jemals aufkommen, wo dem Handel ſolche Feſſeln angelegt ſind.

Es giebt in Dumbarton eine beträchtliche Manufactur von Kron- und Bouteillenglas, welche gegen 130 Hände beſchäftigt. Von der Größe dieſer Anſtalt wird man einen Begriff bekommen, wenn man vernimmt, daß ſelbige im Durchſchnitt jährlich an die Regierung gegen 3800 Pf. an Acciſe bezahlt. Die Art freilich, wie dieſe Acciſe gehoben wird, ſcheint ganz darauf berechnet zu ſeyn, dieſe blühende Anſtalt zu Grunde zu richten.

Die weitläuftigen Cattundruckereyen in der Nachbarſchaft geben vielen Einwohnern in der Stadt zu thun. Mehrere Familien haben ſich ſogar neuerdings aus der

Stadt nach Renton, Bonhill und andern neuen Dorfſchaften begeben, um den Arbeiten, wozu man ſie braucht, deſto näher zu ſeyn.

Tag für Tag ſegeln Packetböte nach Glasgow, Greenock und Port Glasgow. Dreymal die Woche fährt eine Poſtkutſche nach Glasgow.

Nicht weit von der Stadt, im Nordoſten, befindet ſich ein Gothiſcher Bogen, der ehemals faſt im Mittelpunkt der Stadt geſtanden haben ſoll. Da der Leven ſich hier, bevor er in die Clode fällt, zu einem See oder Becken ausdehnt, ſo iſt wahrſcheinlich, daß er der Stadt Abbruch gethan. Dieſer Bogen iſt das einzige Ueberbleibſel eines Collegii von Weltprieſtern.

Der Ort, der im Ganzen ein wenig todt und einförmig iſt, wird im Sommer durch die Reiſenden, welche die reizenden Landſchaften des Loch-Lomond und der Hochlande mit jedem Jahre häufiger beſuchen, ein wenig lebhaft. Ein Zweig der Familie Douglas führte ehemals von Dumbarton den Titel eines Grafen.

Der Ort iſt zu Manufacturen wohl belegen, in Betracht nicht nur der Nähe des Firth, ſondern auch des Ueberfluſſes und der Wohlfeilheit der Nahrung und Feurung, dieſer unentbehrlichen Bedürfniſſe des manufacturirenden Armen. Auch die Hausmiethe iſt niedrig. Allein die Leute mögen hier lieber zur See fahren, was unter ähnlichen Umſtänden gemeiniglich der Fall iſt. Es fehlt den Bewohnern der Seeufer an der Stätigkeit, die den Manufacturiſten nöthig iſt. Wie es denn in England ſowol als in Schottland nur wenig Seehäfen giebt, worinnen Manufacturen blühen.

Der Ackerbau ward noch vor wenig Jahren in die-

ſen Gegenden wenig geachtet, und ſehr nachläſſig betrieben. Ganz neuerlich erſt hat der erwachende Gemeingeiſt auch dieſes unentbehrlichen und unabhängigen Geſchäftes ſich angenommen, und ſeitdem befinden die Aecker um Dumbarton, welche großer Verbeſſerungen fähig ſind, ſich in fortdaurender Aufnahme. Es fehlt den Pächtern der Nachbarſchaft keinesweges an bedeutenden Vortheilen. Die Nähe des Seehafens verſchafft ihnen hohe Preiſe und baares Geld für alles, was ſie produciren. Der Weizen wird im October, November, December, ſelbſt im Januar geſäet, und reift gemeiniglich im Auguſt. Den Hafer ſäet man am Ende des Märzes bis in die Mitte des Aprils; er reift zu Ende des Auguſts, im September, bisweilen erſt ſpät im October. Gerſte wird geſäet zu Ende des Mays und zu Anfang des Junius, und geerndtet im Auguſt oder September. Da die ſpätere Jahreszeit ſehr naß iſt, ſo leidet das Korn, vorzüglich aber der Hafer nicht wenig, zumahl wenn er erſt ſpät im October eingeerndtet wird. Würde es nicht vortheilhaft ſeyn, in den meiſten Gegenden des weſtlichen und nordlichen Schottlands das Saatkorn aus mehr nördlichen Ländern zu ziehen, was bekanntlich früher reif wird, als die Saat der Gegend? In Lappland reift die Gerſte in ſechszig Tagen, wogegen ſie im ſüdlichen Frankreich 130 bis 140 Tage zum Reifen braucht. Daſſelbe gilt, obgleich vielleicht mit einigem Abſchlag, von dem Saatkorn, was man aus dieſen Gegenden zieht. Das frühere und ſpätere Zeitigen des Getreides hängt von der Beſchaffenheit des irritabeln Princips ab. Die Pflanzen ſowol als die Thiere der nördlichen Climate haben einen höhern Grad von Irritabilität als die der ſüdlichen Breiten, deren Irritabi-

lität durch den Stimulus der Hitze erſchöpft wird. Ich wünſchte die weſtlichen Gegenden Schottlands auf dieſen Umſtand aufmerkſam zu machen, indem gewiß gar viel daran gelegen iſt, daß das Korn hieſigen Ortes ſo zeitig als nur möglich reife. Der Auguſt iſt hier zu Lande derjenige Sommermonat, worinn es (den Junius etwa ausgenommen) am meiſten regnet; der September und October hingegen ſind gemeiniglich ſehr naß. Es fällt nicht nur während dieſer Monate eine große Menge Regen, ſondern es iſt auch derſelbe gemeiniglich mit einem kalten und wolkichten Dunſtkreiſe begleitet, welcher weder dem Reifen des Korns, noch ſeinem Trocknen auf dem Schwad zuträglich ſeyn kann. Im Julius und Auguſt hingegen fällt zwar Regen genug, allein gemeiniglich in kurzen ſchweren Schauern, welche bald verziehen, und dem ſchönſten Wetter und heiterſten Sonnenſchein, der oft mehrere Tage nach einander anhält, Platz machen.

III.

Reiſe zum Loch-Lomond. Smollets Denkmal. Cattundruckereyen. Ode auf den Leven. Buchanans Geburtsort. Lord Napier's Geburtsort. Fingals Hügel. Thal der Thränen. Blutbad. Die Ville Roiedor. Schieferbruch zu Camſtradden. Dorf Luß. Der Pfarrer Stuart. Beſchreibung des Loch-Lomond. Deſſen Inſeln. Inchtavanach. Inch Murrin. Grange. Inch Torr. Inch Caillaich. Inch Clear. Inch Aber. Inch Rad. Inch Galbraith. Inch Conagan. Inch Moan. Inch Ervin. Inch Lonaigh. Tiefe des Loch. Drey Wunder des Loch. Denkwürdiges Waſſerbeben. Producte. Fiſche. Zunehmende Höhe des Waſſerſtandes. Romantiſche Lage. Reverieen.

Wir ſchliefen zu Dumbarton, und verließen die Stadt am zehnten Julius, um ſechs Uhr Morgens. Noch hatten wir keine halbe Meile zurückgelegt, als es heftig zu gießen anfing; in einer halben Stunde aber klärte es ſich auf, und der Reſt des Tages war ſehr ſchön. Nachdem wir Dumbarton verlaſſen hatten, paſſirten wir eine Brücke über den Leven, der aus dem Loch Lomond herauskommt, und in die Clyde fällt. Wir ließen die Straße, die über Loch-gair und Loch-loung nach Arroquhar führt, linker Hand liegen, und ſchlugen die nach Luß ein, welche vortreflich und ſehr anmuthig iſt. Zur Rechten iſt der Leven, zur Linken heben ſich einige mit Holz bewachſene Gelände, vor uns hatten wir das Thal, das äußerſt fruchtbar iſt.

Nachdem wir ohngefähr zwey Meilen auf dieſer

LOCH LOMOND
Loch Loung
Tarbet
Ben Lomond
Cameron
Balloch

Straße zurückgelegt hatten, bemerkten wir rechter Hand das Haus, worinnen Dr. Smollet gebohren worden; ein altes hohes Wohngebäude im Styl des Zeitalters. Ein wenig weiter hin, zur Linken, ſteht ein Monument, das zum Andenken des berühmten Mannes, von deſſen Verwandten Herrn James Smollet zu Bonhill, errichtet wurde. Das Monument iſt ſehr hoch, ſo daß es ſchon in einer beträchtlichen Entfernung in die Augen fällt. Es iſt eine runde Säule von Toscaniſcher Ordnung, die in eine Vaſe endigt. Auf einer gegen die Heerſtraße gewendeten Tafel lieſet man folgende Inſchrift:

Siſte Viator!
Si lepores ingeniique venam benignam,
Si morum callidiſſimum pictorem,
Unquam et miratus,
Immorare paululum memoriae
TOBIAE SMOLLET, M. D.
Viri virtutibus hisce.
Quas in homine et cive
Et laudes et imiteris.
Haud mediocriter ornati:
Qui in litteris variis verſatus,
Poſtquam felicitate ſibi propria
Seſe poſteris commendaverat.
Morte acerba raptus
Anno Aetatis 51.
Ehen! quam procul a patria
Prope Liburni portum in Italia
Iacet ſepultus;
Tali tantoque Viro, patrueli ſuo,

Cui, in decurſu, lampada
Se potius tradidiſſe decuit,
Hanc columnam,
Amoris eheu! inane monumentum.
In ipſis Liviniae ripis,
Quas verſiculis ſub exitu vitae illuſtratis,
Primis, infans, vagitibus perſonuit,
Ponendam curavit
IACOBUS SMOLLET de Bonhill.

Das iſt:

Stehe ſtille, o Wanderer! Wenn ächter Humor, wenn des Witzes glückliche Ader, wenn die treuſte Mahlerey der Sitten jemals deine Bewunderung erwarben: ſo verweile ein wenig bey dem Andenken des TOBIAS SMOLLET. Ihn ſchmückte jegliche Tugend des Menſchen, wie des Bürgers, welche zu preiſen und nachzuahmen die gebühret. Bewandert in mancherley Feldern der Wiſſenſchaft hatte er nicht ſo bald durch manche glückliche Ausblitzung ſeines Genius ſein Gedächtniß der Nachwelt übergeben, als der herbe Tod ihn dahinriß im ein und funfzigſten Jahre ſeines Alters. Fern, ach! vom Vaterlande ruhen ſeine Ueberbleibſel in Italien an der Anfurth des Liburnus. Einem ſolchen und ſo groſſen Manne, ſeinem Verwandten, von welchem beweint zu werden er ſelbſt, der Aeltere, hätte hoffen dürfen, ſetzte dieſe Säule, der Liebe leider! leeres Denkmal, am Geſtade des Leven, welchen des Kindes erſtes Weinen begrüßte, welchen des Mannes letzter Geſang verherrlichte, Jacobus Smollet de Bonhill.

Ueber das Monument hinaus liegt das Dorf Renton; es iſt im Zunehmen, und wird hauptſächlich von Leuten bewohnt, die in den Druckereyen arbeiten. Ein wenig weiterhin liegt Cordale, das Eigenthum der Herren Sinclaire und Comp., die ebenfalls einige der weitläuftigſten Druckereyen an den Ufern des Fluſſes beſitzen. Nach welchem großen Maaßſtabe dieſe Anſtalten angelegt worden, läßt ſich daraus abnehmen, daß die Druckereyen am Leven und Milton der Regierung jährlich über 40000 Pf. an Acciſe bezahlen.

Es iſt kein Zweifel, daß das Land durch dieſe Arbeiten bereichert, mithin, wenn anders der Reichthum eine Wohlthat iſt, die Nation dadurch gefördert werde; gleichwohl wird niemand in Abrede ſeyn, daß die alte Sitteneinfalt durch die neue Lebensart beträchtlich gelitten habe, und daß jene leidige Gewinnſucht, die das menſchliche Herz einengt, und die geſelligen Neigungen abſtumpft, täglich tiefere Wurzeln ſchlage. Könnte der gefühlvolle Smollet ſein geliebtes heimiſches Thal jetzt einmal wiederſehen, wie gänzlich würde er es verändert finden. Statt jener friedlichen Hirtenſitten, die er in ſo rührenden Accenten beſingt, ſtatt der blökenden Heerden und der flöthenden Hirten, würde der Tumult geſchäftiger Menſchen ſchon von fern ſein Ohr betäuben. Als Patriot möchte er des befremdenden Wechſels ſich freuen; allein als Menſch und Dichter würde er wahrſcheinlich die begeiſternde Stille zurückwünſchen, welche ehemals dieſe Gefilde beglückte. Seine Ode an die Gewäſſer des Leven mahlt die Schönheiten des Thals in ſo treffenden, züchtigen und anmuthigen Farben, daß ich der Verſuchung nicht widerſtehen kann, ſie dem Leſer mitzutheilen.

Als ich noch jeder Sorg' entſtrickt
An Leven's Ufern flöthend irrte,
War minder wohl der Hirt' beglückt,
Deß Haferrohr am Peneus ſchwirrte.

O Strom, in deſſen klarer Fluth
Ich badete die jungen Glieder,
Kein Fels reizt hemmend deine Wuth,
Kein Bergſtrom brauſt in dich hernieder.

Süßmurmelnd und kryſtallenklar,
Im Bett voll runder weißer Kieſel,
Rollſt du dahin. Der Fiſche Schaar
Durchſchneidet gaukelnd dein Gerieſel.

Sieh die Forelle, ſchön gefleckt,
Den Silberaal, die glatte Schleye,
Den Lachs, den keine Brandung ſchreckt,
Den Hecht, den Räuber ſonder Reue.

Dein Mutterſee entläßt dich kaum,
Und ſchön durchſchlängelſt du die Triften,
Schon überwölbt von Buſch und Baum,
Süß überſtrömt von Geisblattdüften.

Nie mangl', o Leven, deinem Strand
Des ſüßen Graſes üpp'ge Fülle!
Nie ſchweig' an deinem Blumenrand
Der ſatten Heerden Luſtgebrülle.

Ein Völkchen redlich, rüſtig, arm,
Soll ſtets an deinen Ufern ſitzen.
Kühn ſey ſein Sinn und ſtark ſein Arm,
Das ſchöne Erbe zu beſchützen.

Eine Meile weiterhin blieb rechts die Villa Bonhill liegen, ein Landſitz des Herrn Smollet; noch eine halbe Meile weiter, die Straße, die nach Balloch, *) an der andern Seite des Fluſſes, führet, wo jährlich am fünften September ein großer Pferdemarkt gehalten wird. Es führet eine Fähre über den Leven nach Balloch, von wannen der Weg nach Buchanan geht, dem Sitz des Herzogs von Montroſe, und nach dem Dorfe Killearn, dem Geburtsort Georg Buchanan's, des berühmten Geſchichtſchreibers und größten lateiniſchen Verſekünſtlers vielleicht, der in den neuern Jahrhunderten geblühet hat. Nicht weit von Killearn iſt zu ſeinem Andenken ein hundert Fuß hoher Obelisk errichtet worden, der aus verſchiednen Gegenden des Loch-Lomond geſehen werden kann. Dieſer Obelisk ward im Jahr 1788, mehr denn zweyhundert Jahre nach Buchanans Tode, errichtet. Profeſſor Anderſon zu Glasgow verfiel zuerſt auf dieſen Gedanken, eröffnete eine Subſcription hierzu, und betrieb ſie mit unermüdlichem Eifer. Das Denkmal ſollte zuerſt im Eingange der Buchananſtraße zu Glasgow errichtet werden; in der Folge jedoch gab man des Mannes Geburtsorte den Vorzug.

Es iſt in der That merkwürdig, daß dieſe reizende Gegend nicht minder fruchtbar an genialiſchen Menſchen

*) Balloch bedeckt die Mündung des Sees.

gewesen, als an landschaftlichen Schönheiten und Erzeugnissen der Erde. In Garlies, in der Nachbarschaft des Loch-Lomond, nicht fern vom Leven, ward ein andrer großer Mann gebohren, ja vielleicht der größten einer, die je gelebt haben, wenn anders die Größe nach dem Guten gemessen wird, was man dem Menschengeschlecht erzeigte, Lord Napier nehmlich, der Erfinder der Logarithmen: eine Erfindung, welche vermittelst der Leichtigkeit und Behendigkeit, die ihr der Calcul verdankt, die Sternkunde sowol, als die practische Geometrie und Schiffahrtskunde ausnehmend gefördert hat.

Um den fünften Meilenstein ohngefähr, auf der Straße von Dumbarton nach Luß, erblickten wir zum erstenmal den See. Der Anblick ist groß und mahlerisch. Seine glatte Oberfläche, umgränzt von wilden Hochgebirgen, überstäet mit reizenden und reichen Inseln, zieht das Auge des Wanderers unwiderstehlich an sich. Am Rande des Sees, nicht fern von dessen südlichern Ende, liegt Cameron, das Eigenthum des Herrn Smollet von Bonhill, wolgeschirmt und begabt mit einer herrlichen Aussicht auf den Wasserspiegel. Eine Meile weiter hin passirten wir Belretiro, das Eigenthum eines jüngern Sohns der Familie Bonhill. Die reizende und abgeschiedene Lage verdient gänzlich den Namen, welchen der Besitzer ihm beylegte. Auch Belretiro erfreut sich einer schönen Ansicht des inselbekränzten Sees.

Linker Hand liegt Dun-Fionn, d. i. Fingal's Hügel, der einer der Jagdsitze des alten Heros gewesen seyn soll. Zunächst setzten wir, mittelst einer kleinen Brücke, über den Fluß Fruin, der in den See stürzt, nachdem er linker Hand in Glen Fruin, d. i. dem

Thal des Jammers entsprungen, was diesen Namen einem blutigen Gefecht verdankt, das hier zwischen den Colquhouns und Mac Gregors vorgefallen.

Die Mac Gregors nämlich, ein unruhiger und zügelloser Clan, der in dem Thal Glenorchay saß, überfielen im Jahr 1394 das niedere Land von Dumbartonshire, verheerten und verwüsteten es, hauptsächlich aber die Ländereien der Colquhouns, und wiederholten diese Streifzüge zu verschiedenen Malen. Im Jahr 1602 bot Humphry Colquhoun seine Vasallen auf, und ward durch mehrere benachbarte Oberhäupter verstärkt, deren Gebiet die Mac Gregors ebenfalls durchstreift hatten. In Glen Fruin trafen die Partheyen zusammen, und es erfolgte ein hartnäckiges Gefecht, das bis in die Nacht dauerte. Viele blieben auf beyden Seiten; auf Seiten der Colquhouns jedoch die meisten. Der Laird von Colquhoun entrann, und warf sich in ein festes Castell am Ufer des Sees; allein die Feinde folgten ihm auf dem Fuße, erstürmten das Castell und fanden den Laird in einem Keller, wo sie ihn aufs grausamste niedermetzelten. Dies ereignete sich im Februar. Aerger noch schändeten die Mac Gregors ihren Sieg durch die Niedermetzelung einer Anzahl schuldloser Knaben, die aus der Schule zu Dumbarton hervorgegangen waren, um dem Gefecht zuzusehen. Nachdem sie von einer Anhöhe oberhalb des Thränenthales den Kampf angeschauet, glaubte man sie gegen Abend zur Sicherheit in eine Scheune verschließen zu müssen. Allein die Mac Gregors entdeckten sie, und machten alle ohne Schonung nieder, an der Zahl achtzig.

Einer der übriggebliebenen Colquhouns, der jetzt

das Oberhaupt der Familie geworden, wandte sich an König Jacob den Sechsten, und bat um Hulfe und Beystand gegen diesen blutdurstigen Clan. Um des Königs Mitleid zu erregen, stellte er ihm einen Haufen Frauen vor, deren jede ein blutiges Gewand, das der ermordeten Freunde oder Verwandten einer getragen, zur Schau trug. Dies wirkte. Der Clan der Mac Gregors ward als eine Bande Straßenräuber und Meuchelmörder in die Acht erklärt. Selbst sein Name sollte für immer abgeschafft seyn, und kein Geistlicher sollte bey Strafe der Entsetzung und Verbannung diesen verabscheuten Namen einem Täufling geben.

Diese Zeiten sind nicht mehr. Die gesetzgebende Macht hat seit kurzem die Acte wieder aufgehoben; angesehen die Ursachen, weswegen die Namen Gregor und Mac Gregor abgeschafft worden, längst aufgehört, und kaum mehr bekannt seyn. Der Clan ist jetzt so gesittet und friedliebend wie jeder andre, und unterscheidet sich heutiges Tages durch Fleiß und Betriebsamkeit nicht minder, wie ehemals durch Raub- und Mordsucht.

Aus dieser Gegend der Straße hatten wir eine sehr schöne Ansicht des Sees, welchen wir von nun an selten aus dem Gesicht verlohren. Um den neunten Meilenstein passirten wir Ross Lodge, das Eigenthum des Herrn Colquhoun, das rechter Hand liegen blieb; nicht lange nachher erblickten wir Rosedoe, den Sitz des Herrn James Colquhoun von Luß.

Diese Villa hat eine äußerst reitzende Lage. Sie liegt auf einer reichen Halbinsel, die dermaßen in den See hineinspringt, daß man sie eher für eine vollkommene Insel nehmen möchte. Das Erdreich ist sehr anmu-

thig mit Gebüsch und Gehölz bewachsen. Ein noch übriger Thurm des alten Castells, des Wohnsitzes der Vorfahren des Sir James Colquhoun, des nehmlichen allem Anschein nach, worinnen jener Laird von den Mac Gregors ermordet wurde, steht im schönsten Ablick mit dem modernen Wohngebäude. Den Hintergrund bilden einige sehr kühne und steinigte Berge. Eine reizendere Lage läßt sich schwerlich denken.

Ein wenig weiterhin, auf derselben Seite der Strasse, liegt Camüraddan, ebenfalls das Eigenthum eines Colquhouns. Weiterhin zur Rechten, auf dem Abhang eines Hügels, giebt es einen ergiebigen Steinbruch von blauem Schiefer. Zwischen 250000 und 300000 Tafeln werden jährlich ausgeführt. Viele werden den See hinunter, und über den Leven nach Greenock, Glasgow, und Paisley versandt; die meisten gehn indessen queer über den See nach Stirlingshire. Der Steinbruch beschäftigt ohngefähr zwanzig Hände. Einen zweyten giebt es auf dem Gute Luß, der aber weniger bedeutend ist.

Jenseits des Steinbruchs setzten wir über den Luß, einen reißenden Waldstrom, der von den Hochgebirgen linker Hand sich mit Ungestüm in den See stürzt. Gleich darauf langten wir in dem Dorfe Luß an, in dessen Gasthofe wir abstiegen und frühstückten. Aufwartung und Bewirthung waren sehr mittelmäßig. *)

*) Beyde Seiten der Heerstraße von Dumbarton bis Luß sind für den Botaniker merkwürdig. Die Digitalis purpurea, purpurrother Fingerhut, belebt den ganzen Weg hindurch die Hecken mit ihren purpurfarbigen Blumen; Cameron gegenüber

Das Dorf Luß liegt auf einem flachen, in die See hervorspringenden Stück Erdreichs, durch dessen Mitte das Wasser Luß strömt, dessen Ufer mit Gehölz bekleidet sind. Ueberhaupt konnten wir allezeit darauf rechnen, daß, so oft wir eine solche flache, dem See offenbar abgewonnene, Strecke Landes fanden, ein Strom oder Bach dessen Mitte durchschnitt. Diese Bergströme eben sind es, welche dem See Abbruch thun. Vermittelst des Sandes, Griesses und andern Gerölles, das sie von den Bergen herunterspühlen, und in der Ebene, wo die Schnelligkeit des Stromes abnimmt, absetzen, drängen sie allmählich das Wasser des Sees zurück, und beschränken am Ende den Bach selbst innerhalb eines sehr engen Bettes.

Die Lage von Luß ist köstlich. Da es so ziemlich mitten am See liegt, so hat es die Aussicht auf die Inseln nicht nur, sondern auch auf die wolkenbedeckten Gebirge, die mit tiefen Ravinen durchschnitten sind. Die Kirche und das Pfarrhaus stehn, unter Bäumen versteckt, hart am Rande des Sees.*)

steht die Spiraea ulmaria, Wiesenwendel, ingleichen die Valeriana officinalis, großer Baldrian, in erstaunlicher Menge. Die letztere Pflanze habe ich nie so groß gesehen als hier. Die Ratten lieben die Wurzel sehr, und die Rattenfänger bedienen sich ihrer, um die Ratten zusammen zu locken. Neben Roß Lodge, an der andern Seite der Straße, wächst das Narthecium ossifragum (unächter Assodill) in Ueberfluß. Es hat den Namen von der Kraft, die man ihm zutraute, die Knochen der Thiere, die davon ätzen, mürbe zu machen. An mehreren Orten zwischen Rosdee und Luß verschönert die Erica tetralix, Moorheide, die Hügel mit ihren zierlichen Purpurblumen.

*) Im Jahr 1791 ward neben diesem Dorf eine Cattun-

Wir besuchten nach dem Frühstück den Pfarrer, Herrn Stuart, einen verständigen und gelehrten Mann, der uns gütig aufnahm, und uns seinen Garten zeigte, voll seltener, hauptsächlich Brittischer Alpenpflanzen, die er selbst in den Gebirgen gesammelt hatte. Ich fand hier die meisten seltenen Pflanzen, die auf dem Benlomond, dem Benevis und in den Wildnissen der Hebriden wachsen; hier aber, wo sie eines mildreren Clima's genießen, in einem weit üppigern Flore prangen.

Dr. Stuart hat sich seit einiger Zeit damit beschäftigt, die Bibel in das Galische zu übersetzen.

Da wir einige von den schönen Inseln des Lochlomond zu besuchen wünschten, so verschaffte Dr. Stuart uns ein Boot, womit wir nach der nächsten derselben hinruderten, die uns zugleich als eine der merkwürdigsten beschrieben wurde, weil man von ihrem hohen Gipfel beynahe den ganzen See sollte übersehen können. Die Insel heißt Inchtavanach, und täuschte unsre Erwartung keinesweges.

Der Loch-Lomond ist in Betracht seines Umfangs sowohl, als der Mannichfaltigkeit und Schönheit seiner Ufer ohnstreitig der erste See in Großbritannien.

Dieser majestätische Wasserspiegel mißt ohngefähr dreyßig Meilen in die Länge, und in einigen Gegenden acht bis zehn in die Breite. Seine Oberfläche beträgt mehr denn zwanzigtausend Acres.

Die Zahl der Inseln, der großen wie der kleinen, beläuft sich jetzt auf dreyßig. Die meisten sind gar an-

mühle errichtet, die zwischen dreyßig bis vierzig Personen, alten und jungen, zu thun giebt.

muthig mit Holz bewachsen, und ihrer zehn von beträchtlicher Größe. Inchtavanach, wo wir uns jetzt befanden, ist ohngefähr drey Viertel Meilen lang, und beynahe eine halbe Meile breit. Sie enthält gegen 150 Acres, die meistens mit Holz und Heyde bedeckt sind, welche letztere hier zu einer ungewöhnlichen Größe gelangt. Die Insel ist jetzt unbewohnt. Ehemals soll ein Anachoret auf ihr seinen Sitz gehabt haben, daher sie noch jetzt den Namen hat (Inch-ta-vanach, die Insel der Mönchswohnung). Eine anmuthigere Abwechslung, und eine der Betrachtung günstigere, ist schwerlich zu erdenken. Inchtavanach ist die höchste Insel des Sees, und besteht hauptsächlich aus Granit; der untere Theil enthält einige Felsen von glimmerigen Schiefer, und eine beträchtliche Menge Quarz. Der Rehbock besucht sie.

Die Wände der Insel steigen ziemlich steil in die Höhe. Durch einen gewundenen Pfad, welchen Sir James Colquhoun hat anlegen lassen, gelangt man jedoch ohne allzugroße Beschwerde auf den Gipfel. Hier eröffnet sich dem Auge eine der reichsten Aussichten. Im Norden ist die Landschaft kahn und wild. Der Benlomond und andere Hochländische Berge pressen den See gleichsam mit Gewalt in sein Bette zurück, tauchen ihre Wurzeln in seine Fluthen, und strecken trotzig ihre Scheitel in die Wolken. Das freundliche Dörflein Luß und mehrere Inseln sind in diesem Ausschnitt der Aussicht begriffen.

Südwärts trägt die Landschaft einen mildern, aber darum nicht minder erhabenen Charakter. Es erscheinen hier einige der größeren und schöneren Inseln sammt der Halbinsel Roseboe. In der Ferne sieht man den Felsen

Dumbarton, umgeben von ſanftſchwellenden Bergen, deren Seiten mit Holz bewachſen ſind.

Da wir vom Gipfel dieſer Inſel die meiſten übrigen überſchauen konnten, ſo wird hier der ſchicklichſte Ort ſeyn, eine Beſchreibung derſelben zu liefern.

Inchmurrin, die ſüdlichſte und größte Inſel des Sees, iſt zwey Meilen lang und eine breit. Sie gehört dem Herzog von Montroſe, und iſt mit Wald und Weide im Ueberfluſſe verſehen. Die Inſel ernähret ohngefähr zweyhundert Rehe, unter der Aufſicht eines Hüters, der mit ſeiner Familie auf ihr wohnet. Am weſtlichen Ende des Eylands ſind die Ruinen eines alten Caſtells, das einſt die Grafen Lennox bewohnten. Nicht weit davon ſteht ein artiges Jagdhaus, das der Herzog von Montroſe im Jahr 1773 erbaute.

Die nächſte Inſel, nordwärts von Inchmurrin, heißt Granae. Sie iſt ohngefähr eine halbe Meile lang, mit Eichenholz bedeckt, und hat nur wenig Weide.

Inch-torr oder Torremuch iſt die nächſte. Sie hat ohngefähr die Größe der Vorigen, und iſt gleich ihr mit Eichenholz bewachſen. Ihr Name bezeichnet, daß ſie aus mehreren kleinen Höhen beſteht, die ſämmtlich mit Holz bewachſen ſind.

Im Oſten von Inch-torr liegt Inchcailliach, d. i. die Nonneninſel. Sie iſt ohngefähr eine Meile lang, hoch und ſehr waldig. Ehemals war ſie der Begräbnißplatz der Mac-Gregors, wie denn die Einwohner des Kirchſpiels Buchanan ſich ihrer noch jetzt zu dieſem Behuf bedienen. Man ſiehet hier die Ueberbleib-

ſel einer kleinen Capelle. Die Inſel gehört ebenfalls dem Herzog von Montroſe, und bringt Weizen und Haſer hervor.

Inch-clear, ein kleines Eyland, das im Süden von Inch-caillaich liegt, iſt durchaus mit Holz bedeckt.

Südlich von dieſer letzteren liegt Inch-Aber, deſſen Name ſeine Lage bezeichnet. Das Galiſche Aber bedeutet nämlich die Mundung eines Fluſſes; und gerade in der Nähe der Inſel ergießt ſich der Fluß Endrick in den See. Wahrſcheinlich iſt die Inſel ſelbſt von dem Fluß zuſammengeſchwemmt worden.

Wendet man ſich nordwärts, ſo entdeckt man unmittelbar oberhalb Inch-caillaich die ſogenannte lange Inſel Inch-fad, welche eine halbe Meile lang, aber ſchmal iſt. Sie hat nur wenig Holz, iſt bewohnt, und ergiebig an vortreflichem Getreide und Futter.

Dieſe neben, bis jetzt beſchriebenen, Inſeln gehören, nach Pennants Vermuthung, zu der Bergkette, welche, unter dem Namen der Grampian-Gebirge, ganz Schottland in einer Strecke von 180 Meilen durchkreuzt, von der Höhe Ardmore nämlich am Firth der Clyde bis zum Cap Girdleneß von Aberdeen. Die Richtung dieſer Inſeln, die von Südoſt zu Nordweſten ſtreicht, liegt offenbar in der Linie der Grampianberge.

Unter der obigen Inſelgruppe, ſüdweſtwärts, befindet ſich ein kleines rundes Eyland, Namens Inch-Galbraith. Man findet auf ihm die Ruinen eines Caſtells, das einſtens einer Familie dieſes Namens gehörte. Es iſt ganz mit Wald bedeckt, und wird von dem Oſprey oder Seeadler beſucht.

Nordlich von Inch-Galbraith liegt Inch-Conar

gan, das eine halbe Meile lang, und über eine Viertelmeile breit, und mit Eichen und Tannen bewachsen ist.

Südöstlich von Inchtavannach, und gerade im Süden von Inch-conagan, liegt Inch-moan, d. i. die Moorinsel. Sie ist ohngefähr drey Viertelmeilen lang und eine Viertelmeile breit. Sie ist sehr flach, und enthält über 150 Acres eines Torfmoors, der das Dorf Luß und die umliegende Gegend mit Torf versorgt.

Ostwärts von letzterer liegt Inch-crenin, das ohngefähr drey Viertelmeilen lang ist, und nur wenig Holz hat. Diese Insel ist ein Asyl für Wahnsinnige.

Nordwärts von ihr liegt Inch-lonaish, das beynahe eine Meile lang, und über eine Viertelmeile breit ist. Es enthält ohngefähr 140 Acres, die zur Hälfte mit einem natürlichen Walde von zum Theil sehr großen Eichenbäumen bedeckt sind. Als man sich noch des Bogens und der Pfeile bediente, war diese Insel von hohem Werth, und die Bäume wurden sorgfältig geschonet. Gegenwärtig bedient Herr James Colquhoun sich dieser Insel statt eines Thiergartens.

Noch giebt es eine Anzahl anderer Inseln, die sich weder durch ihren Umfang, noch durch irgend eine andere Merkwürdigkeit auszeichnen. Darunter sind die Inseln Cardach, Burkinch und andere. Aus beygefügtem Plan wird man einen deutlichern Begriff von dem See und seinen Inseln schöpfen können.

Die Tiefe des Loch-lomond ist sehr veränderlich. Südwärts von Luß beträgt sie selten über zwanzig Faden; nordwärts ungleich mehr: der Spitze Farkin gegenüber beträgt sie 60, ein wenig weiter nordwärts 80

Faden. Eine Meile ohngefähr von Tarbet hält die Tiefe, mit geringen Abweichungen, 86, ohngefähr zwey Meilen weiter nordwärts volle 100 Faden, welches allem Anschein nach des Sees größte Tiefe ist. Weiter hinaus, nimmt die Tiefe bis zum Norderende allmählich ab. Der nördliche tiefere Theil des Loch-Lomond gefriert nimmer; südlich vom Luß aber ist die Oberfläche des Sees bey strengem Frostwetter schon öfter so vollkommen gefroren gewesen, daß man ohne einige Gefahr mit Pferden und beladenen Schlitten aus allen Richtungen nach den Inseln gelangen können. Merkwürdig ist jedoch, daß ein Theil des schmalen Sundes zwischen Inchtavanach und Inchconagan, dessen Tiefe im Durchschnitt nicht über dritthalb Faden beträgt, auch im strengsten Winter nicht zufriert. Dieß rührt wahrscheinlich von einigen dort entspringenden Quellen her, die ihr Wasser den benachbarten Anhöhen verdanken, aus denen es natürlich in einer über den Gefrierpunkt erhabenen Temperatur hervorsickert. Nach langem und starken Regenwetter hat man die Oberfläche des Sees schon ehe sechs Fuß höher steigen sehen, als er nach vieler Dürre im Sommer zu stehn pflegt.

Der gemeine Mann erzählt von drey Wundern, wodurch der Loch-Lomond sich von jeher ausgezeichnet habe; von Fischen ohne Schuppen, Wellen ohne Wind und von einer schwimmenden Insel. Keines dieser drey sogenannten Wunder dürfte bey sorgfältiger Untersuchung sich als ein solches bewähren. Die Fische ohne Schuppen sind vermuthlich nichts anders als die Vipern, wovon einige dieser Inseln wimmeln, und welche, da sie häufig von einer Insel zur andern schwimmen, von dem

gemeinen Mann leichtlich für Fische mögen angesehen werden. Die Wellen ohne Wind sind dem Loch-Lomond keinesweges ausschließend eigen. Man siehet deren auf jeder beträchtlichen Wasserfläche, wenn schleunig auf einen Sturm eine Windstille folgt. Das Wasser verliert alsdann die durch den Sturm gewonnene Richtung nicht mit einmal, sondern die Wellen fahren fort in pendulähnlichen Schwingungen sich zu bewegen, nachdem der Wind sich längst gelegt hat.

Ob der Loch-Lomond etwa ähnlichen Erschütterungen ausgesetzt ist, wie der Keswick-See, konnte ich nicht erfahren. Dieser Keswick See wird zuweilen bey ganz ruhigem Wetter durch unbekannte Ursachen so gewaltig umgerüttelt, daß das Wasser breite Wellen wirft, und am Ufer ordentlich brandet. Der Landmann nennt diese Erscheinung einen Bodenwind. Um die Zeit des Erdbebens von Lißabon im Jahr 1755 stieg das Wasser des Loch-Lomond plötzlich mehrere Fuß über seinen vorigen Standpunkt, fiel zurück und sank eben so tief darunter. Diese Ebben und Fluthen dauerte mehrere Stunden, ward jedoch mit jedem Male immer schwächer, bis es endlich gänzlich aufhörte, da denn der Spiegel des Sees wieder so glatt und klar, wie vorhin, da lag. Ein Boot ward um vierzig Ellen von dem Platze weg, wo es in dem See seinen Stand gehabt, auf trocknem Lande gefunden; und wo die Ufer niedrig sind, war das Land in einer beträchtlichen Strecke überschwemmt worden. Etwas ähnliches mag sich vielleicht schon in früheren Zeiten zugetragen, und die Sage von jenem sogenannten zweyten Wunder veranlaßt haben.

Was die schwimmenden Inseln anlangt, so ist deren

jetzt keine mehr vorhanden. Zwar giebt es ein ganz kleines Eyland an der Westküste der Insel Inchconagan, das noch jetzt den Namen der schwimmenden Insel führt; es liegt aber heutiges Tages eben so fest, wie alle übrige; was jedoch nicht beweist, daß es auch ehemals nicht geschwommen haben könne. Es müßte in diesem Fall ein Stück torfartigen Erdreichs gewesen seyn, das durch die Wellen von der benachbarten Insel Inchmoan abgelöset, und durch ein Flechtwerk von Weidenwurzeln und groben Gräsern zusammengehalten worden. Gesetzt aber auch, daß diese Insel ehemals geschwommen, so darf doch der Loch-Lomond eines solchen Ebentheuers sich keinesweges ausschließend ruhmen. Vielmehr giebt es in dem See Lochdochart in Perthshire noch heutiges Tages eine schwimmende Insel, die ein und funfzig Fuß lang, dreißig breit, und drey bis vier Fuß dick ist. Diese Insel scheint aus einem Gewebe von Wurzeln und Stengeln von Wasserpflanzen entstanden zu seyn. Sie treibt zum öftern vor dem Winde, und kann auch mit Stangen fortgeschoben werden. Bisweilen, wenn sie grade am Ufer liegt, wagt das Vieh, von dem üppigen Grün gelockt, sich auf das täuschende Erdreich, und wird, wenn etwa plötzlich ein Wind aufspringt, über den See hinübergetrieben. Ob Inseln dieser Art in alten Zeiten häufiger gewesen, oder ob die Historien von ihnen der Glaubwilligkeit jener dunklen Alter zuzuschreiben seyn, ist ungewiß. Plinius wenigstens gedenkt einiger, die er mit eigenem Augen auf dem Vadimonischen See in Hetrurien herumtreiben gesehen haben will. *)

*) Interdum junctas, copulatasque, et continenti simi-

Auch sahe man in jenen Zeiten auf dem Loch-Lomond noch eine andere Art von schwimmenden Eylanden, welche das Auge des Wanderers nicht selten getäuscht haben mag; eine Art großer Flosse nämlich, welche die Einwohner aus Fichtenstämmen zusammenzufügen, und mit Rasenstücken zu bedecken pflegten. Eines solchen Flosses bediente man sich zu allerley Behuf, wozu man sich jetzt der ungleich bequemeren und minder schwerfälligen Boote bedient. Ursprünglich aber scheint das Floß das Fahrzeug gewesen zu seyn, dessen man sich zuerst zur Schifffarth auf den Landseen bediente. Auf einem solchen Flosse verführten die Einwohner ihr Vieh, Heu und andre unbehülfliche Güter von einem Ende des Sees zum andern. Hauptsächlich aber nutzte ein solches Fahrzeug in unruhigen und unsichern Zeiten. Wenn ein feindlicher Clan gerade das Land verheerte, so rettete irgend ein armer Mann, der etwa am Ufer eines Sees wohnte, mit seiner Familie und seinen Habseligkeiten sich auf ein solches Floß, und fuhr damit unter den schirmenden Ueberhang irgend einer Insel. Das Floß, das in der Ferne ein Stück der Insel selbst zu seyn schien, lag hier vollkommen verborgen. Der Eigner flocht um die Eiche, an die er sein Schiff befestigt hatte, etwa eine Hütte von Zweigen und Heydekraut, aß von seinem Hafermehl, trank vom Wasser des Sees, und hielt auf

les sunt. Interdum discordantibus ventis digeruntur. Nonnunquam destitutae tranquillitate singulae fluitant. Saepe minores majoribus, veluti cymbolae onerariae adhaerescunt. Saepe inter se majores minoresque quasi cursum certamenque desumunt. Rursus omnes in eundem locum appulsae. Plin. Epist. Lib. VIII. Epist. 20.

dieſe Weiſe ſich ſo lange hin, bis das Land wieder ruhig war, und er in Frieden zurückkehren konnte.

Das Holz, was an den Ufern des Sees und auf den Inſeln wächſt, beſteht hauptſächlich aus Eichen, Eſchen, Birken, Ebereſchen, Bergeſchen, Espen, Ellern, Haſeln, Eiben, Hagedorn und Weiden. Die andern einheimiſchen Pflanzen ſind dieſelben, die in den Hochlanden wachſen, wie ſich denn bey ſolcher Gleichheit des Bodens und der Lage nicht anders erwarten läßt. Einige ſind darunter, die gemeiniglich zu den ſeltenen gezählt werden. *)

Der Loch-Lomond hat einen Ueberfluß an ſchmackhaften Forellen. Der ſüdliche Theil des Sees wird häufig vom Lachs beſucht, welcher Fiſch die Süß-Waſſer-Seen ſonſt nicht zu lieben pflegt. Er ſteigt den Leven herauf, durchkreuzt einen Theil des Sees, und gelangt auf dieſe Weiſe in den Fluß Endrick, welchen er vorzüglich liebt.

Nachdem wir eine beträchtliche Zeit auf Inchtavannach verweilet, an der reizenden Umlage uns geweidet, und von unſerm Pootsmann, einem ſehr verſtändigen Menſchen, das Erforderliche erkundigt hatten, ſchifften wir uns wieder ein, und ſegelten mit einem günſtigen Winde nach der Halbinſel, worauf Roſedoe liegt, aus welchem Standpunkt Herr Wales eine Skizze der Landſchaft zu entwerfen wünſchte. Die reizende Lage dieſer Villa iſt ſchon oben beſchrieben worden.

*) Dahin gehören: Isoetes lacustris, Pfriemfarrn; Subularia aquatica, Waſſerbramen; Alisma ranunculoides, Waſſerwegerich; Osmunda regalis, Waſſerfarrn; Lichen burgheaii, Kreuzflechte, und andere.

Als Herr Wates seine Arbeit geendigt, und wir indessen die Ländereien um das Wohngebäude besehen hatten, kehrten wir nach Luß zurück. Unterwegs passirten wir die Bay Camstradden, wo unser Wegweiser uns über hundert Ellen weit vom Ufer die Ruinen einiger Häuser unter der Oberfläche des Wassers zeigte.

Dieser Umstand scheint zu beweisen, daß das Wasser in dem See gegenwärtig um ein beträchtliches höher stehe, als ehemals; und folglich dem Lande Abbruch thue. Folgende Thatsachen setzen dieß außer Zweifel.

Quer über das Bette des Flusses Fallech, am nördlichen Ende des Sees, liegt eine Reihe Steine in regelmäßigen Entfernungen, die offenbar zum Besten der Fußgänger dahin gelegt sind, heutiges Tages aber nie unter vier bis fünf Fuß Wasser über sich haben.

Außer jenen Häuserruinen, die wir in der Bay Camstradden bemerkt hatten, befindet sich ohngefähr fünf Meilen weiter südwärts ein zweyter Steinhaufen, der für die Ueberbleibsel einer Kirche ausgegeben wird; wie denn auch ein Gefilde, was dem Steinhaufen gegenüber liegt, noch jetzt den Namen Achnaheaglais, Kirchfeld, führet.

Camden gedenkt einer Insel Camstradden, die zwischen Camstradden und Inchtavanach liege, und mit einem Hause und Baumgarten versehen sey. Diese Insel ist heutiges Tages nicht mehr vorhanden. Die Ruinen, die wir in der Bay Camstradden bemerkten, sind wahrscheinlich Ueberbleibsel des von Camden erwähnten Hauses.

Das Steigen des Sees rühret ohne Zweifel von der ungeheuren Menge Steine und Geröe her, der unaufhörlich von den Bergströmen herabgeschwemmt, ingleich

chen von dem Sand und Schlamm, der in der Mündung des Leven abgesetzt wird, und das Wasser gleichsam eindeicht.

Auf Ersuchen mehrerer Eigenthümer untersuchte Herr Golborne die Beschaffenheit des Sees, um einen Plan zu entwerfen, wie dem Umsichgreifen des Wassers möge gesteuert werden können. Er schlug vor, das Bette des Leven auszutiefen, und die Erdzunge, welche die beyden großen Krümmungen des Flusses bildet, zu durchstechen. Hierdurch würde eine regelmäßige Schiffarth den Leven hinunter zu Stande kommen, mittelst deren die Einwohner der Gegend nicht nur ihre Schiefer, Holz, Baumrinde u. s. w. zu allen Zeiten zu Markte, und Kohlen nebst andern Bedürfnissen zurückbringen könnten; sondern es würde auch die Oberfläche des Sees dadurch erniedrigt, und mehrere tausend Acker Landes, die jetzt mit Wasser bedeckt sind, würden dem Landbau wiedergegeben werden.

Bey unsrer Rückkunft nach Luß speiseten wir bey unserm gefälligen und gelehrten Freunde, dem Dr. Stuart, welcher uns nach dem Mittagessen auf den Hügel Strone, oberhalb des Dorfs, führte, wo sich uns eine der reizendsten Aussichten über den See und seine Inseln öffnete. Der Abend war schön, der See ruhig, eine anmuthige Heiterkeit webte über der herrlichen Landschaft. Zu unsern Füßen lag, zwischen Bäumen fast versteckt, das Dorf Luß, dessen grünende Spitzen in den See hervorsprangen. Inchtavanach und die meisten andern Inseln erglänzten hier im schönsten Licht. Eine Reihe Hügel, welche zu den Grampianbergen gehört, bildet einen der reichsten Hintergründe. Der Obelisk, der zu Bu-

chanan's Andenken errichtet worden, iſt deutlich zu ſehen.

Einige von den Inſeln dieſes kleinen Archipelagus beſtehn hauptſächlich aus grünenden Weidengründen, welche hie und da mit dunkleren Streifen von Gehölz ſchattirt ſind. Andre ſteigen ſteil und ſtickel aus dem See hervor, und ſind von oben bis unten mit Gehölz bekleidet. Die Gipfel inſonderheit ſind gemeiniglich dermaßen verwachſen, daß kein Sonnenſtrahl den dichten Schatten zu theilen vermag.

Eine reizendere Gegend, als die Umlage des Loch Lomond, iſt in Britannien ſchwerlich zu finden. Um ſo mehr iſt es zu verwundern, daß, das ſüdliche Ende der Inſel abgerechnet, wo einige zierliche Villen ſtehen, die Nachbarſchaft von Luß und die meiſten Inſeln ſo arm an Landſitzen ſind. *) Was würde London darum geben,

*) In der That giebt es mehrere Privatleute, die einen beſtimmen könnten, im Fall es hier Grundſtücke zu kaufen oder zu pachten gäbe, in dieſen Gegenden ſich niederzulaßen. Das Clima iſt mild und gemäßigt; der Schnee liegt in den Gründen ſelten länger als einige Tage; die Berge und Wälder brechen die Gewalt der Winde in jeder Richtung, und die Luft, wiewol meiſtens feucht, iſt dennoch auffallend geſund. Anſteckende Krankheiten ſind ſelten, und Leute vom höchſten Alter findet man hier öfter, als anderswo. Hier ſind zwey Liſten von alten Leuten, die zu gleicher Zeit in dem kleinen Dorf Luß gelebt haben. Die erſte iſt vom Jahr 1769, die zweyte von 1791.

1769.		Alt
J. Robertſon, Pfarrer.		90 Jahr
Frau Robinſon, ſeine Frau		96 —
Anne Sharp, ihre Magd		94 —

eine Gegend wie diese in der Nähe zu haben. Die Großen und Reichen würden um den Besitz von irgend einem dieser Inselpunkte wetteifern, und zu dessen Verzierung keinen Aufwand scheuen. Schon jetzt kann man die entzückende Landschaft nicht betrachten, ohne, in süße Reverieen verlohren, eine Gesellschaft verwandter Geister sich zu denken, welche, auf diesen Inseln angesiedelt, durch wechselseitigen Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen ihr stilles Leben einander versüßen und verschönern.

Ich träume mir, sagt der geschmack- und gefühlvolle Gilpin, einen Kreis von denkenden Freunden, welche, der Welt und ihrem Getümmel entronnen, in diese Inseln flüchteten, und hier im schönen Wechsel der Freuden beyde des Umgangs und der Einsamkeit ungestört genießen. Oekonomische Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten vermögen den Träumer in seinen fantasiereichen Entwürfen nicht zu stören. Er weidet sich sorg- und kummerlos an dem erquickenden Bilde eines Häufleins weiser und guter Menschen, die in einem der roman-

1769	Alt
Nall Mac Naughton, Kirchendiener.	86 Jahr
Christiane, seine Frau.	94 —
Walter Macledan.	90 —

1793.	Alt
Hector Maclean	91 Jahr
Mary Macfarlane	88 —
Janet Walter	84 —
Elisabet Mac Battie	81 —
Margaret Mac Gregor	80 —
Duncan Gray	78 —

äſchſten Flecke des Erdkreiſes durch die Gunſt des Schickſals ſich zuſammenfanden. Er gedenkt ſich etwa einen dieſer Eremiten auf dem Gipfel ſeines kleinen Eylandes ſtehend. Sehnſuchtig ſchaut er in die Ferne. Er ſieht ein Segel abſtoßen vom entgegengeſetzten Geſtade. Die Richtung, worinn es ſich nahet, entdeckt ihm, daß ihm der Beſuch gelte, und keinem andern. Die Gegend, von welcher es abſtieß, läßt ſchon zum voraus den gewünſchten Freund ihn errathen, deſſen Umgang ihn erfreuen ſoll. Das Fahrzeug landet. Mit verſchlungenen Armen wandern die getreuen Freunde von dannen, und die ſonnige Anhöhe und die verſchwiegenen Schatten ſind Zeugen ihres Glückes und ihrer Freundſchaft.

Nicht minder anmuthig verſtreichen die Stunden der Einſamkeit. So anziehend auch die Reize des Umgangs ſind, ſo iſt doch jeder Genoſſe dieſer tugendhaften und verſtändigen Geſellſchaft ſich ſelbſt der beſte Gefährte. Wem der Quell der Zufriedenheit nicht im eignen Buſen ſpringt, der wird das Glück vergebens außer ſich ſuchen.

Nicht den unbedeutendſten Theil der Zeitvertreibe dieſes harmloſen Veilchens gewährte die Verſchönerung ihrer kleinen Gebiete, welche in kurzem anfiengen zu ſo vielen akademiſchen Haynen, zu ſo vielen elyſiſchen Inſeln.

Wo deine Freunde, Weisheit, wo, Natur,
Die deinigen, dem öden Schwarm entfliehen,
Der Leidenſchaft Tumult in Frieden lullen
In grünen Schatten ſüßer Ruhe pflegen.

Selbſt dem ſchauerlichſten Winter würde es nicht fehlen an ſeinen eigenen Genüſſen. Der Winter iſt die

Jahrszeit der häuslichen Freuden. Untersagten etwa die Stürme des Sees die gelegentliche Ankunft anmuthiger Besuche, so schützten sie zugleich vor der lästigen Zudringlichkeit geist- und herzloser Menschen. Sicher für diesmal wenigstens, von keinem schwatzseligen Visitenmacher überlaufen zu werden, würde der glückliche Eremit in seinen Büchern und Studien ein unfehlbares Antidot finden gegen das Heulen des Windes und das Klatschen der Fluthen.

IV.

Fähre zu Invernglas. Nachtquartier zu Rowardennan. Ersteigung des Benlomond. Aussicht vom Gipfel. Ursprung des Forth. Grauenerregender Absturz. Ein Ungewitter. Höhe des Berges. Naturgeschichte desselben. Räubereyen der Hochländischen Häuptlinge. Geschichte des Freybeuters Rob Roy Mac Gregor.

Wir waren gesonnen, falls das Wetter günstig seyn würde, am nächsten Morgen den Benlomond zu besuchen. Hierzu bedurften wir einer stärkenden Nachtruhe, die wir in der Herberge zu Luß, wo nicht einmal Betten zu haben waren, schwerlich erwarten durften. Man rieth uns daher, noch diesen Abend nach Rowardennan zu reisen, einem kleinen Gasthofe, der am Fuße des Berges liegt. So ritten wir denn ohngefähr vier Mei-

len des Weges, der von Luß nach Tarbet führt, bis zu dem Dorfe Inverneglas, wo eine Fähre iſt. Wir ließen unſre Pferde bey den Fährleuten, und machten den Reſt des Weges bis an den See, der nur eine Viertelmeile beträgt, zu Fuße. Bey unſrer Ankunft fanden wir das Boot in einiger Entfernung vom Ufer, an der andern Seite einer Sandbank liegen. Da wir wenig Luſt bezeugten, zu waden und uns naß zu machen, ſo erboten ſich die beyden Burſche, die uns überfahren wollten, von denen der eine ſechszehn Jahre ſeyn mochte, der andre kaum vierzehn, uns ins Boot zu tragen. Während ich mich noch bedachte, ob dieſer Antrag ernſtlich gemeint, oder nur Scherz ſey, bockte der ältere mich ohne Umſtände auf, und trug mich ohne Mühe ins Boot. Der andre hatte unſre beyden Mantelſäcke genommen, welche vollgepfropft und nicht leicht waren, und ich glaubte nicht anders, als daß er hieran ſeine volle Ladung haben werde. Zu unſerm Erſtaunen aber trat er mit ſammt dem Gepäck kecklich zu meinem Gefährten heran, nahm ihn auf den Rücken, und rannte mit Gepäck und Kerl behend und hurtig zu dem Boote.

Der See iſt in dieſer Gegend wenig über eine Meile breit. Als wir Luß verließen, war ſeine Oberfläche ruhig; da aber mittlerweile der Wind aufgeſtiegen war, ſo fanden wir das Waſſer wild und ſtürmiſch, und nicht ohne Schwierigkeit landeten wir jenſeits an einem Felſen, wo wir dann ausſtiegen, und unſre kleine abgeſchiedene Herberge glücklich ausfündig machten.

Wir fanden die Wirthsleute drinnen ſo höflich und aufmerkſam, daß wir es uns nicht leid ſeyn ließen, ſo

spät noch wieder aufgebrochen zu seyn. Es war neun Uhr Abends, als wir zu Rowardennan anlangten. Wir verlangten zu essen. Man sagte uns, daß schon einige von der Familie ausgegangen wären, für uns zu fischen; und in der That setzte man uns nach einer gar kleinen Weile einige köstliche Forellen vor, die so eben frisch im See gefangen waren.

Am andern Morgen frühstückten wir bey guter Zeit, und da das Wetter sich günstig anließ, so brachen wir auf, um den Benlomond zu ersteigen; begleitet von einem Sohn des Gastwirths, einem gefälligen und verständigen jungen Mann, der denen, die den Berg besuchen wollen, gemeiniglich zum Wegweiser dient. Er nahm einige Zwiebacke und eine Flasche Whisky mit, unentbehrliche Restaurationsmittel für Leute, die eine Strecke von sechs Meilen beynahe zu ersteigen hatten. Da ich mich häufig aufhielt, um die Pflanzen, die uns unterwegs aufstießen, zu untersuchen, so brachten wir drey volle Stunden mit dem Steigen zu. Noch hatten wir nicht zwey Drittheil des Weges zurückgelegt, als wir schon die Wolken unter uns über dem Teiche wallen, und bisweilen einen großen Theil seiner Oberfläche verschleiern sahen. Mehrere Male fanden wir uns in leichtes fließartiges Gewölk eingehüllt, ohne jedoch eine merkliche Nässe zu spüren.

Wir erreichten endlich den Gipfel, und waren so glücklich, kaum ein Wölkchen innerhalb unsers ausgedehnten Gesichtskreises zu finden. Die Aussicht von oben herab ist über alle Vorstellung groß und anziehend. Zu seinen Füßen sieht man den herrlichen See, ausgebreitet gleich einer Karte, übersäet mit seinen Inseln, welche,

in dieſer Höhe ihrer ſtruppigen Geſtalt beraubt, gleich ſo vielen glatten Erhebungen aus der glänzenden Waſſerfläche hervortreten. Die Geſtade des Sees erſcheinen hier mit Ländereyen bekränzt, dort geſchmückt mit Landſitzen und freundlichen Dörfern. Schauet man in den Oſten, ſo liegen die reichen Ebenen von Lothian und Stirlingſhire weit ausgegoſſen vor dem Auge; blickt man von dort nach Süden, und weiterhinum bis zum Weſten, ſo unterſcheidet man deutlich die hohen Gründe von Lanerkſhire, die Thale von Renfrewſhire, den Firth der Clyde und das ungemeſſene Atlantiſche Meer ſammt ſeinen Inſeln. Fern am Horizont ſteigen Irlands und Man's Geſtade wolkenähnlich empor, und verſchmelzen kaum noch unterſcheidbar mit dem blauen Firmamente. Am überraſchendſten jedoch für einen jeden, der die Anſichten des Hochlands nicht gewohnt iſt, iſt die Ausſicht in den Norden, die mit Wahrheit fürchterlich und ſchrecklich erhaben heißen mag. So weit das ſtaunende Auge nur ſtreifen mag, oſtwärts von den Höhen Ochill, den ganzen Norden hinum, bis hart an den weſtlichen Ocean, ſiehet man Berge über Berge, in immer wunderbarern und immer ungeheuerlichern Formen hinter einander in die Wolken ſtreben. In dieſer ſtaunenerregenden Reihe bezeichnete unſer Führer uns im Norden den Benevis, den höchſten Berg in Großbritannien, den Benlawers, den Benvorlich, den Cruachan; im Südweſten den Goatfield, einen hohen Berg auf der Inſel Arran, und die Zitzen des Jura. Im Nordoſten, in den Thälern zwiſchen den Bergen, entdeckten wir mehrere von den Seen in Perthſhire, ſchimmernd gleich boſſirten Spiegeln; unter ihnen

den Loch Catharine, den Lochard und den Loch Monteith.

Auf der Nordseite des Benlomond entspringt der berühmte Forth; hier nur noch ein zarter Wasserfaden, über welchen zur Noth ein Kind hinwegschreiten könnte; gar bald jedoch schwillt er durch die Gewässer, die unaufhörlich von den Bergen niederstürzen, zu einem schmalen Bach an, der in lieblichen Krümmungen das Thal durchwandelt, und hie und da in einen kleinen Teich sich ausdehnt. Merkwürdig ist, daß der Fluß gleich nach seinem Ursprung schon sich in derselben Richtung fortschlängelt, in welcher er in der Folge in majestätischerer Gestalt den Carse bey Stirling durchkreuzt.

Das Entspringen dieses edlen Flusses aus dem Hochgebirge erinnert unvermeidlich an die verwunderungswürdige, obgleich höchst einfache Weise, wie das Zersetzen und Verarbeiten des Wasserstoffs in dem unermeßlichen Laboratorium der Natur bewerkstelligt wird. Unsichtbar und vollkommen durchsichtig steigen die Dünste aus dem Ocean und von der Erde nicht nur, sondern auch von den Oberflächen der Seen und Flüsse in die Höhe, und haben nicht sobald die oberen und kühleren Gegenden des Dunstkreises erreicht, als sie sich in Wolken verdichten, welche ihrerseits, sobald ihnen ein Theil des Wärmestoffs entgeht, oder die Atmosphäre leichter wird, in Regenschauern niederfallen.

Bekanntlich entspringen die Flüsse fast allemal in gebirgichten Gegenden. Die kalten Gipfel der Berge, welche den Lauf der Wolken unaufhörlich hemmen, bilden die großen Refrigeratorien der Natur, von deren Seiten die verdickten Dünste in unzähligen Bächlein nieder-

rieſeln. In allen gebirgichten Gegenden wird man auf den Abhängen zahlreiche Quellen entſpringen ſehen, deren die Einen, deren Canäle wahrſcheinlich tiefer liegen, beſtändig rinnen, andre aber nur nach ſtarken Regengüſſen ſich ergießen; die Gipfel der Berge hingegen genieſſen einer ſo kalten Temperatur, daß ſie faſt beſtändig mit Nebeln bedeckt ſind; daher es ihnen denn nie an hinlänglichem Vorrath fehlt, die Quellen, ſo auf ihnen entſpringen, gehörig zu verſorgen. Am Fuße der Hügel ſammelt das Waſſer, das aus den überfließenden Quellenbecken niederläuft, ſich in einzelne Waſſerfäden: dieſe ſammeln ſich zu Bächen, die Bäche nach und nach zu Flüſſen, die Flüſſe nach und nach zu jenen majeſtätiſchen Strömen, welche, während ihres wohlthätigen Laufes, rechts und links den Tribut einfallender Flüſſe empfangen, und endlich den geſammten Vorrath dem väterlichen Ocean wiedergeben; aus welchem dann das Waſſer von neuem ausdunſtet, aufs neue ſich in Wolken bildet, wiederum verdickt wird, und ſolchergeſtalt einen nimmer endenden Kreislauf bewerkſtelligt. *)

*) Wird eine Flaſche voll Waſſers oder einer andern Flüſſigkeit im Sommer aus einem kalten Keller in eine warme, mit Menſchen angefüllte, folglich mit den Dünſten ihres Athems beladne Stube gebracht, ſo beraubt die Kälte der Flaſche einen Theil der ſie zunächſt berührenden Luft ihrer Hitze; der Dunſt verdickt ſich auf der Oberfläche des Glaſes in der Geſtalt eines zarten Thaues, deſſen Tropfen zuſammenfließen und die Seiten der Flaſche in kleinen Strömen herunterrieſeln, die ſich abermals vereinigen und größere Ströme bilden. Ganz derſelbe Mechanismus iſt es, mittelſt deſſen die Flüſſe auf den kalten Gipfeln wolkenbekränzter Berge entſpringen.

Die nördliche Seite des Berges ist sehr steil. Irgendwo giebt es einen grausenerregenden, mehr denn dreyhundert Faden tiefen Absturz. Dessen Nerven müssen von der festesten Art seyn, der diesen Schrund ohne Schwindel hinunterschauen kann. Shakespears treffende Beschreibung der Dünen von Dover fiel uns ein, sobald wir ihm uns nahten.

Noch hatten wir der uns umringenden erhabenen Scenen nicht lange genossen, wir waren noch keine halbe Stunde auf dem Gipfel des Berges gewesen, als wir die Wolken in majestätischer Dunkelheit unter unsern Füßen rollen sahen; jetzt verschleyerten sie die Oberfläche des Sees; dann verhüllten sie die Häupter der umliegenden Berge; finstre Regenströme stürzten auf die Thäler hinunter, und das Ganze gab ein Schauspiel, dem zur Vollendung des Erhabenen weiter nichts fehlte, als daß wir etwa noch unter unsern Füßen die Blitze hätten zucken sehen, und den Donner grollen hören; welches denn nicht selten der Fall ist. Mit einmal ward die Luft, die bisher behaglich warm gewesen, kalt und frostig; ein nachtschwarzes Gewölk zog langsam von den westlichen Bergen zu uns heran, und binnen wenig Minuten fing es an, seinen Inhalt in Gestalt des Hagels, des Schneegeschlackers und eines schweren Regens auf uns auszuschütten. Wir duckten uns so viel möglich unter dem Ueberhang einiger hervorspringenden Felsenwände, dennoch wurden wir durch und durch naß. Die Kälte nahm zu, und es war mir leid, kein Thermometer mitgenommen zu haben, an dem ich den Grad der Temperatur hätte vergewissern können. Als das Unwetter vorüber war, stiegen wir, dem Botanisiren zu Liebe, in ein

ner etwas verſchiednen Richtung wieder hinunter. Während wir auf dem Gipfel verweilten, bemerkten wir, daß der Regen, der in ſenkrechten Strömen aus den Wolken heruntergoß, ſich längſt den Thälern hinzog. Der geringere Widerſtand, den der Luftſtrom zwiſchen dieſen findet, veranlaßte ohne Zweifel die Wolken, in dieſer Richtung ſich zu bewegen.

Bey unſrer Heimkunft nach Noverdennan fanden wir, daß dorten während unſrer Abweſenheit eine Menge Regens gefallen ſey.

Die ſenkrechte Höhe des Benlomond über die Oberfläche des Sees beträgt 3240 Fuß; über die Meeresfläche 3262, indem der See in ſeiner mittleren Höhe 22 Fuß höher ſteht, als das Meer. Dieſe Höhe reicht nicht an die des Benevis, des Benlawers und einiger andern Berge; es wird jedoch der Abgang mehr denn aufgewogen durch des Benlomond, in Abſicht auf die umliegenden Berge, iſolirte Lage; durch die Zierlichkeit ſeiner geſtutzten Kegelform; durch die Größe und Majeſtät ſeiner Anſicht, man mag ihn betrachten aus welchem Geſichtspunkte man wolle. Die niedrigern Gegenden des Berges, jener Seite zumal, die dem See zugekehrt iſt, ſind ſchön mit Holz bewachſen.

Während der Sommermonate wird der Benlomond fleißig von Fremden beſucht, aus allen Gegenden der Inſel nicht nur, ſondern auch von Ausländern, welche die Hochlande bereiſen. Man hält dafür, daß der September der günſtigſte Monat zum Beſteigen des Berges ſey; indem, in Folge der kühleren Temperatur der Luft, der Horizont um dieſe Zeit weniger mit Dünſten beladen iſt, als in den heißen Monaten. Diejenigen, die den Berg beſteigen

wollen, können entweder, wie wir, von Fuß aus, oder auch von Inverneglas aus, oder auch von Tarbet aus über den See setzen. Letzteres liegt einige Meilen höher hinauf am See, und ist mit einer Fähre versehen. In einem Fenster der Herberge hat ein Engländer, der den Benlomond bestiegen hatte, und nachher durch Regenwetter in der Herberge aufgehalten worden, folgende Zeilen in eine Glasraute geschrieben, welche manchen nicht verächtlichen guten Rath für den Wanderer enthalten:

Wenn etwa, der du dieses Weges ziehst,
Dein irrend Auge diese Raute streift;
Wenn Liebe zum Erhabnen dich bestimmt,
Benlomond's furchtbarn Gipfel zu erklimmen:
So merk auf meinen Rath! Verschmähe nicht
Den wohlgemeinten Reim der Gasthof-Muse.
Zu deinem Besten, Freund, begeisterte
Die schlichte Muse den bescheidnen Dichter.
Merk auf den Dichter, folge seinem Rath,
Und minder schwer wirst du das Ziel erreichen.

Nicht allzuraschen Schritts beginne du.
Sechs lange Meilen hat dein Fuß zu steigen.
Zu hastig kletterst ich, und athemlos
Erreicht' ich spät den vielersehnten Gipfel.
Sey klüger du, und mit gemeßnem Schritt
Und langsam vor dich schauend klimm empor.
Halt oftmals inne, nimm manch stärkend Schlückchen,
Und lang' verweile droben, lange, lange!
Genieß der Kühle dort, genieß der Aussicht,
Und eile nicht, den Weg zurückzumessen.

Dann wird dein ſtaunend Aug' auf einmal ſchaun
Berg, Thal, Wald, Seen, Inſeln und das Meer,
Gewaltge Höhen, die in drangen Reihn
In Nord und Weſt den Horizont verdecken;
Derweil der ſtolze Ben *), dem oft das Haupt
Ein dünngewebter Wolkenſchleier hüllt,
Ernſt niederſchaut auf die geringern Brüder.
Noch harrt ein Anblick dein, ein grauſiger,
Ein Abſturz, dreymal hundert Faden tief.
Du ſchauſt hinab, dein flirrend Auge irrt,
Die Kniee ſchlottern, ſchwindelnd ſchwankt dein Bau.

Dieß alles, und noch mehr der Wunder ſehn
Wird dein entzücktes Auge. Nicht verſagen
Wirſt du dem treuen Mahner deinen Dank.

Thomas Ruſſell. Oct. 3. 1771.

Der Benlomond beſteht hauptſächlich aus Granit, der mit einer großen Menge Quarz durchſprengt iſt. Das letztere Geſtein findet man in ungeheuren Maſſen, deren manche ſicherlich viele Tonnen wiegen, nicht weit vom Gipfel des Berges; man kann dieſe Blöcke ſchon von Fuß aus, wo ſie einem wie Schneeſtreifen vorkommen, auf dem Berge liegen ſehen. Vielen glimmerigen Schiefer findet man ſtückweiſe auf dem Gipfel, ſo wie ganze Felſen dieſer Steinart um den Fuß des Berges.

Die Mitte des Berges wimmelt von Haſelhühnern; ein wenig höher giebt es Regenvögel; oben fanden wir einige Schneehühner, die uns verwunderswürdig zahm däuchten.

*) Der Benevis, wie es ſcheint.

Dem Pflanzenfreund gewährt der Benlomond eine reiche Leſe. Merkwürdig iſt, daß die Pflanzen, die wir unten gelaſſen, höher hinauf einen ganz andern Charakter annahmen. Auch fanden wir einige ſehr ſeltene und ſehr ſchöne Pflanzen im Ueberfluſſe. *)

Die Ufer des Lochlomond ſind mit runden Kieſeln bedeckt, die hauptſächlich aus Quarz, Granit und Glim-

*) Die Alchemilla alpina, Alpenſinau, wächſt auf dem ganzen obern Theil des Berges. Die Sibbaldia procumbens, ſilberfarben Fünffingerkraut, die ſich durch ihre dreyfach gezackten Blätter auszeichnet, wächſt in großer Menge, ſelbſt auf dem Gipfel. Die Silene acaulis, Sumpf-Fliegerfalle, deren Blätter einen ſchönen grünen teppichähnlichen Raſen, der mit einer ſchönen Purpurblume geſchmückt iſt, bilden, wächſt in großen Flecken. Den Rubus Chamaemorus, Multbeerſtrauch, findet man in großer Menge auf halbem Wege ohngefähr der ſüdöſtlichen Seite des Berges. Die Blumen der Pflanze ſind weiß ins Purpur ſpielend. Die rothen Beerentraubchen reifen im Julius und riechen nicht unangenehm. Dieſe Beeren werden von mehreren Nordiſchen Nationen, vermuthlich aus Mangel beſſerer Früchte, ſehr hoch geſchätzt. Die Lappländer begraben ſie unter den Schnee, wodurch ſie das ganze Jahr friſch erhalten werden. Sie zerquetſchen ſie und eſſen ſie mit der Milch der Rennthiere. Die Azalea procumbens, geſtreckter Zellerſtrauch, die kleinſte aller Waldpflanzen, wird nur ſparſam gefunden. Die Trientalis Europaea, Schirmkraut, die einzige Brittiſche Pflanze von der Claſſe der Heptandrie, wächſt in den Wäldern am Fuße des Berges. Pinguicula vulgaris, Narthecium ossifragum und Thymus acinus ſind im Ueberfluſſe vorhanden. Ganz nahe bey der Herberge zu Rowardennan ſieht die Drosera rotundifolia, Sonnenthau, ingleichen die Drosera anglica in großer Menge. Dieſe Pflanzen wiſſen die Fliegen eben ſo gut zu fangen als die Dionaea muscipula. Gleich dieſer ſchließen ſie ihre Blätter, und quetſchen das Inſect zu Tode.

merschiefer, nebst etwas grobkörnigem rothen Jaspis bestehn, ganz, wie es die Bestandtheile der umliegenden Berge, aus denen sie von den Gießbächen herausgewaschen, und darauf von den Wellen des Sees glatt gerollt werden, erwarten ließen.

Der Benlomond und die Ländereien, welche ostwärts des Berges in einer Strecke von acht Meilen liegen, das Gut Craigroſtan genannt, gehörten ehemals dem Rob Roy Mac Gregor, einem berühmten Freybeuter, von dem uns manche sonderbare Anekdoten erzählt wurden. Er lebte eine Zeitlang auf seinen Gütern, allem Ansehen nach auf einem eben so rechtlichen Fuße wie seine Nachbarn, zu deren Tugenden ein ordentliches, friedliebendes Betragen denn freilich nach den Sitten der Zeit nicht gezählt werden durfte. Es begab sich aber, daß Mac Gregor und ein gewisser Macdonald von ihrem Nachbar, dem Herzog von Montroſe, eine beträchtliche Summe Geldes borgten, um Vieh dafür zu kaufen; daß aber Macdonald sich des Geldes bemächtigte, und damit unsichtbar wurde. Als nun das Geld fällig war, und Rob Roy nicht bezahlen konnte, bemächtigte der Herzog sich der Ländereien von Craigroſtan, und seyte andre Pächter auf die Höfe. Rob Roy, aus dem Erbe seiner Väter vertrieben, gelobte Rache. Er ließ ausſprengen, daß er nach Irland gegangen sey, flüchtete aber in eine Höhle am Rande des Sees, nicht weit vom Fuße des Benlomond, wo er mit einer Parthey getreuer junger Burſche lebte, welche meistens seine Vaſallen und Unterſaſſen, mithin seiner Perſon ſchwärmeriſch zugethan waren, und für seine Rache ſich lebhaft intereſſirten.

Ruhig erwartete er hier eine bequeme Gelegenheit, den entworfnen Plan auszuführen.

Der Herzog ſchickte um die gewöhnliche Zeit ſeinen Verweſer ab, um die Renten von Craigroſtan einzuheben. Rob Roy erfuhr es, überfiel den Factor in ſeinem Quartier zu Chapel-Leroch, zwang ihn, das Geld auszuliefern, und ſtellte ihm darüber eine förmliche Quittung aus.

Nach dieſer Heldenthat, die im Jahr 1716 vorfiel, begab ſich Rob Roy in das Gebiet des Herzogs von Argyle, der ihm ſeinen Schutz zuſagte. Als aber der von Montroſe dagegen Vorſtellungen machte, erhielt Rob Roy eine Weiſung, das Land zu räumen. Rob Roy bat den Herzog, dem von Montroſe zu ſagen, daß zwar er (der von Argyle) ihn herberge; daß aber ſeine Gnaden von Montroſe ihn nährten. In der That fuhr er fort, Streifpartheyen auszuſchicken, welche dem Herzog und ſeinen Pächtern Korn, Mehl und Vieh wegnahmen, ſo daß dieſe endlich gezwungen wurden, durch Erlegung eines ordentlichen Schutzgeldes (Black-meal genannt) die Sicherheit ihres Eigenthums zu erkaufen. *)

*) Folgende Abſchrift eines Befehls der Friedensrichter, der um dieſe Zeit von der Kanzel zu Strathblane publicirt werden mußte, zeigt deutlich, auf was Art Mac Gregor ſeine Brandſchatzungen eingetrieben, und wie ohnmächtig die Geſetze ſelbſt damals noch geweſen ſind.

Gegeben zu Stirling, in der Lunſtal-Seſſion, gehalten von Seiner Hoheit Friedensrichtern am dritten Februar 1739, unterm Vorſitz des Laird of Touch.

Als der Capitain Mac Gregor dittlich vorgeſtellt, wasmaßen mehrere Eigener und Einwohner der Kirchſpiele Campſie,

Ganz im Geiſt des berühmten Engliſchen Freybeuters Robin Hood ſoll auch Rob Roy nur die Reichen beraubt, gegen die Armen aber liebreich und mildthätig geweſen ſeyn. Als einer von des Herzogs Pächtern, der außer Stande war, den Zins zu bezahlen, auf Befehl

Dennie, Belbernock, Strablane, Killearn, Gargannoch, und anderer innerhalb des Sheriffthums Stirling belegener Ortſchaften, mit ihm eins geworden, für die Verſchonung und Bewahrung ihrer Häuſer, Güter und Heerden ihm alljährlich ein Gewiſſes zu bezahlen; mehrere Perſonen aber mit ſolcher Bezahlung dermalen im Rückſtande ſeyen: ſo wird hiedurch verordnet, daß alle Erben und Einwohner der oben benannten Kirchſpiele mit beſagtem Capitain Mac Gregor für deſſen beſagte Dienſte bis zum erſten des letztvergangnen Februar ohne Zeitverluſt ſich abfinden ſollen. Allen Conſtablen der beſagten Kirchſpiele wird befohlen, dahin zu ſehen, daß dieſer unſrer Willensmeynung nachgelebet werde; widrigenfalls ſie dafür haften ſollen. Auch wird hiedurch erklärt, daß alle, die ſich zu bezahlen anheiſchig gemacht, ſolcher Zahlung für die Zukunft quitt ſeyn ſollen, wenn ſie vorher zu Capitain Mac Gregor werden gegangen ſeyn, und ihm erkläret haben, daß ſie keinerley Dienſt ferner von ihm erwarten, noch er einige Zahlung ferner von ihnen zu gewärtigen haben ſolle.

James Stirling, Schreiber des Friedensgerichts.

Der Vater des jetzigen Pfarrers zu Campſie, Herr Lapſie, bezahlte dem Mac Gregor das Black-meal noch bis zum Jahr 1745, wofür dieſer ſich verbindlich machte, ihn vor aller Unbilde zu beſchützen. Als Herrn Lapſie nun zu Anfang des Jahrs 1745 funfzehn Schaafe geſtohlen wurden, hatte Mac Gregor ſchon Anſtalt getroffen, den Werth zu erſetzen. Mittlerweile brach die Rebellion aus, nach deren Dämpfung der fernern Bezahlung des Black-meal und Mac Gregors eigenmächtiger Bevormundung der Hochländiſchen Gränzen ein Ziel geſetzt wurde.

des Factors ausgepfändet werden sollte, schickte Rob Roy dem Pächter den Belang des Zinses, lauerte dem Factor aber unterwegs auf, nahm das Geld ihm ab, und schenkte es dem armen Pächter.

Am zwölften Julius früh Morgens verließen wir unsre kleine abgeschiedene Herberge zu Rowardennan, und nicht ohne einiges Leidwesen. Wir hatten hier freilich fürs lieb nehmen müssen; die Kost, die man uns vorsetzte, möchte einem allzuverwöhnten Gaumen schwerlich behagt haben. Dagegen aber behandelte man uns mit der aufmerksamsten Höflichkeit, und gab von Herzen alles, was die Lage zu geben erlaubte. Eben so wenig konnten wir uns ohne Bedauren von der erhabenen Natur trennen, deren Anschauen uns einen so reichen Genuß gewährt hatte.

V.

Ueberfahrt nach Tarbet. Romantische Lage von Arrochar. Ansicht des Loch Long. Fischfang auf dem Loch. Dessen Tiefe. Das Thal Glencroe. Schafferistien. Lebensart der Hirten. Ruhe und danke. Das Thal Glenkinglas. Der Landsitz Arbkinlaß. Das Castell Dunduramh. Ankunft zu Inveraray.

Auf der Fähre zu Inverneglas ließen wir uns über den See setzen, und schlugen dann den Weg nach Tarbet ein, der um vieles nicht so gut ist, wie der von Dumbarton und Luß; es war nichts als ein immerwäh-

rendes beſchwerliches Auf- und Abklimmen. Die Landſchaft iſt gleichwol waldicht und romantiſch: noch manche ſchöne Anſicht des Sees und ſeiner Inſeln ward uns gewährt: die letzte von der Spitze Farkin aus, eine Meile ohngefähr von Inverneglas war zugleich die beſte. Zum letztenmal ſchauten wir von dieſem Vorgebirge auf den See und ſeine Inſeln zurück, die, in ſolcher Nähe der nördlichen Gebirge, hier unter einem zwiefach groſſen und erhabenen Charakter erſchienen. Lange noch weideten wir uns an dem groſſen Anblick, fühlten an dem intereſſanten Fleck uns wie gefeſſelt, nur mit Mühe vermochten wir uns loszureiſſen, und nicht ohne auf das Schöne, das wir hinter uns zurück lieſſen, manchen ſäumenden ſehnſüchtigen Blick zurückzuwerfen.

Zu Tarbet,*) das ohngefähr vier Meilen von Inverneglas liegt, und mit einem, dem Anſchein nach, ſehr anſtändigen Gaſthofe verſehen iſt, wandten wir uns links, und ritten queer über eine ſchmale Erdzunge, die ohngefähr anderthalb Meilen breit ſeyn mag. Der Weg war gut, mit Baumen beſchattet, und auf beyden Seiten von hohen Bergen beſchränkt. So gelangten wir zu der Herberge Arroquhar,**) nahe an der Spitze des Loch Loung.***)

*) Tarbet, ein in den Hochlanden häufiger Name, bedeutet einen ſchmalen, zwiſchen zwey Waſſern belegenen Strich Landes, eine Erdzunge.

**) Arroquhar bedeutet ein hohes oder hüglichtes Land.

***) Loch Loung iſt ſo viel, als der See der Schiffe. Auch die Norweger nannten ihn Skipafiord.

Es iſt dieß einer der geräumigſten und bequemſten Gaſthöfe in ganz Schottland. Es war ehemals der Wohnſitz des Oberhaupts des Clan Macfarlane, ward aber vor einigen Jahren von Herrn Ferguſon zu Raith gekauft. Dieſer vermiethete ihn an den Herzog von Argyle, der das urſprüngliche Wohngebäude beträchtlich erweiterte, und in einen Gaſthof verwandelte, worin er auf ſeinen Reiſen von und nach Inverary gemeiniglich abtritt.

Arroquhar liegt ſehr romantiſch. Es beherrſcht eine ſchöne Anſicht des Loch, iſt in Wäldern wie verlohren, und von hohen Bergen umringt. Aus einem Fenſter des Gaſtzimmers zeigt man auf der Spitze eines ſchroffen Berges jenſeit des Sees ein groteskes Stück Felſen, das durchaus die Figur eines Schuhflickers haben ſoll, der auf ſeiner Werkſtatt ſitzt und arbeitet.

Der Loch-Loung iſt eigentlich kein See, ſondern ein ſchmaler Meer-Arm, der aus dem weſtlichen Ocean in nördlicher Richtung eine beträchtliche Strecke in das Land hineintritt. Solche Seearme, welche in dieſem Lande häufig ſind, heißen Lochs, und beſitzen in der That die meiſten Annehmlichkeiten der Süß-Waſſer-Seen, wozu noch kommt, daß ſie vermittelſt der Ebbe und Fluth in beſtändiger Bewegung erhalten werden.

Wir frühſtückten zu Arroquhar, und machten ſodann einen Spaziergang am Strande des Loch. Die Landſchaft iſt anziehend. Schöne Hügel ſtreichen in ſanften Anhöhen bis in den See hinunter. Einige davon ſind linker Hand mit reizendem Gebüſch bekleidet.

Den Hintergrund beſchloſſen hohe und wilde Berge, deren rauhes Anſehen durch die Ferne gemildert wurde. Jenſeits, auf einem flachen Stück Erdreichs, das wahrſcheinlich einem kleinen, in den Loch fallenden Gießbach ſeinen Urſprung zu danken hat, liegt Ardgarten, das Eigenthum des General Campbell von Strachur, und der Wohnſitz des Herrn Campbell von Ormadale. Die Lage iſt anmuthig. Die Wohngebäude ſind mit Gehölz umgeben. Einige Fiſcherböte auf dem Loch im Vordergrunde dienten nicht wenig, die Scene zu beleben.

Züge von Heringen beſuchen dieſen Loch, und beſchäftigen eine Anzahl Fiſcher. Für jetzt waren jedoch nur wenige Böte zu ſehen, und dieſe wenigen machten ſich gefaßt, nach dem Loch-Fyne abzugehn, wo die Heringsfiſcherey eben ihren Anfang nehmen ſollte. Es beſuchen auch noch andre Fiſche dieſen Loch; der Stockfiſch, Kabljau, Weißling, die Flünder, die Makrele, die Forelle und bisweilen der Lachs; kaum einer aber und der andere würdigt, ſich mit einem andern Fang abzugeben, als mit dem des Herings. Wer auf dieſem Loch das Heringfiſchen treibt, gewinnt des Jahres zwiſchen dem September und erſten Januar acht bis zehn Pf. im Durchſchnitt, und legt noch einen Vorrath für das Haus bey, zur Winterzehrung.

Die Tiefe des Loch-Loung beträgt zwiſchen 40 und 80 Faden. Die Kieſel am Ufer ſind Quarz, Granit, Glimmerſchiefer und rother Jaspis; ein Beweis, daß die umliegenden Berge von gleicher Zuſammenſetzung ſind, als die um den Lochlomond; doch giebt es unter

den Kieseln des Loch-Lomond eine größere Menge von dem rothen Jaspis *).

Um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts schickte Haco, König von Norwegen, eine Flotte von sechzig Segeln den Loch-Lomond hinauf. Die Mannschaft landete, verheerte das Land um den Loch-Lomond, und schleppte das Vieh und andere bewegliche Güter mit sich auf die Schiffe.

Wir verließen Arroquhar, und setzten unsern Weg um die nördliche Spitze des Loch-Lomond herum fort. Wol zwey Meilen ritten wir längst seines nördlichen Ufers hin. Zu unsrer Rechten thürmten sich steile Berge und schroffe Felsen, welche letztere aus Glimmerschiefer bestanden, schillernd wie Silber, wellenförmig gewunden und hie und da mit Quarz eingesprengt. Zwey Meilen ohngefähr von Arroquhar passirten wir Aedgarten, das wir schon von der andern Seite des Sees gesehen hatten, und ritten nun in eine tiefe und weite Schlucht rechter Hand hinein; in das Thal Glencroe nämlich, das für einen von den Pässen der Hochlande gehalten wird. Zwar werden schon Tarbet, Arroquhar und Rowardennan zu den Hochlanden gerechnet; auch reden die Einwohner dieser Orte Gälisch, das hier Hochländisch genannt wird; die eigenthümliche Hochländische Natur aber, die von der des südlichen Hochlands durchaus verschieden ist, beginnt nicht eher als im Westen des Königreichs mit dem Thal Glencroe, im Osten mit dem

*) An den Ufern des Sees, und ganz nahe der Herberge, wachsen Cucubalus Behen, Taubenkropf, und Sedum album in großer Menge.

Thal Killiecranke. Diese Päße scheinen die natürlichen Gränzmarken der wilden und rauhen Hügelreihen zu seyn, welche das nördliche Schottland unterscheiden.

Die Umlage von Glenroe trägt den Charakter der höchsten Erhabenheit. Ringsumher thürmen sich Berge, die steilsten und wildesten, welche die Fantasie nur erdenken möchte, mit ungeheueren wunderbarlich gestalteten Felsstücken, die von deren Seiten herunter hangen. Ihrer viele sind auf den Boden der Schlucht herabgefallen; während andre, über des Wanderers Scheitel schwebend, demselben den augenblicklichen Untergang drohen. Hin und wieder schienen die hervortretenden Felsenzacken über unsern Häuptern zusammenzustoßen; nun und dann öffnete sich die Schlucht, und es erschienen Streifen grünenden Erdreichs die mit Schafen übersäet waren. Durch die Mitte des Glen läuft ein beträchtlicher Bach, neben welchem die Straße sich hinwindet. Der Bach entsteht aus hundert zarten Wasserfaden, welche auf beyden Seiten von den Bergen cascadenmäßig niederschiessen; der Glen wird fast unaufhörlich von Regengüssen überschwemmt. Die hohen Berge brechen die Gewölke, welche von dem Westwinde, der in diesen Gegenden beynahe ausschliessend wehet, unaufhörlich aus dem Atlantischen Meer herausgejagt werden.

Die Felsen bestehen beynahe einzig und allein aus Glimmerschiefer, der bisweilen mit Quarz eingesprengt ist; das nehmliche Gestein finden wir in Form runder Kiesel im Bache, worinnen es jedoch auch Granitkiesel in beträchtlicher Menge giebt, die in der Regel durch das Reiben gerundet sind, und aus irgend einer tiefern Gegend des Hügels herausgewaschen seyn müssen; denn dieser Bach

entſpringt in dem Glen, und es iſt nicht abzuſehen, wie dieſe Granitkieſel ſonſt in ihn ſollten hineingekommen ſeyn. Einige von den Schieferkieſeln fand ich voll Schörlkryſtalle.

Es giebt in Glencroe einige ärmliche Hütten, die von Hirten bewohnt werden. Dieſe Hirten ſind die Diener der reicheren Pächter, und leben hin und wieder auf den Pachtgütern zerſtreut; denn ſeit die Schäfereyen nach einem vergrößerten Maaßſtabe in dieſen Gegenden eingeführt wurden, ſind mehrere kleinere Güter in ein großes zuſammengeworfen worden. Dieß hat ohne Zweifel das Einkommen der Eigner vermehrt, als welche ſeitdem an einen einzigen Mann ſo viele Ländereyen verpachten, als derſelbe nur immer beſetzen kann; allein es hat gedient, das Land zu entvölkern. Die Hirten, wie geſagt, ſind Knechte der Pächter; ſie erhalten ſtatt des Lohns eine Hütte, funfzig Stein Hafermehl, ein kleines Stück Landes zu Kartoffeln, Grasung für zwey Kühe und die Freiheit, einige wenige eigne Schaafe mit der Heerde des Herrn zu weiden. Alle dieſe Emolumente können zu 14 bis 15 Pf. Sterling des Jahrs angeſchlagen werden.

Aus dieſen Zuflüſſen ernährt der Hirte nicht ſelten eine ſtarke Familie, wovon die meiſten, wenn ſie herangewachſen ſind, auswandern müſſen, um anderswo ihr Brod zu ſuchen. Wir ſprachen in einer der Hütten ein, um uns über einige Punkte eine Auskunft geben zu laſſen. Die Hausmutter hatte acht lebendige Kinder, die durch den Mann genähret und durch ſie gekleidet wurden; denn in den Hochlanden gehört das Verfertigen des Kleidungsſtoffes in der Regel zu der Competenz

der Weiber. Statt des Deputates an Mehl haben manche neben der Hütte einen Streif Ackers, der mit Haser besäet ist. Die Kartoffeln gedeihen recht gut, und es wäre zu wünschen, daß die Eigner und wohlhabenden Pächter den Anbau dieser nützlichen Wurzel dadurch beförderten, daß sie die Hirten und Unterpächter mit gutem und tauglichen Geſäme versorgten. Ehe der Kartoffelbau im Lande eingeführt wurde, pflegten die Hochlande nicht selten von der schrecklichsten Hungersnoth heimgesucht zu werden. Das nasse Wetter vereitelte oft gänzlich alle Hoffnung der Erndte; das Korn verfaulte auf dem Schwad, und eine Noth, wovon die Einwohner des südlichen Britannien gar keinen Begriff haben, war die Folge davon. Wird der Anbau der Kartoffeln noch ferner zunehmen, so darf das Land in Zukunft keinen gänzlichen Mangel mehr besorgen, indem diese Wurzel von der Näſſe vergleichungsweiſe nur sehr wenig leidet. Dazu kömmt noch, daß ſie einer weit weniger mühsamen und umſtändlichen Zubereitung bedarf, als das Korn, das erſt gemähet, getrocknet, gedroſchen, gemahlen und gebacken werden muß, ehe man es genießen kann.

Die Lebensart dieſer Leute iſt ſehr einfach. Milch, Hafermehl und Kartoffeln, Fiſche aus dem Bach, Hering aus dem Loch-Lounq oder dem Loch-Fyne, dann und wann ein wenig Schaafsfleiſch, dieß macht ihre ganze Nahrung aus. Noch ſuchen ſie ein Paar Schaafe zu erübrigen, wofür ſie das Wenige, was ſie an Kleidungsſtücken nicht ſelbſt verfertigen, anſchaffen. Wie geringe ſind doch der Menſchen eigentliche Bedürfniſſe.

Man behauptet, daß, obgleich durch das Verpachten der Schäfereyen die Bevölkerung abgenommen, die Hir-

ten doch im Ganzen behaglicher und sorgloser lebten, als ehemals die kleinen Pächter.

Die Länge dieses Glen beträgt zwischen vier und fünf Meilen. Die Straße hebt sich durchweg, jedoch gemächlich und allmählich; die letzte Meile abgerechnet, wo der Weg steil wird und im Zickzack bis auf den Gipfel der Anhöhe führt. Hier findet man einen steinernen Sitz mit der Inschrift: Ruhe und sey dankbar! welchen das zwey und zwanzigste Regiment, das die Straße baute, errichtete. Wir ruhten wirklich an dem Orte, während Herr Wats die Landschaft zeichnete. Auch fühlte ich, da er fertig war, mich merklich zur Dankbarkeit gestimmt, denn es hatte die ganze Zeit über geregnet *).

Wiewol wir jetzt aus der Schlucht hervorgekommen waren, blieben wir doch noch immer mit hohen Bergen umringt. Wir passirten einen kleinen See, Namens Lochreß, der mittelst eines wüthenden Gießbachs sein Gewässer in mehr denn einem mahlerischen Fall in einen andern Glen ausleert, der den Namen Glen-Kinlaß führt. In diese neue Schlucht stiegen wir jetzt hinab, und reiseten in ihr manche ermüdende Meile. Im Grunde des Glen, wo eine Brücke über den Strom führt, wendet sich der Weg mit einmal links, so daß er mit seiner vorigen Richtung beynahe einen rechten Winkel macht. Dieser Glen hat bey weitem kein so großes Ansehn wie der Glencroe. Er besteht aus hohen Bergen, mit kahlen Gipfeln, von denen unzählige kleine Bäche in den

*) Ohnweit dieses Ortes fand ich die zierliche parnassia palustris, wie auch die pinguicula vulgaris in großer Menge.

Fluß herunterfallen, der das Thal durchströmt. Zu Ende des Glen wird die Ansicht etwas besser, indem die nackten Bergwände anfangen mit etwas Holz bekleidet zu werden.

Wir waren nicht sobald aus dem Glen-Kinlas hervorgekommen, als der Loch-Fyne uns in die Augen fiel, ein weitläuftiger und reizender Seearm, der mehr denn dreißig Meilen lang ist. Wir eilten grade auf den Loch zu, ließen Ardkinlaß, den Landsitz des Herrn Alexander Campbell, linker Hand liegen, und gelangten nach Cairndoes, das nahe an der Spitze des Loch-Fyne liegt.

Hier speisten wir, und statteten sodann einen Besuch zu Ardkinlaß ab *). Dieser Landsitz verdankt der Natur alle nur erdenkliche Vortheile. Er liegt hart an dem reizenden See; es mangelt nicht an großen Bäumen, und die Verschönerung des Bodens würde wenig Mühe kosten. Das Haus ist neu, geräumig und bequem, die Architektur jedoch von keinem sonderlichen Geschmack. Das alte Castell Ardkinlaß, noch jüngst ein majestätischer Ruin, ist jetzt gänzlich abgetragen, und hat einer Reihe wirthschaftlicher Gebäude Platz machen müssen, was die Liebhaber pittoresker Schönheiten nicht wenig zu bedauern haben.

Nachdem wir die Gegend sattsam erkundiget hatten, lenkten wir um die Spitze des Loch herum, dessen Ufer mit runden Kieseln **) übersäet ist, und ritten nun die

*) Wahrscheinlich Aird Acheinghlaiß, Heimat der grauen Dogge, mit Anspielung, wie es scheint, auf das umliegende, zur Jagd vorzüglich taugliche Blachfeld.

**) Diese Kiesel bestehen hauptsächlich aus einem schönen Granit, worinn die Feldspathkörner ungewöhnlich groß sind. Die

andere Seite hinunter, hart am Wasser, da denn das Schloß und die Stadt Inverary, in einer Entfernung von ohngefähr zehn Meilen, uns mehr denn einmal in das Auge fiel. Die Ufer des Sees sind mit ansehnlichen Bergen umgürtet, welche durchaus kahl sind, und zu ihrer Verschönerung des mühsamsten Anpflanzens bedürften. Was sie jedoch an Schönheit verlieren, das gewinnen sie an Größe.

Vier Meilen ohngefähr diesseits Inverary passirten wir das Castell Dunduramh *), das auf einer kleinen Halbinsel liegt und mit hohen Bäumen umringt ist. Es besteht aus einem einzigen großen und starken Thurm, an dessen Mauerecken kleinere Thürme hervorspringen. Es ist das Eigenthum der Familie Ardkinlaß **).

So wie wir weiter ritten, dehnte das Becken des Sees rechter Hand sich immer weiter aus. Die Aussicht fing an sich zu erweitern. Noch hemmte ein steiler Berg zur Rechten unsre Blicke. Als wir aber auch

meisten Mauern in der Nachbarschaft von Cairndoes sind aus diesem Granit erbaut, der von den benachbarten Hügeln geholt wird.

*) Dun-duramh bedeutet die Feste der beyden Ruder. Da das Castell hart an der See liegt, und der Zugang von der Landseite in jenen Zeiten sehr schwierig seyn mochte, so besuchte man den Platz wahrscheinlich meistens zu Boote.

**) Ueber dem Thore des Castells lieset man folgende Inschrift:

I. MAN. BEHOLD. THE. END. OF. ALL. BENOUGHT.
WISER. THAN. THE. HIESTES. I. TRUST. IN. GOD.

Da alles endet, so that Eines Noth,
Sey weiser als die Pfaffen, und trau auf Gott.

am diesen hinumgekommen waren, erblickte sich uns eine der bezaubernden Landschaften.

Der See erscheint hier wie ein geräumiger Busen, umkränzt mit den reichen Pflanzungen des Herzogs von Argyle, welche eine beträchtliche Strecke des Bodens vom See an bis zu den steilen Spitzen der Berge bedecken. Hoch über die Waldung erheben sich die Thürme des Schlosses. Südwestwärts von letzterem und hart an der Bucht zeigt sich der Flecken Inverara in einer einzigen Linie häßlicher Gebäude. Zur Rechten erscheint der Duniceich, ein steiler Berg, von 700 Fuß senkrechter Höhe, bedeckt mit Holz fast bis an den Gipfel, der mit einem alten Wachtthurm gekrönt ist.

Obgleich der Tag bis jetzt ziemlich trocknicht gewesen, so ward der Abend doch besonders klar und heiter. Die Sonne war untergesunken. Ein sanftes Dämmerlicht verbreitete über die Landschaft eine Unbestimmtheit der Formen, und zugleich einen Charakter von Milde, welcher dem Auge und dem Herzen wohl that. Wir genossen des schönen Eindrucks bey einer vollen Stunde. Als wir den Gasthof erreichten, war fast alles schon in die Schatten der Nacht gehüllt.

Der Gasthof zu Inverara ist groß und geräumig; die Bedienung und Bequemlichkeiten fanden wir erwünscht; wiewol nicht ganz so gut, als das Aeußere hätte erwarten lassen.

VI.

Das Schloß Inverary. Dessen romantische Lage. Pracht des Schloßbaues. Architektur des Schlosses. Zugbrücke. Große Halle. Gemälde. Bildnißgemälde des Marquis von Argyle und seiner Söhne. Anlage des Schlosses. Wichtige Anpflanzungen. Berg Duniquaich, ein Belvedere. Der Tudbeach. Schloß Glen. Forellen-Schwemme. Der Burgflecken Inverary. Dessen Geschichte. Romantische Schlucht Glückstein. Der Heimathstamm. Blutbad der Campbells. Steinernes Monument. Kirche. Manufacturen.

Nachdem wir bey guter Zeit gefrühstückt, besuchten wir Herrn Mac Gibbon, an welchen ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Sein Sohn führte uns durch die Ländereien des Herzogs. Der erste Gegenstand, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, war das Schloß. Dieß prächtige Gebäude steht auf einer sanft sich hebenden Anhöhe, und ist von einer geräumigen Fläche umringt, welche ihrerseits von einem Amphitheater von Bergen umgränzt wird, deren einige nackt und gebrochen, andere aber durchaus mit Wald bedeckt sind. Einer dieser Berge ist der oben erwähnte Duniquaich. Er ist mit Holz bekleidet, einige Stellen ausgenommen, wo der nackte Fels aus dem Laubwerk sich hervordrängt, welches denn die Größe der Ansicht nicht wenig zu erhöhen dient. Jener einsame Wachtthurm auf dem Gipfel bringt, wie alles, was zweckdienlich und characteristisch ist, eine gute Wirkung hervor. Ein zierliches Gebäude an der Stelle des Thurms würde allen Effect zerstört haben; und doch zeigte man

aus einen Entwurf, nach welchem dieser Berg mit Schanzen und Bastionen hatte verziert werden sollen. Wirksamer hätte man die Harmonie dieses großen Ganzen nicht zerstören können, als durch Ausführung dieses abgeschmackten Einfalls. Durch die Ebene vor dem Castell fließt die Arey, ein schöner und schneller Fluß, in den Loch hinein.

Der Loch-Fyne ist gleichsam das Auge der schönen Landschaft. Er erweitert sich im Angesicht der Burg zu einem beträchtlichen Busen, dessen unregelmäßige Zirkelform zwölf bis vierzehn Meilen im Umfang hält, mit einer Menge Halbinseln eingekerbt und von Gebirgen umringt ist. Anmuthig schon an und für sich selbst, bildet er mit seinen großen Umgebungen einen der schönsten Contraste.

Das Schloß Inverary, wiewol kein altes Gebäude, scheint im Styl der alten deutschen Burgen erbaut zu seyn. Es ist viereckt, prangt mit einem Thurm in jeder Ecke und mit einem hohen, fast gläsernen Pavillion, welcher aus der Mitte des Dachs hoch über die Thürme emporsteigt. Diese gothische Architektur paßt vortrefflich zu dem Geiste der Landschaft. Da ist kein schimmerndes Weiß, kein blendender Anstrich, der mit der dunkeln Färbung der umliegenden Natur in einem prahlenden Abstich stände. Vielmehr sagt das ernste Grau des Gebäudes dem Ton der Landschaft innigst zu, und dient, dem Ganzen einen Charakter von ruhiger Würde zu gewähren.

Das Schloß ist aus einer Art Topfstein gebauet, der auf der andern Seite des Loch zu Hause gehört. Diese Steinart scheint den Einflüssen der Witterung gut

genug zu widerstehn; ist äuſerst mürbe, und durch das Reiben leichtlich abzunutzen. Die steinernen Stufen vor den Eingängen waren schon merklich ausgetreten. Den Namen führt das Steinlein von dem Umstande, daß die Alten Töpfe und andere Geschirre daraus zu verfertigen pflegten. Ein einziger Regenschauer färbt den Stein beynahe schwarz; einige Sonnenblicke genügen indeß, die ursprüngliche Farbe ihm wieder zu geben. Wir hatten Gelegenheit, an der westlichen Seite des Schlosses dieß Farbenspiel mehreremale innerhalb weniger Stunden wahrzunehmen.

Man führte uns in eine geräumige Halle, deren Wände rings umher mit Waffenrüstungen und andern Verzierungen im Hochländischen Styl tapezirt waren. Das Zimmer erhält sein Licht vermittelst einiger hohen Fenster in der Mitte, und ist mit einer Gallerie umgeben, worauf sich eine Orgel befindet, deren Wirkung unter solchen Umständen ausserordentlich seyn muß. Es ist dieß das gröſste Zimmer im Hause, und nach meiner Meinung das Einzige, was dem prächtigen Aeußeren vollkommen zusagt. Die andern Gemächer sind im modernen, aber auserlesenen Geschmack meublirt; das groſse Besuchzimmer insonderheit ist ein wahrhaft edler Saal und auf das köstlichste tapezirt. Die Gemächer in den Thürmen sind hauptsächlich zu kleinen Büchersälen oder Privatzimmern eingerichtet, und meistens mit guten Kupferstichen geschmückt.

Von Gemählden ist nichts sonderliches vorhanden, einige Bildnisse ausgenommen, worunter sich ein sehr schönes von dem jetzigen Herzog von Hamilton befindet, das in Italien gemahlt ist. Auch von dem Marquis von

Argyle sieht man hier einen guten Kopf. Er ist schwarz gekleidet, und trägt das Haar verschnitten. Dieser Marquis spielte bekanntlich eine bedeutende Rolle unter Carl I. und der nachfolgenden Usurpation. Eine kurze aber geistreiche Charakteristik des denkwürdigen Mannes aus Herrn Pennant's Feder wird der Leser hier mit Vergnügen finden.

Der Marquis von Argyle war ein schlauer und verschlagener Mann; im Herzen der Sache des Königs wenig zugethan, geübt jedoch, in die jedesmalige Stimmung des Zeitalters sich auf das geschickteste zu fügen. Während er den Mißvergnügten unter der Hand allen möglichen Vorschub leistete, fand das erschütterte Königthum des zweyten Carls, als dieser im Jahr 1650 sich seinen nördlichen Unterthanen anvertrauet hatte, an ihm eine sehr mißliche Stütze. Er sorgte allezeit dafür, bey jeder Parthey eine Art von Verdienst für sich geltend machen zu können; meinte es aber nur mit den Usurpatoren aufrichtig. Während diese sich in der Fülle ihrer Macht befanden, spielte er eine sehr thätige Rolle unter ihnen, wiewol er sich anfangs begnügte, Schutz, Freyheit und die Bezahlung der ihm schuldigen Summen vom Parlament zu verlangen. Nie scheint er sein eignes Interesse aus den Augen verloren zu haben. Während Carl sich in seiner Gewalt befand, ertheilte dieser durchschauende Fürst ihm eine Verschreibung auf beträchtliche Würden und Vortheile. Man beschuldigt ihn, daß er sein Volk zu manchen blutigen Gewaltthaten aufgehetzt habe; die schrecklichen Verheerungen des Montrose mögen es indeß entschuldigen, wenn er denjenigen von seinen Nachbarn, die, so viel man weiß, an diesen Verheerungen Theil nah-

men, das Gleiche mit Gleichem vergalt. Auch das legt man ihm zur Last, daß er sich der Güter derer bemächtigt habe, die unter seiner Autorität zum Tode verurtheilt wurden; und es ist ihm nicht gelungen, durch seine beredte Schutzschrift, die er aus Gelegenheit seines Verhörs entworfen, diese Beschuldigung zu entkräften. Der Edelmuth, womit er sich weigerte, an der Verfolgung seines Erbfeindes, des Montrose, einigen offenbaren Antheil zu nehmen, würde ihm Ehre machen, wenn er sich nicht schadenfroher Weise ins Fenster gelehnt hätte, um zuzusehen, wie der gefallene Held in einem Karren auf den Richtplatz geschleppt wurde. Nach der Restauration opferte man ihn dessen zürnenden Manen. Es war die Absicht, daß er des nehmlichen schmachvollen Todes sterben sollte. Man besann sich aber, und begnügte sich, ihn zur Axt zu verurtheilen. Ich könnte sterben, sagte er, wie ein Römer; aber ich will lieber sterben wie ein Christ. Er fiel mit Heroismus, nachdem er noch in den letzten Augenblicken sich von dem, allerdings unverdienten, Vorwurf gereinigt hatte, daß er an dem Morde seines Königs und Herrn einigen Antheil genommen. Sein Gewissen beruhigte er mit der Betrachtung, daß seine strafbaren Einräumungen nur die epidemische Krankheit des Zeitalters gewesen seyen. Daß er des Hochverraths schuldig gewesen, ist unläugbar. Dennoch hätten die Begnadigungsacten von den Jahren 1641 und 1651 ihm billiger Weise das Leben retten müssen.

Es befindet sich hier auch ein guter Kopf von seinem Sohn, dem Marquis von Argyle, dessen Charakter grade das Widerspiel von dem seines Vaters war. Standhaft und rechtschaffen, aber unglücklich, erhielt er seinem rechts-

mäßigen Herrn, dem zweyten Carl, auch im Unglück, unerschütterlich die beschworne Treue. Als er im Jahr 1630 zum Obersten der Leibwache ernannt wurde, verschmähte er, von den tyrannischen Staaten seines Vaterlandes die Vollmacht anzunehmen, und bestand darauf, daß sie ihm allein vom König ausgefertigt würde. In allen seinen Handlungen offenbart sich eine patriotische, aber loyale Mäßigung. Dennoch fiel er aus Gelegenheit eines Eydes, mittelst dessen er sich verbinden sollte, keinerley Aenderung weder im Staat noch in der Kirche zu versuchen, und worüber er sich die Freyheit nahm, den Hofe eine Erklärung einzureichen, in Ungnade. Er ward verhört und verurtheilt; und der schändliche Spruch würde vollstreckt worden seyn, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte. 1683 machte er in Verbindung mit dem Herzog von Monmouth den bekannten unglücklichen Versuch, die Freyheiten des Vaterlandes, die dermalen von Jacob dem Zweyten auf das schaamloseste beeinträchtigt wurden, wieder herzustellen. Der Plan verunglückte, und der Marquis ward in Folge des früheren Spruches hingerichtet.

Am Tage der Hinrichtung genoß er sein Mittagsmahl, und pflegte des gewohnten Mittagsschlafes mit der heitersten Gemüthsfassung. Die Ruhe, womit er dem Tode entgegen ging, stimmte vollkommen zur Unsträflichkeit seines Lebens.

Das alte Wohngebäude der Familie Argyle, ein großes, starkes Castell, das in einer geringen Entfernung von dem gegenwärtigen, gegen den Fluß zu, lag, ist im

nerhalb der letzten dreißig Jahre abgetragen worden.*) Die Hügel waren ehemals nackend, und die Landschaft besaß gänzlich den Charakter rauher Wildheit, der den uncultivirten Gegenden des Landes eigen ist. Auch erhellet nicht, daß etwas bedeutendes für die Verbesserung und Verschönerung des Orts geschehen sey, als um die Mitte des vorletzten Jahrhunderts, da der obenerwähnte Marquis von Argile anfing, Bäume zu pflanzen und einige andere Verbesserungen zu entwerfen. Es scheint jedoch, daß er durch die Verwirrung der Zeiten von diesen Beschäftigungen abgelenkt worden, und daß nach dem nichts weiter geschehen sey, bis zur Wiederherstellung seines Sohnes, des Grafen, die in den Jahren 1663 und 1670 statt hatte. Offenbar hat dieser wackere Herr während seines kurzen Exiles sich angelegentlich mit der Verschönerung des Familiensitzes beschäftigt; fast alle alte Bäume um Inverary herum sind noch von ihm gepflanzet worden; ein bleibendes Denkmal seines guten Geschmacks nicht nur, sondern auch der einsichtsvollsten Rücksicht auf die Natur des Bodens und des Climas. Einige der bewundertsten Lustgänge, Baumreihen und Gehölze sind noch von ihm entworfen worden, und zeigen klärlich, wie viel er geleistet haben würde, wenn er länger gelebt hätte.

*) Hier wohnte gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts Colin, genannt Jongallach, oder der Wunderbare, wegen seiner fast mährchenhaften Thaten und seltsamen Einfälle. Dahin gehört, daß, als einstens die O'Niele's aus Irland ihm einen Besuch abstatteten, er sein Haus zu Inverary in Brand steckte, bloß, damit er einen Vorwand haben möchte, seine Gäste in seiner prächtigen Feldequipage zu bewirthen.

Seit dem Anfange des abgewichenen Jahrhunderts haben die verschiedenen Besitzer der Güter und Würden von Argyle sich hauptsächlich mit der Erweiterung ihrer Pflanzungen und der Verschönerung des Orts beschäftigt.

Das jetzige Schloß ward um das Jahr 1743 durch Archibald, Herzog von Argyle, angefangen; er vollendete aber wenig mehr als die äußern Mauern; die Rebellion brach aus, und nöthigte ihn, inne zu halten. Wenig Jahre nachher ward der Bau wieder vorgenommen und geendigt. Seit dem sind von seinen Nachfolgern, dem letzt verstorbenen und dem jetzigen Herzog, jährlich bedeutende Summen auf Verbesserungen und Verschönerungen gewandt worden. Man sagt, daß die Kosten der Pflanzungen, Verbesserungen, Herrstraßen, nützlichen und verschönernden Anlagen, die seit 1743 um Inveraray vorgenommen worden, sich auf 230000 Pf. belaufen, und daß der jetzige Herzog, seit seiner Besitznehmung der Güter, wenigstens 3000 Pf. jährlich auf diesen Gegenstand verwende. In der That kann man nirgends in der Gegend des Schlosses spazieren gehn, ohne über die ungeheure Menge Holzes, wovon es umrungt ist, zu erstaunen. Vorlängst schon ward es zu 100000 Pf. angeschlagen; allein der zunehmende Wuchs der Bäume, und die gestiegenen Holzpreise lassen vermuthen, daß es wenigstens zweymal so viel werth sey. Bloß das Auslichten der Forste (um den übrig bleibenden Bäumen Raum zum Wachsen zu verschaffen) trägt jährlich nicht weniger denn 1500 Pf. ein. Den Armen in der Nachbarschaft wird erlaubt, die verfaulten Aeste und den Abfall fortzuschleppen; manche sammeln auch die abgefallenen Blätter, um darauf zu schlafen.

Nachdem wir alles Merkwürdige um das Schloß

herum geſehen hatten, ſpazierten wir den Arey hinunter, welchen wir ein wenig jenſeits des Schloſſes vermittelſt einer Brücke paſſierten; worauf wir uns rechts hielten, und bald an den Fuß des Dunscoich gelangten, wo wir ein Thor fanden, das in eine unabſehliche Allee führte. Mittelſt eines gewundnen Fußſteigs gelangt man von hieraus auf den Gipfel des Hügels, von wannen es eine der ſchönſten Ausſichten auf dieß ganze Luſtgefilde giebt, das gegen dreißig Meilen im Umfang hält. Statt jedoch für dießmal den Berg zu beſteigen, gingen wir durch das Thor, und die Allee hinunter, deren Bäume zu den ſchönſten gehören, die ich jemals ſahe. Schon hatten wir über eine Meile in dieſem Schattengange zurückgelegt, als der Anblick des Dub loch uns überraſchte, eines tiefen und dunkeln Friſch-Waſſer-Sees, der vermittelſt eines kleinen, kaum eine Viertelmeile langen Fluſſes, welchen wir, da wir das erſtemal nach Inveraray kamen, mittelſt einer Brücke paſſiert waren, mit dem Loch-Fyne zuſammenhängt. Dieſer See iſt überflüßig mit den ſchönſten Fiſchen verſehen, und verſorgt die Familie zu allen Jahreszeiten hinlänglich. Er liegt im Grunde einer ſehr mahleriſchen Schlucht, welche den Namen Glen-Shira führt, und ohngefähr zwey Meilen von Inveraray liegt. Hier ſind des Herzogs Trocken-Scheuern, welche ſchon den Beſuch des neugierigen Wanderers verdienen.

Dieſe merkwürdigen Gebäude ſind in dem hieſigen naſſen Clima von äußerſtem Nutzen befunden worden. Vermittelſt ihrer kann man Heu machen, und Getreide trocknen, auch während des ſchwerſten Regenwetters. Das Gebäude ſteht queer über dem Thale, und iſt zirkel-

wand; damit es auch bey völlig stillem Wetter an dem nöthigen Luftzuge nicht fehlen möge, so laufen offne Bogen, die einander auf das genaueste entsprechen, durch das ganze Zimmer. Es besteht aus zwey Geschossen, wovon nur das obere zum Trocknen gebraucht wird; das untere ist zu Kuhhäusern und andern wirthschaftlichen Bequemlichkeiten eingerichtet. Der Flur des obern Stocks besteht aus kleinen Brettern oder Latten, welche ohngefähr einen Zoll weit aus einander liegen, damit die Luft auch von unten durchstreichen möge. In den Seitenwänden sind in schicklichen Höhen Oeffnungen angebracht, zu welchen das Korn und Heu, von den Karren herab, hineingelangt wird. Das Gras wird auf den Flur gebracht, so bald es gemäht worden. Wenige Hände genügen, es zwey bis drey Tage nach einander umzuwenden; da es dann vollkommen trocken, und von weit frischerem Geruch befunden wird, als das, was in der Sonne gedöret worden. In demselben Stockwerk befinden sich hölzerne, mit Gelenken versehene Rahmen, welche in gebührenden Entfernungen vom Dach herunterhangen. Die Rahmen sind auf beyden Seiten mit einer Menge zugeschärfter, aufwärts gebogener Pflöcke versehen, an deren jeden eine Garbe zum Trocknen aufgehenkt wird. Vermittelst der Gelenke werden die Rahmen niedergelassen, um das Korn zu empfangen; und wenn das Trocknen vorbey ist, werden sie wieder in die Höhe gezogen, um niemanden im Wege zu seyn. Auf diese Weise wird bey nassem Wetter des Herzogs ganzer Einsthnitt, ein Theil desselben aber allezeit, es sey welches Wetter es wolle, getrocknet.

Der Herzog ist von der Nützlichkeit dieser Art des

Trocknens dermaßen überzeugt, daß er ganz in der Nähe von Inverary einige kleine Scheuern zu gleichem Zwecke eingerichtet hat. In diesen Scheuern laufen mehrere kleine Balken einander parallel queer über die ganze Breite des Zimmers. Von diesen hängt eine Menge langer Stangen herunter, die mit Pflöcken versehen sind, an welchen die Garben aufgehenkt werden.

In der That belehrte man uns, daß der Herzog allem, was nur immer zur Aufnahme des Landbaues und der Viehzucht gereichen mag, die genaueste Aufmerksamkeit widmet. Er ist unaufhörlich mit Versuchen beschäftigt, welche die Vervollkommnung der Landwirthschaft bezwecken, und gleichwol die Kräfte minder wohlhabender Gutsbesitzer übersteigen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß auch in andern Gegenden dieses Landes, wo die Erndte spät einfällt, und das Wetter in der Regel naß, im besten Fall aber allezeit unsicher ist, ähnliche Einrichtungen zum Trocknen häufiger gefunden würden. Der Kostenaufwand freilich wäre nicht unbedeutend; es ließen sich jedoch bedeckte Schoppen errichten, welche die Stelle jener Scheuren ziemlich gut vertreten würden. In den westlichen Hochlanden wird das Korn gemeiniglich abgemäht, ehe es völlig reif ist; und es ist fast nicht möglich, es in freyer Luft durchaus trocken zu bekommen.

Der Flecken Inverary ist nur klein. Er besteht hauptsächlich nur aus Einer Straße und Einer Reihe gleichförmig gebauter Häuser, deren Vorderseite auf den See siehet. Der ganze Flecken, ein einziges Haus aus-

genommen, gehört dem Herzog, der den zum Bauen erforderten Grund und Boden auf dreymal neunzehn Jahre zu einem sehr mäßigen Pacht austhat. Die Häuser sind bequem, wohlgebaut und mit Schiefer gedeckt.

Ein beträchtlicher Theil der Stadt, namentlich der ganze Theil, der auf den Loch-Fyne siehet, ist von dem Herzog erbauet worden. Die alte Stadt, ein schmutziges, übelgestaltetes Nest, was theils am nördlichen Ende der Bay lag, theils auf der Ebene vor dem Schlosse am Ufer des Flusses, ward vor zwanzig Jahren weggeräumt, und in ihrer jetzigen Lage wieder aufgebauet.

Es ist wahrscheinlich, daß die Stadt Inverary vor dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts weiter nichts gewesen, als eine Gruppe von Fischerhutten, deren Einwohner hier ihrem Gewerbe oblagen; um diese Zeit aber wählte die Familie Argyle den Ort zu ihrem Wohnsitze. Zu einem königlichen Burgflecken ward Inverary erst im Jahr 1648 durch einen Freybrief Carls des ersten erhoben. Die Einkünfte, deren der Ort vermöge seiner Burggerechtigkeit genießt, fließen aus einigen unbedeutenden Gefällen, unter andern aus einem Zoll auf das Hornvieh, das aus den niedern Landen auf Englische Märkte getrieben wird, und jährlich im Durchschnitt bis zu 4000 Stück betragen mag; ferner aus den Pachtpreisen einer Gemeinweide, welche bey der ersten Errichtung des Burgfleckens demselben von der Familie Argyle war verliehen worden. Beyde Gerechtigkeiten tragen jährlich gegen 30 Pf. ein, welche Herzog Archibald, der die Einkünfte des Burgfleckens mit seinen Bedürfnissen in keinem Ver-

hältniſſe ſtehen ſah, vor funfzig Jahren mit einem jährlichen Zuſchuß von 20 Pf. vermehrte.

Die beyden größten und hübſcheſten Häuſer in dem Flecken ſind der Gaſthof und das Stadthaus. Zwiſchen beyden iſt ein eiſernes Thor, wodurch man in eine lange und dunkle Allee von bejaheten Ulmen, aus dieſer aber, in einer Entfernung von etwa zwey Meilen, in eine düſtere und romantiſche Schlucht gelangt, welche den Namen Eſſachoſan führt. Vom Rande der Schlucht fällt eine ſchöne Cascade herunter. Die waldichten Hügel umher ſind voll von Rehböcken. Ihr Hauptbeſtandtheil iſt der Granit; doch enthalten die niedrigeren Gegenden auch einen ſchönen ſilberglänzenden Glimmerſchiefer, und einen mürben glimmerigen Steatit.

Auf unſerm Spaziergange nach Eſſachoſan zeigte man uns eine Merkwürdigkeit aus dem Pflanzenreiche, welche man den Heiraths-Baum nannte. Es war, ſo viel ich mich erinnere, eine Linde, und zwar eine ſehr große, die aus zwey Hauptäſten beſtand, welche nur wenig Fuß über dem Boden ſich getrennt haben. Beyde Aeſte, oder vielmehr Stämme, ſind zu einer ſolchen Dicke und Höhe ausgewachſen, daß ihr Gewicht ſie längſt gänzlich aus einander geriſſen haben würde, wenn nicht ſonderbarer Weiſe in einer Höhe von ohngefähr zwanzig Fuß ein ſtarker Zweig aus einem der beyden Hauptäſte hervorgetrieben, und dermaßen feſt in den andern hineingewachſen wäre, daß ſich heutiges Tages unmöglich mehr entſcheiden läßt, aus welchem der beyden Stämme der verbindende Aſt eigentlich ausgegangen ſey. Durch dieſes ſtarke Band werden nun die beyden Stämme für ims

mer zusammen gehalten. Scheint dieß nicht auf eine Art von Absichtlichkeit, eine Folge, wie es scheint, einer Art von Wahrnehmungsvermögen in dem Pflanzenreiche, zu deuten? *)

*) Nenne man es Absichtlichkeit, oder Instinct: die Analogie mit manchen thierischen Handlungen ist sicher nicht zu läugnen. Das Kalb ist kaum auf die Welt gekommen, als es schon das Euter der Kuh ergreift, wiewol durchaus unbekannt mit dem Geschmack und der nährenden Eigenschaft der Milch. Entenkindlein, die von einer Henne ausgebrütet worden, äußern, fern vom Wasser, eine fortdauernde Unruhe und Ungeduld. Man sieht sie alle Bewegungen des Schwimmens üben, wiewol sie weder mit ihrer künftigen Bestimmung bekannt sind, noch mit dem Element, wofür ihre geölten Federn und häutigen Füße bestimmt wurden. Daß ein ähnlicher dunkler Drang auch die Pflanzen zu Verrichtungen antreibe, die zu ihrem Gedeihen und selbst zu ihrem Daseyn unentbehrlich sind, scheint aus der im Text angeführten Thatsache nicht nur, sondern auch aus einer Menge ähnlicher zu erhellen. Die folgenden scheinen mit der des Hetrathsbaums in einerlei Classe zu gehören. Zwischen den Ruinen der neuen Abtey, die vormals ein Kloster in Gallwan war, wächst auf der Spitze der Mauer ein ohngefähr zwanzig Fuß hoher Maßholderbaum. Da es ihm auf der Mauer an Nahrung fehlt, so hat er seit mehreren Jahren die Wurzeln längst der Mauer zehn Fuß tief hinunter gesenkt, wo sie die Erde erreichen, und aus dieser einen solchen Ueberfluß von Nahrung saugen, daß der Baum seitdem alljährlich mächtige Schüsse treibt. Von der Spitze der Mauer bis zur Oberfläche der Erde haben die Wurzeln keine einzige Faser geschossen, sondern sich jetzt zu einer einzigen ziemlich dicken Wurzel vereinigt. Während wir das Haus und die Anlagen von Rosdoe am Lochlomond besahen, bemerkte ich eine ähnliche Erscheinung. Auf einer hohen Mauer, ohnfern des Hauses, steht eine Menge Epheu, welcher ebenfalls, aus Bedürfniß mehrerer Nahrung, seine Wurzeln in gradlinichter Richtung in die Erde gesenkt hat, wo-

Von Esschoſan kehrten wir durch eine andre Allee zur Stadt zurück, und trafen unterwegs auf einen schö-

durch ihm ſo viel Nahrung zugeführt wird, daß er auf dieſer Stelle weit üppiger wächſt, als irgend ſonſt wo auf der Mauer.

Dr. Percival ſagt, daß während ſeiner Verſuche, die Wirkungen der feuren Luft auf die Vegetation zu vergewiſſern, folgende Thatſache ihm vorgekommen ſey. Ein Kraufenminzen-Stengel, der von ihm bey der Wurzel, die Spitze unten, in dem mittlern Glaſe der Priestleyſchen Maſchine aufgehängt wurde, fuhr fort, ohne einige andre Nahrung, als die ihm durch das zuſtrömende Gas zugeführt wurde, auf das fröhlichſte zu treiben. Nach 24 Stunden krümmte ſich der Stamm, die Spitze richtete ſich in die Höhe, und ſtieg allmählich der Mündung des Gefäßes entgegen, was dann freilich nicht ohne eine ganz neue und ungewöhnliche Configuration der Theile geſchehen konnte. Dieß Beſtreben des Stengels, ſeine verkehrte Lage zu berichtigen, und aus einem ihm fremden Elemente in ſein natürliches zurückzukehren, ſcheint auf eine Witterung zu deuten, die dem, was ſchädlich iſt, ausweicht, und dem erprobten Guten zuſtrebt. Wenn eine Pflanze im Gartentopf in ein Gemach gebracht wird, in welches kein andres Licht hineinfällt, als vermittelſt eines kleinen in die Wand gebohrten Loches, ſo richtet ſie dem Loche entgegen, dringt durch daſſelbe in die ebne Luft, und wächſt dann weiter in ihrer natürlichen Richtung. Auch das Beyſpiel der Dionaea muscipula gehört hieher, einer in Nordcarolina einheimiſchen Pflanze. Ihre Blätter ſind zahlreich, bewegen ſich nach unten, und zwar in einer zirkelförmigen Ordnung; ſie ſind gegliedert und ſaftig; das obere Gelenk beſteht aus zwey Lappen von halbrunder Form, deren Ränder mit ſteifen Haaren verſehen ſind; die Lappen umfaſſen einander, wenn irgend ein Reiz ſie nöthigt, ſich zuſammenzuſchließen.

Die Oberfläche der Lappen iſt nämlich mit kleinen rothen Kügelchen überſäet, welche vermuthlich einen ſüßen Saft abſondern, der die Inſecten anlockt, aber zu ihrem Verderben. In

nen Brunnen, der die Einwohner mit Waſſer verſorgt. Ueber dem Brunnen iſt eine Grotte in paſſendem Styl erbauet.

Ohngefähr in der Mitte des Marktfleckens ſteht ein Monument, das vor nicht gar langer Zeit zum Andenken einiger Genoſſen des Namens Campbell, die auf dieſem Flecke ermordet worden, errichtet wurde. Es iſt

dem Augenblick nämlich, wo eine Fliege ſich auf dieſe Theile ſetzt, richten die beyden Lappen ſich auf, umfaſſen ſie mit Gewalt, ſchließen die Dornenreihen in einander und quetſchen ſie zu Tode. Damit das ſträubende Inſect ſich auf keine Weiſe loswickeln möge, ſtehen drey kleine Stacheln zwiſchen den Kügelchen, um die Mitte jedes Läppchens, welche alle ſeine Anſtrengungen vereiteln; auch öffnen die Lappen ſich nicht wieder, ſo lange das todte Thier ſich noch dazwiſchen befindet. Die Naturkundiger glauben, daß die aufgelöſte Subſtanz des Inſects die Pflanze nähren helfe; daß alſo wenigſtens in dieſem Einen Fall dem Thierreich, was ſich groſſentheils von Pflanzen nähret, von den Letzteren ein Gleiches vergolten würde. — Daß die Drosera der Dionaea muscipula ſowol in der Form der Blätter, als in der Fliegenjagd gleiche, habe ich ſchon bey der Beſchreibung des Venusmond bemerkt. Kurz, das Lebensprincip ſcheint überall ausgegoſſen zu ſeyn; nur wurde es freylich verſchiednen Weſen in verſchiednen Graden mitgetheilt. Den Thieren ward das gröſſte Antheil angewieſen; allein auch durch das ganze Thierreich ſieht regliche Mattung zwiſchen einer höhern und niedern, in Abſicht auf die ſeeliſchen Kräfte ſowol, als auf die organiſchen Empfindniſſe. Dieß Fortſchreiten iſt dermaßen abgeſtuft, daß die vollkommenſte Art einer niedern Mattung mit der unvollkommenſten einer höhern beynahe zuſammenſtieſt. So läuft die Kette mittelſt unzähliger, kaum unterſcheidbarer Glieder durch das Thier- und Pflanzenreich bis herunter in das Reich der Mineralien.

nämlich bereits oben erwähnt worden, daß der liebenswürdige und patriotische Graf Argyle an der Empörung des Herzogs im Jahr 1685 Theil genommen hatte. Nach Vereitlung des unglücklichen Heerzugs ward ein benachbarter Clan von der Regierung abgeordnet, um den ganzen Clan der Campbells zu vertilgen. Siebenzehn angesehene Angehörige dieses Stammes wurden zu Inverary ergriffen, und auf der Stelle, ohne die mindeste vorläufige Formalität, hingerichtet. Eine Inschrift des Monuments erinnert mit einer Bescheidenheit, welche dem Verfasser Ehre macht, an die Gerechtigkeit der Sache, für welche seine Stammesgenossen bluteten.

Außer diesem Monument siehet man noch auf dem freyen Platze vor dem Schlosse einen langen und rohen Steinpfeiler, der ebenfalls zum Andenken der Ermordeten errichtet seyn soll. Aehnliche Steine bezeichnen in mehreren Gegenden der Hochlande den Begräbnißplatz irgend eines Kriegers; jedoch aus ungleich frühern Zeiten. Offenbar ist auch dieser Stein zu gleichem Zweck, und schon lange vor der Ermordung der Campbells errichtet worden.

Inverary's Lage an der Gränze der Hochlande verursacht, daß eben so viele Einwohner Englisch, als Galisch reden. Es giebt daher auch zwey Pfarrer dorten, davon der Eine den Gottesdienst in Englischer, der andere in Galischer Sprache verrichtet. Eben jetzt werden zwey neue Kirchen, jedoch unter Einem Dach gebauet. Der Riß ist von Herrn Milne, und das Ganze wird, wenn es fertig ist, eine gute Wirkung machen. Das Baumaterial ist eine Art Porphyr, der auf rothem Grunde eine Menge Krystalle von hellfarbigem Feldspath,

einige von ſchwarzem Schörl, und wenige von Quarz enthält. Es iſt ein hartes Geſtein, und findet ſich in Menge in einem Bruch auf der Straße nach Dalmaly, wo es unter einem Lager von Schiefer liegt, über welchem ſich ein Lager von ſchönem Marmor befindet, der zu Kalk gebrannt wird.

Obgleich die Lage von Inverary den Manufacturen keinesweges abhold iſt, ſo giebt es deren doch keine von bedeutendem Umfange. Archibald, Herzog von Argyle, führte um das Jahr 1748 die Leinwandmanufactur in dieſer Gegend ein, die allerdings ſehr wohlthätig für das Land geworden iſt. Um das Jahr 1776 ſtiftete der jetzige Herzog eine Wollenmanufactur, errichtete mit beträchtlichem Aufwande die nöthigen Gebäude und Maſchinerien, und ſchaffte alles an, was zum Gedeihen der Anſtalt dienen mochte. Zu mehrerer Aufmunterung überließ er das Grundſtück, worauf die Factorey erbauet war, zu einem höchſt mäßigen Pachtpreiſe, ward ſelbſt einer der Intereſſenten, kurz, er verſäumte nichts, was das Gedeihen einer ſo patriotiſchen Unternehmung hätte ſichern können. Einige Landbeſitzer der Gegend folgten dem ſchönen Beyſpiel, und ſchoſſen den Manufacturiſten Geld zu dritthalb Procent vor. So vieler Aufmunterungen ohngeachtet, wozu noch zu rechnen iſt, daß der Herzog die ſämmtlichen Gebäude und Maſchinenwerke zum unentgeltlichen Gebrauche herabb, hat die Anſtalt gleichwohl nicht recht fortkommen können; was gewiß höchlich zu bedauern iſt. Denn ſeit der Einführung der Schaafzucht in Argyleſhire iſt das Land gewiſſermaßen entvölkert worden. Wäre nun das Manufacturweſen emporgekommen, ſo würde es nicht allein die Hände,

deren der Landbau entübrigt, beſchäftigt haben; es würde auch die einheimiſche Wolle nicht mehr als rohes Material, ſondern verarbeitet ausgeführt, und der Flor des Landes dadurch beträchtlich befördert worden ſeyn; es iſt ſogar zu vermuthen, daß der gröſte Theil des hier verarbeiteten Tuches, welches von der gröbern Art war, im Lande ſelbſt wäre abgeſetzet worden. In einer Gegend, deren Einwohnern es an Arbeit fehlt, iſt gewiß nichts nachtheiliger, als wenn das Material roh losgeſchlagen wird, und nachdem es verarbeitet worden, und durch eine Menge Hände, deren jede ihren Vortheil davon ziehet, gegangen, nun wieder von den Fremden eingekauft werden muß.

VII.

Heringsfiſcherey auf dem Loch-Fyne. Jahrszeit des Fiſchfangs. Menge der Fiſche. Art des Fiſchfangs. Wichtigkeit der Heringsfiſchereyen. Wanderungen der Heringe. Heymath. Unermeßliche Menge. Ihre Feinde und Gefahren. Fang auf den Shetlandſchen Inſeln. An der Weſtküſte von Britannien. An der Küſte von Argyleſhire. Die Holländer faſt im Alleinbeſitze dieſes Fanges. Berechnung der Gefäße und Menſchen, die ſie zum Heringsfang gebrauchen. Ingleichen der Reichthümer, die ſie dadurch gewannen. Vorſchlag eines zur Aufnahme dieſes Fangs in Nord-Schottland zu ziehenden Canals.

Inverary beſitzt indeſſen Eine Quelle von Reichthümern, welche denn auch das Volk beſtmöglichſt zu benutzen nicht ermangelt. Dieß iſt die Heringsfiſcherey auf dem Loch-Fyne. Dieſer Buſen, der ſich mehr denn dreißig Meilen weit aus dem Ocean in das Land hinein erſtreckt, iſt ſeit undenklichen Zeiten wegen ſeiner Heringe bekannt geweſen, die an Güte alle andre, die in den weſtlichen Seen gefangen werden, übertreffen. Der Haſen von Inverary hieß daher vor Alters Slochk Ichopper, das iſt: die Tauſch-Bucht. Auch führt der Burgflecken noch heutiges Tages ein Netz mit einem Hering im Wappen, nebſt der Umſchrift: semper tibi pendeat halec! (Nie mangle deinen Maſchen der Hering!)

Der Heringsfang beginnt gemeiniglich im Julius, und dauert bisweilen bis zum erſten Januar. Er war

grade angegangen, als wir kamen, und alles war voll Leben und Regsamkeit. Unermeßliche Züge von Fischen besuchen den See um diese Jahreszeit. Das Landvolk pflegt zu sagen, er enthalte um diese Zeit zwey Theile Fische und einen Theil Wasser. In dieser einzigen Bucht beschäftigen sich oft fünf bis sechshundert Boote mit dem Fang. In eine Menge Gruppen vertheilt, von ihren flatternden Netzen umgeben, bilden sie ein reizendes bewegliches Gemählde.

Den glaubwürdigsten Nachrichten zu Folge werden hier in manchen Jahren mehr denn zwanzigtausend Fässer, deren jedes zu fünf und zwanzig Schilling angeschlagen wird, gesalzen und versandt.

Ein Theil des Bootes ist mit einem Stück Segeltuch bedeckt, welches den vier Männern, die die Mannschaft ausmachen, zum Obdach dient. Diese Leute leben gewissermaßen während der ganzen Fangzeit in ihren Booten. Sie verlassen sie nur äußerst selten. Die Einwohner von Inverary und den Ufern des Loch bringen zwar den Sonntag zu Hause zu; da aber bey weitem die meisten Boote aus andern Gegenden Schottlands in den Loch kommen, so verläßt die Mannschaft sie fast nie, und lebt, während sie in den Böten wohnt, hauptsächlich vom Hering. Des Nachts wird gefischt; des Tags werden die des Nachts gefangenen Fische ausgeweidet, dann wird geschlafen, oder es werden Celtische Gesänge nach dem Schall der Sackpfeife abgesungen. Jedes Boot gewinnt im Durchschnitt zwischen 40 und 50 Pf., in guten Jahren wol 100 Pf.; abgerechnet noch eine Menge Fische, welche sie für ihre Familien aufheben.

Abends ordnen sich die Böte in eine Linie, welche

faſt queer über den ganzen Loch reicht. Die zuſammengefügten Netze bilden bisweilen eine Kette, welche über hundert Faden lang iſt. Die Heringe ſchwimmen nicht in einer beſtimmten Tiefe; bisweilen zwanzig, bisweilen wol funfzig Faden tief; bisweilen ganz auf dem Boden des Loch. Hieraus erhellet, daß das Glück des Fanges hauptſächlich davon abhängt, daß der Fiſcher die gehörige Tiefe trifft; wie es denn begegnet, daß die Netze des einen Bootes angefüllt ſind, während das nächſte keinen einzigen gefangen hat. Vermittelſt mit Luft angefüllter Blaſen oder ledeener Schläuche werden die Netze ſchwimmend erhalten; die Reife, welche durchhin laufen, ſind mit Pflöcken befeſtigt, mittelſt deren ſie ſie leichtlich in Ordnung bringen können.

Die Netze werden häufig in einen ſtarken Abſud von Eichenrinde eingeweicht, welches hindert, daß ſie im Waſſer nicht ſo leicht verfaulen.

Wenn ſie die Nacht über ſo viel Heringe gefangen haben, als ſie können, ſo weiden ſie ſie aus, werfen ſie in eine Butte, und beſtreuen ſie mit Salz. Dann werden ſie ſo eng als möglich in Fäſſer geſchichtet, abwechſelnd eine Lage Fiſche und eine Lage Salz. Nachdem ſie auf dieſe Weiſe einige Wochen geſtanden, werden ſie wieder in andre Fäſſer verpackt, und ſodann in alle Welt geſchickt.

Dieß iſt nämlich der Fall mit dem bey weitem größten Theil der gefangenen Fiſche. Viele werden indeſſen auch friſch verſandt, nach Glasgow, Stirling und in die meiſten Gegenden des Landes. In der ergiebigſten Fangzeit kommen täglich mehrere hundert Pferde und eine Menge Karren an das Geſtade des Loch, um friſchen

Hering zu holen. Wir aßen dergleichen zu Inverary, der die Nacht vorher war gefangen worden, und fanden ihn vortrefflich.

Ein Faß hält ohngefähr 700 Heringe von der besten Art, 700 von mittlerem Schlage. Sind ihrer noch mehrere, so gehören sie zur schlechtesten Gattung. Die Eingeweide liefern eine beträchtliche Quantität Oeles.

Billig sollten die Heringsfischereyen in den Hochlanden und den Inseln auf jede ersinnliche Weise ermuntert werden, nicht nur in so fern sie eine vortreffliche Schule für Seeleute, sondern auch, weil sie in der That das einzige Mittel sind, wodurch diese unfruchtbaren Gegenden Volksmenge und Wohlstand gewinnen können. Die Armuth des Bodens wird die Verbesserung des Landbaues, der Mangel an Brennholz und die Unmöglichkeit, die erforderlichen Provisionen herbeyzuschaffen, wird die Erweiterung der Manufacturen allezeit nur bis auf einen gewissen, nicht allzufernen Punkt zulassen; wogegen die Fischereyen eine Quelle des Erwerbes sind, die bis ins Unendliche erweitert werden kann. Zu Glasgow, Paisley, und in mehrern Gegenden der niedern Lande giebt es sehr ansehnliche Manufacturen, Quellen unermeßlichen Reichthums für Einige; Quellen des Unterhalts und der Beschäftigung für Hunderte und Tausende; das alles muß jedoch am Ende seine Gränze haben; aber welche Gränze könnte wol der Heringsfischereyen abgesteckt werden, wenn sie nach einem verständigen Plan betrieben würde? Es leidet keinen Zweifel, daß vermittelst einer besonnenen Benutzung dieser einzigen Naturwohlthat in den nackten Hochlanden und den schauerlichen Wildnissen der Hebriden sich größere Reichthümer erwer-

ben ließen, als jemals mittelst der Baumwollenmanufacturen in den Niederlanden erworben werden.

Der Heringsfang ist der eigentliche Erwerb und Handlungszweig, welchen die Natur für diese Gegenden bestimmte. Wird man diesem die Aufmerksamkeit widmen, welche seine Wichtigkeit so sehr verdient, so werden die buchtenreichen Gestade des nördlichen Britanniens dereinst von Menschen wimmeln, denen es an keinem Genusse und keiner Bequemlichkeit des Lebens fehlt.

Daß dem also sey, wird sich deutlich zeigen, wenn man sich die Mühe nehmen will, des Herings wunderbare Wanderungen, und die erstaunlichen Heerzüge, welche diese Ufer besuchen, mit flüchtigem Blick zu überschauen.

Der Hering kann, so wie die Makrele, der Stockfisch, Weißfisch, Kabbeljan und mehrere andre, sehr schicklich ein Zugfisch genannt werden, weil er mit den sogenannten Zugvögeln das gesellschaftliche Wandern sowol, als die Unermeßlichkeit der Anzahl gemein hat. Andere Gattungen von Fischen wohnen und bleiben das ganze Jahr durch an unsern Gestaden; jene hingegen besuchen uns nur zu gewissen bestimmten Jahreszeiten, und treffen Jahr für Jahr in derselbigen Woche, zuweilen sogar an demselben Tage, an unsern Ufern ein.

Als des Herings eigentliche Heymath lassen sich die nördlichen Breiten innerhalb des arktischen Zirkels ansehn. In diesen unzugänglichen Meeren, welche bey weitem während des größten Theils des Jahrs mit Eis bedeckt sind, findet dieser Fisch einen sichern und ruhigen Zufluchtsort vor seinen zahlreichen Feinden; dorthin wagt sich weder der alles verschlingende Mensch, dem die Bewoh-

ner der Erde, der Luft und des Meers zur Beute dienen; noch wagt es kein noch verheerenderer Feind, der Wallfisch, ihn zu verfolgen. Hier jedoch war ihm nicht beschieden, zu bleiben; bestimmt von dem Urheber der Natur, Myriaden geschaffener Wesen zur Nahrung zu dienen, wird er von einem unüberwindlichen Instinct gespornt, seine sichere Heimath zu verlassen.

Um die Mitte des Winters setzt der ungeheure Zug im Norden, dessen Zahl die Einbildungskraft ermüdet, sich in Bewegung, und hat kaum sein eisiges Gebiet geräumt, als Millionen Feinde sich zeigen, um seine Reihen zu verdünnen. Der Sonnenfisch und die Kaschelotte verschlingen Hunderte mit Einem Bissen. Der Porpus, der Grampus, der Stockfisch, der Kabbeljau, alle Gattungen Robben finden hier eine leichte Beute; der gefräßige Hay läßt ab, die eben genannten Fische zu verfolgen, um den schmackhafteren Hering anzufallen; nicht innerhalb seines eigenen Elements beschränkt sich die Zahl seiner Feinde; Schwärme von Seevögeln, welche die Gegenden um den Pol bewohnen, belauern den Aufbruch des Zugs, und richten die schrecklichste Niederlage darinnen an.

So auf allen Seiten belagert, bleibt den wehrlosen Wanderern nichts anders übrig, als sich so enge als möglich zusammenzudrängen, und die äußersten Reihen des Zugs dem Untergange Preis zu geben. Der Hauptschwarm theilt unter einer gewissen Breite sich in zwey gesonderte Züge, davon der Eine westwärts fortrückt, und sich die Küsten von America bis nach Carolina hinunter ergießt; da er dann in der Chesapeak-Bay in solcher Menge erscheint, daß er nicht selten dem Strande selbst zur Last fällt. Die andre Abtheilung wendet sich ost-

wärts gegen Europa zu, und trifft in der Mitte des Mays an den Küsten von Island ein, wo, aller erlittenen Verminderungen ohngeachtet, der ungeheure Phalanx noch immer eine erstaunenswürdige Ausdehnung, Tiefe und Dichtigkeit behauptet, indem der Raum, den sie einnimmt, wenigstens den Ausmessungen von ganz Großbritannien und Irland gleich kömmt. Es ist jedoch dieser ungeheure Schwarm in mehrere Colonnen gesondert, deren jede fünf bis sechs Meilen in die Länge, und drey bis vier in die Breite messen mag; wie denn auch eine jede, nach den Erfahrungen der geübtesten Fischer, von einer Art ungewöhnlich großer Heringe angeführt wird, welche vielleicht in Folge ihres größeren Alters und der Menge von Reisen, die sie gemacht, dazu geeignet sind, den verschiedenen Horden zu Wegweisern zu dienen.

Gemeiniglich schwimmen sie nahe an der Oberfläche, senken sich jedoch dann und wann auf wenige Minuten. Die Anführer derer, welche die Brittischen Reiche besuchen, zeigen sich schon im April und May; der eigentliche Zug hingegen erscheint erst im Junius. Sein Annähern verräth sich durch ein leichtes Kräuseln des Wassers, durch einen leuchtenden Widerschein und durch die Menge Solandgänse und andrer luftiger Verfolger, welche in dem reichen Schmause schwelgen, und vermuthlich in Vereinigung mit den Raubfischen diese Schwärme in die Buchten und Einschnitte jagen, wo sie von den Fischern mit so wenig Mühe gefangen werden.

Denn nicht so bald ist der Zug neben den Shettländischen Inseln angelangt, als bereits neue Feinde seiner harren. Ganze Flotten von Fischerfahrzeugen halten sich, völlig zum Fange ausgerüstet, bereit, an einem be-

ſtimmten Tag in See zu ſtechen; und jede Nacht vom Junius bis zum September werden aus den wandernden Haufen Millionen vielleicht heraus gehaſchet.

Die Shetländiſchen Inſeln, die Erſten, welche den Zug der Heringe unterbrechen, liegen ohngefähr hundert Meilen nordwärts von Schottland, und erſtrecken ſich gegen ſechzig Meilen in die Länge. Durch dieſe Inſeln auseinander getrieben, ſetzen die Fiſche ihre ſüdliche Wanderung in zwey Abtheilungen fort. Die Eine ziehet die Oſtküſte von Britannien herunter, und beſucht nach und nach den Murray Firth, die Küſten von Aberdeen, Angus und Fife, den groſſen Fluß Forth, die Küſte von Scarborough, und hauptſächlich das weit vorſpringende Land Yarmouth, den alten und einzigen Heringsmarkt für England. Sie erſcheinen hier im October, und bleiben bis Weihnacht; einige wagen ſich bis durch den Canal, und berühren gelegentlich die Nordküſte von Frankreich, wo ſie aber bereits dermaßen erſchöpft ſind, daß ſie wenig oder nichts mehr taugen.

Die andre Diviſion ſteuert von den Shetländiſchen Inſeln die Weſtküſte von Britannien hinunter; und dieſe ſind in der Regel gröſſer und fetter nicht nur, ſondern auch ungleich zahlreicher, als an der Oſtküſte. Nachdem ſie die Shetländiſchen und Orkneyinſeln vorbeygekommen, drängen ſie ſich in erſtaunlicher Menge in die Seen, Buchten und engen Canäle der Grafſchaften Sutherland, Roß und Inverneß, welche, nebſt den Hebriden, die eigentliche Station des Brittiſchen Heringsfanges ausmachen, jene ausgenommen an den Küſten von Shetland.

Bisweilen hält ſich der Zug dicht an die ausgedehnte Küſte von Argyleſhire, da er denn jede Bucht und

Bay anfüllt; faſt immer aber den Firth of Clyde, den Loch-Fyne, den Loch-Long und andre Arme der See; ferner an die Küſte von Airſhire und Galloway, bis hinunter zur Spitze des Solway-Firth. Nachdem er ſo die weſtlichen Geſtade Schottlands verſorgt hat, wendet er ſich gegen den Norden von Irland, wo er ſich abermals genöthigt ſieht, ſich in zwey Colonnen zu theilen. Die Eine geht durch den Iriſchen Canal, beſucht die Inſel Man, wo er in großer Menge gefangen wird, und verſorgt gelegentlich die Oſtküſte von Irland, bisweilen auch die Weſtküſte von England bis zum Briſtolſchen Canal hinunter. Der andre Schwarm ſtreift die Weſtküſte von Irland, da er dann, nachdem er einige Seen, hauptſächlich in der Grafſchaft Donnegal beſucht hat, allmählich verſchwindet, und ſich in den unermeßlichen Räumen des Atlantiſchen Meeres verliert.

Wiewol die Endabſicht dieſer wunderbaren Wanderungen wol ohne Zweifel keine andre iſt, als die nördlichen Gegenden Europens und Americas mit Nahrung zu verſorgen, und auf dieſe Weiſe den Bewohnern dieſer Striche für die ſcheinbare Partheilichkeit der Natur für die ſüdlicheren Climate einigen Erſatz zu leiſten: ſo liegt doch die nächſte Urſache unſtreitig in dem Drange des Fiſches, ſeinen Laich in wärmern Gewäſſern, die deſſen Belebung zuträglicher ſind, als die der kältern Zone, abzuſetzen. Mangel an Nahrung, welcherley auch dieſe Nahrung ſeyn mag, kann nicht füglich Schuld daran ſeyn; denn ſie kommen fett und fleiſchicht zu uns, wogegen ſie auf der Rückreiſe gemeiniglich ſehr mager befunden werden. In vollem Fleiſche ſind ſie zu Ende des

Junius, und bleiben so bis zu Anfang des Winters, wo sie ihren Laich abzusetzen anfangen.

So reichlich nun auch dieses Land mit Fischen gesegnet, mit so vielen Vortheilen es auch ausgerüstet worden zur Betreibung dieses Fanges: so ist doch hierinn von den Hochländern bis jetzt nur wenig, und dieß Wenige nur von Privatpersonen, nach einem kleinen Maßstabe, und mit Dranwagung eines unbedeutenden Capitals geleistet worden. Wirklich sind, die wenigen letzten Jahre abgerechnet, unsre vornehmsten Fischereyen, die zum Beyspiel in den Shetländischen Inseln, beynahe ausschließend im Besitze eines Volks gewesen, das von der Natur dazu keinesweges gehörig ausgerüstet wurde. Den Fischereyen an unsern Ufern verdanken die Holländer hauptsächlich ihren Reichthum: jene sind eigentlich das Mittel, wodurch dieß betriebsame Volk zu seinem Wohlstand gelangt ist. Ursprunglich scheinen diese reichen Kaufleute weiter nichts gewesen zu seyn, als arme Fischer, die aus allen Theilen der Welt sich an einem Flecke sammelten, wo man sie ihrem Gewerbe ruhig obliegen ließ. Aus ihren Hütten zu Damsluys stachen sie in See, und betrieben den Fang an unsern Küsten mit musterhafter Betriebsamkeit und mit pünktlicher Befolgung der zweckmäßigsten Verordnungen; verkauften ihre Fische in mehrern Weltgegenden, und brachten eine Menge Bequemlichkeiten, die ihnen selbst abgingen, eine Menge von Waaren, die sie von neuem ausführten, mit sich zurück; so daß ihre Schiffe nie ledig blieben, sondern, wohin sie nur immer gehen mochten, allezeit mit passenden Handelsartikeln beladen waren, ähnlich den Spuhlen in der Hand des Webers, die aus Hand in

Hand fliegen, und immer in Bewegung bleiben, bis an dem Tuch des Stuhles der Gewinn sich zeiget. Beharrend auf ihrer schlichten und arbeitsamen Lebensweise, gedichen diese armen Fischer allmählich zum Wohlstand; ihre dürftigen Hütten erweiterten sich zu bequemen Wohnungen; aus den Wohnungen wurden Paläste; bis endlich mit dem Verlauf von Jahrhunderten aus dem elenden Damsluys das prächtige Amsterdam aufgeblüht war.

Die Nachtheile, womit der Holländer zu kämpfen hat, sind groß; allein der beharrliche Fleiß besiegt jedes Hinderniß, und verwandelt die ödesten Flecke in Wohnungen der Fülle. Sein eigner Boden ist so arm an Erzeugnissen, daß er einen jeden Artikel fast, dessen er zum Betriebe der Fischereyen bedarf, aus dem Auslande ziehen muß. Das Holz zum Schiffbau, das Eisen, der Hanf, das Tauwerk, die Fässer, selbst das Brod wird aus andern Ländern geholt, während Schottland diese Dinge meistens, England aber dieselben sämmtlich hervorbringt. Dazu kommt noch, daß sie, um auf den Standpunkt des Fanges zu gelangen, eine bedeutende Seereise, und zu einer stürmischen Jahreszeit machen müssen, während wir den Fisch vor den Thüren haben. So vieler Vortheile ohngeachtet, die wir vor ihnen voraus haben, sind doch die Holländer bis neuerdings die Einzigen gewesen, die durch diesen Handel gewonnen haben.

Nach Walter Raleigh verkauften die Holländer im Jahr 1603 an verschiedene Nationen so vielen Hering, daß der Werth davon sich auf 1,739,100 Pf. belief. Im Jahr 1613 liefen 2000 Bursen und 37000 Fischer auf den Heringsfang aus. Im Jahr 1618 be-

ſchäftigten ſich nicht weniger denn 3000 Bunſen und 50000 Menſchen mit dem Fange, 9000 Fahrzeuge über und 150000 Menſchen mit dem Transport und Verkauf der Fiſche. So vermehrten unſre betriebſamen Nachbarn die Zahl ihrer Schiffe und Seeleute, verſorgten die halbe Welt mit Nahrungsmitteln und bereicherten ſich auf unſre Koſten *).

Die Shetländiſchen Inſeln waren die eigentliche Station des Fangs. Die Art und Weiſe, wie er hier betrieben wurde, beſchreibt Maſon ausführlich.

Vom Texel bis nach Brafound in Shetland ſind über 230 Seemeilen. Hieher begaben ſich um den 20ſten Junius, zu Maſon's Zeiten, wenigſtens 2000 Fi-

*) Nach Monſon's, Raleighs's, O' Brian's und andern genauen Berechnungen iſt die Zahl der von den Holländern an andre Nationen verkauften Heringe erſtaunenswürdig. Bloß in vier Provinzen innerhalb des Sundes, nach Königsberg, Elbing, Stettin und Danzig verkauften ſie, laut authentiſcher Auszüge aus den Zollregiſtern, jährlich zwiſchen 30 und 40000 Laſten, die mehr denn 600000 Pf. werth waren.

Nach Dännemark, Norwegen, Narva, Schweden, Reval und andern innerhalb des Sundes gelegenen Orten ſandten ſie jährlich [illegible] Laſten, am Werth [illegible] Pf. Nach Rußland 150 Laſten, am Werth 27000 Pf. Die Elbe hinauf ſchickten ſie jährlich [illegible] Laſten, werth [illegible] Pf. Nach Cleve, Jülich, Bergen, Frankfurt, Cöln, und andern Gegenden Deutſchlands 22000 Laſten, werth 440000 Pf. Nach Geldern, Artois, Hainault, Brabant, Flandern, 8 bis 9000 Laſten, werth 160000 Pf. Nach Rouen in der Normandie 500 Laſten, werth [illegible] Pf.

So viele tauſend Laſten an unſern Küſten gefangener Fiſchen verkauften die Hollander, und ſo viele hunderttauſend Pf. verdienten ſie daran, während wir kaum 130 Laſten verkauften, und kaum 3000 Pf. daran verdienten.

scherfahrzeuge. Am 24sten stachen sie in See; nicht früher, unter schwerer Strafe, weil der Hering zu dieser Zeit noch nicht zum Einsalzen taugt.

Am 24sten Junius aber wetteifern alle diese Gefäße, um die nächste beste Heringsbank ausfindig zu machen. Nicht so bald haben sie ihre volle Ladung, als sie nach Holland zurückeilen, wo die Ladung sofort gelöschet, umgepackt und in die Ostsee und andre Gegenden der Welt verführt wird. Ohne Zeitverlust versorgen die Bunsen sich nochmals mit Salz, Fässern und Proviant, eilen, die verlassene Bank wieder aufzusuchen, füllen sich baldmöglichst wieder, und kehren ins Vaterland zurück, die Ladung wieder abzusetzen. Sie thun das in der Regel zu dreyenmalen während einer und derselben Fangzeit. Man rechnet, daß jede Bunse wenigstens hundert Lasten fange, welches, die Last nur zu 10 Pf. angeschlagen, für jedes Fahrzeug tausend Pf. abwirft.

Eine Menge kleinerer Gefäße, Yawgers genannt, welche Salz, Fässer und Proviant führen, begleiten gemeiniglich die Fischer-Flotte und tauschen von ihnen Heringe ein, welche sie des geradesten Weges in die Ostsee bringen.

Ich würde mit der Beschreibung dieses wichtigen Geschäftes mich nicht so lange aufgehalten haben, angesehen es von mehrern und mit dem Gegenstand genauer bekannten Personen bereits der Länge nach geschehen, wenn ich es nicht jedem Freund des Vaterlandes obliegend glaubte, bey jeder Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Publici auf diesen Quell des Nationalwohlstandes zu lenken. Patriotische Männer und Gesellschaften haben die Wichtigkeit desselben begriffen, auch mehreremale

einen ſo ergiebigen Erwerbzweig zu ermuntern geſucht; allein es hat bis jetzt noch an der nöthigen Beharrlichkeit gemangelt. Herrn Knox, deſſen eifrige Mühwaltungen in dieſem Fache bekannt ſind, hat das Land Urſache, ſich höchlich verpflichtet zu achten. Er legte den Grund zu der Geſellſchaft für die Aufmunterung des Fiſchfanges, welche hoffentlich dereinſtens eines gewünſchten Erfolges ſich wird zu erfreuen haben. Seine genaue Ueberſicht des Brittiſchen Reichs wird dem wißbegierigen Leſer über dieſen Gegenſtand alle erforderte Befriedigung gewähren.

So lange ich den Leſer auch ſchon an den Geſtaden des Loch-Fyne aufgehalten habe, ſo kann ich doch nicht umhin, auch noch des Canals Crinan zu gedenken, der mit jenem Loch nicht nur, ſondern auch mit der Aufnahme des Heringfanges aufs genaueſte zuſammenhängt. Dieſer für das ganze Königreich nicht weniger, als für die Hochlande inſonderheit höchſt wichtige Canal, der, ſo viel ich weiß, zuerſt von Herrn Knox vorgeſchlagen worden, iſt beynahe fertig, leider aber aus Mangel an Gelde ſeit einiger Zeit wieder liegen geblieben. Es iſt jedoch zu hoffen, daß das Werk in kurzem wieder werde vorgenommen werden. Ein Schiff, das aus irgend einem Hochländiſchen Hafen, z. B. aus Oban, ausläuft, um ſich in die Clyde, den großen Markt für alle Hochländiſche Producte, zu begeben, muß rund um den Mull von Cantyre herum ſteuern, eine ſchmale Halbinſel, welche vierzig Meilen von dem Schottiſchen Hauptlande in ſüdlicher Richtung fortſtreicht, bis ſie ſich der Grafſchaft Antrim in Irland bis auf zwanzig Meilen nähert. Die Entfernung von Greenock bis zu dem Vorge-

birge oder Mull beträgt über sechzig Meilen in einer südwestlichen Richtung; berechnet man aber den ganzen Strich, den die Schiffe halten müssen, die Inseln, denen sie ausweichen müssen, die Lagerwälle, das Umlegen und Laviren, was die widrigen Winde veranlassen: so muß jede Seereise von Greenock bis zum Mull von Cantyre im Durchschnitt zu achtzig Meilen angeschlagen werden. Grade wieder, oder wenigstens beynahe so viel Meilen müssen die Schiffe sodann an der andern Seite des Vorgebirges machen, ehe und bevor sie unter die Breite von Greenock gelangen; welches dann für jedes Fahrzeug, das aus den westlichen Hochlanden in die Clyde reiset, eine Extrafahrt von 120 Meilen, oder von 240 nord- und heimwärts giebt. Nun ist klar, daß derselbe Wind, der ihre Fahrt bis zu dem Mull begünstigte, nach Umschiffung des Mull ihnen zuwider wird; sie müssen also entweder beylegen, oder, wenn sie ein Boot unter den Füßen haben, in einer schweren See, mehrere Tage lang, am Firth der Clyde sich mit Rudern forthelfen, ehe sie den gewünschten Hafen erreichen. Haben sie hier ihre kleine Ladung von Häuten, Rinde und Fischen abgesetzt, so warten ihrer auf der Heimreise dieselben Schwierigkeiten und Gefahren. Wer die beynahe unaufhörlichen Windstöße, die Lagerwälle, Inseln, Felsen, Sandbänke und Ströme bedenkt, die auf diesem langweiligen Wege vorkommen, wird einsehn, daß eine solche Fahrt, abgesehen auch von dem Zeit- und Geldverlust, der von ihr unzertrennlich ist, diesen armen Eingebohrnen, deren jährlich mehrere auf ihr umkommen, sehr theuer zu stehen kommt.

Wenn nun der Leser einen Blick auf den Loch-Fyne

in der Karte wirft, so wird er da, wo der Loch sich ostwärts wendet, einen kleinen vorspringenden Arm, Namens Loch-Gilp, diesem gegenüber aber, in dem Sund von Jura, einen andern Arm finden, Namens Loch-Crinan. Die Entfernung zwischen beyden Armen beträgt nur fünf Meilen, und durch diesen Isthmus soll der Canal gegraben werden. Offenbar wird derselbe, wenn er dermals einst sollte fertig werden, den Gefäßen, die aus den westlichen Hochlanden in die Linde kommen, nicht nur einen guten Theil Zeit, er wird ihnen auch alle Gefahren und Unbequemlichkeiten ersparen, die von der Umsegelung des Mull von Cantyre unzertrennlich sind. Er würde, um eine etwas kühne Vergleichung zu wagen, für die Hochlande ein eben so großer Erwerb seyn, wie das Durchstechen des Isthmus von Suez für ganz Europa. Das Werk ist nach einem großen Maahstabe angefangen, indem es sechzig Fuß Breite hält, und zwölf Fuß Tiefe. Die Kosten sind zu ohngefähr 80,000 Pf. angeschlagen worden.

Der Gemeingeist der Unternehmer ist gewiß höchlich zu loben; doch wäre zu wünschen, das Werk sey ein Nationalunternehmen gewesen, und es würde auf die Fahrzeuge, die den Canal bereisen, kein größerer Zoll gelegt, als erfordert wird, ihn im Stande zu halten; denn so annehmend nützlich das Werk auch für die Hochlande seyn wird, so dürfte doch die Zahl der Fahrzeuge, die sich sein bedienen, wenigstens zu Anfang nicht sonderlich groß seyn; wollte man also nur einen mäßigen Zins von den angelegten Capitalien gewinnen, so müßte ein hoher Zoll angelegt werden; ein höherer, wie es scheint, als die meisten Hochländischen Boote aufbringen können. In

der That würden die meiſten Gefäße, die den Canal befahren, weiter nichts als kleine Böte ſeyn, die zu und von der Clyde reiſeten, und deren jedes etwa für zwanzig Pf. Fracht führen möchte. Das Geld aber iſt für dieſe armen Leute ein ſo wichtiger Gegenſtand, daß ſie, um eine Abgabe von fünf Schillingen zu ſparen, lieber die Reiſe um den Mull von Cantyre wagen würden.

Die Hochländiſchen Canäle müßten, ſo wie die Hochländiſchen Straßen, öffentliche Werke ſeyn. Sollten die Hochländiſchen Heerſtraßen durch einen Zoll erhalten werden, ſo müßte, glaub' ich, eine halbe Krone oder fünf Schilling auf das Pferd gelegt werden, um die Zinſen des ausgelegten Capitals zu retten, ſo gering iſt die Zahl der Reiſenden in dieſen Gegenden; gleichwohl ſind gute Heerſtraßen durchaus nothwendig*). Anſtalten dieſer Art liegen ohne Zweifel der Nation ob, und würden für dieſe eine Ausgabe ohne Bedeutung ſeyn.

Ich glaube dieſer langen Abſchweifung halber keine Entſchuldigung zu bedürfen. Leſer, welche dieſe Dinge nicht intereſſiren, können ſie überſchlagen.

*) Wie wenig auf dieſen Straßen gereiſet wird, erhellet daraus, daß uns in den erſten drey Wochen unſrer Hochländiſchen Wanderungen auch nicht ein einziger Reiſender weder zu Pferde noch zu Wagen begegnete.

VIII.

Abreise nach Oban. Milde Gegend. Sparsamkeit der Feurung. Ansicht des Loch Awe. Besuch beym Pfarrer zu Glenorchay. Mineralien der Gegend. Kirche und Kirchhof. Eine Familie von Grobschmieden. Gewissenhaftigkeit des Pfarrers Studien. Sitten. Lachsfang. Aberglaube. Leichentänze. Hochländisches Frühstück. Hochländisches Leibschloß. St. Connans Quell. Schloß Kilchurn. Der Hochländische [illegible]. Bera, eine Sage. Die Insel Inishail. Gefährliche Straße. Regengüsse. Bergfall. Eisengießerey zu Bunaw. Dorf Taynuilt. Ende der Tagereise.

Nachdem wir zu Inverary alles Merkwürdige in Augenschein genommen, brachten wir den Abend bey Herrn Mac Gibbon zu, dessen Gefälligkeit und Hospitalität wir nicht unerwähnt lassen dürfen. Am vierzehnten frühe reisten wir nach Dalmaly ab, das an der Spitze des Loch-Awe, sechzehn Meilen von Inverary, liegt. Unsre Absicht war, nach Oban zu gehn, und wir hätten zu Port Sonachan schon den See mit einer Fähre passiren können, wodurch wir etwas Zeit gewonnen haben würden; allein wir wünschten, etwas mehr von diesem schönen See zu sehen, der uns als der Nebenbuhler des Loch-Lomond geschildert wurde.

Der erste Theil des Wegs ging durch des Herzogs Pflanzungen, und war angenehm; drey Meilen ohngefähr von Inverary stürzt sich der Ary über rauhe Felsen

herab, was einen feinen Wasserfall bildet. Er fühlt ganz nahe an der Heerstraße. Gegenüber einem Thorweg, der zu dem Fall führt, liegt eine Hütte, worinn eine Art von Thürhüter wohnt. Grade oberhalb des Falls ist eine hölzerne Brücke quer über den Fluß geworfen, welcher Bequemlichkeit wir uns denn bedienten, um von der andern Seite einer neuen und sehr schönen Ansicht des Falles zu genießen. Man sagte uns, daß der Herzog willens sey, hier einen Tempel oder eine Grotte anzulegen, aus welcher man die Cascade mit Bequemlichkeit sehen könne.

Ohnfern des Wasserfalls verließen wir des Herzogs Pflanzungen, da dann die Gegend einige Meilen hindurch nichts Anziehendes zeigte. Die Berge sind im Ganzen nackt und öde. Das Schaafvieh hat in dieser Gegend das Hornvieh verdrängt, und soll mehr einbringen. Die einzigen Wohnungen, die wir sahen, waren die Hütten der Hirten. Der Rauch, der aus ihren Thüren hervordrang, diente freilich nicht, von der Zierlichkeit drinnen und von der Reinigkeit der Luft, die ihre Bewohner einathmen, uns einen glänzenden Begriff zu geben.

Zu **Inverary** brennen die meisten Einwohner Kohlen, die sie hauptsächlich mittelst des Loch-Fyne aus der Nachbarschaft von Glasgow ziehen. Hier aber, wie denn freilich in den meisten Gegenden der Hochlande, ist der Torf das einzige Brennmaterial; daher in nassen Sommern, wo der Torf entweder überall nicht trocknet, oder, wenn er auch trocken geworden, doch des eingeweichten Bodens halber nicht eingebracht werden kann, die Noth der Einwohner sehr groß wird. Dieß war vornehmlich der Fall im Sommer 1797, wo auch äus-

ſerſt wenig Torf eingebracht werden konnte. Die Reichern kauften Kohlen zu Inverarn zu einem ſehr hohen Preiſe; die Armen aber kamen aus Mangel dieſer unentbehrlichen Winterproviſion in das ängſtlichſte Gedränge. Viele ſahen ſich genöthigt, das bischen Hausrath, was ſie hatten, zu verbrennen, um nur ihre Speiſen zubereiten zu können.

Acht Meilen ohngefähr von Inverarn fiel von einer Anhöhe herab der Loch-Awe uns zum erſtenmal in die Augen; unſre Erwartungen wurden nicht getäuſcht; denn wirklich ſtehet dieſer See keinem andern nach als dem Loch-Lomond. Die Ufer, neben welchen die Heerſtraße von nun an fortläuft, beſtehen aus ſteilen, ſehr ſchön beholzten Bergen. Seine glatte Oberfläche wird von Inſeln unterbrochen, deren manche mit mahleriſchen Ruinen prangen. Der Loch-Awe hält ohngefähr dreißig Meilen in die Länge, hin und wieder zwey, im Durchſchnitt jedoch nur Eine Meile in die Breite. Sein Bette iſt mehr denn 108 Fuß über die Meeresfläche erhaben. Außer einer großen Anzahl Bäche und Ströme, die auf beyden Seiten von den benachbarten Hügeln in ihn fallen, empfängt er noch an jedem Ende einen bedeutenden Fluß, und ergießt ſich ſeitwärts neben einem Ort, Namens Bunnau, in den Loch-Etive, einen nordwärts ſtreichenden Seearm. Er hat einen Ueberfluß an Lachſen, Forellen und Reutel; auch enthält er eine Menge Aale, die aber der gemeine Mann in den Hochlanden verabſcheut, weil er ſie für Waſſerſchlangen, und daher zur menſchlichen Speiſe untauglich hält.

Der Gaſthof zu Dalmaly iſt in Betracht der Lage bedeutend genug. Lord Breadalbane, dem er zuge-

hört, und der auf alle erdenkliche Weise für die Bequemlichkeit der Reisenden sorgt, vermiethet das Haus zu einem höchst billigen Preise.

Aus diesem Gasthofe giebt es ostwärts eine Aussicht auf den Glenorchay, ein feines, mäßig bewaldetes Thal, durch welches sich der Fluß Urchay ohngefähr vierzehn Meilen weit fortwindet und in das östliche Ende des Loch-Awe fällt.

Nach dem Frühstück beschlossen wir, Herrn Dr. Mac Intire, den Pfarrer von Glenorchay, zu besuchen. Kirche und Pfarrhof liegen auf einer anmuthigen kleinen Insel im Flusse Urchay, dem Gasthof zu Dalmaly gegenüber. Wir hatten nicht das Glück, den würdigen Pfarrherrn zu Hause zu finden; wurden aber von seinem Sohn, Alexander, dem Pfarrer eines benachbarten Kirchspiels, und von dessen Schwester, einer Dame von der feinsten Bildung und vorzüglich guten Kenntnissen, aufs gastfreundlichste empfangen. Letztere bewirthete uns mit einer Hochländischen Beeren-Creme, die wir vortrefflich fanden. Die Beeren waren die Frucht des Bilbeerstrauchs (Vaccinium myrtillus), welcher fast überall in den Hochlanden im größten Ueberflusse wächst, und mit Zucker eingemacht, eine Conserve giebt, welche keiner andern, die aus unsern Gartenfrüchten bereitet wird, im geringsten nachsteht.

Miß Mac Intire vernahm nicht so bald, daß auch die Mineralogie zu den Gegenständen meiner Reise gehöre, als sie aufs gefälligste mehrere Proben von Mineralien für mich auslas, die in den benachbarten Hügeln waren gesammelt worden. Darunter befanden sich einige schöne Felskrystalle, mehrere große Stücke Talk, einige Petre-

facte, unter andern eine versteinerte Kartoffel. Zugleich mit den Mineralien schickte sie mir einige Proben eines sehr reichen Bleyerzes, die im Acker, ganz nahe bey dem Pfarrhause, waren gefunden worden. Außer den jetzt erwähnten Mineralien, deren einige hier sehr gemein sind, hat man auch Asbest, Kobolt und einen sehr schönen Jaspis in kleinen Massen zwischen den Felsen und Bergen gefunden. Die Insel, worauf die Pfarrwohnung liegt, besteht aus einem Fels von bläulichtem Kalkstein, durchsprengt mit kleinen Glimmerblättchen und Adern von Kalkspath; dieselbe Art Kalkstein sieht man auch an mehreren Orten um Dalmaly herum, gemeiniglich liegt ein Lager von Glimmerschiefer darüber. Die benachbarten Hügel bestehen hauptsächlich aus Granit.

Die Kirche zu Glenorchay ist alt und ziemlich in Verfall. Auf dem Kirchhofe sieht man mehrere Leichensteine, die aus einer Art Topfstein gehauen sind, und mit Figuren von Kriegern prangen, deren einige mit Speeren bewaffnet sind, andre mit Schwertern mit doppeltem Griffe. Man hält sie für Denkmale der Macgregors, die in dem Thale Glenorchay Eigenthum und Wohnsitze hatten.

Unter mehreren Gräbern siehet man eines, das der Familie Mac-Nab gehört, einem Geschlecht von Grobschmieden, die seit dem Jahr 1440 in dieser Gegend gewohnt und alle demselbigen Gewerbe obgelegen haben. Hammer, Zange und andere Handwerksgeräthe sind ziemlich grob auf den Grabstein geschnitzt. Ein Abkömmling der Familie lebt noch jetzt auf einer Anhöhe im Süden des Thals, und besitzt, wie uns gemeldet wurde, eine handschriftliche Sammlung mehrerer Gedichte des

Ossian und andrer Celtischen Barden in der ursprünglichen Sprache, die von einem seiner Vorfahren ist verfertigt worden. Einer seiner Voreltern ward zuerst durch Sir Colin Campbell von Loch-Awe hieher gebracht, um Waffen und Rüstungen, nebenher auch andre Schmiedearbeit zu verfertigen. Von der Zeit an hat seine Nachkommenschaft nicht aufgehört, auf demselbigen Fleck, worauf ihr Ahnherr sich angebaut, desselbigen Berufes zu pflegen.

Als jeder Hochländer noch Soldat war und die Waffen trug, mußte ein tüchtiger Schmied nothwendig ein Mann von Bedeutung seyn. Unter den wenigen mechanischen Künsten, die unter einem so einfachen Volk im Schwange gingen, war die des Waffenschmiedes die umfassendste, und die Nachfrage nach seiner Arbeit allgemein. Mit der Zunahme der Sittenverfeinerung verfiel das Ansehn des Schmiedes. Vom Waffenschmiede mußte er sich zum Beschlagen der Pferde herablassen und zu andern noch geringfügigeren Arbeiten, die doch auch in diesen Gegenden so selten vorkommen, daß dieser ehrwürdige Jünger des Vulcans vielleicht nicht einmal anständig leben könnte, wenn er nicht auch einen Pachthof besäße und Ackerbau triebe. Er verfertigt jedoch noch immer recht gute Hochländische Dolche.

Der Herzog von Argyle ist Patron der Pfarre, deren jetziger Inhaber versichert, daß in keinem Theil des Königreichs das Patronat mit so zarter Aufmerksamkeit auf die Rechte der Erben sowohl, als der Kirchspielgenossen verwaltet werde, als in dieser Gegend. Man weiß sich nicht zu erinnern, daß der Mehrheit der Eingepfarrten jemals ein Subject sey aufgedrungen worden, den folgenden

Fall ausgenommen, welchen ich seiner Sonderbarkeit halber aus Herrn M'c Intire's statistischem Bericht ausziehen will.

Zur Zeit der Revolution, als der Presbyterianismus in Nord-Britannien wieder gesetzlich eingeführt wurde, war ein gewisser Dugald Lindsay bischöflicher Pfarrer zu Glenorchan. Herr Lindsay weigerte sich, zu conformiren. Aufgefordert demnach von der Synode von Argyle, that der Patron einem presbyterianischen Candidaten in der Grafschaft Perth, den Antrag, Prediger zu Glenorchay zu werden. Der Candidat nahm den Ruf an, und kam zu Ende der Woche in das Kirchspiel, konnte aber weder ein Haus finden, das ihn hätte aufnehmen, noch einen Menschen, der ihn hätte willkommen heißen wollen. In dieser Verlegenheit nahm er seine Zuflucht in das Haus desselbigen Mannes, den er zu verdrängen kam, und ward mit einer Herzlichkeit und Leutseligkeit empfangen, wie sie dem Prediger des Evangelii geziemet. Das ganze Kirchspiel war in Gährung. Leute von allen Altern und Ständen versammelten sich Sonntags lange vor der gewöhnlichen Stunde des Gottesdienstes auf dem Kirchhof. Ein allgemeines Murmeln des Unwillens erhob sich, als man den Fremden, begleitet von dem eigenen geliebten Prediger, ankommen sahe. Zwölf bewaffnete Männer umringten den bestürzten Candidaten mit gezuckten Schwertern. Zwey Sackpfeifer spielten den Todtenmarsch. Ungerührt durch die Vorstellungen und die flehenden Bitten des ehrwürdigen Lindsay, schleppten sie den Gefangenen bis an die Gränze des Kirchspiels und der Grafschaft. Hier mußte er mit gebogenen Knieen heilig angeloben, daß er nie weder

das Kirchspiel beschreiten, noch wegen der Vorfälle des Tags jemanden beunruhigen wolle. Nun ließ man ihn in Frieden ziehen, und er hielt sein Wort. Die Synode wüthete; die Zeit jedoch kühlte ihren Eifer. Der Patron war nachsichtig, und der Pfarrer der Liebe seiner Heerde äußerst würdig. Länger noch denn dreißig Jahre nach jenem stürmischen Vorfall blieb Herr Lindsay ruhig im Besitze seiner Stelle.

Da das Land, abgesehen von dem Thal Glenorchay, sehr hüglicht ist, und sich besser für die Schaafzucht, als den Ackerbau schickt, so beschäftigen die Einwohner in der Nähe des Loch-Awe sich größtentheils mit der Erstern. Es baut jedoch ein jeder Hauswirth auch etwas Hafer und Gerste, wovon jener nur drey bis vierfältig, letztere aber wohl sechs bis siebenfältig lohnt. Die Kartoffeln gedeihen vortrefflich, und geben für einen Scheffel wol zwölf bis zwanzig wieder. Neun Monate des Jahrs nähren die mittlern und niedern Volksklassen, welche vor ihrer allgemeineren Einführung, die noch nicht gar lange her ist, auf einem dem Kornbau so wenig zuträglichen Boden die Hälfte des Lebens in Mangel und Hunger dahinschmachten mußten, sich hauptsächlich von dieser wohlthätigen Wurzel. Die Pachtpreise haben sich seit vierzig Jahren verdoppelt und an einigen Orten verdreyfacht, gleichwol stehen sich die Pächter in dieser Gegend besser, als anderswo in den Hochlanden, indem Lord Breadalbane durch verlängerte Pachttermine, ohne welche für den Pächter an keine vortheilhafte Verbesserung zu denken ist, seine Unterfassen nicht wenig aufmuntert. Der Lohn der Leute, die in der Haus- und Feldwirthschaft gebraucht werden, hat sich seit funfzig

Jahren nach und nach vervierfacht. Ein männlicher Dienstbote, der im Hause wohnt und ißt, bekömmt fünf bis zehn Pf., ein weiblicher zwey bis vier Guineen.

Ein großer Theil der Einwohner an den Ufern dieses Sees beschäftigt sich mit dem Fischfang. Ein wenig unterhalb Dalmaly, an einem Ort, Namens Catnish, wird eine Menge Lachs in dem Urchay gefangen; und zwar auf folgende Art. Ein Fels läuft queer über das Bette des Flusses von einem Ufer beynahe bis zum andern. Er ist so hoch, daß wenig Fische über den Strom springen können, der nach heftigen Regengüssen mit Ungestüm in den Pfuhl hinunterstrudelt. Indem nun die Lachse hinüberzuspringen versuchen, fallen viele von ihnen in einen queerüber befestigten Korb, woraus sie nicht wieder entwischen können. Eine andere und ergiebigere Art des Fanges ist diese. Am Rande des Flusses ist eine Oeffnung zwischen dem Felsen und dem Ufer. Hier wird ein aus Weidenruthen geflochtnes Pförtchen angebracht, das nach Belieben geöffnet und geschlossen werden kann. Mehrere Ruthen oberhalb des Eingangs wird der Strom auf eben die Art verrammelt. Ist nun das Wasser hoch und trübe, so wird der Fisch unten eingelassen; glaubt der Fischer deren genug zu haben, so verschließt er die Thür des Gefängnisses, und zieht mit seinem Lachseisen die Fische mit Muße heraus. Ganze Schocke werden auf diese Weise bisweilen in Einem Tage gefangen.

Die alten Leute in dieser Gegend reden bloß Gaelisch, wogegen die Jungen meistens auch etwas Englisch sprechen, was sie in der Schule gelernt haben. Merkwürdig ist, daß das Englische in den Hochlanden mit

weit mehr Reinigkeit und Correctheit geredet wird, als im Süden von Schottland, und ganz ohne den Accent der Niederländer. Der Aberglaube kömmt nach und nach in Vergessenheit, zumal wo aufgeklärte und wohlgesinnte Prediger sich die Mühe geben, ihn auszurotten, was denn vorzüglich des Pfarrers zu Glenorchan Augenmerk ist. Freilich glauben darum doch die Meisten noch an Hexen und Gespenster. Mancher grüne Fleck Ackers wird einem gewiesen,

Wo unter Birkenschatten nach wie vor
Das leichte Volk der Elfen sich versammelt;
Nie wagt die Melkerin die Milch zu sahnen,
Daß nicht dem luftgen Schwarm sein eigner Napf
Gewidmet würde. Nachts, wenn alles schläft,
Wird dann die süße Kost geschlürft, derweil
Manch muntres Lied die luft'gen Sänger schwirren.

In einigen Gegenden des Landes sind die Leichentänze noch im Schwange. Diese nehmen am Abend des Todesfalls den Anfang. Die sämmtlichen Nachbarn gehorchen der Einladung. Nach dem Takt einer feyerlich melancholischen Weise, die den Namen der Wehklage führt, wird der Tanz von den nächsten Anverwandten begonnen, da dann die meisten Anwesenden nach und nach mit einfallen. Dieß wird jeden Abend wiederholt, bis der Todte beerdigt ist. Es kann seyn, daß die Nachbleibenden mit diesen Tänzen ihre Freude darüber ausdrücken wollen, daß der Freund aus dem Thal des Jammers und der Thränen in ein besseres Daseyn übergegangen sey. Wir finden, daß die meisten rohen Nationen

bey fröhlichen sowol als trauervollen Ereignissen ihren Empfindungen durch Tanz und Musik Luft gemacht haben. Mit Gesang und Reigen feyerten sie den Tod ihrer Krieger, und ermunterten einander auf diese Weise, mit unerschütterlicher Standhaftigkeit das Gleiche zu erdulden. Unsre Denk- und Empfindungsweise zwar empört sich dagegen, den Kummer durch den Tanz ausdrücken zu wollen; an sich liegt jedoch nichts widersinniges darin, so wenig als daraus auf einen Grad von Rohheit und Ruchlosigkeit geschlossen werden darf. Weit weniger zu vertheidigen ist die unschickliche Sitte des Saufens, welches die Hochländer bey ihren Leichenbegängnissen betreiben. Selten oder niemals wird eine Nachbarschaft in ähnlichen Fällen zusammentreten, ohne ihre Lebensgeister vermittelst des Whisky, des Lieblingstranks der Gegend, zu einer ungewöhnlichen Höhe hinanzuschwellen. Folgende Anekdote ist mir von einem Augenzeugen erzählt worden.

Ein Handwerker, der aus Oban gebürtig, eine Zeitlang aber zu Inverary seinem Gewerbe nachgegangen war, erkrankte und starb an letzterem Orte. Auf sein Begehren ward sein Körper von seinen Freunden auf den Weg nach Oban gebracht, um dort begraben zu werden. Auf einem Hügel zwischen Inverary und Oban, grade oberhalb des Hafens Sonachan, begegneten ihnen die Verwandten des Verstorbenen aus Oban, um den Leichnam ihres Angehörigen entgegen zu nehmen. Die Letzteren hatten sich mit einem tüchtigen Vorrath von Whisky versorgt, da denn von beyden Seiten so herzhaft gezecht ward, daß, ehe und bevor sie aus einander gingen, statt einer Leiche mehr denn vierzig den Hügel hinabgetragen wurden,

welche freilich ſämmtlich, die Eine wahrhaft entſeelte ausgenommen, den Tag darauf wieder von den Todten auferſtanden.

Hier ſowol, als in manchen andern Gegenden der Hochlande, iſt ein Glas Whisky das Erſte, was man des Morgens zu ſich nimmt. Möge man deſſen noch ſo ungewohnt ſeyn, man muß es ſich belieben laſſen; denn der Hochländer würde glauben, der Pflichten der Hoſpitalität ſehr ſchlecht wahrzunehmen, wenn er ſeinen Gaſt unbenetzt von ſich ließe.

Ueberhaupt iſt in den Hochlanden das Frühſtück die Hauptmahlzeit. Gewohnt, den Tag über zwiſchen den Bergen herumzuſchwärmen, zu ſchießen oder zu jagen, denkt ein hochländiſcher Gentleman ſelten an das Mittagsmahl. Daher wird zum Frühſtück reichlich aufgetiſcht, und zwar von kräftiger, derber Koſt, die den Tag über zur Noth vorhält: Thee, Haferkuchen, Haferzwieback (Weizenbrod kömmt ſeltener vor), Butter, Käſe, Eyer, getrocknet Rindfleiſch, geſottener Lachs (der hier zu Lande Keppol heißt), Schinken, Zungen, Marmelade, Honig und friſcher Hering, wo dergleichen zu haben iſt. Ueberall, wo man einſpricht, wird man mit gebrannten Waſſern bewirthet, ausgenommen in den ärmern Hütten, wo auch Milch gereicht wird. Dieſe Hütten ſind gemeiniglich ſehr armſelige Wohnungen. Sie werden von runden Steinen ohne einigen Mörtel aufgeführt, und mit Raſen, bisweilen mit Heyde gedeckt. Gemeiniglich, jedoch nicht immer, ſind ſie durch eine niedere Wand in zwey Gemächer getheilt, deren hinteres, das zugleich das größere iſt, der ganzen Familie zum Wohn- und Schlafgemach dienet. In der Mitte dieſes Verſchlags, platt auf

der Erde, befindet sich das Torffeuer, über welchem vermittelst eines Hakens der Topf hängt, worin das Essen bereitet wird. Um dem Rauch einen Ausgang zu verschaffen, wird bisweilen im Dach eine Oeffnung gelassen, die aber des Regens halber nicht grade über dem Feuer seyn darf; daher denn auch der Rauch, nachdem er jeden Winkel der Hütte ausgefüllt, lieber zur Thür, als zu jenem Loch hinauszieht. Kein Mensch, der nicht von Kindheit auf daran gewöhnt wurde, kann daher auch in diesen Hütten ausdauern. Der andre Verschlag, der mit dem jetzt beschriebenen einerley Eingang hat, dient dem Horn- und Federvieh zum Aufenthalt, es wäre denn, daß das letztere sich hätte belieben lassen, mit der Familie zusammenzuwohnen und zu schlafen.

Zu Dalmaly sahen wir zum erstenmal eine Frau, die ihr Kleid mit einem breiten silbernen, zirkelrunden Leibschloß, das drey Zoll im Durchmesser hielt, befestigt hatte. Im Verfolg unserer Reise hatten wir Gelegenheit, deren mehrere zu sehn. Sie sind vor langer Zeit aus dem Silber, das man in den Hügeln fand, oder aus dem Bley des Landes ausschied, verfertigt worden.

Ohngefähr eine Viertelmeile ostwärts von dem Gasthofe zu Dalmain liegt der Brunnen des heiligen Connan, dessen Wasser auffallend leicht und rein ist, jedoch mit keinem Mineral angeschwängert zu seyn scheint. Sanct Connan war der Schutzheilige der Gegend. Er lebte in der Nähe der Quelle, und segnete sie. Nahe dabey lebte vor ohngefehr 25 Jahren auf einer Anhöhe, in einer demüthigen Hütte, ein armer alter Mann, der hauptsächlich durch St. Connan's Brunn unterhalten wurde. Den ganzen Tag saß er an der Thür seiner

Hütte, allezeit bereit, den Vorübergehenden einen frischgeschöpften Trunk aus seinem Lieblingsquell zu reichen, wofür er dann gewöhnlich eine kleine Erkenntlichkeit empfing. Es ist beynahe unglaublich, welche Menge Wassers er während der vier und vierzig Jahre, die er neben dem Quell gelebt, täglich getrunken haben soll. Er klagte nie, und erreichte das sechs und achtzigste Jahr im vollen Besitze seiner Seelenkräfte. Den Abend, ehe er starb, sahe man ihn noch, wie gewöhnlich, aus dem Quell trinken, allein seine Lebensweise, die ihn vor Krankheiten sicherte, konnte ihn gleichwol nicht vor dem Tode schützen. Er begab sich in seine Zelle, und ward Tags darauf todt in seinem Bette gefunden. Wenige Schillinge, in einen alten Lumpen gewickelt, waren alles, was er nachließ. Er hatte sich von dem Prediger des Kirchspiels versprechen lassen, daß niemand nach ihm die Hütte bewohnen solle, und er äußerte über diesen Punkt eine ungewöhnliche Aengstlichkeit. Denselben Tag, an dem er begraben wurde, ward auch seine Hütte niedergerissen. Schwerlich möchte sich auch jemand gefunden haben, der sie nach ihm hätte bewohnen wollen; denn das ganze Innere seiner Einsiedeley war mit Bruchstücken von Särgen bekleidet, die er nach und nach, so wie er irgend eine Reparatur nöthig gefunden, aus dem nahen Kirchhof herbengeschleppt hatte.

Um Mittag verließen wir den Pfarrhof zu Glenorchay, um unsern Weg nach Oban fortzusetzen. Herr Mac Intire begleitete uns ohngefehr vierzehn Meilen weit bis Tayynuilt, wo wir zu Mittag essen wollten. Es war ein höchst romantisches Stück Weges, indem die Straße beständig längst den Ufern des Loch-Awe und

des schönen reißenden Stroms, der aus dem Nordende des Loch herausstürmt, um sich in den Loch-Etive zu stürzen, hinstreicht. Zur Rechten thürmten sich rauhe Berge, deren Seiten mit Wald bedeckt sind, während die nackten Gipfel mit Wolken bekränzt waren, deren wäßserige Niederlagen in manchem reizenden Fall von den Höhen herunterrollten. Links lag der See mit allen seinen reizenden Inseln.

Auf einer Halbinsel liegt das zerstörte Schloß Kilchurn, das aus mehreren Punkten der Straße unter mehreren anmuthigen Ansichten erscheint, am schönsten aber und frappantesten in einer Entfernung von ohngefähr vier Meilen von Dalmaly. Wir hatten hier eine ansehnliche Wasserfläche vor uns, eine deutliche Ansicht der Halbinsel und des Schlosses in der Mitte, in der Ferne aber den Benlos und mehrere hohe Berge nebst der Oeffnung des Thales Glenorchay.

Dieß Castell ward um das Jahr 1440 von der Gattin des Sir Colin Campbell gebaut, während ihr Gemahl abwesend war in den heiligen Kriegen. In gänzlicher Abgeschlossenheit vertrauerte sie hier ihre Tage, und harrte auf die Heimkunft des Geliebten. Das Schloß ward in der Folge sehr erweitert und der Hauptsitz des Grafen von Breadalbane. Im Jahr 1743 ward ein Theil davon durch königliche Truppen besetzt, die diesen Paß in die Hochlande vertheidigen und die Ruhe der Gegend sichern sollten. In ihrem dermaligen verfallenen Zustande ist diese ehemals prächtige Burg ein melancholisches Monument der Wandelbarkeit aller menschlichen Größe und der allverwüstenden Hand der Zeit.

Was iſt, das nicht verginge? Lange trotzt
Der Wuth des Donners und des Sturms der Thurm.
Zwar langſam, aber ſicher nagt indeß
Die Zeit ihn um, die Allverwüſterin.
Schon hangt er, ſieh! ein ſchwebender Ruin,
Und droht den Wandrer fallend zu zermalmen.

Auf einer kleinen Inſel, nicht fern von dem Schloſſe, die Fraoch Ellan heißt, befinden ſich ebenfalls Ruinen von einem alten Caſtell, das aber ungleich kleiner geweſen ſeyn muß, als jenes. Im Jahr 1267 ward dieſe Inſel ſammt der Burg und einigen angränzenden Ländereien von Alexander dem Dritten an Gilbert Mac Naughtan, dem Oberhaupt des Clan, zur Lehn gegeben, welcher dagegen die Verbindlichkeit übernahm, den König zu bewirthen, ſo oft er dieſes Weges reiſen würde.

Fraoch Ellan war der Heſperidengarten der Gegend.

„Die ſchöne Mego lüſterte nach der köſtlichen „Frucht der Inſel, die von einem Drachen gehütet „wurde. Fraoch, der das Mädchen lange geliebt „hatte, flog hin, die Frucht zu pflücken. Durch das „Rauſchen des Laubes erwachte der Drache von ſeinem Schlafe. Er griff den Helden an, der in dem „Kampfe umkam; auch das Ungethüm blieb auf dem „Platze. Mego überlebte nicht lange den Tod des „Geliebten.“

Dieß ſind die Hauptzüge der Sage, die ſeit undenklichen Zeiten in Celtiſchen Liedern in der Gegend geſungen wird.

Wir reiſeten mehrere Meilen weit unter dem hohen und wilden Berge Cruachan, durch Wälder von Haſeln und von Birken, die ſeinen Fuß beſäumen. Des

Berges senkrechte Höhe beträgt 3390 Fuß über die Meeresfläche, und der Umfang der Basis über zwanzig Meilen. Er ist das Wettermahl der Leute, die im Angesicht seines erhabenen Gipfels wohnen. Ehe der Sturm sich aufmacht, brüllt der Geist des Berges, und seine Zinnen und Seiten hüllen sich in Wolken.

Auf der Spitze dieses mächtigen Berges entsprang der verhängnißvolle Brunn, aus welchem einer, dem Ossian zugeschriebenen, Sage nach der schöne See Awe entstand.

„Bera, die Hochbejahrte, wohnte in der Felsen„grotte. Sie war die Tochter Griannan des Weis„sen. Lang war die Reihe ihrer Ahnen; sie selbst „die Letzte ihres Stammes. Weitläuftig und frucht„bar waren ihre Besitzthümer; ihr gehörte das „Blachfeld darunter, ihr das Wild, das auf den „Bergen umherschweifte. Bera war anvertraut „die Hut des schikksalreichen Quelles, welchem ver„hängt war, dem Erbe ihrer Väter, und ihres Va„ters Geschlechte selbst den Untergang zu bereiten.

„Bevor die Sonne ihre leuchtende Scheibe ver„barg, mußte Bera den Quell mit einem Stein be„decken, auf welchem heilige und geheimnißreiche „Chiffern eingegraben waren. Eines Abends vergaß „dieß die unglükselige Bera. Erliegend der Hitze „und Ermüdung der Jagd, ward sie vom Schlaf „überwältigt vor der gewöhnlichen Stunde der „Ruhe. Plötzlich brausten die Wasser des Berges „hinunter in die Ebene, und bedeckten die ganze „Fläche, die heutiges Tages der See Awe heißt. „Am dritten Morgen erwachte Bera von ihrem

„Schlaf. Sie eilte, den Stein vom Quelle wegzu„heben; kein Stein war vorhanden. Sie ſchaute „um ſich auf das Erbe ihrer Väter; es war ver„ſchwunden. Ihr Geſchrey erſcholl. Des Berges „Grundfeſten erbebten. Bera's Geiſt floh hinüber zu „den Geiſtern ihrer Väter in die luſtige Wolkenwoh„nung.“

So lautet die Sage des Landes betreffend den Quell der Bera. Es giebt deren noch mehrere, die von dieſer Bera handeln, die aber weniger dichteriſchen Gehalt haben. Jene Fabel ward vorlängſt ſchon im Geiſte Oſſians gedichtet; die letztern ſind das Machwerk ſpäterer roherer Zeiten. Bera, heißt es, habe auf den Gipfeln der höchſten Berge gewohnt; ſie habe mit Leichtigkeit, und im Moment, von einem Berge zum andern ſchreiten können; einſt, da man ſie beleidigte, habe ſie eine Fluth vom Berg herabgeſendet, welche das Korn hinweggewaſchen, und die Gegend unter Waſſer geſetzt habe. Dieß iſt vielleicht eine Anſpielung auf die wilden Bergwaſſer, die in dieſer Gegend oft plötzlich aus den Höhen hervorbrechen, der Berge Seiten zerreißen, Kies und Steine mit ſich fortwälzen, und ganze Thäler ausfüllen. So erſtaunliche Erſcheinungen mochten von einem wundergläubigen Zeitalter leichtlich den Launen der Rieſen und der Berggeiſter zugeſchrieben werden.

Indem wir längſt des ſchönen Sees unſern Ritt fortſetzten, erblickten wir die anmuthige Inſel Inishail auf welcher noch jetzt die Trümmer eines Kloſters zu ſehen ſind. Ueber den Urſprung dieſes gottesdienſtlichen Hauſes ſchweigen ſowol die mündlichen als ſchriftlichen Nachrichten. Es ſoll von Nonnen bewohnt worden ſeyn,

welche sich durch die Heiligkeit ihrer Lebensweise und die Reinigkeit ihrer Sitten auszeichneten. Zur Zeit der Reformation ward das Kloster aufgehoben, sein Zeitliches aber dem Abt Hay von Inchaffray zugesprochen, welcher den alten Glauben abgeschworen, und zu den neuen Lehrsätzen sich bekannt hatte. Auf der Insel liegt eine zerstörte Capelle, die ehemals zum Kloster gehörte, deren sich aber die Einwohner des (nach der Insel so benannten) Kirchspiele Inishail statt der Pfarrkirche bedienten. Damals konnte man des Sonntags eine Reihe Böte, beladen mit den Anbetern des Ewigen, auf der Insel landen sehn, die dann in andächtiger Stille die Ankunft ihres Seelenhirten erwarteten. Da dieß jedoch unbequem, und bisweilen sogar gefährlich gefunden wurde, so errichtete man ein Bethaus dem Eylande gegenüber, an der Straße zwischen Inverary und Dalmain. So weitläuftig auch die beyden Kirchspiele Glenorchay und Inishail sind, so hat man doch beyde vereinigt, und Herr Dr. MacIntire ist der kirchliche Vorsteher von Beyden.

Das größere Becken des Sees streicht westwärts, wo Hanfield liegt, ein sehr anmuthiger Landsitz des Herrn Macdongal; ein Arm desselben aber, der nämlich, an dessen Ufern wir ritten, erstreckt sich nordwärts. Dieser Arm verengert sich schnell, behält aber immer gleiche Tiefe. Das Erdreich ist von der Heerstraße beynahe senkrecht in den See hinabgerissen; dennoch ist der Weg mit keiner Art von Brustwehr versehn, wodurch derselbe für Fuhrwerke, und selbst für Pferde höchst gefährlich wird. Nachdem wir über eine schmale Brücke gekommen waren, unter welcher ein reißender Strom

fortſchießt, um bald darauf einen ſchönen, vom Walde faſt verſteckten Fall zu bilden, ſahen wir zwey faſt zuſammenſpringende Vorgebirge, zwiſchen welchen der See ſich endigt, und der Fluß Awe ſeinen Anfang nimmt. Das Ufer gegenüber iſt ſehr hoch, und faſt lothrecht; dennoch wird das Gras, was kärglich genug darauf wächſt, von Schaafen abgeweidet, deren Geblöcke wir unabläſſig hörten, ſo wie von Ziegen, die an dieſen ſteilen Abſtürzen ohne Mühe herumkletterten. Hie und da hatten die Bergſtröme und andre wilde Waſſer eine unermeßliche Menge Kieſes und Sandes aus den Bergen herabgewaſchen.

Es regnet hier faſt ohne Aufhören. Selten nur ſind die Berggipfel von Wolken frey, welche ganze Ströme herunterſchütten. Des Sommers freilich halten die Schauer in der Regel nicht lange an; dafür aber fallen ſie Schlag auf Schlag; auch ſind die Einwohner dagegen dermaßen abgehärtet, daß ſie das Wetter ſchön nennen, wenn ein Reiſender aus dem ſüdlichen England kaum wagen würde, das Quartier zu verlaſſen. *)

*) Der Hauptkörper des Cruachan beſteht aus einem röthlichen Porphyr, am Fuße deſſelben findet man jedoch auch Thonſchiefer, mit Adern von Quarz und Topfſtein durchſchnitten. Bey Tannuilt fand ich einigen ſchönen rothen Jaspis. Ohnfern des Fluſſes Awe, in der Gegend der Brücke, iſt der Boden mit Bruchſtücken von Porphyr, die aus den nahen Bergen herabgefallen ſind, beynahe bedeckt. Die Baſis dieſes Porphyrs iſt eine Art Trap, von ſchmutzigrother Farbe, mit fleiſchfarbichten Kryſtallen von Feldſpat, einigen Kryſtallen von ſchwarzem Schorl, und einigen wenigen von grünlich ſpielendem Glimmer. Aus dieſen Geſtein ſcheint der größte Theil des Cruachan und der benachbarten Berge zu beſtehen.

Wir reiseten nun längst der Ufer der Awe, die mit erstaunlicher Schnelligkeit aus dem See hervor, und über Felsen und Felsstücke brüllend hinschießt. Der Fluß wimmelt von Lachsen, mit deren Fang wir mehrere Leute beschäftigt fanden. Eine halbe Meile etwa unterhalb des Ursprungs des Flusses lag am andern Ufer ein großer Stein hart am Rande des Wassers. Wir sahen deutlich, daß dieß mächtige Bruchstück aus dem Fels droben, und vor nicht gar langer Zeit heruntergefallen seyn müsse, indem wir nicht nur die Spuren seines Sturzes an der steilen Seite des Hügels, sondern auch noch die Ueberbleibsel einer Hütte wahrnahmen, die im Fallen von ihm war zerstört worden. Ich fand in der Folge den Vorgang in Sinclair's statistischem Bericht so anziehend beschrieben, daß ich nicht umhin kann, ihn dem Leser zu Liebe auszuziehen.

Es lag eine Hütte am Fuße des steilen-Berges, dessen Gipfel eine Reihe vorspringender Felsen bildet, deren Einwohner vor wenig Jahren ein nahes, dem Donner ähnliches Krachen hörten. Aus dem Fenster seiner Wohnung sahe der Hüttner die ganze Bergwand mit abgerissenen Felsstücken bedeckt, welche von Absatz zu Absatz sprangen, und mit furchtbarer Geschwindigkeit auf seine gebrechliche, übel zusammengefügte Hütte herunterrollten. Seine Frau war eben ausgegangen, und er hörte ihr Geschrey. Eins seiner Kinder stand neben ihm, das andere schlief in seinem Bettchen. Er sprang augenblicklich zur Thür, der festen Einbildung, daß er beyde Kinder an den Händen gefaßt habe. Kaum hatte er die Schwelle hinter sich, als ein ungeheurer Stein in derselben Gegend, wo er sammt den Kindern sich den Augenblick vorher befunden, durch das Haus fuhr. Jetzt ver-

misste er eins der Kinder, und auch die Frau hörte er nicht mehr schreyen. Er schaute zwischen die Trümmer der Hütte, und fand sein Kind lebendig und unverletzt in einem Winkel, wohin die Bruchstücke des zerschmetterten Bettes und Hausrathes es geworfen hatten. Nicht lange, so erschien auch die Mutter. Nichts fehlte, die Freude der geretteten Familie zu vervollständigen.

Ohngefähr zwölf Meilen von Dalmaly passirten wir die Awe mittelst einer Brücke, oberhalb welcher ein kleines Eyland liegt. Die Landschaft ist hier äußerst romantisch. Die nahen Hügel sind mit Birken bedeckt, während die fernen Berge in aller Majestät der Alpen prangen; das Thal wird durch einen reizenden Meerbusen ausgefüllt, den Loch-Etive, in dessen Becken die Awe die Gewässer des Sees ausgießt. Diese Gegend heißt Bunau. Um das Jahr 1753 errichtete eine Gesellschaft von Lancashire hier einen Ofen zum Eisenscheiden, und pachtete auf eine lange Reihe von Jahren mehrere Landgüter, um darauf Holz schlagen und die Arbeitspferde weiden zu können. Ein Theil des Waldes wird jährlich gehauen und in Holzkohlen verwandelt, mittelst deren ein äußerst reines Eisen gewonnen wird, indem die Holzkohle das Metall entoxydirt, und weit besser als die Steinkohle von Unreinigkeiten säubert. Das Eisenerz wird aus Englands westlicher Küste und aus andern Gegenden eingeführt. Die Anstalt ist den armen Eingebohrnen sehr zu statten gekommen, als welche ihnen beständige Arbeit, leidlichen Unterhalt und einen guten Tagelohn verschafft. Ohngefähr zwey Meilen nach unserm Uebergang über die Awe kamen wir nach Taynuilt, einem kleinen, elend aussehenden Dörfchen,

deſſen Gaſthof mehr hielt, als verſprach. Man bewirthete uns aufs gutmüthigſte, und bezeugte uns allen erſinnlichen guten Willen; wer hätte da nicht zufrieden ſeyn ſollen! Ueberhaupt war dieſe ganze Tagefahrt eine der romantiſcheſten und genußreichſten, die wir zur Zeit noch gemacht hatten. Abends wagten wir uns ein wenig ins Freye, um die Gegend umher in Augenſchein zu nehmen; allein der Regen jagte uns bald wieder zurück.

IX.

Fortſetzung der Reiſe. Gedächtnißkreuze. Birkenwälder. Meerbuſen Loch-Etive. Scene des Oſſianiſchen Gedichtes Darthula. Feldbau der Gegend. Canal Connel. Caſtell Dunſtaffnage. Deſſen Geſchichte, Schickſale und Ueberbleibſel. Der Krönungsſtein. Die Capelle. Sonderbares Echo. Hospitalität der alten Zeiten. Dorf und Hafen Oban. Deſſen Emporkommen. Vortreffliche Belegenheiten und natürliche Vortheile. Vorſchläge zu deren Benutzung. Ueberfahrt nach Kerrera. Beſchreibung dieſer Inſel. Ueberfahrt nach Mull.

Jul. 13. Nach eingenommenem Frühſtück beurlaubten wir uns von unſerm gutmüthigen Wirth, Herrn Mac Intire, und ſetzten unſern Weg nach Oban fort, was zwölf Meilen von Tayndile liegt. Bald nachdem wir den Gaſthof verlaſſen hatten, erblickten wir auf der Spitze eines kleinen Hügels ein Kreuz, das ohne Zweifel ſeit den Zei-

ten des Pabſtthums dort geſtanden, und den unbarmherzigen Fäuſten der Jünger des John Knox entronnen ſeyn muß; es iſt allem Anſchein nach ein Gedächtnißkreuz, dergleichen man häufig in Spanien und andern katholiſchen Ländern findet. Nachdem wir ein wenig weiter geritten, gelangten wir in einige ſehr ſchöne Birkenwälder, zwar nicht von der hangenden oder trauernden Art, dergleichen wir doch auch in der Folge fanden; dennoch aber verdient dieſer leichte und zierliche Baum, der in den Hochlanden ſo häufig iſt, mit Recht den Beynamen des Schönen. Die Landſchaft war noch immer höchſt anmuthig. Sanfte, mit Birken bekleidete Anhöhen wechſelten ab mit ſteilen Abſtürzen von äußerſt wildem Anſehn. Dann und wann ſie. ein Ausſchnitt des Sees Etive uns in die Augen, längſt deſſen ſüdlichen Geſtaden wir reiſeten. An mehreren Orten, zu beyden Seiten der Heerſtraße, bemerkten wir flache Strecken Landes, mit ganz waſſerrechter Oberfläche. Dieſe Flächen ſind von Hügeln umringt, und es ergab ſich aus dem Augenſchein, daß ſie vorhin Seen geweſen, die mit der Zeit ausgefüllet worden. Manche ſind heut zu Tage Torfmoore; andere bilden die ſchönſten Wieſen. Aehnliche Erſcheinungen ſind dieſer Gegend keinesweges ausſchließend eigen; man findet ſie faſt in allen Gebirggegenden. Und wiewol die Menge der Schottiſchen Seen noch jetzt unzählbar iſt: ſo hat man doch Urſache zu glauben, daß ihrer ehemals noch weit mehr geweſen, als heut zu Tage. Im Verfolg unſrer Reiſe ſahen wir mehrere Beyſpiele von Seen, die nahe daran waren, gänzlich ausgefüllt zu werden.

Loch Etle oder Etive iſt ein ſchiffbarer Meerbu-

ſen, ohngefähr zwanzig Meilen lang, jedoch von ſehr ungleicher Breite. Seine Ufer ſind angenehm, eingekerbt von einer Menge Buchten und Einſchnitte, worinnen Schiffe vor allen Winden Schutz finden können, vermannichfaltigt auf das anmuthigſte mit Hügeln und Thälern, Wieſen und Korngefilden, Wald und Waſſer. Es giebt einige Lachsfiſchereien an dieſen Ufern; auch beſucht der Hering den Buſen zu Zeiten. Das äuſſerſte Ende des Sees ſtreicht nordweſtlich, und endigt in Glen-Etie, einem Thale, das als der Sitz des Usnath, des Vaters von Nathor, Althos und Ardan, berühmt geworden. Der erſte der drey Brüder war es, welcher mit Darthula, der Braut Cairbar's, des Königs von Ulſter, durchging, welches Oſſian den Stoff zu einem ſeiner ſchönſten Gedichte hergegeben. Die Außenlinien der Geſchichte ſind dieſe.

Usnath, der Gebieter von Etha, hatte drey Söhne, Nathor, Althos und Ardan, von Sliſſama, der Tochter des Semo, einer Schweſter des geprieſenen Cuchullin. Sehr jung noch gingen die drey Brüder auf ihres Vaters Verlangen nach Irland, um unter ihrem Oheim Cuchullin, der auf jener Inſel eine große Rolle ſpielte, ſich in den Waffen zu üben. Sie waren ſo eben in Ulſter gelandet, als die Zeitung von Cuchullins Tode einging. Nathor, ſo jung er auch noch war, übernahm den Oberbefehl von Cuchullins Heere, bot dem Uſurpator Cairbar die Spitze, und ſchlug ihn in mehreren Gefechten. Als aber Cairbar am Ende Mittel gefunden, den rechtmäßigen König Cormac zu ermorden, ging Nathors Heer zu ihm über, und dem jungen Helden

blieb nichts übrig, als ſich nach Ulſter zurückzuziehen, um von dort nach Schottland zurückzukehren.

Darthula, die Tochter des Colla, die mit Cairbar verſprochen war, wohnte damals in Selama, einer Burg in Ulſter. Sie ſahe den Nathor, liebte ihn, und entfloh mit ihm, entſchloſſen, ihn in ſein Vaterland zu begleiten. Zum Unglück aber wurden ſie durch einen Sturm an die Gegend der Küſte von Ulſter zurückgetrieben, wo Cairbar mit ſeinem Heer im Lager ſtand, um Fingal, den König von Morven zu erwarten, der ſich zu einem Zuge nach Irland anſchickte, um den Schottiſchen Königsſtamm wieder auf den Thron von Ulſter zu ſetzen. Die drey Brüder, nachdem ſie ſich aufs heldenmüthigſte vertheidigt, erlagen der Menge, und wurden erſchlagen.

Darthula, fähret der Dichter fort, ſah die Brüder fallen. Sie ſtand in ſtummen Harm. Sie blickte wild um ſich her. Ihre Wange war blaß; ihr Auge trocken; manch halbgebildeter Laut entfloh ihren bebenden Lippen. Der düſtere Cairbar kam. „Wo iſt nun, den deine Seele liebet? Etha's wogenkundiger Gebieter? Haſt du geſehen die Hallen des Usnath? oder die ſchwarzbraunen Hügel Fingals? Auf Morven hätte meine Schlacht gebrüllt, hätten die Winde nicht Darthulen zurückgeführet. Fingal ſelbſt hätte jetzt gelegen im Staube, und Selma wäre erfüllt worden mit Trauer.“ — Darthulens Armen entſank der Schild. Ihre Schneebruſt glänzte. Sie glänzte, jedoch mit Blut gefärbt; denn ein Pfeil ſteckte in ihrer Seite. Sie fiel über den gefallenen Nathor, wie eine Schneeſäule zuſammenſinkt. Dunkel rollte ihr Haar um ihr Angeſicht, und das Blut der Schönen floß weit umher.

Im Loch-Etive iſt eine kleine Inſel, die noch jetzt den Namen Elain Usnich führt, d. i. die Inſel des Usnath. Auch giebt es im Glen-Etive einen kegelförmigen Felſen, am Ende eines hohen Berges, der noch jetzt Brianan Dearthuil heißt, d. i. Darthulens Sommerſitz.

Allmählich lichteten ſich die Birkenwälder. Noch immer wand ſich der Weg längſt des Ufers hin. Die Straße war nothdürftig gut erhalten. Der Boden bringt Gerſte und Hafer hervor; letzterer lohnt fünffach. Muſchelſand wird ſtatt Düngers gebraucht. Man holt ihn mit Böten aus beträchtlicher Ferne, und breitet ihn mit Vortheil über die Oberfläche. Ueberall, wo man das Erdreich, des Kieſes halber, oder aus andern Urſachen, umgräbt, findet man unter dem Boden ein Bette von Granit- und Porphyrkieſeln und Seemuſcheln, die genau dieſelben ſind, ſo man am Seeufer findet; ein Beweis, daß dieſe Gegend ehemals vom Meer bedeckt geweſen, oder das Ufer des Sees ausgemacht habe, der ſich jetzt offenbar zurückzieht und aufs neue eindeicht, da denn ein ſanft abgedachtes Stück Landes hinter ihm zurückbleibt. Die Kieſel am Ufer beſtehen faſt gänzlich aus den oben beſchriebenen Porphyrarten und aus einem rothen Granit. Der Cucubalus Behen, die Glaux maritima und Statice armeria wachſen nahe am Ufer in beträchtlicher Menge.

Sieben Meilen ohngefähr von Tannuilt verengt ſich der Loch-Etive zu einem Canal, der nicht viel über einen Musketenſchuß breit iſt. Der Ort heißt Connel, d. i. Naſeren; eine Benennung, die den Charakter der Gegend nicht übel ausdrückt. Eine Reihe ſchroffer und

unebner Felsen streicht queer über zwey Drittheile des Canals, und verursacht zu gewissen Zeiten der Fluth und Ebbe einen so reissenden Strom, daß kein Fahrzeug, auch mit dem frischesten Winde nicht, dagegen aufkommen kann. Das Wasser steigt zu Anfang der Fluth mit erstaunlicher Schnelligkeit; da nun der Loch-Etive zu gleicher Zeit durch die Fluth des Oceans und das Wasser des Loch-Awe anschwillt, so ergießt er sich, so bald jener zu ebben anfängt, mit einer Gewalt und einem Getöse, welchem keine Katarakte gleich kömmt; wie denn auch das Gebrause auf viele Meilen weit zu hören ist. Diesen berühmten Salzwasserfall scheint Ossian im Sinne zu haben in dem Gedichte Darthula:

„Dieses sind nicht deine Berge, o Nathor, noch ist
„dieß das Rauschen deiner schwellenden Wogen."

Die Fähre zu Connel, so fürchterlich sie aussieht, ist doch vollkommen sicher, weil die Bootsleute ihr Geschäft verstehen. Man kann sie passiren, wenn breitere und, wie es scheint, ruhigere Fähren nicht mehr zu passiren sind. Kein Unfall ist seit Menschengedenken begegnet.

Ohngefähr zwey Meilen jenseits Connel, auf einem in den See vorspringenden und beynahe isolirten Vorgebirge, befindet sich ein kühner Fels, worauf die Ruinen der Burg Dunstaffnage liegen.

Dieß Castell soll ursprünglich von Ewin, einem Piktischen Monarchen und Zeitgenossen Julius Cäsars gegründet, und nach seinem Namen Evonium benannt worden seyn. Gewiß ist, daß es ein sehr alter Platz und einer der ersten Wohnsitze der Schottischen und Piktischen Fürsten gewesen. In diesem Castell ist lange Zeit der steinerne Stuhl oder Sitz, das Palladium des nördlichen

Britanniens, aufbewahrt worden, der aus Spanien herübergebracht seyn soll, wo Guthelur, ein Zeitgenosse Moses, wie man sagt, sich seiner bediente, wenn er zu Gerichte saß. Hier blieb er, und ward als Krönungssitz gebraucht, bis Kenneth der Zweyte ihn nach Scone brachte, von wannen er in der Folge nach der Westmünster Abtey verführt wurde, wo er sich noch jetzt befinden wird.

Einige der alten Instanien wurden noch bis ins abgewichene Jahrhundert aufbewahrt, wo sie von den Leuten des bereits invalid gewordenen Hüters der silbernen Verzierungen halber gestohlen wurden. Bloß eine Streitaxt ist noch übrig, von äußerst sauberer Arbeit, und mit Silber ausgelegt.

Das Castell ist ein Viereck; aber in sehr verfallenem Zustande; drey runde Thürme stehen noch in drey Ecken; der Eingang ist seewärts; die Treppe aber verfallen. Das Ganze hat ein verödetes, fast schauerliches Ansehen. Noch sind die äußern Mauern vorhanden, innerhalb deren ein Haus zur Wohnung des Eigenthümers aufgeführt worden ist. Der Herzog von Argyle ist erblicher Schloßgesessener; das Eigenthum aber gehört einem Campbell. Es liegt auf einem Felsen, in der Mündung des Loch Etive, dessen Gewässer sich innerhalb der Insel zu einem schönen Busen ausdehnen, worinnen die Schiffe vor allen Winden gedeckt, sicher vor Anker liegen können.

Im Jahr 1307 war das Castell Dunstaffnage im Besitz Alexanders Macdongal, Lord's von Argyle, ward aber in diesem Jahr von Robert Bruce erobert. Um das Jahr 1433 scheint es der Wohnsitz der Herren

der Inseln gewesen zu seyn; denn hieher flohe James, der letzte Graf von Douglas, nach seiner Niederlage in Annandale, zu Donald, dem Regulus der Zeit, den er bewegte, die Waffen zu ergreifen, und mit seinem rechtmäßigen Monarchen, Jacob dem Zweyten, eine Art von Plünderungskrieg zu führen.

Unfern des Castells steht eine kleine dachlose Capelle von sehr zierlicher Bauart, in hartem Kampf begriffen mit der alterstörenden Zeit, als welche sie nicht scheinet zugleich mit diesem ehrwürdigen alten Königssitz ausdauren lassen zu wollen. Südwärts von ihr liegt ein Fels, dessen eine Kante gegen die Capelle zu geschärfet ist. Wenn nun jemand an der Einen Seite der Kante steht, und laut redet, so werden die Töne von der Capelle so genau zurückgeworfen, daß es klingt, als kämen sie aus den Ruinen hervor. Vor wenig Jahren soll jemand den unglücklichen Einfall gehabt haben, hinter dieser Kante sich zu verbergen, und in der Dämmerung einen Vorübergehenden an seinen Tod zu mahnen. Der Mann, nicht anders wissend, als daß er wirklich von den Todten sey angeredet worden, zog sich die Sache zu Gemüthe, erkrankte und starb.

Noch herrscht zu Dunstaffnage eine Sitte, welche die Hospitalität des Landes sowol, als die Anhänglichkeit der Leute an ihren Häuptling sehr treffend ausdrückt. Wenn unerwartet Fremde eintreffen, was in den Hochlanden nicht ungewohnlich ist, so wird sogleich auf den Mauern des Castells eine Stange errichtet, von welcher man statt der Flaage ein Tischtuch fliegen läßt. Dieß dient den Lehnsleuten gewisser Districte zur Aufforderung,

frischen Lachs, und was sonst die Jahreszeit an Fischen giebt, herbeyzubringen. Auch andre benutzen die Gelegenheit, dem Laird den Hof zu machen, und bringen, was sie irgend Seltzes oder Annehmliches auftreiben können.

Man benachrichtigte uns, daß dieser alte Königssitz nebst den umliegenden Ländereyen zu verkaufen ist; und wir fanden mit Befremden, daß mehrere Hochländische Landgüter sich in demselben Fall befinden, was vor funfzig Jahren noch etwas unerhörtes war. Damals freilich war der Luxus bis in diese Ferne noch nicht vorgedrungen. Die Eigenthümer lebten zu Hause, und subsistirten hauptsächlich von den Producten ihrer eignen Ländereyen, welches sie in den Stand setzte, eine fürstliche Gastfreyheit zu üben; wie sie denn auch von ihren Unterfassen bis zur Schwärmerey geliebet wurden. Heutiges Tages haben sich die Zeiten geändert. Die Hochländischen Lairds reisen fleißig in die Hauptstadt, wo dann ihr Einkommen selten hinreicht, den Aufwand, der ihnen standgemäß dünkt, zu bestreiten. Die Liebhaber können jetzt für 130000 Pf. Hochländisches Eigenthum feil geboten finden. Was jedoch für einzelne Personen ein Verlust ist, kann als Gewinn für das Ganze betrachtet werden. Die Aussicht, dermaleinst auf dem väterlichen Boden ein Stückchen Landes als Eigenthum erlangen zu können, dient ohne Zweifel, die Betriebsamkeit und den Unternehmungsgeist zu ermuntern. Das Schlimmste, was bey diesem Wechsel des Eigenthums begegnet, ist nur dieß, daß die Güter so oft von Fremden gekauft werden, die keine Anhänglichkeit an das Land haben,

und daher auch nicht auf den erworbenen Grundstücken wohnen, sondern sie an den Meistbietenden verpachten.

Drei Meilen jenseit Dunstaffnage liegt Oban. Der Weg für Pferde ist von dorther böse und verworren. Doch hatten wir zwey oder drey leidliche Ansichten der See, die von kühnen Vorgebirgen beschränkt wurden.

Oban ist ein kleines Dorf auf der Seeküste, das durch die Insel Kerrera vor dem westlichen Ocean gedeckt wird. Hier ist ein schöner Busen, halb zirkelrund, von zwölf bis zwanzig Faden tief, und weit genug, um fünfhundert Kauffarthey-Schiffe zu fassen. Die Bay hat zwey Eingänge, Einen aus dem Süden und den Andern aus dem Norden; sie wird vor den Westwinden und den Stürmen des Atlantischen Meers durch die vorliegende Insel Mull und andre geschützt. Das Dorf ist aus einem sehr unbedeutenden Anfang schnell emporgeblüht. Das erste beträchtliche Haus ward von einer Handlungsgesellschaft zu Renfrew gebaut, die sich seiner statt eines Magazines bediente, indem Oban schon damals für einen der zum Handel gelegensten Plätze in dieser Gegend gehalten ward. Das nächste Gebäude war ein Zollhaus, das ohngefähr vor dreißig Jahren errichtet wurde. Allmählich fing eine Art von Handel an sich zu regen; die Lage der Bay, die volkreiche Nachbarschaft kam ihm zu Statten; jetzt wurde die Aufmerksamkeit des Herzogs von Argyle, des Herrn Campbell von Dunstaffnage und andrer bey der Aufnahme des Dorfs interessirter Personen geweckt; sie überließen Grund und Boden an die Baulustigen auf lange

Jahre; seitdem hat das Bauen mit jedem Jahre zugenommen.

Oban hat insonderheit den beyden Brüdern Stevenson, die sich hier 1778 niederließen, nicht wenig zu danken. Durch eine kluge Betriebsamkeit in mancherley Handlungszweigen haben diese Männer nicht nur selbst ein ansehnliches Vermögen erworben, sondern auch das Beste des Landes ungewöhnlich befördert. Ihr Hauptgeschäft ist der Schiffbau. Daneben treiben sie einen bedeutenden Küstenhandel mit Mehl, Sode, Vieh, Häuten u. s. w. Auch versorgen sie die Inseln sowol als einen großen Theil des Landes mit mancherley Waaren. Sie nehmen den Fremden mit großer Gefälligkeit auf, wie denn auch ich ihrer Höflichkeiten mich nicht wenig zu rühmen habe.

Oban ist vortrefflich belegen zu einem Seehafen, und gebührender Aufmerksamkeit gewürdigt, könnte es mit der Zeit ein Platz von der äußersten Wichtigkeit werden. Auch für den Fischfang ließe sich nicht leicht eine passendere Station gedenken; was jedoch in keinen Betracht kommt, wenn man es mit den Nationalvortheilen vergleicht, die aus diesem vortrefflichen Hafen und Landswege geschöpft werden könnten.

Oban scheint durch die Natur und eine Verbindung von günstigen Umständen zu einem Haupthafen, Handlungsplatze und Centralmarkt der südlichen Hochlande und aller benachbarten Inseln bestimmt zu seyn. Es wird durch die Insel Kerrera, welche, in geringer Entfernung, queer vor der Bay liegt, vor den westlichen und südlichen Winden geschützt. Es liegt in dem Strich, welchen die

Fischer und Küstenfahrer halten, die aus und nach den nördlichen Hochlanden fahren; es stehet vermittelst des großen Loch-Linnhe, von dessen Eingang es nicht fern ist, im Zusammenhang mit einer ausgedehnten Strecke Landes; und sollte jemals die Schiffahrt längst der Kette von Seen, von Inverneß ins Atlantische Meer möglich gemacht werden, so wird die Wichtigkeit dieses Hafens noch um Vieles gewinnen.

Auch eine königliche Docke und ein Arsenal ließe sich hier errichten. Es ist bekannt, daß die heilen Plane der Regierung zu Beeinträchtigung unsrer Feinde und zur Beschützung unsrer Colonien und unsers Handels nicht selten durch widrige Winde vereitelt werden, welche die Flotten und Transportschiffe hindern, aus den Häfen heraus, hauptsächlich aber um Lands Ende herumzukommen. Wir wissen ferner, daß der Feind durch die Zeitungen und durch andre Wege beynahe von jeder Ausrüstung und Bewegung unsrer Schiffe und Truppen Nachricht erhält, wodurch er in Stand gesetzt wird, unsern Geschwadern entweder mit gleicher Macht entgegenzuwirken, oder durch geheime Depeschen die auswärtigen Befehlshaber in Zeiten zu warnen. Der Verlust, den die Nation auf diese Weise an Zeit und andern Vortheilen erleidet, ist gewiß höchst bedeutend; es kann ihm aber bis auf einen gewissen Grad vorgebeugt werden, wenn es an Schottlands östlicher Küste eine Docke und ein Arsenal giebt, wo kleine Geschwader und Transportflotten insgeheim ausgerüstet werden und von wannen sie zu allen Jahrszeiten und mit jedem nur erdenklichen Winde absegeln könnten.

Auf diese Weise würde eine Flotte nach Westindien

oder Amerika gelangen können, ehe ein Feind die mindeſte Nachricht davon bekäme, was unſern Flotten und Heeren ein entſchiedenes Uebergewicht geben würde.

Oban iſt ohne Zweifel für eine ſolche Docke der ſchicklichſte Platz. Vermöge ſeiner Lage hat es mittelſt der Clyde eine ſchnelle Gemeinſchaft mit Glasgow, von wannen die Proviſionen u. ſ. w. geholt werden könnten, zumal wenn der Canal Crinan zu Stande käme. Der Loch-Linnhe iſt bis Fort William ſchiffbar, von wannen es eine gute Heerſtraße bis Fort Auguſtus ſowol, als bis Fort George giebt, wo allezeit ein beträchtliches Truppencorps entweder wirklich ſteht oder doch ſtehen könnte, indem dieſe Forts geräumig genug ſind, um erforderlichen Falls 6000 Mann zu faſſen. Dieſe könnten von Fort William nach Oban zu Waſſer transportirt werden, oder, falls der Wind ungünſtig wäre, könnten ſie leichtlich zu Lande dahin marſchiren, indem die Straßen gut genug ſind.

Es hatte ſich verſpätet mit unſerm Mittageſſen zu Oban. Inzwiſchen war der Abend ſchön, der Wind günſtig. So beſchloſſen wir dann, ſo weit der Tag auch vorgerückt war, nach Mull überzuſetzen, damit kein ſchlechtes Wetter einfallen und uns zu Oban anhalten möchte. Die Fähre liegt ſüdwärts vom Dorf in einer Entfernung von zwey Meilen. Unterwegs paſſirten wir einen See von beträchtlichem Umfang, der mit Rohr beynahe ausgefüllt, und deſſen ſanft anſteigende Geſtade fleißigſt angebaut waren. Dieſer See könnte mit geringen Koſten ausgetrocknet, und dadurch eine feine Strecke Landes gewonnen werden, was für Oban kein unwichtiger Umſtand iſt. Der Bach, der aus ihm in die See

rinnt, scheidet die Besitzungen des Herzogs von Argyle von denen, die nach Dunkaffnage gehören.

Bey unsrer Ankunft auf der Fähre fanden wir, daß das Boot, das uns nach Kerrera übersetzen sollte, an der andern Seite des Sundes lag; wir riefen ihm zu, und während es herüberfuhr, weideten wir uns an dem mahlerischen Prospect im Norden. Schroffe Vorgebirge beschränken den glatten Wasserspiegel in allen erdenklichen Formen. Auf Einem von ihnen steht das Castell Dunollo; dieses, nebst den Inseln Lismore und Kerrera, begränzt die nähere Aussicht, während im Hintergrunde Morvens erhabene Berge sich thürmen.

Innerhalb weniger Minuten fuhren wir nach Kerrera hinüber, indem die Enge kaum zwey Meilen beträgt. Auf einer hüglichten und ziemlich schlechten Straße ritten wir queer über die Insel nach der Fähre, die vom andern Ufer nach Mull hinüberfährt. Kerrera ist ein Eigenthum des Herrn Macdougal zu Dunollo, ein einziges Grundstück ausgenommen, was dem Grafen von Breadalbane gehört. Ein Sohn des Herrn Macdougals wohnt auf der Insel in dem einzigen leidlichen Hause, was Oban gegenüber liegt und von der Fähre ab deutlich gesehen werden kann. Die Insel, die sehr hüglicht ist, enthält sieben Dörfer, oder Gruppen vielmehr von armseligen Hütten, und wird in eben so viel Pachtgüter getheilt, deren jedes ohngefähr dreißig Stück Rindvieh unterhält. Hin und wieder sahen wir einen Fleck Hafer oder Gerste, die nicht zum schlechtesten standen. Die Kartoffeln machten eine ganz gute Miene. Auch Flachs wird hier gebaut, wie fast überall in den Highlanden. Befriedigungen sind nicht vorhanden, so daß beides

die Hirten gehalten werden müssen, um das Vieh vom Korn und aus des Nachbars Gebiet abzuhalten; eine Verwöhnung, die in Schottland sehr gemein und der Aufnahme des Ackerbaus sehr nachtheilig ist.

Von Kerrera bis Mull sind acht oder zehn Meilen, die wir mit sammt unsern Pferden innerhalb anderthalb Stunden wohlbehalten zurücklegten. Der Abend war köstlich; das Wasser spiegelglatt; im Schleyer der Dämmerung gehüllt, trug die ganze erhabene Scene einen mildern und gefälligern Charakter.

X.

Ankunft auf Mull. Herberge zu Achnacraig. Beſuch beym Pfarrer Fraſer. Ein ſonderbarer Reiter. Herrn Fraſers elende Wohnung. Verlaſſene Lage der Kranken auf der Inſel. Loch Buye. Ueberfluß an Heringen. Wird unnütz durch die Salz-Geſetze. Noch andre Loch's der Inſel. Seltenheit und Theurung des Salzes. Seeſalz. Steinſalz. Handmühlen oder Quern's. Wie die Inländer ihre Schuhe machen; ihre Leinwand; ihr Wollentuch. Geſänge des Oſſian. Erbärmliche Hütten. Ruinen einer alten Kirche. Leichenſchmäuſe. Abergläubige Begriffe. Ackerbau. Viehzucht. Schaafzucht. Die Verdungen, ein Hinderniß der Aufnahme des Landes. Getraydebau. Kartoffeln. Dünger. Verfall des Ackerbaus. Deſſen Urſachen. Mangel an Contracten. Die großen Unternehmer, eine Peſt des Landes. Natürliche Nachtheile der Hochlande. Beylagtes Daſeyn des Hochländers. Auswanderungen. Kelp-Manufactur. Deren Ergiebigkeit. Clima der Inſel. Volksmenge. Fähren.

Wir landeten, und man wieß uns nach Achnacraig, einem Gaſthofe, der eine halbe Meile vom Ufer liegt. Für unſre Perſonen fanden wir die Bewirthung leidlich; deſto ſchlechter war für unſere Pferde geſorgt. Der Stall war ein enger niedriger Verſchlag, mit einer Diele von Koth, ohne einige Abtheilung, Krippe und dergleichen; da war weder an Haſer zu denken zum Futter, noch an Stroh zur Streu; nach einem lebhaften Wortwechſel zwiſchen Herrn Wates und der Frau, die den Stall beſorgte, obs nämlich auch Recht ſey, unvernünfti-

gen Creaturen zu geben, was Christenmenschen essen könnten, verschafften wir jedem eine Portion Hafermehl und Wasser. In der That kriegen die Pferde auf dieser Insel selten Hafer zu kosten; die kleinen Klepper, eine abgehärtete Race, die zu dem Lande vortrefflich paßt, brauchen wenig oder gar keine Pflege.

Jul. 16. Gleich nach dem Frühstück brachen wir auf, um Herrn Alexander Fraser, Pfarrer des Kirchspiels Torsay, an den ich empfohlen war, unsern Besuch zu machen. Die Entfernung betrug nur zwey Meilen; da aber der Weg verworren ist, so rieth man uns, einen Wegweiser zu nehmen. Um unsre Pferde etwas länger rasten zu lassen, ließen wir sie im Gasthof zurück; wir hatten Ursache, uns deshalb beglückt zu preisen, indem die Straße, wofern sie anders den Namen verdient, so böse und holpricht war, daß Pferde, die nicht daran gewöhnt sind, schwerlich hätten fortkommen können. Die steilen felsichten Berge sind meistens mit Heyde bedeckt; doch giebt es hin und wieder kleine Flecke Weideland und etwas Korn; das armseligste, so ich je gesehen, indem es in den besten Jahren höchstens drey Körner für Eines giebt. Sehr wenig Einwohner können Englisch reden; es war nicht möglich, von unserm Wegweiser über irgend etwas, nicht einmal über die Gegenstände, die uns umgaben, einige Auskunft zu erhalten. Wir trafen auf einen Mann, welcher Stricke von Heyde machte; er hörte auf zu arbeiten, wie er uns kommen sahe; und keine Art von Zeichen oder Gebehrdenspiel vermochte ihm begreiflich zu machen, daß wir ihn ersuchten, mit seiner Arbeit fortzufahren, weil wir zu sehen wünschten, wie er es machte. Wohl mag

die Noth die Mutter der Erfindung genannt werden; denn wer, der keine andre Art des Reifschlagens geſehen, als die gewöhnliche, möchte ſich einfallen laſſen, daß rohe Heydeſtengel einen Strick geben würden, der eben ſo ſtark und dauerhaft, und beynahe ſo biegſam wäre, wie ein hanfener.

Indem wir durch ein Dorf, Namens Killean, gingen, eine Sammlung von zwanzig bis dreißig erbärmlichen Hütten, bat ein Mann uns um etwas Rauchtabak, was dieſen Leuten ein wahres Labſal iſt. Unglücklicherweiſe waren wir außer Stande, ihm damit zu dienen; doch gab ich ihm etwas Schnupftabak, wovon ich einen großen Vorrath mitgenommen, weil man mir geſagt hatte, daß die Hochländer ihn ſehr liebten.

Herr Fraſer wohnt nur eine kleine Strecke von dieſem Dorf. Er empfing uns mit vieler Höflichkeit, und zugleich mit einer Entſchuldigung ſeiner ſchlechten Wohnung, die denn freilich ſo beſchaffen iſt, daß einem Mann von Bildung und Erziehung nicht zugemuthet werden ſollte, darinnen auszudauern; ſie iſt in der That um wenig oder nichts beſſer, als die gemeinen Hütten des Landes. Er ſagte uns, daß er mit den Erben wegen der Wohnung und der Grundſtücke einen Rechtsgang angefangen, aber keins von beyden habe erhalten können. Unmöglich kann dem Herzog, dem vornehmſten Eigenthümer, der Handel gebührend vorgetragen ſeyn; ſeiner bekannten Humanität würde es unmöglich ſeyn, einen wackern Pfarrer ſammt ſeiner Familie in ſolchem Elend zappeln zu laſſen.

Wir fanden Frau Fraſer äußerſt unpaß; ihr Bruder, der ſie zu beſuchen gekommen, war ſo eben von einem Fie-

beranfall aufgestanden; Ein Kind war kurz vorher gestorben; der älteste Sohn, ein munterer, lebhafter Bursche, hatte eine schwere Krankheit noch kaum wieder verwunden. Mit Recht schrieben diese guten Leute ihre Beschwerden der schlechten, dumpfen Wohnung zu. Auch giebt es keinen Arzt weder auf der Insel, noch in der Nachbarschaft, so daß die, welche eines solchen bedürfen, nach Inverary reisen müssen; eine unermeßliche Entfernung für manche Gegenden der Insel, wo mancher gefährliche Sund passirt, und ein gut Theil Weges zu Lande gereiset werden muß. Und auch dann noch können diese einfältigen Leute nur eine sehr unvollkommene Auseinandersetzung des Falles geben; indem keinem Arzte zugemuthet werden kann, um eines einzigen, oft bettelarmen Patienten willen eine so gefährliche und weitläuftige Reise zu machen. Man möchte glauben, daß die einfache Lebensart der Einwohner sie vor Krankheiten schützte. Das wäre vielleicht der Fall, wenn sie besser wohnten; aber ihre Behausungen sind über alle Vorstellung elend und erbärmlich; wirklich würde mancher Gentleman Bedenken tragen, seine Hunde in solchen Löchern einzuquartieren. Daß sie nicht gesund sind, davon sahe ich die Beweise. Ich war kaum eine Stunde bey Herrn Fraser gewesen, als sich über ein Dutzend Patienten aus dem kleinen Dorfe Killean einfanden, die in Erfahrung gebracht hatten, daß ich eine Art von Arzt sey. Ich verordnete ihnen, was von Mitteln zu haben war. Frau Fraser hält nämlich eine kleine Apotheke und vertheilt daraus nach Buchan's Vorschrift.

Ein wenig unterhalb Herrn Frasers Haus, am Fuße des Hügels, liegt ein schöner Salzwasser-See; seine

abhängigen Ufer sind mit Holz gekränzt, das jedoch nicht recht scheint fortkommen zu können. Der Name dieses Seearms ist Loch-Buye *).

Dieser und mehrere Seen auf Mull werden vom Hering besucht, der zuweilen den ganzen Loch ausfüllt; den Einwohnern aber wenig nutzt, weil es an Salze fehlt, ihn zu bereiten. Eine Menge ward im vorigen Jahr gefangen, und hätte mit Vortheil verkauft werden können; aus Mangel an Salze aber mußte das Meiste verfaulen. Der Zoll vom Salze ist so hoch, daß der Hering nicht gesalzen werden kann, wofern man ihn nicht aufhebt; dieß hat die Regierung jetzt gethan, aber nur zu Gunsten des Heringssalzens, da dann so viele Förmlichkeiten erfordert werden, um des Vorrechts theilhaftig zu werden, daß es nicht möglich ist, alle wahrzunehmen und zugleich mit Vortheil zu fischen.

Wer nämlich Salz haben will, um Hering einzusalzen, muß nach Oban gehn, und im Zollhause endlich erhärten, daß er sich des Salzes einzig zum Einsalzen des Herings bedienen wolle; zugleich muß er eine Verschreibung ausstellen, die ihm nicht eher zurück gegeben wird, als bis er seinen Hering und das etwa übrig gebliebene Salz nach Oban bringt. So muß dann der arme Cyländer zwanzig, und aus gewissen Gegenden der Insel vierzig Meilen gehen, um aus dem Zollhause einige Körbe Salz zu holen; er muß diesen Weg zum zweytenmal machen mit den eingesalzenen Fischen, vielleicht mit dem Salze ohne einen einzigen Fisch. Hiezu kommt, daß

*) Loch Buye ist so viel als: der gelbe See. Der Grund dieser Benennung fiel wenigstens nicht in die Augen.

die Leute aus den entlegenen Gegenden sich nicht eher aufmachen, um Salz zu holen, bis der Hering sich in den Loch's zeigt, weil sie mit Recht besorgen, theils, daß der Fang fehlschlagen, theils, daß das Salz, das sie nicht gehörig zu hüten wissen, ihnen gestohlen werde, und sie dem Salzgericht verfallen möchten. Zeigt sich der Hering, so ist das Wetter vielleicht schlecht, das Zollhaus fern, das Salz verdirbt in den offnen Booten, der Hering verschwindet, ehe sie zurückkommen: auch im günstigsten Fall geht wenigstens viele Zeit verloren, ehe sie anfangen können, zu fischen.

Außer diesem Loch giebt es auf Mull mehrere größere, welche vom Hering besucht werden; dergleichen sind Loch-Screiden und Loch-Nokell oder Loch-Nasgaal, welcher letztere tief in die Insel hineindringt, so daß er sie beynahe in zwey Hälften zerschneidet. Diese Lochs, die oft mit Heringen angefüllt sind, die einer Menge Menschen, die jetzt auswärts Arbeit suchen müssen, zu thun geben, und für die Einwohner ein Quell unerschöpflichen Reichthums werden könnten, werden gänzlich unnütz durch die Salzgesetze. Dieser Salzmangel wird den armen Leuten nicht minder drückend, wenn es darauf ankömmt, ihren Wintervorrath beyzulegen. Es ist kein Wunder, wenn sie der Versuchung des Einschwärzens erliegen, wozu sie durch die gebieterische Nothwendigkeit gezwungen werden. Sie bezahlen freilich das eingeschwärzte Salz eben so theuer, als das, was sie von Oban holen: denn der Schleichhändler sucht sich durch hohe Preise für die Gefahr, der er sich unterzieht, zu entschädigen; allein sie ersparen auf diesem Wege

alle weitläuftige Förmlichkeiten, den Zeitverluſt und das Riſico, dem ſie auf dem rechtmäßigen ausgeſetzt ſind.

Ich bin der feſten Ueberzeugung, daß die Schottiſchen Fiſchereyen nie zu einem bedeutenden Umfang gelangen können, bis nicht nur jene Beſchwerden gehoben ſind, ſondern bis auch die Einfuhr des Steinſalzes aus Cheshire freygegeben wird. In Schottland kann das Salz weder rein genug noch wohlfeil genug bereitet werden. Um dieß einzuſehen, bedenke man nur, daß das Seewaſſer auf Schottlands Küſten, beſonders an der Weſtküſte, im Durchſchnitt nur drey Theile Salz auf hundert enthält; daß alſo, um drey Tonnen Salz zu gewinnen, ſieben und neunzig Tonnen Waſſer verflüchtigt werden müßten; was theils zu langweilig, theils zu koſtbar iſt, indem die Feuerung in den meiſten Gegenden Schottlands zu den theuern Artikeln gehöret.

Ueberdieß iſt das Salz, was aus dem Seewaſſer gewonnen wird, kein reines Soda-Muriat, was allein zum Einſalzen taugt; es enthält eine beträchtliche Quantität Magneſia und Kalk-Muriat, wie auch einigen Magneſia-Sulphat. Dergleichen Salze werden ſchmelzbare genannt, weil ſie die Feuchtigkeit der Luft annehmen. Mögen ſie aus dem Verdunſtungsproceß noch ſo trocken hervorgegangen ſeyn; ſetzt man ſie auf kurze Zeit der freyen Luft aus, ſo werden ſie weich, feucht und am Ende vollkommen flüſſig. Eben dieſe Eigenſchaft iſt es, wodurch ſie zum Einſalzen völlig untauglich werden. Denn das Waſſer, was auf dieſe Art mit den Proviſionen in Berührung kömmt, wird zerſetzt, und beſchleunigt die Fäulniß. Allerdings kann das Salz durch wiederholtes Auflöſen und Cryſtalliſiren, hauptſächlich aber

durch das Präcipitiren des Kalks und der Magnesia vermittelst des mineralischen Alkali von diesen Unreinigkeiten gröstentheils geschieden werden; allein eine solche Procedur würde bey weitem zu kostbar seyn, als daß die Leute, die des solchergestalt gewonnenen Salzes bedürftig sind, es bezahlen könnten.

Außer dem Salze, das im Seewasser befindlich ist, giebt es dessen noch einen unermeßlichen Vorrath, der als Stein oder Fossil in den Eingeweiden der Erde vorhanden, äußerst rein und zu jeglichem Behuf, wozu man das gemeine Salz gebraucht, tauglich ist.

Unter den hauptsächlichsten Salzgrüften sind die in Polen die weitläuftigsten; aus diesen erhalten die Holländer gemeiniglich das Salz, womit sie ihren Hering einsalzen, und ihm einen Vorzug zu geben wissen, der allen übrigen den Preiß abgewinnt. Aber auch in England hat uns die Natur mit einem unermeßlichen Vorrath Steinsalz begünstigt, zu Nantwich, Northwich und Middlewich in Cheshire *). Wäre es erlaubt, dieß Salz

*) Die Salzminen zu Cheshire wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt. Seitdem wird das Salz beständig herausgefördert, und in großen Massen nach Liverpool und Bristol geschickt, wo es im Seewasser aufgelöst, und durch Sieden in gemeines Salz verwandelt wird; ohne diese Operation würde es, weil es mit einem röthlichen Thon versetzt ist, zum gemeinen Gebrauch nicht tauglich seyn, welches letztere mit mehreren ausländischen Steinsalzen der Fall ist, die keiner andern Zubereitung bedürfen, als einer großen Zerpulverung. Die Herabfahrt in die Schachte geschieht vermittelst eines Eimers. Das Salzlager liegt 630 Fuß unter der Oberfläche der Erde; und der Schacht sieht aus wie ein von mehreren Reihen Pfeiler getragener Dom, dessen krystallne, aus dem rohen Salzstein gewölbte

in rohen Blöcken in Schottland einzuführen, damit es dort, wie zu Liverpool, Briſtol und anderswo geſchieht,

Decke im Wiederſchein der zahlreichen Lichter, wobey die Bergleute arbeiten, glänzt und funkelt.

Dieſe Salzminen ſind freilich mit denen nicht zu vergleichen, die es zu Wieliczka giebt, einer kleinen Stadt, die ohngefähr fünf Meilen von Krakau in Polen liegt. Die Stadt iſt gänzlich unterminirt, und die Aushöhlungen laufen bis zu einer beträchtlichen Ferne rund um ſie herum. Der Fremde erſtaunt, wenn er in dieſe Tiefe herunter ſteigt, eine Art von unterirdiſcher Republik zu finden, die aus vielen Familien beſteht, welche ihre beſonderen Geſetze und Polizey haben. Es giebt hier öffentliche Straßen und Fuhrwerke, mittelſt deren das Salz bis zur Mündung des Schachtes transportirt, und ſodann durch Maſchinen hinausgeſchafft wird. Die Pferde, die man dazu braucht, ſehen, wenn ſie einmal hinabgelaſſen worden, nie das Tageslicht wieder. Sogar manche von den Arbeitern ſcheinen in dieſem ſeltſamen Abgrund lebendig begraben. Einige ſind darin gebohren worden, und kaum fällt es ihnen ein, einmal herauszugehen. Andre wechſeln ab zwiſchen dem Aufenthalt im Tartarus und in der Oberwelt.

Die unterirdiſchen Gänge oder Gallerien ſind ſehr geräumig: hin und wieder ſind aus dem Salzfelſen ganze Capellen herausgehauen worden. Darinnen ſtehen Crucifixe und Bildniſſe der Heiligen, vor welchen nie erlöſchende Lampen brennen. Die Gegenden, aus welchen das Salz herausgehauen wird, und die leeren Höhlungen, aus denen es vormals genommen wurde, heißen Kammern. Einige, worinn das Waſſer ſich geſammelt hat, ſind an Decke und Wänden mit unzähligen Salzkryſtallen incruſtirt, die von ſchöner Würfelgeſtalt und bis zu einem Pfund dick ſind. Fährt man mit Lichtern in dieſe Gruben, ſo flammen dieſe kryſtallnen Wände in unzähligen farbichten Feuern.

Hin und wieder hat man in den Schachten ungeheure Salzpfeiler ſtehen laſſen, um den Felß zu ſtützen. Die Zahl der ei-

mit Seewaſſer geſotten werden könnte: ſo würde daraus ein reines und feinkörniges Salz mit ſehr unbedeutenden Koſten gewonnen werden können; denn es würde keines größern Aufwandes von Feuerung bedürfen, um das Waſſer einer geſättigtern Salzauflöſung zu verflüchtigen, als wenn daſſelbe von hundert Theilen nur drey Theile Salz enthielte; es würden ſtatt jener drey Tonnen, die man aus dem Verdunſten von 97 Tonnen gewönne, des

gentlichen Bergleute beläuft ſich auf fünfhundert, die der ſämmtlichen Arbeiter auf ſiebenhundert.

Lothe Weib, das bekanntlich in eine Salzſäule verwandelt wurde, iſt in dieſer unterirdiſchen Stadt zu ſehen. Je nachdem die Bildſäule feucht oder trocken iſt, ſchließt man auf die Witterung über der Erde. Die Gänge in dieſen Schachten ſind ſo zahlreich und verflochten, daß Bergleute, deren Lichter verlöſchen, nicht ſelten des Wegs verfehlen, und umkommen, ehe man ſie wieder finden kann. Darwins Schilderung dieſer Minen iſt mahleriſch und ſchön.

So ſchimmert aufgemauert aus Kryſtall,
In Krakows Bruchen eine mächt'ge Stadt.
Gehaun aus dem lebend'gen Fels, durchkreuzen
Die Gaſſen ſich. Erhabne Dome ſteigen
Empor, gemeiſelt aus durchlaucht'gem Salz.
Durch das geſchnitzte Eis ſtimmt blaß die Lampe.
Die ſchöne Lotta ſteht, und hebt umſonſt
Empor zum Himmel die verglaſte Hand,
Das ſtarrgefrorne Auge. Kalte Tropfen
Verdichten ſich auf ihrer Perlenbruſt,
Und glänzend iſt die Thrän' auf ihrer Wange,
Weithin gewahrt das Aug' durchflicht'ge Tempel,
Von weißen Thürmen wehen goldne Fahnen —
Von tauſend Fackeln zittert rings das Licht,
Zurückgeworfen vom Kryſtall der Decke.

ren ſiebenzehn gewonnen werden, und von einer Güte, daß man mittelſt ſeiner den Fiſch völlig ſo gut ſalzen könnte, wie irgend eine andre Nation. So aber ſehen wir uns genöthigt, um taugliches Salz zu bekommen, Buchtſalz aus Portugal zu holen, was uns jährlich über 30000 Pf. zu ſtehen kommt. Dieß Geld könnte erſpart, und der Schleichhandel, der jetzt von den Irländern, welche zollfreyes Steinſalz holen, längſt Schottlands weſtlicher Küſte getrieben wird, mit der Wurzel abgeſchnitten werden.

Heutiges Tages giebt es einige Mühlen in der Inſel, wo der Hafer zu Mehl gemahlen wird, da dann der Müller einen Theil deſſelben für ſeine Mühe bekömmt; manche brauchen jedoch noch immer den ſo genannten Quern im Nothfall, d. i. wenn ſie auf der Stelle Mehl bedürfen; oder ſie thun es auch, um die Metze zu ſparen, die ſie nicht füglich miſſen können. Da wir nie eine ſolche Handmühle geſehen hatten, ſo führte Herr Fraſer uns in eine Hütte im Dorf Killean, wo, wie er wußte, ein ſolches Ding vorhanden war. Als wir aber anlangten, war der Quern einem Nachbar geliehen worden; dieſer hatte ihn wieder einem andern, der andre einem dritten geliehen; endlich wurden wir jedoch unſers Wunſches theilhaftig. Der Quern erſchien, und zugleich zeigte man uns die Art, wie man ſich ſeiner bediente. Es beſteht nämlich ein ſolcher Quern aus zwey ſteinernen Scheiben, die gemeiniglich von Grit oder Granit ſind, und zwanzig Zoll im Durchmeſſer halten. In dem untern Stein ſteckt ein hölzerner, oben zugerundeter Pflock. Auf dieſen wird der obere ſo genau ins Gleichgewicht geſtellt, daß er nur eben den untern berührt.

Dieß geschieht vermittelst eines hölzernen Zapfens, der in einem großen Loche des obern Steins befestigt ist; der aber das Loch nicht ganz ausfüllt, sondern zu beyden Seiten Raum läßt, damit das Korn hineingeschüttet werden könne. Das Gleichgewicht ist so abgemessen, daß, ohngeachtet einiger Friction, die aus der Berührung beyder Steine entsteht, der geringste Kraftmoment gleichwol hinreicht, die Scheiben mehrere Male rund laufen zu lassen, wenn kein Korn dazwischen ist. Wenn nun das Korn getrocknet worden, so hocken zwey Frauen auf die Erde nieder, und nehmen den Quern zwischen sich; die Eine schüttet, während die andre rund dreht; sie wechseln einander gelegentlich ab, und singen, so lang es dauert, alte Celtische Gesänge.

Diese einfache Mühle scheint bey manchen rohen Nationen im Gebrauch gewesen zu seyn. Man hat deren in Yorkshire gefunden; auch sind in der Richtung der südlichen Römischen Mauer zwischen Salway Firth und dem östlichen Meere mehrere aus der Erde gegraben worden. Christi Weissagung, betreffend die beyden Frauen, die auf einer Mühle mahlen, paßt genau auf den Quern, der vielleicht auch damals mag bekannt gewesen seyn.

In den frühern Zuständen der Gesellschaft sind die Maschinen plump und unbehülflich; nach und nach werden sie verbessert; und am Ende wird, was einstens ernsthafte und schwere Arbeit war, ein wahres Kinderspiel. So wird das Flachs- und Baumwollenspinnen bey der jetzigen Vervollkommnung des Maschinenwesens von Kindern betrieben, deren Eines so viel beschafft, als ehemals zwanzig Erwachsene zusammen. So verrichtet eine

Kornmühle vermittelſt des Windes und Waſſers den Dienſt von mehr denn hundert Querns.

Da die Schuhe in dieſer Inſel ſchwer zu haben und koſtbar ſind, ſo machen die Landleute ſich ſogenannte Brogues, eine plumpe Art von Fußbekleidung aus Fellen, die ſie ſelbſt mit der Rinde einer Zwergweide gerben, welche in großer Menge in den Inſeln wächſt. Sie nähen ſie mit ledernen Riemen, die der Näſſe des Bodens beſſer widerſtehn, als der Pechdraht. Im Grunde verfertigen manche von den Eingebohrnen ihre ganze Kleidung ſelbſt. Sie bauen Flachs, *) den ſie rö-

*) In den meiſten Gegenden der Hochlande wächſt der Flachs vorzüglich gut, und gewiß würde nicht wirkſamer für die Aufnahme des Landes geſorgt werden können, als durch die gehörige Aufmunterung und ſchickliche Behandlung dieſes wichtigen Erwerbzweiges. Würde der Flachsbau ſo weit ausgedehnt, als die übrigen Geſchäfte des Landwirths es vertragen, würden die beſtellten Aecker den Armen, oder ſolchen Leuten überlaſſen, welche, wie in Holland, der Wartung derſelben ausſchließend obliegen: ſo würde dem Lande dadurch ein unermeßlicher Gewinnſt zuwachſen, und der weibliche Theil der armen Volksclaſſen würde bey deſſen Verarbeitung reichlich zu thun finden. Geräth der Einſchnitt leidlich gut, ſo iſt der Flachs eines einzigen Ackers, ſo wie er auf dem Felde ſteht, 15 Pf. werth; wenn er zubereitet iſt, 20 Pf.; wenn er zu Garn verſponnen iſt, mehr denn 60 Pf.; wenn er gewebt und gebleicht iſt, 100 Pf.; daß alſo tauſend Aecker eine jährliche Revenüe von 100000 Pf. gewähren würden. Eine Menge Menſchen, welche anjetzt aus Mangel an Arbeit von den Hochlanden nach den Niederlanden, nach England und andern Welttheilen auswandern, würden im Lande zu thun finden; unermeßliche Summen, die jetzt für Leinwand, Schleiertuch, Kammertuch u. ſ. w. nach Irland, Holland und Frankreich gehen, würden für die Nation gerettet werden u. ſ. w.

ſien und hecheln, ſo gut ſie können. Dann ſpinnen ſie ihn, und da gemeiniglich in jedem Dorf zwey oder drey Weber ſind, ſo gelangen ſie zu einer groben Art Leinewand, die ihnen wenig mehr als die Arbeit koſtet, die ſie denn nicht vortheilhafter anwenden können. Einige haben Spinnräder; doch ſahen wir auf unſern Spaziergängen auch verſchiedene Frauen mit dem Rocken und der Spindel ſpinnen, die heutiges Tages in manchen Ländern ſo wenig bekannt ſind, als der Quern, ſo gemein auch beyde ehemals waren.

Die Wolle zu ihren Oberkleidern liefern ihnen ihre Schaafe. Wenn dieſe geſponnen und gewebt worden, ſo wird ſie von den Frauen auf eine beſondere Weiſe gewalkt oder vielmehr getreten. Sobald nämlich die Hausfrau ein Stück Tuch vom Weber bekömmt, meldet ſie es den Nachbarinnen, die ſich ſogleich zu zwölf oder funfzehn einfinden, und ihr walken helfen. Zu dem Ende ſetzen ſie ſich rund um einen Tiſch, reiben das Tuch hart gegen ein Bret, preſſen und falten es mit den Händen, wie die Hutmacher thun, bis es ohngefähr die erforderte Dichtigkeit und Weichheit gewonnen hat. Dann bringen ſie Bret und Tuch auf den Boden, ſetzen ſich umher, und bearbeiten es mit den Füßen. Dieſe letzte Operation iſt das eigentlich ſogenannte „Walking“; und von dieſem Walking (Treten) haben ohne Zweifel die Mühlen den Namen, die in Schottland und im nördlichen England vermittelſt des Waſſers den Weibern die Mühe des Tretens und Walkens erſparen. Während der Arbeit werden Celtiſche Lieder zum Lobe Oſſians und andrer Helden geſungen, wobey dieſe guten Frauen ſich oft bis zu einem hohen Grade von Begeiſterung erhitzen.

In Absicht dieser alten Gesänge ist zu merken, daß es sowol in dem Hauptlande, als in den verschiedenen Thälern dieser Insel Leute giebt, welche ganze Gedichte Ossians hersagen können; dieß ist mir von den Predigern des Landes nicht nur, sondern auch von andern glaubwürdigen Männern wiederholt versichert worden. Es sind diese Sagen, dergleichen unter allen ungebildeten Nationen gefunden werden, von Geschlecht zu Geschlecht überliefert worden; mehrere Ursachen aber bewirken, daß sie jetzt in schnelle Vergessenheit gerathen. Die Entlegenheit des Zeitalters macht das Interesse an ihrem Inhalt immer mehr verschwinden. Das Lesen wird immer gemeiner, und verdrängt das Bedürfniß der Ueberlieferung. Man findet Unterhaltung in den Büchern, und vernachlässigt darüber die Sagen. Hätten daher Macpherson und Smith dieser Reliquien sich nicht noch bey Zeiten angenommen, so wären sie aller Wahrscheinlichkeit nach in kurzem völlig verloren gegangen.

Die Hütten auf Mull, die gemeiniglich in kleine Dörfer ohne Ordnung und Regel hingeworfen sind, so daß jemand sagte, es scheine in diesem Lande schauerweise Hütten geregnet zu haben, sind äußerst elend, und im Grunde um nichts besser, als die Cabanen der Südsee-Eyländer oder die Wigwams der Americanischen Wilden. Ich habe vorhin eine hochländische Hütte beschrieben; die in den Inseln aber sind um vieles schlechter, als alle, die man in dem Hauptlande siehet. Sie bestehen gemeiniglich gleich den Letztern aus zwey elenden Gemächern, deren eines der ganzen Familie statt Wohn- Schlaf- und Vorrathszimmer dienet. Sie sind gewöhnlich aus runden Kieselsteinen aufgeführt, ohne den ge

ringſten Mörtel; daher ſie denn wenig taugen, die Bewohner vor der Unbilde der Witterung zu ſchützen. Manche, die aus Erde aufgeführt waren, ſchienen mir vor dieſen den Vorzug größerer Wärme voraus zu haben. Der Flur iſt weiter nichts, als das Stück Erdboden, wie es Gott erſchuf, und wie es von den Bewohnern iſt zuſammen getreten worden. Ein ſolcher Flur iſt allezeit feucht, und bey naſſem Wetter durchaus kothig. Auch hier befindet ſich in der Mitte des Fußbodens das Torffeuer, worüber der eiſerne Topf an einem Haken hängt, der vom Dach herunterkommt. Einige dieſer Hütten haben ein Loch im Dach, damit der Rauch hinausziehen möge; andre nicht. Alle ſind voll Rauch, der, ſo gut er kann, zur Thür hinaus ſeinen Ausgang ſucht. Dieſe ſogenannte Thür, die nicht über fünf Fuß hoch iſt, wird gemeiniglich von Bretern zuſammengefügt; bisweilen iſt ſie bloß aus Weidenreiß geflochten. Statt des Fenſters dient ein Loch in der Wand, das ohngefähr einen Fuß im Viereck hält. Es wird bisweilen mit einer dicken Glasſcheibe, bisweilen bloß mit einem hölzernen Laden verſchloſſen, der bey Tage offen bleibt. Inwendig längſt den Wänden hin ſtehen kleine Krippen ſtatt der Bettſtellen; das Bette beſteht aus Heyde, deren Wurzeln nach unten gekehrt werden, die Spitze nach oben. Oberhalb dieſer Betten ſind Stangen angebracht, auf welchen große Raſenſtücke ruhen. Dieß giebt eine Art von Sims, worauf ſie ihr Geräth aufthürmen; auch dient es, den Regen, der durch das Dach hereinfällt, wenigſtens von den Betten abzuhalten. Gedeckt ſind dieſe Hütten gemeiniglich mit Farrenkraut oder Heyde, ſeltner mit Stroh; Stricke von Heyde halten das

Dach zuſammen, und werden durch Steine ausgerec[illegible] die in die Enden eingeknüpft ſind, und zu beyden Seiten des Dachs herunterhangen. Bieweilen beſteht das Dach aus bloßen Soden.

Das Innere dieſer Hütten, das Dach beſo[illegible]ers, iſt mit Ruß überzogen, und Tropfen einer zähen [illegible]chen Flüßigkeit (acidum pyroligneum) hängen von jedem Stücke Holzes herunter, wodurch das Dach getragen wird. Uebrigens gilt dieß nicht etwa von einer oder der andern ausgezeichnet armſeligen Hütte; es gilt ſo ziemlich von allen, indem wir die Neugier hatten, in mehrere hineinzugehn, und ſie zu unterſuchen.

Daß ſolche Wohnungen nicht geſund ſeyn können, begreift man. Den Kindern zumal, als die einer reinern Luft nicht füglich entbehren können, ſind ſie verderblich. Es wurde mir von mehrern Predigern beſtätigt, daß kaum ein Drittheil der Kinder, die ſo unglücklich ſind, hier das Licht zu begrüßen, das zwölfte Jahr erreicht; wogegen in andern Landgegenden des nördlichen Englands kaum Einer von Zwanzigen vor dieſem Alter ſtirbt. Wenig Aufmerkſamkeit wird hier auf die Pflege der Kinder gewandt; die unſelige Gewohnheit, ihnen im zarteſten Alter ſchon gebrannte Waſſer zu reichen, hilft ohne Zweifel ihre Zerſtörung nur beſchleunigen.

Ein wenig unterhalb der Wohnung des Herrn Fraſer, unfern des Loch, ſtand ehemals die Pfarrkirche, die jetzt in Trümmern liegt, und ſchon ſeit Jahrhunderten ſo gelegen haben muß, indem mehrere Eſchenbäume ihre Wurzeln und Zweige um mehrere Bruchſtücke der Mauer

geschlungen haben. Alles übrige ist beynahe gänzlich mit Epheu überwachsen. *)

Diese Kirche soll von dem heiligen Columba während seines Aufenthalts auf Ikolmkill gestiftet seyn. Eine sonderbare Anekdote ward mir in Betreff ihrer erzählt. Als nämlich einer ihrer Beyfründeten starb, hatten sich zwey von der zahlreichen Priesterschaft zu Ikolmkill das Benefiz von Columba aus. Der heilige Mann, der nicht gern einen von ihnen kränken wollte, sagte ihnen, daß derjenige, der die Pfründe zuerst in Besiz nähme, sie behalten solle. Es war Abend, als sie den Bescheid erhielten. Vor Tagesanbruch war an keine Abreise zu denken; nach einer schlaflosen Nacht machte der eine sich in aller Frühe auf den Weg nach Torosay, das er nimmer erreichte. Der andre fand ihn leblos am Rande eines Brunnen liegen, der sich auf einem Hügel oberhalb des Lochs befindet, und noch heut zu Tage der Brunnen heißt, neben welchem der Priester lag. Man vermuthete, daß er, vom Gehen erhizt, zu freygebig von dem Wasser der Quelle getrunken habe, und ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden sey. Mitleidige gutmüthige Menschen gaben inzwischen zu verstehen, daß der andre Priester ihn dorten eingeholt, und als der Stärs

*) Ein kirchenräuberischer Zimmermann, dem es an Holze fehlte, hieb vor einigen Jahren einige dieser Eschen ab, und transportirte sie nach seinem Hause. Allein die Nachbarn prophezeiten ihm von Stund an so viel Unglück, daß er eiligst das Holz zurücktrug, und neben der Mauer hinlegte, wo es denn noch immer unberührt liegt, so selten auch das Holz auf der Insel ist.

fere die Gelegenheit wahrgenommen habe, ſich der Pfründe des kürzeſten Weges zu verſichern.

Innerhalb der Ruinen der Kirche iſt der Begräbnißplatze des Kirchſpiels Torosay. Auch hier wird bey den Leichenbegängniſſen noch gezecht, ſelten getanzt. Das Gefolge begiebt ſich nach der Beſtattung an die Seite des Hügels, und ertränkt unter dem Schutze eines nahen Felſen alles Herzeleid in dem beliebten Whisky. Folgende hieher gehörige Anekdote ward mir von einem Augenzeugen erzählt.

Noch vor kurzem pflegten die Hochländiſchen Lairds ſich überall von ihren Pfeifern begleiten zu laſſen. Einem Laird von Morven fiel es ein, auch zu dem Leichenbegängniſſe eines verſtorbenen Freundes den Pfeifer mitzunehmen. Nachdem der Leichnam dem Staube war zurückgegeben worden, ward in der Kirche ein Bankett zugerichtet; manche Flaſche Whisky ward geleert; der Laird hieß ſeinen Pfeifer ein Stückchen aufſpielen; mit ſtattlichem, gemeſſnen Schritt wandelte dieſer die Kirche auf und ab, und erfüllte das ganze Gebäude mit dem Geſchrill ſeiner Töne; endlich ſtellte er ſich auf einen Leichenſtein, und ſpielte mehrere Arien. Das däuchte einem Verwandten des unter dem Steine ſchlafenden Todten eine Verhöhnung ſeiner Manen. Entrüſtet zog er ſeinen Dirk hervor, und durchbohrte den Windſchlauch der Sackpfeife. So war denn freilich die vorlaute Pfeife für dießmal beſchwichtigt.

Mancherley Aberglaube geht hieſigen Ortes noch im Schwange. Alles glaubt an Hexereyen; doch werden diejenigen, die ſich der Gabe des zweyten Geſichtes rühmen, keiner ſonderlichen Aufmerkſamkeit mehr gewürdigt. Zu

den abergläubigen Begriffen gehört, daß, wenn jemand eine Leiche zu Grabe trägt, und auf dem Wege ausgleitet und fällt, selbiger, der nächste, auf gleiche Weise werde hinausgetragen werden. Vor zwey oder drey Jahren trug es sich zu, daß wirklich Jemand, der eine Leiche den steilen Hügel hinunter zu dem eben beschriebenen Begräbnißplatze tragen half, stolperte und zu Boden fiel. Wiewol nur leicht beschädigt, legte er sich dennoch ungesäumt zu Bette, und der Vorfall zerrüttete dermaßen seine Lebensgeister, daß er auf ein Haar das Opfer des Aberglaubens geworden wäre; jedoch er erholte sich, lebt noch heute, und hat schon manchen von denen, die ihm den Tod prophezeyten, zu ihrer engen Wohnung tragen helfen.

Die Insel Mull ist ohngefähr 25 Meilen lang und eben so breit. Die innern Gegenden sind sehr bergicht und mit Heyde bedeckt; doch giebt es längst der Küsten einige leidliche Striche Landes, die jedoch in keinen Betracht kommen, wenn man sie mit der ganzen Insel vergleicht. Es wird daher der Ackerbau schwerlich jemals in diesem Lande im Großen getrieben werden können; zum Ersatz werden jährlich ganze Schaaren Rindvieh aufgezogen und ausgeführt, wozu das Land sich denn vorzüglich eignet. Auch ist der Ertrag dieser Viehzucht es hauptsächlich, womit die Landleute ihren Pacht abtragen, der jetzt in klingender Münze bezahlt wird. Im Ganzen sind jedoch die Ländereyen so hoch ausgethan, daß manche kleine Pächter auch aus dem Verkauf des Rindviehes den Pacht noch nicht aufbringen können; so sind sie dann gezwungen, nachdem sie ihr bischen Acker bestellt, ihre Familien zu verlassen, und in den

Süden zu wandern, wo sie etwa Canäle graben oder Soda machen helfen. Auf diese Weise ersparen sie etwas Geld, womit sie dann vor Eintritt der Erndte wieder nach Hause zurückkehren.

Es fehlt auf der Insel beynahe gänzlich an Befriedigungen. Da nun jede Familie ihr bischen Hafer, Gerste und Flachs baut, so müssen sie Hirten halten, die das Vieh überall, wo es frißt, hüten, und es hindern müssen, ins Korn oder in das Revier des Nachbars zu streifen. Dadurch werden der Arbeit viele brauchbare Hände entzogen; auch verwöhnen sich diese Hirten zu einer fast unglaublichen Trägheit. Sie sind im Stande, den ganzen Tag auf demselben Fleck zu sitzen, während ihre Hunde, die auf den geringsten Wink das Vieh wieder zusammen holen, ihnen alle Mühe ersparen. Es ist zu bedauren, daß diese Leute sich nicht gewöhnt haben, während des Hütens zugleich irgend ein nützliches Stück Arbeit zu treiben; wäre es auch nur, daß sie Strümpfe strickten oder Wollkratzer verzähnten.

Das Mullische Rindvieh wird sehr hoch geschätzt; es wird leicht fett, wenn es auf die Niederländischen oder auf die fetten Englischen Wiesen getrieben wird; das Fleisch ist feinkörnicht, saftig und wohlschmeckend. Die Schaafe der Insel waren bis jüngst von der kleinen Hochländischen Race, mit guter Wolle und köstlichem Fleische. Heut zu Tage aber sind manche Berge mit Schaafen aus den Niederlanden, hauptsächlich von der Cheriot-Race versehen, welche in höherm Preise stehen, und fleißiger werfen. Sie vertragen den hiesigen Winter sehr gut, indem sie aus Gegenden kommen, deren Clima um vieles strenger ist, als das der Hebriden;

allein ihre Wolle iſt nicht ſo fein, und ihr Fleiſch nicht ſo wohlſchmeckend. Ehemals waren die Gipfel auch der ſteilſten Berge mit Rindvieh beſetzt, und die Schaafe dagegen ſelten; heutiges Tages ſind die Höhen mit Schaafen verſehen, die niedrigen ſumpfigen Gründe aber mit Rindvieh. Dieß iſt allerdings eine Verbeſſerung; denn ſumpfige Gründe taugen nicht für Schaafe, wogegen die Hügel und Berge ihnen weit beſſer bekommen, als dem Rindvieh.

Anlangend die Art, wie die Pachtgüter beſtellt und die Grundſtücke bearbeitet werden, ſo muß ein jeder Pächter eine gewiſſe Anzahl Leute halten. Am beſten und wohlfeilſten iſt es, junge ledige Burſche zu ſich ins Haus zu nehmen; allein die Armeen haben neuerdings das Land von ſolchen dermaßen entblößt, daß man froh ſeyn muß, Perſonen mit Familien bekommen zu können. Dieſe erhalten Gras für zwey bis drey Kühe, und einige Schaafe; auch wird ihnen erlaubt, den vierten Theil der Saatkörner zuzuſchießen, wofür ſie zur Zeit der Erndte jede vierte Garbe zu ſich nehmen. Der Hirte erhält eine Hütte, Gras für eine Kuh, und einige Schaafe, auch etwas Land zum Kornbau.

Unter die großen Hinderniſſe der Aufnahme der Hochlande ſowol als der Inſeln gehört die Menge unſerer Kriege. Man hat berechnet, daß jeder Krieg an Soldaten und Matroſen der Grafſchaft Argyle allein zwiſchen drey bis viertauſend ihrer tüchtigſten Arbeiter raubt, die Stütze von mehreren tauſend andern, wovon ſehr wenige erleben, die Heymath wieder zu ſehen. Was bedeutet, mit einem ſolchen Verluſt verglichen, was das Land durch Auswanderung verliert!

Die Eigenthümer, es sey nun, daß ein wirklich lobenswürdiger Eifer, dem Vaterland zu dienen, sie treibet, oder daß sie bloß hoffen, in den Augen der Regierung sich ein Ansehen zu geben, und durch das Commando der errichteten Regimenter ihr Einkommen zu vermehren, haben den unglücklichen Ehrgeiz, Regimenter und Compagnien zu errichten, da denn die armen Pächter die ersten sind, deren Söhne man in Anschlag bringt. Freilich haben diese Herren nicht mehr wie ehemals ein gesetzliches Recht, die jungen Leute ihren Eltern zu entreissen und zum Dienst zu zwingen; aber wenige Landleute haben Contracte, da denn die Furcht, ihr Gütchen zu verlieren, sie zwingt, den Grundherren in allen Stücken gefällig zu seyn. Ein solcher Laird kommt vielleicht zu seinem alten Pächter und sagt: Lieber Freund, ich errichte so eben ein Regiment, und brauche eure beyden Söhne; hier ist Handgeld. Der Alte, mit Thränen in den Augen, stellt vor, wie er und seine Frau alt seyn, und nicht wohl mehr arbeiten können; wie die Bursche die Stütze ihres Alters seyn, und sie sie nicht füglich missen können. Der Laird erwiedert: Ihr habt in alle Wege euren Willen; allein ich muß euch sagen, daß der und der mir so und so viel mehr für das Gütchen geboten hat. Ein solcher Wink genügt, und der Alte muß nachgeben. Beharrte er auf seiner Weigerung, so verlöre er Haus und Hof! Und wohin könnte er sich wenden, wo er nicht ähnliche Bedingungen zu erwarten hätte? Ohnehin sind die Eigenthümer in mehreren Gegenden der Hochlande schweigend darüber einverstanden, daß sie niemanden aus einem andern Gute zum Pächter annehmen, der nicht von seinem ehemaligen Grundherrn ein Zeugniß aufzuweisen hat. Ich glaube

nicht, daß der Fälle eben viele sind, wo die Eigenmacht so weit getrieben worden, einen solchen Mann aus dem Brode zu jagen; ihrer einige aber weiß ich, und die Pächter kennen die Folgen zu gut, als daß sie nicht mit guter Art auf die erste Mahnung einwilligen sollten. Hieraus erhellt, daß, wiewol die Lehnsverbindlichkeiten aufgehoben worden, der hochländische Häuptling gleichwol noch immer beynahe eben so viele Gewalt über seine Untersassen hat, wie ehemals, und so lange haben wird, bis den Pächtern Contracte gegeben werden, die ihnen etwas mehr Unabhängigkeit zusichern.

Der Ackerbau ist ziemlich unbedeutend; und wiewol einiger Verbesserung fähig, so wird er doch schwerlich jemals so hoch getrieben werden können, daß er die Einwohner hinlänglich mit Korn versorgt. Das urbare Land liegt, wie vorhin bemerkt worden, meistens neben dem Strande; aber auch hier ist der Boden im Ganzen nur mager, eine leichte röthliche Erde mit Mooß gemischt, von geringer Tiefe, und stehet häufig unter Wasser. Derjenigen Flecke, die etwa eine günstigere Beschreibung verdienten, sind vergleichungsweise nur wenige. Die gemeinste Aussaat ist eine sehr geringhaltige Gattung von Hafer, den die Einwohner leichten Hafer nennen. Sie säen ihn zu Ende des Märzes, und es wird October, ja wol November, bevor er reifet. Er giebt in der Regel drey Korner wieder, die aber so leicht sind, daß zwey Scheffel Korn nur Einen Scheffel Mehl geben. Gerste wird zu Ende des Aprils gesäet, und reifet mit Ende des Augusts. Sie lohnet sechs bis zehnfältig, ja wol sechszehnfältig (dieß jedoch nur selten), wenn das Land alt und mit Seeproducten gedüngt ist. Das meiste von der

Gerſte wird zu Whisky verbrannt, der nur allzugemein in den Hochlanden iſt. Die letzte Akte, welche die Brenner nöthigt, einen Erlaubnißſchein zu löſen, hat allerdings die Zahl der Blaſen in den Hochlanden beträchtlich vermindert; in den abgeſchiednen Schlüften aber diſtillirt ein jeder ſelbſt, ohne beſorgen zu dürfen, daß die Einnehmer ihn entdecken möchten. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß dies verderbende Gift aus dem Lande verbannt, und ein guter Malztrank, der mit dem vierten Theil der Mühe gemacht werden könnte, dagegen eingeführt würde. Aller Gewinn, der dem Schatze aus dieſer unſeligen Conſumtion zuwächſt, iſt kein Erſatz für die Verheerung, die er in der Geſundheit und den Sitten der Geſellſchaft anrichtet.

Kartoffeln wachſen hier ausnehmend gut; ſie werden mit dem Spaten in lockre Beete gepflanzt, und machen das Hauptnahrungsmittel des ärmern Volks aus, während wenigſtens dreyer Viertheile des Jahrs. Vor Einführung dieſer nützlichen Wurzel, die wir Amerika verdanken, und welche koſtbarer iſt, als alles Gold von Mexico, alle Diamanten von Golkonda und aller Thee von China, erlitten die Hochländer, hauptſächlich die Bewohner der weſtlichen Inſeln, nicht ſelten den ſchauderhafteſten Mangel. Abhängig von einem Bißchen Mehl in Abſicht ihres Lebensunterhalts, wurden ihre Hoffnungen häufig vereitelt. Das Korn verfaulte auf dem Boden; um nur des Verhungerns ſich zu erwehren, mußten ſie dem Rindvieh zur Ader laſſen, um das Blut zu trinken oder in Kuchen zu verbacken. Geld, um Korn dafür zu kaufen, war nicht vorhanden, geſetzt auch, daß für Geld etwas zu haben geweſen wäre. Das Fehlſchlagen der

Erndte wegen anhaltenden naſſen Wetters begegnet im Durchſchnitt jedes dritte oder vierte Jahr; heutiges Tages aber halten die Kartoffeln den Winter über vor, wenn auch Korn und Mehl ausgehen. Die Noth der vorigen Zeiten iſt jetzt kaum mehr zu fürchten, und würde gänzlich in Vergeſſenheit gerathen, wenn die Fiſcherey gehörig ermuntert würden.

Statt des Düngers bedient man ſich auf dieſer Inſel der Seegewächſe, hin und wieder auch des Muſchelſandes. Der Dung des Rindviehs reicht nicht weit, weil es an Gelegenheit fehlt, es unterzubringen; doch wird das Vieh im Sommer und Herbſt für die Nacht gemeiniglich auf einem Stück Acker in Hürden zuſammengetrieben; dieß giebt eine Art zu düngen, welche Teething genannt wird. Da es wenig fahrbare Straßen giebt, ſo wird der Dünger, er beſtehe nun aus Seegewächſen, Muſchelſand oder Viehmiſt, auf dem Rücken der Pferde in Körben fortgebracht, welches viel Zeit wegnimmt. Der Pflug, den man auf dieſer Inſel gebraucht, iſt ſehr plump, und vermuthlich derſelbe, den man ſchon ſeit Jahrhunderten gebraucht hat; er wird von vier Pferden gezogen, die alle in Einer Linie geſpannt ſind. Die Leute ſcheinen ihn zu gebrauchen, bloß, weil ſie keinen bequemern kennen. Da es keine Pflugmacher im Lande giebt, ſo muß jeder Hauswirth ſeinen Pflug ſelbſt machen, das er dann nach der Weiſe ſeiner Väter thut. Sollte irgend ein Gutsbeſitzer einen tüchtigen Wagner anſtellen, oder ſeine Pächter mit Pflügen verſorgen, ſo würde der Vortheil ſich bald zeigen.

Nichts iſt jedoch der Aufnahme des Ackerbaues und jeder Art der Landwirthſchaft ſo hinderlich, als der Mans

gel an Contracten. Wenige Lairds in den Hochlanden (denn dieß gilt keinesweges bloß von der Insel Mull) verpachten ihre Ländereyen anders als von Jahr zu Jahr; und wenn der Pächter ein Haus haben will, so muß er sich selbst eins bauen. Das Land wird meistentheils unter der Hand den Meistbietenden zugeschlagen; wie kann ein Pächter sich dann auf Verbesserungen einlassen, der das Jahr darauf allem Anschein nach seine Pachtung verliert, es wäre denn, daß er sich für seine eignen Verbesserungen durch einen erhöhten Preiß bestrafte? So bauet er sich denn, falls er keine Wohnung vorfindet, eine der oben beschriebenen Hütten, die kaum hinreicht, ihn vor der Unfreundlichkeit der Witterung zu schützen. Er ziehet aus dem Boden so viel er kann, zu nicht geringem Nachtheil der Gutsherrn. Wollten die Grundbesitzer ihren Pächtern Contracte auf eine Reihe Jahre geben, wollten sie ihnen Häuser bauen, oder zu deren Bau sie dadurch aufmuntern, daß sie ihnen bey ihrem Abzuge von dem Gut die Nebenausgaben ersetzten, so würden ihre Ländereyen sich verbessern, und ihr Einkommen binnen wenig Jahren sich bedeutend vermehren, während die Pächter des Lebens froher werden würden, als jetzt möglich ist. Da die Preise des Korns und des Viehes im Steigen sind, so ist kein Zweifel, daß die Eigner nicht zu einem erhöhten Pacht berechtigt seyn sollten, der mit dem steigenden Werth jener Artikel gewissermaßen Schritt hielte. Es ließe sich jedoch leichtlich ein Plan zu Pachtcontracten ersinnen, worinn auf die Vortheile beyder Partheyen gleiche Rücksicht genommen würde. Einen solchen Plan hat Lord Kamer wirklich entworfen. Es muß, bemerkt er, hauptsächlich dahin gesehen wer-

den, daß der Pächter das Land nicht ausmergeln könne, während man ihm alle Freyheit läßt, es zu verbessern. Gleich dem Brittischen Monarchen muß er das Gute thun können, aber nicht das Böse. In einem Clima, wie dieses, müssen dem Pächter keine verbindliche Vorschriften gegeben werden, wie er sein Land zu bestellen habe; die nächste beste ungewöhnliche Witterung, sey es Hitze, Kälte, Dürre oder Nässe, wird ihn nöthigen, auf das laufende Jahr wenigstens von dem besonnensten Wirthschaftsplan abzuweichen.

Ohne verlängerte Pachtcontracte ist keinem Pächter zuzumuthen, daß er auf Verbesserungen bedacht sey. Am vortheilhaftesten, und für die Verbesserung des Guts am zuträglichsten dürfte es seyn, wenn man dem Pächter einen Termin von neunzehn, oder zweymal neunzehn Jahren setzte, und nach Verlauf dieser Zeit die noch übrige Lebenszeit des jedesmaligen Inhabers zugäbe. Kein Mensch entsagt so leicht der Hoffnung, länger zu leben; auch wird keinem einfallen, den Boden, den er auf Zeitslebens zu besitzen hoffen darf, zu erschöpfen. So wird dann der Pächter in eine Art von Wirthschaft hineingelockt, die ihm und seinem Gutsherrn gleich vortheilhaft ist. Ginge der Pächter mit Tode ab, ehe er wieder zu seinen Auslagen gekommen wäre, so müßte laut Contractes der Grundherr gehalten seyn, seinen Erben den Rückstand zu ersetzen.

Keine Art der Unterpachtung müßte geduldet werden; denn wenn ein Pächter mit seinem Contract wuchern darf, so wird er sich schon hüten, sein Geld an Verbesserungen zu wagen. Lautete der Contract auf einmal neunzehn Jahre, so müßte der Pächter nach Verlauf dieser Zeit

ein Recht auf abermal neunzehn Jahre haben, wogegen die Pachtſumme um ein Fünftel erhöhet würde; es wäre denn, daß der Gutsherr dem Pächter lieber den Werth dieſes Fünftheils zehnfach bezahlen wolle. Geſetzt, z. B. der Pacht betrüge 100 Pf. und der Pächter erböte ſich, für die nächſten neunzehn Jahre 120 Pf. zu geben, ſo müßte ihm das Gut entweder zu dieſem erhöheten Preiſe gelaſſen werden, oder der Grundherr müßte ihm 200 Pf. bezahlen. Entſagt der Pächter freywillig dem Pacht, ſo hat er ein Recht, für ſeine Verbeſſerungen eine paſſende Entſchädigung zu verlangen.

Hauptſchädlich für die Hochlande ſind die Unternehmer; Leute, welche große Ländereien pachten, um die Grundſtücke vereinzelt wieder auszuthun. Dieſem Mißbrauch, der in England kaum bekannt, in Schottland und Irland aber nur allzugewöhnlich iſt, haben die ärmern Claſſen beyder Länder ihr Elend hauptſächlich zu verdanken. *)

*) In Irland bringt dieß Syſtem, wo möglich, noch mehr Unheil hervor, als in den Hochlanden. Die Landleute in dieſem fruchtbaren Lande verhungern in der Mitte des Ueberfluſſes. Sie eſſen das ganze Jahr kein Fleiſch, und doch werden jährlich unermeßliche Heerden von Rind- und Schaafvieh aus dem Lande weggetrieben. Sie koſten faſt niemals Brod, und doch wird jährlich eine große Menge Getraydes ausgeführt. Sie gehen faſt nackend, und ihre Leinwand wird in Ueberfluße in fremde Länder verſandt; und dieſes alles, damit die Unternehmer, oder Mittelmänner, wie ſie hier zu Lande heißen, im Müſſiggang leben und ſchwelgen können. Iſt es unter ſolchen Umſtänden zu verwundern, wenn ſie mißvergnügt ſind! Dieſe unwiſſenden Leute glauben feſtiglich, daß ſie den was immer für einer Veränderung nicht anders denn gewinnen können. Wollten

Ein ſolcher Unternehmer pachtet von irgend einem Gutsbeſitzer eine ganze Strecke Landes, vertheilt ſie in eine Menge kleinerer Gütchen, und ſucht nun jedes ſo hoch auszubringen, als möglich. Er hütet ſich wohl, auf längere Pachttermine ſich einzulaſſen, indem ihm bloß darum zu thun iſt, den Grundherrn ſowol, als die armen Landwirthe, die das Unglück haben, in ſeine Klauen zu gerathen, beſtmöglichſt zu benutzen. Gleich den Drohnen in einem Bienenſtock leben dieſe Leute von fremder Arbeit, während ſie dem Unterpächter den Lohn ihres Schweißes, dem Grundherrn aber den wahren Werth ſeines Eigenthums verkümmern. Würden die Vortheile, welche dieſe durch ihr Nichtsthun davon tragen, zwiſchen den Arbeitern und den Grundherrn vertheilt, ſo könnten jene des Lebens froh werden, während dieſer ſein Einkommen beträchtlich vermehrt ſähe.

Die Hochlande und Inſeln haben von Natur mit ſo überwiegenden Nachtheilen zu kämpfen, daß einem wohlgeſinnten Grundbeſitzer nichts ſo ſehr am Herzen liegen ſollte, als das harte Loos der Menſchen, die auf dieſen öden und nackten Bergen gebohren werden und leben, auf jede nur erdenkliche Weiſe zu mildern. Die einzigen des Anbaues fähigen Gegenden ſind die Thale und Schlüchte längſt des Fußes der Gebirge. Da aber dieſe nur wenige Stunden die Sonne haben, ſo rückt die Ve-

die Landeigenthümer ihre Ländereien unmittelbar verpachten, wodurch nicht nur ihr Einkommen, ſondern auch der Wohlſtand der Hauswirthe ſteigen würde, ſo iſt zu vermuthen, daß das Landvolk dieſes Reiches bald minder unruhig ſeyn werde. Auf jeden Fall würde der Verſuch die Mühe lohnen.

getation nur langsam fort, und die Erndte wird dar spätet. Das Clima ist dem Landbau nicht zuträglich. Der sogenannte Frühling ist rauh und schneidend; genau gesprochen giebt es überall keinen Frühling, sondern nur zwey Jahrezeiten, den Winter und den Sommer. Schneegestöber und Nachtfrost halten an bis in die Höhe des Sommers, wo die Hitze dann mit einmal das Pflanzenleben beschleunigt. Ehe die Saaten reif werden, leiden sie schon wieder von kalten und schneidenden Winterlüften. *) Der Winter ist anhaltend und für

*) Alte Leute behaupten gemeiniglich, daß die Jahrszeiten in Britannien seit Menschengedenken, eine beträchtliche Veränderung erlitten hätten. Die Winter, sagen sie, hätten vieles von ihrer ehemaligen Strenge verloren, und seyn fast so gelinde geworden wie die Frühlinge, dagegen seyn die Sommer ungleich nasser und kälter, mithin zur Beförderung der Vegetation und zu Zeitigung der Erdfrüchte weit ungeschickter geworden, als ehemals. Einige wollen freilich diese Versicherung lediglich der den Landleuten anklebenden Unart, immer zu klagen, andre den frostigen Empfindungen des Alters und der Vorliebe für die harmlosen Jahre der Kindheit, wo dem durch das Ungemach des Lebens noch nicht versäuerten Gemüth die Welt noch freundlicher entgegen lächelt, zuschreiben. Gleichwol fehlt es nicht an Gründen, welche jene Klagen zu bestätigen scheinen.

In manchen Gegenden der westlichen Hochlande, wo ehemals Holz in Ueberflusse vorhanden war, kann heut zu Tage kaum ein Baum zum Wachsen gebracht werden. Morven, das Ossian gewöhnlich das Waldige nennt, ist jetzund größtentheils davon entblößt, und es ist kaum möglich, einen Baum von einiger Größe darinn aufzuziehen. Herr Austin aus Glasgow, ein vortrefflicher Botaniker und fleißiger Pflanzenerzieher, ist fest überzeugt, daß eine bedeutende Verschlimmerung unsers Clima statt

miſch. So lange er dauert, ſind die Einwohner faſt gänzlich abgeſchnitten von allem Zuſammenhange mit den

gefunden habe; er meldet mir, daß mehrere Pflanzen, beſonders aber der Laurustinus und Laurus nobilis noch bey ſeines Vaters Lebzeiten kräftig und geſund gediehen ſeyn: daß ſie aber ſeit 1775 in gleichem Boden und gleicher Lage ſchlechterdings nicht hätten ausdauren wollen. Der Verfaſſer des ſtatiſtiſchen Berichts von Kilwinning in Ayrſhire macht folgende zur Beſtätigung dieſer Meinung dienende Bemerkungen. „Mehrere noch lebende Menſchen erinnern ſich, daß die Sommer wenigſtens in dieſem Theil des Landes vor funfzig Jahren ungleich trockner und wärmer geweſen, als heut zu Tage. Männer von unbeſtrittner Wahrhaftigkeit behaupten, als eine ſchlechterdings ausgemachte Thatſache, daß die Landleute, wenn ſie ehemals in der Mitte des Mays zur Gerſtenſaat pflügten, ſchon des Morgens um drey Uhr hätten anfangen, und um acht Uhr wieder aufhören müſſen zu arbeiten, weil die Hitze zu heftig geworden, als daß ſie es länger hätten aushalten können, auch nicht früher als zwiſchen vier und fünf Uhr Abends wieder hätten anfangen können. Seit vielen Jahren iſt grade das Gegentheil der Fall geweſen. Der Monat May inſonderheit iſt äuſſerſt kalt und naß, und der Vegetation höchſt ungünſtig geweſen. Manche Jahre haben wir wenig oder gar kein eigentliches Sommerwetter gehabt. Dem zufolge trat ehemals die Erndte ungleich früher ein, als heut zu Tage. In einigen Gegenden der Nachbarſchaft war ſie gegen das Ende des Auguſts ſchon geſchloſſen.“ Daß eine ähnliche Veränderung in Irlands Clima ſtatt gefunden habe, erhellt aus Hrn. Hamiltons zu Favet Beobachtungen. Dieſer Gelehrte beweiſt in einigen der Königl. Iriſchen Akademie vorgeleſenen Abhandlungen, daß das Clima des Landes ſich bey Menſchengedenken geändert habe; daß die Winter gelinder ſeyn, und die Sommer minder warm; daß die Winde in den letzten Jahren mit ungewöhnlichem Ungeſtüm aus dem Weſten geblaſen haben u. ſ. w. Er erwähnt mehrerer Bäume, die ehemals in Irland fortgekommen wären, die aber jetzt der Strenge der

niedern Landen, durch ungeheure Schneebetten, unzugängliche Ströme und pfadlose Gebirge einer Seits; aus derer Seits durch eine lange und gefährliche Schiffarth.

Jahrszeiten nicht mehr widerſtehen könnten. Daß auch Großbritannien, wenigſtens deſſen weſtliche Küſte, die Wirkung aller dieſer Umſtände erproben werde, leidet keinen Zweifel. Sollte gleich dieſe Veränderung aus metereologiſchen Beobachtungen nicht erhellen, ſo läßt ſich doch daraus nicht ſchließen, daß ſie überall nicht ſtatt gefunden habe. Denn das Thermometer kann die Temperatur im Allgemeinen als unverändert, das Hygrometer kann ausweiſen, daß die gewöhnliche Quantität Regen gefallen ſey; und dennoch kann eine mehr bewölkte Atmoſphäre, es können ſtürmiſche Winde die Zeitigung der Erndte hindern, und das matte Aug ſchaudern machen. Es ſind jedoch bis jetzt noch keine metereologiſche Beobachtungen lange genug, noch mit erforderter Genauigkeit fortgeſetzt worden, als daß dadurch erwieſen wäre, daß die mittlere Hitze dieſelbige geblieben ſey; was freylich wahrſcheinlich iſt, indem die zunehmende Wärme der Winter für die Kühle der Sommer Erſatz leiſtet. Dazu werden Wolken, Dünſte und die Stärke der Winde ſelten mit gebührender Genauigkeit zu Buche getragen, obgleich ſie es ſind, welchen dieſe vorgebliche Veränderung hauptſächlich zugeſchrieben werden muß. Es iſt bekannt, daß die am meiſten vorherrſchenden Winde aus dem Weſten blaſen; dieſe Winde ſind gemeiniglich mild von Temperatur, und feucht von Natur, mithin dem thieriſchen und Pflanzenleben ſehr günſtig: allein es iſt offenbar, aus was für Urſachen es wol mag zugegangen ſeyn, daß die Weſtwinde ſeit einigen Jahren mit ungewöhnlicher Heftigkeit über dieſe Inſeln gebrauſet, und eben dadurch die gewöhnlichen Wirkungen ihrer ſonſtigen Genialität größtentheils vereitelt haben. Daß ſie mit zunehmendem Ungeſtüm geweht, beweiſt Herr Hamilton aus dem verkrüppelten Anſehen der Bäume, aus der ſchnellen Anhäufung des Sandes und den ungewöhnlich hohen Fluthen, die auf eine zunehmende Bewegung des Oceans

Auf so niederschlagende Umstände sollten die Eigenthümer eine billige Rücksicht nehmen. Die Pachtpreise

[illegible] lassen. Ich besitze ein meteorologisches Journal, was von Herrn Hutchinson zu Liverpool vierzig Jahre nach einander ist geführt worden. Es enthält außer den gewöhnlichen Bezeichnungen des Barometer- und Thermometerstandes, des Regens u. s. w. Bemerkungen über die Schnelligkeit der Winde und die Höhen der Fluthen zu zweyenmalen des Tages aufgezeichnet. Allein ich habe neuerdings nicht Zeit genug gehabt, um aus diesem Theil des Werks einen Auszug zu machen; doch soll das Mühsame des Geschäfts mich nicht abschrecken, solches bey der nächsten Gelegenheit zu thun, indem ich fest entschlossen bin, mit Zuverlässigkeit zu bestimmen, ob die Schnelligkeit der Winde und die Höhe der Fluthen seit dem Anfange des Journals zugenommen habe oder nicht.

Aus der verstärkten Heftigkeit der Winde erklärt Hamilton die Veränderungen im Clima, worüber der Ackermann, der Gärtner und die Greise klagen. Es ist bekannt, daß die Oberfläche des Oceans von der mittlern jährlichen Temperatur seiner Breite weniger abweicht, als das Land, was unter gleicher Parallele liegt; oder mit andern Worten, daß die Oberfläche der See im Sommer kälter und im Winter wärmer ist, als die Oberfläche des Erdbodens in derselbigen Breite, ist von Kirwan sattsam bewiesen worden. Wenn nun die vorherrschenden Winde eines Landes über einen in seiner Parallele liegenden Ocean streichen, so wird das Land verhältnißmäßig gemäßigt genannt werden müssen; es wird frey seyn von allen Extremen; die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters wird durch Seelüfte von entgegengesetzter Beschaffenheit gemildert werden; und das Land, durch das nahe Element afficirt, wird an der Gleichförmigkeit der Temperatur mehr oder weniger Antheil nehmen. Dies ist der Fall mit allen Inseln, hauptsächlich mit Großbritannien und Irland. Die westlichen Winde besuchen uns modifizirt durch die Temperatur des Atlantischen Oceans, über welchen sie in ihrem

ſollten das Maaß der Billigkeit nicht überſchreiten. Je nachdem der Preis der Lebensmittel ſteigt, werden auch

Laufe daher ſtreichen; ſie bringen uns die Wolken, ſchwellend von einer Feuchtigkeit, die ſie während eines dreytauſend Meilen langen Laufes über die Meeresfläche geſammelt haben. Hieraus entſpringt die Gleichförmigkeit der Temperatur, und das Uebermaaß von Naße, die allezeit die unterſcheidenden Züge unſers Clima ausmachten, und deren ſowol alte als neue Schriftſteller gedenken, Tacitus nennt im Leben Agricolas den Britanniſchen Himmel Coelum crebris imbribus ac nebulis foedum.

Da nun die Bäume, Dünen und Fluthen anzudeuten ſcheinen, daß dieſe Winde in den letzten Jahren mit ungewöhnlicher Heftigkeit geblaſen haben; da ſie Zeugniß geben, daß eine gewaltige Maſſe von Luft in dieſer Richtung, von ſolcher Temperatur, und dergeſtalt überladen, über unſre Länder geſtrichen ſey: ſo folgt klärlich, daß das Clima die Veränderung empfunden haben muß, daß es kühlere Sommer und mildere Winter gegeben haben, daß beyde Jahrszeiten durch jene Gleichförmigkeit der Wärme und jenes Uebermaaß von Näße ſich ausgezeichnet haben müſſen, worüber der Ackersmann und Gärtner heutiges Tages ſo ſehr klagen.

Wie es zugehe, daß dieſe weſtlichen Winde den Charakter der Zephore verloren haben, dürfte nicht ſo leicht anzugeben ſeyn; wir beſitzen nicht Data genug, um darauf eine wohlgegründete Theorie zu gründen. Herr Hamilton legt derhalb folgende beſcheidene Fragen vor.

1) Sind unſre Winde nicht heftiger, iſt die Temperatur unſrer Jahrszeiten nicht gleichförmiger geworden, ſeit unſre Wälder gelichtet, und das Land angebauet wurde? Haben dieſe Winde, hat jene Gleichförmigkeit der Temperatur mit dieſen Umſtänden nicht beynahe gleichen Schritt gehalten?

2) Sind nicht ähnliche Veränderungen unter analogen Umſtänden in Nordamerika vorgefallen? ja ſogar in Canada, dem Lande, worinn beyder, die äußerſte Hitze und der heftigſte Froſt zu Hauſe ſind? Haben nicht die Bermuden, trotz ihrer unver-

ſie eine billige Steigerung vertragen. Wenn aber die Pachtſumme verdreyfacht wird, während der Werth des Rindviehes ſich nicht einmal verdoppelt hat, wie iſt es möglich, daß der Pächter des Lebens genieße? Wer kann es ihm verdenken, wenn er nothgedrungen die vaterländ-

gleichbar ſüdlicheren Lage ihre Fruchtbarkeit eingebüßt, ſeit ihre Wälder gefällt worden?

3) Erhellt nicht aus den Bemerkungen über das Aufſteigen der Ballone und die Bewegung der Wolken, daß die untere Luftmaſſe ſich oft in einer ganz andern Richtung beweget, als die obere? Könnten nicht die Gränzen unſerer ſtürmiſchen Luftſtröme innerhalb weniger hundert Ellen über der Oberfläche der Erde eingeſchloſſen ſeyn? Und wenn dem alſo, iſt es nicht möglich, iſt es nicht wahrſcheinlich, daß die vielen Wälder, Gehölze, Baumgänge und Hecken ehemals den Fortſchritt der Stürme verzögerten und ſchwächten?

4) Sind nicht alle Länder Europens, Aſiens, Americas innerhalb der Parallele unſrer Inſel während des abgewichenen Jahrhunderts ihrer Waldungen gar ſehr beraubt worden? Hat nicht die zunehmende Geſchwindigkeit der weſtlichen Winde mit dieſer Verheerung der Wälder und Bäume gleichen Schritt gehalten?

5) Sollte nicht eben dadurch, daß man die Hinderniſſe aus dem Wege räumte, welche die vorherrſchenden weſtlichen Winde unſrer Parallele in ihrem Laufe aufhielten, deren Schnelligkeit befördert worden ſeyn?

Ob ein ſo winziges, vergängliches und ohnmächtiges Geſchöpf, wie der Menſch iſt, im Stande ſey, durch die zuſammengreifende und in einandergekettete Anſtrengung ganzer Generationen ſo gewaltige Veränderungen, eine Veränderung ſogar der Elemente und der Climate zu bewirken, dürfte zweifelhaft, widerſinnig, unmöglich ſcheinen; daher denn auch der Verfaſſer jene Fragen durchaus nur einer fernern Unterſuchung empfehlen haben will.

bischen Hügel verläßt, wo seine Vorfahren so lange wohnten, und die er nimmer verlassen würde, wenn er nur die Möglichkeit sähe, sich und die Seinigen vor dem Hunger zu schützen! Die Schilderung des Elends der Hochlande, die Herr Knox entworfen hat, machte mich schaudern, auch da schon, als ich noch hoffen durfte, sie einstens übertrieben zu finden. Eigene Beobachtung aber, so wie die Versicherungen verständiger und menschenfreundlicher Männer haben mich überzeugt, daß Herrn Knoxs Gemälde keineswegs überladen ist. Buchstäblich für Hunger stirbt freilich seit Einführung der Kartoffeln so leichtlich keiner mehr. Im Uebrigen aber sind die Umstände noch so ziemlich dieselben.

Wenn der Pächter, sagt dieser menschlich und patriotisch gesinnte Mann, dem Erdboden jetzt im Schweiße seines Angesichts eine magere Hafer- und Gerstenerndte abgezwungen zu haben glaubt, so vereitelt das herbstliche Regenwetter mit einmal alle seine Anstrengung und Erwartung. Statt im Stande zu seyn, einen übertriebenen Pachtzins zu bezahlen, sieht er sich in Gefahr, mit sammt seiner Familie während des Winters umzukommen, ohne derselbigen irgend woher einigen Beystand verschaffen zu können.

Sein Vieh befindet sich in keiner bessern Lage. Im Sommer sucht er kümmerlich seinen Unterhalt zwischen den Moräſten und mit Heyde bewachsenen Bergen. Wenn aber im Winter der Boden mit Schnee bedeckt ist, und die rauhe Wildniß ihm weder Schirm noch Futter darbeut, so werden die wenigen Kühe, klein, schmächtig und dem Umfallen nahe, in die Hütte gebracht, worinnen die Familie wohnt. Diese sieht sich nun ge-

zwungen, den kleinen Vorrath von Mehl, den sie für sich selbst gespart, mit dem Vieh zu theilen, dem dafür gelegentlich zur Ader gelassen wird, damit aus dem gesottenen oder in Kuchen gebackenen Blut eine Speise für die Kinder bereitet werden könne.

Die Schaafe, die den Winter über draußen auf der Heyde bleiben, flüchten sich vor der Unfreundlichkeit der Witterung zwischen die Bergschlüchte, wo sie oft auf mehrere Wochen unter dem Schnee begraben werden. Sie essen in diesem Zustande von ihrer eigenen, wie auch eines von des andern Wolle, und widerstehn der Kälte und dem Hunger auf eine verwunderungswürdige Weise. Dieß hindert jedoch nicht, daß auch in gemäßigten Wintern nach verschwundnem Schnee nicht eine Menge todt gefunden werden sollte; in strengen Jahren bleiben wenig am Leben.

Mittlerweile verlangt der Verwalter, hartgedrängt durch Briefe aus dem Spielhause, oder aus Newmarket, den Pachtzins in einem Tone, der wenig Rücksicht auf die ungünstige Witterung, den Tod des Rindviehs und andre Unglücksfälle hoffen läßt. Den Bedürfnissen des Grundherrn muß abgeholfen werden, es koste was es wolle.

So ist der Zustand der Pachtinhaber im Innern der Hochlande beschaffen. Da aber dieses Land eine ausgedehnte Küste und viele Inseln hat, so möchte man glauben, daß die Einwohner von diesen sich in einer erträglicheren Lage befänden. Dieß ist bis jetzt jedoch keinesweges der Fall. Die Gaben der Natur, die in andern handlungtreibenden Ländern zu mancherley einträglichem Verkehr benutzt zu werden pflegen, sind in diesem Lande für die

Einwohner sowol, wie für das Publikum so gut wie verloren. Der einzige Unterschied zwischen den Bewohnern der innern Gegenden und der entferntesten Küsten und Inseln besteht bloß darinn: daß die letztern, neben den Arbeiten der Felder, auch noch den Gefahren des Oceans und allen Ermüdungen der Schifffahrt zu begegnen haben.

Um nämlich ein wenig Geld zu gewinnen, womit er seinen Zins bezahlen, und einige Fische, womit er seine Familie unterhalten könne, verläßt der geplagte Hausvater Weib und Kind mit dem Anfang der Fangzeit im October. Begleitet etwa von seinen Söhnen, Brüdern, bisweilen auch wol von einem bejahrten Vater, schifft er sich in einem kleinen offnen Boote ein, ohne einigen andern Vorrath als etwas Hafermehl, Kartoffeln und frisches Wasser. Statt der Bettes dienen ihm einige Bündel Heyde oder Strauchholz; statt des Schirmdachs ein altes Segel, das über einem Ende des Bootes befestigt wird. So ausgerüstet, durchsucht er Bucht für Bucht in stürmischen Gewässern, oft Wochen lang, eh er einen einzigen Hering wahrnimmt. Zeigen sich endlich die gewünschten Züge, so werden seine Beschwerden dadurch zwar wol abgeändert, aber nicht im geringsten vermindert. Unablässige nächtliche Arbeit, schneidende kalte Winde, schwere Seen, unbewohnte, mit Schnee bedeckte oder von Regengüssen überschwemmte Gestade vergrößern mit jedem Tage das Mannichfaltige seiner Drangsale, bis endlich der Jammer, der zu Hause seiner wartet, dem gemeiniglich sehr feinfühlenden Hochländer das Leben vollends verleidet.

Hat er nun ein wenig Geld längst der Küsten gelöst,

so kehrt er mit dem Rest seines Fanges des nämlichen mühseligen Weges, nicht selten unter unaufhörlichen Stürmen, zurück; nicht zu einer freundlichen Heymath, noch zu einer heitern Familie, in deren Mitte er aller Beschwerden vergißt, und an den überstandenen Gefahren sich labet; sondern zu einer Torfhütte, die er Mühe hat, aus den Schneebänken, worinnen sie wie begraben liegt, herauszufinden. Betritt er endlich seine einsame Wohnung, so findet er gemeiniglich einen Theil der Seinigen auf dem Stroh- oder Heyderlager liegen, aufgerieben fast vom Mangel oder irgend einem epidemischen Uebel. Die wenigen noch lebenden Kühe, die Mitbewohner des Hauses, bedürfen, durch Melken und Aderlaß erschöpft, seiner augenblicklichen Wahrnehmung, wofern sie nicht so fort den Athem aushauchen sollen.

Es nahet sich die Jahrszeit, die ihn ins Feld ruft, um den gemietheten Boden aufs neue umzubrechen und zu bearbeiten, mit der nämlichen kostbaren Aussicht auf eine gesegnete Erndte und gedeihliche Witterung. Das Vieh, das die Strenge des Winters überlebt hat, wird in die Berge getrieben. Nicht so bald hat er seine häuslichen Geschäfte so gut bestellt, als eine Reihe gehäufter Unfälle nur verstatten mag, als er wieder zum Ruder greift, um auf den sogenannten weißen Fischfang auszugehn. Glückt es ihm mit diesem, so wagt er im offnen Boot eine Reise von zweyhundert Meilen, um seine Ladung von Stock- Leng- und andern Fischen zu Greenock oder Glasgow zu verkaufen. Der Ertrag, der selten über zwölf bis funfzehn Pf. beträgt, wird ausgelegt, um in Gemeinschaft mit seinen Kameraden Mehl und Fischergeräthe einzukaufen; worauf er dann des nämli-

chen langweiligen Weges wieder in seine Heymath zurückkehrt *).

Der Herbst erscheint und ruft ihn wieder auf das Feld. Der nämliche Kreis von fehlgeschlagenen Erwartungen, unbelohnten Beschwerden, mannichfaltigen Bedrängnissen wird durchmessen; so schleppet er ein plagenvolles Daseyn hin, in Hoffnung, bald das Land zu erreichen, wo die Müden zur Ruhe gelangen.

Zu Kriegszeiten werden diese armen Unglücklichen, während sie zur Ernährung ihrer Familien dem Fischfang obliegen, ohne Unterschied gepreßt; ihre oder ihrer Familien Lage wird nicht der geringsten Rücksicht gewürdigt. Während sie durch jede erdenkliche Anstrengung ihren Pachtzins aufzubringen suchen, während sie sich zerarbeiten, um ihre Weiber, Kinder und bejaheten Eltern ehrlich zu ernähren, während sie in jeder Hinsicht den Pflichten redlicher, harmloser Unterthanen obliegen, werden diese gutmüthigen, aber schutzlosen Menschen ergriffen und fortgeschleppt, um unter irgend einem entlegenen Himmelsstrich auf die Schlachtbank geliefert zu werden.

Krank, abgelebt, hülflos schmachten die Zurückgebliebenen vergebens nach ihrer Heimkehr. Man hört nichts weiter von ihnen. Wehklage und Jammergeschrey erfüllet Dorf und Kirchspiel. Der Ernährer ist dahin. Der Pacht bleibt unbezahlt: das Vieh wird verkauft oder weggenommen; manche Familien werden mitten im strengsten Winter hinausgeworfen, um ihr jammervolles

*) Sollte der Crinan-Canal vollendet, und nicht mit zu lästigen Zöllen beschweret werden, so wäre der Hochländer dieser beschwerlichen Schiffahrt überhoben.

Mährchen zu erzählen, und den gleich dürftigen, aber gastfreundlichen Bergbewohner um ein wenig Mehl oder Milch anzuflehen, damit der Säugling nicht verschmachte an der Mutter vertrockneten Brüsten.

Was Wunder, wenn der Unmuth dieser geplagten Menschen am Ende dermaßen überhand nimmt, daß selbst die angeborne Liebe zu dem väterlichen Boden darunter erliegt. Einige, die in America gedient, und sich dort niedergelassen hatten, wünschten, daß ihre Angehörigen ihr günstiges Loos theilen möchten; statt einen kümmerlichen Boden zu bearbeiten, der ihrem ängstlichsten Fleiße höchstens mit dem dritten Korn lohnte, konnten sie für weniger Geld als den Pachtzins, den sie während Eines einzigen Jahres für diesen Boden zahlten, Ländereyen von gleichem oder größerm Umfang kaufen, deren Boden zwanzig bis dreißigfach lohnte, wo ein milder Himmel über ihnen lächelte, wo sie das erworbne Eigenthum auf ihre Kinder herunter zu erben hoffen durften. Einige der Ausgewanderten drückten diese Empfindungen in Briefen aus; Andre, die noch einmal wieder gekommen waren, um ihrem Geburtsland und den Freunden ihrer Jugend das letzte Lebewohl zu sagen, thaten es mündlich; sie ermunterten ihre Landsleute, diese nackten Berge mit America's gränzenlosen Ebenen zu vertauschen, und schilderten die Vorzuge dieses Erdtheils oft in allzuüppigen Farben. Ganze Schaaren ließen durch so lockende Vorspiegelungen sich verleiten, sie zu begleiten. Bloß in den Jahren 1773 bis 1775 sind mehr denn 30000 aus verschiedenen Strichen der Hochlande über das atlantische Meer gegangen; Schaaren sind seitdem noch ihnen gefolgt.

So ohngefähr lautet Herrn Knox Bericht von dem Elend der Hochlande. Sein Eifer für die Aufnahme der Hochlande iſt bekannt und ſeine Wahrheitsliebe keinem Zweifel unterworfen. Uebrigens gilt ſeine Beſchreibung nicht bloß von der Inſel Mull; ſie gilt von den meiſten Hebriden, ſo wie von einem großen Theil der Hochlande. Herrn Knox ſind oft auf ſeinen Reiſen durch das nördliche Schottland einzelne Familien und ganze Haufen Volks begegnet, die auf dem Wege nach dem nächſten beſten Seehafen begriffen waren. Scheu und eilfertig ſchlüpften die Flüchtigen längſt des äußerſten Saumes der Heerſtraße hin: nicht anders, als beſorgten ſie, ihren Grund- oder Pachtherrn zu begegnen. Es war jedoch Herrn Knox darum zu thun, ein Geſpräch mit den Leuten anzuknüpfen. Auch wurden dieſe nicht ſo bald inne, daß ſie es nicht etwa mit einer feindlichen, gefahrdrohenden Macht zu thun hätten, ſondern mit einem einzelnen Mann, der auf einem kleinen Pferde dieſe Wüſten einſam durchirrte, als derjenige, der des Engliſchen am kundigſten war, mit niedergeſchlagener Miene hervortrat, während die übrigen, zumal die Kinder, begierig horchend ſich in einen Kreiß umherſtellten. Das Geſpräch betraf gemeiniglich die Urſachen ihres Auswanderns, den Zuſtand ihrer Finanzen und ihre Begriffe von dem Lande, wohin ſie zu reiſen gedachten. Mit Wehmuth, oft mit Thränen ſchilderten ſie ihre Drangſale; zugleich auch mit ſtrenger Wahrhaftigkeit, wie aus der Uebereinſtimmung der Berichte erhellt, die Herr Knox von mehrern dieſer wandernden Geſellſchaften, deren keine von der andern wußte, einſammelte. Lieber Sir, pflegten ſie zu ſagen, wir verlaſſen unſer Land nicht ohne dringende

Urſache. Wir erndten bisweilen kaum unſre Ausſaat wieder. Oft verdirbt auch dieſe, wenn es immer regnet und nicht reif werden kann; aber unſere Grundherrn kümmern ſich wenig um ſolche Unfälle. Sie nehmen uns Vieh und Fahrniß, und laſſen uns nichts als das Fell, das ſie nicht brauchen können. Lieber Sir, können Sie uns nichts neues erzählen von dem Lande America? Sie ſagen, daß arme Leute dort wenigſtens ſatt eſſen können, was hier zu Lande nicht angeht. Man jagt uns mit unſern armen Kindern in die weite Welt. Wir denken uns durchzubetteln bis Greenock, und beſitzen nichts, wie Sie ſehn, als was wir um und an haben. Gott vergeb' es denen, die uns ſo weit brachten. Wir wiſſen keinen Beſcheid in den Niederlanden; können Sie uns nicht rathen, Sir, wie wir mit dem Schiffscapitain Handels Eins werden mögen? Lieber Gott, ſie ſagen, wer kein Geld habe, für die Reiſe zu bezahlen, muſſe ſich an den Capitain verkaufen. Das werden wir denn wol auch thun müſſen. Was mögen wir doch verbrochen haben, daß es uns ſo geht. Indeſſen, es iſt Gottes Wille, und geprieſen ſey ſein heiliger Name!

So redeten dieſe Leute, die in einem fremden Erdtheile, ferner denn dreytauſend Meilen von ihrem Vaterlande, ſich freywillig in die Sklaverey begaben. Denn in der That war es Sitte, und mag noch jetzt ſo ſeyn, daß diejenigen, die das Reiſegeld nicht erlegen konnten, ſichs gefallen laſſen mußten, von dem Capitain an irgend einen Amerikaniſchen Eigenthümer auf eine gewiſſe Anzahl Jahre verkauft zu werden, was dann in demſelbi-

gen Augenblick geſchahe, worinn ſie den gewünſchten Boden betraten.

Möchte doch dieſe Abſchweifung, zu welcher ich durch die Liebe zum gemeinen Beſten mich habe verleiten laſſen, in den Eigenthümern ein Gefühl ihrer Lage, und in der Nation überhaupt ein Gefühl der Gefahren wecken, die aus dieſen Quellen der Entvölkerung entſpringen. Wenn nun dieß Volk, durch die Verzweiflung geſpornt, ſein Vaterland in maſſa räumte, wozu würden die nackten Berge den Eigenthümern nutzen? Man denke an Goldſmith's treffende Schilderung:

Verderben droht dem ſchlecht berathnen Lande,
Das reicher wird an Gold, an Menſchen ärmer.
Laß Lords und Fürſten blühen und verblühn —
Der Hauch, der einſt ſie ſchuf, erſchafft ſie wieder.
Ein kräftig Landvolk nur, des Staates Stolz,
Einmal vertilgt, iſt nimmer zu erſetzen.

Ich darf die Kelp- oder Soda-Brennereyen, die auf Mull ſowol als den meiſten andern Inſeln betrieben wird, und das Einkommen der Eigenthümer beträchtlich vermehrt hat, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Es giebt nämlich überall auf dieſen Küſten mancherley Gattungen Seegras oder Tang, die bis jüngſt ohne Unterſchied als Dünger verbraucht wurden. Dieß nützliche Product, das die Grundbeſitzer bereichert, und ſo lange die Jahrszeit dauert, viele Hände beſchäftigt, ſcheint nicht früher als mit dem Anfang des abgewichnen Jahrhunderts in Britannien als Manufactur bekannt geworden zu ſeyn; indem die Seife- und Glasmanufacturen,

worinnen eine große Menge Alkali gebraucht wird, erst seit dreißig Jahren in Schottland mit einigem Eifer sind betrieben worden.

Es ist die Kelp-Manufactur zuerst um das Jahr 1730 auf der Insel Uist, von einem gewissen Macleod eingeführt worden, der sie aus Irland, wo sie schon seit mehreren Jahren betrieben wurde, herüberbrachte. Sein Verfahren war jedoch nicht das beste, indem er sich begnügte, das Seegras zu äschern; dieß kam jedoch bald ab, und es ward das Schmelzen angenommen, das man noch heut zu Tage befolgt. Das Geschäft verbreitete sich binnen kurzem in die andern Inseln, und ward nicht lange, nachdem es zuerst auf den Hebriden eingeführt worden, ein bedeutender Handelsartikel selbst auf Shetland. Zu Anfang ward nur wenig Soda gemacht; der reißende Abgang und das schnelle Emporkommen der davon abhängigen Fabriken erhöhte gar bald den Preis, und vermehrte den Absatz. Anfangs war der Preis so gering, daß wenig mehr als die Handarbeit dabey bezahlt wurde; er stieg aber in kurzem. Folgendes ist eine Uebersicht der verschiednen Preise dieser Waare seit 1740 bis heute.

Von 1740 bis 1760	betrug der Preis im Durchschnitt	2	Pf.	5	Sh.	0	D.	die Tonne.
1760 — 1770		4	—	4	—	0	—	—	—
1770 — 1780		5	—	0	—	0	—	—	—
1780 — 1790		6	—	0	—	0	—	—	—

Seit 1790 ist der Preis der Tonne nach und nach bis zu 11 Pf. gestiegen, was theils der Erweiterung der Manufacturen, die der Soda bedürfen, theils aber und

hauptſächlich dem Kriege zuzuſchreiben iſt, der die Einführung der gewöhnlichen Quantität Barilen gehindert hat. Wie einträglich dieſe Manufactur für die Grundbeſitzer ſey, erhellt daraus, daß kleine Grundſtücke längſt der Küſte, welche vor ſieben Jahren 40 Pf. Pacht zahlten, jetzt an 300 Pf. tragen.

Die Koſten der Tangſchmelzung ſind unbedeutend, und betragen auf die Tonne nicht mehr als 30 Schillinge. Ich glaube, daß jährlich auf der Inſel Mull allein mehr denn 300 Tonnen Kelp bereitet werden, wenigſtens ſeitdem der Preis ſo hoch geſtiegen iſt. Mit dem Steigen und Fallen der Preiſe ſteigt und fällt auch die Quantität, die man bereitet.

Das Verfahren bey dieſem Geſchäft iſt ſehr einfach. Die verſchiedenen Gattungen des Tang, hauptſächlich der Blaſentang (fucus vesiculosus) und der ſägenförmige Tang (fucus serratus) werden aus dem Meere, auf deſſen Boden ſie wachſen, unaufhörlich durch die Fluth gegen die Felſen geſchlagen, an welchen ſie kleben bleiben und feſt wachſen, ſo daß ſie dieſelben oft bis zu einer bedeutenden Tiefe bedecken. In den Monaten May, Junius und Julius werden dieſe Seegewächſe von den Felſen abgeſchnitten, auseinander gebreitet und getrocknet, ſo daß ſie beſſer brennen können. Iſt alles gehörig trocken, ſo wird am Ufer, gemeiniglich im Sande, eine Grube gegraben, die ohngefähr ſieben Fuß weit und drey bis vier Fuß tief iſt, und mit kleinen Steinen ausgeſetzt wird. Nun wird auf dem Boden ein Feuer angemacht und der getrocknete Tang nach und nach oben auf geworfen; immer friſcher Vorrath wird nachgelegt,

bis die Grube beynahe voll ist, das Ganze aber fleißig durchgerührt. Gegen Abend geräth die Masse in einen halbflüßigen Zustand; jetzt läßt man ihr Zeit zu erkalten; man bedeckt die Grube mit Steinen und Soden, daß die Nässe ihr nichts anhaben kann, und der Kelp ist fertig zum Verkauf.

Um den Wachsthum des Tangs zu befördern, eines Materials, das wegen seiner Tauglichkeit zum Dünger sowol als zur Bereitung der Soda allerdings von Wichtigkeit ist, hat man vorgeschlagen, Steine an die Ufer zu wälzen, was an den meisten Orten wenig kosten würde; diese Steine sind in wenig Jahren dermaßen mit Tang überwachsen, daß es die Mühe des Schneidens lohnt. Kalksteine sollen dazu am besten taugen.

Das Clima der Insel Mull ist naß und stürmisch. Schwere Regengüsse und heftige westliche Stürme wüthen zum öftern. Dagegen sind die Winter hier sowol als überall auf den Hebriden um vieles gelinder, als im Innern des Landes; indem die Strenge des Frostes durch den umringenden Ocean, dessen Temperatur das ganze Jahr hindurch ohngefähr dieselbe bleibt, beträchtlich vermindert wird. Der Grund ist selten ganz mit Schnee bedeckt, welcher, die Berge ausgenommen, bald schmilzt; auch sind die Fröste selten von langer Dauer; allein der Sommer ist naß, kalt und kurz.

Der Flächeninhalt der Insel soll 423 gevierte (Englische) Meilen betragen. Die Volksmenge betrug im Jahr 1755, 3287 Seelen; im Jahr 1795, 8016; daß also nur 18 bis 19 Seelen auf die Quadratmeile kom-

men. Da nun die Bevölkerung der Grafschaft Argyle ohngefähr für die Mittelzahl der Bevölkerung von ganz Schottland angenommen werden kann (vielleicht auch für etwas mehr, indem in ihr ganz beträchtliche Burgflecken sich befinden, Inverary und Campbeltown, ingleichen das Dorf Oban); diese aber nach Smiths Tabellen 17 bis 18 Seelen auf die Quadratmeile beträgt: so erhellt, daß die Insel Mull ihren gebührenden Antheil habe. Grosbritannien enthält nach einer Mittelzahl 109 Einwohner auf der Quadratmeile; daß also die Hochlande nur um ein Sechstheil so stark bevölkert sind als Großbritannien, und nur um ein Neuntheil so stark als England.

Die gemeine Sprache auf Mull ist das Galische; doch fehlt es nicht an solchen, die auch Englisch sprechen können. Wären die Schulen in gehörigem Stande, so würde diese Sprache bald um sich greifen. Leider aber sind die meisten schlecht bestellt, und werden wenig besucht. Auch ist nicht zu erwarten, daß bey der jetzigen Lage der Dinge irgend ein brauchbarer Mensch sich diesem eben so nöthigen, als schlechtbelohnten Geschäft unterziehen werde. Der gemeine Taglöhner wird besser bezahlt, und kann eher eine Familie ernähren, als der Schulmeister.

Es giebt zwey ordentliche Fähren auf der Insel; die Eine geht nach Morven, die andre von Achnacraig nach Kerrera, und von dort nach dem Hauptlande bey Oban. Mittelst letzterer werden jährlich außer einer beträchtlichen Anzahl Pferde gegen 2000 Stück Rindvieh übergebracht, um auf den Markt getrieben zu werden.

Darunter befindet ſich jedoch auch das Rindvieh von den Inſeln Col und Tiree, das über Mull in die niedern Lande getrieben wird.

XI.

Abreiſe von Achnacraig. Ruinen des Caſtells Duart. Anſicht des Berges Cruachan und der Halbinſel Morven. Aros. Vortheilhafte Lage des Dorfes Tobermory. Gaſtfreye Aufnahme zu Torloisk. Mineralogie der Inſel Mull. Auffallendes Sprichwort. Deſſen Urſprung, eine Sage.

Jul. 17. Wir verließen unſern Gaſthof zu Achnacraig bey guter Frühe, und ritten längſt der nordöſtlichen Küſte der Inſel achtzehn Meilen weit bis gen Aros. Die Straße, welche meiſtens von der Regierung gemacht worden, iſt recht gut; im Grunde iſt ſie die einzige brauchbare auf der ganzen Inſel. Auch das Land gewinnt in dieſer Gegend ein verſprechenderes Anſehen. Einige Flecke in der Nähe der See können zur Noth fruchtbar genannt werden, wie denn auch eine Meile ohngefähr vom Gaſthofe eine kleine mit Holz bewachſne Ebne ſich findet. Zur Rechten ſahen wir ein altes Caſtell, das nach Art der alten Hochländiſchen Burgen auf einem kühn in die See hervorſpringenden Vorgebirge thürmte. Dieß war das Caſtell Duart, der ehemalige Sitz der Macleans, der Eigenthümer der ganzen Inſel.

Es liegt jetzt in Ruinen, doch muß noch ein Theil davon bewohnbar seyn, indem eine Parthey Soldaten darinn liegt, die vom Fort William hieher geschickt sind, um dem Schleichhandel zu wehren.

Von hier aus hatten wir eine schöne Aussicht auf den Cruachan, einen hohen Berg des Hauptlandes, der seinen zugeschärften Gipfel in den Wolken verbarg. Grade vor uns, jenseit des Sundes von Mull, lagen die öden Berge von Morven, jener besungnen Halbinsel, auf welcher einstens Fingal wohnte. Das Erdreich scheint größtentheils heruntergewaschen, und die Felsen nackt geblieben zu seyn; die Waldungen, deren Ossian so häufig gedenkt, sind längst nicht mehr vorhanden. Fünf Meilen ohngefähr von Achnacraig passierten wir linker Hand ein zierliches Haus, die Wohnung des Herrn Allan Maclean; jenseit des Sundes von Morven sahen wir ein altes Castell, dessen Namen wir nicht erfahren konnten. Acht Meilen weiterhin sahen wir die Ruinen einer alten Kirche, neben welcher mehrere Grabsteine lagen, alte sowol als neue. Auch ritten wir durch mehrere Dörfer, deren Hütten die kümmerlichsten waren, die wir bis jetzt noch gesehen hatten. Sie waren aus Erde aufgeführt, und die Thüren von Reisern zusammengeflochten.

Zu Aros *) sieht man die Ruinen einer alten Burg, die auf einem steilen Felsen seewärts liegt, und an der Landseite durch Graben und Zugbrücke geschützt gewesen zu seyn scheint. Offenbar hat es ein fester Platz seyn sollen. Für den Erbauer wird Macdonald, Herr der Inseln, gehalten, der hier eine Zeitlang wohnte; wann

*) Aros bedeutet einen Familiensitz.

aber und wie lange, konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Neben dem Caſtell ſteht ein feines modernes Haus, die Wohnung Herrn Makwell's, Factors des Herzog von Argyle, von dem wir auf das gaſtfreundlichſte aufgenommen wurden; auch gab er uns einen Wegweiſer mit nach Torloisk. Denn wir verließen hier die gute Straße, die von Aros bis Tobermory *) dauert, einem Dorfe, das neuerdings durch die Brittiſche Geſellſchaft zur Ermunterung des Fiſchfangs erbauet wurde. Dieſe Geſellſchaft beſitzt auf der Inſel ein Landeigenthum von beynahe 2000 Aeckern, die freilich größtentheils aus Hügeln und Mooren beſtehn. Das urbare Erdreich, das in einigen vereinzelten Flecken neben dem Hafen liegt, iſt weder dem Umfang noch der Beſchaffenheit nach von Belang.

Tobermory iſt, als Dorf und als Seehafen betrachtet, äußerſt vortheilhaft belegen; es beherrſcht eine ſchöne Bay, die von der davorliegenden kleinen Inſel Calve beſchirmt wird, und innerhalb des Strichs der Schiffe liegt, die aus dem weſtlichen Britannien nach den nördlichen Theilen Europas gehn. Es unterhält über Waſſer eine bequeme Verbindung mit den Lochs, worauf der Fiſchfang getrieben wird, einer Seits, und mit dem Firth von Clyde, Liverpool und andern bedeutenden Städten andrer Seits.

Die Geſellſchaft legte das Dorf zuerſt im Jahr 1788 an; 1791 ward ein Zollhaus und Poſtcomtoir errichtet.

*) Tobermory bedeutet: den Quell der Jungfrau Maria. Calve, die Hafenſeite.

Das Dorf enthält ohngefähr zwanzig Häuſer, die aus Kalk und Stein erbaut, und mit Schiefer gedeckt ſind; daneben giebt es noch gegen dreißig Strohhütten. Die Bevölkerung beträgt 300 Seelen. Einige wenige treiben die Krämerey, und verſorgen die umliegenden Gegenden mit Gütern, die aus den Niederlanden eingeführt werden. Auch die Stevenſons von Oban haben hier ein Haus gebaut, aus dem ſie einigen Handel treiben. Ein Bootbaumeiſter und ein Faßbinder, die ſich hier niederließen, haben reichlich zu thun. Auch giebt es hier eine bedeutende Salzniederlage, woraus die Buyſen und Boote zur Zeit des Fiſchfangs verſorgt werden.

Von Aros bis Torloisk ſind ohngefähr funfzehn Meilen, und die Straße, wofern anders der kaum wahrnehmbare Pfad, auf dem wir ritten, den Namen verdient, iſt die holprigſte, ſteinigſte und bergigſte, die ich je geſehen. Wir fühlten uns jedoch für unſre Mühſeligkeiten reichlich durch die Gaſtfreundlichkeit belohnt, womit Herr Maclean von Torloisk *) und ſeine Gemahlin uns empfingen.

Herrn Maclean's Haus iſt groß und hübſch, und unſtreitig das beſte auf der ganzen Inſel. Es liegt auf einer Anhöhe über dem Meere, Angeſichts der Inſeln Gometra und Ulva. Dazu hat es die Ausſicht auf Icolmkill, Staffa, Dutchman's Cap und mehrere andre Eylande, die gleich ſchwarzen Punkten aus dem Ocean hervorſteigen. Die Lage iſt für den Sommer köſtlich; muß aber für den Winter ſchauerlich ſeyn, indem

*) Torloisk bedeutet einen verbrannten Hügel.

ſie den weſtlichen Stürmen, die hier die häufigſten ſind, gänzlich offen liegt.

Da wir am nächſten Morgen Staffa zu beſuchen wünſchten, ſo beſorgte unſer wackrer Wirth Torloisk, *) daß einer ſeiner Pächter auf der Inſel Gometra uns Tags darauf bey guter Zeit in einem Boot abholen ſolle.

Jul. 18. Das Boot kam zur beſtimmten Zeit; allein das Wetter war zu ſtürmiſch, als daß wir es hätten wagen dürfen, nach Staffa überzuſetzen. Wir bedauerten dieß um ſo weniger, da unſers Wirthes Hoſpitalität uns die Zeit nicht lang werden ließ. Ich benutzte dieſe Gelegenheit, meine Noten zu ergänzen, und auch auf dieſer Seite der Inſel einige Bemerkungen zu machen.

Die mineralogiſche Geſtalt dieſer Inſel iſt ſehr verſchieden von der, die uns bis jetzt vorgekommen war. Statt des Granits, des Porphyrs oder Glimmerſchiefers, den wir bis jetzt beſtändig angetroffen, beſteht ein beträchtlicher Theil des Kirchſpiels Torosay, und vermuthlich der ganzen Inſel aus einem Geſtein, welches ſich weder durch ſeine chemiſchen Eigenſchaften, noch überhaupt

*) Die Hochländiſchen Lairds werden nicht ſowol mit ihren eigenthümlichen Namen, als mit denen ihrer Beſitzungen bezeichnet; was ohne Zweifel aus der Schwierigkeit entſprang, die verſchiednen Familien deſſelben Namens und Clans zu unterſcheiden. Alle Eigner der Inſel Mull waren ehemals Macleans: jetzt giebt es mehrere dieſes Namens; die vornehmſten aber ſind Maclean von Lochbuye und unſer Wirth, welche beyde durch den Namen ihrer Wohnſitze unterſchieden werden; daß alſo dieſer Unterſchied, welcher aus der Nothwendigkeit entſprang, jetzt als Titel fortdauert.

durch etwas anders als das gröbere Korn vom Baſalt unterſcheidet. In der Nähe von Aros und Torloisk waren die meiſten Felſen baſaltartig, wie denn auch viele ſich bereits der regelmäßigen Form näherten. Ohnweit Aros fand ich eine Art weißer Lava, derjenigen ähnlich, welche Dolomien in ſeinen „Denkwürdigkeiten der Inſel Paros" beſchreibt. Auch Kalkſtein giebt es in der Inſel, zu dem jedoch nicht leicht zu kommen iſt. Einige Steinkohlengänge hat man auch gefunden. In einem Hügel, Namens Beinaniui, giebt es einen ſolchen, welcher drey Fuß dick iſt, und ſehr gute Kohlen liefert, aber eben nicht mit Vortheil bearbeitet wird; er gehört Herrn James Riddel von Ardnamarchan. Ein anderer von achtzehn Fuß Dicke befindet ſich auf der Seeküſte von Roß, dem Eigenthum des Herzogs von Argyle. Auch zu Brolaß und Griban, dem Eigenthum Capitain Macleans von Kinlochlavin ſind Kohlen gefunden worden.

Für den Botaniker giebt es auf dieſer Inſel wenig Merkwürdiges. Auf mehreren Hügeln fand ich die Gentiana Amarella, und in der Nachbarſchaft von Torloisk wächſt der Arbutus uvanoſi in großer Menge.

Ein Sprichwort fiel mir auf in dieſer Gegend, das auf Mull und den benachbarten Inſeln gäng und gebe ſeyn ſoll. Wird einem nämlich von jemanden, um den man ein Beſſeres verdiente, mit Undank gelohnt, ſo ſagt man: Ich Thor, der ich dieſem zu Lieb meine Harfe verbrannte. *) Ueber den Urſprung dieſes Sprichworts erzählte man mir folgende Geſchichte.

*) Galiſch: Smeirg a loisgeadh a thiompan riu.

Es lebte ehemals auf dieser Insel ein berühmter Harfenspieler, der Gatte eines jungen Weibes von auserlesener Schönheit, das er dann auch auf das zärtlichste liebte. Der Tonkünstler übertraf alle seine Zeitgenossen im Geschmack sowol als in der Ausführung; doch sagte man, daß er einen Theil seines Rufes seiner Harfe verdanke, einem so vortrefflich gelungenen Instrument, daß kein andrer Künstler hoffen dürfe, ihn zu erreichen, viel weniger ihn zu übertreffen. Nächst seiner Gattin war daher auch diese das Kleinod seines Herzens, das er mit sich trug auf jedem Tritt und Schritt.

Es begab sich, daß ein Verwandter des Paares auf der gegenüberliegenden Küste erkrankte. Sogleich brachen beyde auf, ihn zu besuchen. Es war Wintertag, und wer die Straßen dieser Insel kennt, den wird es nicht wundern, daß die Kälte und die Beschwerden der Wanderung das junge Weib zuletzt überwältigten. Der Wind bließ kalt und schneidend. Eine Weile noch kämpften sie mit ihm, und gewannen endlich den Gipfel eines Berges, welchen zu umgehen keine Möglichkeit gewesen war. Gänzlich erschöpft sank die Frau des Harfners jetzt ohnmächtig nieder. Auf das zärtlichste bemühte der Gatte sich um sie her; es gelang ihm, sie in das Leben zurückzubringen; jetzt eilte er, ein Feuer anzuzünden, an dem sie sich erwärmen möchte. Mit Mühe raffte er einige dürre Heydestengel zusammen, womit er die Funken seines Stahles auffing; aber ach, der Vorrath reichte nicht; der Platz lag zu frey und hoch, als daß die Heyde, die heimische Pflanze dieser Wüsteneyen, auf ihm hätte gedeihen können. Der bedrängte Gatte besann sich keinen Augenblick. Er zerbrach die geliebte Harfe, und schürte

mit den Stücken das Feuer, an dem ſich ſeine Gattin wärmte.

Mittlerweile fand ſich ein junger Mann bey ihnen ein, der grade in der Gegend gejagt hatte, und durch den Rauch war herbengezogen worden. Er ſchien höchlich erſtaunt, ein Frauenzimmer von der ſeltenſten Schönheit in dieſer Lage und unter ſolchen Umſtänden zu finden. Sie ſelbſt ward durch des Fremden Erſcheinung dermaßen erſchüttert, daß der beſorgte Gatte einen neuen Rückfall befürchtete. Der Fremde äußerte die zarteſte Theilnahme an ihrem Unfall. Er lud ſie ein, einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln und gebrannten Waſſern, die er glücklicher Weiſe bey ſich trug, mit ihm zu theilen. Mit Dank nahm der Harfner eine ſo gelegene Hülfe an. Da ſie äußerſt eilfertig aufgebrochen waren, ſo war es ihnen nicht eingefallen, ſich für den Weg zu verſorgen, und ohne einige Stärkung, ſchien es, würde das erſchöpfte Weib ſchwerlich im Stande ſeyn, die nächſte Wohnung zu erreichen.

Sie erholte ſich indeſſen allmählich, und ließ ſich bereden, etwas zu ſich zu nehmen. Ihre Niedergeſchlagenheit verſchwand, und ſie fing an, über das Vorgefallene zu ſcherzen. Der Harfner ward voller Freuden. Auch nicht ein einzigesmal bedauerte er den Verluſt der Harfe. Es freute ihn innigſt, daß ſeine Gattin den Fremden, dem ſie ſo höchlich verpflichtet waren, mit ſo vieler Munterkeit unterhielt. In der That nahm das Geſpräch nach und nach einen ſo lebhaften und ſo vertrauten Schwung, daß ein minder argwohnfreyer Ehemann nothwendig auf den Gedanken hätte gerathen müſſen, daß dieß nicht das erſtemal ſeyn könne, wo der Jüng-

ling und die Frau ſich ſähen. Die Wahrheit iſt: ſie waren alte Bekannte, wiewol ſie ſtillſchweigends ſchienen eins geworden zu ſeyn, die Fremden gegen einander zu ſpielen.

Sie war von einer Großmutter erzogen worden, deren Namen ſie trug, und von der die Familie einſtens zu erben hoffen durfte. Die Großmutter wohnte auf einer andern Inſel, und nicht fern von dem väterlichen Hauſe des Jünglings. Beyde waren von Kindheit auf Gefährten und Geſpielen geweſen. Die Gewöhnung ging in Neigung über; dieſe reifte allmählich in Liebe. Das Hirtenleben, was die Hochländiſche Jugend in jenen Zeiten führte, kam ihrem Verſtändniſſe nicht wenig zu ſtatten. Statt in die Schule zu gehn, beſchäftigte der junge Hochländer ſich bloß mit Fiſchen, Jagen, mit dem Anhören und Auswendiglernen der alten Lieder und Sagen, die damals das Entzücken aller Volksclaſſen machten. So fehlte es denn dem Jünglinge nicht an Gelegenheit, die Schöne, deren Reize täglich zunahmen, zu ſehen und zu ſprechen. Schon waren ſie eins dem andern unentbehrlich geworden, als die Großmutter ſtarb, und das Mädchen in ihre Geburtsinſel und das väterliche Haus zurückgeholt wurde. Seit der Zeit bis auf den jetzigen Augenblick hatten ſie einander weder geſehen, noch von einander gehört; denn die Kunſt des Schreibens war unbekannt, und gering der Verkehr zwiſchen den verſchiedenen Inſeln.

Die Trennung ging den beyden Liebenden ſchmerzlich nah. Nicht als ob ſie daran gedacht hätten, einander zu heyrathen; denn abgeſehen auch von ſeiner Jugend, gab es ein unüberſteigliches Hinderniß gegen ihre

Verbindung. Er war ein Duinswaſſal, oder Edler, ſie eine aus dem gemeinen Volk. Dieſe beyden Stände vermiſchten in jenen Zeiten ſich nie mit einander. Der dürftigſte Edelmann ward von dem Volke mit ſclaviſcher Unterwürfigkeit verehrt, und in der mehreren Zahl angeredet, während der wohlhabendſte Gemeine geduzt wurde, und ſich nicht einfallen laſſen durfte, mit allen ſeinen Reichthümern um die Hand der ärmſten Edeldirne zu werben.

Den Liebenden freilich war das kein Einwurf geweſen. Was kümmern die Jugend und die Liebe die Meinungen der Menſchen? Ihnen genügt, daß ſie einander gefallen.

Die Verheyrathung des Mädchens ereignete ſich erſt zwey Jahre nach ihrer Trennung. Es war von ihrer Seite eine ſogenannte Convenienzheyrath. Sie hatte nichts einzuwenden gegen den Tonkünſtler, der ein Mann von Anſehen und Eigenthum war. Sie gab ihm ihre Hand, während in ihrem Herzen noch die frühere Liebe glimmte. Des Gatten Zärtlichkeit und Verdienſte ſchwächten jedoch mit jedem Tag dieſe Einbrude. Sie möchten binnen kurzem ganz und gar erloſchen ſeyn, wenn nicht dieß unerwartete romantiſche Wiederſehn ihnen mit einmal alle vorige Kraft wiedergegeben hätte. Tauſend holde Erinnerungen aus der Kindheit und Jugend harmloſen Tagen überdrängten das zu ſchwache Weib. Der Geliebte ihrer Jugend ſtand vor ihr in erhöhtem Reize. Er allein dünkte ihrer Liebe ihr würdig.

Der Jüngling ſeiner Seits fühlte ſich nicht weniger gerührt und gefeſſelt. Jene Reize, die ſein keimendes Herz gefeſſelt hatten, ſtanden jetzt in ihrer vollſten Blü-

the. Die Blicke, das Errѳthen der Geliebten verriethen ihm, was in ihrem Innern vorging. Ihr Gespräch entflammte seine Leidenschaft. Taumelnd von dem süßen Gifte unterdrückte er jede Rücksicht, und beschloß, sie davon zu führen in irgend eine entlegne Insel, wo kein Mensch sie kennen würde.

Der betrogene Gatte schlug endlich seiner Frau vor, die Reise fortzusetzen; da denn der Fremde sich höflicher Weise erbot, sie eine Strecke Weges zu begleiten. Er fand Mittel, ihr während des Wanderns seinen Entwurf zuzuflüstern, und die Treulose zeigte sich nur allzugeneigt, seinen strafbarsten Wünschen zu willfahren. Sie gelangten an den Eingang einer waldichten und tiefen Schlucht. Ein Bach rauschte in der Ferne. Die Treubrüchige klagte über Durst, und während der arglose Gatte eilte, das Wasser zu schöpfen, verschwand sie mit dem Geliebten. Wer mahlt den Gemüthszustand des rückkehrenden Gatten! Beraubt mit einmal seines Weibes und seiner Harfe rief er voll Verzweiflung aus: **Ich Thor, der ich dir zu Liebe meine Harfe verbrannte!**

XII.

Fernerer Aufenthalt zu Torloisk. Nachricht von den Fehden der alten Hochländiſchen Häuptlinge. Langwierige und blutige Fehden zwiſchen den Macdonalds und Macleans. Streifereyen der Clane. Raub- und Plünderungsſyſtem. Aufhebung der Feudalverfaſſung.

Jul. 19. Noch immer ſtürmte es ſo heftig, daß an eine Fahrt nach Staffa nicht zu denken war. In der Geſellſchaft des Laird Torloisk und ſeiner Damen hatten wir jedoch nicht Urſach, uns zu beklagen. Mit Erſtaunen, ich bekenne es, fand ich in dieſem Winkel der Erde, fern von der fröhlichen und geſchäftsvollen Welt, eine Aufnahme, die weder die Feinheit noch den Ueberfluß der Hauptſtadt mich vermiſſen ließ, während ſie an Herzlichkeit und Offenheit auch die beſte, die ich in dieſer hätte erwarten dürfen, weit hinter ſich zurückließ. Außer Herrn Maclean und ſeiner Gemahlin war noch eine Schweſter der Letztern, und eine Freundin von beyden zugegen, alle beyde Damen von Bildung und Anmuth.

Vor Tiſche machten wir einen Spaziergang mit unſerm Wirth und zwey Herren von der Inſel Oronſay, welche den Tag vorher nach Torloisk gekommen waren. Faſt alle Felſen in der Nachbarſchaft ſind baſaltiſch; eine Art wabenförmiger Laven, deren Zellen voll Zeolithbläschen ſind, iſt ſehr gemein. Während der beyden letztern Tage ward ich von mehreren kranken Perſonen der Ge-

gend zu Rathe gezogen, welche Lady Maclean mit den nöthigen Arzeneyen versorgte.

So viel auch noch daran fehlt, daß den Bedrängnissen dieser armen Eyländer abgeholfen, und ihre Betriebsamkeit gehörig ermuntert seyn sollte, so hat ihre Lage dennoch in Vergleich mit den rohen und wilden Sitten früherer Zeiten nicht wenig gewonnen.

Die Insel Mull ist, so wie die meisten benachbarten Inseln, zum öftern der Tummelplatz aufrührischer und treuloser Häuptlinge gewesen, deren wilde Kriege kein Ende nahmen. Die Helden Ossians scheinen Ungeheuer gewesen zu seyn, denen nicht wohl war, wenn sie nicht im Blute wadeten.

Vor einiger Zeit erschien zu Glasgow ein kleines Buch unter dem Titel: die Geschichte der Fehden und Kriege zwischen den Clan's in den nördlichen Gegenden Schottlands und den westlichen Inseln vom Jahr 1031 bis 1619. Die Handschrift ist aus den Zeiten Jacobs des ersten, und verbreitet über den Charakter jener barbarischen Zeiten das stärkste Licht. Ein Auszug aus diesem Werke, betreffend die Fehden zwischen den Mac-Donalds von Cantyre und den Mac-Leans von Mull wird nicht nur den Geist jenes Zeitalters in seiner wahren Gestalt enthüllen, sondern auch begreiflich machen, wie ein großer Theil dieser und der benachbarten Insel unter die Gewalt der mächtigen Familie Argyle gekommen.

Donald Gorme Macdonald von Sleat auf der Insel Skye, welcher seinen Vetter Angus Macdonald von Cantyre besuchen wollte, landete mit seinem Gefolge auf der Insel Jura, deren ein Theil das

Eigenthum des Maclean von Mull war, während das Uebrige seinem Verwandten Macdonald gehörte. Widrige Winde zwangen ihn, auf dem Theil der Küste zu landen, welcher dem Maclean gehörte. Kaum waren sie gelandet, als Macconnal Tearreagh und Hutcheon Macgillespick, welche Donald Gorme einiger Beleidigungen halber aus Skye verjagt hatte, von wannen sie nach Mull geflüchtet waren, ihn und sein Gefolge ansichtig wurden und erkannten. Sofort ersannen sie einen boshaften Kunstgriff, wodurch sie ihn der Rache des Macleans auszusetzen hofften. Sie trieben Nachts einen Theil von Macleans Vieh weg, und versteckten es in ihren Schiffen, nicht zweifelnd, daß der Argwohn, welcher Barbaren für Beweis gilt, auf Donald Gorme's Leute fallen würde. Was sie erwarteten, traf ein. Sir Lauchlan Maclean, ein junger feuriger Häuptling, versammelte seinen Clan, überfiel in der nächsten Nacht Gorme's Parthey, und tödtete sechszig Mann auf dem Fleck. Donald selbst sammt den übrigen rettete sich mit Mühe an Bord eines Schiffes, das im Hafen lag.

Als Angus Macdonald von Cantyre diese rasche That vernahm, ging sie ihm um so mehr zu Herzen, je näher er mit beyden Partheyen verwandt war; denn Donald Gorme war sein Vetter, und von Maclean hatte er die Schwester geheyrathet. Besorgt um die Folgen des Zwistes, beschloß er, wo möglich, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Er reiste in dieser Absicht nach Skye, und fand Donald Gorme so verträglich gestimmt, als er nur immer wünschen konnte. Nachdem er eine Zeitlang bey ihm auf der Insel geblieben, landete er auf dem Heimwege nach Cantyre auf Mull, und ging nach

Schloß Duart, dem vornehmſten Sitz Macleans; ganz wider den Rath ſeiner Brüder Coll und Renald, und ſeines Vetters Renald Maccoll, die da wollten, daß er Maclean lieber zu ſich kommen laſſen, von Donald Gorme's Geſinnung ihn unterrichten, und zugleich die ſeinige erforſchen ſollte. Allein Angus Macdonald ſetzte ein ſo gutes Vertrauen in ſeinen Schwager Sir Lauchlan Maclean, daß er ihre Bitten aus der Acht ſchlug; hierauf verließen ihn die Brüder, Renald aber begleitete ihn nach Schloß Duart, wo Maclean ihn dem Schein nach mit großer Herzlichkeit empfing, und ihn hoffen ließ, daß er ſich zu gänzlicher Ausſöhnung bereit finden laſſen werde. Allein der Treuloſe ging mit einem ganz andern Anſchlag um. Isla gehörte dem Clan Donald, dem es für ſeine perſönlichen Dienſte war gegeben worden. Es ſcheint aber, daß die Krone, welcher freilich daran gelegen war, den Saamen der Zwietracht zwiſchen den Häuptlingen auszuſäen, mit einigen Ländereyen der Inſel, die **Kinnes von Isla genannt**, die Macleans beliehen habe. Dieſe hatten ihre Anſprüche ſeit langer Zeit ruhen laſſen. Die jetzige Gelegenheit aber war zu günſtig, als daß der jetzige Laird von Mull, mit Hintanſetzung aller Rechte der Ehre und Gaſtfreundſchaft, ſie nicht hätte benutzen ſollen, jene Anſprüche geltend zu machen. Mit dreiſter Stirn erklärte er daher am folgenden Morgen ſeinem erſtaunten Gaſt, daß, wenn er nicht ſofort allen Anſprüchen auf die ſtreitigen Ländereyen auf Isla entſagte, er ſich bereit halten ſollte, den Reſt ſeines Lebens in der Gefangenſchaft zuzubringen. Dem unglücklichen Macdonald blieb keine Wahl. Er mußte nachgeben, und ſeinen älteſten Sohn Jacob

ſowohl, als ſeinen Vetter Renald ſo lange als Geiſeln zurücklaſſen, bis die bewußten Ländereyen an Maclean würden abgeliefert worden ſeyn.

Dieſe treuloſe Handlung, ſo wie das an Donald Gorme verübte Unrecht erbitterte Angus Macdonald, der ſich von nun an als den eigentlich beleidigten Theil anſah, und im Stillen auf Rache ſann. Meiſter jedoch ſeiner Leidenſchaft, vermied er gefliſſentlich jeden Ausbruch ſeiner Gefühle, bis er Gelegenheit fände, ſie durch die That zu offenbaren. Der Augenblick der Wiedervergeltung erſchien. Maclean, der ſein neues Gebiet in Beſitz zu nehmen wünſchte, ſegelte nach Jela; von ſeinen beyden Geiſeln hatte er den Einen Renald im Verließ der Burg in Feſſeln zurückgelaſſen, ſeinen Neffen Jacob aber zu deſto größerer Sicherheit mitgenommen. Nachdem er auf Jsla gelandet war, lagerte er ſich neben Eilane Iochgorme, einer zerſtörten Feſte auf den ſogenannten Kinnes. Sogleich beſchickte ihn Angus Macdonald, und ließ, nach der unter den Hochländiſchen Häuptlingen beſtehenden Sitte, ihm vorſtellen, wie ſein dortiges Quartier nicht das bequemſte ſey; wie er ihn daher freundlichſt erſuchte, ihn auf Mullintree, einem ſeiner Landſitze, auf der Inſel zu beſuchen, und ſo lange mit ihm fürlieb zu nehmen, als ſein Vorrath anhielte; wäre dieſer verzehrt, ſo wolle er ihn zur Wohnung des nächſt benachbarten Oberhaupts begleiten.

Maclean, ſeiner Schuld ſich bewußt, äußerte einige Bedenklichkeit, dieſe Einladung anzunehmen. Macdonald gab ihm zu erwägen, daß die Geißeln, die er in Händen habe, ihm für ſeine Sicherheit hinlängliche Gewähr leiſteten. So ließ er ſich dann bereden. Vergeſſend, wie

wenig befugt er ſey, die Rechte der Gaſtfreundſchaft, die er ſelbſt ſo gröblich gebrochen, für ſich in Anſpruch zu nehmen, begab er ſich mit einem Gefolge von ſechs und achtzig Verwandten und Vaſallen, wie auch mit Macdonalds Sohne, den er, als das koſtbarſte Unterpfand ſeiner Sicherheit, nicht aus den Augen ließ, nach Kuilintree.

Angus Macdonald hieß ihn willkommen, und bewirthete ihn den Tag über auf das feſtlichſte. Unter der Hand aber hatte er ſeine Freunde und Vaſallen aufgeboten, ſich denſelben Abend zu einer beſtimmten Stunde bey ſeinem Schloſſe einzufinden. Sie erſchienen pünktlich, drey bis vier hundert an der Zahl; und um Mitternacht ward das Haus umringt, was zu Macdonalds Empfang war zubereitet worden; ein langes, etwas abwärts gelegenes Gebäude, wie denn die Wohnung eines hochländiſchen Häuptlings aus mehreren niedrigen Gebäuden zu beſtehen pflegte, die um das eigentliche Caſtell herum lagen.

Sobald das Haus umzingelt war, klopfte Angus ſelbſt an die Thür und rief Maclean, ſagend, er bringe ihm den Schlaftrunk, welchen man, bevor er zu Bette gegangen, ihm zu reichen vergeſſen habe. Maclean erwiederte, da es ſchon ſo ſpät ſey, er ſich auch bereits zur Ruhe begeben habe, ſo ſey er nicht geſonnen, für dießmal den Trunk zu nehmen. Macdonald antwortete: er möge geſonnen ſeyn, wie er wolle, aufſtehen müſſe er einmal, und den Trunk entgegennehmen, und das augenblicklich! Jetzt fing Maclean an, Unrath zu merken, ſtand auf, öffnete die Thür, deckte ſich aber die Bruſt mit Macdonalds Sohn, um jedem unvorhergeſehenen An-

griff vorzubringen. Als der Knabe seinen Vater mit blossem Schwert, und um ihn eine Schaar von Bewaffneten erblickte, schrie er laut für seinen Oheim um Gnade, die ihm denn auch zugestanden wurde, worauf Maclean sich ergab, und ins Gefängniß gesperrt wurde. Macleans Leute hieß Macdonald in Frieden gehen, Macdonald Fearreah ausgenommen, und noch einen Zweyten, die man im Verdacht hatte, die treulose That zu Schloß Duart hauptsächlich angestiftet zu haben. Diesen ward befohlen, herauszukommen, und sich freywillig zu ergeben; da sie aber nicht wollten, ließ Macdonald das Haus in Brand stecken, in dessen Flammen sie jämmerlich umkamen.

Sobald die Zeitung von Macleans Gefangennehmung nach Mull gelangt war, glaubte Allan Maclean, einer seiner Verwandten, den Augenblick zu Befriedigung seiner eignen Ehrsucht benutzen zu müssen, und ließ auf Jsla ausſprengen, daß Ronald, Macdonalds Bruder, der auf Mull als Geißel zurückgeblieben, auf Maclean's Befehl sey getödtet worden. Hierdurch hoffte er den Macdonald dergestalt zu reizen, daß er seinen Gefangenen umbrächte, da denn er, Mac Allan, dessen Güter in Besitz zu nehmen dachte. Hierin betrog er sich jedoch. Macdonald, als er von dem Tode seines Bruders hörte, ließ zwar im ersten Eifer Macleans sämmtliches Gefolge, das sich noch auf der Jnsel befand, umbringen; allein Maclean selbst ward, vielleicht nur zu desto exemplarischerer Bestrafung, gespart.

Aber schon hatte Macdonalds Ueberlegenheit in dieser Fehde die Eifersucht des Grafen von Argyle gereizt, der schon lange seines Nachbars zunehmende Macht mit scheelen Augen

ansahe. Das Gebiet von Cantyre, an den Ufern des Loch-Fyne belegen, gränzte mit dem von Argyle; die Insel Isla, die dem Macdonald gehörte, lag der Küste gegenüber. Macdonald hielt eine Flotte in seinen Häfen, und hätte im Nothfall den Loch-Fyne hinauf bis unter die Mauern von Inverary segeln können. Diese Macht des Nachbars hatte den Grafen längst beunruhigt; und nichts konnte ihm willkommener seyn, als eine Gelegenheit, ihn zu demüthigen. So eilte er denn, seine Mannschaft aufzubieten; es gezieme ihm, gab er vor, den Zwist zwischen den beyden Häuptlingen beyzulegen; in der That aber wollte er blos die Macht der Macdonalde brechen.

Dießmal jedoch hatte er sich in ein Unternehmen eingelassen, dem seine Kräfte nicht gewachsen waren. Der thätige und tapfere Macdonald machte ihm so viel zu schaffen, daß er nur froh seyn mußte, mit seiner Macht unbelästigt sich zurückziehen zu können. Jetzt aber wandte er sich klagend an den König, der einen Herold an Macdonald sandte, mit dem gemessenen Befehl, den Maclean in Freyheit zu setzen; allein in den damaligen Zeiten übereilten die Hochländischen Häuptlinge sich keinesweges, den Befehlen ihres Königs zu gehorchen; dem Boten ward der Weg verlegt; der Hafen, aus dem er sich nach Isla einzuschiffen dachte, ward ihm vor der Nase zugeschlossen, und unverrichteter Sache mußte er abziehen. Endlich brachte James Stuart, Kanzler von Schottland, durch unablässige Bemühungen es dahin, daß Maclean unter harten Bedingungen gegen Ronald ausgetauscht wurde; und für die Erfüllung der eingegangenen Bedingungen seinen eignen Sohn, den

Sohn Macleod's von Harris nebst mehrern andern als Geißeln stellte, nach deren Empfang Macdonald sogleich nach Irland aufbrach, um einem dortigen auf der Küste ansässigen Häuptling in einer seiner Fehden beyzustehen.

Maclean hörte nicht sobald von seines Feindes Abzug, als er ohne einige Rücksicht auf sein gegebenes Wort, oder die Sicherheit der gestellten Geißeln die Insel Isla überfiel und mit Feuer und Schwert verwüstete ꝛc. Als Macdonald nach seiner Heimkunft von Irland die unerhörte Wortbrüchigkeit vernahm, verschmähte er, an den wehrlosen Wesen, die sich in seiner Gewalt befanden, sich zu rächen, zog nach Tiree, einer den Macleans angehörigen Insel, und vertilgte dorten die Menschen wie das Vieh; hiermit nicht zufrieden, landete er auf Mull und verheerte die ganze Insel. Unfähig, einigen Widerstand zu leisten, flohen die Einwohner vor dem ergrimmten Häuptling, und wurden in allen Ecken der Insel ohne Barmherzigkeit niedergemetzelt.

Maclean ermangelte nicht, dem Feinde das Gleiche zu vergelten; da er sich nicht stark genug fühlte, mit ihm selbst es aufzunehmen, ging er nach Lantyre und verwüstete einen großen Theil davon. In die Wette sengten und mordeten die beyden Oberhäupter, und ihr Gebiet ward fast zur Einöde.

Maclean machte sich bald einer neuen Treulosigkeit schuldig. John Maclean von Ardenmurchie, vom Clan Donald, hatte sich um Macleans Mutter beworben, und war von ihr zwar günstig aufgenommen, von Maclean aber, der nach Hochländischer Sitte das Recht hatte, über die Person seiner Mutter zu verfügen, abgewie-

fen werden. Jetzt inzwiſchen, da er hoffte, ſeinen Stiefvater in die Verſchwörung gegen Macdonald zu verwickeln, war ihm ſehr darum zu thun, die Heyrath zu Stande zu bringen. Er lud daher Macean nach Mull ein, und die Hochzeit ward gefeyert; ſofort ſchlug er ſeinem neuen Stiefvater vor, der Verbindung gegen Macdonald beyzutreten; als aber dieſer die Zumuthung mit Unwillen verwarf, ſich weigernd, gegen ſeinen Freund und Verwandten eine ſo treuloſe Rolle zu ſpielen, ergrimmte Maclean, überfiel ihn um Mitternacht, riß ihn aus den Armen ſeiner Gattin, warf ihn ins Gefängniß, und erſchlug achtzehn der Seinigen, die zu ſeinem Beyſtand herbeyeilten. Dieſe barbariſche That erregte den Abſcheu ſelbſt dieſes barbariſchen Zeitalters in einem ſo hohen Grade, daß Maclean's Hochzeit zum Sprichwort ward, womit man noch lange den Gipfel aller Schändlichkeit und Scheußlichkeit bezeichnete. Maclean hielt ſeinen Stiefvater ein ganzes Jahr gefangen, wechſelte ihn aber endlich gegen ſeinen Sohn aus und gegen die übrigen Geißeln, die ſich in Angus Macdonalds Händen befanden.

Nachdem Macdonald und Maclean auf dieſe Weiſe die Ruhe des Landes mehrere Jahre geſtöret hatten, wurden ſie endlich im Jahr 1491 vor den König nach Edinburg geladen, wobey ihnen ſicher Geleit für die Hin- und Heimreiſe ertheilt, und völlige perſönliche Sicherheit verſprochen wurde, indem dem Könige bloß darum zu thun ſey, ihre Händel gütlich beyzulegen. Gleichwol wurden ſie bey ihrer Ankunft zu Edinburg ſofort beym Kopf genommen und ins Caſtell geſetzt, wo man es ihnen überließ, ihre Fehden Mund zu Mund gegen einan-

der auszufechten. Müde der Einsperrung gelobten sie endlich feyerlich, einander für die Zukunft nicht weiter zu beläſtigen, und nachdem sie ihre älteſten Söhne zu Geiſeln ihres Gehorſams gegeben, wurden sie in Freyheit geſetzt.

Einige Jahre lang gehorchten die beyden Oberhäupter des Königs Befehl, und liefen einander in Frieden. Allein Sir Lauchlan Maclean's Geiſt vermochte auf die Länge die Ruhe nicht zu ertragen; auch ward eine Hochländiſche Fehde in dieſen Tagen nicht ſo leicht vergeſſen. Angus Macdonald war alt geworden, und hatte die Verwaltung der Angelegenheiten ſeinem Sohne James überlaſſen, einem noch ſehr jungen Manne. Sogleich beſchloß Maclean, ſeine Anſprüche auf die Inſel Jola noch einmal geltend zu machen, ließ die alte Verbindung erneuern und erweitern, und ſchiffte mit ſeiner Macht ſich ein, um das Eyland in Beſitz zu nehmen. Als ſolches James Macdonald hörte, zog auch er ſeine Macht zuſammen, und erſchien bald nach Maclean auf der Inſel, um die Entwürfe ſeines Oheims zu vereiteln. Einige gemeinſchaftliche Freunde verſuchten den Zwiſt gütlich auszugleichen. Macdonald, unwillig, mit ſeinem Mutterbruder zu kriegen, und das alte traurige Schauſpiel des Brennens und Mordens wieder erneuert zu ſehn, erbot ſich, an jenen die halbe Inſel abzutreten, dafern er, wie die Väter gethan, dem Macdonalde dafür huldigen wolle; gefiele ihm dieſes nicht, ſo ſchlug er vor, dem König die Entſcheidung des Zwiſtes zu überlaſſen. Allein Maclean wollte von keinem gütlichen Vergleiche hören, es wäre denn, daß Macdonald ihm auf der Stelle ſeine Rechte und Anſprüche auf die ganze In-

sel übertrage. So mußten dann die Waffen entscheiden. Die Macdonalds waren an der Zahl die Schwächern, an Tapferkeit und Kriegserfahrenheit aber, als die in den Irischen Kriegen waren abgehärtet worden, den Macleans bey weitem überlegen. Neben der Spitze eines kleinen Sees, Loch-Greinart genannt, erfolgte ein verzweifeltes Gefecht, das lange anhielt, ohne daß die eine Parthey der andern einigen Vortheil abgewinnen konnte. Endlich stellte Macdonald sich, als ob er mit der Vorhut sich zurückzöge, und bewerkstelligte mittelst eines Umweges sich einer nahen Anhöhe. Hier wandte er sich plötzlich um, und griff den überraschten Feind mit einer Wuth an, welcher nichts zu widerstehen vermochte. Der unruhige Heerführer blieb selbst, heldenmüthig fechtend, auf dem Platze, mit ihm gegen achtzig seiner Verwandten und zweyhundert gemeine Krieger. Sein Sohn, Lauchlan Barrach Maclean flohe mit dem Rest seiner Leute schwer verwundet auf die Schiffe und verließ eilfertig die Insel. Auch Macdonald ward mit einem Pfeil durch den Hals geschossen, und lag die Nacht über unter den Todten. Frühmorgens entdeckte man ihn, und spürte, daß er noch lebe. Mühsam erholte er sich, aber nie wieder vollkommen. Hundert und zwanzig der Seinigen waren geblieben, sechzig verwundet. So endete im Jahr 1598 die Fehde zwischen den beyden Clans, die von Sir Lauchlan Maclean begonnen und genährt worden war, und nur mit seinem Tode ihr Ziel erreichte.

Ehe Maclean sich auf diese letzte Unternehmung einließ, hatte er die Wahrsagerinnen des Landes befragt, die ihm dreyerley Weisungen gaben; erstlich sollte er an seinem Tode

nerstag auf Jsla landen; zum andern solle er sich hüten, von dem Wasser des Quells zu Groinart zu trinken; drittens ward ihm angezeigt, daß zu Groinart ein Maclean umkommen werde. Wider Willen übertrat er die beyden ersten Befehle. Ein Sturm trieb ihn an einem Donnerstag auf die Küste, und von dem Quell hatte er getrunken, ehe er sich Zeit genommen, den Namen der Gegend zu erfragen.

Durch Macleans Tod hatte Macdonald ein solches Uebergewicht von Macht gewonnen, daß der Graf von Argyle, von Eifersucht und Ehrgeiz gespornt, sich von der Krone, wie damals zu geschehen pflegte, nicht nur mit den bestrittenen Ländereyen auf Jsla, sondern auch mit dem größten Theil von Mull und Cantyre belehnen ließ. Dieß erzeugte neue Kriege, die mehrere Jahre dauerten und endlich zum Nachtheil des Macdonalds ausschlugen. Durch Argyle's Einfluß ward der junge Macdonald im Castell zu Edinburg eingeschlossen, wo er eine geraume Zeit gefangen saß, bis es ihm endlich durch Hülfe seines Vetters Mac Renald gelang, nach Spanien zu entwischen. Mittlerweile wurden die bestrittenen Ländereyen mit den weitläuftigen Besitzungen des Hauses Inverary verbunden, zu welchem sie noch jezt gehören.

Das Buch, woraus diese Geschichte genommen worden, beschreibt eine Menge ähnlicher Fehden, wodurch die Hochländischen Clans zerrüttet worden; eine jede ist reich an Zügen, die sowol den barbarischen Charakter des Zeitalters, als die rohe Gesinnung der Hauptleute zur Genüge beurkunden.

Die nichtswürdigste Veranlassung mußte zum Vorwand einer Fehde dienen, deren wahre Triebfeder im Grunde bloß die Hoffnung des Raubes war. Diese Streif- und Raubzüge wurden mit der größten Vorsicht und Besonnenheit unternommen. Die Kunst zu stehlen war in ein förmliches System gebracht, welches zu befolgen man sich weder zur Schande, noch zum Verbrechen zählte. Vielmehr betrachteten die Häupter das Rauben als ihren eigentlichen Beruf, und nie ermangelten sie, bevor sie einen Anschlag auf des Nächsten Eigenthum unternahmen, den Himmel eben so brünstig um seinen Segen anzuflehen, als ob sie sich dem unschuldigsten und löblichsten Geschäft unterzögen. „Herr, war das gewöhnliche Tischgebet dieser Heerführer, kehre die Welt das unterste zu oberst, damit der Kriegsmann zu leben habe!"

Der hauptsächlichste Gegenstand des Raubes war das Vieh, zu dessen sicherer Verwahrung man daher manche sinnreiche Einrichtung getroffen hatte. Ward es gleichwol gestohlen, so besaßen diese Leute eine bewundernswürdige Fertigkeit, es wieder aufzuspüren. Nicht so bald war der Verlust entdeckt worden, als alles in voller Rüstung aufbrach, und die Spur des Viehes Duzende von Meilen durch verfolgte. Mit erstaunlicher Genauigkeit wußten sie die Fußstapfen des eignen Viehes von andern, die gelegentlich desselben Weges gekommen waren, zu unterscheiden. Mit derselben Sicherheit, womit der Hund dem Wilde nachspürt, setzten sie den Räubern nach von Clan zu Clan; und wo nur immer die Spur sich verlor, da ward der Grundeigenthümer mit

ſolcher Wuth angefallen, daß er nur froh ſeyn mußte, den Raub entweder herauszugeben oder zu erſetzen.

Dieſe Zeiten ſind nicht mehr. Die Aufhebung der Feudalverfaſſung und die Ausdehnung des Schutzes der Geſetze über alle Volksclaſſen haben die Häuptlinge des größten Theils ihrer Macht beraubt, und hoffentlich wird auch dieſer ferne Erdwinkel binnen kurzem zu den geſitteten gezählt werden können.

XIII.

Reiſe nach Staffa. Anſicht der Inſel. Sonderbares Getöſe. Baſaltpfeiler. Pracht der Fingalshöhle. Inſel Boofhala. Rabenhöhle. Liegende Pfeiler. Bewohner der Inſel. Beſchreibung der Fingalshöhle. Deren Ausmeſſungen. Sagen von ihrer Entſtehung. Mineralogie der Inſel. Flora. Erſte Entdeckung.

Jul. 20. Da der Morgen ſchön und die See ziemlich ruhig war, ſo kam das Boot von Gometra herüber, um uns nach Staffa zu führen. Am Bord fanden wir Wein für uns ſelber, Branntewein für die Bootsleute und einen Vorrath von Lebensmitteln für uns alle; auch dieſes verdankten wir der Fürſorge unſrer gütigen Wirthin. Wir verließen Mull um eilf Uhr; es war jetzt ganz ſtille geworden, ſo daß die Bootsleute genöthigt waren, zu den Rudern zu greifen. Wir ſteuerten in den

Sund von Gometra hinein, einen engen Canal zwiſchen den Inſeln Gometra und Ulva, welche in der Mündung des Loch-nayall liegen, und wovon die letztere von beträchtlichem Umfange iſt. Der Canal iſt ſo ſchmal, daß die Böte nur mit hohem Waſſer hindurch können. Sobald wir aus dem Sunde heraus waren, ſahen wir Staffa in einer Ferne von etwa zehn Meilen vor uns liegen: zur Zeit nur noch als einen ſchroffen, oben flachen Felſen, deſſen Wände lothrecht in die See hinunter zu gehn ſchienen, übrigens aber nichts Auffallendes zeigten. Der Tag blieb rein und ſchön. Eine leichte Kühlung erhob ſich. Sogleich wurden die Segel gehiſſet, und auf die Inſel zugeſteuert. Als wir aber noch drey Meilen von ihr entfernt waren, hörten wir ein Knallen, wie von Kanonenſchüſſen. Es erfolgte in abgemeſſenen Momenten, etwa jede halbe Minute einmal. Der Schall ſchien aus keiner großen Ferne zu kommen; wir wußten nicht anders, als daß Schiffe in der Nähe ſeyn müßten, die entweder in Noth, oder mit einander im Gefecht begriffen wären. Uns verlangte die Inſel zu erreichen, von deren Gipfel wir dieſe Schiffe anſichtig zu werden hoffen durften. Als wir aber um die nördliche Spitze lenkten, entdeckten wir die Urſache des Getöſes. Es befand ſich nämlich in der nordweſtlichen Felſenwand eine Höhlung, die einem ungeheuren Mörſer glich. So wenig es auch jetzund wehte, ſo ging die See doch noch immer ſehr hohl, und die Wogen, die durch den neuerlichen Sturm zu Bergen waren aufgethürmt worden, ſchlugen mit Gewalt gegen die Inſel. So oft nun eine Woge an dieſen Theil des Felſen anprellte, verdichtete die Gewalt des Andrangs die Luft in der Höhe

lung und füllte ſie zur Hälfte mit Waſſer; ſobald aber die Kraft des Stoßes und der Druck der Welle nachließ, drängte die Schnellkraft der verdichteten Luft das Waſſer in einem dampfähnlichen Bäſcht und mit dem Knallen eines der ſtärkſten Kanonenſchüſſe wieder zur Höhle hinaus.

So wie wir die weſtliche Küſte der Inſel entlang ruderten, fielen die Baſaltpfeiler uns in die Augen, jedoch zur Zeit noch ziemlich irregulär. Jetzt reichten ſie von oben etwa nur bis zur Hälfte des Felſen herab, der ſo wie die Pfeiler aus dem Grau ins Schwarz ſpielte; dann ſtiegen ſie aus dem Waſſer in die Höhe, und ſchienen in der Mitte plötzlich abgebrochen. Als wir um die ſüdliche Spitze lenkten, wurden die Pfeiler um vieles regelmäßiger. Die Inſel glich von dieſer Seite einer unermeßlichen Kathedrale, deren ungeheures Dach von erſtaunenerregenden Pfeilern, die mit aller Regelmäßigkeit der Kunſt gebildet ſchienen, geſtützt war. Aus dem Boden ragten Reihen von abgebrochnen aufrechtſtehenden Pfeilern hervor, die einen der verwunderungswürdigſten Dämme bildeten. Auf dem Gipfel des Eylands oberhalb der Säulenordnung war der grüne Raſen häufig durch kleinere Pfeiler zerriſſen, die ſich in allen möglichen Richtungen, hauptſächlich jedoch in den Weſten neigten, und mit dem Horizont einen Winkel von ohngefähr 30 Graden bildeten. Die großen Pfeiler waren von einer dunkeln ins Schwarze ſpielenden Purpurfarbe, jedoch mit lichtgrünen, gelben und orangefarbnen Streifen reich verziert. Verſchiedne Gattungen von Mooſen, die auf dem Steine wuchſen, bildeten dieſen prächtigen Farbenſchmelz. Die Baſis, auf welcher die Pfeiler

ruhten, bestand aus einer grandichten Lava von lichtbrauner Farbe und ohne alle Regelmäßigkeit in den Formen. Dieß Lavenbett streicht in einem sanften Abhange vom Fuße der Säulen in die See hinunter.

Etwas weiter hin, auf derselben Seite der Insel, erblickten wir die Fingals-Höhle, eine der prachtvollsten Ansichten fürwahr, welche dem Auge nur mag gewährt werden. Sie gleicht dem Innern eines Münsters von unermeßlichem Umfange, der jedes menschliche Kunstwerk an Regelmäßigkeit erreicht, an Größe und Erhabenheit aber unendlich hinter sich zurückläßt.

Die Regelmäßigkeit ist das Einzige, was die Kunst sich rühmet, vor der Natur voraus zu haben; hier aber hat die Natur gezeigt, daß es ihr ein leichtes sey, auch in diesem Stück den Menschen in sein Nichts herabzusetzen, und seine eigne Geringfügigkeit ihm fühlbar zu machen. Es unterscheiden sich die Werke der Natur gemeiniglich durch einen Charakter von Hoheit, welcher jene gleichmäßige Stellung des Einzelnen, so die Menschen Regelmäßigkeit nennen, die aber richtiger Beschränktheit der Begriffe und Armuth der Idee heißen könnte, verschmähet. Hier aber hat dieselbe in einer spielenden Laune ein regelmäßiges Stück Architektur aufgeführt; allein nach einem so unermeßlichen Maaßstabe, daß alle Tempel von Menschenhänden erbaut, dagegen in Nichts zusammenschrumpfen.

Ostwärts von der Höhle befindet sich ein prächtiger Damm, bestehend aus den untern Enden der ungeheuersten Pfeiler, deren obere Theile ohne Zweifel durch die Gewalt der See sind abgebrochen worden.

Etwas weiter ostwärts liegt die kleine Insel Boo-

shala oder Buachaille, die von der größern bloß durch einen kaum zwanzig Ellen breiten Canal geschieden ist, innerhalb dessen die Brandung unaufhörlich kocht und siedet. Die kleine Insel, deren Form eine etwas unregelmäßige Pyramide darstellt, besteht durchweg aus Basaltpfeilern, die in allen Richtungen geneigt sind, meistens jedoch in der Richtung der Spitze des Kegels; so daß sie wie Holzscheite aussehen, die über einander geschichtet worden, um in Kohlen verwandelt zu werden; viele liegen jedoch auch horizontal, und einige sind in einen Zirkelausschnitt gebogen.

Westwärts von der großen Höhle giebt es eine kleinere, welche die Nabenhöhle heißt. Sie ist in dem Lavastrom ausgehöhlt, der den Basaltpfeilern zur Grundlage dient.

Wie Mühe nur vermochten unsre Leute das Boot so lange auf derselben Stelle zu erhalten, daß Herr Wates eine Zeichnung von den beyden Inseln entwerfen konnte. Als er fertig war, ruderten wir noch weiter ostwärts in eine kleine Bucht hinein, in welcher es allein möglich ist zu landen; nicht anders jedoch, als bey leidlich ruhiger See; denn die Brandung schlägt so heftig gegen die Felsen, daß unter allen andern Umständen die Landung nicht ohne die äußerste Gefahr bewerkstelligt werden könnte.

Von unserm Landungspunkte aus hatten wir eine nähere und genauere Ansicht der Insel Boosshala und einiger gebogener Pfeiler an der Seite von Staffa. Der Gipfel der Insel schien mit unvollkommnen Pfeilern bedeckt zu seyn; am Fuße aber des Felsen, worauf wir standen, lagen unermeßliche Haufen in mehreren Richtungen geneigter unterer Säulenenden, die eine Art schwer

fälliger Treppe bildeten, auf deren rauhen Stufen wir die Uferwand hinankletterten.

Fast mitten auf der Insel fanden wir zwey armselige Hütten, die aus Säulenenden und rauhen Stücken lava aufgeführt waren; die Eine diente einer Hirtenfamilie, die das Vieh auf der Insel hütet, zur Wohnung; die Andre zur Scheune und zum Kuhhause. Auf dem Abhange eines Hügels neben der Hütte ließen wir uns nieder, um von dem Vorrath, den die sorgsame Lady Maclean uns mitgegeben, uns gütlich zu thun. Die Frau des Hirten brachte uns etwas Milch in einem unförmlichen und so schweren hölzernen Napf, daß wir ihn kaum zum Munde heben konnten; andre Gefäße waren nicht vorhanden, auch keine Löffel. In der That ist die Lebensart dieser Leute sehr einfach; Milch und Kartoffeln, dann und wann ein Fisch machen ihre ganze Nahrung aus. Da kein Holz auf der Insel ist, so brennen sie getrocknete Soden (Ausschnitte vom Rasen), die weiter nichts brennbares enthalten, als die faserichten Wurzeln des Grases.

Drey Jahre nacheinander hatte diese Familie hier des Winters wie des Sommers gewohnt. Im Winter war ihre Lage bisweilen sehr unbehaglich gewesen; denn wenn es heftig stürmte, so schlugen die Wellen so gewaltig gegen die Felsen, daß die ganze Insel schütterte, daß selbst das Haus, obgleich in deren Mitte belegen, zitterte, und sogar der Topf, der über dem Feuer hing, eine schwingende Bewegung annahm. Hierüber ängsteten die guten Leute sich Eines Winters so sehr, daß sie beschlossen, mit nächster Gelegenheit die Insel zu verlassen, angesehen niemand als der böse Feind selber das Eyland

so gewaltig schütteln könne *). Seitdem wohnen sie nur des Sommers hier; aber auch dann ist ihre Lage keineswegs beneidenswürdig: denn wegen der Brandung ist es unmöglich, ein Boot in der Bucht zu halten; daher kaum abzusehen ist, wie sie es machen sollten, im Fall eins von ihnen erkrankte, oder gar stürbe.

Ein kleines natürliche Becken, worinn sich der Regen sammelt, reicht ihnen das benöthigte Wasser: wäre das Clima minder naß, so dürfte es ihnen leichtlich zu Zeiten daran fehlen; wenige heiße Tage wären hinreichend, den ganzen Vorrath aufzutrocknen.

Nach eingenommenem Mahl kletterten wir die Felsen hinunter, und spazierten den oben beschriebenen natürlichen Damm entlang, um die prachtvolle Fingalshöhle in nähern Augenschein zu nehmen. Die Basaltpfeiler scheinen anzuwachsen, so wie man sich der Höhle nähert; innerhalb ihrer übertreffen sie an Umfang und Höhe alle andre, die sich auf der Insel befinden. Sie sind gemei-

*) Dieser Umstand ward uns durch den Hirten erzählt, dessen Bericht von einem unserer Bootsleute, der ein wenig Englisch sprechen konnte, verdollmetscht wurde; es schien uns aber so mährchenhaft, daß wir es bloß der Begierde des Mannes, uns etwas Wunderbares zu erzählen, zuschrieben. In Herrn St. Fond's Reise, die seitdem erschienen, finde ich jedoch, daß es sich in der That so verhalte. Einige seiner Gefährten nämlich, welche durch die Stürme genöthigt worden, zwey Nächte auf der Insel in der beschriebenen erbärmlichen Hütte zuzubringen, erzählten bey ihrer Rückkunft nach Portcasi, daß die See sich mit solchem Ungestüm an der Insel gebrochen, und in die Höhlen, welche in deren Innerstes fortlaufen, mit solchem Getöse hineingestürmt sey, daß die Hütte davon geschüttert habe, und sie kein Auge hätten schließen können.

niglich sechseckig; doch giebt es auch welche mit fünf Seiten, und einige wenige mit vieren. Die Eine Seite der sechseckigen Säulenenden, die den Damm neben der Höhle bilden, hielt ohngefähr zwey Fuß; dieß gilt jedoch nur von den allergrößten; an der mehrern Zahl der Pfeiler auf der Insel hielten die Seiten des Sechsecks nur funfzehn Zoll, manche auch nur neune; auf der Insel Boosbala hielten sie im Durchschnitt nicht mehr denn vier Zoll.

Nähme man eine Honigwabe, und füllte die Zellen mit Pariser Pflaster, das mit Bleyerzt gefärbt wäre, liesse man dieses Gefüllsel die gehörige Festigkeit gewinnen, und schmölze dann die wächsernen Scheidewände durch die Hitze heraus, so würden die zurückbleibenden Stifte diesen Damm sehr treffend darstellen. Zwischen den Pfeilern befindet sich häufig ein Cement, gemeiniglich von schöner weißer Farbe, durchsprengt mit rhomboidischen und prismatischen Krystallen, die zuweilen ins Grünliche spielen. Es ist dem größten Theile nach nichts anders denn Kalkspat. Hin und wieder sind die Zwischenräume jedoch auch mit Einsinterungen von schönem weißen Zeolith ausgefüllt. Mitten in den zerbrochenen Basaltpfeilern finden sich Stücken von Strahlzeolith.

Von diesem Damme angeschauet gewährt die Höhle gewißlich eine der prachtvollsten Ansichten des Erdkreises. Die Wände bestehen aus Reihen von Basaltpfeilern, die nach den Gesetzen der Perspective regelmäßig abzunehmen scheinen, und ein gewaltiges Gewölbe tragen, das aus obern Säulenenden besteht, deren Schäfte ohne Zweifel von der See sind weggerissen worden. Die Säulenstücke,

woraus dieß Dach entſtanden, ſind durch eine kalkartige, der oben beſchriebenen ähnliche Materie zuſammengekütet; jedoch von einem lichten Gelb, welches, durch den dunkeln Purpur der ſechseckigen Flächen gehoben, eine ſchöne Wirkung macht, und faſt wie Moſaik ausſieht.

Der Boden der Grotte iſt von der See ausgefüllt, und nur bey ſehr ſtillem Wetter darf ſich ein Boot bis in das Innerſte dieſes Naturheiligthums wagen. Iſt die See nur einigermaßen in Bewegung, ſo läuft es Gefahr gegen die Wände der Grotte geworfen, und in Stücken geſchlagen zu werden. Unter ſolchen Umſtänden giebt es keinen andern Zugang als vermittelſt eines Dammes, der längſt der öſtlichen Wand aus emporſtehenden Säulenenden aufgethürmt iſt, aber nur zwey Fuß Breite hält und, von den anſprützenden Wellen beſtändig naß und ſchlüpfrig iſt. Es bedarf daher der äußerſten Vorſicht und Behutſamkeit, um dieſes Weges in das Innere der Höhle zu dringen; indem das geringſte Ausgleiten den Abentheurer in den Keſſel ſtürzen würde, der zu ſeinen Füßen ſiedet. Da der Eingang der Höhle geräumig genug iſt, ſo fehlt es nicht an Licht, um jeden Theil davon auf das genaueſte zu unterſcheiden. Auf einem der Säulenenden hatte ein Waſſerrabe ſein Neſt erbaut, und verrieth durch ſein Ziſchen ſattſam, wie ſehr es ihn ärgere, in ſeinem einſamen Aufenthalt von uns beläſtigt zu werden.

Folgendes ſind die Ausmeſſungen der Höhle, ſo wie Sir Banks ſie durch einige ſeiner Begleiter auf das fleißigſte hat aufnehmen laſſen.

Länge der Höhle von dem äuſſerſten der auswendigen Baſaltpfeiler an	121 F. 6 Z.	
— — — vom Anfang des Gewölbes an bis zum innerſten Ende	250 —	
Ganze Länge		371 F. 6 Z.
Breite der Höhle am Eingang	53 — 7 —	
— — — am innern Ende	20 — 1 —	
Höhe des Gewölbes beym Eingang	117 — 6 —	
— — — inwendig am Ende	70 —	
Tiefe des Waſſers beim Eingang	18 —	
— — — am innern Ende	9 —	

Bedenkt man die Aehnlichkeit dieſes Naturſpiels mit einem menſchlichen Kunſtwerke, ſo wird es niemanden Wunder nehmen, daß ſolches in den Zeiten der Unwiſſenheit in der That für das letztere iſt gehalten worden. Da aber gewöhnliche Menſchenkräfte viel zu ohnmächtig ſeyn dürften, ein ſo coloſſaliſches Unternehmen auszuführen, ſo ward es durch die Sagen eines fantaſiereichen Volkes einem Geſchlecht von Rieſen zugeſchrieben, die ſolches für ihren weitgefeyerten Heerführer, Fion-mac Cool, d. i. Fingal, den Sohn Comhalls, den Vater Oſſians aufgeführt hätten. Dieſer Glaube herrſcht noch jetzt unter dem Volk. Als unſer Dollmetſcher mich mein Erſtaunen über dieß Naturwunder ausdrücken hörte, ſagte er mir: es werde gemeiniglich für ein Werk Fion-mac Cool's und ſeiner Nachfolger gehalten; er ſeiner Seits aber ſey der Meinung, daß es von St. Columba ſey erbauet worden.

Wenige Reiſende von Geſchmack und Gefühl haben dieſe Inſel beſucht, die nicht mit Entzücken von dem Eindruck redeten, den ein ſo außerordentliches Schauſpiel auf ſie gemacht hatte. „Wie prachtvoll, ſchreibt Uno von Troil, der die Inſel Staffa zugleich mit Sir Joſeph Banks beſuchte, dünken uns nicht die Ueberbleibſel, die ſich von den Portico's der Alten erhalten haben! Mit welcher Bewunderung betrachten wir die Säulengänge, welche die hauptſächlichſten Gebäude der neuern Zeit verzieren! Dennoch wird ein jeder, der ſelbige mit der Fingalshöhle vergleicht, bereitwillig eingeſtehn, daß die Arbeit der Natur alles, was Geſchmack, Prachtliebe und Erfindſamkeit unter den Griechen hervorbrachte, bey weitem hinter ſich zurücklaſſe *).

Die Inſel Staffa iſt ohngefähr drey Viertel-Meilen lang, und eine halbe Meile breit. Sie beſteht faſt gänzlich aus Baſalt und Lava. Seewärts ſiehet man die Wände der Inſel faſt rings umher mit ſchönen Säulen verziert; das übrige iſt eine rohe Maſſe Baſalt, die wenig Spuren von regelmäßigen Säulen enthält. Die Gipfel der

*) Faujas de St. Fond, der ausdrücklich, und mit der geſpannteſten Erwartung aus Frankreich kam, um Staffa zu ſehen, ſagt: Viele Vulcane habe ich unterſucht, mehrere prachtvolle Baſaltdämme habe ich beſchrieben; nie aber habe ich irgend etwas geſehen, was mit der Fingalshöhle zu vergleichen wäre; man mag nun auf die bewundernswürdige Regelmäßigkeit der Säulen ſehen, auf die Höhe des Bogens, die Lage, Form und Zierlichkeit dieſes Naturwerks, oder auf deſſen Aehnlichkeit mit den Meiſterwerken der Kunſt, welche gleichwol zu deren Erbauung nicht im mindeſten mitgewirkt hat. Es darf daher nicht befremden, daß die Sage dieſe Grotte für die Wohnung eines Heros ausgiebt.

Basaltpfeiler sind mit einem Guß von Lava bedeckt, die sich größtentheils in einem zertrümelnden Zustande befindet. Ein Theil davon jedoch ist hart, löchricht und von dunkler Farbe; die Löcher oder Zellen sind mit Zeolithblasen von der Größe einer Erbse ausgefüllt. Hin und wieder äußert diese wabenförmige Lava eine Neigung zur Säulengestalt der Basalte. In der kleinen Bucht, worinn wir landeten, befand sich eine Menge schwarzer Kiesel; Bruchstücke, wie der Augenschein lehrte, von Basaltpfeilern, die durch den Wellenschlag gerundet und geglättet wurden; auch Granitkiesel waren darunter, die aber, da es weder auf Staffa noch auf der benachbarten Küste von Mull Granit giebt, aus einer großen Ferne durch die Fluthen müssen hergeführt seyn *).

*) Hier ist die Liste, welche Faujas de St. Fond von mineralogischen Producten der Insel Staffa liefert.

1) Dreyeckige Basaltsäulen; die jedoch nur selten vorkommen.

2) Vierseitige; gleichfalls selten.

3) Fünfseitige, } die gemeinsten Formen.
4) Sechsseitige, }

5) Siebeneckige; wovon nur wenig vorkommen.

6) Achteckige von großem Umfang, zuweilen vier Fuß im Durchmesser; sie zeigen auf den Endflächen Anlagen zu neuen Prismen.

7) Gegliederte, d. i. solche Prismen, deren Abschnitte an der einen Seite concav, an der andern conver sind.

8) Queer durchschnittene Prismen ohne Gelenkverbindungen; man sieht deren mit acht, zehn und sogar mit zwölf Abschnitten.

9) Prismen aus einem Stück; man findet deren von 12, 15, 20, ja selbst von 40 Fuß Höhe.

Das Erdreich auf dem Gipfel der Inſel iſt nicht tief, und mit Baſaltpfeilern, die grade aus dem Boden hervorragen, gleichſam geſpickt; gleichwol iſt das Gras

10) Prismen, welche in Zirkelbögen gekrümmt ſind.

11) Schwarze grandige compacte Lava, welche ſich leicht in unregelmäßige Bruchſtücke trennen läßt.

12) Schwarze löcherigte Lava.

13) Weißer Strahlzeolith, in baſaltiſche Lava eingeſintert; derſelbe Zeolith in einer ſchwarzen, mürbern Lava, in runden, länglichtrunden, oder unförmlichen Stücken und auseinander laufenden Nadeln; bisweilen findet man auf den äußern Theilen dieſer ovalen Stücke hervorſtehende Cryſtallen von Würfelzeolith.

14) Weißer chalcedonartiger Strahlzeolith. Ich habe aus einer der Anlagerungen von ſchlammiger Lava, worauf die meiſten baſaltiſchen Säulendämme der Inſel Staffa ruhen, kugelförmige Zeolithkerne mit auseinanderlaufenden Strahlen gezogen, deren drey oder vier in einer Gruppe vereinigt waren. Ich fand Kügelchen dieſer Art von der Größe eines Gallapfels, die zur Hälfte von einem milchfarbenen Chalcedonſafte durchdrungen waren; die andre Hälfte enthielt einen ſehr kryſtalliniſchen durchſcheinenden Quarz, welcher dem ſchönſten Bergcryſtall gleich kam.

15) Weißer cubiſcher Zeolith, wovon es vortreffliche Stücke auf der Inſel gab. Wir haben aber das Beſte mit fortgenommen.

16) Durchſichtiger ins Grünlichte ſpielender Würfelzeolith. Ich fand ein ſolches Stück im Innern der Fingalshohle ſelbſt, in einer Spalte zwiſchen zwey von einander ſtehenden Säulen. Wahrſcheinlich hatte dieſe kleine Gruppe von cubiſchen Cryſtallen ſich in dieſer Spalte durch Anſetzung der kleinen in wäſſerichter Feuchtigkeit aufgelöſten Zeoliththeilchen gebildet. Die grünlichte Farbe iſt der Zerſetzung des in dem Baſalt enthaltnen Eiſens zuzuſchreiben.

ſehr gut. Die Potentilla anſerina wächſt hier in groſſer Menge.

Obgleich dieſe Inſel als einer der merkwürdigſten Flecke des Erdkreiſes betrachtet werden darf, ſo iſt ſie doch bis jüngſt kaum bekannt geweſen. Buchanan gedenkt ihrer bloß namentlich; und wiewol die Hebridier in ihr einen der Hauptſitze ihres Helden Fingal zu beſitzen glaubten, ſo haben doch unterrichtete Reiſende nie die geringſte Kenntniß von ihr genommen. Ein gewiſſer Herr Leach, ein geborner Irländer, ſcheint der erſte zu ſeyn, der aufmerkſam auf ſie geworden. Als er nämlich aus Gelegenheit eines Beſuches, den er zu Drimnen in Norven abſtattete, auf den Fiſchfang auszog, gerieth er in die Nähe von Staffa. Erſtaunt über einen Anblick ohne Gleichen landete er, und unterſuchte das Ganze mit groſſem Fleiße. Dieß geſchahe im Jahr 1772.

Wenig Tage darauf ankerte Sir Joſeph Banks auf ſeiner Reiſe nach Island in dem Sund von Mull, Drimnen gegenüber, und ward ſogleich zu Herrn Mac

17) Weiſſer halbdurchſichtiger achteckig cryſtalliſirter Zeolith.

18) Weiſſer halbdurchſichtiger Zeolith in Cryſtallen mit dreyſig Flächen.

19) Granit mit rothem Grunde, von demſelben Korn, als der alte ägyptiſche Granit; aber von weit lebhafterer Farbe. Man findet dieſen rother Granit in abgerundeten ziemlich beträchtlichen Stücken unter den Lavageſchieben, die das Meer an dem Theil der Inſel auswirft, wo die Ströme ziemlich tief eingeſchnitten haben. Da nicht nur ganz Staffa, ſondern auch die benachbarten Inſeln vulcaniſch ſind, ſo müſſen dieſe Granitblöcke durch die Ströme weit hergeführt ſeyn, was auch aus ihren durch die Reibung abgerundeten Formen erhellet.

lean ans Land geladen, der ihn und ſeine Geſellſchaft aufs gaſtfreyeſte bewirthete. Hier erzählte Herr Leach dem Sir Joſeph, was er geſehen hatte, und reizte ſeine Neugier dermaßen, daß er dem Anerbieten dieſes Herrn, ihn nach Staffa zu begleiten, nicht widerſtehen konnte.

Uebrigens ſind alle Baſaltpfeiler auf Staffa von magnetiſcher Natur, und zwar beſitzen die untern Enden eine nördliche, die oberen aber eine ſüdliche Polarität.

XIV.

Theorie über die Bildung der Baſaltſäulen. Meinungen der Eingebornen. Pococke's Einfälle. Analogie des Baſalts und der Lava. Vulcaniſcher Urſprung der Baſalte. Theorie des Desmareſt; des Ferber; des Raspe; des Buffon; des Hamilton. Unzulänglichkeit ihrer Hypotheſen. Verſuch einer neueren wahrſcheinlichern Erklärung.

Manche meiner Leſer werden zu wiſſen wünſchen, wie dieſe wunderbaren Säulenordnungen wol möchten entſtanden ſeyn, und ich bedaure, ihnen nichts beſſers darbieten zu können, als höchſtens eine ſcheinbare Hypotheſe. Staffa iſt den Gelehrten noch nicht lange bekannt geweſen; deſto länger kannte man an der nordöſtlichen Küſte von Irland eine majeſtätiſche Zuſammenhäufung von Baſaltpfeilern, die man den Rieſendamm nennt, wie ſie denn auch wirklich gleich einem Damm in die See hin-

einstreicht. Diese und mehrere ähnliche Erscheinungen in verschiedenen Theilen der Erdkugel haben seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher beschäftigt, und sie sowol als das Volk haben über ihre Entstehung allerley Theorien ersonnen.

Wegen des Riesendamms waren die eingebornen Irländer nicht sonderlich verlegen. Sie sahen einen Damm in die See vorspringen; er bestand aus sechseckigen Säulen, das Ganze hatte vollkommen das Ansehen eines durch Kunst aufgeführten Baues. Die Menschen des Tags freilich waren dem ungeheuren Werke nicht gewachsen. Wer könnte es ausgeführt haben, als ein Geschlecht von Riesen? wer es angegeben haben, als der Riese der Riesen, der Schottische Fingal, dessen Thaten in aller Menschen Munde waren? Daß es an Schottlands westlicher Küste, hauptsächlich an der Küste von Mull, ähnliche Pfeilerreihen gebe, war bekannt. Wie hätte nun diesen Naturmenschen, die von geographischen Längen und Breiten nichts wußten, die Vorstellung sich nicht aufdrängen sollen, daß dieser Damm, der sich in die See verliert, einstens queer über den Canal gereicht, und die Irische und Schottische Küste dermaßen mit einander verbunden habe, daß Fingal und seine Krieger nach Herzenslust von einer Insel zur andern hinüber spazieren konnten.

Um nichts haltbarer als dieser Volksglaube werden dem Leser manche der folgenden Theorieen dünken. Pococke, ein bekannter und äußerst mühsamer Reisender, besuchte den Riesendamm, und beschrieb ihn treffend genug. Statt aber mit einer schlichten Darlegung der Thatsachen sich zu begnügen, wagte er, über dessen Ent-

ſtehung eine Hypotheſe vorzutragen, die mit den Phänomenen ganz unverträglich, und im Grunde weiter nichts iſt, als die alte epikuriſche Atomenlehre in einem neuen Gewande.

Er ſtellt ſich vor, daß die Baſalte einſtens in einem Zuſtande von Auflöſung, oder auch als eine Art von Brey in einem wäſſerigen Medium herumgeſchwommen ſeyn; zu gewiſſen Zeiten nun habe dieſer Brey angefangen ſich zu präcipitiren, und zwar auf ſolche Weiſe, daß daraus eine Reihe kurzer Cylinder entſtanden ſey, deren obere Enden hauptſächlich convex geweſen; nachdem dieſe Grundcylinder einige Dichtigkeit gewonnen, ſey eine zweyte Präcipitation erfolgt, deren Product eine zweyte Reihe Cylinder-Glieder geweſen, deren concave Grundfläche genau auf die convexe Oberfläche der untern Ordnung gepaßt habe; aufs neue und ſo oft ſey der Präcipitationsproceß wiederholt worden, bis eine Sammlung gradaufſtrebender Säulen zu Stande gekommen, die mit einander in Berührung geſtanden hätten. Da aber cylindriſche Körper einander nur in einer einzigen Linie berühren können, ſonach alſo zwiſchen ihnen leere Räumen entſtehen müſſen, ſo dachte er ſich, daß die noch weichen Pfeiler dem zunehmenden Druck von oben herab nachgegeben, und ſich dermaßen ausgedehnt und erweitert hätten, daß die zwiſchen ihnen befindlichen leeren Räume gänzlich wären ausgefüllt worden. Hiermit waren dann die vieleckigen gegliederten Säulen des Rieſendammes völlig fertig.

Mit der Widerlegung dieſer Einfälle einige Zeit verſchwenden, hieße den Verſtand der Leſer verhöhnen. Es beliebe ſich derſelbe bloß zu erinnern, daß es auf

Staffa auch wagerechte und gekrümmte Pfeiler giebt, deren Entstehung aus diesen Voraussetzungen keinesweges zu erklären ist.

Seitdem die Mineralogie fleißiger bearbeitet, und genauere Beobachtungen angestellt wurden, hat man den Basalt zu den vulcanischen Producten gezählt. Man fand ihn häufig in der Gesellschaft vulcanischer Fossilien, des Zeolith, des Obsidian, der Lava, des Bimsstein u. a.; und als die Chemie auf die Mineralogie angewandt wurde, entdeckte man eine genaue Analogie zwischen dem Basalt, dessen vulcanischen Ursprung man vermuthete, und zwischen der Lava, deren vulcanischen Ursprung niemand bezweifelte.

Folgende Analyse, die von Bergmann herrührt, erweist diese Analogie.

Hundert Theile Basalt enthalten

50	Theile	Kieselerde
15	—	Thonerde
6	—	Kalkerde
4	—	Magnesia
25	—	Eisen
100		

Hundert Theile Lava enthalten

49	Theile	Kieselerde
33	—	Thonerde
4	—	Kalkerde
12	—	Eisen
100		

Die Basalt- und Lavaproben, womit diese Analyse angestellt wurde, waren aus verschiedenen Gegenden genommen. Untersuchte man deren, die aus einer und

derſelben Gegend genommen wären, ſo würde man wahrſcheinlich ein noch genaueres Zuſammentreffen finden. Ich beklage, daß meine Zeit mir nicht erlaubte, die Baſalte von Staffa und die Lava, die darüber liegt, zu unterſuchen. Ich denke es zu thun, ſobald ſich die Gelegenheit darzu darbietet.

Die eben erwähnten Thatſachen, ſo wie mehrere andre, die man in Faujas de St. Fond's Werk über die erloſchnen Vulcane, und in Hamilton's Briefen über die Küſte von Antrim auseinandergeſetzt finden kann, laſſen den vulcaniſchen Urſprung der Baſalte kaum noch bezweifeln; wie aber und aus was Urſachen ſie dieſe Regelmäßigkeit der Formen und Anordnung gewonnen, dieſes zu erklären, hat den Naturforſchern nicht wenig zu ſchaffen gemacht.

Herr Desmareſt, ein vorzüglicher franzöſiſcher Mineralog, und einer der erſten, wie mich dünkt, welche den Baſalt als ein vulcaniſches Product betrachteten, äußerte die Meinung, daß die Baſalte aus Strömen flüſſiger Lava entſtänden. Aus einer Menge Beobachtungen, die er während einer ziemlich weitgreifenden Reiſe angeſtellt, glaubte er folgern zu dürfen, daß die Baſaltpfeiler aus dem ſtufenweiſen Erkalten einer Maſſe flüßiger Lava während ihres langſamen und zögernden Fortſchreitens über den Boden entſtänden. Im Jahr 1776 erklärte Ferber, daß alle Unterſuchungen, die er über die vulcaniſchen Producte anzuſtellen veranlaßt worden, ihn zu demſelben Reſultate leiteten. In demſelben Jahr äuſſerte Raspe, daß die prismatiſchen Baſalte als Lavaſtröme betrachtet werden müßten, die im Seewaſſer erkaltet ſeyn, oder ſich unter dem Boden nach und nach von ſelbſt abgekühlt

hätten. Auch Büffon war der Meinung, daß, wenn ein Lavaſtrom an den Rand der See gelangt, der unermeßliche Umfang der Waſſermaſſe, der Widerſtand ihrer Kälte, und ihre Kraft das Feuer aufzuhalten und auszulöſchen, den Strom der brennenden Materie ſo fort verdichtet, welche, da ſie nun nicht weiter vorwärts ſchreiten kann, ſich in die Höhe thürmt, neue Lager aufhäuft, und eine ſenkrechte Wand bildet.

Der Umſtand, daß der Rieſendamm ſowol als mehrere andre Sammlungen von Baſaltpfeilern nahe am Meere liegen, hat auch andre Naturforſcher auf die Meinung geleitet, daß ſie aus Lavaſtrömen entſtanden ſeyn, die von der Berührung des Waſſers plötzlich erſtarrt wären, und dem zu Folge die prismatiſche Form angenommen hätten. Einiges Nachdenken dürfte uns jedoch überzeugen, daß das wüthende Zuſammentreffen eines Stroms von geſchmolzenem Feuer und der Gewäſſer des Oceans wol eine chaotiſche Verwirrung anrichten möge, nimmermehr aber die abgemeſſenen und zierlichen Säulenordnungen hervorbringen könne, die man auf Staffa und dem Rieſendamm findet. Ohnehin hat man mehrere Sammlungen von Baſaltpfeilern in einer groſſen Ferne vom Meere, ja man hat deren in Gegenden gefunden, wo ſich nicht die geringſten Spuren finden, daß das Meer jemals in deren Nähe geweſen ſey.

Hamilton iſt der Meinung, daß ſich Lava-Cryſtalle in den Eingeweiden der Erde, wo ſie mit Muße hätten erkalten können, gebildet hätten. Es ſcheint, bemerkt er, in der ganzen Natur nur eine Operation zu geben, aus welcher ſich die Bildung der Baſaltpfeiler nach einer vernünftigen Analogie erklären ließe. Es iſt gewiß, daß

die Partikeln der meiſten Körper, nachdem ſie gehörig auseinander gerückt, und darauf in Freiheit gelaſſen worden, ſich einander wiederum zu nähern, eine eigenthümliche Form von Anordnung annehmen; grade als ob die Theile jeder Art von Materie, unabhängig von den allgemeinen Eigenſchaften der Cohäſion und Gravität, noch eine eingepflanzte Neigung beſäßen, in dieſe ſpecifiſchen Formen ſich zu ordnen. Es ſcheint nicht ſo ſehr darauf anzukommen, durch welches Medium die Partikeln getrennt werden, als darauf, daß ſie gehörig geſchieden, und ihnen ſodann Raum gegeben werde, einander ſtufenweiſe wieder zu nähern.

So bemerkt man, unter Vorausſetzung eines richtigen Verfahrens, genau dieſelben Erſcheinungen der Cryſtalliſation, man mag einen Körper durch das Feuer auflöſen, oder durch das Waſſer. Da nun der Baſalt nebſt ſeinen begleitenden Foſſilien ſtarke Spuren an ſich trägt, daß das Feuer auf ihn gewirkt habe, ſo iſt höchſt wahrſcheinlich, daß auch ſeine Pfeiler durch einen Proceß gebildet ſeyn, welcher der ſogenannten Cryſtalliſation durch das Schmelzen vollkommen analog iſt.

Nun wird zwar wol ein jeder, der Gelegenheit gehabt, ähnliche Pfeilerſammlungen aufmerkſam zu unterſuchen, der Meinung beyſtimmen, daß ſie aus Lava, oder einer der Lava ähnlichen Materie, die in den Eingeweiden der Erde im Fluſſe geweſen, und allmählich abgekühlt worden, entſtanden ſeyn; dennoch laſſen gewiſſe Umſtände vermuthen, daß ſolches nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Cryſtalliſation geſchehen. Man wird nämlich bemerken, daß Cryſtalle, die in Menge beyſammen ſind, ſelten oder nie nach einerley Richtung hinlaufen, ſon-

dern daß ſie entweder aus einander fahren, oder, was gewöhnlicher iſt, in mehreren gelehnten Richtungen ſich gegen einander neigen. Auch findet man ſie, wenn ſie regelmäßig ſind, gemeiniglich von einander abgeſondert; was denn auch die Natur der Cryſtalliſation erfordert, indem die verſchiedenen Partikeln, woraus die Cryſtallen beſtehen, die Freyheit haben müſſen, dem Drang, der ſie nöthigt, regelmäßige Formen anzunehmen, ſich zu fügen.

Die Baſaltpfeiler hingegen ſtehen einander parallel, und ſo dicht zuſammen, daß ſchwerlich eine Meſſerſpitze würde dazwiſchen dringen können. Weiter beſtehen die meiſten Pfeiler aus mehreren Theilen oder Gliedern, die eins auf das andere geſetzt ſcheinen und genau auf einander paſſen. Dieß iſt der Fall mit manchen Baſaltpriemen auf Staffa, und noch mehr mit denen in dem Rieſendamm. Nun findet man zwar auch Cryſtalle in mehreren Lagen über einander liegen, wenn das auflöſende Menſtruum zu verſchiedenen Zeiten beträchtlich iſt vermindert worden; nie aber paſſen die obern Cryſtalle ſo genau auf die untern, daß daraus zuſammenhängende Priemen entſtehen könnten, die ſo lang und tief wären, wie die verbundenen Strata zuſammen; im Gegentheil formirt jedes Stratum für ſich ſeine eigene Cryſtalle.

Es iſt ferner zu bemerken, daß der Baſalt auf dem Bruch keine ebene und glatte Fläche unter dem Mikroſcop zeigt; ſondern Körner von verſchiedener Größe, oder auch Strahlen, die nach verſchiedenen Richtungen aus einander fahren. Oft findet man den Baſalt voll Luftlöcher, und in den Luftlöchern, zumal in den größeren,

Zeolithcryſtalle; Umſtände, die mit den Geſetzen der Cryſtalliſation ſich nicht vertragen.

Von den Seiten jeder Baſaltſäule iſt keine der andern gleich, ſo daß man ſelten ein fünf- oder ſechseckiges Prisma mit gleichen Seiten findet; die correſpondirenden Seiten aber zuſammengränzender Pfeiler haben allezeit einerley Ausmeſſungen, ſo daß ſie ſich faſt in allen Theilen vollkommen berühren; und ob die Winkel gleich von verſchiedenen Größen ſind, ſo giebt die Summe der berührenden Winkel zuſammengränzender Pfeiler doch allezeit vier rechte Winkel, ſo daß zwiſchen den Baſalten keine leeren Zwiſchenräume bleiben, wie zwiſchen den Cryſtallen; daher dann auch die Oberfläche des Rieſendammes dem Auge ein regelmäßiges und compactes Pflaſter von vieleckigen Steinen darbietet.

Alle dieſe Umſtände führen auf die Vermuthung, daß die Maſſe, woraus die Pfeiler beſtehen, einſtens flüßig geweſen, nach der Abkühlung aber in mehrere Stücken zerſprungen ſey, wie das bekanntlich mit erdigen Subſtanzen iſt, die einen beträchtlichen Antheil von Thon enthalten.

Hierinn, wie in der chemiſchen Analyſe, gleichen die Baſalte aufs genaueſte den Knötchen des thonartigen Eiſenſteins, der in mehreren Gegenden der Welt gefunden wird, hauptſächlich um Kilbride, Haddington, Dunbar, und in verſchiedenen Gegenden von Schottland.

Dieſe Steine ſind zirkelrund, und gleichen zweyen Theebretern mit zuſammengefügten Rändern; ſie halten von vier Zoll bis zu einem Fuß im Durchmeſſer. Theilt man ſie vermittelſt eines Schnittes durch den zirkelförmi-

gen Rand, so sieht man im Innern eine Menge kleiner Prismen, deren Zwischenräume bisweilen leer sind, bisweilen aber mit Quarzcrystallen, Kalkspath oder Schwefelkies ausgefüllt, so daß es aussieht wie die Oberfläche eines basaltischen Dammes. Schlägt man die flachen Ränder eines solchen Steines mit dem Hammer ab, so daß nur der dickste Theil in der Mitte übrig bleibt, so zeigen sich häufig förmliche basaltische Pfeiler. In der Mineraliensammlung des Andersonschen Instituts giebt es einen solchen Stein, der ein complettes Staffa in Miniatur vorstellt.

Daß diese Steine ehemals im Flusse gewesen, wird nicht leicht jemand bezweifeln. Die Außenseite, es sey nun, daß sie der Luft ausgesetzt, oder von irgend einem kalten Medium umringt gewesen, kühlte, wie es scheinet, schneller und früher ab, als das Innere, das in Folge dieses langsamern Abkühlens sich zusammenzog, und kleine Zwischenräume nachließ, die zuweilen von Crystallen ausgefüllt wurden, die aus den noch nicht verdichteten Theilen anschossen. Schon das äußere Ansehen dieser Steine, mehr aber noch die genaue Uebereinstimmung ihrer Analyse mit derjenigen des Basalt und der Lava, macht es höchst wahrscheinlich, daß sie als Kugeln flüßiger Lava durch Vulcane in die Luft geschleudert worden, dann in die See oder in ein weiches Erdreich herabgefallen, und durch den Fall ihre gegenwärtige abgeflachte Gestalt bekommen haben.

Auf dieselbige Weise läßt sich die Entstehung der Basaltpfeiler erklären. Eine Masse Lava im Innern der Erde kühlt sich langsam ab, zieht sich zusammen, und bildet die Pfeiler genau so, wie die Prismen der Stärke,

womit ſie eine auffallende Aehnlichkeit haben. So wie das Waſſer verdunſtet, zieht die Maſſe ſich zuſammen, und es entſtehn Prismen von Stärke; und ſo wie der Wärmeſtoff entſchlüpft, ziehet die flüßige Lava ſich zuſammen, und es entſtehen Baſaltprismen.

Man könnte einwenden: da die Lava häufig dem Glaſe gleicht, oder eine Art von Verglaſung erlitten zu haben ſcheint, auch in Glas verwandelt werden kann, woraus Bouteillen durch die bloße Schmelzung gemacht werden können, ſo müßten dieſe Cryſtalle oder Prismen nicht undurchſichtig, ſondern durchſcheinend ausgefallen ſeyn. Hierauf dienet zur Antwort, daß die Baſalte der Inſel Staffa in einer mäßigen Hitze zu einem ſchönen ſchwarzen Glaſe von großer Zähigkeit ſchmelzen; wie denn ich ſelber dieſe Schmelzung vermittelſt des Ofens eines Laboratorii in einem kleinen Schmelztiegel bewerkſtelligt habe. Aber auch das reinſte Flintenſtein-Glas bildet eine opake ſteinförmige Maſſe, wenn man es langſam abkühlen läßt. Es zieht ſich zwar nicht zuſammen, und ſpaltet nicht, vermuthlich weil kein Thon in der Miſchung enthalten iſt; allein ich habe in einigen dieſen undurchſichtigen Glasſtücken ſehr ſchöne Cryſtalle gefunden.

Sir James Hell, D. Hope von Edinburg und D. Kennedy haben neulich einige Verſuche angeſtellt, die nicht wenig zur Beſtätigung dieſer Erklärungsart dienen. Sie nahmen ſogenannten Whinſtone, welches eine Art grobkörnigen Baſaltes iſt, und brachten ihn durch die Hitze in einem Schmelztiegel in Fluß. Es entſtand auf dieſe Weiſe ein ſehr ſchwarzes Glas, welches, wenn es plötzlich abgekühlt ward, der Lava glich; wenn man

es aber langsam abkühlen ließ, wieder Whinstone ward. Auch Basalte gaben ein solches Glas, welches, plötzlich abgekältet, der Lava ähnlich sahe, sehr langsam abgekühlt hingegen, in Whinstone verwandelt wurde.

Auch das kömmt dieser Meinung zu statten, daß alle vulcanische Berge an Basalten einen Ueberfluß haben. Herr Houel bemerkt, daß die ganze östliche Seite des Aetna entlang der Boden gebrochen, aber mit mancherley schönen Varietäten von Basalt angefüllt ist; überhaupt giebt es, diesem Autor zu Folge, keinen Vulkan in Europa, der an Basalten, und an sonderbar geformten Basalten, so reich ist, wie der Aetna.

Sir William Hamilton erwähnt Basalte, welche während eines Ausbruchs des Vesuvs heraufgeworfen worden; und Faliasi liefert die Ansicht eines erloschnen Vulcans mit Pfeilern im Crater.

Aus so manchen Thatsachen glaube ich folgern zu können, daß in den meisten vulcanischen Gegenden eine Quantität eisenreichen Schwefelkieses, mit Thon und andern Erden vermischt, in eine dünne flüßige Masse durch das Feuer eines Vulcans sey geschmolzen worden. Wenn nun ein Ausbruch erfolgte, so ward der Theil der Lava oder flüßigen Masse, welcher durch die ausdehnende Kraft der Dünste oder des Feuers hervorgetrieben und mit der Luft in Berührung gebracht wurde, allzuplötzlich abgekühlt, als daß regelmäßige Formen daraus hätten entstehen können. Der Theil aber, welcher innerhalb der Eingeweide des Berges in Ruhe blieb, gewann die erforderte Muße, sich langsam abzukühlen, und ohne Unterbrechung Crystalle zu bilden, oder vielmehr, in Folge des allmählichen Einschwindens der Masse,

gleich der trocknenden Stärke in regelmäßige Pfeiler zu zerberſten.

Daß die Inſel Staffa ein kleines Ueberbleibſel einer ſolchen unterirdiſchen Pfeilerſammlung ſey, welches durch die Gewalt des Meers, oder durch das Wegſinken und Nachgeben einiger angränzenden Theile dem Auge bloßgelegt worden, beſtätigt die allgemeine Anſicht der ganzen Inſel, als welche ſich urſprünglich nach allen Seiten hin bis an den Rand des Waſſers in einem mäßigen Abhange hinabgedachet zu haben ſcheint; durch die Gewalt aber der unaufhörlich dagegen ſchlagenden Wellen ſind die Seitenwände der Inſel ſchroff abgebrochen oder hinweggeſpühlt worden. Die Pfeiler beſchränken ſich keineswegs auf die äußere Oberfläche der Inſel, welches der Fall geweſen ſeyn würde, wenn ſie aus einer Lava entſtanden wären, die durch das Eintreten in die See abgekältet worden; ſondern wir fanden Pfeiler, ſo weit wir nur in die Höhle hineinzudringen vermochten, und wahrſcheinlich beſtehet aus ſolchen die ganze Inſel.

XV.

Reiſe nach Ikolmkill. Landung. Märtyrer-Bay. Kümmerliches Nachtquartier. Beſichtigung der Alterthümer und Ruinen. Name der Inſel. Geſchichte des heil. Columba. Deſſen religioſe Stiftungen. Nonnenſtift. Deſſen Kirche und Capelle. Denkwürdige Gräber. Domkirche. Altarblatt. Denkwürdige Gräber. Schwarze Steine. Einkünfte. Ueberbleibſel des Biſchöflichen Palaſtes. Sanct Oran's Capelle. Gräber der Könige. Gräber der Herren. Eine Familie von Aerzten. Dun-i, die höchſte Anhöhe der Inſel. Marmorbruch. Bay Porta-currach. Schöne Kieſel darinn. Engelhügel. Mineralogie. Flora. Bevölkerung. Aberglaube. Oſſians Gedichte. Ehemalige Bibliothek. Jetziger Zuſtand. Gottesdienſt. Schule. Ackerbau. Abreiſe.

So ſchön auch das Wetter war, als wir auf Staffa anlangten, ſo waren wir doch kaum gelandet, als es anfing zu regnen, und den Reſt des Tags nicht wieder aufhörte. Nachdem wir alles Merkwürdige in Augenſchein genommen, kehrten wir zu unſerm Boot zurück, und ſegelten mit einem günſtigen Winde nach Ikolmkill, nicht ohne manchen verlangenden Blick nach der ſonderbaren Inſel zurückzuſenden, die wir mit Bedauren verließen, und die ohne Zweifel die größte Naturmerkwürdigkeit in Europa, wenn nicht in der Welt iſt.

Ikolmkill liegt zwiſchen drey und vier Meilen von Staffa. In einer beträchtlichen Ferne ſchon unterſchieden wir den Thurm der Kathedrale, der ſich uns in

jedem Augenblick deutlicher darſtellte. Wir ſchifften jetzt zwiſchen Iſolmkill und einem kleinen Eylande, die Nonneninſel genannt. So wie wir uns der erſtern naheten, ſahen wir eine beträchtliche Anzahl Arbeiter am Strande, welche Soda bereiteten. Wir landeten in einer kleinen Bucht, dem einzigen Dorf auf der Inſel gegenüber, und wurden zu einer erbärmlichen Hütte, dem einzigen öffentlichen Hauſe, geführt, was uns denn keine ſehr tröſtliche Ausſicht auf die Nacht eröffnete. Nachdem wir uns ein wenig erfriſchet hatten, gingen wir aus, um den Schulmeiſter aufzuſuchen, der uns die Ueberbleibſel des Alterthums, deren es auf der Inſel in Menge giebt, zeigen ſollte. Allein man meldete uns, daß er nach Mull gefahren ſey, um Torf zu graben. So begnügten wir uns denn, für jetzt nur einen flüchtigen Blick auf die verfallenen Gemäuer zu werfen. Bey unſrer Heimkunft aber trafen wir den Schulmeiſter, der Maclean heißt, und ein Nachfolger des inſulariſchen Antiquarius iſt, deſſen Johnſon gedenkt.

Er führte uns zu einer kleinen Bucht, die Märtyrerbucht genannt, im Weſten des Dorfs, wo alle denkwürdige Todte, die zum Theil aus fernen Gegenden herbeygebracht wurden, um auf der Inſel begraben zu werden, ans Land gebracht wurden. Noch heut zu Tage werden die Leichen, die man aus der gegenüberliegenden Küſte von Mull herübergebracht, in dieſer Bucht ausgeſchifft, die man ſich wohl hütet, aus irgend einer andern Urſache zu betreten.

Da es ſchon ziemlich ſpät war, ſo beſtellten wir den Schulmeiſter auf den andern Morgen um ſechs Uhr wieder zu uns, und begaben uns zur Ruhe. Unſer Schlaf-

gemach war ein elender Verschlag, dessen Fußboden aus flüßigem Koth bestand, so wie er keine andre Decke hatte, als das Dach, einige Breter ausgenommen, die man über unserm Kopf befestigte, damit es uns nicht zum Bette hineinregnen möchte; ein Verwahrungsmittel, was wir gleichwol nicht zulänglich befanden; denn da die Nacht äußerst naß war, so fielen die Tropfen schwer auf uns herab. An guter Gesellschaft in einem so stattlichen Gemach fehlte es keinesweges; da waren, die leichte Infanterie u. s. w. in den Betten abgerechnet, mehrere Küchlein, ein zahmes Lamm, zwey oder drey Ferkel, ein Hund und einige Katzen, welche letztere zu einem Loch im Dach nach Belieben herein und herausspazierten. So vieler Störungen ungeachtet gelang es uns doch, Dank sey es den Ermüdungen des Tags und einem ganz leichten Whisky-Rausche, unsre Sinne in die Vergessenheit zu tauchen; und wir genossen einige Stunden Schlafes, aus welchem wir durch das stümperhafte Gekrächz eines jungen kaum flücken Hahns geweckt wurden. Der Stuzer war auf mein Bett gestiegen, klatschte mit den Flügeln, und zerarbeitete sich auf eine so possirliche Art, uns die Wiederkehr des Tages anzukündigen, daß Herr Wates in ein convulsivisches Gelächter ausbrach, was dann unserm Schlaf vollends ein Ziel setzte.

Da diese Insel von den Neugierigen häufig besucht wird, so ist es befremdend, daß für die Bequemlichkeit der Reisenden nicht besser gesorgt wurde. In der That wäre es der Liberalität des respectabeln Eigners nicht unwürdig, dem ermüdeten Pilger, der zu den Reliquien der Insel wallfahrtet, eine behaglichere Herberge zu be-

reiten. So wie jetzt die Sachen stehn, thut man am besten, frühmorgens auf der Insel anzukommen, und vor Abends wieder abzugehn; allein nicht selten begegnet es, daß die stürmischen Elemente einen zwingen, zwey, drey Tage auf dem Fleck zu bleiben.

Jul. 21. Unser Antiquarius fand sich pünktlich zur bestimmten Stunde ein, und führte uns zu den Ruinen. Auffallend über alle Maßen ist der Contrast zwischen dem jetzigen Zustand der kleinen Insel und ihrem ehemaligen, wo sie die Leuchte Caledoniens war, und über alle ums liegende Barbaren: Clane Kenntnisse und Cultur verbreitete. Auf diesem abgeschiedenen Inselpunkt blühte die Gelehrsamkeit, während das westliche Europa in Unwissenheit und Barbarey begraben lag. Aus dieser Pflanzschule gingen fromme und gelehrte Laven und Mönche aus, um in Europens entlegensten Reichen das Christenthum zu verbreiten, und die Wissenschaften anzupflanzen.

Lebhaft erinnerten diese ehrwürdigen, wiewol verfallenen Denkmale alter Frömmigkeit mich an des Dichters gefühlreiche Schilderung:

Ich liebe diese alten Trümmer.
Mit jedem Tritt beschreitet hier der Fuß
Ein Denkmal alter Zeiten und Geschichten.
In diesen öden Höfen, die anjetzt
Des Himmels Ungewittern offen liegen,
Ward sicher mancher fromme Mann begraben,
Der Kirch' und Altar so verschwenderisch begabte,
Daß er gedachte, bis zum jüngsten Tag
Sey sein Gebein berathen und besorgt.

Vergebens! Nichts hienieden dauert ewig.
Kirchen und Städte kränkeln wie die Menschen,
Was Wunder, wenn sie auch wie diese sterben.

Ehe ich die Ruinen beschreibe, wird es zweckdienlich seyn, von ihrer ursprünglichen Entstehung einige Nachricht zu geben.

Die Insel hält zwischen zwey und drey Meilen in die Länge, aber nur eine Einzige in die Breite. Es wird ihrer von den Schriftstellern unter mehreren Benennungen gedacht. Beda nennt sie Hii; ihr eigentlicher Name aber ist I. I bedeutet auf Galisch eine Insel, daß also diese hier vorzugsweise die Insel heißt. Die Mönchischen Schriftsteller nennen sie Iona, was, aus dem Galischen abgeleitet, die Welleninsel bedeuten würde; eine sehr passende Bezeichnung, zumal zur Zeit des Sturms. Andre leiten den Namen Iona von einem hebräischen Wort ab, das eine Taube bedeutet, und halten ihn für eine Anspielung auf den Namen des heiligen Columba, der den Ruhm des Eylandes gründete.

Der Name Iona wird heut zu Tage nicht mehr gebraucht; die Eingebornen nennen ihre Insel I; neuere Schriftsteller aber bezeichnen sie gewöhnlich mit dem Namen I-colm-kill, oder I-Columb-kill, d. i. die Insel Columba's der Zellen; welchen Namen der heilige Mann von den vielen Kirchen und Klöstern, die er gestiftet, erhalten hat.

Es scheint, daß die Druiden diese Insel vor Einführung des Christenthums besessen haben. Ohnfern der Kathedrale liegt ein grüner Hügel, der bis auf diesen

Tag Claodh nan Druineach heißt, d. i. der Begräbnißplatz der Druiden. Der Sage nach vertrieben die christlichen Priester die Druiden, und bemächtigten sich ihrer Sitze.

Columba wird von manchen seiner Biographen als ein wunderthätiger, ja übernatürlicher Mann geschildert. Eine Menge seltsamer Sagen, betreffend die Wunder, die er gethan, sind bis auf unsre Zeiten gekommen. Entkleidet man seine Geschichte von den mährchenhaften und oft lächerlichen Legenden, womit sie entstellt ist, so erhellt noch immer, daß er ein Mann gewesen von großer Klugheit, einem unverzagten Muth, und einem Eifer für den Glauben, welchen weder Beschwerden, noch Gefahren zu dämpfen vermochten.

Gespornt von diesem Eifer verließ Columba sein vaterländisches Irland im Jahr 563, um den Picten das Evangelium zu predigen. Einige sagen, eine Mißhandlung, die ihm in seinem Vaterlande wiederfahren, habe ihn bewogen, selbiges im Zorn zu räumen, wobey er feyerlich angelobet, daß er weder jemals den väterlichen Boden wieder betreten, noch im Angesicht desselben sich irgendwo ansiedeln wolle, was denn freilich nicht im Sinn und Geist seines seeligen Meisters gewesen wäre.

Er verließ Irland in einem aus Weidenreisern geflochtenen und mit [illegible] überzogenen Boote, dergleichen auf Galisch Curra[illegible] und landete zuerst auf Oransay. Da er aber fand, daß von hier aus die verhaßte Insel, die er verlassen, noch gesehen werden könnte, so reiste er bald wieder ab, nicht jedoch, ohne vorher, wie man sagt, ein Kloster gestiftet zu haben,

dessen Trümmer noch vorhanden sind. Oran, sein vertrauter Freund und Gefährte, gab der Insel den Namen.

Von Oransay kam er nach I, wo er vor allen Dingen mehrere Anhöhen bestieg, um sich zu versichern, daß sein Geburtsland von hier aus nicht mehr gesehen werden könne. Auf jedem dieser Hügel errichtete er einen Haufen Steine, deren noch einige übrig sind. Der letzte den er erstieg, führt noch heute den Namen Carnan-chul-reh-Eirin, die Höhe des Erin zugekehrten Rückens.

Hier fing Columba an, durch die Heiligkeit seiner Sitten und eine Reihe von Wundern sich hervorzuthun. Er ging an den Hof des Pictischen Königs Bradeus, um ihn zum Christenthum zu bekehren: Bradeus aber versagte ihm das Gehör, und ließ die Thore des Palastes vor ihm verschließen. Sogleich sprengte Columba die Pforten durch die Kraft eines einigen Wortes. Der Heyde erschrak, bekehrte sich, und ward dem heiligen Manne so gewogen, daß er ihm die Insel I schenkte, wo er sogleich eine Gesellschaft von Mönchen stiftete, deren Haupt er ward.

Diese Mönche scheinen anfangs in der Tonsur, der Osterfeyer und andern Ceremonien von der Römischen Kirche abgewichen zu seyn, wie denn einige der Meinung sind, daß Columba seine Regel von einem orientalischen Mönchsorden entlehnt habe. Dem sey wie ihm wolle, er führte hier ein [illegible]s Leben, und stand wegen der Heiligkeit seiner Sitten in großer Achtung. Er starb im 77sten Jahr seines Alters in seiner Schüler Armen, und ward auf der Insel beerdigt, deren Einwohner noch jetzt sein Grab zeigen. Die Irländer hinge-

gen behaupten, daß seine Ueberbleibsel nach Down gebracht, und zwischen denen der heil. Patrica und der heil. Brigitta beygesetzt worden seyn.

Zweyhundert Jahre lang blieben die Orden der Insel in der Ausübung ihrer frommen Pflichten ungestört. Im Jahr 807 aber wurden sie von den Dänen angegriffen, welche mit ihrer gewöhnlichen Barbarey einen Theil der Mönche erschlugen, und die Uebrigen zwangen, sich durch die Flucht zu retten. Mehrere Jahre lang blieben die Klöster verödet. Nach dem Rückzug der Dänen aber wurden sie von einem neuen Orden, den Cluniacensern, besetzt, welche sich bis zur Aufhebung der Mönchsorden darinn behaupteten; worauf die Einkünfte zu dem Sitze von Argyle geschlagen, nach Abschaffung der Episcopatur aber ein Eigenthum des Bischofs wurden.

Die ersten Ruinen, die wir besuchten, waren die des Nonnenklosters, die grade oberhalb der Hütte lagen, in der wir schliefen. Hier befindet sich ein sehr geräumiger Hof, worinn ohne Zweifel ehemals die Zellen und Wohnungen der Nonnen befindlich gewesen. Heut zu Tage ist nichts davon übrig, als die Mauern; die Kirche hingegen ist noch ganz, bis auf einen Theil des Daches, welches eingefallen ist.

Diese Kirche ist 58 Fuß lang und 20 breit. Vor wenig Jahren ließ der Factor des Herzogs eine Thür mit Schlüssel und Schloß davor legen, um diese Reliquie vor der Zerstörung und Entheiligung zu bewahren; allein die Thür ist längst wieder gesprengt, und die ruchlosen Einwohner bedienen sich des Heiligthums, um für die Nacht ihr Vieh hineinzusperren, da sie dann die Thür mit Reifen fest binden. Dieß Schicksal ist dem Orte

in folgendem Diſtichon prophezeyet worden, das freilich mit der tröſtenden Ausſicht auf eine beſſere Zukunft endet. Es wird dem heiligen Columba zugeſchrieben.

An I mo chridhe, I mo ghraidh,
An aite guth mamaich bidh geum bà;
Ach mun tig an laoghel gu crich,
Bithid I mar a bha.

Das iſt;

Geweihter Dom, wo jetzt die frommen Pſalmen ſchallen,
Einſt wird in dir Geblök der Heerden wiederhallen.
Doch andre Tage bringt der Zeiten reger Strom,
Und wieder ſchallt der Pſalm in dir, geweihter Dom!

Der Flur der Kirche iſt dick mit Kuhmiſt überdeckt, das öſtliche Ende ausgenommen, welches Pennant säubern ließ, und wo das Grab der letzten Priorin zwar noch zu ſehen, jedoch ſehr entſtellt iſt. Sie ſelbſt iſt auf einem ſchwarzen Marmorſtein in erhabener Arbeit vorgeſtellt, Engel ſtehn zu ihren Seiten, über ihr ein Kamm und eine kleine Schüſſel. Dieſe Figuren bedecken nur die Hälfte des Steins. Auf der andern Hälfte ſieht man die Jungfrau Maria mit der Mitra auf dem Haupt und dem Kinde im Arm, über ihr Sonne und Mond; zu ihren Füßen zwiſchen den beyden Figuren lieſet man den Stoßſeufzer (der Priorin nämlich): Sancta Maria ora pro me, und rings um den Stein in alten Britiſchen Charakteren folgende Inſchrift:

Hic jacet Domina Anna Donaldi Ferleti filia, quondam Priorella de Ions, quae obiit Anno m°. d°. XI^mo, cujus animam Abrahamo commendamus.

Es finden ſich noch einige andre Monumente auf dem Flur; allein ſie ſind ſo verlöſcht, daß wenig mehr daraus zu machen iſt. Das Dach über dem öſtlichen Ende der Capelle, das noch ganz iſt, beſtehet aus vier Bogen, die in der Spitze zuſammentreffen; die Zwiſchenräume ſind mit dünnen auf die Kante geſtellten Steinen ausgefüllt, die ein artiges Gewölbe bilden. Die Architektur des Nonnenkloſters iſt im Sächſiſchen Styl, und gar nicht ſchlecht

Das Nonnenkloſter war mit Canoniſſinnen nach der Regel des heiligen Auguſtinus beſetzt, und dem heiligen Oran, dem Freunde des Columba, gewidmet. Obgleich den Nonnen noch eine geraume Zeit nach der Reformation geſtattet wurde, in Gemeinſchaft zu leben, ſo hatten ſie doch bey ihrer Stiftung ſo wenig als andre Frauen von dem heiligen Columba die Erlaubniß bekommen können, ſich auf der Inſel niederzulaſſen. Dieſer Heilige war kein Freund des andern Geſchlechts; vielmehr verabſcheute er es dermaßen, daß nicht einmal eine Kuh innerhalb des geweihten Bezirkes kommen durfte; denn, ſagte er, 'ſar am bi bo, bi'dh bean. 'ſar am bi bean, bi 'dh mallacha! Wo eine Kuh iſt, da iſt ein Weib; und wo ein Weib iſt, da giebt es Unheil. Die Nonnen lebten daher anfangs auf der obenerwähnten Nonneninſel, die ganz nahe bey I liegt. Am Ende ließ der Heilige jedoch von ſeiner Strenge ſo weit nach, daß er ihnen dieß Stift zu bewohnen erlaub-

et, worinn ſie einen weißen Rock trugen mit einem Ueberwurf von feinem Linnen.

An der Nordſeite der Kloſtercapelle, und zwar ſehr nahe dabey, liegen die Ruinen eines Gebäudes, das die Pfarrkirche geweſen ſeyn ſoll.

Nordwärts von dieſen Trümmern gelangten wir zu einer gemachten Straße, welche die Hauptſtraße heißt und zur Kathedrale führt. Mit ihr vereinigen ſich zwey andre, deren die Eine, welche die Königsſtraße heißt, von der Bay, worinn wir landeten, die Andre, die Märtyrerſtraße genannt, von der Bay der Märtyrer ausläuft.

Zur Linken ſahen wir unter einer Menge anderer ein ſehr wohlgemachtes Kreuz, das unſer Führer Macleans Kreuz nannte. Zur Zeit der Reformation ſollen hier dreyhundert und ſechzig ſolche Kreuze geſtanden haben, die aber bald darauf auf Befehl einer in der Inſel gehaltnen Provinzialverſammlung niedergeriſſen wurden. Dieſe Kreuze wurden wahrſcheinlich in Folge eines Gelübdes errichtet, oder auch als Denkmäler, die das Andenken der Stifter auf die Nachwelt bringen ſollten. Allein der Fanatismus der Reformation duldete dieſe harmloſen Monumente keinesweges.

Wir näherten uns jetzt der Kathedrale, und traten in einen Hof, der mit Butterblumen von einer ungeheuren Größe dermaßen überwachſen war, daß wir Mühe hatten, uns durchzuarbeiten. In dieſem Hof ſind zwey Kreuze: das St. Martins Kreuz, das aus einem einzigen Stück rothen Granits ſehr wohl gearbeitet und vierzehn Fuß hoch iſt; und das St. Johannes Kreuz, das ſich nicht ſo gut erhalten hat.

Die Kathedrale, die wir endlich betraten, hat ein

ſehr ſchönes Chor, einen Thurm in der Mitte, und zwey Seitenflügel, ſo daß das Ganze ein Kreuz bildet. Der Thurm, welcher drey Stockwerk hoch iſt, wird von vier Bogen getragen, die mit Figuren in erhabner Arbeit verziert ſind. Dieſe Bogen werden von Pfeilern geſtützt, die ohngefähr zehn Fuß hoch ſind, und neunthalb Fuß im Umfang halten; die Capitäler der Säulen ſind mit mancherley groteſken Figuren geſchmückt; mit einem Engel zum Beyſpiel, welcher Seelen in einer Wage wiegt, während der Teufel die Schale, worinnen die Gewichte liegen, mit ſeiner Klaue herunterzerrt. Der Thurm, welchen wir vermittelſt einer engen Wendeltreppe erſtiegen, iſt noch meiſtens ganz, und ſelbſt von dem Holz des Dachſtuhls iſt noch einiges übrig. Vor einigen Jahren ſtürzte ein Theil des Oſtendes der Queerwand zuſammen.

Die Länge der Kathedrale von Oſten nach Weſten beträgt acht und dreißig Ellen, die Breite acht und die Länge der Queerſchnitte ohngefähr vier und zwanzig Ellen. Das große Fenſter im Oſten iſt ein ſchönes Muſter des gothiſchen Styls geweſen, allein der leichtere und zierlichere Theil der Arbeit iſt nicht wenig beſchädigt. Eins iſt merkwürdig an dieſem Gebäude, daß nämlich die Fenſter beynah alle von verſchiednen Formen und in verſchiednem Styl verziert ſind. Im obern Theil des Thurms befindet ſich ein Fenſter, das ſo eigen angelegt iſt, daß es Licht genug einläßt, aber weder Wind noch Regen. So konnte es dann dem Gebäude beydes zum Ventilator und zum Fenſter dienen.

An obern Ende des Chors ſtand ehemals ein breiter Tiſch oder Altar von weißem Marmor, und unſer Füh-

rer sagte, er habe von einer Wand des Chors zur andern gereicht: mithin müßte er acht Ellen breit gewesen seyn; eine Tafel, dergleichen in diesen Gegenden nie ist gesehen worden. Weit wahrscheinlicher ist, was Pennant auf Sacheverd's Autorität sagt, der den Tisch gesehen hat, da er noch beynahe ganz gewesen, daß er nämlich sechs Fuß zu vieren gehalten habe. Die Tafel war aus einem Steinbruch in der Nähe der Kirche zu Strath auf der Insel Skye gekommen. Heut zu Tage ist von diesem Altar nichts mehr vorhanden. Das Volk war der Meinung, daß ein Bruchstück dieses Steins gegen Schiffbruch, Feuersbrunst und Mißfall schütze, und dem Besitzer Glück verschaffe in allem, was er unternähme; so darf es dann nicht befremden, wenn jeder Einwohner eines Stückchens habhaft zu werden, auch wol seinen entfernten Freunden dergleichen zu verschaffen suchte; auch an Fremde, die die Insel besuchten, und von einer so kostbaren Reliquie einen Splitter zu besitzen wünschten, pflegte man davon zu verkaufen. Als Pennant die Insel besuchte, war noch ein kleiner Theil übrig, welchen denn auch er zu vermindern, nicht ermangelte. In Anderson's Museum zu Glasgow giebt es ein gutes Probestück von dem Altar; es ist ein granulirter Marmor von sehr reinem Weiß.

Ohnfern des Platzes, wo der Altar stand, nordwärts vom Chor, liegt ein noch ganzer Grabstein von schwarzem Marmor, worauf eine schöne liegende Figur des Abtes Macfingone zu sehen ist; der Abt ist in Lebensgröße vorgestellt, in vollem Staat, in der einen Hand hält er den Rosenkranz, die andre hebt er zum Kinn empor; zwey Löwen stoßt er mit dem Ellbogen von sich, zwey

andre mit den Füßen. Vier Fußgeſtelle, von ohngefähr einem Fuß Höhe, tragen den Stein; um den Rand lieſet man folgende Inſchrift:

† HIC † IACET † IOHANNES MAC-FINGON ABBAS DE II † Qui obiit Anno MD. Cujus Animo Propitietur Altiſſimis. Amen.

An der andern Seite, dieſem Stein grade gegenüber, befindet ſich ein andrer von Quader; es iſt der Grabſtein des Abt Kenneth; er iſt aber ſehr beſchädigt.

Auf dem Flur ſieht man die Figur eines bewaffneten Ritters grob ausgeſchnitzt. Ein Ungeheuer zappelt zu ſeinen Füßen.

Zur rechten des Domes, jedoch mit ihm zuſammenhängend, ſind die Ueberbleibſel des Collegii; einige der Zellen ſind noch zu ſehen; der gemeinſchaftliche Verſammlungsſaal iſt beynahe ganz. Längſt den Wänden befinden ſich ſteinerne Sitze in Blenden, zum Dienſt der Diſputirenden.

Mancherley Styl herrſcht in der Architektur des Domes; einige Bogen ſind zirkelförmig gekrümmt, nach Art der Saxon oder Römer; andre, zugeſpitzte, ſind Gothiſch. Dieß freilich iſt der Fall mit manchen andern Abteyen und Kathedralen.

Ohnfern der Kirche zeigte man uns einen Fleck, worunter die berühmten ſchwarzen Steine begraben liegen ſollen, auf welchen die alten hochländiſchen Hauptleute, wenn ſie Bündniſſe oder irgend einen Vergleich abſchloſſen, den Eyd abzulegen pflegten; da dann ein ſolcher Eyd heiliger als jede andre Gewährleiſtung geach-

tet ward, und ohne immerwährende Infamie nicht gebrochen werden konnte. Auf diesen Steinen kniete Macdonald, Herr der Inseln, als er seinen Vasallen in den Inseln und dem Hauptlande die Rechte auf ihre Ländereyen übertrug, und selbige nimmer zurückzunehmen eydlich angelobte. Wollte man eine Behauptung in jenen Zeiten recht kräftig erhärten, so pflegte man zu sagen, man sey erbötig, sie auf den schwarzen Steinen zu beschwören.

Die Einkünfte dieses Klosters und Domes waren einstens sehr beträchtlich. Donald Monro, Dechant der Inseln, der ihrer viele im Jahr 1539 visitirte, sagt, daß mehrere Inseln, so wie auch eine beträchtliche Anzahl Kirchen und Capellen in Galway, nebst großen davon abhängigen Ländereyen dazu gehört hätten. Diese scheinen ihm jedoch abgenommen und um das Jahr 1180 den Canonicis von Holyroodhouse verliehen worden zu seyn. Alles, was vom fräulichen Geschlecht auf der Insel starb, ward im Nonnenkloster, was vom männlichen starb, in oder neben der Abtey begraben. Diese Gewohnheit herrscht noch jetzt.

Ein wenig nordwärts von der Kathedralkirche liegen die Ueberbleibsel des Bischofshauses, nebst dessen noch jetzt eingefriedigten Grundstücken und Gärten. Wie es scheint, so ließen diese Prälaten sich an einem sehr bescheidnen Theil der Güter dieses Lebens genügen; denn das Haus ist sehr klein. Es wohnten hier die Bischöfe der Inseln, nachdem die Insel Mull ihnen abgenommen und zu einem eigenen Sitze errichtet war. Dieß geschah unter der Regierung Eduard des Ersten, vor dessen Zeit die Kathedrale der Bischöfe auf der Insel Man

war. Nachmals aber erlaubten die Aebte von Jkolmkill ihnen den Gebrauch ihrer Kirche. Sie nannten ſich vormals Biſchöfe von Sodor und Man: nach der Errichtung zweyer abgeſonderter Sitze aber behielten die Biſchöfe von Man den alten Titel, den ſie noch jetzt führen, und die des andern Sitzes nannten ſich Biſchöfe der Jnſeln.

Bis zu Macpherſon wähnte man, der Titel „von Sodor" bezöge ſich auf Sodor, eine eingebildete Stadt auf Man oder Jkolmkill. Die Sache hängt aber ſo zuſammen. Als die Norweger die Jnſeln beſaßen, theilten ſie ſolche in zwey Theile: die nördlichen, die alles enthielten, was im Norden der Spitze Ardnamurchin liegt, nannten ſie Norder-eys, d. i. Nordinſeln; was im Süden der Spitze liegt, nannten ſie Suder-eys, Südinſeln. Da nun die ſüdlichen die wichtigſten waren, ſo hatten ſie die Ehre, dem Biſchof den Titel zu geben; und nach der Trennung behielt der Biſchof von Man beyde Titel, mit dem Recht ohngefähr, womit der König von England ſich noch jetzt König von Frankreich nennt.

Hart am Dom iſt eine Zelle, worin der heilige Columba ſoll begraben ſeyn. Das Becken zum Weihwaſſer, das im Eingange der großen Kirche ſteht, iſt noch ganz.

Ein wenig ſüdwärts von der Domkirche ſteht eine kleine, ziemlich wohl erhaltene Capelle, Oran's Capelle genannt. Sie ſoll das erſte Gebäude ſeyn, was Columba auf dieſer Jnſel unternahm; aus Anſtiften des böſen Feindes aber fielen die Mauern immer wieder zuſammen, ſo wie ſie eben waren aufgeführt worden. Unter ſolchen Umſtänden nahm Columba in einem abgeſchied-

nen Theil der Insel seine Zuflucht zum Gebet; da denn ein Engel ihm den Bescheid ertheilte, daß der Bau nie zu Stande kommen werde, dafern nicht ein Mensch sich entschlöße, sich lebendig darunter begraben zu lassen. Oran, Columba's Freund und Gefährte, erbot sich großmüthig zum Opfer, und ward dem zu Folge beerdigt. Nach dreyen Tagen wünschte Columba seinen alten Freund noch einmal zu sehen, und ließ das Grab öffnen. Sogleich richtete Oran zum Erstaunen aller Anwesenden sich auf, und fing an, von den Geheimnissen der andern Welt zu reden. Unter mehreren seltsamen Dingen erzählte er, daß die Hölle eine bloße Erfindung der Priester sey, und daß es einen solchen Ort überall nicht gebe. Der staatskluge Columba befahl, geschwind das Grab wieder zuzuwerfen. Der arme Oran ward überschüttet, und seinem beschwerlichen Ausplaudern sonach ein Ziel gesetzt.

In Orans Capelle sind mehrere Leichensteine, darunter befindet sich einer, der mit Schnitzwerk ganz bedeckt ist, aber gänzlich ohne Inschrift. Unser Führer sagte, er bezeichne Oran's Ruhestätte.

In einer kleinen Einfassung, neben dem Südende der Capelle, ruhen die Ueberbleibsel des Lauchlan Macfingon, Vaters des Abtes Johann. Ueber seinem Grabe liegt ein schlichter schwarzer Stein mit folgender Inschrift in alten Brittischen Schriftzügen:

Haec est Crux Lauchlani Maclingon, et ejus filii Johannis, Abbatis de Ji facta, Anno Dom. M° ++ CCCCLXXXIX.

Nicht weit von diesem westwärts liegt ein durch die Zeit sehr beschädigter Stein mit einer Inschrift in gleichen,

jedoch plumpen, und wie es ſcheint, ältern Charakteren ohne Datum. Dieß iſt die Grabſtätte Angus Macdonald's von Cantyre und Ila, deſſen vorhin aus Gelegenheit der Fehden zwiſchen den Clans iſt gedacht worden. Die Inſchrift iſt dieſe:

Hic jacet Angulius filius Angulii Maic Domlinaal Domini de Ila.

Südwärts von der Capelle liegt der Grabſtein des Ailean Nan Sop, eines Ceatharnarch, oder Häuptlings des Clan Maclean, von welchem der jetzige brave Lord Torloisk abſtammt. Auf dieſem Stein ſieht man die Figur eines ſegelnden Schiffes, eine Standarte, vier Löwen und einen Baum.

Noch liegt in der Capelle ein gewiſſer Maclean von Lochbuye; er hält in der Rechten eine Piſtole und in der linken ein Schwert.

Ferner ein Maclean of Col. Er iſt in voller Rüſtung abgebildet, mit dem Schwert in der linken.

Dicht neben Angus Macdonald ſchläft ſein Erbfeind und Verfolger, der unruhige Maclean von Duart. Auch er iſt gerüſtet abgebildet, mit dem Schilde und einem Schwert mit doppeltem Griff.

Südwärts von der Capelle liegt ein eingeſchloſſener Platz, der eine große Menge Gräber enthält; ſie ſind aber dergeſtalt mit Unkraut überwachſen, daß wenige Inſchriften mehr geleſen werden können. In dieſem Bezirk ruhen die Ueberbleibſel von acht und vierzig Schottiſchen Königen, vier Königen von Irland, acht von Norwegen und einem von Frankreich, welche ſämmtlich nach der Ehre geizten, in dieſem geweihten Erdreich, wo

sie nicht fürchten durften, mit gemeinem Staube vermischt zu werden, zu vermodern. Eine andre und vielleicht stärkere Triebfeder zu diesem frommen Wunsch war vermuthlich auch der Glaube an folgende alte Prophezeyung.

Seachet bliadna roimh'n bhaà
Thig muir thar Eirin re aon tra'
Sibar Ile ghu irm ghlais
Ach Snamhaidh I Colum clairich.

Das ist:

Sieben Jahre vor des jüngsten Tages Grauß
Bricht über Erin eine Sündfluth aus;
Die grüne Isla wird zu Grunde gehn.
Die heilge I allein den Fluthen widerstehn.

Außer den Monarchen, die in diesen ihren letzten Behältnissen ohne Zweifel längst in Staub und Asche verwandelt sind, ruhen in dem nämlichen Heiligthum, jedoch in ehrerbietiger Entfernung, noch die meisten Herren der Inseln. Die Grabsteine sind zahlreich, allein die Inschriften meistens erloschen. Schwerlich vermutheten diese Herren, nach Johnsons Bemerkung, in so wenig Jahren der Vergessenheit überliefert zu werden *).

*) Donald Monro, Dechant der Inseln, der im Jahr 1549 die Insel I besuchte, giebt folgenden Bericht von diesem Begräbnißplatz: „Innerhalb d. er Insel Colmkill liegt ein Kirchhof, genannt auf Erßsch Relig Oran, welches ein sehr feiner Gottes-

Etwas ſchonender hat die Zeit dem Gedächtniſſe eines berühmten Arztes in der Familie Maclean mitgeſpielt, deſſen Grabſchrift wenigſtens noch zu leſen iſt.

acker iſt, und mit Kalk und Steinen wohl vermauert. Darinnen befinden ſich drey ſteinerne Grabmäler, gleich kleinen Capellen, in deren jeder ein breiter grauer Marmorſtein auf dem Boden liegt. Auf dem Steine der erſten Capelle lieſet man in lateiniſchen Lettern: Tumulus Regum Scotiæ, Grabmal der Schottiſchen Könige. Darunter liegen, wie die Schottiſchen und Erſiſchen Chroniken beſagen, acht und vierzig gekrönte Schottiſche Könige, wie denn dieſe Inſel von den Schottiſchen Königen auf das reichlichſte iſt dotiret worden. Die Capelle auf der Südſeite hat folgende Inſchrift: Tumulus Regum Hiberniæ; das Grabmal der Iriſchen Könige; wie denn unſre alten Iriſchen Chroniken beſagen, daß in dem beſagten Grabe vier Irrländiſche Könige beſtattet worden. Nordwärts der Schottiſchen Capelle lautet die Inſchrift: Tumulus Regum Norwegiæ, das Grabmal der Norwegiſchen Könige, wie denn unſre alten Erſiſchen Chroniken beſagen, daß hier acht Könige von Norwegen liegen. Auch ſagen unſre Erſiſchen Chroniken, daß Coelus, König von Norwegen, ſeinen Edeln befohlen habe, dafern es ihm verhängt ſey, auf den Inſeln zu ſterben, ſeinen Leib zu nehmen und auf Colmkill zu beſtatten; allein er ward ſo erſchrecklich geſchlagen, daß nicht genug von ſeinem Heer übrig blieben, um ihn daſelbſt beſtatten zu können; ſo ward er dann in Kyle beerdigt, nachdem er von den Schotten in einer großen Schlacht war überwunden worden. Innerhalb dieſes geweiheten Bezirkes liegen auch die meiſten Herren der Inſel ſammt ihren Geſchlechtern, Mac Kinnon und Mac Guam nebſt manchen andern Einwohnern der Inſeln, ſintemal dieſes Heiligthum die Ruheſtätte der edelſten Männer aller Inſeln war, und ſelbſt unſrer Könige, wie oben erwähnt worden; ſintemalen in jenen Tagen in ganz Schottland keine geehrtere noch ältere Stätte zu finden war, als eben dieſe."

Hic jacet Johannes Betonius, Maclenarum familiae
Medicus
qui obiit 19 Novembris 1637. Aet. 63.
Donaldus Betonus fecit 1674.
Ecce cadit jaculo victrici mortis iniquae
Qui toties alios solverat ipse malis.
Soli Deo gloria.

Diese Beatons, die zu Pennicroß auf Mull ihren Sitz hatten, waren meistens Aerzte. Die Familie ist jetzt erloschen; allein noch immer wird von ihrer Geschicklichkeit in der Heilkunde mit Bewunderung geredet. Als einstens einer von ihnen verreisen mußte, um einen König in Schottland zu bedienen, und die Einwohner in großer Anzahl herzueilten, um für die Zeit seiner Abwesenheit sich einige medicinische Verhaltungsregeln von ihm auszubitten, soll er geantwortet haben: Bhi gu sugah, geanmi, mochvach: d. i. Seyd vergnügt! seyd mäßig, und steht früh auf! Die Familie besaß ein großes Manuscript in Folio über medicinische Gegenstände in Galischer Sprache, was nach ihrem Erlöschen durch Erbschaft an eine Frau kam, in deren Händen einige noch lebende Personen sich erinnern solches gesehen zu haben; da aber die Erben dieser Frau durchaus ungelehrt sind, so ist es aller Wahrscheinlichkeit nach für jetzt verloren.

Die Kirchen der Insel sind hauptsächlich aus Grit gebaut worden, ingleichen aus einer Gattung rothen Granits von der Egyptischen Art, mit sehr großen Körnern, der auf der Nonneninsel gebrochen wurde.

Wir hatten nun die vornehmsten Ruinen der Insel untersucht; Ruinen, die, wenn auch nicht an Umfang

und Größe, so doch in Betracht der Lage der Insel, der Zeit, wo die Gebäude errichtet, und der Nachtheile, worunter sie unternommen wurden, als die größten Denkwürdigkeiten dieser Art im ganzen Brittischen Reich angesehen werden können; zumal wenn man die bereits oben erwähnten Umstände mit in Anschlag bringt, den blühenden Zustand nämlich der Gelehrsamkeit auf diesem fernen Inselpunkt, während der Rest Europens und des Erdkreises in Unwissenheit und Barbarey vergraben lag.

Ein wenig oberhalb des Domes liegt ein Teich, der jetzt mit Pflanzen beynahe ausgefullt ist. Mitten hindurch läuft eine gemachte Straße. Dieser Teich lag ehemals in dem Klostergarten. Wir passirten ihn mittelst des Dammes, und erstiegen eine Anhöhe, Dun-y genannt, den höchsten Hügel der Insel, von dessen Gipfel man eine feine Aussicht auf die benachbarten Inseln hat, auf Oransay, Tiree, Col, Staffa, Dutchman's Cap und andere.

Nachdem wir an dieser reichen Ansicht uns geweidet hatten, kehrten wir zum Frühstück zurück. Da man uns Thee und Eyer versprochen hatte, so luden wir unsern Virtuosen ein, unser Mahl mit uns zu theilen; fanden aber zu unsrer Kränkung, daß nur zwey Theeschalen, und ein hölzerner Theelöffel vorhanden sey. Unser Appetit war jedoch so gut, daß wir uns so gut arrangirten wie möglich, und eine ganz leidliche Mahlzeit hielten.

Nach dem Frühstück kehrte Herr Wates zu den Ruinen zurück, um noch einige Ansichten aufzunehmen. Ich aber begleitete unsern Wegweiser durch die Gegenden der Insel, die wir bis jetzt noch nicht gesehen hatten. Wir passirten einen Bruch von schönem weißen Marmor, der

durch Herrn Raspe entdeckt, auch eine Zeitlang bearbeitet wurde; da man es aber fast unmöglich fand, große Blöcke heraus zu fördern, und, hatte man dergleichen, sie vom Fleck in die Böte zu schaffen, so ist das Werk wieder aufgegeben worden, das jedoch, gehörig behandelt, gewiß mit großem Vortheil wieder unternommen werden könnte.

Wir begaben uns von diesem Steinbruch in die westlichste Gegend der Insel, wo eine kleine Bay ist, Porta-chunich oder Porta-currach genannt. Hier war es, wo Columba nebst zwölf Freunden und Gehülfen mit seinem Currach, einem nach der Sitte der Zeiten aus Reisern zusammengeflochtnen und mit Fellen überzognen Boote, zuerst ans Land stieg. Hier sieht man einen künstlichen Erdhaufen in Form eines Bootes, mit dem Kiel aufwärts, welcher die Größe und Figur von Columba's Currach vorstellen soll; der Erdhaufe mißt ohngefähr funfzig Fuß in die Länge.

In dieser Bay giebt es eine unermeßliche Menge schöner Kiesel, hauptsächlich Serpentine, Jaspis, Granit, Marmor, Nephriten, nephritische Asbeste, violfarbnen Quarz und Porphyr. Durch die Fluth, die diese Kiesel in ungeheuren Haufen mit einem donnerähnlichen Getöse vor- und rückwärts rollt, sind diese Steine gerundet und aufs zierlichste geglättet worden.

Der flache Grund daneben, der offenbar ehemals von der See, die sich hier gleichsam selbst eingedeicht hat, bedeckt gewesen, ist mit kegelförmigen Haufen dieser Steine von beträchtlicher Größe beynahe bedeckt. Die Leute sagen, diese Haufen hätten von straffälligen Mönchen in einer ihren Vergehungen angemessenen Größe zur

Buße aufgeführt werden müſſen. Pennant meint, daß die Größe mancher dieſer Kegel einen zu der Vermuthung berechtige, daß es unter dieſen heiligen Männern ſehr große Sünder gegeben haben müſſe.

Wir kehrten längſt der Nordſeite der Inſel zurück, um einige Pflanzen, die am Ufer wachſen, zu ſammeln. Zur Rechten erſtiegen wir einen kleinen Hügel, Croc-nar-aimgeal, der Engelhügel genannt, weil eine Sage geht, daß Columba bald nach ſeiner Ankunft auf dieſem Hügel eine Unterredung mit den Engeln gepflogen habe. Auf der Spitze des Hügels befindet ſich ein Kreis von Steinen, offenbar Druidiſchen Urſprungs. Biſchof Pococke erzählte Herrn Pennant, daß die Eingebornen gewohnt wären, am Michaelistage mit ihren Pferden um dieſen Kreis herumzujagen; er war der Meinung, daß dieſe Sitte ſich noch von dem alten Aberglauben herſchreibe, die Pferde zu ſegnen; heut zu Tage beſteht die Sitte noch, ihr Urſprung aber iſt vergeſſen.

Für den Naturforſcher iſt dieſe Sitte beynahe eben ſo denkwürdig, als für den Freund des Alterthums. Der größte Theil der Inſel beſteht aus Kalkſtein, der an einigen Orten einem ſchönen weißen Marmor ähnlich ſieht, an andern von Taubenfarbe iſt. Außer den gedachten Kieſeln in Porta-currach findet man auch Jaspisblöcke. Obgleich Icolmkill eine Inſel von ſpäterm Urſprung iſt, indem, jene loſen Bruchſtücke abgerechnet, keine einzige von den urſprünglichen Gebirgsarten darinn gefunden wird, ſo beſteht doch die benachbarte kleine Inſel, welche nur durch einen ſchmalen Sund von Icolmkill geſchieden wird, beynahe ganz und gar aus einem grobkörnichten rothen Granit, der dem Egyptiſchen ähn-

lich ist; aus diesem Granit sind gedachtermaßen sowol die meisten gottesdienstlichen Gebäude, als die Hütten der jetzigen Einwohner erbauet worden. Es ist dieß die vorhinerwähnte Nonneninsel, wo die Nonnen wohnten, ehe Columba ihnen erlaubte, sich auf I niederzulassen.

In der Märtyrerbay giebt es Hornblende, und in mehrern Gegenden der Insel rothen und grünen Jaspis, nebst einigen Proben von Zeolith. Ein seltnes Stück Zeolith aus dieser Insel wird in Andersons Museum vorgewiesen. Der Zeolith hat die Form einer Wachsscheibe, deren Zellen mit Kalkstein ausgefüllt sind.

Aus dem Pflanzenreich findet man hier die Pulmonaria maritima, Seestrand Lungenkraut, eine schöne Pflanze, deren Blumen purpurfarb sind, ehe sie sich ausbreiten, hierauf aber sich in ein schönes Blau verfärben, und das Eryngium maritimum, Seemannstreu; beyde Pflanzen im Ueberfluß am nördlichen Ufer der Insel zwischen Porta-currach und dem Engelhügel. Der Cotyledon umbilicus, Venusnabel, wuchert beynahe überall zwischen den Ruinen, sowol des Klosters, als der Kathedrale. Menyanthes trifoliatum, Biberklee, eine der schönsten unsrer einheimischen Blumen, die durch ihre wollichten Kronen sich auszeichnet, wächst in Menge in dem Teich oberhalb der Kathedrale. Die Säume des Dun-y sind größtentheils mit der Anagallis tenella, oder purpurfarbigen Bauchheil bedeckt. Der gemeine Wachholder wächst auf allen Hügeln, doch nur in Zwerggestalt. Die Salix Lapponum, oder Lappische Weide, eine sehr seltene Staude, fand ich nicht weit von dem Marmorbruche.

Die Zahl der Einwohner der Insel beträgt anjetzt

836, daß ſie alſo ſeit Herrn Pennants Beſuch, der nur 150 angiebt, ſich mehr denn verdoppelt haben müßte. Gleichwol haben mehr Menſchen die Inſel verlaſſen, als aus andern Gegenden zugezogen ſind. Es ſcheint indeſſen ein geſundes Ländchen zu ſeyn, bey aller Armuth der Einwohner. Die Frauen ſind ungemein fruchtbar.

Alle Mannsperſonen ſind Fiſcher; einige machen auch die Soda. Es fehlt nicht an ſeltſamen Meinungen, die von ihren Vorältern, vielleicht aus den Zeiten der Druiden, auf ſie herabgeerbt ſind. So z. B. glauben ſie, daß der Geiſt des Letztbeerdigten auf dem Kirchhofe ſo lange die Runde machen müſſe, bis der Nächſtfolgende ihn ablöſt.

Es giebt einen Menſchen auf der Inſel, Namens Innis, der ſich damit abgiebt, die Skrophein durch bloſſes Berühren zu heilen. Er iſt ein ſiebenter Sohn, und reibt die Wunde zwey Sonn- oder Donnerſtage nach einander mit den Händen. Er begehrt keine Bezahlung, und man glaubt, daß die Cur nicht anſchlagen würde, wenn er es thäte. Man kann jedoch leicht denken, daß die Patienten oder deren Freunde nicht ermangeln, ihm Geſchenke zu machen. Er wird weit und breit gebraucht, und ſagt, er ſeiner Seits wiſſe nicht, wie es mit der Cur zugehe; Gott ſey es, der ſolche durch ſein Berühren bewerkſtellige.

Hier ſind mehrere Leute, welche manche von Oſſians und anderer Barden Celtiſchen Geſängen herſagen können. Auch unſer Schulmeiſter verſicherte, ein ſehr langes Gedicht auf Oſſians Tod, das ihn ſein Großvater gelehrt habe, auswendig zu wiſſen.

Das Collegium oder Kloſter beſaß ehemals eine be

trächtliche Bibliothek, die zu Grunde gerichtet, oder abhanden gekommen ist. Boethius versichert, daß Fergus der Zweyte, welcher Alarich dem Gothen Rom plündern half, unter anderm Raube eine Kiste mit Handschriften fortgeschleppt, und solche dem Kloster Jkolmkill geschenkt habe. Von diesen Büchern wurden im Jahr 1525 einige nach Aberdeen gebracht, wo man sich große Mühe gab, sie zu entziffern. Allein das Pergament war so mürbe, daß wenig herausgebracht werden konnte; dieß wenige schien indessen, so viel aus dem Styl abzunehmen war, aus einem der verloren geachteten Bücher des Sallustius zu seyn.

Pennant bemerkt, daß die Register und Denkschriften der Insel, sämmtlich auf Pergament geschrieben, aller Wahrscheinlichkeit nach auch andere alte und schätzbare Ueberbleibsel, durch jene mehr denn Gothische Synode, die zur Zeit der Reformation den Wissenschaften den Krieg erklärte, zerstört worden seyn. Was man noch rettete an Manuscripten, das ward in die Schottischen Collegien zu Douay und Rom geflüchtet; wenigstens die Chartularien, und was sonst den Mönchen das schätzbarste dünken mochte. Einiges soll auch nach Inverary gekommen, und dort von Dütenkrämern verbraucht seyn.

Die Insel gehört dem Herzog von Argyle, und macht einen Theil des Kirchspiels Roß oder Kilvicenen aus. Der Prediger, der zu Roß auf Mull wohnt, verrichtet jetzt viermal des Jahrs den Gottesdienst auf derselben Insel, wo er ehemals wenigstens viermal des Tags gefeyert wurde. Eines weitern religiösen Unterrichts scheinen die Einwohner nicht zu genießen.

Die Schule des Landes ist von der Gesellschaft zur

Verbreitung des Chriſtenthums errichtet, und mit einem Einkommen von ohngefähr zwanzig Pfund ausgeſtattet worden.

Die Inſel iſt in zwey Diſtricte eingetheilt, deren jeder ſein Vieh von einem gemeinſamen Hirten hüten läßt; durch welche Einrichtung denn wenigſtens mehrere brauchbare Arme von dieſem faulenzenden Beruf zurückgehalten werden. Gleichwol iſt von der Betriebſamkeit der Einwohner nicht viel zu rühmen. Der Ackerbau ſcheint ihnen wenig am Herzen zu liegen, was denn wol freilich dem Umſtande mag zugeſchrieben werden müſſen, daß ihr Beſitz lediglich von der Willkühr des Eigners abhängt. Hier iſt das Rückenrennen (Runsrig) Sitte; das heißt, wenn ein Stück Landes beſtellt werden ſoll, ſo treten die Hauswirthe zuſammen; der eine pflügt einen Rücken, ein Zweyter den zweyten, ein Dritter den Dritten; hierauf ſäet ein jeder, wovon es ihm beliebt; eine Weiſe, die dem Ackerbau höchſt ungünſtig iſt. Ohnehin wird durch die ſchlimme Gewohnheit, das nämliche Grundſtück an mehrere Wirthe zu verpachten, die Betriebſamkeit gar ſehr gelähmt, und jede mögliche Verbeſſerung gehindert. Wenn die Grundſtücke des Landwirths zuſammengränzen, ſo kann er doppelt ſo viel produciren, als nach dem Syſtem des Rückenrennens möglich iſt.

Nach der Natur ihres Bodens zu urtheilen, müßte dieſe Inſel eines verbeſſerten Anbaues ungleich empfänglicher ſeyn, als irgend eine Strecke auf der Inſel Mull. Nie wird jedoch darinn was Bedeutendes geſchehen können, bis den Pächtern ordentliche Contracte gegeben, und ſtatt der armſeligen Löcher, worinnen ſie verkümmern, bequeme Wohnungen erbaut werden.

An den Ufern giebt es schönen Muschelsand, mit einem schwärzlichen Lehm gemischt, in Menge, der gewiß höchst vortheilhaft benutzt werden könnte*). Auch ihren Kalkstein würden die Einwohner unter gehöriger Aufmunterung ohne Zweifel zu Kalk brennen. Jetzt begnügt man sich, Hafer, Gerste und etwas Flachs zu säen; die Kartoffeln gedeihen nicht gut. Eigen ist es dieser Insel, daß die Gerste auf den ungepflügten Acker ausgesäet, und dann untergepflügt wird. Hierdurch wird verhütet, daß die schweren Winde, die das sandige Erdreich häufig wegtreiben, die Saat nicht allzusehr entblößen. Die Kartoffeln werden mit Seegras gedüngt, das man während des Winters sammelt.

*) Zum „Top dressing" steht im Text; welchen Ausdruck ich nicht zu verstehen bekenne. Der Uebersetzer.

XVI.

Insel Inch Kenneth. Basaltkeile auf Ulva. Abreise von Torloisk. Nachtquartier zu Oban. Felsen von Puddingstein. Oban-Bay ein vortrefflicher Hafen. Schule des Orts. Denkwürdige Höhle. Anekdote. Castell Danolly. Ueberfahrt über den Loch Etive. Alte Stadt Beregonium. Ueberfahrt über den Loch Creran. Castell Stalkir. Ansicht von Morven; von Lochleven; von Glencoe. St. Munzo's Insel. Schieferbruch. Nachtquartier zu Ballichellish. Glencoe, Ossians Geburtsthal. Aechtheit seiner Gedichte. Schauderhaftes Blutbad, das 1692 in diesem Thale angestiftet worden.

Nachdem wir alle Merkwürdigkeiten der Insel sattsam in Augenschein genommen, ich aber meine Mineralien- und Pflanzensammlung beträchtlich vermehrt hatte, verließen wir die Insel um Mittag. Der Wind war günstig, die See jedoch noch sehr unruhig. Wir segelten zwischen Mull und Ulva hin, und langten um vier Uhr zu Torloisk an. Ein kleines, flaches und grünendes Eyland ließen wir zur Rechten liegen; die Insel Inch-Kenneth nämlich, wo Johnson von Herrn Allan Maclean und dessen Töchtern mit so vieler Gastfreundlichkeit aufgenommen wurde. Der energische Reisebeschreiber ermangelt nicht zu beschreiben, wie romanhaft überrascht er sich gefühlt habe, als er auf diesem entlegnen Inselpunkt nicht etwa von einem ungeschliffnen Viehhirten, oder amphibienartigen Fischer, sondern von ei-

nem Gentleman von Geburt und Bildung und zweyen Damen von der feinsten Erziehung sey empfangen, und mit der auserlesensten Hospitalität bewirthet worden. Es war genau dieselbe Erfahrung, die wir zu Torloisk machten.

Inch-Kenneth war ehedem ein Seminarium von Mönchen, das ohne Zweifel dem zu Iskolmkill untergeordnet gewesen ist. Die Ruinen einer Capelle sind noch übrig. Indem wir den Sund von Mull passirten, sahen wir längst des steilen Gestades der Insel Ulva mehrere Reihen von Basaltpfeilern, die denen auf Staffa an Farbe glichen, an Gestalt und Regelmäßigkeit aber nachstanden.

Sonntags am 22sten Julius begleiteten wir unsern würdigen Wirth zur Kirche, die etwa eine Meile entfernt war. Der Pfarrer predigte Galisch; hatte aber die Güte, uns hernach auch auf Englisch das Wort zu verkündigen. Nach geendigtem Gottesdienst ergötzten wir uns sehr an den Merkmalen der Ehrerbietung, die unserm Freunde von seinen Pächtern und allen benachbarten Landleuten erzeigt wurde. Alle warteten, bis er heraus kam; da er dann einen jeden bey der Hand nahm, und auf das leutseligste nach seiner Familie und Angelegenheiten fragte.

Jul. 23. Es war einmal Zeit, diese gastfreye Herberge zu verlassen. Wir hatten hier mehrere Tage zugebracht, und hätten mit Vergnügen noch einmal so viele zugegeben; allein unsre Zeit war beschränkt, und kein freundlicher Sturm wollte aufsteigen, um unsern Aufenthalt zu verlängern. So beurlaubten wir uns denn nach eingenommenem Frühstück von unsern Freunden, und

Herr Maclean gab uns seinen Bedienten mit, um bis Aros uns zum Wegweiser zu dienen *).

Zu Achadashenaig bey Aros sprachen wir bey Herrn Stewart vor, der uns einlud, den Tag bey ihm zuzubringen; allein wir wünschten, da das Wetter vorzüglich schön war, zu Achnacraig zu speisen, und den Abend noch Oban zu erreichen. So ließen wir denn unsre Pferde nur ein wenig ruhen, und ritten hierauf weiter. Als wir aber zu Achnacraig ankamen, war das Fährboot für einen ziemlich weiten Weg in Beschlag genommen worden. Dieß nöthigte uns, bis zum andern Morgen zu bleiben; auch erreichten wir Oban nicht eher als am 24sten um ein Uhr. Da unsre Equipage während unsrer letzten Kreuzzüge ein wenig leck geworden war, so beschlossen wir, zu deren Wiederherstellung den Tag über im Hafen liegen zu bleiben, was mir denn Gelegenheit gab, meine Mineralien einzupacken, und nach Glasgow abzuschicken. Auch erweiterte ich meine Noten, und Herr Wates beschäftigte sich, seine Skizzen zu retouchiren.

Des Abends gingen wir aus, um sowol Oban selbst, als die Umlage etwas genauer in Augenschein zu nehmen, als wir vorhin hatten thun können. Ganz in der Nähe des Dorfs liegen ungeheure Felsen von Puddingstein. Ein großer Block davon befindet sich nahe am Gasthofe; es kann aber diesem Gestein längst der Küste hin bis gen Dunstaffnage mehrere Meilen weit nachgespüret werden. Diese äußerst merkwürdigen Felsen bestehn aus verschiedenen Arten abgerundeter Kiesel, wie man sie in

*) Herr Maclean ist bald nachher gestorben.

den Betten der Flüsse zu finden pflegt, von der Größe eines Hühnereyes bis zu derjenigen eines Mannskopfes. Einige dieser Steine sind quarzhaft, andre porphyr-, granit-, schiefer- und kalkartig, alle aber mit einer schwarzen Lava fest zusammengekittet. Dieß ist gewiß ein merkwürdiger Umstand, der nur unter Voraussetzung eines Vulcans unter dem Meer erklärt werden kann. Es muß nämlich die Lava unter dem Bett eines Flusses oder der See hervorgebrochen seyn, die Kiesel, über welche sie hin geflossen, eingewickelt, und, da sie durch das umgebende Wasser schleunig abgekühlet worden, fest zusammengekittet haben. Einige dieser Felsen haben sehr groteske Figuren angenommen; es sey nun, daß sie durch die Lava, die sich augenblicklich verdichtete, und die Formen behielt, aufgeworfen worden, oder daß die See von den Gegenden, die sie vorhin bedeckte, sich zurückgezogen, und so die Convulsionen, wodurch ihr Bette zerrissen worden, aufgedeckt habe. Obgleich es in der Nähe von Oban manche Proben von Basalt und Lava nicht nur, sondern auch von andern vulcanischen Mineralien giebt, welche die Aufmerksamkeit des Mineralogen im höchsten Grade verdienen, so sind doch diese Puddingsteine ohne Zweifel die merkwürdigsten von allen.

Die Bay von Oban hat die Figur eines Halbzirkels, und zwölf bis vier und zwanzig Faden Tiefe. Sie ist geräumig genug, um fünfhundert Kauffartheyschiffe zu fassen, und hat überall guten Ankergrund. Aus Mangel eines Kay's aber wird den Kaufleuten und Einwohnern überhaupt das Ausladen der Güter sehr beschwerlich.

Das sehr gute Schulgebäude des Ortes ist vom

Herzog von Argyle und den Einwohnern erbauet worden, welche gemeinschaftlich einen Gehalt von zwanzig Pfunden des Jahrs aufbringen. Noch genießt der Meister beträchtlicher Emolumente von Seiten seiner Schüler, deren er gemeiniglich zwischen vierzig und funfzig hat; auch das Amt eines Pfarrers versieht er, indem die Pfarrkirche zu fern und zu klein ist. Wir begegneten dem Gentleman auf unserm Spaziergang, und er zeigte uns mit vieler Gefälligkeit, was nur immer merkwürdiges zu sehen war.

In der Nachbarschaft von Oban befindet sich auf der Vorderseite eines Felsen eine Höhle, welche bey der Mündung ziemlich enge ist, nachher aber sich erweitert, und sich bis zu einer unbekannten Entfernung erstreckt. Sie enthält eine Sammlung von Menschengebeinen, worüber dem Pfarrer des Orts von einem alten Mann in der Nachbarschaft nachstehender Bericht abgestattet wurde.

Vor ohngefähr 100 Jahren verließ ein Verwandter dieses Mannes, der gegen dessen Großvater einen Unwillen gefaßt hatte, sein Haus, fest entschlossen, sich gelegentlich an ihm zu rächen. Er ging nach Irland, und kam nach einigen Jahren mit einer Bande Bösewichter zurück, mit denen er sich verschworen hatte, das Dorf neben Oban, wo der Großvater wohnte, in Brand zu stecken. Als aber das Fahrzeug, auf dem sie sich eingeschifft hatten, vor Oban erschien, erhielten die Einwohner Nachricht von ihrem Vorhaben, und erfuhren zugleich, daß die Mannschaft des Schiffs mit der Pest behaftet sey. Sogleich sammelten sie eine überlegene Macht, nahmen sie bey ihrer Landung alle mit einander gefan-

gen, und schlossen sie in jene Höhle ein, wo sie zwar genau bewacht, durch die Menschlichkeit des Großvaters des jungen Mannes aber so lange genährt wurden, bis sie alle an der mitgebrachten Krankheit gestorben waren. Ein jüngst verstorbener Mann durchsuchte einstens die Höhle, in der Hoffnung, einen Schatz darinn zu finden; fand aber weiter nichts, als ein Rohr mit goldnem Knopf und ein großes silbernes Leibschloß. Aber auch diese Stücke brachte er nach einiger Zeit in die Gruft zurück, um der Gespenster los zu werden, die seit jenem Sacrilegium ihm keine Ruhe ließen.

Längst der Bay von Oban ist ein sehr anmuthiger Spaziergang, der nach Dunolly Castle, das ohngefähr eine Meile weit ist, führet. Die erste Ansicht der alten Feste ist auffallend; sie steht auf dem Gipfel eines kühnen Basaltpfeilers. Der Vordergrund des Gemähldes aber besteht aus einigen sonderbar gestalteten Felsen von Puddingstein.

Dieß Castell ist ein Eigenthum des Herrn Macdongal, dem auch die Insel Kerrera zugehört, und der von den alten Häuptlingen von Lorn herstammt. Von Dunolly Castle hat man eine schöne Aussicht auf Mull, Kerrera, Lismore und mehrere andre Inseln auf der Küste von Argyleshire.

Jul. 25. Wir verließen Oban bey guter Frühe, und bemerkten auf der Straße zwischen dort und Connel mehrere Felsen von dem oben beschriebnen Puddingsteine. Es werden bald Umstände angeführt werden, woraus erhellet, daß dieses Land ehemals der Heerd eines Vulcans gewesen.

Zu Connel, das vier Meilen von Oban liegt, setz-

ten wir über den Loch-Etive. Hier ist der bereits beschriebene reißende Strom, den wir auch heute gegen die Mitte des Loch so fanden. Da es nicht thunlich war, in grader Richtung ihn zu durchkreuzen, so steuerten die Fährleute eine ganze Strecke an der Seite des Loch hinauf, worauf wir durch die vereinigte Kraft der Ruder und des Stromes glücklich hinübergebracht wurden, und unverletzt an dem gewünschten Landungsplatze anlangten. Wir ritten einen Arm des Loch-Creran entlang. Jenseits des Loch, linker Hand, lag Andmucknage, der Sitz Sir Duncan Campbell's von Loch-Nell. Unfern des Hauses, auf einer steilen Anhöhe, steht ein Gothischer Tempel, der in einer großen Ferne zu sehn ist, und eine hübsche Aussicht beherrschen muß. Ungeheure Felsen, von ähnlicher Zusammensetzung mit den Puddingsteinen zu Oban, hingen schwebend über unsern Häuptern. Große Massen waren herabgefallen, und lagen an der andern Seite der Straße.

In dieser Gegend stand die berühmte Stadt Beregonium, deren Gründung Fergus dem Zweyten zugeschrieben wird. Sie war die Hauptstadt von Schottland, die Residenz und der Begräbnißplatz der Könige, bevor der Sitz der Regierung nach Dunstaffnage verlegt ward. Eine gemachte Straße, die mit gemeinen Kieseln gepflastert ist, heißt noch immer Straid-mbaragaid, oder die Marktstraße; eine andre, nicht feen von jener, Straid-namin, die Mehlstraße. Vor ohngefähr einem Dutzend Jahren fand ein Mann, der in einem Moor zwischen zwey benachbarten Hügeln Torf grub, eine der hölzernen Röhren, durch die das Wasser in die Stadt geleitet wurde, fünf Fuß tief unter dem Boden.

Es geht die Sage, daß Beregonium durch Feuer vom Himmel zerstört worden sey. Daß dieß Feuer aus der Erde gekommen, dafür scheint das unverkennliche vulcanische Ansehn eines hohen Felsen auf der Spitze des Einen Hügels zu sprechen. Auch werden fast überall auf diesem Hügel große Quantitäten von mancherley Arten Pimsstein und Schlacken ausgegraben, vornämlich der Pumex Cinerarius und der Pumex molaris des Linnee, der dem Isländischen Pimsstein, welcher Herrn Pennant vom Ritter Banks war geschenkt worden, ähnlich sieht. Aus so manchen Umständen scheint zu erhellen, daß dieser Hügel ein erloschener Vulcan ist.

Auf der Fähre Shean, vier Meilen von Connel, wurden wir über den Loch-Creran gesetzt, worauf wir bald in die weitläuftigen Pflanzungen des Hauses Airds gelangten. Der von Natur romantische Boden ist hier mit vielem Geschmack verziert, und die Straßen sind mit Bäumen beschattet. Das Wohnhaus selbst, das Herrn Campbell von Airds gehört, hat eine sehr anmuthige Lage.

Wir ritten nun längst der Ufer jenes großen Arms der See, welcher den Namen Loch-Linnhe führt. Auf einer kleinen Insel, in einer der verschiednen Abzweigungen des Loch, stehn die Ruinen des Castells Stalkir, das ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu seyn scheint. Aus dieser Gegend der Straße hat man eine sehr schöne Aussicht auf das Castell und einige Inseln, auf einen Theil des Loch-Linnhe, und mehrere mahlerische Berge im Hintergrund. Das Castell ist ein Eigenthum des Herrn Campbell von Airds.

Nachdem wir um die Spitze dieses Arms des Loch

herum geritten waren, kamen wir nach Portnacraish, das ohngefähr fünf Meilen von der Shean-Fähre liegt. Hier frühstückten wir im Gasthofe, worauf Herr Wates von dem Castell und dessen Umlagen eine Skitze nahm. Zwischen Airds und Portnacraish liegt ein Fels von weißem Marmor fast hart an der Straße.

Noch immer ritten wir längst der Ufer des Loch-Linnhe hin, die durch die wilden Berge von Morven, welche die gegenüberliegende Seite begränzen, ein höchst romantisches Ansehen gewinnen. Hier lag Alvin-House, das Eigenthum des Marquis von Tweedale, das aber jezt von einem Herrn Stevenson bewohnt wird. Im Angesicht des Loch, der Insel Lismore und des Lans des Fingals ist die Lage sehr reizend. Die Pflanzungen sind weitläuftig, und dienen nicht wenig, das Land zu verschönern.

Gleich hinter Alpin-House sahen wir mehrere ungeheure Quarzblöcke hart am Ufer liegen; einige Meilen weiter hin erschien der Loch-Leven, eine Site voll Größe und Erhabenheit. Es ist dieß ebenfalls ein Zweig des Loch-Linnhe, der von hohen Bergen fast umringt ist. Nachdem wir einige Meilen längst der Ufer des Loch hingeritten waren, erreichten wir Ballichellish, von wannen man mittelst eines Fährbootes nach Fort William übersetzt, welchen Platz wir leichtlich noch diesen Abend hätten erreichen können. Da wir aber das vielgepriesene Thal Glencoe zu sehen wünschten, so beschlossen wir, hier zu übernachten, und machten nach dem Mittagessen einen Spaziergang an den Strand.

Die Lage dieses Sees ist unbeschreiblich schön. Rings umher heben steile Berge ihre schroffen wettergc-

geißelten Häupter in die Wolken. Wer Geschmack an wilden Gebirgsscenen findet, kann solchen hier in vollem Maaße befriedigen. Die Straßen von Oban bis hierher sind vorzüglich gut. Die Kiesel zu beyden Seiten der Lochs bestehn hauptsächlich aus Granit, welcher die Hauptmasse der benachbarten Berge ausmacht.

Nicht weit von der Spitze des Loch-Leven liegen einige Inseln, denen es nicht an Schönheit mangelt. Auf einer davon sind Ruinen einer Kirche, die dem heil. Mungo gewidmet war. Sie heißt noch immer Mungo's Insel, und dient den Bewohnern der beyden Ufer des Loch's zum Begräbnißplatze. Diese Sitte, die Todten auf kleinen Inseln zu bestatten, ist in diesen Gegenden fast allgemein. Sie schreibt sich wahrscheinlich aus den Zeiten her, wo auf Britannien noch Wölfe waren. Es ist bekannt, daß diese gefräßigen Thiere die Gräber aufzuwühlen und die Leichen zu verschlingen pflegten. Da wo es an Gelegenheit fehlte, die Leichname durch eine insularische Lage zu schützen, wurden über den Gräbern bedeutender Personen große Haufen von Steinen aufgethürmt, welche Cairns genannt wurden.

Zur Seite der Straße, nicht weit von der Spitze des Loch, ist ein schöner Schieferbruch. Eine Menge Leute arbeiten darinn, und große Quantitäten von Schiefer werden jährlich nach Leith, der Clyde, England, Irland und selbst nach America versandt. Gefäße von jeder Größe können ganz bequem in schönem glatten Sande laden, und so nahe am Ufer, daß nur einige Planken vom Ufer bis zum Schiff übergeworfen werden dürfen, da dann der Schiefer mit Schubkarren an Bord gebracht wird.

Auf dem Fährhauſe zu Ballichelliſh fanden wir uns und unſre Thiere eben nicht zum Beſten aufgehoben. Indeſſen machte die Ermüdung und die Hitze des zurückgelegten Tages uns erträglich ſchlafen, und wir brachen frühe Morgens (Jul. 26) nach Glencoe auf. Der Weg ging längſt der Ufer des Lochleven, neben dem oben beſchriebenen Schieferbruch hin. Kaum hatten wir dieſen paſſirt, als wir durch den Coe *) ſetzten, einen ſehr reißenden Strom, und nun die berühmte Schluft betraten.

So hoch auch durch das, was man uns erzählt hatte, unſre Erwartungen geſpannt worden waren, ſo fanden wir ſie doch im geringſten nicht getäuſchet. Dieſe ſteilen ſtruppichten Berge, mit blauen Nebeln behangen, und von den niederrollenden Gebirgſtrömen tief eingefurcht, bildeten mit dem fruchtbaren Thal, durch welches der Fluß pfeilſchnell hinſchoß, einen der romantiſcheſten Gegenſätze. Zur Rechten thurmte der Malmor, ein durch Oſſian berühmt gewordener Berg, zur Linken Con-Fion, der Hügel des Fingal. Noch wird das Thal von einigen andern abentheuerlich geſtalteten Bergen eingeſchloſſen, die meiſtens mit Nebeln verkleidet ſind, und

*) Dieſer Strom iſt der Cona des Oſſian.

„Brauſend gleich Cona's tauſend Strömen, wenn ſie nach einer ſtürmiſchen Nacht das Thal durchwüthen, ſchwarzwirbelnd im bleichen Mondlicht.“ Fingal.

„Lochlin's düſtre Schaaren ſteten, gleich den Uferwänden des brüllenden Cona.“ Fingal.

„Ich ſtürmte daher in meiner Kraft gleich Cona's brüllendem Strome.“ Carthon.

die Einwohner des Glen von der ganzen übrigen Welt beynahe gänzlich abzuscheiden scheinen.

Dieser vielgepriesene Glen war Ossians Geburtsort, wie aus mehreren Stellen seiner Gedichte erhellt *). In der That würde jeder Dichtergeist, der in diesem Glen seine frühesten Eindrücke gewonnen, sich in demselben Ideen- und Bilderkreise bewegt, auch ohngefähr auf dieselbe Art sich ausgesprochen haben, wie von Ossian geschehen ist. Was sahe und hörte er anders von seiner Kindheit an, als Nebel, die schwer von den Bergen niederhingen, die Sonne, die durch düstre Wolken blickt, das Heulen der Sturmwinde, und das Rauschen der Bergströme?

Unbegreiflich ist es, wie Personen, die selbst in den Hochlanden reiseten, die Aechtheit der durch Macpherson

*) „Schläft sie die holde Stimme von Cona in der Mitte ihrer ächzenden Halle? Schläft Ossian in seiner Halle, und seine Freunde entbehren ihren Ruhm?" Conlath und Cathona. „Die Helden sammelten sich von ihren Höhen, und lauschten auf den holden Schall. Sie priesen die Stimme von Cona, den ersten unter tausend Barden. Aber jetzt hat das Alter meine Zunge gelähmt, und meine Seele ist ermattet." Lieder von Selma. „Die Stimme von Cona ist erstummt im Felde, vergebens lauschen sie auf ihren Laut: der Jäger geht heraus in der Frühe, und vernimmt nicht mehr den süßen Ton. Wo ist Ossian, der Harfen Sohn; wo ist der Sohn des wogenkundigen Fingal? — Thränen nässen ihm die Wange! Dann o Malvina erscheine du mit allen deinen Melodieen. Laß Ossian legen in der Ebene von Lutha. Laß steigen sein Grab in dem schönen Felde." Berrathon. „Warum, sprach Fingal, neigt der Barde von Cona sich über seinen geheimen Strom? Ist dieß die Zeit zum Gram, o Vater des gefallnen Oscar?" Fingal.

überſetzten Celtiſchen Geſänge haben bezweifeln können. Da iſt kein Eilen, worinnen ſich nicht Perſonen fänden, welche mehrere von dieſen, wie auch andre Celtiſche Lieder von gleichem Alter, die ſie durch die Ueberlieferung erlernten, herſagen könnten. Ich beſitze über dieſen Gegenſtand ein Schreiben von Dr. Mac Intire zu Glenorchay, was ich dem Leſer bey dieſer Gelegenheit mittheilen zu müſſen glaube.

„Zu der Maſſe von Beweiſen, welche dem Publicum von den reſpectabelſten Männern der Nation vorgelegt worden, weiß ich nur wenig hinzuzufügen. Dieſe Sagen, die wir hieſigen Orten ſeit unſrer Kindheit zu hören gewohnt ſind, haben auf mein Gedächtniß einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Zu Ende des Jahres 1783 und zu Anfang des folgenden war ich in London, wo ich Herrn Macpherſon, mit dem ich ſchon ehemals, doch nicht über Gegenſtände der Celtiſchen Litteratur, in Briefswechſel geſtanden, zum öftern geſprochen habe, ſowol in ſeinem Hauſe, als anderswo. Gelegentlich redeten wir auch von den Gedichten, und von Dr. Johnſons Verſuche ſie zu verrufen. Ich äußerte, daß, ob ich gleich von der Aechtheit der Gedichte für mein Theil unerſchütterlich überzeugt wäre, ich gleichwol der Meinung ſey, daß er (Macpherſon) das Gedicht Fingal nicht in der Form und Vollendung, worinn er es bekannt gemacht, vorgefunden, ſondern nachdem er das Weſentliche, oder die Hauptbeſtandtheile des vortrefflichen Gedichtes zuſammengebracht, aus ſeiner innigen Kenntniß der Celtiſchen Bilder- und Dichterſprache die Lücken ausgefüllt habe — Hierinn, erwiederte er, irren Sie gar ſehr. Ich habe nicht nöthig gefunden, ſo viel zu thun, als ſie mir bey-

legen. Haben Sie Luſt, die Originalien zu ſehen, ſo nennen ſie nur den Tag, wo Ihre Geſchäfte es Ihnen verſtatten, und wir wollen zuſammen nach meinem Hauſe zu Pretney-heath gehen, wo dieſe Papiere liegen, und alle Ihre Zweifel ſollen gehoben werden.

Ich war feſt entſchloſſen, dieſen Antrag zu benutzen, muß jedoch bedauren, daß mancherley Abrufungen, wie auch, daß ich London früher verließ, als ich gerechnet hatte, mich gehindert haben, die Originalien ſelbſt einzuſehen und zu beurtheilen.

Als ich den Tag vor meiner Abreiſe den verſtorbenen General Mac Nab beſuchte, einen Gentleman von unbeſtreitbarer Ehre und Wahrheitsliebe, der nicht nur in der Celtiſchen Litteratur wohlbewandert war, ſondern auch mit Macpherſon lange Zeit den vertrauteſten Umgang gepflogen hatte, erwähnte ich gegen ihn der obenerwähnten Umſtände und meines Bedauerns. In der That, ſagte er, es iſt Schade, daß Sie die Gedichte nicht geſehen haben. Mir meines Theils hat Macpherſon zum öftern ganze Stücke von Fingal ſowol, als auch andre Gedichte vorgeleſen, die mir alles wieder ins Gedächtniß zurückriefen, was mir als Knaben ein ſo unſägliches Vergnügen gemacht hatte.

Dieß Wenige iſt alles, was ich zur Erhärtung einer Thatſache hinzuzufügen habe, die nach den Zeugniſſen ſo vieler höchſt reſpectabler Männer im Grunde keiner weitern Beſtätigung bedarf.

Die Hochländiſche Geſellſchaft, welche willens iſt, das Original des Fingal herauszugeben, hat von mir einige Nachricht von der obenerwähnten Unterredung mit Macpherſon verlangt, die ich ihr bis jetzt noch zu geben

verſäumt habe. Es ſtehet Ihnen daher gänzlich frey, von dieſem meinen Briefe jeden beliebigen Gebrauch zu machen.

In meinen Studentenjahren hörte ich einſtens einen wackern, nur ein bischen excentriſchen Prediger über die Auferſtehung der Todten predigen. — „So habe ich denn, ſchloß er ſeinen Vortrag, dieſe wichtige göttliche Wahrheit euch ſattſam auseinander geſetzt, und ich hoffe, daß ihr derſelben den ſchuldigen Glauben beymeſſet. Glaubt indeſſen ihr daran, oder nicht, ich für mein Theil werde ewig dran glauben.“ — Grade ſo möchte auch ich mit Hinſicht auf Oſſians Gedichte ſagen: Glaube dran, wer will, ich für mein Theil werde immer daran glauben.

Mein Sohn giebt ſich alle erſinnliche Mühe, Ihnen einige noch nicht edirte Celtiſche Geſänge aufzutreiben. Allein die Wahrheit zu ſagen, hat Dr. Smith von Campbelltown, der in dieſem Kirchſpiel gebohren, und in der Aufſuchung dieſer Sagen unermüdlich geweſen iſt, beynahe alles, was es von dieſer Art Schätzbares in unſrer Gegend giebt, geſammelt, und mit den Ueberſetzungen herausgegeben. In der That iſt die Zeit vorbey, oder doch beynahe vorbey, wo es der Mühe lohnen würde, dieſen Ergötzlichkeiten der alten Zeiten noch weiter nachzuſpüren. Unſre Leute fangen an, ſich zu einer Lebensweiſe und Betriebſamkeit zu gewöhnen, die ihnen keine Zeit laſſen wird, der Sage, des Liedes und der Harfe zu gedenken.“

Im Vordergrunde des Thales Glencoe liegt ein Haus, das dem Laird von Glencoe zugehört, anitzt aber von Herrn Macdonald von Achtrichatain bewohnt

wird, bey welchem wir frühstückten, und viel Höflichkeit genossen. Nach dem Frühstück ritten wir den Glen einige Meilen hinauf, und passirten das Dorf Achtrichatain, das dem ebengenannten Herrn gehört. Hier erweitert sich der Fluß zu einem kleinen See, und die Scene wird mit jedem Schritte erhabener und größer. Das Thal verengt sich, und wilde Berge umschlossen uns auf allen Seiten. Furchtbare Ströme rollen diese Berge herunter, haben in ihren röthlichen Rücken tiefe Klüfte ausgewaschen, und sie beynahe von einander gespaltet *). Nach starken Regengüssen müssen diese Bergwasser ein schauerlich erhabenes Schauspiel gewähren.

Dieser berühmte Glen verdient gar sehr den Besuch des Reisenden, der in [illegible]em Fall entweder unsre Route nehmen, oder von Tyndrum nach Fort William gehen kann, da die Straße ihn dann ebenfalls durch Glencoe führt.

Es wäre zu wünschen, daß der Geschichtschreiber dieses Glen nichts Schlimmeres davon zu erzählen wüßte, als die Kriegerthaten Fingals und seiner Helden. Leider aber ist eben hier die barbarischeste That verübet worden, welche in neuern Zeiten vorfiel, oder jemals von einer regelmäßigen Regierung sanctionirt wurde. Folgendes ist der am meisten authentische Bericht, welchen

*) „So sah ich einstens auf Cona .... doch ach! jetzt seh ich Cona nicht mehr .... zwey schwarze Felsen hinweggerissen von ihrem Ort durch die Gewalt des berstenden Stroms. Hiehin und dorthin taumelten sie, und es durchkreuzten einander die hohen Eichen auf ihren Gipfeln." Ossian.

ich nur immer an Ort und Stelle erfragen, oder aus dahingehörigen Schriften ausziehen konnte.

Wiewol die Acte, durch welche Wilhelm auf dem Thron bestätigt wurde, sowol in England als in Schottland durchging, so gab es unter den Hochländischen Clanen doch mehrere, welche, aus Anhänglichkeit an ihren ehemaligen unglücklichen Monarchen, zum Theil auch aus Unwillen über mehrere Maaßregeln der neuen Regierung, sich unter das Joch zu bücken sträubten. Der Graf von Breadalbane jedoch übernahm es, mittelst einer Summe Geldes, die er unter die Häuptlinge vertheilen wollte, sie zum Gehorsam zu bringen, und es wurden zu dem Ende funfzehntausend Pf. von England übermacht. Als die Clans von dieser Nimesse hörten, argwöhnten sie, daß der Graf gesonnen sey, den besten Theil des Geldes sich selbst zuzueignen; als dieser nun sie zu erforschen anfing, spannten sie ihre Forderungen so hoch, daß der ganze Plan darüber scheiterte, und der Graf das Geld zurückschicken mußte, fest entschlossen, an denen, die seine Absicht vereitelt hatten, sich zu rächen. Darunter befand sich auch Macdonald von Glencoe, gegen welchen er einen Privatgroll genährt haben soll, zu dessen Befriedigung er schon lange mit Ungeduld die gewünschte Gelegenheit erwartete.

Es scheint, daß die Macdonalds während eines auch in diesen Zeiten noch nicht ungewöhnlichen Streifzugs die Ländereyen des Grafen von Breadalbane geplündert hatten, welcher verlangte, daß die Macdonalds aus dem ihnen zufallenden Antheil jenes Geldes ihn entschädigen sollten. Dieß schlug der Häuptling der Letzteren grades zu ab, sagend, daß sein Streifzug eine bloße Wieder-

veracktung ähnlicher Raubereyen, welche die Vasallen des Grafen auf seinem Gebiet verübt hätten, gewesen wäre.

Hierauf soll Breadalbane ihn bey Hofe als einen unverbesserlichen Rebellen vorgestellt haben, der nie weder den Gesetzen des Landes gehorsamen, noch unter irgend einem Souverain in Frieden leben würde. Er führte an, daß Macdonald die letzte Proclamation nicht der geringsten Rücksicht gewurdigt hätte, und schlug der Regierung vor, ihn, sammt seiner Familie und seinen Vasallen, der Ruhe des Königreiches aufzuopfern. In der That hatte der König nicht lange vorher eine Amnestie erlassen, worinn allen, welche die Waffen gegen ihn getragen, woferne sie vor Ablauf des Jahrs sich unterwerfen und ihm den Eid der Treue schwören würden, unbedingte Begnadigung zugesichert; allen aber, die bis zu Ende Decembers auf ihrer Rebellion beharren würden, die militärische Execution angedrohet wurde. Macdonald weigerte sich anfangs, sich zu unterwerfen, sagend, daß er seine Meinungen ruhig vor sich behalte, und keinem Menschen zu nahe trate; als aber der Begnadigungstermin bis auf den letzten Tag verstrichen war, gewann die zärtliche Besorgniß für seine Gattin, seine Kinder und seine Vasallen den Sieg über seinen Unwillen. Grade am letzten Tage des letzten Monats begab er sich nach Fort William, und verlangte, daß Oberst Hill, Gouverneur der Festung, ihm den Huldigungseyd abnehmen solle. Dieser, der mit keiner bürgerlichen Magistratur bekleidet war, glaubte dazu nicht berechtigt zu seyn, und Macdonald brach unverzüglich nach Inverary auf. Obgleich der Boden mit Schnee bedeckt, und der

Froſt äußerſt ſtrenge war, ſo reiſete er doch ſo eilfertig, daß der anberaumte Termin nur um einen Tag verfloſſen war, als er den Ort erreichte, wo er ſich ſofort an Sir John Campbell, Sherif der Grafſchaft, wandte, der denn auch, in Betracht des zu Fort William ihm wiederfahrnen Abſchlags, ihm und ſeinen Vaſallen den Eid abnahm. Ruhig kehrten die Macdonalds nun nach Glencoe zurück, voll Zuverſicht, von nun an unter dem Schutze einer Regierung zu ſtehen, welcher ſie ſich ſo feyerlich unterworfen hatten.

Nichts deſtoweniger unterzeichnete der König, zu deſſen Tugenden, wie Smollet bemerkt, die Gelindigkeit eben nicht gehörte, und dem man allerdings Macdonalds Unterwerfung verheelt haben mochte, den Befehl zu Vertilgung eines ganzen Clans mit eben ſo wenig Umſtänden, als ob es darauf angekommen wäre, ſich eines gemeinen Schleichhändlers zu verſichern.

Sobald der Staats-Secretär von Schottland, Maſter of Stair, den Befehl erhalten hatte, ward Livingston der Commandeur en Chef, von dem Miniſter bevollmächtigt, alle Einwohner des Thales Glencoe mit dem Schwert zu vertilgen; damit das Schrecken des Beyſpiels auch deſto nachdrücklicher auf die widerſpenſtigen Clans wirken möchte, ſo ward ihm der gemeſſenſte Befehl ertheilt, keine Gefangne zu machen.

Zu Anfang des Februars 1691 marſchirte Capitain Campbell von Glenlyor, kraft eines Befehls vom Major Duncanſon, mit einer Compagnie Soldaten in das Thal Glencoe, unter dem Vorwande, die Rückſtände der Steuern und des Rauchgeldes einzutreiben. Auf Macdonalds Befragen, in welcher Abſicht er komme, er-

klärte er, er käme als Freund, und versprach auf seine Ehre, daß den Einwohnern weder von ihm, noch von seinem Volke das geringste Leid wiederfahren solle.

Dieser Erklärung zu Folge wurden er und seine Leute mit der herzlichsten Gastfreiheit aufgenommen, und funfzehn Tage nacheinander auf das freundschaftlichste bewirthet. Jedoch der blutdürstige Anschlag mußte endlich ausgeführt seyn. Macdonald und Campbell hatten den Tag mit einander zugebracht. Selbst den Abend noch ergötzten sich Campbell und einige seiner Officiere mit dem Laird von Glencoe und dessen Gattin, so wie auch mit Macdonald von Achtrichatain und einigen andern benachbarten Herren am Kartenspiel. Bey guter Zeit noch, und mit wechselseitigen Versicherungen der herzlichsten Zuneigung schieden sie auseinander.

Der junge Macdonald jedoch, der die Wachen verdoppeln sahe, und im Betragen der Truppen etwas geheimnißvolles wahrzunehmen glaubte, fing an, Verrätherey zu argwohnen, und theilte seinen Verdacht seinem Vater mit, der voll Vertrauen auf Campbells Ehrenwort einen Scherz aus der Sache machte. Zu Ende des Tags nahm der Jüngling seinen Bruder bey Seite, und bewog ihn, sich mit ihm, um Kundschaft einzuziehn, unter die Soldaten zu mischen. Unterm Schirm der Dunkelheit nahten sie einer Schildwache, und hörten den Mann zu einem Kameraden sagen, daß der bevorstehende Handel ihm nicht recht behagen wolle; er habe nichts dawider, die Macdonalds im offnen Felde zu befehden; aber mit kaltem Blute sie umzubringen, dünke ihn abscheulich. Doch, setzte er hinzu, die Verantwortung fällt auf unsre Officiere. Jetzt nur allzugewiß von

der Gefahr ihrer Lage unterrichtet, eilten die jungen Leute zurück, um ihren Vater zu warnen; allein die blutige Arbeit war schon angefangen. Schüsse fielen; lautes Geschrey erscholl; ihnen, die ohne Wehr waren, blieb nichts übrig, als sich durch die Flucht zu retten.

Die fuhllosen Nachrichter einer unmenschlichen Rache stürmten in des alten Mannes Schlafgemach; er fuhr auf, und ward in demselben Augenblick durch den Kopf geschossen. Todt sank er in seiner vergeisterten Gattin Arme, die von Stund an von Sinnen kam, und den Tag darauf den Geist aufgab. Der Laird von Achtrichatain, ein Vorfahr des Herrn, bey dem wir frühstückten, der erwähntermaßen grade damals als Gast in Glencoe anwesend war, theilte das Schicksal seines Wirthes, wiewol er sich schon drey Monate vorher der Regierung unterworfen, und des Königs Begnadigung in der Tasche hatte. Sein Abkömmling erzählte uns, daß ein treuer Diener aus dem Hause Kennedy, als er die tödtliche Muskete auf seinen Herrn zielen gesehen, sich zwischen ihn und seinen Mörder geworfen habe, in Hoffnung, das Leben seines Herrn auf Kosten des Eigenen zu retten; daß aber die Kugel beyde getödtet hätte. Die Häuser der Pächter und Vasallen wurden umringt, und alle Männer, die man fand, ermordet. Acht und dreißig Personen wurden in ihren Betten überfallen, und in die Ewigkeit geschickt, ohne daß man ihnen Zeit ließ, die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen. Die Absicht war, alle Männer unter siebenzig Jahren, die in dem ganzen Thale lebten, und deren Zahl sich auf mehr denn zweyhundert belief, umzubringen; da aber einige Detachementer glücklicher Weise nicht frühe genug kamen, um

die Päſſe zu beſetzen, ſo entrannen ihrer ohngefähr eins hundert und ſechzig.

Nachdem das Gemetzel vorüber war, befahl Campbell, die Häuſer zu verbrennen, das Vieh aber ſammt allen übrigen im Thal befindlichen Effecten als gute Beute wegzuſchleppen. Macdonalds Haus ſtand auf demſelben Fleck, worauf das Haus ſeines jetzt lebenden Nachkommlings ſteht. Auch iſt noch ein Gebäude übrig, worinn mehrere Menſchen erſchoſſen wurden, was aber den Flammen der Mordbrenner entging. Es iſt jetzt in eine Scheune verwandelt.

Die Weiber und Kinder wurden mit dem unmittelbaren Todesſtreiche verſchont, was bloß diente, ſie einem noch grauſameren Schickſal auszuſetzen. Denn die, welche nicht vor Schrecken ſtarben, oder aus Verſehen abgeſchlachtet wurden, wurden nackt und bloß in der ſchwarzen, bitterkalten Nacht in die mit Schnee bedeckte Wildniß hinausgejagt, wo auf viele Meilen kein Obdach zu finden war.

Der Morgen brach an, und enthüllte das Geſchehene in ſeiner ganzen Scheußlichkeit. Acht und dreißig Leichname wurden zuſammengeſchleppt. Die Frauen fand man theils vom Schreck entſeelt, theils im Begriff, ſammt ihren Kindern, unter den Felſen und Gebüſchen, wo ſie eine Zuflucht geſucht, vor Froſt und Hunger den Geiſt aufzugeben.

Nie iſt die empörende Geſchichte gebührend unterſucht worden. Der König ſuchte das Gehäſſige der Sache von ſich abzuwälzen, indem er ſagte, es ſey die Folge eines Mißgriffs in der Eil des Unterſchreibens. Allein es iſt erlaubt zu fragen, ob es ſich gezieme, Be-

fehle vom Throne herab ohne die möglichſte Beſonnenheit zu unterſchreiben; ob in Fällen dieſer Art Unwiſſenheit und Uebereilung hinlänglich entſchuldigen? Mehrere Umſtände indeſſen, vornehmlich die Gelindigkeit, womit alle Theilnehmer an der ungeheuern That behandelt wurden, zeigen ſattſam, daß es auch mit dieſer ärmlichen Entſchuldigung kein Ernſt geweſen. Ob wegen des ſchreienden Blutbades dem König das Herz nicht bisweilen geſchlagen; mittelſt welcher Caſuiſtik es ihm gelungen, den innern Mahner zu beſchwichtigen, muß dahin geſtellt bleiben. Gewiß iſt, daß die Sache ſeinem Leumund höchlich geſchadet, und daß die Verſchonung der Mörder, nach Biſchof Burnets eignem Geſtändniſſe, der größte Fleck in ſeiner ganzen Regierung geblieben.

Was die untergeordneten Ausrichter des Mordbefehls anlangt, ſo haben wir geſehn, daß die gemeinen Kriegsmänner ſich damit tröſteten, daß die Verantwortung ihren Officieren anheimfalle; dieſe ihrerſeits werden ſich damit beruhigt haben, daß ihnen zukomme, der Ordre zu pariren, nicht aber darüber zu vernünfteln. Geſetzt aber auch, dem wäre alſo, warum fielen ſie dann nicht gleich anfangs über den geächteten Clan her? Warum verbürgten ſie ihr Ehrenwort für deſſen Sicherheit? Warum ließen ſie ſo viele Tage lang von den nämlichen Leuten ſich bewirthen, welche ſie gekommen waren, umzubringen?

XVII.

Abreise nach Fort William. Einführung der Schaafheerden in diese Gegend. Daraus entspringende Entvölkerung des Landes. Vorschläge zur Verminderung des Uebels. Fort William. Dessen Erbauung. Beschreibung der Festung und des Fleckens. Mährchenähnliche Kriegesthaten des Sir Ewin. Cameron von Lochiel.

Nicht ohne eine geheime Beklemmung, welche die eben erzählte schauderhafte Geschichte, auf dem Platze, wo sie vorgefallen, und aus dem Munde derer, die sie so nahe anging, nothwendig in uns erregen mußte, verließen wir den Glen, und kehrten nach dem Fährhause von Ballichelish zurück. Nachdem wir hier unsre Pferde ein wenig ruhen lassen, und selbst einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, setzten wir über den Loch, und ritten, längst der Ufer eines andern Arms, nach Fort William, das ohngefähr vierzehn Meilen von der Fähre entfernt liegt. Die Straße ist vortrefflich, und da sie längst des Loch angelegt worden, sehr angenehm. Um die Hälfte des Weges, vielleicht noch etwas weiter hin, sahen wir an der andern Seite des Loch Inverscadle-House liegen, den jetzigen Sitz Macdonalds von Glencoe. Einige Meilen weiterhin wendet der Loch sich nordwärts, so daß er mit seiner vorigen Richtung beynahe einen rechten Winkel macht; er erhält hier den Namen Lochs Eil; an seiner Spitze liegt ein gutes Haus, wo der

Laird von Lochiel, das Haupt des ehemals mächtigen Clan's der Camerons, ſich bisweilen aufhält.

Der größte Theil dieſer Gegend iſt, ſo wie manche andre Strecken in den Hochlanden, in Schaaf-Triften verwandelt worden, wodurch Schaaren von Einwohnern gezwungen worden ſind, in andre Länder auszuwandern, ob ſie etwa durch Arbeiten in den Manufacturen, oder beym Seeweſen, ſich und die Ihrigen vorm Hungertode ſchützen könnten. Treffend genug bemerkte daher ein Gentleman aus Inverneß, der uns auf dieſem Theil der Straße begleitete, daß die trotzigen Krieger dieſer Gebirge dermals in friedlichere Creaturen (in Schaafe nämlich) metamorphoſiret wären. Daß die Berge dieſer Gegend beſſer für die Schaaf- als Rindviehzucht geeignet ſeyn, leidet keinen Zweifel. In Schaaftriften verwandelt, bringen ſie dem Eigner ſowol als dem Pächter mehr ein; auch liefert die Wolle für die Manufacturen und den Handel einen beträchtlichen Artikel. Dennoch werden dieſe Vortheile durch den nachtheiligen Einfluß dieſes Syſtemes auf die Bevölkerung bey weitem überwogen. Dadurch, daß man zwey, drey und mehrere Pachtgütchen zuſammenwirft und eine Schaaftrift daraus macht, werden zwölf bis ſechzehn Hauswirthe ſammt ihren Familien außer Brod und Erwerb geſetzt, welchen dann nichts übrig bleibt, als auszuwandern. Der Privatgewinnſt des Einen, der die Ländereyen jener Zwölf jetzt allein einnimmt, iſt kein Erſatz für den Verluſt des Ganzen. Das Verdrängen dieſer derben kräftigen Menſchenrace, die unſre Schlachten ſchlagen, und unſre Flotten bemannen half, iſt Verluſt für die Nation ſowol als für den Diſtrict, indem der Reichthum nur dann von Werth iſt,

wenn er mit der Bevölkerung in gebührendem Verhältnisse steht.

Den Eigner freilich verschlägt das wenig oder nichts. Ihm genügt, daß der einzelne Pächter mehr geben kann, als zehn oder zwölfe; und daß es weniger Mühe und Weitläuftigkeiten kostet, seine Revenuen einzutreiben. Das Vergnügen, einer Menge Familien Brod und Unterhalt zu schaffen, bringt er nicht in Anschlag; so wenig als er daran denkt, daß eben die Voreltern der Vertriebnen es waren, welche den Seinigen die Ländereyen, aus denen man sie hinausdrängt, erobern und vertheidigen halfen. — Daß dieß von den Landeigenthümern nur im Durchschnitt gelte, daß es einzelne ehrenvolle Ausnahmen gebe, versteht sich. So z. B. gab ein Hochländischer Häuptling, dem man rieth, seine Hauswirthe zu werfen, und das Land zur Schaafhut zu brauchen, die edle Antwort: „Dieser Leute Altvordern haben mein Land mit ihrem Blut und Leben gewonnen und beschirmet; so däucht mich dann, daß ihnen ein natürliches Recht zukömmt, desselben zugleich mit mir zu genießen."

Am Ende dürfte jedoch auch das Interesse der Eigenthümer selbst unter dieser Einrichtung leiden. Es wird nämlich durch das neue System aller Verbesserung der Ländereyen ein gänzliches Ziel gesetzt, ja was noch schlimmer ist, das Land, was durch den Fleiß von Jahrhunderten aus dem Zustand der Wildheit herausgerissen worden, wird binnen kurzem wieder zur Wildniß werden. Durch das Einführen der Schaafhut wird das Einkommen der Eigner mit einmal, aber auch ein für allemal erhöht, ohne daß an eine fernere Steigerung zu

denken ſey: durch den Landbau ſteigt es langſam, aber ſicher, und keine Gränze kann dieſer Art der Verbeſſerung abgeſteckt werden. Auch ſollte man bedenken, daß kein Land durch die Weide allein reich werden kann. Die Viehzucht muß mit dem Ackerbau; beyde müſſen mit den Manufacturen und dem Handel verbunden werden, ehe ein beträchtlicher Grad von Wohlſtand zu erwarten iſt. Es ſollte daher der Eigenthümer um ſeines eignen Nutzens willen alle dieſe Vortheile in Ein Syſtem zu vereinigen; er ſollte die kleinen Pächter, ſo viel nur immer die Natur des Bodens geſtattet, aufzumuntern ſuchen: ſo würden ſeine Ländereyen nicht nur verbeſſert werden, und ſeine Renten ſtufenweiſe zunehmen, ſondern auch die Landſchaft überhaupt in Flor und Aufnahme gerathen.

Die folgende Thatſache wird dieſe Bemerkungen zu erläutern und zu beſtätigen dienen. Vor wenig Jahren ward eine große Strecke Landes in Aravleshire in Schaafträften verwandelt, und einigen wenigen Unternehmern zu einem erhöheten Pacht überlaſſen. Fünf und zwanzig bis dreißig früheren Pächtern, mit denen man ſonſt nichts anzufangen wußte, ward Ein einziges groſſes Pachtgut zur gemeinſchaftlichen Bewirthſchaftung, und ebenfalls zu einem verhältnißmäßig erhöhten Preiſe übergeben. Dieſe theilten den bereits urbaren Acker, und was nur immer von dem übrigen Boden des Anbaus fähig ſchien, in ſo viele Antheile, als Familien waren, und nun ließ jeder ſich auf ſeinem Antheil nieder. Jetzt fingen ſie an zu arbeiten mit Pflug, Spaten und Hacke; was der Einzelne nicht auszuführen vermochte,

das griffen sie mit gemeinschaftlichen Kräften an. Zugleich schossen sie ihr bischen Geld und Credit zusammen, und schafften dafür eine Heerde Schaafe für ihren Berg an, die sie durch einen gemeinschaftlichen Hirten hüten liessen. Ihre Heerde gedieh; ihre Felder trugen reichlich; jährlich ward ein neues Stück von der Heyde umgebrochen und so der Acker vermehret. Die Männer erwarben nicht nur ihren und ihrer Familien Unterhalt, sondern legten auch noch ein wenig zurück; die Frauen verspannen einen grossen Theil der gewonnenen Wolle, und verkauften das Garn auf dem Markt. Kurz, sie verbesserten den Boden und zugleich ihre eignen Umstände so auffallend, daß man glaubte, sie könnten sich wohl ohne den Berg behelfen. Der Berg ward ihnen genommen, und mit ihm alle Hoffnung eines ferneren Gedeihens. Das Experiment war indessen einmal gemacht. Hundert bis hundert und funfzig Seelen nährten sich von Einem einzigen Pachtgut, ohne daß darum weniger Schaafe darauf gehalten worden wären, als geschehen seyn würde, wenn kein Theil des Bodens wäre zum Acker verbraucht worden. Wären die klügsten Politiker darüber zu Rathe gegangen, welche Art zu wirthschaften dem allgemeinen Interesse des Landes die zuträglichste seyn möchte, vielleicht hätten sie keine passendere ersinnen können, als eben diese, worinnen jeder Theil des Bodens seiner Natur gemäß benutzt, und Landbau, Schaafzucht, Handarbeit und Handel dermaßen vereinigt war, daß immer eins dem andern zu Statten kam. Würde diese Einrichtung allgemein, so müßte es dahin kommen, daß die Hügel mit Schaafen bedeckt würden, und die Ebenen mit Korn, daß die Ländereyen

verbessert, die Menschen aber wohlhabend und glücklich würden.

Man hat bemerkt, daß seit der Einführung der Schaafstriften eine bedeutende Veränderung selbst in der Gemüthsart des Volkes vorgegangen sey. Bis dahin zeigten sie im Ganzen wenig Lust zum Auswandern. Während der langen Winterabende saßen sie um ihr Feuer herum, und ergötzten sich, die Geschichten der Tage zu wiederholen, die nicht mehr sind. Das Andenken an diese alten Zeiten, an die Tugenden der Helden, an die Kriegsthaten der Vorfahren entflammte das Gemüth der Jugend, die von Begierde brannte, durch überwundne Mühseligkeiten und überstandne Gefahren auch sich einen Namen zu machen. Anhänglichkeit an das Oberhaupt und Eifersucht um dessen Ehre wurden für die vorzüglichsten Tugenden gerechnet, und als solche schon dem Säugling mit der Milch der Mutter eingeflößt. Jetzt hat die Volksmenge beträchtlich abgenommen. Die Einwohner sind gezwungen worden, ihre vaterländischen Hügel zu verlassen; die Gegend, welche ihre Vorfahren seit undenklichen Zeiten inne hatten, den Schauplatz der harmlosesten und fröhlichsten Zeit ihres Lebens. Des Hochländers edles Feuer ist größtentheils erloschen. Wo sonst in zehn oder funfzehn Familien ein kräftiges Geschlecht aufwuchs, das allezeit fertig war, einen Feind zurückzutreiben, und dem Vaterlande Ruhm zu gewinnen, da hauset jetzt ein einzelner Unternehmer in der Mitte unermeßlicher Heerden.

Unter solchen Betrachtungen gelangten wir nach Fort William, das am östlichen Ende des Loch liegt, da wo derselbe sich nordwärts wendet, um den Loch Jel zu

bilden. Die Stadt, die ehemals Marienburg hieß, ist ein kleiner unbedeutender Ort; es sind einige erträgliche Häuser darinn, die meisten Einwohner aber scheinen arm zu seyn. Ihre Zahl mag gegen 500 betragen, wovon die meisten kaum einiges Gewerbe zu haben scheinen, den Heringsfang ausgenommen, der hier aber unbeträchtlich ist. Der Ort scheint vortrefflich zur Einrichtung einer Wollenmanufactur belegen, dergleichen den Werth der Güter erhöhen, und denen, die durch die Einführung der Schaafe verdrängt werden, zu thun geben würde. Fort William ist ein großer Wollmarkt. Manche Englische Manufacturisten kommen hieher, diesen Artikel einzukaufen, welchen sie sofort zur See nach Liverpool und andern Häfen senden. Vermittelst des Loch-Linnhe steht man hier in Verbindung mit dem Meer, und es können Schiffe von allen Größen bis nach Fort William heraufkommen. Torf ist genug vorhanden; Kohlen können ziemlich wohlfeil eingeführt werden. Fische giebt es im Ueberflusse, hauptsächlich Heringe, Kabeljau, Stockfisch, Lachse u. s. w. Alle diese Umstände sind der Errichtung einer Manufactur von groben Wollenwaaren höchst zuträglich; es fehlt bis dato bloß am Anfang. Manche Hochländische Edelleute schauen nicht ganz so verachtend mehr auf das Manufacturwesen herab, als ehemals, und mehrere haben ihre Söhne nach Glasgow geschickt, um dort in der Musselinbereitung unterrichtet zu werden. Wäre es nicht rathsam, daß andere aus der Nachbarschaft von Fort William die Ihrigen nach Yorkshire schickten, um dort die Wollenweberey zu erlernen, die sie sodann in ihrem Vaterlande einführen könnten?

Das Fort ist von dreyeckter Form, mit zwey Bas

stionen. Es hat funfzehn Zwölfpfünder, einige Mörser und einen beträchtlichen Waffenvorrath. Es ward während der Usurpation des Cromwell, auf General Monks Rath und nach dessen Anweisung gebaut *),

*) Während der Usurpation des Cromwell blieben mehrere Hochländische Häupter dem König zugethan; dennoch machten sie alle, einer nach dem andern, mit Monk ihren Frieden, den einzigen Sir Ewin Cameron von Lochiel ausgenommen, welchen keine noch so dringende Vorstellungen verlocken konnten, die Sache seines Königs aufzugeben. Monk ließ keine Mittel unversucht, ihn zu gewinnen; er machte ihm so schmeichelhafte Anerbietungen, daß mehrere seiner Freunde ihm anriethen, sie anzunehmen. Allein er verwarf alle, und verschmähte, sich zu unterwerfen. Als Monk alle seine Künste an ihm scheitern sahe, beschloß er, eine Besatzung herzulegen, die den Häuptling und seine Vasallen in Zaum halten möchte. Sir Ewin ward bald von diesem Anschlag unterrichtet. Da er nicht anders glaubte, als daß der Feind von Inverneß hermarschiren würde, so traf er die bestmöglichsten Vorkehrungen, um auf dem Marsch ihn anzugreifen. Ganz unerwartet aber langten die Engländer zur See an, und Sir Ewins Plan war vereitelt. Sie brachten eine solche Menge von Materialien mit, auch befand sich so viel Holz in der Nähe, daß das Fort innerhalb 24 Stunden errichtet, und die Besatzung vor aller Gefahr gesichert war.

Laird Cameron sahe allen Bewegungen des Feindes von einer nahen Anhöhe zu. Da er es unthunlich fand, mit einiger Wahrscheinlichkeit des Erfolgs ihn anzugreifen, so zog er sich an die Nordseite des Thales Lochiel in den Wald Achdalew zurück, aus welchem er fortfuhr, den Feind aufs schärfste zu beobachten. Er beurlaubte seine Begleiter, um ihr Vieh in Sicherheit zu bringen, und sich zu verproviantiren; nur acht und dreyßig auserlesene Leute behielt er statt einer Leibwache bey sich. Um die Garnison herum hielt er einige Kundschafter, die ihn von allem, was sie vernahm, benachrichtigten. Fünf Tage

nahm aber da[illegible]als mehr Raum ein als jetzt, indem es nicht wenige[illegible] als 1000 Mann wirklicher Truppen ent[illegible]

nach der [illegible]andung detachirte der Commendant 300 seiner Leute in zweyen [illegible]fahrzeugen, welche nordwärts seegeln, und in der Gegend [illegible]on Achdalew zu beyden Seiten des Ufers ankern sollten. Lochiel erfuhr kaum, daß sie die Absicht hätten, seinen W[illegible]d umzuhauen, und sein Vieh wegzutreiben, als er beschloß, für jeden Baum und jede Haut sie aufs theuerste bezahlen zu lassen. Unter dem Schutze des Waldes schlich er so nahe ans Ufer, daß er sie zählen konnte, so wie sie aus den Schiffen ans Land stiegen; da es sich dann fand, daß ihrer mehr denn 340 bewaffnete Männer seyn, eine Menge Arbeitsleute mit Aexten und andern Werkzeugen ungerechnet.

Nachdem er hierüber ins Klare gekommen, kehrte er zu seinen Freunden zurück, und hielt einen Kriegsrath. Die jüngeren brannten für Begierde anzugreifen, die ältern und erfahrneren aber stellten vor, daß es ein höchst gefährliches Wagestück sey. Lochiel fragte ihrer zwey, die mit ihm in mehreren scharfen Gefechten gedient hatten, ob sie ihn je unter so nachtheiligen Bedingungen hätten kämpfen sehen, welches diese verneinten. Hierauf erklärte der noch junge und äußerst feurige Krieger, daß wenn sie einige Achtung für ihren König, ihr Oberhaupt und ihre eigne Ehre hätten, sie die Engländer angreifen müßten. Denn, sagte er, wenn nur jeder von euch seinen Mann abfertigt, was ihr denn hoffentlich thun werdet, so nehme ich die übrigen auf mich. Hingerissen von ihres Anführers Heldensinn, erklärten alle sich bereit zum Angriff: verlangten aber, daß er und sein jüngerer Bruder Allan sich in einiger Entfernung von der Gefahr halten sollten. Lochiel verwarf diesen Vorschlag, in so fern es ihn anging: befahl aber, seinen Bruder, der von gleicher Kampflust brannte, an einen Baum zu binden, und ließ einen kleinen Jungen bey ihm, um seiner wahrzunehmen; allein der Jüngling wußte dem Knaben mit Bitten und Drohungen

hielt. General Braam war der erſte Gouverneur, und das Fort hieß damals: „die Beſatzung von Inverlo“

dermaßen zuzuſetzen, daß dieſer ihn losband, da dann jener ſich ſofort unter die Streitenden miſchte.

Die Camerons, einige dreißig an der Zahl, die theils mit Flinten, theils mit Bogen bewaffnet waren, brachen nicht eher los, bis ſie den Feind beynah mit den Mündungen der Flinten und den Spitzen der Pfeile berührten. Gegen dreißig Engländer wurden mit der erſten Ladung zu Boden geſtreckt. Augenblicklich zogen die Hochländer ihre breiten Schwerdter, und hieben mit unglaublicher Wuth um ſich herum. Die Engländer wehrten mit ihren Muſketen und Bayonneten ſich herzhaft genug, ohne jedoch etwas auszurichten. Das Gefecht war lang und hartnäckig; endlich fingen die Engländer an, ſich zu den Schiffen zurückzuziehen; jedoch die Angeſichter gegen den Feind gewendet, und unter fortwährendem Fechten. Lochiel, der ihre Flucht hindern wollte, befahl zweyen oder dreyen der Seinigen vorauszulaufen, und hinter einem Gebüſch ein groſſes Geſchrey zu erheben, damit die Feinde glauben möchten, daß eine feindliche Parthey im Hinterhalt liege, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden. Dieſe Kriegsliſt gelang nur allzugut. Die Engländer machten Halt. Voll Verzweiflung erneuerten ſie das Gefecht mit ſolcher Wuth, daß es ihnen bloß an andern Waffen fehlte, um den Lochiel ſeine Liſt gereuen zu machen. Am Ende wurden ſie jedoch gezwungen, ihr Heil in der Flucht zu ſuchen; und die Camerons verfolgten ſie bis ans Kinn im Waſſer. Von den Engländern blieben 138 auf dem Platze. Lochiel verlohr nur fünf Leute.

Mehreremale entging Lochiel während des Gefechtes der augenſcheinlichſten Lebensgefahr. Einer der ſtärkſten und tapferſten Engliſchen Officiere hatte auf dem Rückzuge ſich hinter einen Buſch geſtellt, in deſſen Schutz er den Lochiel ganz allein auf ſich zurennen ſah. Plötzlich fuhr er auf ihn hervor, und dachte ſchon ſeiner Beute gewiß zu ſeyn. Lochiel faßte ſich augenblicklich, und es erfolgte ein hartnäckiger Kampf. Der Engländer war bey weitem der

ch v.“ Zu Königs Wilhelms Zeit ward es nach einem kleineren Maaßstab erbaut und zwar statt Erde aus Stein und Kalk. Im Jahr 1746 hielt es eine fünf-

größte und stärkste; dagegen übertraf der Cameron jenen an Gewandtheit und Behendigkeit. Lochiel schlug dem Gegner den Degen aus der Hand. Augenblicklich sprang dieser einem Tiger ähnlich auf ihn zu, und packte ihn; beyde umfaßten einander, rangen, und fielen einer in des andern Armen zu Boden. Der Engländer kriegte den andern unter sich, und bedrängte ihn auf Tod und Leben. Indem er aber den Hals lang ausstreckte, und sich loszumachen arbeitete, faßte Lochiel, der mittlerweile die Hände frey bekommen hatte, ihn beym Kragen, schnappte ihm nach der Kehle, und biß ihm mit den Zähnen die Gurgel rein durch, so daß er das Maul voll bekam: ein Mundvoll, pflegte er zu sagen, als wohlschmeckender und süßer er in seinem ganzen Leben keinen gekostet hätte. Ohne Zeitverlust eilte er nun den Nachsetzenden nach, und fand sie bis aus Kinn im Wasser. Er folgte ihnen, sahe vom Verdeck einen Kerl mit der Flinte auf ihn zielen, tauchte plötzlich unter, und entkam dem Schusse mit so genauer Noth, daß das Haar auf dem Hinterhaupt ihm versengt, und die Hand gestreift wurde. Gleich darauf nahm ein zweyter Schütze ihn aufs Korn; dieß sahe sein Milchbruder, sprang plötzlich dazwischen, und empfing den Schuß, der dem Cameron das Leben gekostet hätte, in seine eigene Brust.

Lochiel fuhr fort, der neuen Besatzung in seiner Nähe alle erfinnliche Drangsale zuzufügen. Für jede Räuberey, die sie auf seinem Boden begangen hatten, ließ er sie aufs theuerste büßen. Als er aber endlich sein Land erschöpft und seine Leute fast zu Grund gerichtet sahe, gab er den wiederholten Friedensanträgen Gehör, und unterwarf sich ganz auf seine eigenen Bedingungen. Monk ließ sogleich ein Danksagungsschreiben an ihn ergehen, datirt zu Dalkeith, vom fünften Junius 1653.

wöchentliche Belagerung aus, vom 29ſten Februar bis zum dritten April, wo die Belagerung aufgehoben ward, ohne daß die Beſatzung mehr als fünf Todte und vier und zwanzig Verwundete zählte. Dennoch iſt es keineswegs ein feſter Ort, auch ſeit mehreren Jahren nur noch von einigen Invaliden beſetzt geweſen. Der vierte Theil der Mauern ward vor kurzem von dem Fluß Nevis, der vorüber fließt, und ſie untergraben hatte, hinweggewaſchen. Seitdem geräth es immer mehr in Verfall, und es iſt wenig Wahrſcheinlichkeit da, daß es werde wieder hergeſtellt werden. Captain Cochrane iſt der commandirende Officier; ich hatte ein Empfehlungsſchreiben an ihn; er war aber ſo unpaß, daß ich ihn nicht ſehen konnte.

Mehrere Einwohner des Fleckes hatten die Ueberbleibſel einer Mitbürgerin zu dem, etwa eine Meile entlegnen, Begräbnißplatze begleitet, von dem wir manche ziemlich benebelt zurückkommen ſahen. Unſre Herberge fanden wir ſchlechter, als alle, die wir bis jetzt angetroffen hatten; da war weder Korn noch Heu, die Aufwartung ſchlecht und die Betten abſcheulich. Das Meiſte fand ich ſo unbehaglich, daß ich froh war, frühe um drey Uhr aufſtehen zu können. Ich machte einen Spaziergang zu dem Begräbnißplatze außerhalb der Stadt, wo ich wohl eine Stunde zwiſchen den Todten ſinnend verweilte. Dann kehrte ich zurück, und weckte meinen Gefährten. Ich ſchäme mich zu ſagen, daß es ein Engländer war, der dieſen Gaſthof hielt.

XVIII.

Abreise nach Fort Augustus. Ueberbleibsel des Castells Inverlochy. Ansicht des Benevis, des höchsten Berges in ganz Großbritannien. Herrn Fraser's Nachricht von seiner Ersteigung des Benevis. Dessen Beschreibung. Uebergang über die hohe Brücke. Wie die Wildheit der Clane durch das Anlegen von Brücken, Heerstraßen und Festungen allmählich bezwungen wurde.

Jul. 17. Gleich nach dem Frühstück verließen wir Fort William, und nahmen den Weg nach Fort Augustus. Die Straße streicht längst der Ufer des Lochy hin, eines bedeutenden Flusses, der aus einem See gleichen Namens hervorkömmt. Eine Meile etwa von dem Fort, hart an dem Lochy zur Linken, passirten wir die Ruinen des Schlosses Inverlochy, das ehemals ein Ort von Festigkeit und Bedeutung war. Es ist ein viereckt es Gebäude, mit runden Thürmen in den Ecken, wie das Schloß zu Inverary; jede Seite des Vierecks hält etwa 100 Fuß innerhalb der Mauern, welche neun Fuß dick sind; das ganze Gebäude mit Einschluß der Thürme bedeckt mehr denn anderthalb Aecker Landes. Am Thor zwischen dem südlichen und östlichen Thurm sind die Ueberbleibsel der Zugbrücke. Drey von den Thürmen sind mit Ausfällen versehen gewesen, die recht gut eingerichtet und mit Schießscharten flankirt sind. Der unterste Stock jedes Thurms ist mit einer Thüre versehen, die auf den

innern Platz des Caſtells hinausführt, und mit einer Wendeltreppe, mittelſt deren man mitten durch die Mauer in den zweyten Stock gelangt. Jeder Thurm iſt auf allen Seiten mit Schießſcharten durchbrochen, welche die Curtine der Bruſtwehr ſowol, als des nächſten Thurms beſtreichen. Die Scharten ſind ſo angelegt, daß der Schütze mit Muße ſein Ziel nehmen kann, während er gegen jeden Schuß von außen gedeckt iſt. Der weſtliche Thurm heißt der Cummings Thurm. In dieſer Gegend und mit dem Schloß zuſammengränzend ſoll ehemals eine nahrhafte Stadt, Inverlochy genannt, gelegen haben, welche einige der alten Geſchichtſchreiber als den Stapelplatz des weſtlichen Schottlands beſchreiben; es ſind jedoch weiter keine Spuren davon übrig, als einige gepflaſterte Wege, welche Gaſſen geweſen ſeyn ſollen.

Aus dem Namen des weſtlichen Thurmes und einigen andern Umſtänden ſollte man ſchließen, daß dieß Caſtell von den Cummings beſetzt geweſen ſey, und zwar zur Zeit Edwards des Erſten von England, wo dieſer Clan ſich im Meridian ſeiner Macht befand; vorher aber von den Thanes von Lochabar, vornehmlich von Bancho, dem Ahnherrn des Geſchlechtes Stewart. Ein wenig unterhalb des Caſtells iſt ein anmuthiger Spaziergang, der noch immer den Namen Banchos-Gang führt. Es geht die Sage, daß dieß Caſtell ehemals eine königliche Reſidenz geweſen, und daß die berüchtigte Liaue zwiſchen Karl dem Großen von Frankreich und Achaius, dem König der Schotten, hier von Seiten des Schottiſchen Monarchen um das Ende des achten Jahrhunderts unterzeichnet worden ſey.

Jedoch zu viel Zeit und Mühe möchte mit Beſchrei-

bung dieſes Denkmals alter Zeiten, das wenig Jahre wahrſcheinlich gänzlich hinweglöſchen werden, verſchwendet ſcheinen, ſintemal es ganz in deſſen Nähe ein ſo erſtaunenswürdiges Naturwerk giebt, daß dieſe winzige Menſchenarbeit dagegen zum Nichts zuſammenſchrumpfet. Gegenüber nämlich dem Caſtell zur Rechten hebt der Benevis, der höchſte Berg Britanniens *), ſein thürmendes Haupt weit über die benachbarten Berge empor; ſein Gipfel und ſeine tiefgefurchten Seiten ſind mit immerwährenden Schneelaſten bedeckt.

Da unſre Zeit uns nicht erlaubte, den Berg zu erſteigen, ſo füge ich die Beſchreibung bey, die Herr Fraſer, Pfarrer von Kilmalie, in ſeinem ſtatiſtiſchen Bericht von dieſem Kirchſpiel davon gegeben hat.

„Der Berg iſt mittelſt eines Rückens auf der weſtlichen Seite, ohngefähr eine Viertelmeile den Fluß Nevis hinauf, von dem Wohnhauſe des Eigenthümers aus am leichteſten zu erſteigen. Hier ſowol wie auf den benachbarten Hügeln giebt es eine beträchtliche Strecke hinauf gute Weide für das Schaafvieh. Der Geſichtskreis iſt hier gänzlich innerhalb des Glenevis beſchränkt, bis man ohngefähr fünfhundert Ellen ſenkrechter Höhe erſtiegen hat. Aber auch ſo beut dies beſchränkte Thal einen ſehr angenehmen Anblick dar. Die Ausſicht wird verſchönert durch eine Mannichfaltigkeit von Büſchen, Geſträuchen und Birkenwäldern voll Rehe; durch manchen anmuthig grünenden Streifen; durch ein niedliches Landhaus, umringt von üppigen Pflanzungen; durch einen Fluß endlich im Grunde des Thals, der jetzt

*) Die ſenkrechte Höhe des Berges beträgt 4370 Fuß.

durch einen Haufen mißgeschaffner Steine gebrochen wird, dann in krystallnen Wellen ruhig hingleitet, durch Wald und Felsen irrt, und endlich bey Fort William sich in die reizende See ergießt. Reicher noch wird die reizende Aussicht durch die Nähe der See und ihrer Gestade. Das Herz erweitert sich; entzückt verweilt das Auge des Zuschauers auf den Reizungen der Natur und der ländlichen Szenen; vorüber dem sinnenden Geiste wandern jene alten Zeiten, wo Fürsten und Helden ihre Heerden zwischen Arkadiens Blumen und Bächen weideten.

So wie man höher steigt, eröffnet sich die Aussicht in Südwesten. Man erblickt die Engen von Corran, die Inseln Shuna und Lismore, den südöstlichen Theil von Mull, nebst den Inseln Sucle und Kerrera, an der gegenüberliegenden Küste von Argyle. Zwey steile Spitzen steigen weit sichtbar über die Inseln empor; es sind die Zitzen von Jura. Wendet man sich westwärts mit einer kleinen Beugung gegen den Norden, so siehet man die kleinen Inseln, vornehmlich Rum und Canna, und den Sund, der diese von Skye scheidet; jenseit deren die Höhen Cullin, welche den westlichen Theil der Insel Skye selbst ausmachen. Im Osten wird die Aussicht durch den Berg selbst verschlossen. Ganz Lochiel aber erscheint unter einem zum Bewundern gleichen Horizont; eine einige ununterbrochne Reihe von hintereinander in die Höhe steigenden Hügeln, wo kein Gegenstand sich unterscheidbar aus den andern hervorhebt.

In einer Höhe von sechs bis siebenhundert Ellen hört die Vegetation gänzlich auf; nichts bleibt als Felsen und Steinpartheien, ohne einige Mischung von Erde.

Diese Parthieen heißen Scarnachs Sie sind ganz flach, und können ohne einige Gefahr beschritten werden. Indem man sie betritt, sieht man mehrere vortreffliche Quellen um sich herrieseln. Jetzt zeigt sich eine einzelne prangende Höhe; man glaubt den Gipfel des Berges vor sich zu haben, eilt, ihn zu ersteigen, und findet sich betrogen. Zwey bis dreymal noch wird man auf ähnliche Weise getäuscht, ehe man den wahren Gipfel erreicht, der eher flach ist, und einigermaßen einem horizontal gehaltnen Bogensegment gleicht: die linke Seite scheint am höchsten zu seyn. Ohne Mühe schreitet man jetzt auf den flachen verwitternden Steinen, die mit einem sanften Abhang so nahe an einander liegen, daß sie den Füßen ein bequemes Pflaster darbieten. Mit einmal gelangt man an der Nordostseite des Berges an einen beynahe senkrechten Absturz, der zwischen vier bis fünfhundert Faden tief, vielleicht noch tiefer ist, indem er mehr als den dritten Theil der ganzen Höhe des Berges hinabzureichen scheint. Den Fremden schwindelt am Saum des schwarzen Abgrundes, in dessen Schoos das ganze Jahr hindurch große Massen Schnees liegen. Das Getöse eines hinabgeworfenen Steines hallt nicht herauf aus der grausigen Tiefe, daher durch dieses sonst leichte Experiment die Höhe nicht auszumitteln ist.

Ostwärts sieht man den Loch-Laggan, südwärts den Loch-Rannoch in Perthshire; der Loch-Tay kann nicht gesehen werden, weil er durch das Land gedeckt wird, so wenig als der Loch-Erracht. Habt ihr eine gute Charte bey euch, so legt sie in horizontaler Richtung, heftet das Auge auf den Fleck, wo der Berg Bennevis abgezeichnet ist, dreht sie, bis die natürliche Lage des

Loch-Rannoch mit deſſen Abbildung auf der Charte zuſammentrifft, ſo werden alle umringende Gegenſtände auf eurer Charte unterſcheidbar ſeyn.

Ihr werdet nun die Namen der Berggipfel entdecken können, welche über die übrigen emporſteigen; den Cruachan in Glenorchan; den Schichellion, Ben-more und Ben-lawers in Perthſhire; den Bhillan in Glencoe; den Ben-more auf der Inſel Mull; den Bennanis und andere Berge in Roß-ſhire. Das ganze große Thal von Schottland vom Fort-Georg bis zum Sund von Mull liegt aufgedeckt vor euch; die friſchen Seen von Neß, Oich und Lochy, der ganze Lauf der Flüſſe Neß und Lochy, deren der Eine nordöſtlich, der andere ſudweſtlich läuft, von der Quelle an, bis an den Ort, wo ſie in das Meer fallen. Queer über die Inſel ſieht man zu gleicher Zeit oſtwärts in das Deutſche Meer hinein, weſtwärts in den Atlantiſchen Ocean.

Die Natur erſcheint hier in ihrer erſchütterndſten Majeſtät, und die Unermeßlichkeit der Umſicht abſorbirt ſo zu ſagen die ganze Seele. Wenige Gegenſtände nur treten aus dem Ganzen hervor, aber ſie zeigen ſich unter den ungewöhnlichſten Ausmeſſungen.

Grade oberhalb der Oeffnung des Sundes, im ſüdweſtlichen Winkel von Mull, ſteigt Colonſay gleich einem Nebelſchatten aus der See hervor, in einer Ferne von mehr denn neunzig Meilen. Shuna und Lismore erſcheinen gleich kleinen Streifen eines fröhlichen Grünes: und, wiewol dreißig Meilen entfernt, glaubt man dennoch ſie unter den Füßen zu haben. Die nie-

dern Gegenden von Jura sind nicht zu unterscheiden; auch Isla nicht; weit weniger noch die Küsten von Irland, welche einige vom Gipfel des Benevis herab gesehen zu haben meinen. Nichtsdestoweniger beträgt der Durchmesser der ungeheuren Umsicht, welche dieser Berg beherrscht, ganzer Ein hundert und siebenzig Meilen, vom Horizont des Meeres nämlich beym Firth Murray im Nordosten bis zur Insel Colonsay im Nordwesten.

Die Hügel an den Seiten der jetzterwähnten Seen und Flüsse, die gleich hohen Mauern und Wällen sich öffnen, gewähren eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit von seltsamen und anmuthig wilden Prospecten; ihre wunderbaren Windungen dienen weniger, das Auge zu hemmen, als die Scene zu vermannichfaltigen; die allmählich sich senkenden Grundflächen der Berge laufen in Thäler aus, welche mit Waldungen, Pflanzungen, Flüssen und Seen auf das lieblichste ausgelegt sind. Die Bergströme, welche hie und da von den Abstürzen niedertaumeln, und dann durch die Spalten und Klüfte der Felsen gewaltsam brechen, fesseln das Auge, und füllen das Gemüth mit bangen Schaudern. Mit einem Wort, die Menge, der Umfang, die Mannichfaltigkeit der Prospecte, die regellose Wildheit der Berge, Felsen und Schründe, das Getöse der, in mancherley Formen und Farben, das Gestein wildschäumend theilenden Ströme, die schimmernde Glätte der Seen und Teiche, die Gewalt, Schnelligkeit und das Rauschen unzähliger von Absatz zu Absatz fallender, und jedes Hinderniß ungestüm sprengender Gewässer, die Heiterkeit des lasurnen Himmels, die Pracht und Glorie der über den

Häuptern der Berge majeſtätiſch hinwandelnden Sonne, dieß alles tragt einen ſo wild romantiſchen Charakter, es wiegt den betrachtenden Geiſt in ein ſo congenialiſches Staunen, daß die Beſchreibung darunter erliegt, und die glühendſte Einbildungskraft ſelbſt nicht gnügt, das erhabne Ganze zu faſſen.

Welcher Reiſende ſchwielicht genug iſt, das alles anzuſchauen, und nicht durchdrungen zu werden von der Majeſtät und Größe des allgewaltigen Architekten, der muß von Seiten des Sinns, Geſchmacks und Gefühls auf unbegreifliche Weiſe verſäumt und verwahrloſet ſeyn.

Wenige Menſchen können übrigens eine vollſtändige, und mit den gehörigen Beobachtungen begleitete Reiſe nach dem Benevis in weniger als ſieben Stunden abmachen; noch weniger, ohne die Folgen der Strapaze noch einige Tage nachher in den Gliedern zu fühlen. — So weit Herrn Fraſer's Bericht.

Wir unſrer Seits, die wir uns begnügen mußten, den majeſtätiſchen Berg aus beſcheidener Ferne zu betrachten, ſetzten unſern Ritt längſt der Ufer des Lochs fort, gelangten jetzt an einen ſchenklichen Moor, durchkreuzten dann den Spean, einen reißenden Strom, der zwiſchen hohen und ſenkrechten Felſen hinbrauſt, vermittelſt einer Brücke, die wegen ihrer in der That auffallenden Höhe (zwey von den Bogen ſind fünf und neunzig Fuß hoch) die Hohe-Brücke heißt. Dieſe Brücke ward vom General Wade gebaut, um mittelſt ihrer ſich einen Zugang in das Land zu öffnen. Dergleichen gemeinnützige Werke waren anfangs den alten Häuptlingen

keineswegs angenehm, wie denn auch wirklich ihr Einfluß dadurch beträchtlich vermindert wurde; denn durch die Fremden, mit denen sie jetzt in Verkehr kamen, erfuhren die Clane, daß ihre Lairds keineswegs die größten Herren des Erdkreises wären. Ein zweyter noch wichtigerer Grund jenes Mißvergnügens war dieser: Das Land war vormals ein wahres Räuberasyl. So lange nun dessen Gewässer, Ströme und Sümpfe in der ursprünglichen Wildheit blieben, konnten die Häupter in aller Sicherheit ausziehen, plündern, und mit der Beute heimkehren. So wenig wurden die Gesetze in diesem Theil des Landes geachtet, daß nicht früher als nach der letzten Rebellion dieser ehrlosen Sitte ein Ziel gesetzt werden konnte. Das sogenannte Black-mail ward öffentlich und mit schaamloser Dreistigkeit durch mehrere Oberhäupter von einem weitläuftigen Strich Landes eingetrieben; wer es erlegte, dem blieb sein Vieh in Frieden; wer es abzuschlagen wagte, mußte sicherlich dafür büßen. Unter diesen Freybeutern waren der obenerwähnte Rob Roy Mac Gregor und Barrisdale die berühmtesten. Weit entfernt, daß die damaligen Hochländer den Strassenraub (einen Creach, wie sie es nannten) für etwas Schändliches hätten halten sollen, betrachteten die jungen Leute dergleichen vielmehr als eine Galanterie, wodurch sie ihren Geliebten den Hof machten. Das Anlegen der Landstraßen, die Errichtung einer Kette von Festungen, welche mit regelmäßigen Besatzungen versehen wurden, bewirkte endlich den gewünschten Erfolg, und aus gesetzlosen Plünderern wurden am Ende friedliche und gute Unterthanen. Jene Kette bestand übrigens aus dem Fort George im Osten, dem Fort Augustus in

der Mitte, und dem Fort William im Westen. Ursprünglich waren diese Festungen von militairischer Wichtigkeit. Heut zu Tage dienen sie hauptsächlich, vornehmlich Fort-William und Fort-Augustus, das Land von Räubern zu schützen; zu welchem Ende gelegentlich Detachementer in mehrere Gegenden des Landes verschickt werden. Noch vor nicht länger als funfzehn bis sechszehn Jahren beunruhigte eine gefährliche Räuberbande diese Gegend. Sie bestand aus Spitzbuben, Ausreißern und Mördern, die das Land weit und breit in Schrecken hielten. Die gesammte Mannschaft der drey Festungen ward wider sie aufgeboten, und hetzte sie von einer Bergschluft in die andere. Endlich wurden die Rädelsführer erhascht, und theils transportirt, theils aufgehenkt. — Seit der Zeit ist das Land vollkommen sicher geblieben.

Eine andre Wohlthat, die durch diese Forts und die damit verbundenen Heerstraßen gewonnen wurde, war die Civilisation der Hochlande. Die Englischen Besatzungen, welche nach einander in den Festungen lagen, die vielen Reisenden, welchen durch die militairischen Strassen der Zugang eröffnet wurde, gaben den Eingebohrnen ohne Zweifel das Beyspiel feinerer und milderer Sitten, und halfen jene ausschließende Vorurtheile zu Gunsten einzelner Oberhäupter und ihres Anhangs, welche unter dem Clan-System ein so schädliches Uebergewicht gewonnen hatten, verdrängen. Auch die Englische Sprache ward durch diese Mittel im Innern des Landes ausgebreitet und verbessert. Wir hatten oft Gelegenheit, auf dieser unsrer Reise zu bemerken, daß die, welche des Englischen mächtig waren, es nicht nur ohne die Scot-

ticlomen, sondern auch ohne den Accent des Niederländers sprachen. Dieß war besonders auffallend in der Linie der Festungen. Zu Fort Augustus sowol als zu Inverary wird die Sprache so correct und rein gesprochen, als irgendwo in England.

XIX.

Wildheit des Landes Lochaber. Anmuth des Loch-Lochy. Reize des Loch-Och. Das Fort Augustus. Ansicht des Loch-Ness. Der Berg Seechuimin. Hochländisches Fuhrwerk. Romantische Wildheit der Gegend. Prächtige Fälle des Flusses Foyers. Der obere Fall. Merkwürdige Brücke. Anekdote. Der untere Fall. Beschreibung des Loch-Ness. Tiefe; Reinigkeit; und merkwürdige Erschütterung seiner Wasser. Das Castell Urquhart. Vorschläge zur Eröffnung einer Schifffahrt von Fort Augustus nach Inverneß. Leichtigkeit der Ausführung. Unberechenbare Vortheile. Drangsale der Hochländer. Rührende Beyspiele davon. Fernere Reise. Veränderte Gestalt der Landschaft. Ansicht von Inverneß.

Noch hatten wir die Hohe-Brücke nicht lange hinter uns, als wir in eine äußerst nackte und unfruchtbare Gegend, Lochaber genannt, gelangten, welche sparsam bewohnt ist, und deren Wohnungen über alle Vorstellung elend sind. Sie sind aus Stecken zusammengeschlagen, und mit Soden gedeckt; statt des Fensters dient ein kleines Loch in der Wand. Ein solches Nest,

ſo klein es iſt, muß zum öftern ſechs bis acht Perſonen faſſen, die darinnen nicht ſowol leben, als athmen.

Das vornehmſte Product der Gegend iſt Hornvieh, weshalb dieſelbe ſeit langer Zeit berühmt iſt; es wird ſolches meiſtens von Engliſchen Viehhändlern gekauft, deren einige das Land jährlich beſuchen. Wiewol nun der flache Boden mit Hornvieh beſetzt iſt, ſo fängt man doch nach gerade an, die Berge mit Schaafen zu verſehen.

Neben ihren Hütten beſtellen die Bauern kleine Streifen Landes, wo ſie etwas Hafer ſäen, der wenig mehr als die Saat bringt. Kartoffeln bauen ſie mit leidlichem Erfolg; auch vergißt keiner, etwas Gerſte zu gewinnen, um daraus den beliebten Whisky bereiten zu können *).

Zwölf Meilen ohngefähr von Fort William erblickten wir

*) Auf einem der wildeſten Berge dieſer wilden Landſchaft errichtete der Prätendent im Jahr 1745 ſeine Standarte, nachdem er mit ſieben Officieren und Waffen für 2000 Mann gelandet war, um das Reich ſeiner Vater zu erobern. Der erſte, an den er nach ſeiner Landung ſich wandte, war Cameron von Lochiel. Als aber dieſer ihn ſo ganz hülflos und unbefürmt ankommen ſah, beſchwur er ihn, von einer Unternehmung, wozu er ſo ſchlecht vorbereitet ſey, abzuſtehn, und ſchilderte die Schwierigkeiten, die er würde zu bekämpfen haben, in den lebhafteſten Farben. Hierüber entrüſtet beſchuldigte der junge Abenteurer ihn des Undanks gegen ſeinen Souverain und eines Bruchs ſeines Ehrenworts. Das hieß einem Hochländiſchen Häuptling ans Herz gegriffen. Der hochherzige Cameron erklärte, er wolle bis zum letzten Athemzug bey dem Prinzen aushalten, und nahm auf der Stelle von ſeiner Familie, welche jemals wieder zu ſehen er von Stund an alle Hoffnung aufgab, den zärtlichſten und rührendſten Abſchied. Der Ausgang dieſes tollen Unternehmens iſt bekannt genug.

zum erstenmal den Loch-Lochy, einen sehr schönen frischen Wassersee, der gegen vierzehn Meilen lang, und ein bis zwey Meilen breit ist. Die Berge sind auf beyden Seiten sehr steil, und hie und da mit Holz bedeckt.

Nicht fern von der Mitte des Sees, vierzehn Meilen ohngefähr von Fort William, liegt Letter-Findlay, ein armseliges Haus, wo wir eine äußerst mittelmäßige Bewirthung fanden. Während unsre Pferde ruheten, spazierten wir ans Ufer des Loch, wo wir ein Boot fanden, mit dem wir hinüber und wieder zurückfuhren. Der Loch ist hier ohngefähr anderthalb Meilen breit, schien aber in der Gegend, wo wir überfuhren, nirgends über vier bis fünf Ellen Tiefe zu halten. Die Hügel auf beyden Seiten des Sees geben gute Weide für die Schaafe. Längst des südlichen Ufers setzten wir unsre Reise fort; die Straße läuft, seit sie sich einmal dem See genähert, ohngefähr acht Meilen längst den Ufern hin, ist aber sehr schlecht, und wird durch die großen Steine, welche durch die reißenden Ströme, die nach starken Regengüssen von den Bergwänden herunterstürzen, herabgewaschen werden, und die zu Zeiten allen Zugang gänzlich hemmen müssen, gar sehr verdorben.

Bald nachdem wir den Loch-Lochy verlassen hatten, betraten wir Glengary, ein enges, mit Bergen, die bis zu den Grundflächen bewaldet sind, beschränktes Thal. Hier trafen wir auf einen kleinen, aber schönen See, Loch-Oich genannt, der ohngefähr drey bis vier Meilen lang ist. Seine Ufer laufen in einem sanften Abhange ins Wasser hinab, und bilden eine Menge kleiner Buchten. Einige artige kleine bewachsene Inseln liegen darinnen.

An der andern Seite sind die Ruinen des Castells Invergarry, das im Jahr 1745 verbrannt wurde. Es ist ehemals ein weitläuftiges Gebäude gewesen, und die Ruinen geben einen mahlerischen Anblick. Nicht weit davon liegt ein moderner Landsitz, die Wohnung des Macdonnel von Glengarry, mit einem Lustgang von Bäumen, der bis ans Wasser fortläuft.

Jenseit des Loch-Oich hob sich das Land, da sich uns dann die Spitze des Loch-Ness, mit seinen rauhen, mannichfaltig gefärbten Felsenufern, zu großem Vortheil darstellte. An der Nordseite des Sees, ohnfern dessen Spitze, liegt Fort Augustus zwischen dem Fluß Oich, der aus dem See gleichen Namens, und dem Tarf, der aus dem Loch-Tarf entspringt.

Bey Fort Augustus liegt ein Dorf, worinnen wir eine erquickliche Herberge fanden, auch gute Stallung für die Pferde, so weit nämlich dergleichen in den Hochlanden zu erwarten ist. In allen diesen Ställen giebt es durchaus keine abgesonderten Verschläge, welches dann für die Pferde sehr unbequem, und selbst gefährlich ist. Es könnte diesem Mangel mit geringen Kosten abgeholfen werden; allein die Leute, die einmal an diese Art von Ställen gewöhnt sind, wissen nicht anders, als daß es so seyn müsse.

Wir hatten eine vortreffliche Mittagsmahlzeit, und als mein Gefährte nach Tisch in einer fröhlichen Laune die Aufwärterin scherzend hieß, uns einen Nachtisch von Früchten bringen, verwunderten wir uns, sie nach wenigen Minuten mit einer Schüssel voll auserlesener Johan-

niederen zurückkehren zu ſehen, die im Garten des Gaſthofes friſch gepflückt waren.

Da der Abend ſehr ſchön war, ſo gingen wir aus, um das Fort und die Gegend zu beſehen. Fort Auguſtus iſt eine regelmäßige Feſtung mit vier Baſtionen und Baracken für 400 Mann, auch anſtändigen Quartieren für die Officiere. Der Platz hat ein hübſches Anſehen, und die Pflanzungen umher geben ihm ſo ziemlich das Anſehn eines Engliſchen Landſitzes. Es liegen Invaliden darinnen, die von Inverary aus mittelſt einer Schluye von ſechzig Tonnen verproviantirt werden. Obgleich die Feſtungswerke in gutem Stande ſind, ſo iſt der Ort doch keinesweges haltbar, indem die umringenden Anhöhen ihn beynahe von allen Seiten beherrſchen. Er ward von den Rebellen im Jahr 1746 eingenommen; ſie räumten ihn aber wieder, nachdem ſie ihn, ſo viel ſie konnten, demolirt hatten. Das Fort hat zur Civiliſation des Landes ſein Antheil beygetragen; es ſcheint ebenfalls zu einer Wollenmanufactur ausnehmend wohl belegen.

Jul. 28. Nachdem wir bey guter Zeit gefrühſtückt hatten, verließen wir Fort Auguſtus, gingen mittelſt einer hölzernen Brücke über den Fluß Tarf, und gewannen auf der andern Seite eine beträchtliche Anhöhe, von wannen wir den Loch-Neß ausgebreitet zu unſern Füßen liegen ſahn, an deſſen Spitze ſich Fort Auguſtus zeigte, weniger einem Waffenplatze ähnlich, als einem friedlichen modernen Wohnſitze. Ein wenig weiter hin verloren wir den Loch-Neß aus dem Geſichte; indem wir aber jetzt erwarteten, ein wildes Gebirgland zu betreten, fanden wir uns mit einmal, anmuthig überraſcht, in einem lieblichen abgeſchiednen Thale, durch welches ein Bächlein ſich mit

ſchnellem Lauf in den Loch hinſchlängelte; die Ufer ſind mit Birken reich bekleidet, und hohe Berge umgränzen das Thal von allen Seiten. Sodann erſtiegen wir den Berg Seechuim.n oder Cummin's Sitz, auf deſſen Gipfel wir mehrere kleine, aber reizende Seen ſahen, dergleichen mancher Landbeſitzer ſich zur Verſchönerung ſeiner Anlagen wünſchen dürfte. Der Eine, größer als die übrigen, Loch-Tarf genannt, hält etwa drey Meilen im Umfang; mehrere kleine Inſeln verzieren ihn, die theils mit Bäumen bedeckt, theils mit Gebüſch und purpurfarbiger Heyde bewachſen ſind. Der See hat einen Ueberfluß an Forellen. Es iſt erwähntermaßen die Quelle des Fluſſes Tarf, der die Waſſer des Sees ſowol, als mehrerer kleiner mit ihm ſich vereinigender Flüſſe in den Loch-Neß ausgießt. Die Seiten dieſer Berge geben den zahlreichen Schaafheerden, die wir auf ihnen weiden ſahen, ein vortreffliches Futter. Von dem Berge ritten wir allmählich längſt eines wilden Moores hinunter, wo wir mehrere der Karren oder Schleifen ſahen, deren man ſich in dieſem Lande zum Transport des Torfs bedient. Sie haben keine Räder, ſondern zwey hinten vorſpringende Arme, welche auf dem Boden ſchleppen, während die Pferde das andre Ende in die Höhe halten. Sie ſind ſehr plump und ſchlecht gemacht; denn das Pferd hat nicht bloß den Karren zu ziehen, ſondern auch einen Theil der Laſt zu tragen. Dieſe Karren oder Schleifen ſind mehreren Gegenden der Hochlande eigen. Das Geſchirr iſt um nichts beſſer, als das Fuhrwerk: der Zaum beſteht aus geflochtnen Birkenzweigen; ein etwa ellenlanger Stecken, der mit Riemen unter dem Schweif des Pferdes befeſtigt iſt, dient ſtatt des Schwanzriemens;

der Sattel iſt ein grobgeſtopftes Kiſſen, das ebenfalls mit gedrehten Birkenzweigen oder härnen Reifen feſt gemacht wird.

So wie wir weiter ritten, ward das Land höchſt romantiſch. In allen Richtungen thürmten ſich wilde Granitgebirge, deren röthliche Rücken durch die beſtändig niederſtrudelnden Ströme gänzlich entblößt ſind. Dieſe wilden Waſſer waſchen faſt alle Erde von den Bergen in die Ebene herab, ſo daß jene mit der Zeit aus bloßen nackten Felſen beſtehen werden. Die Berge Morvens, welche in den Tagen Fingals und Oſſians mit Wald und Erdreich bedekt waren, ſind jezt größtentheils von beyden entblößt *).

Nachdem wir einige Meilen zwiſchen dieſen Bergen gereiſet waren, ſezten wir über den Fluß, oder, wie

*) In dieſer Gegend, um Badenoch herum, gab es weitläuftige Shealings oder Weideplätze, welche die Einwohner zur Sommerszeit mit Weib und Kind und allen ihrem Vieh, auf ächt patriarchaliſche Weiſe zu beziehen pflegten. Es war nichts ungewöhnliches, auf ganze wandernde Gemeinden zu ſtoßen, deren Kinder in Körben lagen, die von Pferden getragen wurden; ein Korb mit einem Kinde hing gewöhnlich auf jeder Seite des Pferdes; war nicht mehr als ein Kind vorhanden, ſo diente ein Stein in dem einen Korbe, das Gleichgewicht zu erhalten. In Hütten, die aus Raſen aufgeführt wurden, wohnten dieſe Leute nun, und machten während der ſchönen Jahrszeit Butter und Käſe. Dergleichen Melkhütten ſind in den meiſten bergichten Gegenden gemein. Pennant fand dergleichen in Glen-tilt und auf Jura. In Wales hießen ſie Hafodtai, oder Sommerhäuſer, auf den Schweizeralpen Sennhütten. Wenn das Gras auf dieſen Shealings knapp ward, kehrten die Leute zu ihren eigentlichen Wohnſitzen zurück, wo das Gras mittler-

man hier zu Lande saat, über das Waſſer Foyers, und ritten an deſſen Ufern hin durch ein Thal, als romantiſcher ſich keines denken läßt. Die Ufer des Fluſſes ſowol als die Seiten der Berge waren mit Thränenweiden bedeckt; hie und da zeigten die Berge ihre nackten Stirnen, von welchen hohe Felsſtücke herab ins Thal geſtürzt waren. Als wir aus dieſer Schlucht hervortauchten, dreyzehn Meilen ohngefähr von Fort Auguſtus, erblickten wir abermals den Loch-Neß. Durch einen Luſtgang von Thränenweiden gelangten wir zu zweyen rohen Pfeilern, von welchen wir einen Vogelblick (a bird's-eye view) auf die tobende Cataraкte, die der Fall von Foyers heißet, hatten. Dieſer Anblick iſt im höchſten Grade frappant; da wir jedoch den berühmten Fall aus einem vortheilhaftern Standpunkt zu betrachten wünſchten, ſo ritten wir durch den Weidenwald weiter bis zur ſogenannten Generalshütte, die an den Ufern des Loch-Neß, ohngefähr auf der Mitte des Wegs, liegt, und eine köſtliche Ausſicht auf den See beherrſcht.

Als General Wade die militairiſche Straße in Aufſicht hatte, ließ er hier ein kleines Haus bauen, das nachher zum Gaſthof diente; auch das jetzige Wirthshaus liegt in dieſer Gegend, und heißt noch immer die

weile gewachſen war. War dieß abgeweidet, ſo zogen ſie wieder auf die Shealings, welche wandernde Lebensweiſe ſo lange als der Graswuchs dauerte. Wenn das bischen Korn, was ſie zu ſäen pflegten, reif war, ſo eilte alles von den Bergen herunter, um die kleine Erndte in Sicherheit zu bringen, worauf ſie dann gewöhnlich noch einmal zu den Shealings zurückkehrten, und ſie nicht eher verließen, als bis der Schnee ſie vertrieb.

Generalshütte. Hier ließen wir unsre Pferde, und wurden von dem Wirth zu den Fällen geführet.

Wir besuchten zuerst den obern Fall, welcher gegen anderthalb Meilen von dem Hause entfernt, und beynahe eine halbe Meile oberhalb des Falles liegt, welchen wir von der Straße gesehn hatten. Der Fluß Foyers, von allen Seiten durch hohe Felsen eingeengt, stürzt sich hier mit großem Ungestüm herunter, und bildet eine schöne Katarakte. Ein wenig unterhalb des Falls ist durch den Eigenthümer, Fraser of Foyers, ein Bogen hinüber geworfen worden, um den Fall von dort zu betrachten; da wir aber einen noch vortheilhaftern Standpunkt zu entdecken hofften, so klommen wir nicht ohne Schwierigkeit die steilen Felsenwände hinunter, von wannen wir dann auch wirklich den Fall in seiner Vollkommenheit erblickten. Die Brücke und die Felsen bilden einen schönen Rahmen oder Vordergrund, hinter welchem in einer Ferne von ohngefähr zwanzig Ellen der erste Theil des Falles erschien; der zweyte und wichtigste Sturz war uns einige wenige Ellen näher, und der niedrigste beynahe unter dem Bogen.

Unser Wegweiser war zugegen, als von diesen Fällen sehr genaue Ausmessungen aufgenommen wurden. Es sind folgende:

Vom Bogen der Brücke bis zur Oberfläche des Wassers, nach dem niedrigsten Theil des Falles	200 Fuß.
Höhe des Falles	70 Fuß.

Die Brücke ist erst vor ohngefähr zwölf Jahren erbauet worden. Vorher gab es keine andre Passage über den

Strom, als jenen plumpen Alpensteg, der aus einigen über die Felsen geworfnen Pfählen bestand, die man mit Rasen bedeckt hatte. Die Landleute pflegten zu Fuß hinüberzugehn, gewiß aber muß auch dem festesten Kopf, der zu Scenen dieser Art nicht gewöhnt gewesen, auf dem halsbrechenden Steg geschwindelt haben. Ohngefähr drey Jahre vor Erbauung der jetzigen Brücke trug es sich zu, daß ein benachbarter Pächter auf dem Heimwege von Inverneß in der Generalshütte einsprach, um sich vor dem unfreundlichen Wetter zu schützen, und gegen die zunehmende Kälte durch einen kräftigen Schluck zu verwahren. Zufälliger Weise traf er hier einen alten Bekannten, mit dem er sich so fort in das Gespräch von den ehemaligen Zeiten vertiefte, ohne grade die Gläser zu zählen, die in der Wärme des Gesprächs in den Magen hinabgeschüttet wurden. Der Schnee fuhr mittlerweile fort, in dicken Flocken zu fallen, während die beyden Freunde ruhig am erquickenden Feuer saßen. Als endlich die Dünste des Whiskey die Gehirne benebelt, und die Lebensgeister zu einer ungewöhnlichen Höhe geschwellet hatten, entschloß unser Mann sich, zu Hause zu reiten. Mechanisch nahm er den Weg des Steges, den er zu Fuß zu gehn gewohnt gewesen, und zwang sein sträubendes Pferd, ihn hinüber zu tragen. Am folgenden Morgen erinnerte er sich des Vorgefallnen auf eine dunkle Weise, glaubte aber, da die Sache unmöglich schien, es habe ihn geträumt. Die Wahrheit auszumitteln, war nicht schwer, da der Grund mit Schnee bedeckt war; er ging also hin, und als er die Fußstapfen des Pferdes auf der Brücke wahrnahm, entsetzte er

sich so heftig über die Gefahr, der er sich bloß gestellt, daß er krank ward, und bald darauf starb.

Auf dem Wege nach dem untern Fall zeigte unser Führer uns eine Höhle von beträchtlicher Größe neben dem Flusse, worein die Freybeuter in unruhigen Zeiten sich zu flüchten pflegten. Auf den Fall, daß der Hauptseingang entdeckt werden möchte, gab es noch einen Ausgang nach der Gegend des Wassers.

Folgende Ausmessungen haben wir von unserm Wegweiser.

Von der Spitze der Felsen bis zur Oberfläche des wiedernuhig gewordnen Wassers sind	470 Fuß.
Die Höhe des Falls in einem ununterbrochnen Sturz beträgt	207 —
Von der Gegend, wo das Wasser aus dem Felsen hervorzubrechen scheint, bis zum Anfang des ununterbrochnen Sturzes sind	5 —
So daß die ganze Höhe des Falls berechnet werden kann zu	212 —

Diese ganze Felsenwand herab stürmt der Strom in einem einigen ununterbrochnen Sturze weiß wie Schnee und mit einem donnerähnlichen Getöse in den Abgrund herunter. Aus der gährenden Wassermasse steigt ein beständiges Gesäusche auf, das den Zuschauer umhüllt, und bis auf eine beträchtliche Weite fortwirkt.

Der Dichter Burns entwarf folgende lebhafte Schilderung des Falls an Ort und Stelle mit der Bleyfeder.

Durch Waldgestrüpp und wilde Hendeberge
Crauert die trübe Fluth der laute Fevers,
Bis er, zerschellt von hundert Felsenzacken,
Hinunter taumelt in die dunkle Tiefe.
So tief der Strudel drunten schäumt und gährt,
So hoch fliegt wieder der versöhnte Dunst.
Schau wie die Schaumwand niederschießt den Fels!
Hoch wie der Echo Ohr ihr Donner sprengt!
Nur dunkel dämmert durch den grauen Duft
Und ewgen Regen die behaarte Grotte.
Hervor braust rastlos der unbändge Strom,
Und ewig drunten kocht der graufe Kessel.

Es ist dieß unstreitig einer der höchsten Fälle in der Welt, und auch die Menge des herabfallenden Wassers ist beträchtlich. Es ist ein grosses erschütterndes Schauspiel, welches zu sehen, den Abstecher von Fort William hieher überflüßig belohnt. Im Niagara zwar stürzt eine unermeßliche Wassermasse hinunter; dagegen aber beträgt die Höhe des Sturzes nicht viel mehr als die Hälfte von diesem *).

Nachdem wir unsre Neugier in Ansehung dieser berühmten Fälle befriedigt hatten, kehrten wir zur Generalshütte zurück. Hier fanden wir unsern Wirth und Führer, der, während Herr Bates seine Skizzen machte, uns verlassen hatte, das Geschäft des Stallknechts verrichten; nachdem er die Pferde gebührend besorgt hatte, ging er ins Haus, um den Koch zu machen; als wir ankamen, hatten wir ihn im Garten arbeiten sehn, daß also dieser ehrliche Mann fast alle ursprüngliche

*) Nämlich 120 Fuß.

Stände der Gesellschaft in seiner alleinigen Person zu repräsentiren taugte. Während das Mittagessen bereitet wurde, schlenderten wir an den Ufern des Loch-Neß herum. Dieser See ist zwey und zwanzig Meilen lang und eine bis drittehalb Meilen breit, die Tiefe in der Mitte beträgt 60 bis 133 Faden. Nach anhaltenden Regengüssen, wie auch, wenn der Schnee schmilzt, steigt er bis acht und zehn Fuß senkrechter Höhe über seinen gewöhnlichen Paß. Die Spitzen von Torr und Foyers ausgenommen ist er selbst an den Seiten so tief, daß ein Schiff von der Linie beyde Ufer entlang von einem Ende bis zum andern segeln könnte. Die hohen Berge, von denen er im Norden und Süden umgränzt wird, gewähren dem, der auf dem See schiffet, eine anmuthige Aussicht von Wald, Weide, Flüssen und Bächen, steilen Bergwänden und schroffen Abstürzen. Dieß große Wasserbecken ist reichlich mit Fischen versehen; Forellen von drey bis vier Pf. Gewicht werden häufig darinn gefangen. Auch stürzt der Lache bey hohem Wasser zum öftern durch die Conivet in den Fluß Neß herüber.

Das Wasser des Sees wird für so gesund gehalten, daß man es auf dreißig Meilen in die Runde holt und holen läßt; es ist jedoch nicht im mindesten mineralisch, wohl aber äußerst mild und rein. Es gefriert auch in den strengsten Wintern nicht; eine sattsam erwiesene Thatsache, die Dr. Johnson bezweifelt, wiewohl dasselbige von allen großen und tiefen Seen gilt. Johnson, der freilich ein besserer Philolog als Naturkundiger war, kann nicht begreifen, wie die Tiefe des Wassers das Gefrieren hindern könne. Folgende ganz einfache

Erklärung reicht indessen hin, die Erscheinung begreiflich zu machen, daß tiefe Seen ungleich schwerer zufrieren, als seichte, wenn auch weitläuftigere Wassersammlungen. Indem die kalte Winterluft über die Oberfläche des Wassers hinstreift, beraubt sie solches seiner Wärme, und verdichtet es. Jetzt, da es specifisch schwerer geworden, sinkt es an den Boden des Teichs, wogegen das wärmere und lockere Wasser in die Höhe steigt, und dessen Stelle einnimmt. Diese Ortsveränderung muß so lange statt haben, bis die gesammte Wassermasse beynahe den Gefrierpunkt erreicht, eher kann der See nicht zufrieren; hat der See aber eine beträchtliche Tiefe, so ist kein Winter lang genug, einen solchen Erfolg zu bewirken. Wasser, das aus dem See herausgeschöpft ist, gefriert sehr leicht, wie von seiner Nemigkeit zu erwarten war.

Dieser See wird zum öftern von heftigen Winden bewegt, welche mit Ungestüm von Westen nach Osten blasen; eine Folge des Luftstroms, der, während seines Durchgangs durch den großen Glen eingeengt und verstärkt, das Gewässer des Sees zu hohen Wogen thürmt, welche sich mit Heftigkeit an den schroffen Gestaden brechen. Allein gleich andern großen Seen geräthen seine Gewässer auch zu solchen Zeiten in die gewaltsamste Erschütterung, wo keine außerordentliche Luftströmungen vorhanden sind, welche seine Oberfläche beunruhigen könnten.

Am ersten November 1733, als das große Erdbeben zu Lissabon statt hatte, ward dieser See, grade wie dem Loch-Lomond oben beschriebenermaßen wiederfuhr, auf die außerordentlichste Weise umgerüttelt. Das Wasser stieg

mit Schnelligkeit, und ergoß sich den See hinauf von Osten zu Westen mit solchem Ungestüm, daß die Wellen mehr denn zweyhundert Ellen den Fluß Oich hinauftrieben, und sich an seinen Ufern drey Fuß hoch über dessen gewöhnlichem Wasserpaß brachen. Eine volle Stunde dauerte dieß Ebben und Fluthen, worauf eine ungleich größere Welle als die vorigen den Fluß heraufkam, an dessen nördlichem Ufer sich brach, und dasselbe dreißig Fuß weit überschwemmte. Ein mit Strauchholz geladenes Boot, das nicht weit von der Generalshütte lag, ward dreymal ans Ufer geworfen, und dreymal zurück gerissen; das letztemal ward das Ruder zerbrochen, das Holz herausgeschmissen und das Boot blieb, mit Wasser angefüllt, am Ufer liegen. Auf dem Lande spürte man nicht die geringste Erschütterung.

Nachdem wir die Generalshütte verlassen hatten, ritten wir längst der romantischen Ufer des Sees durch einen Lustgang von Birken hin; diese, und die beständig abwechselnden Ansichten des schönen Sees machten den Ritt sehr angenehm. Eine Viertelmeile etwa jenseit des Gasthofs liegt der Begräbnißplatz. Hier stand auch ehmals die Kirche, die aber anjetzt, zu größerer Bequemlichkeit der Eingepfarrten, über Foyers hinaus verlegt worden ist.

An der andern Seite des Loch-Neß sahen wir die Ruinen des Castells Urquhart auf einem steilen, in die See hineinspringenden Vorgebirge, eine reizende und romantische Lage, aus welcher der ganze schöne Wasserspiegel von einem Ende bis zum andern sich überschauet. Dieß ehrwürdige Monument des Alterthums war einstens ein Ort von Festigkeit und von Bedeutung. Der See

befrühlt die öſtliche Mauer; die drey andern Seiten aber waren mit ſtarken Bollwerken, mit einem Graben und einer Zugbrücke befeſtigt; innerhalb der Mauern gab es Gebäude und Bequemlichkeiten für fünf bis ſechshundert Menſchen. Es war ein königliches Fort, und ward im Jahr 1509 von Jacob dem vierten ſammt dem Erbe und der Landſchaft von Urquhart dem Laird von Grant verliehen, deſſen Familie es noch jetzt beſitzt. Einige Zeit vor dieſer Belehnung beſaßen die Lairds von Grant das Caſtell und die Ländereyen von Urquhart als Kämmerlinge der Krone. Abercrombie, der Geſchichtſchreiber, bemerkt, daß König Eduard der Erſte von England dieß Fort im Jahr 1300 bezwang, und Alexander Bois ſammt ſeiner Beſatzung, die ſich heldenmüthig gewehrt hatten, unedlerweiſe hinrichten ließ. Dreiſſig Jahre ſpäter ward das Caſtell von Robert Lauder, ſeinem Commendanten, gegen die Engländer, die damals den Robert Baliol unterſtützten, behauptet.

Die Felſen, welche von der Generalshütte an mehrere Meilen längſt des Weges liegen, ſind von der Art der Obanſchen Puddingſteine; doch ſind die Kieſel im Ganzen kleiner, und der Mörtel ſcheint aus einer röthlichen Lava zu beſtehen.

Aus der ſchönen Birkenallee gelangten wir in eine andre von Haſeln, welche einige Meilen lang war, und uns, ſo wie Johnſon, an die Engliſchen Baumgänge erinnerte. Dieſe hier hingen voll Nüſſe. Nicht weit vom Ende des Sees paſſirten wir zur Rechten die Kirche und das Dorf Doves. Hier ergießt ſich der See in den Fluß Neß, welcher bey Inverneß ins Meer fällt.

Seit Fort William waren wir nun in Einem weg in dem großen Glen gereiſet, welcher Schottland in zwey Theile theilt, und, wie der Leſer bemerkt haben muß, mit Seen beynahe angefüllt iſt. Dieſe große Oeffnung heißt Glen-more, oder der große Glen; bisweilen auch Glenn-more-na h'alabin, oder der große Glen von Caledonien. Ein kaum zu berechnender Gewinnſt für das gemeine Weſen wurde es ſeyn, wenn zwiſchen dem Murray Firth zu Inverneß und dem Arm des weſtlichen Oceans, der bis Fort William heraufreicht, eine Gemeinſchaft zu Waſſer eröffnet würde. Die Natur hat ein ſo wohlthätiges Werk beynahe vollendet; denn die ganze Strecke mißt in grader Linie ohngefähr funfzig Meilen, wovon die ſchiffbaren Seen Loch-Neß, Loch-Oich und Loch-Lochy beynahe vierzig einnehmen. Herr Knox hat die Länge der Linie folgendermaßen angegeben.

Loch-Lochy	—	—	10 Meilen
— Oich	—	—	4 —
— Neß	—	—	22 —
			36 Meilen.
Fluß Lochy	—	—	7 Meilen
— Oich	—	—	5 —
— Neß	—	—	8 —
Land	—	—	2 —
			22 Meilen.

Sonach beſtänden 36 Meilen dieſer Linie aus Seen, die auch für große Schiffe fahrbar ſind, 20 aus Flüſſen, die mit leichter Mühe fahrbar gemacht werden könnten, und 2 aus Land. Die Koſten eines Canals, der dieſe

22 Meilen durch in einer Breite von 70, und einer Tiefe von 10 Fuß geführt werden müßte, ſchlägt Knox zu 164000 Pf. an, keine große Summe in Wahrheit, wenn man ſie gegen die dadurch zu erreichenden Vortheile hält. Privatunternehmer möchten freilich zu Anfang ihre Rechnung dabey nicht finden. So liegt es denn der Regierung ob, ein Werk auszuführen, das eine Wohlthat für das Ganze ſeyn würde.

Eine kurze Ueberſicht der Vortheile, welche aus der Vereinigung der beyden Meere entſpringen würde, ſtehet hier am rechten Orte.

Alle, welche von Inverneß nach dem Sund von Mull ſegeln, würden mittelſt dieſes Canals einen Weg erſparen von mehr denn	200 Meilen.
Von Buchanan bis eben dahin	127 —
Fahrzeuge, die in Jahrszeiten, wo das Pentland-Firth nicht beſchifft werden kann, um die Orkaden herumſegeln müſſen, würden erſparen	187 —

Schiffe, die gegen neun Fuß Waſſer hielten, würden mit der größten Sicherheit von Inverneß bis Fort William in drey Tagen ſegeln können; kleinere in noch kürzerer Zeit. Die Schifffahrt durch das Pentland-Firth dauert im Durchſchnitt 14 Tage, bisweilen ganzer zwey Monate.

Sobald den großen weſtlichen Fiſchereyen und den Hebriden ein ſolcher Weg eröffnet würde, ſo würde unverzüglich eine neue Art von Handel und Verkehr entſtehen. Märkte von wechſelſeitiger Erſprießlichkeit würden

beyde Ufer beleben, und allen zu thun geben, welche eine nützliche Betriebsamkeit dem Mangel und Müssiggang vorziehen, deren es denn in diesen Gegenden mehrere Tausende giebt.

Auch sind die Hochlande es nicht allein, welche einer solchen Vereinigung der beyden Meere beduerfen. Ostwärts von Inverneß bespühlt der Murray-Firth eine Küste von 10½ Meilen bis Buchanneß, dem östlichen Ende von Aberdeenshire.

Das Clima längst der Ufer des Murray-Firth ist mild und der Boden fruchtbar, welches aus der Getraidezufuhr nach Glasgow und den Hebriden erhellt. Auch hat das Land einen Ueberfluß an Eisen und Bley; der See ist ergiebig an Fischen, vornehmlich am Lachs. Außer den am Ufer des Murray-Firth gelegenen Districten giebt es auch mehrere ausgedehnte Thale, welche tief ins Land hinein in manchen mahlerischen Krümmungen sich durch die hohen Berge durchwinden, mit deren düsterem Heidegewand das Grün der Gründe einen lieblichen Abstich bildet.

Allein so reichlich auch diese Thale und Ufer mit einem betriebsamen Volk nicht nur, sondern auch mit Land- und Seeproducten gesegnet sind, so ist doch ihre Lage in gewisser Hinsicht äußerst nachtheilig. Die Grampian-Gebirge nämlich bilden eine fast unzugängliche Kette von Aberdeen bis zum Loch-Lomond. Diese Kette, die das Königreich beynahe von Meer zu Meer durchkreuzt, schneidet die nördlichen Gegenden zur Winterszeit von allem inländischen Zusammenhang mit dem Süden und Westen ab; auch erlauben die engen

ſteilen Päſſe nicht einmal im Sommer die Verführung der Guter.

Aller kaufmänniſche Verkehr mit den weſtlichen und ſüdweſtlichen Theilen des Königreichs muß daher mittelſt der langen, langweiligen und ſehr gefährlichen Schiffahrt über den Pentland-Firth geſchehen; alle Fahrzeuge, welche des Heringsfangs halber nach den Hebriden ſegeln, oder von dannen zurückkommen, müſſen dieſelbe Schiffahrt wagen; im Winter aber, wo der Hering grade am größten und zum Einſalzen am tauglichſten iſt, iſt auch dieſer Weg ihnen verſchloſſen.

Mit denſelben Schwierigkeiten haben auch die Einwohner der weſtlichen Hochlande zu kämpfen, die von der öſtlichen Küſte das nöthige Korn und Mehl holen müſſen, was ihre vaterländiſchen Berge nicht in hinlänglicher Menge erzeugen; was aber Irland ihnen ſchon öfter verſagt hat, und auch in Zukunft verſagen möchte.

Alle Schiffe, die von Irland und der weſtlichen Küſte Englands nach der Oſtküſte, nach Holland oder der Oſtſee gehn, könnten ihre Reiſe mit Erſparung eines Drittheils an Zeit und mit weit größerer Sicherheit vollenden. Alle Weſtindiſche und Amerikaniſche Kauffahrer aus dem Oſten Schottlands und der nordöſtlichen Küſte Englands könnten dem weitläuftigen und gefahrvollen Umweg über das Pentland-Firth entgehn, und ſich in Kriegszeiten zu Inverneß oder Fort William unter dem Schutz von Feſtungen und Häfen verſammeln, welche mit Recht unter die ſicherſten und geräumigſten des Königreichs gerechnet werden könnten. Eine oder zwey Fregatten, die im Murray-Firth zwiſchen Peterhead und Fort-George, noch eine oder zwey, die zwiſchen

dem Sund von Mull und der Küste von Irland lägen, würden unserm Handel in diesen Quartieren mehr Schutz gewähren, als jetzt, da die Schifffahrt um den Norden herum so ausgebreitet und zerstreut ist, ungleich mehrere vermögen.

Noch giebt es eine Menge andrer Umstände, woraus der Nutzen dieser Schifffahrt mit mehrerem erhellen würde. Hoffentlich wird sie über lang oder kurz eröffnet werden; ein Unternehmen, das die Natur offenbar beabsichtigt und fast vollendet hat, wie denn auch die gänzliche Ausführung desselben zu den wichtigsten und glorreichsten Anstalten gehören wird, die je in dieser Art in England unternommen wurden.

Da die Erndte in diesen Gegenden durch anhaltend kalte und nasse Witterung häufig fehlschlägt, so sind die Einwohner zuweilen in die äußerste Noth versetzt worden. Seit Einführung der Kartoffeln hat dieß jedoch nicht wieder Statt gehabt; und, wenn die Gemeinschaft zu Wasser eröffnet, wenn zu Fort Augustus und Fort-William gehörige Märkte errichtet würden, so könnte es kaum jemals wieder statt haben.

Im Jahr 1783 ward eine Theurung dieser Art durch die Regierung und die wohlthätigen Bemühungen der Kaufleute zu Inverneß verhütet. Das Hafermehl war zu einem ungeheuren Preise gestiegen, ward aber durch die Einfuhr beynahe auf den gewöhnlichen Preis herabgesetzt. Zu Ende des vorletzten Jahrhunderts war die Lage des Landes ungleich mißlicher; die Einwohner wurden einzig und allein ihren eignen Bestrebungen überlassen. Als einsens die Erndte aus Schuld des schlechten Wetters fehlschlug, hatten die Leute kein andres Saat-

korn, als das verdorbne Getraide des letzten Einschnitts. Dieß veranlaßte, daß auch die zweyte und selbst die dritte Erndte fehlschlug. Während dieser Theurung lebten mehrere Familien, die zu Clanes, nicht weit von Inverneß lebten, zwey Jahre lang von den Kräutern, die sie den Sommer über sammelten, ingleichen von dem Saamen des wilden Senfs, der in ihren Feldern häufig wuchs; dieser ward zu Mehl gemahlen, und hinderte sie den Winter über vorm Verhungern. Als aber auch der dritte Einschnitt fehlschlug, konnten sie es nicht länger halten. Sie verließen ihre Wohnungen in Masse, und kamen mit erbärmlichem Geschrey herab in die Ebene; hier weinten sie, bis sie nicht mehr konnten, umarmten einander, und zerstreuten sich sodann, die meisten, um nie einander wieder zu sehen. Jeder ging, wohin der Zufall, oder die Hoffnung, mitleidige Herzen zu finden, ihn führte; die Einen, um Dienste zu suchen, die meisten, um ihr Brod zu betteln. Das Weib verließ den Gatten, die Mutter die Kinder.

Daß gleich jammervolle Scenen auch nach dieser Zeit wieder vorgefallen seyn, erhellt aus Herrn Knox. Ein Herr, der sonst in den Hochlanden gewohnt hatte, erzählte diesem philanthropischen Reisenden, daß einstens, als grade eine ähnliche Theurung herrschte, ein armer Pachter aus einer fernen Gegend des Landes mit drey kleinen Pferden vor seine Thür gekommen sey, und ihn um Gotteswillen gebeten habe, ihm zu seiner Familie und einiger Nachbarn Erhaltung drey Bolien (anderthalb Drömt) Mehl zu überlassen, wofür er ihm ihren ganzen zusammengeschossenen baaren Vorrath, drey Guineen nämlich, abzutreten bereit sey. Der Gentleman hatte

noch einige Bollen übrig; da aber seine Nachbarn sich mit diesem Mann in gleicher Lage befanden, so konnte er ihm nicht helfen; rieth ihm aber, nach Inverneß zu gehn, wo in theuern Zeiten Korn eingeführt zu werden pflegte. Aeußerst niedergeschlagen zog der Mann ab; seine Pferde waren zu bloßen Gerippen abgehungert, und schienen wenig im Stande, außer sich selbst auch noch eine Last zu Hause zu schleppen. Binnen wenig Tagen zeiget der arme Mann sich wieder, und meldet dem Herrn, daß weder zu Inverneß noch in der umliegenden Gegend weder Korn noch Mehl zu haben sey, und daß seine Angehörigen und Nachbarn anjetzt gewiß mit Schmerzen nach ihm, und dem, was er ihnen mitbringen möchte, ausschauten. — Durch die Zeitung, daß auch zu Inverneß Mangel herrsche, ward des Gentlemans Lage mißlicher, als vorher; seine eignen Leute hatten unstreitig ein früheres Recht an seinen Beystand. So sah er sich denn genöthigt, dem armen Fremden eine Unterstützung abzuschlagen, die er ihm nur auf Kosten anderer hätte gewähren können.

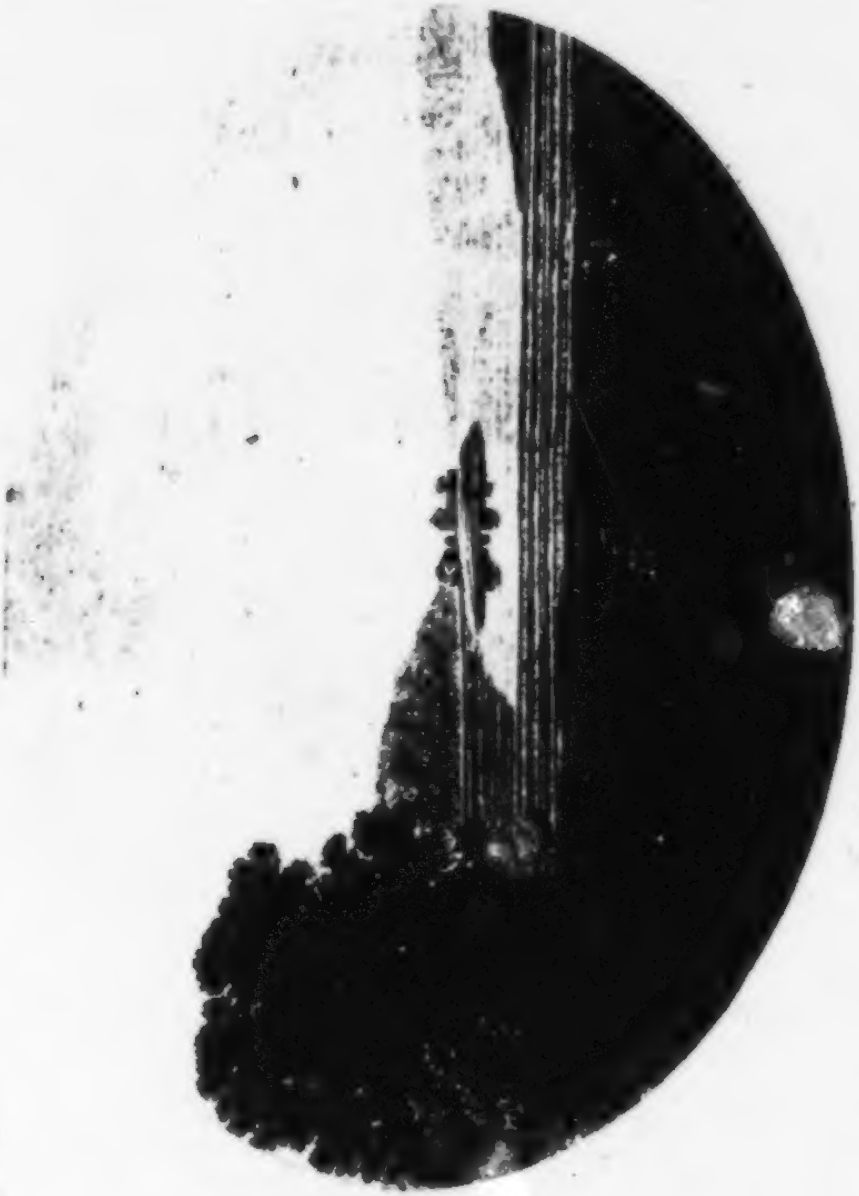
Bey diesem schrecklichen Ausspruch stürzten dem Mann die Thränen aus den Augen; in den rührendsten Ausdrücken stellte er vor, wie seinen Angehörigen und Nachbarn zu Muthe werden würde, wenn sie ihn mit leeren Händen zurückkommen sahen. „Gebt mir, sagte er, nur Einen einzigen Bollen, und ihr sollt den Preis von dreyen dafür haben. Hier, Sir, sind die drey Guineen; ich darf nicht ohne Mehl zurückkommen, wir müßen sonst alle miteinander umkommen, da ist kein Rath dafür.“ — Unfähig der einfachen Beredsamkeit des armen Mannes zu widerstehen, hieß der Gentleman

ihm einen Ballen Mehl geben, womit so wie mit seinem Gelde er den höchlich erfreuten und von Dankgefühl durchdrungnen Mann zu den Seinigen zurückschickte.

Es giebt in Britannien eine Pflanze, welche in grossem Ueberflusse zwischen der Heyde und dem Gehölz der Hochlande wächst, die ehemals sehr geschätzt, und auch noch jetzt gelegentlich von den Hochländern gebraucht wird; ich meine den Orobus tuberosus, oder knollige Bergerbse. Sie hat purpurfarbige schmetterlingartige Blumen, worauf eine Schote folgt, die ohngefähr zwölf schwärzliche Samenkörner, kleinem Schrote ähnlich, enthält. Die Wurzeln dieser Pflanze sind gesotten sehr schmackhaft und nährend; getrocknet und zu Mehl zerrieben, geben sie ein leidliches Brod. Sie wächst in Menge in den Gehölzen von Glenmore, wo die Hochländer sie sammeln, dörren und gelegentlich statt des Tobacks kauen. Sie sagen, einige Mundvolle davon schützen vor dem Hunger, daher sie sich gemeiniglich auf ihren Jagd- und Fischfang Expeditionen damit versorgen. Es läßt sich auch ein berauschendes Getränk daraus verfertigen.

Nachdem wir Lochneß verlassen hatten, und aus den Hasel- und Birkenwäldern hervorgetaucht waren, schien die ganze Gestalt der Landschaft verändert. Die schroffen Hochgebirge, zwischen welchen wir so lange gereiset waren, schrumpften zu sanften Anhöhen ein, und wir beurlaubten uns, für eine beträchtliche Zeit wenigstens, von jenen reizenden Wasserlabyrinthen, deren immer wechselnde Ansichten uns fast auf jeder Tagreise, seit wir von Dumbarton abgegangen waren, entzückt hatten. Die Straße war jetzt sehr gut, und führte durch weitläuftige

Tannenpflanzungen, die Herrn Fraſer von Bonham gehören. Von der Spitze einer Anhöhe ſahen wir Inverneß, die Hauptſtadt der Hochlande, ſehr zu ihrem Vortheile vor uns liegen. Ehe wir die Stadt erreichten, trafen wir auf den Fluß Neß, der aus der nordöſtlichen Ecke des Sees herausfließt. Mehrere feine dichtbewachſene Inſeln zieren den ſchönen Fluß, ehe er Inverneß erreicht. Er fließt langſam und majeſtätiſch dahin, und während ſeines ganzen ohngefähr acht Meilen langen Laufes beträgt ſein Fall kaum zehn Fuß. Eine Menge Wachholder wächſt zur Seite der Straße zwiſchen der Generalshütte und Inverneß; manche der benachbarten Hügel ſind faſt damit bedeckt. Alljährlich pflegt eine Schiffsladung von den Beeren von hier nach Holland geſchickt zu werden.



Thomas Garnett

Professors der Physik und Chemie zu Londo

Reise

durch

die Schottischen Hochlande und einen Theil der Hebriden.

Aus dem Englischen übersetzt

und mit Alexander Campbells Abhandlung über die Dicht- und Tonkunst der Hochländer wie auch über die Aechtheit der dem Ossian zugeschriebnen Gesänge vermehrt

von

Ludwig Theoboul Kosegarten.

Zweyter Band.

Mit zwey Kupfern.

Lübeck und Leipzig,

bey Friedrich Bohn,

1802.

BIBLIOTHEK DER LESEGESELLSCHAFT

I.

Inverneß. Beſchreibung der Stadt. Beſchreibung der dortigen Akademie. Abſchweifung über das Bedürfniß ähnlicher Unterweiſungsanſtalten für England. Herrſchende Krankheiten. Manufacturen. Theurung der Feuerung. Handel. Art ſich zu kleiden. Sprache. Feldbau.

Inverneß iſt eine große und wohlgebaute Stadt, die ohngefähr achttauſend Einwohner enthält. Die Häuſer ſind hoch und zum Theil geſchmackvoll. Man betrachtet ſie mit Recht als die Hauptſtadt der Hochlande, indem es im Norden keinen andern Ort von Bedeutung giebt. Es fehlt nicht an guten Gaſthöfen; der, worinnen wir unſer Quartier nahmen, gehört einer gewiſſen Mrs. Ettles. Die Bewirthung war anſtändig, die Aufwartung pünktlich und die Rechnung ſehr billig. Unſerm Quartier beynahe gegenüber, faſt im Mittelpunkt der Stadt, ſteht das Stadthaus, mit welchem das Gefängniß zuſammenhängt. Es iſt ein hübſches modernes Gebäude mit einem feinen Thurm, der in eine zierliche Kuppel ausläuft. Das Gefängniß iſt luftig, und wird ſehr rein gehalten.

Die Stadt wird von einem Provoſt, vier Bailifs und einem Zunftmeiſter (Dean of Guild) regiert, welchen der Staderath, der aus ein und zwanzig Mitgliedern beſteht, zugeordnet iſt. Jährlich wird der neue Rath von dem alten, ehe des Letzteren Sitzungszeit erlöſcht,

gewählet. Der neue wählt sodann aus seinem Mittel den Provoſt, die Baulifs und den Zunftmeiſter. Noch giebt es sechs Gilden von Handwerkern. Die übrigen Gewerbe sind nicht zünftig.

Unverzeihlich wäre es, der Akademie nicht zu gedenken, einer vortreflichen Anſtalt, die hier im Jahr 1790 errichtet wurde. Lange schon hatte die Gentry dieſer sowol als einiger benachbarten Grafſchaften das Bedürfniß eines zweckmäßigen Erziehungsinſtituts empfunden. Im Jahr 1787 ward eine Commiſſion niedergeſetzt, welche über die Art und Weiſe, wie eine ſolche Anſtalt am füglichſten eingerichtet werden konnte, berathſchlagen ſollte. Dieſe fing ſogleich einen ausgebreiteten Briefwechſel an. In allen Gegenden, wo ſich nur immer Landeskinder gebohrne mochten niedergelaſſen haben, in Schottland, England, Frankreich, Amerika, Oſt- und Weſtindien wurden Subſcriptionen eröffnet. Ein Stück Landes von etwa drey Acres ward angekauft, und ein geſchmackvolles Gebäude aufgeführt, das außer dem öffentlichen Verſammlungsſaal ſehr geräumige Gemächer zum Behuf der Claſſen, der Bibliotheken und des phyſiſchen Apparats enthielt. Ein Rector und vier Tutoren beſorgen den Unterricht.

In der erſten (oder unterſten Claſſe) wird das Engliſche grammatiſch gelehrt; in der zweiten Latein und Griechiſch; in der dritten die Rechenkunſt und das Buchhalten; in der vierten die Elemente des Euclides mit der Anwendung auf die ebene und ſphäriſche Trigonometrie; die Meßkunde der dichten Körper und der Oberflächen; die Geographie mit dem Gebrauch der Globen; die Schifffahrt und die nützlichſten Theile der Aſtronomie;

die bürgerliche, Schiffs- und Kriegsbaukunst; die praktische Geschützkunde; die Perspective und das Zeichnen. In der fünften oder höchsten Classe, die des Rectors ist, wird Natur- und Civilgeschichte, Experimentalphysik und Chemie gelehrt.

Der Rector hat ein Haus und einen kleinen Gehalt; auch die Tutoren genießen nur einen kleinen Gehalt, so daß sie, was ihren Unterhalt anlangt, hauptsächlich von den Honorarien der Classen abhangen, was sie um so aufmerksamer und fleißiger macht. Das Honorar der ersten Classe beträgt für jede Session sechs Schilling; das der zweiten zwölf Sch.; das der dritten eben so viel. In der vierten steigt es bis zu einer Guinee; in der fünften und höchsten bis zu anderthalb Guineen. Außerdem wird noch von einem jeden, der die Akademie benutzt, eine kleine Erkenntlichkeit an den Rector bezahlt.

Die Zahl der Studierenden beträgt gemeiniglich zwischen zwey und dreyhundert. Das Jahr wird in zwey Sessionen oder Semester getheilt, deren erstes am sechszehnten Julius anfängt, und am zwanzigsten December endigt; das zweite fängt am fünften Januar an, und endigt am zehnten Junius.

Die Directoren der Akademie sind der Provost, die Bailifs, der Zunftmeister, der Sheruf der Grafschaft und der Moderator des Presbyterii zu Inverneß. Die auf 50 Pf. subscribirten, sind Directoren für ihre Lebenszeit; die auf 100 Pf., dürfen ihre Direction vererben oder vermachen. Noch werden jährlich in der Hauptversammlung zu Michaelis fünf Herren aus der Grafschaft erwählt, und dem Directorio beygesellet. Auf Verlangen der Hochländischen Gesellschaft zu London ist eine Classe

zur Erlernung der Galischen Sprache eröffnet worden, deren Lehrer jährlich funfzehn Pf. von der Gesellschaft, und sechszehn von der Direction empfängt.

Dieß nützliche Institut erfreut sich mancher Vortheile. Inverneß liegt in der Mitte einer ausgedehnten Landschaft; die Stadt ist angenehm belegen, gesund und nicht zu groß; man speiset gut und nicht allzutheuer. Die populare Art, wie die Directoren gewählt werden, so wie der respectable Charakter der Männer selber, dient nicht wenig, die Anstalt in Athem zu erhalten, und Mißbräuche zu verhüten. Obgleich das Institut den Namen einer Akademie nicht führt, so leistet es doch ohngefähr alles, was man von einer solchen erwartet, indem alle Classen der Gesellschaft, die Gelehrten von Profession allein ausgenommen, ihre wissenschaftliche Bildung darin vollenden können. Auch die, welche für die Gelehrsamkeit benimmt sind, können hier ein vortreffliches Fundament legen, worauf sodann zu Edinburg und Glasgow weiter fortgebaut werden kann. Aberdeen und St. Andrews nenne ich hier geflissentlich nicht, weil die dortigen, übrigens höchst löblichen und empfehlungswürdigen Institute zwar den Namen der Akademien führen, im Grunde aber wenig mehr leisten als das Seminarium zu Inverneß, indem, die Theologie ausgenommen, kein Fakultätsstudium auf ihnen absolvirt werden kann.

Ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit zu bemerken, daß die Nordbritten weit richtigere und liberalere Begriffe von der Erziehung haben, als ihre südlichen Nachbaren; und es wäre gewiß zu wünschen, daß so manche große Schule in England, worinnen, trotz der verschwenderischen Ausstellung, weiter nichts gelehrt

wird, als die todten Sprachen, nach dem Muſter der Schottiſchen Akademien und Univerſitäten möchte umgemodelt werden. Als dieſe Schulen geſtiftet wurden, waren dieſe Sprachen freilich unentbehrlich; ſie, die den einzigen Schlüſſel enthielten, der dem Liebhaber die Schätze des Alterthums aufſchloß.

Als die dicke Finſterniß, die ſich nach dem Untergange des Römiſchen Reichs über Europa gelagert, und beynahe jeden Strahl der Wiſſenſchaft ausgelöſcht hatte, nach und nach verzogen war, fand es ſich, daß eine Menge Schriften der Griechen und Römer dem allgemeinen Schiffbruch entronnen ſey; dieſe verehrte man als den Inbegriff alles menſchlichen Wiſſens. Durch die Erfindung der Buchdruckerey wurden ſie in kurzem allgemein verbreitet. Jahrhunderte lang galt Ariſtoteles Philoſophie für das Non Plus Ultra des menſchlichen Forſchens. Wollte man zu dieſen Schätzen den Zugang gewinnen, ſo mußte man allerdings die alten Sprachen lernen. Heut zu Tage aber, wo wir nicht nur in Anſehung der Erfahrungswiſſenſchaften weit über den Alten ſtehen, ſondern auch die beſten Schriften der Letzteren in die neuern Sprachen überſetzt ſind, gereicht die Kenntniß des Griechiſchen und Lateiniſchen mehr zur Zierde, als daß ſie grade noch weſentlich nothwendig ſeyn ſollte. Iſt es daher nicht weit zweckmäßiger, den Geiſt der Jugend mit Sachen zu bereichern, als mit Schällen? Statt das jugendliche Gemüth grade in dem geiehrigſten Alter ſieben Jahre nach einander mit dem Griechiſchen und Lateiu zu plagen, wäre es nicht unendlich zuträglicher, ſelbiges in der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Meßkunde, Mechanik und andern Zweigen der Experimentalphyſik, haupt-

sächlich in der Chemie zu unterweisen, einer Wissenschaft, deren wohlthätiger Einfluß fast in jedem Beruf und jeder Lebenslage spürbar ist? Der Landmann bedarf ihrer nicht minder, als der Apotheker und Färber. Ihre Erlernung ist gar so schwer nicht, und eine frühzeitige und gründliche Bekanntschaft mit ihren Principien würde zu Entdeckungen führen, als nützlicher kaum jemals welche gemacht wurden. Gleich wichtig wäre es, daß die, welche für die mechanischen Künste bestimmt sind, auch in den Principien der Mechanik unterrichtet würden. Ohne diese Kenntniß ist an keine wesentliche Verbesserung ihrer Kunst zu denken; es kann begegnen, daß sie zufälligerweise auf neue Erfindungen gerathen; aber nie werden sie ihnen bis zu den wahren Gründen nachspüren können.

Sollen einmal Sprachen erlernt werden, so mögen es die neueren seyn, das Französische, das Deutsche, das Italienische, worinnen nicht nur manches nützliche Buch geschrieben, sondern auch der meiste Verkehr getrieben wird. Keineswegs ist es meine Meinung, die alten Sprachen gänzlich aus den Schulen verbannen zu wollen; ich möchte sie nur mehr wie einen ergänzenden Theil als wie den Hauptgegenstand der Jugendbildung betrachtet wissen. Dem Gelehrten von Profession sind sie einmal nothwendig. Die Rechtswissenschaft und Heilkunde gebrauchen eine Menge Ausdrucke, die nur aus diesen Sprachen abgeleitet werden können. Liberale und erleuchtete Männer geben jedoch eben jetzt damit um, auch diese Wissenschaften von dem scholastischen Jargon zu reinigen, der ihre Schönheiten seit so vielen Jahrhunderten vor den Blicken der Menge versteckt hat. Dem Gottesgelehrten zwar wird man die Kenntniß dieser

Sprachen so wenig als des Hebräischen jemals erlassen können, damit er die arbeitigen Quellen der Offenbarung in ihrer Reinigkeit zu Rathe ziehn, und weder durch die Verfälschungen unwissender Dollmetscher, noch die Einschiebsel betrügerischer Fanatiker irre geführt werden möge. Wenn aber die Medizin und das Recht erst ihrer Kunstsprache werden entbürdet seyn; wenn der Studierende, statt den besten Theil seiner Zeit an die Erlernung der todten Sprachen zu verschwenden, sich in den neueren festsetzt; wenn besonders der künftige Arzt in der Mathese, Naturgeschichte und Physik einen guten Grund legt: so wird er bald zu einer grundlichern Kenntniß seines Fachs gelangen, als gemeiniglich geschieht. Zu Inverneß äußert sich schon lange ein Geist der Freyheit und Strebsamkeit. Wie nützlich die neuerrichtete Akademie sey, wird in der nächsten Generation sich bewähren.

Außer dieser Akademie giebt es noch andre Schulen und mildthätige Stiftungen. Eben jetzt ist eine Subscription eröffnet, und zwar mit dem besten Erfolg, aus deren Ertrag ein Krankenhaus, dergleichen die nördlichen Grafschaften gar sehr bedürfen, errichtet werden soll. Ein vorzüglicher Arzt der Stadt berichtete mir, daß Krebsgeschwüre in dieser Gegend sehr gewöhnlich wären, hauptsächlich unter der arbeitenden Volksclasse. Er erklärte solches aus der Lebensart dieser Leute, und dem häufigen Gebrauch des Whisky. Das Uebel greift hier hauptsächlich die Lippen, die Zunge und die Nase an. Da nun grade diese Theile beym Branntweintrinken unmittelbar berührt werden, so ist es möglich, daß durch dessen übermäßigen Gebrauch ihre Reizbarkeit gehemmt wird, wodurch Verhärtungen entstehen, die dann endlich

in dieſe ſcheußliche Krankheit übergehn. Ob ſelbige überhaupt in den Hochlanden, oder nur in dieſen Gegenden gemein iſt, kann ich nicht ſagen, indem ich ſeitdem keinen hochländiſchen Arzt geſprochen habe, der mir darüber einige Auskunft hätte geben können.

Die vornehmſten Manufacturen zu Inverneß ſind die, worinnen Hanf und Flachs verarbeitet wird. Erſtere, die vor 40 Jahren eingerichtet wurden, beſchäftigen anjetzt mit Spinnen und Weben gegen tauſend Männer, Frauen und Kinder. Der Hanf wird aus der Oſtſee eingeführt, und zu Segeltuch und Packleinwand verarbeitet, in welcher Geſtalt er in mehrere Gegenden Britanniens, wie auch nach Oſt- und Weſt-Indien verſandt wird. Die Weißgarn-Manufactur beſteht ſeit etwa zwanzig Jahren. Die verſchiednen Zweige dieſes Geſchäftes, das Hecheln, Spinnen, Haſpeln, Bleichen und Färben beſchäftigt nicht weniger denn zehntauſend Individuen in der Stadt und umliegenden Gegend. Die Geſellſchaft hält hier und in den benachbarten Grafſchaften mehrere Agenten, welche über die Spinnereyen die Aufſicht haben. Auch der Flachs wird meiſtens aus der Oſtſee geholt, und der größte Theil des Garns nach London verſandt, von wannen es durch mehrere Gegenden der Welt zerſtreut, und überall ſehr geſchätzt wird.

Auch die Baumwollenmanufacturen haben hieher ihren Weg gefunden, und gedeihen recht gut. Noch giebt es eine bedeutende Manufactur von gegerbtem Leder. Ueberhaupt iſt Inverneß für Manufacturen ſehr wohl belegen. Das rohe Material wird leichtlich eingeführet, und das verarbeitete Gut eben ſo leicht ausgeführt. Die Arbeit iſt wohlfeil. Am theuerſten kommt die Feuerung

zu ſtehen, indem die Kohlen aus England eingeführt werden. Doch läßt das Anſehn des Landes vermuthen, daß ein ſo nutzliches Mineral in der Nachbarſchaft zu finden ſeyn muſſe, wenn nur die Grundeigenthümer etwas daran wagen, oder auch vermögenden und wohldenkenden Männern erlauben wollten, die gehörigen Verſuche anzuſtellen.

Die Stadt liegt auf einer Ebne zwiſchen dem Murray Firth und dem Fluß Neß. Schiffe von vier bis fünfhundert Tonnen Laſt können innerhalb einer Meile von der Stadt vor Anker liegen, Gefäße, die nur halb ſo viel tragen, zur Fluthzeit bis zum Kay heran kommen. Die meiſten Schiffe, die nach Inverneß gehören, werden gebraucht, um die Producte der Manufacturen, die im Fluß Neß gefangnen Fiſche, die Felle der Ottern, Haſen, Füchſe, Ziegen, Rehböcke u. ſ. w. nach London zu bringen. Als Rückfracht laden ſie Artikel des Nutzens und des Luxus, hauptſächlich Metall- und Hutmanufacturwaaren, zu deren Vereinzelung ſowol, als für den Abſatz im Großen, mehrere vortreffliche Läden zu Inverneß ſind, die den weitläuftigen Landſtrich, wovon dieſer Ort als die Hauptſtadt betrachtet werden kann, verſorgen.

Von Fiſchen wird der Hering an der Küſte gefangen, und die Sprotte. Der Hering iſt aber weit kleiner als an den weſtlichen Küſten, beſucht dieſe Gegenden auch nur gelegentlich. In manchen Jahren zeigt er ſich ganz und gar nicht; in andern bald mehr, bald minder häufig. Der Fiſchfang iſt alſo hier kein zuverläſſiger Erwerbzweig.

Inverneß iſt ein königlicher Burgflecken von großem Alterthum. Sein erſter Freybrief rührt von König Mal-

colm Canmore her; sein letzter von Jacob VI. Die Hochländische Tracht ist hier und in der Gegend sehr gemein; und ohne Zweifel weit malerischer und schöner, als die steife gezwängte Tracht der Engländer und der Europäer überhaupt. Die Hochländische Mütze insonderheit schmücket in der That; dasselbe thun die geschmackvollen Falten des Plaid. Der moderne Anzug empfiehlt sich indessen durch das conventionelle Schickliche, und in wenig Jahren dürfte diese alte hochländische Tracht, die der Tracht der alten Römer nicht ungleich ist, kaum mehr zu sehen seyn.

Es wird hier beydes Englisch und Galisch gesprochen; doch redet das Landvolk durchgehends Galisch. Das Englische wird hier sehr rein gesprochen, mit Hinsicht sowol auf die Aussprache, als auf die Grammatik. Es erklärt sich dieß aus zweyen Ursachen: fürs erste ist es nicht die Muttersprache, und wird, wie von uns andern das Griechische und Lateinische, aus Büchern, nicht aber aus dem Umgange erlernt; fürs andere haben die Englischen Soldaten, die seit Cromwells Zeiten in dieser Gegend in Besatzung lagen, die Aussprache größtentheils geregelt; da nun wenig Zusammenhang zwischen den Hoch- und Niederlanden statt hat, so ist die verderbte Sprache der letzteren hier wenig bekannt worden.

Vor wenig Jahren waren auf dem westlichen Ende des Hügels, der die Stadt überschauet, die Ruinen eines Kastells zu sehen, das während der Rebellion 1743 zerstört wurde. Jetzt ist keine Spur davon übrig, indem die Steine weggenommen und verbraucht sind, der Boden aber umgepflügt ist.

Clima und Boden um Inverneß sind dem Ackerbau

weit günstiger, als in den westlichen Hochlanden: die Erndte fällt fast um einen Monat früher ein, als an der westlichen Küste; wir sahen Gerste, die fast reif war. Es regnet hier weit weniger, als auf der westlichen Küste, was schon das äußere Ansehen der Heerstraßen und des Landes uns vermuthen ließ, wenn auch die einstimmige Versicherung mehrerer verständiger Männer uns nicht davon überzeugt hätte. Woher dieß komme, ist leicht einzusehn. Der Regen wird uns in der Regel von westlichen und südwestlichen Winden zugeführt, die an der westlichen Küste mit weit größerm Ungestüm blasen; die hohen Gebirge hemmen die Wolken in ihrem Fluge, und nöthigen sie, ihren Vorrath auszuschütten, was sie dann in selten aufhörenden Güssen thun; der immerwährende Regen kältet das Land; die nie verziehenden Gewölke schwächen den Einfluß der Sonnenstrahlen; dies alles ist dem Graswuchs beförderlich, hindert aber natürlicher Weise das Zeitigen des Getreides. Hierzu kommt, daß die Kraft der westlichen Winde durch die Bergreihen, die sich ihnen entgegen thürmen, gebrochen wird; anders wäre es nicht zu erklären, woher die Winde an der Westküste um so vieles anhaltender und heftiger wären, als an der Ostküste. An der Ostküste wird der Boden durch diese Sündfluthen nicht ersäuft; die Wirkung der Sonnenstrahlen wird durch keinen bewölkten Dunstkreis gemindert; der Boden ist ebener und flacher; alles dieß begünstigt den Ackerbau, und zeitigt die Erndte.

Weizen wird hier in beträchtlicher Menge gesäet, was weder im Westen, noch irgend sonst wo in den Hochlanden der Fall ist. In den Gasthöfen, die wir während

unſrer Reiſe antrafen, war ſelten andres als Haferbrod zu haben, und wenn ich mich recht beſinne, ſo war das Weizenbrod zu Inverneß das erſte, die Zwiebacke zu Torloisk ausgenommen, das wir ſeit unſrer Abreiſe von Inverary genoſſen. Gerſte, Hafer und Erbſen werden hier ebenfalls geſäet. Pataten werden in groſſer Menge gebaut, und machen während dreyer Theile des Jahrs die Hauptnahrung der niedern Volksclaſſen aus. Die dieſer wohlthätigen Pflanze ſo ſchädliche Krankheit, der Curl genannt, iſt hier unbekannt.

Etwas Roggen wird hier ebenfalls geſäet, gemeiniglich mit Hafer untermiſcht, da er dann dem Haferbrod eine gewiſſe Milde mittheilt.

Seit der Einführung der Schaafzriften verlieren ſich die kleinen Pachtungen allmählich, und die Zahl der Einwohner wird dünner. Zum Glück finden die, welche auf dieſe Weiſe vom Lande verdrängt werden, Beſchäftigung in den Manufacturen der Stadt, die in gröſſerm Maaß an Volksmenge gewonnen, als das Land daran verloren hat.

Uebrigens klagen die Pächter hier, wie in andern Gegenden der Hochlande, über den Mangel an Contracten. Dennoch hat Capitain Duff, ein Landeigenthümer in der Nachbarſchaft, ein Exempel gegeben, durch deſſen Befolgung die Pächter zur Verbeſſerung der Ländereyen aufgemuntert, ihre Lage behaglicher, und das Einkommen der Grundherrn bedeutend vermehrt werden würde. Dieſer Gentleman giebt ſeinen ſämmtlichen Pächtern Contracte, die unter mehreren die Bedingung enthalten, daß jeder für ein Haus ſorgen muß, das, nach einem gewiſſen Plan aufgeführt, weit bequemer und erquickender iſt, als die

gewöhnlichen jämmerlichen Hütten, über die ich ſo oft habe klagen müſſen. Bauet der Pächter ſein Haus ſelbſt, ſo erſetzt der Grundherr das ausgelegte Geld bey ſeinem Abzuge; kann er oder will er nicht bauen, ſo muß er für das Geld, das für den Bau ausgelegt worden, den geſetzlichen Zins bezahlen, was nicht mehr als billig iſt.

II.

Gegend um Inverneß. Der Fevenhügel. Berg Craig Phadrick. Verglaſte Berg-Schanzen. Beſchreibung. Ungewißheit ihres Urſprungs. Mancherley Hypotheſen. Wahrſcheinlich äußerſt hohes Alter derſelben. Beſuch beym Provoſt Mac Intoſh. Culloden Moor. Schlacht bey Culloden. Begräbnißplatz der Gebliebenen. Gefahrvolle Wanderungen des Prätendenten. Mac Jan's Treue und mitleidswürdiges Ende.

Unſre Bemerkungen, die Stadt Inverneß betreffend, ſammelten wir am Vormittag des 29ſten Julius, ſpeiſten bey guter Zeit zu Mittag, und ritten ſogleich aus, um die umliegende Gegend zu beſchauen. Das erſte, was uns in die Augen fiel, war ein ſchöner mit Bäumen bewachſener Hügel, der einem umgeſtürzten Schiffe glich. Dieſer Hügel, der auf eine ſchroffe und faſt iſolirte Weiſe in die Höhe ſteigt, heißt Tom-na-heurich, oder der Fevenhügel. Seine Höhe beträgt 250 Fuß über dem Bette des Fluſſes; die Grundfläche iſt ein Parallelogramm, das 1984 Fuß lang und 175 breit iſt. Von dem

ganz flachen Gipfel giebt es eine sehr schöne Aussicht auf die Stadt Inverneß und die umliegende Gegend. Der Hügel liegt ohngefähr eine halbe Meile von der Stadt.

Eine Meile weiterhin liegt ein andrer Berg Craig Phatric genannt, der aber ungleich höher, steiler und struppichter ist, als der Fenenhügel. Seine Erhebung über das Flußbett beträgt nicht weniger denn 1150 Fuß. Wir erstiegen den Berg mittelst eines gewundenen Pfades, der offenbar durch die Kunst aus dem Felsen gehauen war, und hatten von oben eine schöne Aussicht auf die Seeküste. Auch das Fort George sahen wir, das auf einer Halbinsel steht, und den Eingang in den Fluß Neß beherrscht. Es ist dieß die letzte der obenerwähnten Kette von Festungen, die aber größer und vollständiger ist, wie die andern. In der That ist es eine der regelmäßigsten Festungen in Großbritannien.

Der Gipfel des Craig Phatric ist flach, und von einem Bollwerk umringt in Form eines Parallelogramms, dessen Länge ohngefähr 80 Ellen, die Breite 30 beträgt, und zwar innerhalb des Walles. Dieß Bollwerk ist äußerst merkwürdig. Denn die Steine darin sind sämmtlich durch eine verglaste Materie, die der Lava oder den Schlacken in einer Eisenhütte gleicht, auf das festeste verkittet; selbst die Steine scheinen hin und wieder geschmolzen und verglast zu seyn.

Der größte Theil des Bollwerks ist jetzt mit Rasen bedeckt, so daß es aussieht wie ein Erdwall; räumt man aber die Erde weg, so sieht man alsobald die verglaste Materie, die an einigen Orten eine beträchtliche Tiefe zu haben scheint. Auswärts scheint eine zweyte Verschanzung gewesen zu seyn, die aber minder regelmä-

ſia iſt, als die erſte. Beträchtliche Maſſen jenes verglaſten Stoffes findet man auch in dieſem zweiten Bollwerk, unter welchem ſich der natürliche Fels befindet, der hauptſächlich Granit iſt, untermiſcht mit etwas Breccia oder Puddingſtein, der aus rothen Granitkieſeln, Quarz u. ſ. w. in einem Kütt von Thon und einem quarzartigen Stoff beſteht.

In einigen Gegenden der Mauer ſind die Steine durchaus geſchmolzen oder verglaſet; andre hingegen, wo die Schmelzung nicht ſo vollkommen geweſen, ſind in die verglaſte Materie gleichſam begraben und von ihr umſchloſſen. Innerhalb des offenen Platzes befindet ſich ein Loch, das ehmals ein Brunnen geweſen, das aber zugeworfen worden, damit die Schaafe nicht hineinfallen könnten.

Es finden ſich noch mehrere dergleichen Ueberbleibſel von verglaſten Feſtungen auf den Gipfeln der Hochländiſchen Berge; der erſte indeſſen, der eine genaue und beſtimmte Beſchreibung davon geliefert hat, war Herr Williams, der Ingenieur. Dieſer publicirte in einer Reihe von Briefen „einen Bericht von mehreren denkwürdigen alten Ruinen, die in den Hochlanden und nördlichen Gegenden von Schottland neuerdings entdeckt worden.“ Er beſchreibt eine ſolche Ruine, die auf dem Hügel Knock Farril im Süden des Thales Strathpeffer in Roßſhire liegt; eine zweyte, Caſtle Finlay genannt, im Nordoſten; und eine dritte, Dun-Evan genannt, im Südweſten des Caſtells Calder in Nairnſhire.

Jede dieſer verglaſten Feſten liegt auf dem Gipfel eines, im Vergleich mit den Hochländiſchen Bergen nur kleinen Hügels. Dieſe Hügel überſchauen und beherr-

schen allezeit die Ansicht eines reizenden Thals oder einer ausgedehnten Ebene. So wie auf Craig Phatric befindet auch auf dem Gipfel der übrigen dieser Höhen sich eine platte Fläche, und diese Fläche ist von einer Mauer umringt, die, so viel aus dem Umfang der Ruinen erhellt, beydes hoch und stark gewesen. Diese Mauern sind verglast, oder durch die Gewalt des Feuers in eine einzige dichte Masse zusammengeschmolzen.

Ohngeachtet der platten Fläche auf dem Gipfel sind diese Höhen gleichwohl allezeit von sehr schwürigem Zugang, eine einzige Gegend abgerechnet, die durch Rebenwerke befestiget gewesen.

Seit diese verglasten Festen durch Herrn **Williams** beschrieben worden, ist die Aufmerksamkeit der Neugierigen auf diesen Gegenstand rege geworden. Cardonnel und Cordiner haben mehrere ähnliche entdeckt und beschrieben. Lettice beschreibt deren eine, die auf einem hohen Fels am Meere auf dem südwestlichen Ende der Insel Bute liegt.

Diese Festungen scheinen sehr alt zu seyn. Als Herr Williams durch die auf Knock-Farril einen Durchschnitt machte, traf er an einigen Orten auf Heydekraut, das aus einer Torferde von einem halben Fuß Tiefe, worunter er die verglasten Trümmer so stark wie irgend anderswo fand, hervorgewachsen war. Ein großer Theil dieser nämlichen Ruinen war mit Gras und Heyde überwachsen; die Torferde aber kann nicht anders als aus verwelktem Grase und den jährlich abfallenden und verwesenden Nadeln der Heyde entstanden seyn, wozu eine Reihe von Jahrhunderten erfordert wird.

Ueber den Ursprung dieser Schanzen haben die Mei-

nungen ſich getheilt. Einige halten ſie für ganz vulcaniſch; ſie denken ſich, daß der Hügel, worauf ſie ſtehen, in ſeiner jetzigen Kegelgeſtalt durch die Kraft des Vulcaniſchen Feuers aufgeworfen ſey; daß das Feuer ſich an der Spitze Luft gemacht, und die dort befindliche Lava oder verglaſte Materie herausgeſchleudert habe. In den philoſophiſchen Verhandlungen der Königl. Geſellſchaft zu London vom Jahr 1777 ſteht eine Nachricht von Creck Faterick, einem vulcaniſchen Hügel bey Inverneß, in einem Brief von Thomas Weſt Eſq. an Herrn Law. In dieſem Briefe erklärt Herr Weſt ſchlechthin den Hügel für einen erloſchnen Vulcan. Er ſchickte mehrere Proben der verglaſten Materie an die Geſellſchaft, deren Secretär in einer beygefügten Note bemerkt, daß einige mit vulcaniſchen Producten vollkommen wohlbekannte Mitglieder die Proben unterſucht, und für wahre Lava erklärt hätten.

Der Biſchof von Derry, der auf einer Reiſe in das nördliche Schottland Craig-Phatric beſuchte, iſt ebenfalls der Meinung, daß die Haufen verglaſten Stoffes nicht Ueberbleibſel eines von Menſchenhänden aufgeführten Gemäuers ſeyn, ſondern Spuren eines erloſchnen Vulcans.

Cordiner, der mehrere Gegenden der Oſtküſte Schottlands bereiſt, und in einem mit ſchönen Kupfern verzierten Buche beſchrieben hat, bemüht ſich ebenfalls, die Hypotheſe zu beſtärken, daß dieſe Schutthaufen Ruinen eines Vulcans ſeyn.

Herr Williams hingegen iſt der Meinung, daß ſie gänzlich das Product der Kunſt ſeyn, und daß die Verglaſung in Ermanglung eines andern Mörtels von den

Baumeistern sey bewerkstelligt worden, um den Schanzen eine desto größere Stärke zu geben. Er datirt ihre Erbauung aus den Zeiten Fingals, und bemerkt, daß die Feste Knock-farril von dem Landvolk Knock-farril-nas Fion, d.i. Fingals Sitz auf Knock-farril, genannt wird. Auch die Schanze auf Craig Phatric heißt das Riesenschloß; wie denn Fingal und seine Helden, in Folge der dichterischen Schilderungen, die die Barden von ihren Thaten hinterließen, allgemein für ein Riesengeschlecht gelten, das dem unsrigen an Tapferkeit, Größe und Stärke weit überlegen gewesen sey.

Herr Williams vermuthet, daß irgend ein großes Feuer, das die alten Einwohner entweder bey Gelegenheit eines Brandopfers, oder auch um ihr Sumpferz in Fluß zu bringen, gemacht hätten, sie zuerst auf die Entdeckung geführt habe, daß ein heftiges Feuer den Stein verglase, welchen Wink dann irgend ein guter Kopf benutzt und zur Verkittung der Mauern angewendet habe.

Er nimmt an, daß sie zwey einander parallel laufende Wälle von Erde oder Rasen in der Richtung der beabsichtigten Mauer aufgeführt, und so viel Raum dazwischen gelassen hätten, als das Gemäuer hätte Breite haben sollen. Diese parallelen Wälle nun wären die Form oder das Gießmodell gewesen, worinn sie die verglasten Mauern gegossen hätten. Sie hätten nämlich den Zwischenraum mit Brennmaterialien angefüllt, und eine gehörige Quantität des zu verglasenden Materials darauf gelegt. Vermittelst eines heftigen Feuers hätten die Steine, wenn sie zumal von der Puddingart und nicht zu groß gewesen, nothwendig in Fluß kommen müssen. Die Erdwälle hätten das geschmolzene Material gehindert,

über die Breite der beabsichtigten Mauer hinaus zu laufen. Nachdem auf diese Weise das Fundament gelegt worden, hätten sie neues Brennzeug darüber, und über dieses neue Materialien gehäuft, und zugleich die Erdwälle nach und nach erhöht, bis das Ganze die bezweckte Höhe gewonnen, alsdann aber die Erde von den beiden Seiten der verglasten Mauer weggeräumt.

Daß diese sonderbaren Bollwerke auf diese oder eine ähnliche Weise zu Stande gekommen, glaubt er schon aus dem äußern Ansehn der Ruinen schließen zu können. So oft er nämlich auch größere sowol als kleinere Bruchstücke der verglasten Ruinen durchschnitten, habe er nie die geringste Spur von ordentlich zurechtgelegten Steinen wahrgenommen. Nie habe er einen großen Stein in irgend einer dieser Trümmer, nie einen Stein oder auch nur ein Bruchstück von Stein wahrgenommen, das nicht vom Feuer angegriffen und zum Theil verglaset gewesen. In dieser Erklärung treten Anderson und Cardonel ihm bey.

Herr Fraser Tytler, der eine Beschreibung von Craig Phatric im zweyten Bande der Edinburger philosophischen Transactionen geliefert hat, ist zwar ebenfalls der Meinung, daß diese verglasten Gemäuer durch Menschenhände bewerkstelligt worden, glaubt aber nicht, daß die Verglasung ausdrücklich bewerkstelligt worden sey, um die Materialien zusammen zu verkütten. Vielmehr betrachtet er diesen Umstand als zufällig, und stellt sich vor, es sey auf folgende Art damit zugegangen.

In dem rohen Zeitalter, worinnen diese Bollwerke allem Anschein nach aufgeführt worden, wären wahrscheinlicherweise die Wohnungen sowol als die Verschan-

zungen zum öftern aus losen Steinen von regelloser Gestalt erbauet worden, aus welchen für sich allein unmöglich eine Mauer von beträchtender Stärke hätte errichtet werden können. Man sey daher genöthigt gewesen, auch des Holzes sich nebenher zu bedienen. Dabey sey man folgender Gestalt zu Werke gegangen. Man habe vor allen Dingen eine doppelte Reihe Pallisaden oder starker Pfähle in der Richtung der beabsichtigten Mauer errichtet, nach Art ohngefähr der von Palladio unter dem Namen Reimpiata a cassa beschriebaen Bauart. Diese Pfähle wären mit möglichst dicht auf einander gelegten Baumästen durchflochten worden, woraus zwey Zäune entstanden, die einander parallel einige Fuß weit auseinander gelaufen, und so dicht gewesen, daß nichts von den dazwischen geworfenen Materialien hindurch fallen können. Den Zwischenraum habe man mit Baumästen, Baumstämmen, Erde und Steinen von allerley Größen ausgefüllt. Eine Art von Ordnung habe man bey der Zusammenschichtung alles dieses verschiedenartigen Zeuges nicht beobachten dürfen, da die Zäune hingereicht hätten, es zusammen zu halten. Auf diese Weise habe man binnen kurzer Zeit ein sehr festes Bollwerk zu Stande bringen können; ein solches, das, in Verbindung mit der unzugänglichen Lage, die man gewählt, und die man noch nebenher mit andern Werken befestigt habe, stark genug gewesen, um den Eingeschlossenen nicht nur Sicherheit zu gewähren, sondern auch die Vertheidigung ihnen zu erleichtern. Am gefährlichsten sey solchen Bollwerken das Feuer gewesen, dessen dann die etwanigen Belagrer auch nicht ermangelt haben würden, sich zu bedienen. Sobald sie nur bis zu der Verschanzung sich durchgeschlagen, und

selbige umzingelt, würden sie die äußre Mauer an mehreren Orten in Brand gesteckt haben; der Brand wäre allgemein geworden, und daraus entstanden, was sich erwarten ließe. Sey ihm etwas Wind zu Hülfe gekommen, so wären durch die vermehrte Hize die steinichten Theile der Verschanzung in Fluß gekommen; so wie das Holz niedergebrannt, seyn die Steine durch ihr eignes Gewicht in eine feste Masse zusammengesunken; da denn am Ende jene Haufen verglasten Schuttes übrig geblieben seyn, welche noch jezt die Richtung, worinn die alten Schanzen gestanden, bezeichneten; ohne Ordnung übrigens und von ungleicher Höhe, wie die zufällige und ungleiche Vertheilung der steinernen Materialien, woraus sie bestanden, erwarten ließe.

Tytler ist der Meinung, daß die jetzige Gestalt der Ruinen seine Hypothese bestätige; meint, daß die Verschanzungen nie um gar viel höher gewesen, als sie noch jezt sind, wovon jedoch Herr Williams, wie wir oben gesehen, das Gegentheil behauptet. Uebrigens hätte die dauerhafte Natur dieser Materialien sie vor einem bedeutenden Einfluß der Zeit geschüzet; wiewol nicht zu läugnen sey, daß sie durch die allmähliche Erhöhung des Bodens hin und wieder beträchtlich an ihrer Höhe verloren, hie und da auch wohl durchaus bedeckt worden wären.

Zur Bestärkung seiner Meinung führt Herr Tytler noch ferner an, daß auf Craig Phatric ein großer Theil der äußern Mauer gar keine Spuren von Verglasung trage. Es sey nämlich der Hügel an dieser Seite dermaßen steil, daß ein kleiner Wall von Erde und Steinen zu seiner Befestigung genügt habe, und kein Holz dabey

habe gebraucht werden dürfen. Auf diesem allem nun glaubt dieser Schriftsteller mit Grunde schließen zu können, daß der Brand dieser Bergfestungen zufällig gewesen, oder bestimmter gesprochen, daß das Feuer nicht zu ihrer Erbauung sey benutzt worden, sondern zu ihrer Zerstörung; wozu es denn freilich kräftiger habe mitwirken können, als zu jener.

Welcher der beyden Meinungen man nun auch beitreten mag, mit Schwierigkeiten wird man in jedem Fall zu kämpfen haben; auch ist es interessant, zu sehen, wie dieselben Erscheinungen verschiedne Beobachter auf ganz entgegengesetzte Folgerungen geleitet haben. Auf was Weise oder zu welchem Zweck die Verglasung bewerkstelligt worden, maße ich mich nicht an, zu entscheiden. Craig Phatric ist der einzige dieser verglasten Hügel, den ich gesehn habe. Manches, was man hier sieht, muß allerdings vermuthen lassen, daß diese Werke durch die Kunst hervorgebracht seyn, hauptsächlich die reguläre Form, welche schwerlich aus einem vulcanischen Ausbruch erklärbar ist. Auch die Straße, die augenscheinlich von unten bis oben und mit großer Arbeit in den sonst unzugänglichen Fels gehauen worden, kann unmöglich das Werk des Vulcans seyn. Betrachtet man dagegen die unermeßliche Menge verglasten Stoffes auf einigen dieser Hügel, besonders auf dem Gipfel des Noth, welchen Cordiner beschrieben hat, so ist unbegreiflich, wie dergleichen durch Menschenhände hätte aufgehäufet werden können. Daß so ungeheure Massen durch die wenigen Brennmaterialien, die das Pfahlwerk und untermischte Holz geliefert, in vollkommnen Fluß hätten gebracht werden sollen, scheint wenig glaublich, wenn man bedenkt, wie äußerst schwer es

halte, Steine von einiger Größe in vollkommnen Fluß zu bringen. Daß es Vulcane in dieser Gegend gegeben, erhellt unwiderſprechlich aus der Anſicht der Gegend um Beregonium, aus den Baſaltpfeilern auf Staffa und aus gewiſſen unten anzuführenden Erſcheinungen auf dem Berge Kinnoul. Allein, obgleich die Lavaſtröme, die aus dem Crater des Vulcans ſich ergießen, zuweilen eine regelmäßige Geſtalt annehmen, ſo giebt es doch kein ander Beyſpiel in der Welt, daß dadurch ein parallelogrammatiſcher Wall gebildet worden, deſſen innere Fläche von dem Glutſtrom ganz unberührt geblieben wäre. So müſſen wir dann geſtehen, daß, obgleich dieſe Bollwerke unſtreitig ein Werk der Kunſt ſeyn, es gleichwol an hinlänglichen Daten fehle, um über die Art ihrer Erbauung zu entſcheiden.

Uebrigens bin ich mit Herrn Tytler der Meinung, daß dieſe alten Schanzen zu manchen lehrreichen Speculationen den Stoff darbieten, abgeſehen auch von den unſichern und fruchtloſen Muthmaßungen über die Art, wie ſie aufgeführet worden.

Sie müſſen nothwendig erbaut ſeyn, ehe der Gebrauch des Mörtels bekannt war. Denn da das Land einen Ueberfluß an Kalkſtein hat, und den Erbauern daran gelegen ſeyn mußte, ihren Feſtungen die möglichſte Feſtigkeit zu geben, ſo würden ſie ihn gewiß benutzt haben, wenn ſie ihn zu benutzen verſtanden hätten. Da nun die Britten von den Römern den Gebrauch des Mörtels lernten, ſo iſt wahrſcheinlich, daß jene Bollwerke älter ſeyn, als der Einfall der Römer, der vor ſiebzehnthalb Jahrhunderten geſchah. Es erhellt ſogar, daß ihre Erbauung in das Zeitalter der äußerſten Barbarey zurückdatirt werden

müſſe. Das Volk, das dieſe Feſten aufführte, muß kaum aus dem Zuſtand der Wildheit hervorgegangen ſeyn; es muß keinen Begriff von beſtimmten Landeigenthum, keine andre Habe als ſein Vieh, und keine andre Zuflucht bey ſeinem Räuberleben gehabt haben, als die Gipfel der unzugänglichſten Berge, die es dann ſo gut befeſtigte, als es ſolches verſtand. In der That iſt Herr Tytler der Meinung, daß dieſe Forts nicht nur noch vor dem Einfall der Römer, ſondern ſogar noch vor der Einführung des Druidendienſtes errichtet ſeyn, indem die rohen Erbauer ſchwerlich einer geregelten Verfaſſung, wie die der Druiden war, genoſſen, am wenigſten mit den Künſten, welche dieſe cultivirten, hätten bekannt ſeyn können.

Nachdem wir das verglaſte Fort auf Craig Phatric mit gehöriger Aufmerkſamkeit betrachtet hatten, beſuchten wir den Provoſt, Herrn John Mackintoſh, der den Sommer über zwey Meilen von Inverneß wohnt, und brachten den Reſt des Tages bey ihm zu. Nach dem Thee begleitete er uns nach der Ebene Culloden, die ohngefähr eine Meile von ſeinem Hauſe und drey von der Stadt liegt, und durch die Niederlage berühmt geworden iſt, welche die Rebellen allhier am 16ten April des Jahrs 1746 durch die Truppen des Königs unter dem Herzog von Cumberland erlitten, womit dann jene wilde Unternehmung des Prätendenten ihre Endſchaft erreichte.

Nahe bey der Ebne liegt Culloden Houſe, ein Wohnſitz der alten Familie Forbes. Hier war es, wo der junge Abentheurer die Nacht vor dem Treffen zubrachte, das allen ſeinen Hoffnungen ein Ziel ſetzte. Seit eini-

ger Zeit ſchon waren Uneinigkeiten unter ſeinem Heer ausgebrochen; Privatzwiſte zerrütteten die Officiere; an Disciplin und Subordination war nicht zu denken; ſo mißliche Ausſichten, nebſt dem wenigen Glück, das er bisher gehabt hatte, machten ihn an einem gunſtigen Ausgang verzweifeln; er ſchien alle Kraft zu handeln verlohren zu haben, und war am Morgen des entſcheidenden Tages kaum zu bewegen, zu Pferde zu ſteigen.

Von Nairn aus marſchirte die königliche Armee in fünf Colonnen; deren jede drey Bataillone ſtark war. Den linken Flügel commandirte General Huſie, den rechten Lord Sempill, und Brigadier Mordaunt das Centrum. Die Flanken, ſo wie auch die Canonen auf dem rechten und linken Flügel deckte die Reuterey, welche die Generale Hawley und Blond anführten. Acht Meilen waren ſie ohngefähr in dieſer Ordnung marſchirt, als ein Detachement von Kingſton's Reutern und den Hochländern, das vor dem Groß des Heers vorausgerückt war, den Vortrab der Rebellen auf Culloden Moor in Schlachtordnung ſtehen ſah. Das königliche Heer ſtellte ſich ſogleich. Es war 8811 Mann ſtark, das der Rebellen 8350; daß alſo die Ungleichheit unbedeutend war; auch glaubte man allgemein, daß die Rebellen ſich beſſer gehalten haben würden, wenn ſie es nur treuer mit ihrem Anführer und mit einander gemeint hätten. Rechter Hand hinter einer Parkmauer hatten ſie einige Vierpfünder aufgepflanzt, womit ſie ohngefähr um zwey Uhr des Herzogs Armee zu canoniren anfingen; allein ihre Artillerie, wofern ſie anders dieſen Namen verdiente, war ſo unbedeutend und ward ſo ſchlecht bedient, daß ſie wenig ausrichtete; deſto kräftiger wirkte das feindliche

Feuer, das unter den Rebellen keine geringe Verwirrung hervorbrachte. Um diesem mörderischen Feuer nicht länger bloßgestellt zu seyn, rückte die Frontlinie vor, und ohngefähr fünfhundert aus den Clanen griffen des Herzogs rechten Flügel mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm an. Ein Regiment ward durch die Heftigkeit des Stoßes in der That in Unordnung gebracht; als aber zwey Bataillone ihm zu Hülfe eilten, warfen sie den Feind zurück, der sich augenblicklich mit seiner ganzen Macht auf den linken Flügel warf, und zugleich die Fronte zu überflügeln versuchte. Auch diesen Plan vernichtete Wolfs Regiment, das eilends vorrückte, während die Artillerie fortfuhr, mit Kartätschen auf die Hochländer zu spielen. General Hawley hatte mit Hülfe einiger Hochländer die Mauer des Parkes rechter Hand durchbrochen, da dann die Reuterey vom linken Flügel sofort hineindrang; in demselben Augenblick schwenkte die Cavalerie des Rechten sich in der entgegengesetzten Richtung, zerstreute das Corps de Reserve, und traf mit denen, die durch die Mauer hereingekommen waren, im Centrum zusammen. Vereinigt griffen sie jetzt die Frontlinie der Rebellen im Nachtrab an, welche, in der Fronte zurückgedruckt, in die äusserste Verwirrung geriethen. Die nachsetzende Reuterey richtete unter den Fliehenden ein fürchterliches Blutbad an; noch behauptete ein Theil der Infanterie ihren Platz; aber plötzlich sprengten Kingstons Reuter aus der Reserve heran, griffen sie an, und würgten ohne Schonung. In sehr kurzer Zeit ward der Feind aufs Haupt geschlagen, und das Schlachtfeld blieb bedeckt mit Leichen. Von den Rebellen wurden ohngefähr 2300 ge-

tödtet, verwundet und gefangen, während das königliche Heer kaum 200 Mann verlohr.

Die Franzöſiſchen Piquets, die auf dem rechten Flügel geſtellt waren, thaten auch nicht Einen Schuß, ſondern blieben ruhige Zuſchauer des Gefechts, und ergaben ſich nachher zu Kriegsgefangenen. Ein ganzes Corps aus den Clans zog zu Anfang des Treffens mit klingendem Spiel von dem Schlachtfeld ab.

Die Engliſchen Barken hielten nahe am Ufer, um im Fall einer Niederlage die Perſon des Herzogs in Sicherheit zu bringen; allein der Herzog hatte ſie nicht ſo bald wahrgenommen, als er, um ſeinen Leuten zu zeigen, daß er entſchloſſen ſey, mit ihnen zu ſiegen und zu ſterben, ihnen anbefehlen ließ, ſich unverzüglich zu entfernen. Es war jedoch zwiſchen den Seeleuten und den Landtruppen die Abrede getroffen worden, daß dieſe, wenn ſie ſiegten, ein Haus in Brand ſtecken ſollten. Dieß geſchah, und mehrere Perſonen, Männer, Weiber und Kinder, hatten Mühe, den Flammen zu entrinnen.

Die Hochländer wurden am folgenden Tage von ihren Angehörigen in Gruben, die man in der Ebene machte, beerdigt. Man zeigte uns zwiſchen der Heyde mehrere grüne Hügel, worunter ihre Ueberbleibſel ruhten, einen größern unter andern, worunter ihrer allein einige funfzig begraben wurden. In einigen, die wenige Tage vorher waren geöffnet worden, ſahen wir mehrere Menſchengebeine. Die Landleute finden oft kleine Canonen- und Musketenkugeln, die ſie an die Neugierigen, die das Schlachtfeld zu ſehen kommen, verkaufen.

Dem jungen Prätendenten ward ein Pferd unterm Leibe erſchoſſen; nach der Schlacht flohe er eilfertigſt und

ganz allein zu dem Hause eines Factors des Lord Lovat, ohngefähr zehn Meilen von Inverneß, wo er die Nacht blieb, und wo einige seiner Anhänger zu ihm stießen. Den Tag darauf ging er nach Fort Augustus. Da er aber wahrnahm, daß ihm nachgesetzt wurde, so wandte er sich in die Berge, und irrte mehrere Tage lang in der Gegend umher. Einsam und gänzlich unbegleitet nahm er mehrere Male seine Zuflucht in Höhlen und Hütten. Bisweilen lag er mit einem oder zweyen seiner Unglücksgefährten in den Wäldern. Unaufhörlich waren die Truppen des Siegers ihm auf der Ferse — Dreißigtausend Pfund waren auf seinen Kopf gesetzt. Während seiner Irrsale mußte er mehr denn funfzig Personen nacheinander sein Leben anvertrauen. Nicht einer fand sich unter so vielen, der um schnöden Geldes willen den unglücklichen Fürsten verrathen hätte.

Ein Mann, Namens Mac-Jan, zu dessen Hütte er flüchtete, und dessen Schutze er sich anvertrauete, bewachte ihn, wiewol seiner Sache keinesweges zugethan, mehrere Wochen lang mit unverletzlicher Treue, stahl sogar, um ihn zu ernähren, mit Gefahr seines Lebens; und das, während er selbst und seine Familie bis zum Verhungern darbeten, und während er, wie ihm recht gut bekannt war, durch den Verrath seines Gastes mit einmal eine unermeßliche Summe hätte verdienen können. Dieser Mann ward einige Zeit nachher hingerichtet, weil er während eines äußerst strengen Winters eine Kuh gestohlen hatte, um seine Familie vom Hungertode zu retten. Kurz vor der Hinrichtung nahm er seine Mütze ab, und dankte Gott, daß er nie das Anvertraute veruntreut, nie den Armen gekränkt, nie den Fremden und

Nothleidenden habe gehen laſſen, ohne ſein Weniges mit ihm zu theilen. Ein ſolcher Mann verdiente unſtreitig ein beſſres Schickſal. Auch ſoll der König erklärt haben, daß wenn er dieſe Umſtände in Zeiten gewußt, er ihn in eine Lage verſetzt haben würde, worinn er nicht nöthig gehabt hätte, um ſeines Unterhaltes willen zu ſtehlen.

Eines Tages, da der unglückliche Abentheurer vom Morgen bis in die Nacht herumgeirrt war, ohne einige Nahrung zu ſich zu nehmen, wagte er ſich in das Haus eines Mannes, von dem er wußte, daß er der Gegenparthey zugethan ſey. Gleich beym Eintritt begrüßte er den Hausherrn auf folgende Weiſe: „Der Sohn eures Königs kömmt zu euch, um euch um etwas Brod und einige Kleider zu bitten. Ich weiß, daß ihr zu meinen Gegnern gehört; allein ich traue euch Ehrgefühl genug zu, daß ihr mein Vertrauen nicht mißbrauchen, und meine bedrängte Lage euch nicht zu Nutze machen werdet. Nehmt dieſe Lumpen, die eine Zeitlang meine einzige Decke waren; wer weiß, ob ihr ſie mir nicht eines Tages wiedergeben möget, wenn ich auf dem Thron meiner Vorfahren ſitze.“ Der Hausvater ward gerühret; er leiſtete dem Unglücklichen allen ihm möglichen Beyſtand, und hat das Geheimniß nie offenbaret.

Ganzer ſechs Monate irrte der bedauernswürdige Abentheurer in den Wildniſſen von Glengarry herum. Mehr denn einmal waren ſeine Verfolger auf dem Punct, ihn einzuholen; jedesmal entwiſchte er ihnen wie durch eine Vorſehung. Endlich langte ein Caper aus St. Malo, den ſeine Anhänger in Sold genommen hatten, in Lochrannach an, wo er ſich dann in einem höchſt

armſeligen Aufzug einſchiffte, indem er ſeit mehreren Wochen die Wäſche nicht gewechſelt hatte. Sie ſegelten nach Frankreich, und nachdem ſie von zwey Engliſchen Kriegsſchiffen gejagt worden waren, langten ſie unverletzt auf der Küſte von Bretagne an.

Das Betragen der Engliſchen Soldaten nach der Schlacht bey Culloden wird allezeit der Armee ſowol als ihrem Heerführer zur Schande gereichen. Sie ſchonten weder des Verwundeten, noch der Unbewaffneten, noch Wehrloſen. Manche wurden erſchlagen, die dem Gefecht bloß zugeſchaut hatten; und der Kriegsmann ſchien dem Scharfrichter die Mühe erſparen zu wollen.

Man glaubte allgemein, daß die Schlacht gegen den Rath der verſtändigſten Männer unter den Rebellen ſey geliefert worden, als welche der Meinung waren, daß der Prätendent ſich in einige Feſtungen im Norden der Neß zurückziehen ſolle, wo man ſich zwiſchen den Bergen würde vertheidigen können. Sie ſtellten vor, daß England zu Hauſe und im Auslande in blutige Kriege verwickelt ſey; daß es ſeine Truppen nicht füglich miſſen könne; daß aus dieſer und andern Rückſichten die Regierung bewogen werden möchte, den Inſurgenten, wenn ſie die Waffen niederlegten, Leben und Güter zuzuſichern. Dieſer verſtändige Plan ward jedoch durch die begünſtigte Faction vereitelt, deren Leitung der unglückliche und verblendete Abentheurer ſich hingegeben hatte.

III.

Die Hochländiſche Straße. Loch Moy. Inſel mit Ruinen. Clein-Inſel. Clan Mac Intoſh. Deſſen Alter, Ruhm, Vorrechte und Fehden. Treffen bey Clagh-Na-heren. Freeburn's Herberge. Fluß Findhorn. Wandernde Familien. Flora der Gegend. Meilenzeiger. Thal Strathſpey. Blauer Berg, voll Felskryſtalle.

Jul. 30. Nachdem wir bey guter Zeit gefrühſtückt, nahmen wir die Straße nach Dunkeld, die gemeiniglich die hochländiſche Straße heißt. Die erſte Station von funfzehn Meilen war wüſt und öde; überall geſtaltloſe, mit Heyde bewachſene Berge, bis wir den zwölften Meilenſtein erreichten, wo wir linker Hand einen kleinen See, Loch-Moy genannt, wahrnahmen, deſſen Ufer ſchön bewaldet waren. Die Länge des Sees beträgt ohngefähr zwey, die Breite nur drey Viertelmeilen. Er wimmelt von Reutein und Forellen.

Beynahe in der Mitte des Sees liegt eine Inſel, die ohngefähr zwey Acres Land enthält, an deren ſüdlichen Ende die Trümmer eines Hauſes befindlich ſind, das in den alten unruhigen Zeiten ſtatt eines feſten Platzes diente. Aus einer Inſchrift über dem Thor erhellt, daß es im Jahr 1667 von Lauchlan dem zwanzigſten Laird von Mackintoſh erbauet wurde. Ein Garten gränzte an das Haus, worinn noch jetzt einige Obſtbäume zu finden ſind. Aus den noch übrigen Ruinen erhellt, daß

es ehemals sehr weitläuftige Gebäude auf der Insel gegeben haben müsse. Noch sind die Ueberbleibsel einer Straße zu sehen, welche durch die ganze Länge der Insel streich; die Fundamente der Häuser zu beyden Seiten sind noch vorhanden. 1760 wurden zwey Oefen entdeckt, deren jeder vier Bushel Mehl oder Teig fassen konnte. 1422 enthielt dieser Platz eine Besatzung von vierhundert Mann.

Einige hundert Ellen etwa von dieser Insel liegt eine andere kleinere, die durch das Zusammenhäufen einer Menge großer runder Steine von Menschenhänden ist erbauet worden. Man bediente sich ihrer, als die Gerichtsbarkeit der Häuptlinge noch nicht aufgehoben war, um Missethäter darauf zu verwahren. Die Insel ist so wenig erhöht, daß der Verbrecher bey niedrigem Wasser nur kaum den Fuß trocken behielt; nach starken Regengüssen aber ging es ihm bis an die Mitte des Leibes. Der Fleck heißt noch jetzt Ellan-na-glach, oder die Steininsel.

Dieser See so wie das angränzende Land gehört den Häuptlingen des Clan Mackintosh die auf der Insel zu wohnen pflegten; der jetzige Laird hat ein hübsches, anmuthig belegnes Haus an der Spitze des Sees. William, der siebente Laird Mackintosh, erwarb diese Güter im Jahr 1336, wo sie ihm durch David, Bischof von Murray, verliehen wurden. Der Clan Chattan oder Mackintosh ist einer der ältesten und mächtigsten Clane. Er besteht ursprünglich aus sechszehn Stämmen, deren jeder seinen eignen Hauptmann hatte, doch vereinigten sich alle gelegentlich unter Einem und demselben Führer,

deſſen dermaliger Repräſentant der Laird von Mackintoſh iſt.

Hier wird Jacobs des Fünften Schwert bewahrt, das dieſer Monarch dem Häuptling des Clan Chattan gab, nebſt dem Vorrecht, des Königs Schwert zu tragen. Auf der Klinge ſteht das Wort Jeſus. Es war geweiht, und dem König durch Leo den Zehnten geſchickt worden.

Die Pfarrkirche von Moy ſtand ehemals auf der Inſel, iſt aber jetzt, ſo wie auch der Pfarrhof, an das weſtliche Ufer des Sees verlegt worden.

Daß der mächtige Häuptling der Mackintoſhe nicht friedfertiger war als ſeine Nachbarn, und in ſtürmiſchen Zeiten keineswegs unthätig blieb, erhellt aus folgendem Bericht von dem Gefecht bey Claghmacheren, der ſich in der oben erwähnten Hiſtorie der Fehden ꝛc. befindet.

„Um das Jahr Gottes 1341 begegnete es, daß John Monro, Schutzherr von Fonlis, auf dem Heimwege aus dem Süden Schottlands nach Roß, unterwegs in Strathardale zwiſchen St. Johnſtoun und Athole der Ruhe pflegen wollte, mit den Einwohnern aber in einen Streit verwickelt und von ihnen gemißhandelt wurde; weshalb er ſich an ihnen zu rächen gelobte. Als er daher zu Roß angekommen war, verſammelte er ſeine ſämmtlichen Anverwandten, Nachbarn und Anhänger, erzählte, wie man ihm begegnet ſey, und bat, daß man ihm helfen möge, ſich zu rächen, was ihm denn auch einmüthig zugeſtanden wurde. Alsbald ſonderte er dreyhundert der tüchtigſten und ſtärkſten Männer aus, und zog mit ihnen nach Strathardale, wo er ſengte und plünderte, mehrere Leute umbrachte, und das

Vieh wegtrieb. Als er aber auf dem Heimweg mit der Beute die Insel Moy vorüberzog, schickte Mackintosh, Hauptmann des Clan Chattane, zu ihm, und verlangte, nach der zwischen den Clanen bestehenden Sitte, einen Antheil an der Beute. John Monro war erböthig, den Mackintosh mit einem bedeutenden Theil des Raubes abzufinden, was aber dieser abschlug, und sich mit nicht weniger als der vollen Halbscheid begnügen wollte, worinnen John zu willigen sich weigerte. Augenblicklich zog der Mackintosh seine Macht zusammen, verfolgte den Monro, und holte bey Clagh-na-herey ihn ein, nicht weit von Kessack, eine Meile von Inverneß. Als John ihn kommen sah, sandte er 30 der Seinigen mit der Beute voraus nach Kerrindonnel, und ermunterte die übrigen zu fechten. So kam es dann zu einem grausamen Treffen, worinnen der Mackintosh sammt seinen meisten Gefährten erschlagen wurde. Mehrere Monro's wurden auch getödtet, und John Monro blieb für todt auf dem Wahlplatze liegen. Als aber alles stille geworden, ward er von den Leuten der Gegend aufgehoben, und in ihre Wohnungen gebracht, wo er von seinen Wunden genaß. Doch war eine seiner Hände auf zeitlebens verstümmelt, daher er den Namen John Back-lawighe erhielt."

Zu Ende der Station gelangten wir in eine äußerst armselig aussehende Schenke, deren Inneres dem Aeussern vollkommen entsprach. Die Diele war aufgelöster Schlamm, und der Wind pfiff durch die zerbrochnen Fensterscheiben. Zum Ersatze fiel unser Mittagessen ungleich besser aus, als wir erwartet hatten. Während es bereitet wurde, belustigten wir uns mit Angeln im Flusse Findhorn, der hart neben der Schenke fließt. Die

Hütte hieß Freeburn's Herberge, und wird von Alexander Macpherſon gehalten, wie wir aus einem ungeheuren Schilde lernten, das wahrſcheinlich eben ſo viel, wo nicht mehr gekoſtet hatte, als das Haus ſelber. Ein kleiner Bach, Freeburn genannt, der hier in den Findhorn fällt, giebt der Schenke den Namen.

Herr Wates fing einige Forellen. Ich war minder glücklich, was denn wohl dem Umſtande zuzuſchreiben ſeyn mochte, daß ich mehr auf die Kieſel, woraus das Flußbett beſtand, Acht gab, als auf die Schnur. Ich ging jedoch nicht ganz leer aus, denn ich fand einen äußerſt ſchönen nierenförmigen Kieſel von feinem Talk, der faſt zwey Pfund wog. Dem Anſchein nach muß dieſer Stein aus einem wahrſcheinlich nicht unbedeutenden Talkbette kommen, deſſen Kieſel an Reinigkeit den Muskauiſchen nichts nachgeben möchten. Es dürfte nicht ſchwer ſeyn, dieß Bette zu finden, wenn man beyde Ufer des Fluſſes, wie auch die der hinein fallenden Bächlein, von Freeburn aufwärts unterſuchen wollte.

Der Fluß entſpringt aus einigen wenigen unbedeutenden Quellen, deren vornehmſte aus einer Felſenſpalte hervorſprudelt. Der ganze Lauf des Fluſſes, ſeit ſeinem Entſpringen bis dahin, wo er in den Murray-Firth fällt, beträgt ohngefähr funfzig Meilen. Er heißt auf Engliſch Findhorn, auf Galiſch aber Uisg-earn. Da er größtentheils zwiſchen hohen Bergen hinfließt, die eine Menge Gießbäche hineinſtürzen, ſo ſteigt er ſehr ſchnell und fällt eben ſo ſchleunig.

Nach dem Mittageſſen ſetzten wir unſern Weg funfzehn Meilen weiter nach Avimore fort, wo wir ſchliefen. Das Haus und die Bewirthung waren recht gut. Die er-

ste Hälfte unsers nachmittäglichen Rittes war äuſserſt nackt und öde. Wir holten einige Gruppen Weiber ein, sammt einigen Kindern und wenigen Männern. Sie meldeten uns, daß ſie aus der Grafſchaft Sutherland kämen, und in das Südland reiſten, um dort in der Erndte zu helfen; eine gewöhnliche Sitte dieſer Leute. Jede trug ihr Bündel mit einigen Kleidungsſtücken auf dem Rücken, dazu einen Beutel mit Hafermehl, wovon ſie hauptſächlich während der Reiſe leben. Des Nachts herbergen ſie in den Scheunen.

An der Seite der Landſtraße, wahrſcheinlich auch noch bis in eine beträchtliche Entfernung, war der Boden mit Arbutus - uva - urſi faſt bedeckt. Auch der gemeine Wachholder wuchs in gewiſſen Gegenden in Ueberfluß. Zehn Meilen ohngefähr von Freeburn gelangten wir in weitläuftige Fichtenwälder, worunter das Vaccinium myrtillus in groſſer Menge wuchs. Die Beeren waren grade reif, und wir konnten der Verſuchung nicht widerſtehn, mit dem Pflücken einige Zeit zu verſpillen. Dem Fichtenwalde folgten Gehölze von weinenden Birken, welche dieſen Theil der Straße ſehr verſchönerten. Drey Meilen ohngefähr vor dem Ende unſerer Reiſe nahm das Land eine andre Geſtalt an, und die plumpen Hügel verwandelten ſich in mahleriſche Berge. Nicht weit von der Herberge zu Avimore ſteht ein Druidentempel, der noch faſt ganz iſt.

Der gröſte Theil unſrer heutigen Tagereiſe war allerdings wenig anziehend geweſen. Einigen Zeitvertreib verſchafften uns indeſſen die Meilenſteine, dergleichen wir ſeit Arroquhar, vielleicht ſeit Inverary, nicht geſehen hatten, und die uns allezeit weit befriedigendere Auskunft

gaben, als die unſichern Muthmaßungen der uns begegnenden Landleute. Bisweilen traf es ſich, daß, wenn wir jemanden fragten, wie weit es noch bis zur nächſten Station ſey, derſelbe nach langem Bedenken antwortete, es möchten noch wohl ſechs Meilen ſeyn; fragten wir ein paar Meilen weiter hin einen zweyten, ſo waren es noch ſechs Meilen, ja wohl ſieben; ſo daß wir zu Zeiten nach dieſer Leute Berechnung von unſerm Ziele uns in eben dem Maaße entfernten, worinn wir ihm näher kamen. Herr Wates, der Wunder meinte, wie ſehr unſer Verkehr mit den Einwohnern durch die Kenntniß ihrer Sprache erleichtert werden würde, hatte ſich einige Zeit vor unſrer Abreiſe auf das Gaiſche gelegt. Statt aber daß ſein biechen Kenntniß uns hätte nützen ſollen, diente es nur, uns zu verwirren; denn ob er gleich nach den wichtigſten Dingen zu fragen verſtand, ſo war er doch ſelten im Stande, die Antwort zu verſtehn. Dazu kam, daß, wenn die Leute ihn einmal hatten Galiſch reden gehört, ſie kaum jemals konnten bewogen werden, ein Wort Engliſch hervorzubringen; daß wir alſo buchſtäblich die Wahrheit des Spruchs erfuhren, daß ein biechen Gelehrſamkeit mehr ſchade als nutze.

Avimore liegt in einem engen Thal, Strathſpey genannt, weil es von dem Fluſſe Spey durchſchnitten wird. Aus den Fenſtern unſrer Herberge ſahen wir in einer beträchtlichen Ferne einen hohen Berg, neben deſſen Gipfel mehrere breite Streifen Schnee zu unterſcheiden waren. Dieſer Berg war der Cairngorm oder blaue Berg; einer der höchſten der Grampianberge, indem ſein Gipfel 4050 Fuß über die Meeresfläche erhaben iſt. Er iſt berühmt wegen ſeiner Felskryſtalle, die ſehr ſchön, von

mancherley Tinten und von den Steinkennern sehr geschätzt sind. Einige haben den Glanz der Edelsteine, und verkaufen sich sehr theuer. Man kennt sie unter dem Namen der Cairn-gorm-Krystalle, worunter jedoch auch manche andre in Umlauf sind, die in ganz andern Gegenden gefunden wurden.

Jul. 31. Als wir Aviemore verließen, kamen wir in ein Birkengehölz, woraus wir in einen Eichenwald gelangten, und sodann eine anmuthige fruchtbare Landschaft durchreisten. Sieben Meilen mochten wir etwa zurückgelegt haben, als wir linker Hand einen See sahen, der eine Meile lang und eine halbe breit seyn mochte. Man sagte uns, es sey der Loch-Alvie. Er ergießt sich in den Spey und hat einen Ueberfluß an schönen weißen und rothen Forellen, die von einem Pfunde bis zu fünfen wiegen. Obgleich dieser See mit dem Spey in Gemeinschaft steht, so vermuthet man doch nicht, daß dieser Fisch in den Fluß herabsteige, weil sie in dem letztern nie so gut sind, als in jenem. Nicht weit von dem See ist der Begräbnißplatz der Häuptlinge der Macphersons. Ein wenig weiterhin passirten wir Belleville, ein großes modernes Haus, das rechter Hand auf einer Anhöhe liegt, und dem Herrn Macpherson gehört. Hier fließt der Spey mehrere Meilen lang mitten durch ein fruchtbares flaches Thal, das augenscheinlich ein See gewesen ist. Die Wasser des Flusses haben unstreitig in einer frühern Periode diese grüne Fläche bedeckt, innerhalb welcher sie durch einen Deich, oder natürlichen Wall, ein wenig unterhalb Pitmain beschränkt wurden; dieser Wall ist mit der Zeit hinweg gespühlt worden, da dann das Wasser sich in ein engeres Bette zurückgezogen

hat, worinnen es jetzt das ehemals von ihm bedeckte Thal durchschlängelt. Exempel gleicher Art sind in berichten Gegenden nicht selten. Es windet sich oft ein Fluß durch eine vollkommne Fläche, welche, wenn sie mit Schnee bedeckt ist, leicht für die gefrorne Oberfläche eines Sees gehalten werden kann. Beyspiele davon sieht man in mehrern Gegenden der Hochlande, wie auch in der Nachbarschaft von Moffat, wie wir unten mit mehrerm sehen werden.

Die Herberge, wo wir abtraten, heißt Pitmaine, und liegt dreyzehn Meilen von Avimore. Es ist ein sehr gutes Haus, auch stößt ein Garten daran, der kaum den öffentlichen Gärten nahe bey London weicht. Obst war hier in Ueberfluß vorhanden, und der Wirth, ein gutmüthiger Mann, der nicht aufhören konnte, von seinem freundschaftlichen Umgang mit dem umliegenden Adel zu erzählen, lud uns ein, uns dessen nach Belieben zu bedienen.

Zwey Meilen ohngefähr von Pitmain, und nur wenige Schritte von der Heerstraße, befindet sich eine durch die Kunst ausgehöhlte Grotte, die ohngefähr 60 Fuß lang, 9 breit und 7 hoch ist. Die Wände sind mit Steinen ausgesetzt; breite Fliesen bilden die Decke, worüber ehemals ein Haus stand. Mittelst einer Fliese, welche ausgehoben und wieder eingefugt werden konnte, soll man aus dem Innern des Hauses in die Grotte hinabgestiegen seyn, welches vermuthen läßt, daß sie ein Schlupfwinkel der Räuber gewesen.

Nachdem wir zu Pitmain zu Mittag gespeist und dem Geplauder unsers Wirths, der sich vertraulich hersetzte, um ein Glas Punsch mit uns zu trinken, wol eine Stunde

zugehört hatten, brachen wir auf nach Dalwhinnie, das ohngefähr dreyzehn Meilen davon liegt. Die Landschaft war äußerst nackt und öde. Zwey Meilen ohngefähr von Pitmain paſſirten wir den Spey, und behielten ihn eine Zeitlang in der Nähe. Ueberall wuchs Arbutus uva urſi in gröſtem Ueberfluß; auch die Alchimilla alpina fanden wir in Menge. Der Gaſthof zu Dalwhinnie, in dem wir übernachteten, war noch leidlich genug.

IV.

Das Land der Mac-Phersons. Abgeſtoſſener See. Ausgefüllter See. Dalwhinnie und Dalnacardoch. Dorf Bruir. Mahleriſche Fälle des Bruirwaſſers. Schloß Athol. Deſſen Schickſale. Dermalige Geſtalt. Gärten und Umlage. Rhabarberbau. Fälle des Tilt. Killicranky, das Caledoniſche Thermopylae. Schlacht bey Killicranky. Fälle der Tummel. Lachsfang. Zuſammenfluß der Tummel und des Garry. Eine Stelle des Plinius. Macht und Anſehn der Familie Athol. Prächtige Bewirthung Jacobs des Fünften vom Grafen Athol.

August 1. Von Dalwhinnie kamen wir nach Dalnacardoch *), was abermals eine Station von

*) Dalnacardoch bedeutet das Thal der Schmiede oder des Eiſenwerks. Man findet noch jetzt zwiſchen hier und Polair eine Menge Höhlungen, worinn das Eiſen mittelſt des Holzes geſchmolzen wurde.

dreyzehn Meilen macht. Zwiſchen nackten Bergen ritten wir dahin, jedoch faſt immer am Ufer eines Fluſſes nicht ſobald hatten wir den einen aus dem Geſichte verlohren, als ein anderer ſich zeigte. Sechs Meilen ohngefähr von Dalwhinnie kamen wir zu einem See, in welchen ſich zwey Flüſſe ergoſſen. Mehr denn die Hälfte davon, da wo der kleinere Fluß hineinfällt, war im Begriff ſich auszufüllen; noch war das Erdreich zu weich um eine bedeutende Laſt zu tragen; doch hatte es ſich ſchon mit einem ſchönen grünen Raſen bedeckt, durch welchen der Fluß ſich ſchlängelnd hinwand *).

*) Der Meinung, daß mehrere Seen verſchwunden ſeyn iſt ſchon öfter gedacht worden. Betrachtet man die vielen ausgedehnten Ebenen oder Thäler, die man in gebirgichten Gegenden findet, mit aufmerkſamen Auge, ſo findet man Grund genug zu glauben, daß dieſe Waſſerſammlungen ehemals weit zahlreicher geweſen, als jetzt, und doch manche von den fruchtbaren Ebenen, die man jetzt antrifft, ehemals der Boden von Seen geweſen. Herr Gough von Kendal, der dieſe merkwürdigen Gegenſtand genau unterſucht, und ſeine Gedanken darüber in einer eignen Schrift mitgetheilt hat, giebt zweyerley Wege an, wie ein See verſchwinden konne. Einmal, wenn das Bette des Sees durch die darinn wachſenden Vegetabilien ausgefüllt wird, da dann das Waſſer nach und nach verdrängt wird. Auf dieſe Art erklärt er das Entſtehen der flachen Marſchländer oder Torfmoore, welche mehrere Länder im nördlichen Europa mit Feuerung verſorgen, dergleichen denn auch in mehreren Gegenden der Hochlande, wie auch in Irland gefunden werden, welche ſammtlich ſo durchaus eben ſind, wie eine Fläche Waſſer.

Auf die zweyte Art können Seen verſchwinden, wenn der Wall oder Deich, wovon der See umgränzt iſt, durch den Andrang der Fluthen nach und nach an irgend einer Stelle hinweg

Zu Dalnacardoch iſt ein guter Gaſthof. Dieſer hier ſowol, als der zu Dalwhinnie iſt von der Regierung aus einem Theil des Geldes, das aus den eingezognen Gütern einging, erbauet worden. Im Frontiſpiz iſt ein Stein angebracht, worauf man folgende Inſchrift lieſet.

Hospitium hoc
In publicum commodum
Georgius III. Rex
Construi instituit
A. D. 1774.
Rest a little while.
Gall haif fois eal tamvill bhig. *).

Von Dalnacardoch reiſten wir nach Blair-Athol, das eilfthalb Meilen davon liegt. Die erſte Hälfte des Weges war wenig anziehend; nichts als formloſe mit Heyde bewachſene Berge. Fünf Meilen etwa dieſſeit Blair begann die Landſchaft eine freundlichere Geſtalt

genagt, und endlich ganz durchbrochen wird, da dann das Waſſer allmählich abſticht, ſo daß die Ungleichheiten des Beckens in Geſtalt der Inſeln über die Oberfläche hervortreten; giebt es nicht etwa in der Mitte des Sees irgend ein tieferes Bette, worinn der See in Geſtalt eines Fluſſes ſich zurückziehen kann, ſo verſchwindet letzterer völlig, und es entſtehet ein Thal. Es iſt leicht zu ſehen, ob das Waſſer eines Sees auf die erſte oder zweyte Art verſchwunden ſey. Im erſten Fall entſteht ein Sumpf oder Moor, der ſo eben iſt, wie das Waſſer; im zweyten, ein hohles Becken, deſſen oberſte Erdſchichte auf einem Kieſelbette ruhet.

*) „Dieſe Herberge hat Georg III. zum gemeinen Beſten errichten laſſen 1774. Ruhe hier eine Weile."

anzunehmen, indem wir jetzt die weitläuftigen und mit Wald bewachsenen Ländereyen des Herzogs von Athol betraten. Vierthalb Meilen diesseit Blair passirten wir das kleine Dorf Bruir, das seinen Namen von dem sogenannten Bruirwasser führt, einem stürmischen Strom, der in seinem Felsenbette unter einer Brücke hervorstürzt.

Wir ritten das linke Ufer des Flusses entlang, dessen Canal ein äußerst wildes Ansehn hat. Die Felsen, woraus er besteht, sind durch die Wuth des Wassers in mancherley groteske Formen ausgehöhlt worden. Ein Fußsteig ist neuerdings vom Herzog von Athol angelegt worden, mittelst dessen der Fremde ohne Gefahr an den Rand einer Schlucht gelangt, wo er Gelegenheit hat, kurz nach einander mehrere schöne Wasserfälle zu sehen. Eine Brücke, die über einen dieser Fälle geschlagen ist, gewährt einen mahlerischen Anblick. Dieß heißt der niedre Fall des Bruir.

Das Wasser stürmt hier unter der Brücke hervor, schießt in einem vollen weißen Streifen den jähen Fels herab, und stürzt hinunter in einen schwarzen dunkeln Pfuhl, als ob es erst Athem schöpfen wolle, ehe es seinen Lauf fortsetzt und in den Garry hinunter fließt. Dieß heißt der untere Fall des Bruir.

Noch immer verfolgten wir den Fußsteig längst der linken Seite des Flusses. Mit einmal erblickten wir eine zweite Brücke, und zugleich einen der edelsten Kataraкten, der aus drey Fällen über einander bestand; der niedrigste ist jedoch grade so hoch, wie die beyden andern zusammen. Jeder der höheren Fälle hält ohngefähr funfzig Fuß, der unterste volle hundert, so daß die ganze Cascade nicht weniger denn zweyhundert Fuß mißt. Dieß

heißt der obere Fall des Bruir. Mit wankendem Fuß betraten wir die Brücke über den fürchterlichen Katarakt, und begaben uns an die andre Seite des Flusses, wo wir bald einen Standpunkt gewannen, aus dem der Fall sich uns zu seinem höchsten Vortheil zeigte. Felsen hingen drohend über die Brücke her, von Klippe zu Klippe sprang der tobende Strom, füllte die tiefe Schluft mit seinem Gestiebe, und verlohr sich endlich in der gähnenden Tiefe. Die Nacktheit der Berge thut der mahlerischen Schönheit allerdings einigen Eintrag. Als der Dichter Burns den Fall besuchte, dichtete er ein Sendschreiben der Bruirwasser an den Herzog von Athol, worinn dieser gebeten wurde, seine Ufer mit Wald und Schatten zu verzieren. Der Herzog geruhte, die Bitte zu gewähren, und hat die Ufer des Flusses neulich angepflanzt. Die Anlagen sind noch jung, werden aber in wenig Jahren einen sehr guten Effect machen.

Kein Reisender, der aus dem Süden des Landes nach Blair kömmt, sollte unterlassen, die Fälle des Bruir zu besuchen. Es ist freilich wahr, daß wir sie zu einem sehr vortheilhaften Zeitpunkt sahen, indem es die zwey oder drey letzten Tage viel geregnet hatte. Nach lange anhaltendem trocknen Wetter mag der Anblick minder groß und imponirend seyn; dergleichen Dürre ist jedoch hier zu Lande etwas Seltnes.

Nachdem wir unsre Neugier befriedigt, oder vielmehr so lange gezögert hatten, als unsre Zeit nur immer erlaubte, denn wir hätten Stunden lang an so erhabnen Scenen uns weiden können, ritten wir weiter nach Blair, einem armseligen Dorfe, mit einer Kirche, die mancher für eine Scheune hätte halten sollen. Nichts

reizt hier die Aufmerksamkeit der Reisenden, als Blairs Castle oder Athol-House, ein Wohnsitz des Herzogs von Athol, nebst den umliegenden Lustanlagen. Das Haus liegt mitten in einer weitläuftigen, mit Bergen umringten Ebene *): es war ehemals ein großes stattliches Gebäude, und galt für den einzigen festen Platz der Legend. In dieser Qualität hatte es allezeit seinen Antheil an den Unruhen der Zeiten. 1644 wagte die Besatzung den Heldenlauf des Montrose zu hemmen, ward aber von ihm belagert und bezwungen, worauf sich ein bedeutendes Corps von den Atholschen Vasallen zu ihm schlug, mit deren Hülfe er bey Tibbermoor siegte. Zehn Jahr später ward der Platz durch Oberst Daniel, einen Offizier in Cromwells Heer, erobert. 1689 veranlaßte dieß Castell die berühmte Schlacht bey Killiecranky. 1746 ward es von Sir Andrew Agnew gegen die Rebellen vertheidigt, die es zweymal ohne Erfolg angriffen; nach dem zweyten Fehlschlag zogen sie sich in den Norden zurück, wenig Wochen vor der entscheidenden Schlacht bey Culloden.

Der letzte Herzog von Athol, der den Sitz seiner

*) Es wird dem Leser vermuthlich aufgefallen seyn, daß die alten Celtischen Namen von Orten und Sachen in der Regel entweder kurze Beschreibungen, nach Art der neuen Chemischen Nomenclatur enthalten, oder auch auf merkwürdige Nebenumstände sich beziehen. Dieß giebt dem Galischen eine höchst energische Bedeutsamkeit. Blair bezeichnet eigentlich eine waldfreye Ebene. Atholl ist verrumpirt aus Ath Aumuth, und oll groß; daß also Blair Atholl, der Name eines schönen von hier bis Dunkeld sich erstreckenden Thales so viel ist, als die große reitzende Ebene.

Vorfahren und seinen eignen Lieblingsaufenthalt durch seine Festigkeit unaufhörlichen Unruhen und Gefahren ausgesetzt sahe, nahm die Thürme und drey von den Stockwerken herunter, damit niemand in Versuchung kommen möchte, jemals wieder eine Besatzung hineinzuwerfen. Das mahlerische Ansehen des Ganzen hat nun freilich nicht dadurch gewonnen; indessen ist von den abgetragenen Materialien eine lange Reihe wirthschaftlicher Gebäude zu beyden Seiten des Schlosses errichtet worden.

Das Haus enthält noch immer einige große und wohlmöblirte Zimmer, bietet aber übrigens nichts dar, was die Aufmerksamkeit der Fremden sonderlich reizen könnte. Ein kleines Pförtchen führte uns aus dem Hause in den Blumengarten, eine anmuthige kleine Wildniß, durch welche sich ein Bächlein schlängelt. Hier sind einige Statuen, durch die denn freilich das Ganze eben nicht gewinnt; ein Vogelschütze unter andern, der grade den harmlosen Spaziergänger aufs Korn zu nehmen scheint. Mittelst eines gewundenen Fußsteigs, der uns unter einer Brucke durchführte, gelangten wir in eine tiefe, dichtbewaldete Schlucht, längst deren Wänden der Pfad bey einer Meile hinstreicht, dann mittelst einer ländlichen Brücke über den Strom führt, und hierauf längst der andern Seite des Glen fortläuft. Hin und wieder trift man auf kleine Tempel und ländliche Sitze; der Bach bricht sich an den schroffen Felsen, und bildet einige artige Cascaden. Mit diesem Spaziergange beschlossen wir die Geschäfte des Tages.

Aug. 2. Wir besuchten des Herzogs Gärten, die nicht sehr merkwürdig sind. An einem Ende steht eine

Anzahl bleverner Statuen: Harlekin, Columbine, sammt der ganzen übrigen löblichen Sippschaft; auch einige bäurische Figuren. Der Herzog iſt sehr glücklich gewesen im Anbau der Rhabarber (Rheum palmatum), die hier so üppig wächst, wie an irgend einem andern Ort der Welt. Die Menge, die man hier gewinnt (in der That hat man nirgends in Britannien deren mehr gewonnen,) beweiſt, daß wir nicht nöthig hätten, falls wir uns das bischen Mühe nur nicht wollten verdrießen laſſen, dieſe Waare aus der Türkey oder aus Indien zu holen.

Aus dem Garten führte man uns an die Geſtade des Tilt, der mit großem Ungeſtüm in ſeinem felſigen Bette hinbrauſet. Von den nahen Bergen ſahen wir mehrere Cascaden in ihn herunterfallen. Eine inſonderheit feſſelt das Auge durch die Schönheit ihrer waldigen Umgebungen, und durch die mehreremal unterbrochenen Fälle. Sie heißt die York-Cascade, zu Ehren des letzten Erzbiſchofs von York. Eine elegante chineſiſche Brücke iſt hinübergeworfen, die manchem hier nicht recht am Ort ſcheinen möchte. Mehr im Charakter der Landſchaft iſt eine ländliche Grotte, unfern jenes Waſſerfalls, aus welcher man die Ausſicht eines andern Falles hat, der in den Tilt herunterſchießt.

Als eine Parkverzierung betrachtet iſt die York-Cascade hübſch genug, doch fehlt es ihr an Hoheit und Einfachheit. Mit Herrn Gilpin, dieſem geſchmackvollen Kenner des pittoreſken Schönen, bin ich der Meinung, daß eben der Umſtand, daß man dieſe Cascade in den Fluß fallen ſiehet, ihrer Bedeutſamkeit Eintrag thut; ſie erſcheint kleiner, indem man ſie mit einem größern Strom in Vergleichung bringt. Man, gewiß würde der

Fall von Jovers, dessen Größe jedem Zuschauer imponirt, nicht wenig an seiner Erhabenheit verlieren, wenn man ihn in den Loch-Reß fallen sähe. Er würde dann ein Tropfen seyn, der in dem Ocean verschwimmt.

Von Blair ritten wir weiter längst der Ufer des Garry, des größten Stroms in der Nähe, der sein Wasser vom Tint und mehrern andern Bächen empfängt. Seine Ufer sind in hohem Grade schön und mahlerisch. Durch die Bäume, womit sie dicht bewachsen sind, siehet man nun und dann den Fluß und die Berge, die einen auf allen Seiten umringen, so daß sie einem scheinen den Durchgang versperren zu wollen.

Drey Meilen etwa jenseits Blair gelangten wir in eine Ebene von mäßigem Umfang, die auf allen Seiten von hohen Bergen umschränkt ist. Dieß ist die Ebene Killicranky. Auf einer Anhohe linker Hand liegt Urrard, der Sitz eines Herrn Stewart. Beym ersten Anblick sollte man es für unmöglich halten, aus diesem Thal herauskommen zu können, indem es nach allen Seiten hin mit gewaltigen und dicht bewaldeten Bergen umschanzt ist; man entdeckt jedoch am Ende eine Straße, die sich um einen dieser Berge hinumwindet, und denn auch in der That der einzige Aus- oder Eingang ist. Es ist dieß der berühmte Paß Killicranky *), der den Eingang in die Hochlande eben so stark bezeichnet, als den Unterschied der nord- und südwärts von ihm belegenen Landschaften. Es giebt, wie schon oben bemerkt worden, zwey merkwürdige Päße dieser Art, Killicranky im

*) Killicranky ist soviel als Coille-crouhnnich oder der Wald der Schauer.

Osten, und Glencroe im Westen. Nordwärts von diesen fangen die ungeheuren Bergreihen an, welche dieß romantische Land ausfüllen; so daß sie wie die natürlichen Gränzmarken zwischen den Hoch- und Niederlanden betrachtet werden können. Das Land führt jedoch den Namen der Hochlande ostwärts bis gen Dunkeld, westwärts bis zum Loch-Lomond, weil das Galische an beyden Orten die gemeine Sprache ist.

In militärischer Rücksicht ist der Paß von Killicrankie allezeit als eine der furchtbarsten Defileen betrachtet worden, so daß er für die Caledonische Thermopylae gelten könnte. Eine kleine Anzahl entschlossener Leute kann hier einem noch so großen Heer die Spitze bieten, indem auch von der zahlreichsten Armee doch nur wenige zur Action kommen können. Als während der letzten Rebellion ein Corps Hessen in diese Gegend Schottlands detachirt wurde, machte es einen Halt in dieser Enge, und weigerte sich, weiter zu marschiren; es glaubte hier das Non plus ultra aller bewohnbaren Erde gefunden zu haben.

Unter der Regierung des Königs William ward in dieser Ebene die berühmte Schlacht bey Killiecrankie geliefert. Der einzige muthige Versuch, der in diesem Königreich zu Gunsten der verbannten Familie der Stuarts gemacht wurde, war der des Viscount Dundee, in welchem sich dermalen alle Hoffnungen Jacobs und seiner Parthey concentrirten. Dieser Häuptling, der eine beträchtliche Anzahl Hochländer versammelt hatte, beschloß, den General Mackay anzugreifen; um so mehr, da man ihn versichert hatte, daß das Regiment der Schottischen Dragoner während des Treffens diesen Offizier verlassen,

und zu ihm übergehen würde. Mackay bekam Nachricht von diesem Plan, brach augenblicklich auf, und retirirte in einer Reihe Eilmärschen vor dem Viscount, bis er durch Ramsay's Dragoner und ein Regiment Englischer Infanterie verstärkt wurde; jetzt lenkte er um, und Dundee seinerseits zog sich zurück vor ihm bis gen Lochaber. Lord Murray, Sohn des Marquis von Athol, versammelte seine Vasallen, zwölfhundert an der Zahl, zum Dienste der Regentschaft; allein er ward von einem seiner Vasallen verrathen, der das Castell Blair für Dundee in Besitz nahm, und die Männer von Athol bewegte, sich lieber zu zerstreuen, als gegen Jacob zu fechten, der, wie er sagte, ihr rechtmäßiger Souverain sey.

Dundee's Lage war damals eine der bedrängtesten. Seit mehreren Wochen hatten seine Leute weder Brod noch Salz gekostet, noch etwas anders getrunken als Wasser; statt fünfhundert Mann Fußvolks, dreyhundert Reuter und eines Vorrathes von Waffen, Ammunition und Proviant, welche Jacob aus Irland zu schicken versprochen hatte, empfing er eine Verstärkung von dreyhundert nackten Rekruten, indem die Transportfahrzeuge mit dem Vorrath von den Engländern genommen worden waren. Er ertrug den kränkenden Fehlschlag ohne Murren, und statt sich der Verzweiflung zu überlassen, eilte er dem Castell Blair zu Hülfe, das von Mackay mit einer Belagerung bedroht wurde. Eben hatte er vom Norden aus diese Festung erreicht, als ihm gemeldet wurde, daß der Feind in den Paß Killicranky eingebrochen, und in vollem Marsch auf Blair Castle begriffen sey; er beschloß, ihm ohne Zeitverlust eine Schlacht zu liefern, und rückte unverzüglich vor. Beyde Heere

trafen einander in der Ebene Killicranko, und es erfolgte ein wüthendes Gefecht, das aber von keiner langen Dauer war. Die Hochländer hatten nicht sobald das Feuer der Engländer empfangen und erwiedert, als sie mit dem Degen in der Faust und mit solcher Wuth auf sie eindrangen, daß das Fußvolk in sieben Minuten unwiederbringlich geworfen war. Die Dragoner flohen gleich beym ersten Angriff in der äußersten Bestürzung. Dundee's Reuter, kaum hundert Mann stark, durchbrachen Mackay's eignes Regiment; der Graf von Dumbarton bemeisterte sich mit wenigen Freywilligen der Artillerie; zwölf hundert von Mackay's Leuten blieben auf dem Platze, fünfhundert wurden gefangen, und die übrigen flohen mit der äußersten Eil mehrere Stunden weit, bis ihr tapferer Befehlshaber sie wieder sammelte. Nichts war vollständiger und entscheidender als der Sieg der Hochländer; allein sie erkauften ihn sehr theuer; das Leben Dundee's, ihres geliebten Anführers, war der Preis, den sie dafür bezahlten; er fiel durch einen ungefähren Schuß im Gefecht, und sein Tod brachte eine solche Verwirrung hervor, daß an kein Nachsetzen gedacht wurde. Dieser heldenmüthige und getreue Befehlshaber war ganz besonders dazu geeignet, das Volk, das unter seinen Fahnen focht, zu commandiren. Er war das Leben und die Seele der Sache, der er anhing, die dann auch nach seinem Tode täglich abnahm und verfiel. Oberst Cannon folgte ihm im Commando, und erhielt die erwartete Verstärkung aus Irland; aber alle seine Plane mißglückten, so daß die Clane, der wiederholten Unfälle müde, ihre Waffen nach einander niederlegten, und die Amnestie benutzten, die Wilhelm allen denen anbot, die

bis zu einem bestimmten Termin die Waffen niederlegen würden. Nicht weit vom Schlachtfelde liegt ein kleiner Hügel, Mount Clavers genannt; hier ward beym Griesgraben eine Menge Menschenknochen gefunden. Zu Urrad fand man einige Jahre nach der Schlacht ein Menschengerippe in einer Scheune; wahrscheinlich die Ueberbleibsel eines verwundeten Soldaten, der sich dahin geflüchtet hatte.

Als wir den Paß Killicranky hinter uns hatten, bemerkten wir zur Rechten grade unter uns eine Brucke über den Garry. Ueber diesen gingen wir, um den Fall der Tummel zu sehn, der ohngefähr anderthalb Meilen weiter hin ist. So wie wir dem Flusse uns näherten, (ein Gärtner, der in einer Hütte am westlichen Ufer des Garry lebt, begleitete uns,) fanden wir die Landschaft äußerst wild und mahlerisch. Der Grund gehört Herrn Stewart von Perth; doch hat Sir James Pulteney ihn gepachtet, und ist willens ein Haus darauf zu bauen, und den Boden zu verzieren. Geschieht dieß mit Geschmack, so dürften die Anlagen dereinst keinen andern in England nachgeben; zu machen ist aus diesem Boden alles. Die Mannichfaltigkeit des mit Thränenweiden bedeckten Erdreichs, die Tummel, welche wüthend daherrollt, und einen der schönsten Wasserfälle bildet, die wilden Berge im Hintergrunde, dieß alles bildet eine Landschaft, wie der Gartenkunstler sie nicht günstiger wünschen kann, und die ein Brown oder Repton gar bald zum Paradiese umschaffen würde.

Der Fall der Tummel, obgleich keinesweges so hoch wie die des Bruir und des Fovers, imponirt darum nicht minder, weil hier eine ungleich größere Quantität

Waſſers niederſtürzt. Er ſtürmt über die gebrochnen Felſen mit einer Wuth und einem Getöſe herunter, welches den Zuſchauer erſtaunen, ja faſt grauſen macht. Die Umgebungen ſind vorzüglich ſchön; im Vordergrunde die ſchroffen Felſen, die, faſt bis zum Gipfel mit Holz bekleidet, ihre kahlen Scheitel bis in die Wolken erheben; im Hintergrunde himmelhohe Berge von den mahleriſchſten Formen; es iſt ein Ganzes, dem der Landſchafter nur wenig von ſeinem Eigenen hinzuzufügen hat.

Man ſtreitet, ob die Fälle der Tummel oder die der Clyde eine größere Waſſermaſſe hinunterwälzen. Ich, der ich beyde wenige Wochen nach einander ſahe, bin geneigt, der Tummel den Vorzug zu geben, obgleich die Fälle der Clyde unſtreitig höher ſind.

Lachſe wurden hier ehemals in großer Menge durch Leute gefangen, die ſich, in Stricken aus Weidenreifern, von dem ſchlüpfrigen Felſen hinunterließen. Im Nordweſten des Falls iſt eine Grotte im Vorgrund eines ſchwindelerregenden Felſen, zu welchem nur ein einziger und ſehr ſchwieriger Zugang führet. In dieſer Grotte ſoll eine Parthey der geächteten Mac Gregors überfallen worden ſeyn; nachdem ihrer einige getödtet waren, kletterten die übrigen einen Baum hinauf, der vorn aus dem Felſen herausgewachſen war; die Nachſetzenden hieben den Baum um, der die Unglücklichen im Fallen zerſchmetterte.

Ein wenig unterhalb der Fälle vereinigt ſich die Tummel mit dem Garry. Hier liegt Faskally, ein höchſt anmuthiger Landſitz des Herrn Robertſon. Nachdem die Tummel den Garry aufgenommen hat, ſcheint ihr Charakter ſich auf einmal zu ändern; ſie, noch

jüngst ein wüthender, ungestümer Sturzbach, der alles in seinem Lauf mit sich fortriß, und sich selbst, unbesonnen gleichsam und blindlings, von Fels zu Fels stürzte, wird von nun an ein sittsamer, stattlicher Fluß, der seine Wasser mit Majestät dahinrollt.

Die Ufer der Tummel, die wir jetzt entlang ritten, sind reichbewaldet, und der Fluß fließt durch ein anmuthiges Thal. Jetzt theilt er sich, und bildet kleine Inseln, dann strömt er in einem einzigen breiten Bette hin. Obgleich die Tummel kleiner ist als der Garry, so giebt doch sie dem durch ihre Vereinigung gebildeten Flusse ihren Namen, weil man ihrem Ursprung weiter nachspühren kann, als dem des Garry, der plötzlich aus den Gießbächen einiger benachbarter Berge zusammenschießt; die Tummel hingegen entspringt aus einem beträchtlichen See, und mehrere entfernte Ströme bringen ihr während ihres Laufes den Zoll ihrer Gewässer. Flüsse und Ströme gleichen in Absicht auf ihr Entspringen und ihre Fortschritte, ja selbst in Ansehung der Verschiedenheit ihrer Charaktere dem menschlichen Leben auf eine auffallende Weise, ein Bild, das schon Plinius ausmahlt.

Der Fluß, sagt er, entquillt aus der Erde; allein sein Ursprung ist im Himmel. Sein Anfang ist unbedeutend, und seine Kindheit tändelnd. Er spielt mit den Blumen einer Wiese; er wässert einen Garten; er treibt etwa eine kleine Mühle. Zum Jüngling angewachsen, wird er stürmisch und ungestüm; nicht länger die Fesseln erduldend, die seine heimischen Berge ihm anlegten, ist er rastlos und hastig: launigt in seinen Wendungen und unstätt in seinem Laufe. Jetzt eine brül-

lende Katarakte, zerreißt und zerstört er alles, was ihm zu steuern wagt, und stürzt sich einem Verzweifelnden ähnlich, vom Felsen hinunter. Nun wird er ein träger, düsterer Pfuhl, begraben in der Tiefe einer dunkeln Schluft. Nachdem er durch das Ausruhen neue Kräfte gewonnen, braust er nun hervor, tobt und wüthet, bis er endlich selbst, so vieles Lärmens und Unheils müde, die Ruinen, die er mit sich fortgerissen, wieder ausstößt, und in der Oeffnung irgend eines Thales alles Schutts und Unraths sich entledigt. Jetzt seiner bisherigen Abgeschiedenheit entsagend, tritt er hinaus in die weite Welt: mit besonnener Langsamkeit durchwandelt er die angebauten Fluren, weicht den Umständen, und umgeht lieber, was er nicht überwältigen und aus dem Wege räumen könnte, ohne sich zu ereifern und zu zerrütten. Er durchkreuzet volkreiche Städte und die geschäftigen Wohnsitze der Menschen, beut ihnen rechts und links seine Dienste an, und wird die Stütze und die Zierde der Landschaft. Angeschwollen durch zahlreiche Verbündnisse, fortgerückt in seiner weiten Laufbahn, wird er immer ernster und stattlicher in seinen Bewegungen; Friede und Stille sind ihm willkommen; Stürme und Regengüsse, die ihn ehemals bis zur Raserey empörten, vermögen jetzt seine Gleichmüthigkeit nicht im mindesten zu stören; majestätisch schweigend wälzt er seine mächtigen Wasser dahin, bis er endlich zur Ruhe gelangt im Schooß des ungemeßnen Meeres.

Der Herzog von Athol besitzt in diesen Gegenden ausgebreitete Ländereien und einen angemessenen Einfluß. Vor Aufhebung der Lehnsverfassung konnte er ohne Mühe zwey bis drey tausend Mann ins Feld stellen,

ohne daß es an Händen gefehlt hätte, den Acker gehörig zu besorgen. In den weitläuftigen Waldungen giebt es Rothwildpret in Menge, was der Eigner ehemals mit aller Pracht eines morgenländischen Monarchen zu jagen pflegte. Der jetzige Herzog belustigt sich oft Wochenlang mit dem Jagen des Hochwilds; freilich nicht mehr mit einem Gefolge von Hunderten oder Tausenden, sondern in Begleitung sechs oder sieben gewandter Bursche in Hochländischer Tracht, die er bey solchen Gelegenheiten allezeit selber trägt.

Als eine Probe des prächtigen Styls, worinnen diese Hauptleute ehemals lebten, will ich die Beschreibung einer Jagd, welche der Graf von Athol in der Gegend von Blair zur Belustigung Jacob des Fünften anstellte, aus David Lindsay's Geschichte hersetzen.

Als der Graf von Athol vernahm, daß der König käme, schaffte er in größtem Ueberflusse alles an, was für einen solchen Fürsten sich geziemet, damit selbiger eben so gut und standesmäßig bey ihm bedient werden möchte, als er es gewohnt war in seinem Pallast zu Edinburgh. Ließ demnach dieser erlauchte Graf einen aus der maßen köstlichen Pallast bauen für den König, für des Königs Mutter und für den Abgesandten, in welchem sie möchten eben so ehrlich gehauset und bewirthet werden, als in Betracht der Zeit und Umstände, des Jagens und der Ergötzlichkeiten in England, Frankreich, Italien oder Spanien nur hätte geschehen mögen. Es ward aber sothaner Pallast mitten in einer grünen Wiese aus grünem Holz erbauet, und mit grünen Tüchern, die oben und unten grün waren, tapeziret. Und war derselbe in vier Quartiere getheilet, in deren jedem

ein großes Rundel erbauet und höher aufgethürmt war, als drey übereinander gethürmte Häuser. Die Fußböden waren mit grünem und geblümten Scharlach belegt, so daß niemand sehen konnte, worauf er trate, sondern es war, wie in einem Garten. Weiter waren an jeder Seite des Thorweges zwey Rundele und ein großes Fallgatter von Bäumen, nebst einer Zugbrücke, auch ein großes Waſſerbecken, sechzehn Fuß tief, und dreißig Fuß breit. Inwendig aber war sothaner Pallaſt mit schönen Tapezereien und seidnem Gewande behangen, und war dermaßen köſtlich verziert, und mit allem Zubehör so reichlich versehen, als wäre der Fürſt daheim gewesen in seinem eigenen Hauſe. Und weiter schaffte dieser Graf großen Mundvorrath herbey für den König und seine Mutter und den Geſandten, daß alle Arten von Speiſen, Getränk und Leckereyen vorhanden waren, die nur irgend in damaligen Zeiten in ganz Schottland aufgetrieben werden konnten, es sey in Städten oder auf dem Lande. Da waren alle Arten des Getränkes, als Ale, Bier, Wein, so weißer als rother, Malvaſier, Muskateller, Hippocras, Aqua Vitä. Ferner alle Arten von Speiſen, Weizenbrod, Hausbackenbrod, Pfefferbrod; alle Arten von Fleiſch, Rind-, Hammel-, Lamm-, Kalbfleiſch, Wild, Gänſe, Friſchlinge, Capaune, Kaninchen, Kraniche, Schwane, Rebhühner, Taucher, Enten, Entriche, Auer- und Birkhühner, Haſelhühner und Brachvögel; und die Teiche um den Pallaſt waren voll der köſtlichſten Fiſche, als Lachſe, Forellen, Barſche, Hechte, Aale, und was ſonſt von ſchönen Fiſchen iſt, die im friſchen Waſſer leben. Und alles war fertig für die Tafel. Denn da waren gewandte Schaffner, kluge Becker, treff-

liche Köche und Kellner, nebst Confituren und Specereien zum Nachtisch; und die Hallen und Gemächer waren versehen mit kostbarem Bettzeug, Geräth und Gefäßen, also und dergestalt, daß der König es um nichts besser, und kaum so gut zu haben gewohnt war in seinem eigenen Hause. Und der König blieb drey Tage und drey Nächte in solcher Wildniß auf der Jagd, sammt seiner Gesellschaft. Und bin versichert worden, es habe den Grafen jeder Tag an Ausgaben gekostet an die tausend Pfund.

So lautet des ehrlichen Lindsay treuherziger Bericht. Das größte Compliment aber, was der Graf seiner Majestät zu machen wußte, war dieß, daß er im Augenblick seines Abzuges das ganze Gebäude sammt allem darinn befindlichen köstlichen Hausrath in Brand steckte; so daß der König, als er von einem Hügel hinter sich schaute, alles in Rauch und Flammen aufgehn sah.

V.

Eine ſchöne Landſchaft. Anmuth des Tay. Reizende Ebene Blair of Athol. Dunkeld, ein Städtchen. Ruinen der Cathedralkirche. Eine merkwürdige Grabſchrift. Kloſterſtürmerey der Reformatoren. Dunkeld-Houſe, ein Wohnſitz des Herzogs von Athol. Park und Gärten. Einſiedeley. Belvederen. Die Hügel Birnam und Dunſinane, Macbeth's Schloß. Der Bear, ein reißender Strom. Staunen erregende Fälle deſſelben. Oſſians Hölle. Oſſians Höhle. Nachtquartier zu Inver. Bekanntſchaft mit Neil Gow, einem berühmten Violiniſten.

Unſer Ritt von Blair bis Dunkeld, was zwanzig Meilen beträgt, war bey weitem der ſchönſte auf unſrer ganzen Reiſe, daher es uns ſehr leid gethan hätte, ihn verfehlt zu haben; was der Fall geweſen ſeyn würde, wenn wir unſrer erſten Abſicht gemäß von Blair nach Taymouth gegangen wären.

Acht Meilen ohngefähr oberhalb Dunkeld nimmt der Tay die Tummel auf, und wird durch dieſe Vereinigung einer der ſchönſten Flüſſe in Großbritannien. Die Waſſer trennen und vereinigen ſich zum öftern, wodurch denn manche reizende Inſel entſteht. Die Ufer ſind durchgehends reich bewaldet, eine gelegene Oeffnung zeigte uns jedoch den ſchönen Strom, der durch die fruchtbare Ebne, Blair of Athol genannt, ſich hinſchlängelt; mahleriſche Berge beſchränken den Geſichtspunkt; auf den

Rücken des Einen hatte sich grade ein Gewölk herunter gesenkt, was die Erhabenheit der Scene vermehrte.

So wie wir uns Dunkeld näherten, wurden die Forste dichter, der Wald majestätischer, der Schatten schwärzer. Schon schien die Straße eine einzige Allee.

Es war schon spät, als wir zu Dunkeld anlangten, so daß wir nur noch Zeit hatten, den Ort flüchtig in Augenschein zu nehmen. Dunkeld heißt eine Stadt, wiewol es nur ein kleiner Ort ist; weil es aber ehemals ein bischöflicher Sitz gewesen, so scheint es zu einer so vornehmen Bezeichnung sich befugt gehalten zu haben. Schwerlich dürfte es ehemals von größerem Umfang gewesen seyn, als heutiges Tages; denn während der Unruhen von 1689 wurden die meisten Häuser von einer erbitterten und muthwilligen Soldateske verbrannt; was aber west- und nordwestwärts von der Domkirche stand, ist nie wieder aufgebaut, sondern in des Herzogs Gehege, oder Policey, wie es in Schottland heißt, gezogen worden.

Der Name scheint im Lauf der Zeiten eine bedeutende Veränderung erlitten zu haben. In alten Urkunden wird es zum öftern Dunkelden geschrieben, bisweilen Dunechald oder Dunechalden; was einige von Dunghaeldbun, Festung der Hügel-Galen ableiten, andre von Dun-chalden, Haselhügel.

Dunkeld liegt an der Nordseite des Tay; es besteht aus einer einzigen Straße, die einige gute Häuser enthält. Die Zahl der Einwohner beläuft sich bis auf tausend. etwas Leinewand wird hier verfertigt, doch nicht in Menge.

Dieser Ort wird im Sommer häufig durch hektische

Kranke besucht, hauptsächlich, um hier Ziegenmolken zu trinken. Die Luft, die von den hochländischen Gebirgen herunterbläst, ist ausnehmend rein und erheiternd; ohnstreitig enthält sie wenigstens ihren Antheil von oxygenem Gas, oder Lebensluft, wodurch sie dann, falls Beddoe's sinnreiche Theorie gegründet seyn sollte, den Kranken dieser Art minder zuträglich werden müßte. Es giebt jedoch auch Nervenbeschwerden, wo ein aufgeheitertes Gemüth (dergleichen hier durch die umgebende große Natur, durch die Reinheit der Luft, und eine gelinde Bewegung, leicht bewirkt wird) von großem Nutzen ist.

Anm. 3. Der erste Gegenstand, der am Meisten unsre Aufmerksamkeit erregte, war die zerstörte Abtey, die uns schon aus den Fenstern des Wirthshauses in die Augen gefallen war. Wir nahmen sie jetzt in genauern Augenschein, geführt von Einem von des Herzogs von Athol Gärtnern, einem verständigen und gefälligen Mann, der uns die Anlagen und Verbesserungen nicht nur, sondern auch die mahlerischesten Punkte der Gegend mit großer Aufmerksamkeit zeigte.

Die Abtey ist einstens ein schönes Gebäude gewesen, jetzt aber sehr verfallen; die Architektur ist meist gothisch, theils sächsisch, wie es mit diesen alten Abteyen gewöhnlich der Fall ist. Vorhanden sind noch der Thurm, die beyden Seitenflügel und das Schiff der Kirche; alles liegt in Trümmern, den Chor der Domkirche ausgenommen, der in eine Pfarrkirche verwandelt ist; wie denn auch die Anbeter noch immer Raum genug darinnen haben. Die Fenster dieses ursprünglich gothischen Theils wurden 1762, wo die Kirche reparirt ward, modernisirt und verkleinert, was ihrem äußern Ansehn geschadet hat, indem die gothische

Einfassung geblieben ist, der Zwischenraum zwischen ihr und den Scheiben aber mit Mauerwerk ausgefüllt wurde.

Nördlich vom Chor liegt das Kapitelhaus, das von Bischof Lander im Jahr 1460 gebaut wurde. Oben ist ein Gemach, dessen sich der Herzog als eines Archivs bedient, unten ein Gewölbe, worinn die Familie Athol sich begraben läßt. Von hier aus wurden wir in das Schiff des Doms geführt, dessen Ruinen ausnehmend schön sind. Am Westerende sind Ueberbleibsel des großen Fensters, das mit vieler gothischen Kunst verziert gewesen ist, von der Zeit und den zerstörungslustigen Fäusten der Reformatoren aber viel gelitten hat. Der Thurm, der am westlichen Ende des Norderflügels steht, ist sehr zierlich; er ward von Bischof Landes 1460 angefangen, und von Bischof Brown 1501 geendigt. Das Denkwürdigste an diesem Thurm ist ein sonderbarer Riß, der vom Boden des obersten Fensters mitten durch die Mauer bis an die Erde herunter geht. Er ist ohngefähr zwey Zoll weit, man konnte uns aber weder über die Zeit, wann? noch über die Ursache, wie er entstanden sey, etwas Befriedigendes berichten. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er einem partiellen Einsinken des Fundamentes zuzuschreiben.

In einer Mauer des südlichen Flügels ist eine Nische, worinnen noch jetzt ein Bischof, der unter diesem Monumente ruhet, in seinem ganzen Ornat abgebildet liegt. Der freye Platz in diesem Theil des Gebäudes wird von den Einwohnern statt eines Begräbnißplatzes gebraucht.

Am Thor des Kirchhofs sieht man zwey große Steine voll gestaltlosen Schnitzwerks, dessen Sinn heut zu Tage

nicht mehr zu errathen iſt. Die Figuren des Einen ſcheinen die zwölf Apoſtel abgebildet zu haben; der andere hat die Form eines Kreuzes.

Einer gewiſſen Maria Scott, die 1728 neben dieſer Kirche beſtattet wurde, iſt folgende Grabſchrift verfertigt worden:

Vernimm, o Wandrer, meinen Lebenslauf.
Denn auch von Todten mag, wer lebt, lernen.
Fünfmal fünf Jahre leb' ich unverehlicht,
Fünfmal fünf Jahr' in tugendlicher Ehe,
Zehnmal fünf Jahr' im traurigen Wittwenſtande.
Nun ruh' ich hier des Lebens überdrüſſig.
Wol zwiſchen meiner Wieg' und meinem Grabe
Hab' ich geſehn im ſchönen Schottenlande
Sieben mächt'ge Könige, eine Königin,
Und eine Republik zehn Jahre lang.
Zehnmal hab ich das Volk in Bürgerkrieg
Auflodern, ja was ärger noch als das,
Den König richten ſehn von den Vaſallen.
Sektirer flammend von der Hölle Wuth
Hab' ich ſein Haupt abhaun ſehn mit dem Beil.
Zweimal hab' ich die alte Prälatur
Herunterreißen, und den Prieſterrock
Obſcuren ſehen dem Talar. Die Stuarts
Sah ich verbannt aus ihrem Reich. Ich ſahe
Das Vaterland verkauft um Engliſch Gold,
Sah unſrer Edlen vielberühmte Schaar
Zuſammenſchrumpfen auf die Zahl von Sechszehn.
Solch Ebentheur hab' ich erlebt. Ich habe
Zu Grunde gehn ſehn alles Groß' und Gute.

Die Gebäude, die mit der Kirche zusammenhängen, nahmen ehemals einen beträchtlichen Raum ein; sie enthielten das Kloster, oder die Zellen der Mönche, ingleichen die Wohnungen der Aebte und Bischöffe. Von diesen sind sogar die Trümmer nicht mehr vorhanden, ein Schicksal, das die meisten Klöster in England und Schottland, hauptsächlich in letzterem, erlitten haben. Die Wohnungen der Mönche wurden von den Reformatoren ohne Schonung zerstört, während die gottesdienstlichen Versammlungshäuser in der Regel von ihnen geschonet wurden. Nieder mit den Nestern, rief John Knox mit fanatischer Wuth, so werden die Geyer schon davon fliegen; eine Aufforderung, der seine Anhänger nur gar zu gern gehorchten. Bisweilen verschonten sie selbst die Tempel Gottes nicht.

Ganz in der Nähe der Abtey liegt die Wohnung des Herzogs, ein einfaches, nettes Haus, ohne die Pracht übrigens, die man von einem Herzoglichen Pallast erwartet. Die Lage des Hauses, in solcher Nähe nämlich eines weder zierlichen noch reinlichen Städtchens, dürfte dem Fremden nicht am besten gewählt dünken; zumal da man es leichtlich auf einen etwas entlegenern Punkt der schönen Ebene, worauf es steht, hätte verlegen können. Allem Anschein nach ist es ehemals ein Stadthaus der Familie Athol gewesen, die in den alten einfachen Zeiten, wo die Mauie für die Hauptstadt das Land noch nicht seiner reichsten Einwohner beraubte, für den Winter von Blair nach Dunkeld zogen. Es ist zu vermuthen, daß einige der Herzoge von den Aebten sich die Erlaubniß auswirkten, auf dem Kirchengebiet sich anzubauen, was dann auch die Lage des Hauses befriedigend erklärt. Bey der Re-

formation wurde das meiſte Kircheneigenthum von Schottland von dem benachbarten Adel in Beſitz genommen, oder von der Krone an ihn abgetreten; während in England Heinrich der Achte das meiſte für ſich ſelbſt behielt; dieß erhellt deutlich aus den verſchiednen Geſchichtſchreibern. Sollte die Stadt, wie bisweilen vorgeſchlagen worden, an die andre Seite der Tay verlegt werden, ſo würde die Lage des Hauſes gefälliger werden, die Stadt ſelbſt aber mehrere Vortheile gewinnen, zumal wenn eine Brücke über den Tay erbauet würde.

Die Gärten haben einen Ueberfluß an Obſt, das hier in offner Luft zu größerer Vollkommenheit gedeiht, als man erwarten möchte. In einem Winkel der alten Gärten iſt ein durch Kunſt aufgeführter Hügel, Stanleys Hügel genannt, der 1730 von James, Herzog von Athol, aufgeführt wurde; er iſt in mehrere Terraſſen zerſchnitten, welche ſtrenge unter der Scheere gehalten werden. An der Nordſeite iſt er mit Bäumen bepflanzt, an der Südſeite mit Stauden; einige kleine Artilleriſtücke ſtehen darauf, die laut der Inſchriften von der Inſel Man hieher gebracht wurden, deren Souverain der Herzog ehemals war, wie er denn noch jetzt deren vornehmſter Grundbeſitzer iſt.

Durch die Gärten führete man uns mittelſt eines ſanft gewundenen und mit Bäumen bewachſenen Fußſteigs einen der ſteilen und felſigen Berge hinauf, der das Thal Dunkeld ſchützt, und bis an den Gipfel mit Wald bekleidet iſt, außer daß hie und da der weiße Fels aus dem Laubwerk hervortritt, was der Scene Mannichfaltigkeit und Größe ertheilen hilft. Ohngefähr um den dritten Theil der Höhe trifft man auf eine Einſiedeley,

bestehend aus einem einzigen, theils durch die Natur, theils durch die Kunst aus dem Felsen herausgearbeiteten Gemach, mit einer Feuerstätte, einem Moosbett und mehreren andern Bequemlichkeiten, wie sie für einen Klausner sich schicken. Hart an der Thür plätschert ein krystallener Bach, und beut den Durstigen sein erfrischendes Labsal dar. Etwas weiter hinauf öffnet sich eine schöne Aussicht über das reiche Thal, durch welches der prächtige Tay sich gegen Perth hin schlängelt. Rechter Hand liegt der Hügel Birnam, der durch Shakespears magische Feder classischer Boden geworden; sein unterer Theil ist mit Wald bedeckt. Linker Hand des Thals, ihm fast gegenüber, erscheint in einer Ferne von ohngefähr funfzehn Meilen der Hügel Dunsinane, worauf Macbeths Schloß stand, wovon noch einige Trümmer übrig sind.

Aus einem noch höhern in den Nordwest sich öffnenden Standpunkt überschauten wir das ganze schöne Thal Athol, durch welches wir den Tag vorher gereiset waren. Wir sahen die Windungen der Tummel und des Tay, und den Ort, wo sich beyde vereinigen; die ganze reiche Landschaft wird im Norden durch jene hohen Berge beschränkt, welche die Gränzmarken der Hochlande sind.

Wir stiegen nun im Zickzack des Berges westlichen Rücken hinunter, und nachdem wir einige schöne Alleen an den Ufern des Tay durchkreuzt hatten, kamen wir nach Juver-Ferry, wo wir über den Fluß setzten und das Dorf Juver passirten; gleich darauf schlugen wir einen Fußsteig ein, der uns an die Ufer des Bran führte, eines stürmischen Stroms, welcher Dunkeld gegenüber in den Tay fällt; wir verfolgten unsern

Pfad, deſſen Seiten mit Blumen und Büſchen verziert waren, die uns hier nicht recht an ihrem Orte ſchienen; uns ergötzte das dumpfe Murmeln des Bran, der in ſeinem Felſenbette ſcheltend hinrollt. Eine Meile etwa mochten wir gegangen ſeyn, als wir ein gar zierliches, in ziemlich kleinſtädtiſchem Styl decorirtes Parterre erreichten, an deſſen Ende eine Art von Tempel ſtand, der hier gefliſſentlich errichtet iſt, um eins der bezauberndſten Naturſpiele dem erſten Anblick zu entziehen.

So wie man in dieſen Tempel tritt, fällt einem grade gegenüber ein Gemälde Oſſians in die Augen. Der alte Barde ſitzt und ſingt von den Tagen, die nicht mehr ſind; Malvina und ihre Geſpielinnen horchen dem wehmüthigen Liede; ſein Jagdſpeer, Pfeil und Bogen ſind neben ihm; auch ſein getreuer Hund iſt nicht vergeſſen. Das Gemählde, deſſen Zeichnung und Ausführung zu loben ſind, iſt von Herrn Stewart.

Unſer Führer ſchob das Gemälde ſeitwärts in das Getäfel hinein, da wir dann wahrnahmen, daß was uns ein Tempel gedäucht hatte, nur das Veſtibulum eines geräumigern und im auserleſenſten Geſchmack verzierten Gemaches ſey. Dieſes Gebäude heißt, wenig paſſend allerdings, Oſſians Halle, oder Einſiedeley.

Aus den Fenſtern des Gemachs drängt ſich dem Auge eins der ſchönſten und erhabenſten Schauſpiele entgegen, was nur immer die lebhafteſte Fantaſie zu erſinnen vermag. Die Waſſer des Bran, die bisher in ihrem rauhen Bette unwillig daher gemurmelt, ſchießen hier einen ſchroffen Abſturz donnernd herunter; durch die ſpitzigen Felsſpitzen, die ſeinen Lauf überall zu hemmen ſuchen, wird die Waſſermaſſe in tauſend verſchiedne Strö-

me gebrochen; es gährt, kocht, wüthet gegen die gewaltigen Felsenblöcke, fährt nach unzähligen Richtungen auseinander, bricht sich Bahn durch Schutt und Trümmer, und stürzt unaufhaltsam in den schäumenden Kessel hinunter. Das Ohr wird betäubt vom Getöse, während das aufsteigende Gesträuche das umringende Gemälde in einen mystischen Nebel hüllt, und dem Ganzen ein gewisses magisches Ansehn giebt, welches Worte zu beschreiben nicht vermögen. Herrn Wates gelang es, auf der Stelle ein treffendes Bild der erhabenen Scene zu entwerfen. Herr Gilpin, der die Darstellung des tobenden Wassers, seiner Klarheit, Leichtigkeit, Geistigkeit und Freyheit für die schwierigste Aufgabe des Landschaftsmahlers hält, wollte den Versuch auch nicht einmal wagen.

Die Wände und Decke des Zimmers sind mit Spiegeln ausgesetzt, welche den Wasserfall in mancherley zum Theil sehr unnatürlichen Richtungen zurückwerfen; indem das Wasser jetzt horizontal, jetzt gar aufwärts zu fallen scheint. Spielereyen wie diese müssen nothwendig den Eindruck der erhabenen Scene schwächen; statt jenes zierlichen Apartements würde eine schlichte Grotte oder Muschelhalle, statt jener blumenbekränzten Terrassen und Lustgänge ein simpler Fussteig, dessen Krümmungen den Fall aus den vortheilhaftesten Standpuncten hätten sehen lassen, hier am Ort gewesen seyn. Eine große Natur verträgt sich wenig mit dem Putz der Kunst.

Grade oberhalb der Cascade ist ein kleiner ländlicher Sitz, von wannen man eine schöne Aussicht auf diese Ossianshalle hat, die hier auf der Spitze eines senkrechten, funfzig Fuß hohen Felsen erscheint, ungleichen auf den Bogen, der über den Strom geworfen ist.

Ungern verließen wir die anziehende Scene, und schlugen einen Pfad ein, der unfern der Ufer des Bran fortläuft. Eine halbe Meile etwa jenseits des Falls gelangten wir zu einer theils natürlichen, theils künstlichen Grotte mit mehreren Gemächern. Sie heißt die Ossians-Höhle, und mag dem alten Barden allerdings gelegentlich zu einer Zuflucht gedient haben. An der Wand des vornehmsten Zimmers lieset man folgende Zeilen, die eine Anrede Malvinen's an den Schatten Ossians zu enthalten scheinen.

Was schwebt um mich im öden Raum?
Versucht mein Oscar meinen Traum?
Es schwindet! Es zerrinnt in Duft,
Mein Arm erfaßt die nichtge Luft.
Erwache dann mein klagend Lied,
Lob Oscars lenke mein Gemüth!
Sohn Fingals, Ossian, erwach.
Gesellschaftlich ström' unser Ach!
In Selma schweigt der Muschel Klang,
Seit Oscar vor Cairbar sank.
Das Reh auf Morven sorglos schweift,
Nicht mehr von Oscar's Pfeil ergreift.
Der Jäger sieht das Maal im Feld,
Und spricht: Ruh sanft, entschlafner Held!

Wir verließen nun die Ufer des Bran, und gelangten auf eine Straße, die nur die militairische Straße nach Stirling zu seyn scheint. Eine Meile mochten wir etwa zurückgelegt haben, als wir uns abermal dem Bran näherten, und seine Gewässer zwischen den Felsen

rauſchen hörten. Die Uferwände, die aus Schiefer beſtehen, treten äußerſt nahe zuſammen, und bilden eine fürchterliche Schluft, in welche man von der Brücke herab nicht ohne Schwindel hinunterſchauen kann. Dieſe Brücke, die beynahe von der Natur ſelbſt gebildet wurde, indem die Felſenwände einander bis auf funfzehn Fuß nahe kommen, heißt die rauſchende Brücke, wegen des Getoſes, womit das Waſſer darunter durch die enge Spalte ſprudelt.

Grade oberhalb der Brücke ſchießt der Bran einen funfzig Fuß hohen Abſturz hinunter, Felſen brechen ihn in mancherley Richtungen, und das Waſſer fährt, zumal wenn es durch Regengüſſe angeſchwollen iſt, in einen Staubregen auseinander, der ſich über die ganze Brücke verbreitet. Wenn die Sonne dieſen Dunſt beſcheinet, ſo ſiehet man in ihm die ſchönſten Regenbogen; ein Schauſpiel, das uns nicht gewährt wurde. Das Waſſer fällt in eine tiefe, enge Schlucht, wo es unter einem großen zwiſchen den Felſen eingeklemmten Stein, der eine natürliche Brucke bildet, fortſchießt.

Der Bran gleicht in manchen Stücken dem Bruir; gleich dieſem läuft er in einem höchſt zerriſſenen Bette, und tobt und wüthet, bis er ſich mit einem ehrbarern Fluſſe vereinigt. Dieſes iſt der Tay, in deſſen ſtillem Schooße ſeine wilden Waſſer endlich zur Ruhe gelangen.

Der größte Theil des Tages war jetzt damit verſtrichen, daß wir die höchſt anziehende Umlage von Dunkeld in Augenſchein genommen hatten. Nachdem wir alles geſehen hatten, was einigermaßen unſrer Aufmerkſamkeit werth war, kehrten wir ohngefähr deſſelben Weges zurück, ſetzten zu Inver über den Tay, und aßen,

ziemlich spät freilich, in Dunkeld zu Mittag, worauf Neil Gow, ein berühmter Geiger der Gegend, uns seine Aufwartung machte. Neil Gow ist freilich kein Virtuose im Italischen Sinn des Worts. Seine Musik ist keine andre, als die seines Vaterlandes, die er ohnehin nur durch das Gehör erlernt hat; doch spielt er die Schottischen Lieder mit einem ihm eigenen Ausdruck und Feuer. Er ist jetzt in seinem zwey und siebenzigsten Jahr, und hat seit einem halben Jahrhundert auf allen Gelagen der Gegend aufgespielt. Er ist im Dorf Inver gebohren, wo er denn auch wohnt, und durch seine Geigerey ein ganz hübsches Vermögen erworben hat. Er gab uns einige von seinen Schottischen Stückchen zum Besten; die Strathspeys, eine Art Nationaltänze voll Geist und Leben, sind sein Lieblingsfach; doch trägt er auch die Wehklage, oder Leichenmusik mit vielem Pathos vor. Herr Raeburn zu Edinburg, der mit Recht der Schottische Reynolds genannt werden kann, hat ein schönes Portrait von diesem grosen Mann geliefert.

Abends gab die tanzende Jugend des Orts einen Ball im Gasthof, wozu denn auch wir höflichst eingeladen wurden; hier hatten wir noch einmal Gelegenheit, den ehrlichen Neil Gow, so wie auch die Ueberlegenheit der Hochländer in Absicht des Tanzens zu bewundern. Es gab Kinder unter denen, die wir diesen Abend tanzen sahen, die sich auf jeder Bühne hätten zeigen dürfen.

VI.

Seitenritt, um den Loch-Tay und Taymouth zu sehen. Balnegarde, ein Gasthof. Aberfeldie, ein Dorf. Mahlerische Fälle des Moneß. Kenmore, ein Dorf. Taymouth, Wohnsitz des Grafen Breadalbane. Loch-Tay. Dessen unerklärliche Erschütterungen. Park des Grafen. Wunderschöne Umsicht. Majestätische Baumgänge. Castell. Das Wohnhaus. Gemählde, von Van Dyke, Jamieson und Hamilton. Scipio und Alincius. Auswanderungen. Hochländische Tracht. Fluß Lyon. Dorf Logievait. Seltsamer Hochzeitgebrauch.

Aug. 4. Früh Morgens brachen wir von Dunkeld nach Kenmore auf, das 24 Meilen davon liegt. Der Zweck dieser Tagereise war, den Loch Tay und Lord Breadalbane's Sitz zu Taymouth zu sehen. Wir fuhren zu Juver-Ferry über den Tay, und ritten längst des Flusses westlichen Ufern hin, die sehr schön sind; das Land ist reich an Waldungen, aber die Strassen sind elend. Wir passirten mehrere gute Häuser, und nachdem wir gegen acht Meilen geritten waren, sahen wir den Tay in die Tummel fallen; jener, der bis dahin von Norden nach Süden geflossen, wendet sich jetzt westwärts. Nachdem wir noch etwa zwey Meilen an seinen Ufern fortgeritten waren, kamen wir nach Balnegarde, einem sehr mittelmäßigen Gasthofe, wo wir frühstückten, und eine ausschweifende Rechnung bezahlen

sollten, aber nicht bezahlten; es ist gewiß nicht Recht, wenn Reisende, welches Standes und Vermögens sie auch seyn, den Forderungen der Gastwirthe sich unbedingt unterwerfen; es ist von schlimmen Beyspiel und dem Publicum höchst nachtheilig.

Immer noch ritten wir längst den Ufern des Tay, da wir dann, ohngefähr acht Meilen von Balnegarde, nach Aberfeldie kamen, einem kleinen nahrhaften Dorf, wo von Glasgowschen Unternehmern bedeutende Musselinmanufacturen angelegt worden sind.

Wir ließen unsre Pferde im Dorf, und gingen den sogenannten Burn of Moneß hinauf, um die Fälle des Moneß, die gegen anderthalb Meilen von Aberfeldie liegen, und von einem Gentleman zu Dunkeld uns als sehr schön waren beschrieben worden, in Augenschein zu nehmen.

Der Wegweiser, den wir von Aberfeldie mitgenommen, führte uns den Fluß entlang durch eine tiefe, bis an den Gipfel mit Haseln und Birken bewaldete Schlucht. Der erste Fall ist nicht ohne Schönheit, und möchte uns sogar erhaben gedäucht haben, wenn wir nicht neuerdings zu so manchen herrlichen Scenen dieser Art gewöhnt worden wären. Gerade oberhalb dieses ersten Falls stürzt ein kleines Bächlein linker Hand sich in den Burn, woraus einige schöne Cascaden entstehen. Als wir aber jetzt über den Bach gegangen, und ein wenig tiefer in den Grund des Glen vorgerückt waren, sahen wir mit einmal den schönsten Theil der Scene, drey Wasserfälle nämlich über einander, die zusammen eine sehr beträchtliche Höhe ausmachen. Die Wände des Glen, welche die Schlucht von Moneß genannt werden,

sind hier erstaunlich hoch, und zu beyden Seiten mit Bäumen besäumt, deren Aeste einander begegnen, und sich in einander verflechten. So weit das Auge reicht, sieht man den weissen Bäsicht wie aus den Wolken herunterschäumen, und von Fels zu Fels mit fürchterlichem Gebrause in die dunkle Schlucht hinuntertaumeln. Niemand, der diese Fälle sah, wird Bedenken tragen, sie (mit den Worten des berühmten Walisischen Reisebeschreibers) für den Inbegriff alles Großen und Schönen, was die Welt der Wasserfälle nur immer aufzuweisen hat, zu erklären.

Die Felsen, die den Glen einschließen, bestehen hauptsächlich aus Glimmerschiefer. Grund und Boden gehörte bis jüngst Herrn Fleming von Moneß, ist aber jetzt das Eigenthum des Grafen Breadalbane.

Nachdem wir nun auch diese Fälle betrachtet, und ohngeachtet der vielen schönen und großen Scenen dieser Art, die wir neuerdings gesehen, gar höchlich bewundert hatten, setzten wir unsere Reise von Aberfeldie nach Kenmore fort, das noch sechs Meilen weiter hin liegt. Immer noch ritten wir längst den reizenden Ufer des Tay. Viertehalb Meilen jenseits Aberfeldie passirten wir linker Hand einen Druidentempel von beträchtlicher Größe, der noch fast ganz war. Einen ähnlichen kleineren sahen wir zwischen Inver und Kenagarde. Gleich darauf betraten wir die weitläuftigen Lustanlagen des Lord Breadalbane, und sahen das Haus Taymouth, den Sitz dieses Herrn, umgeben von einem Hayn ehrwürdiger Bäume, die die lange Reihe der Wirthschaftsgebäude beynahe gänzlich verstecken. Hinter diesen Bäumen fließt der Tay, jenseits dessen sich waldbekränzte Berge

erheben. Der mittlere Theil des Hauses iſt alt, und nach Art eines Caſtells gebaut, mit Thürmen in den Ecken; da die Familie nicht Raum darinne hatte, ſo ſind zwey moderne Flügel hinzugefügt worden. Das Schloß vorüber geht der Weg nach Kenmore, das zwey Meilen weiter hin liegt.

Kenmore iſt ein kleines, aber ſehr niedliches Dorf, anmuthig auf einer Landenge belegen, die in das öſtliche Ende des Loch-Tay hineintritt. Die Kirche iſt ein ſchönes Gebäude; auch iſt eine Brücke von fünf Bogen über den Tay geworfen, da wo er aus dem See hervortritt.

Loch-Tay, einer der ſchönſten Seen Britanniens, iſt funfzehn Meilen lang und eine bis zwey Meilen breit. Seine Tiefe ſoll hin und wieder hundert Faden betragen, was denn ſchon die Höhe und Steilheit der angränzenden Berge, deren Grundflächen in das Waſſer hinunterreichen, erwarten läßt. In leichten Wellenlinien windet der See ſich zwiſchen den Bergen hin. Seine Figur iſt ohngefähr dieſe ⟨illegible⟩.

Auf einer kleinen mit Bäumen bedeckten Inſel, nicht weit von Kenmore, ſieht man noch die Ueberbleibſel einer Priorey, die von dem Gotteshauſe zu Scone abhing. Sie ward im Jahr 1422 durch Alexander den Erſten geſtiftet, der den Leichnam ſeiner Gattin Sibylle, Heinrichs des erſten natürlicher Tochter, darinnen beyſetzen ließ. Bey ſeinem eigenen Tode ward die Priorey noch freygebiger dotirt, damit die Mönche für die Ruhe ſeiner Seele ſowol, als die ſeiner Gattin die Meſſe leſen möchten.

Loch-Tay hat einen Ueberfluß an Lachſen, Hechten,

Barschen, Aalen und Forellen. Der Lachs, den wir zu kosten Gelegenheit hatten, ist vortrefflich. Lord Breadalbane hat das ausschließende Vorrecht, zu allen Jahreszeiten auf dem Loch zu fischen. Gegen die Verbindlichkeit, die Priorey auf der Insel mit Fischen zu versorgen, ward seiner Familie dies Privilegium verliehen, die dann zur Zeit der Reformation, wo auch diese Stiftung aufgehoben wurde, nicht nur das Privilegium, sondern auch die Insel oben drein an sich zu ziehen wußte.

Dieser See hat, so wie manche andre, zu Zeiten heftige und unerklärliche Erschütterungen erlitten. Folgender Brief, den Herr Fleming, letzter Pfarrer zu Kenmore, an Professor Playfair zu Edinburgh in Antwort auf gewisse Fragen des Letzteren schrieb, und der im ersten Bande der Verhandlungen der königlichen Societät zu Edinburgh abgedruckt wurde, enthält eine ausführliche Nachricht von dieser denkwürdigen Erscheinung.

„Sonntags am 12ten Sept. 1784, um neun Uhr Morgens, bemerkte man eine ungewöhnliche Bewegung im Loch-Tay beym Dorfe Kenmore. Dieß Dorf steht am östlichen Ende des Sees, nordwärts fließt der Fluß, der hier aus dem See tritt, südwärts ist eine Bay, die ohngefähr 400 Ellen in die Länge hält, und 200 in der Breite. Die Bay ist meistentheils sehr seicht; in der Regel hält sie nicht mehr als zwey bis drey Fuß Wasser, ehe sie aber in den eigentlichen See übergeht, wird sie mit einmal sehr tief. Am äußersten Ende dieser Bay sahe man das Wasser sich ohngefähr fünf Ellen innerhalb seiner gewöhnlichen Gränzlinie zurückziehen; nach vier bis fünf Minuten aber wieder heraufließen. Auf diese Weise ebbete und fluthete

es drey bis viermal nach einander innerhalb einer Viertelstunde, da dann das Waſſer mit einmal aus dem Oſten und Weſten in entgegengeſetzten Strömungen gegen eine Linie quer über die Bay zuſtrömte; gegen den Rand der Tiefe thurmte es ſich zu einer ohngefähr fünf Fuß hohen Welle, während der Grund der Bay 60 bis 100 Ellen weit von ſeiner natürlichen Gränze an ganz trocken blieb. So wie die Ströme auf einander trafen, erhob ſich ein Klatſchen und Schäumen; die öſtliche Welle, als die ſtärkere, riß die begegnende mit ſich fort, und rollte weſtwärts; langſam jedoch, und mit jedem Augenblick abnehmend, bis ſie nach etwa fünf Minuten völlig verſchwunden war.

So wie die Welle ſich geſenkt hatte, ſtrömte das Waſſer mit einiger Gewalt wieder vorwärts, und trat vier bis fünf Ellen über ſeine gewöhnliche Gränzlinie; augenblicklich zog es ſich aufs neue zurück, und ſuhr auf dieſe Weiſe wohl zwey Stunden lang fort, zu ebben und zu fluthen. Jede ſiebente Minute etwa hatte die Fluth den höchſten Punkt erreicht, worauf ſie allmählich abnahm, bis das Waſſer wieder in ſeinem gewöhnlichen Niveau ſtand.

Während dieſe Schwingungen in der Bucht im Süden des Dorfs beobachtet wurden, ſahe man an der Nordſeite den Fluß zurücktreten; das Rohr im Grunde, das ſich ſonſt in der Richtung des Stroms neigte, nahm die entgegengeſetzte Richtung an, und der Kanal blieb an beyden Ufern gegen zwölf Fuß trocken. Unter der Brücke, die 60 bis 70 Ellen vom See liegen mag, wälzte ſich das Waſſer allmählich, und wo es ſonſt achtzehn Fuß hoch geſtanden, da ſahe man jetzt das Bette des Fluſſes.

Die ganze Zeit über war das Wetter vollkommen ruhig. Bloß wahrnehmen konnte man, daß die Wolken in einer südwestlichen Richtung zogen. Das Barometer (so viel ich mich erinnere) ſtand ſowol dieſen als den vorhergehenden Tag auf 29½ Zoll.

Am nächſten und den vier folgenden Tagen bemerkte man ein Ebben und Fluthen ohngefähr um dieſelbe Zeit; auch dauerte es ohngefähr eben ſo lange, war aber bey weitem nicht ſo ſtark, als am erſten Tag. Noch bemerkte man an einigen folgenden Tagen jetzt des Morgens, dann des Nachmittags, eine ähnliche Schwingung; dieß dauerte bis zum 13ten October, ſeit welcher Zeit nichts ähnliches bemerkt worden iſt.

Auch mit den fleißigſten Erkundigungen habe ich nicht erfahren können, daß ein Erdbeben in der Gegend verſpühret, oder daß eine ähnliche Erſchütterung des Waſſers irgend ſonſt wo als um das Dorf Kenmore herum ſey bemerkt worden."

So weit das Schreiben des Herrn Flemina. Am 13ten Julius 1794 erfuhr der Loch-Tay dieſelben Erſchütterungen; ſie waren aber weder ſo heftig, noch von ſo langer Dauer. Ueber die Urſache dieſer Erſcheinung unterſtehe ich mich auch nicht einmal eine Muthmaßung zu wagen.

Da wir das Wohnhaus und die Anlagen um Taymouth zu ſehen wünſchten, ſo ließen wir die Erlaubniß dazu erbitten, die uns denn auch durch den Parkhüter, welcher angewieſen wird, die Fremden zu führen, überbracht wurde. Durch eine kleine Pforte neben dem Gaſthofe gelangten wir in den Park, und ſchlugen ſogleich einen Fußſteig ein, der uns auf den Gipfel eines kleinen

gemachten Berges mit ſanften Abſchüſſen, gleich dem Glacis einer Feſtung, führte. Von einem Sitze auf dieſem Berge genießt man einer ſehr ſchönen Ausſicht. Links lag das Dorf und die Kirche von Kenmore; grade vor uns die Brücke ſammt dem Tay, der aus dem See heraustritt; jenſeits der Brücke der See mit der oben beſchriebnen Inſel; mahleriſche Berge begränzen die Ausſicht, rechts der gewaltige Benlawers, mit ſchroffem Gipfel, weiterhin der Benmore, deſſen blaues Kegelhaupt in die Wolken ſteigt. Ein anmuthigeres, ruhigeres, mahleriſcheres Ganzes vermag die Fantaſie nicht zu erdenken. Auch der Barde von Ayrſhire ward davon ergriffen, und beſang es in folgenden Zeilen:

Der breite See, vom Hochackerg' umkränzt,
Schmeichelt dem Auge, und entzückt den Geiſt.
Der Tay, der kindlich durch die Fluren ſcherzt,
Der Pallaſt, der in ſeiner Fluth ſich ſpiegelt,
Die ſchönausgedehnten, waldbeſäumten Flächen,
Die Insel, ſorglos hingeſtreut, die Bogen,
Die kühn den neugebornen Strom umſpannen,
Das Dorf ſchimmernd in des Mittags Strahl.

Wir verließen den ſchönen Sitz, und ſchlugen einen glatten Grasweg ein, der unter erhabenen Bäumen uns zu einem Tempel der Venus führte, aus welchem wir dieſelbe Ausſicht noch einmal genoſſen, deren wir uns droben bereits gefreuet hatten. In dieſem Tempel iſt ein wohlgerathener Abguß der Venus von Medicis.

Von hieraus führte man uns durch einen herrlichen Baumgang längſt der Ufer des Tay auf das Haus zu.

Die Zweige der gewaltigen Lindenbäume schlugen in grosser Höhe über unsern Häuptern zusammen, und bildeten ein Laubgewölbe, das an die düstre Größe einer gothischen Cathedrale erinnerte. Einige sinnreiche Schriftsteller haben vermuthet, daß ein solcher Schattengang dem Architekten, der den neuen Styl eingeführt, die erste Idee davon angegeben habe.

Dieses sogenannte Berceau ist vierhundert und funfzig Schritte lang. Einige Reisende haben es als allzugekünstelt getadelt; meinem Gefühl nach kann niemand es betreten, ohne von seiner Pracht getroffen, und von der Feyerlichkeit seiner düstern Wölbungen durchschaudert zu werden. Die Spaziergänge um Taymouth herum sind alle äußerst prächtig; auch scheint grade in solchen Szenen die Kunst mir an ihrem wahren Orte zu seyn. Niemand wird von der Anlage eines Wohnsitzes die rauhe Wildheit erwarten, welche der Einsiedler zu Dunkeld zugesagt hatte; genug wenn die Kunst sich hütet, mit dem Charakter der Landschaft oder dem Vermögen des Eigners in Widerspruch zu gerathen, was hier sicherlich der Fall nicht ist. Ein Brown würde diesen Anlagen allerdings eine größere Natürlichkeit zu geben gesucht haben; allein es fragt sich, ob mit solchem Erfolg, als wenigstens für mich diese ehrwürdigen Lindenreihen machten, so sehr sie auch dem Geschmack des Tages widersprechen mögen.

Außer den Baum-Gruppen und Gängen, mit welchen die Landereyen um Taymouth herum übersäet sind, sieht man mehrere offne Plätze auch noch mit einzelnen Bäumen von äußerst großem Umfange geziert, hauptsächlich mit Lerchen und Linden, welches denn einen sehr

schönen Effect macht. Diese Ländereyen haben einen Ueberfluß an Rothwild und die Wälder wimmeln von Rehen.

Aus dem Baumgange schwenkten wir uns in die Heerstraße, aus der wir sogleich wieder ausbeugten, um einen Hügel zu besteigen, wo ein Gebäude in Form eines Forts steht, das ein einziges Zimmer enthält. Auf einer Plattform sind einige Feldstücke aufgeführet, die gelegentlich gelöset werden. Aus dem Fort hat man eine schöne Aussicht auf das Haus und den Park, auf den Fluß Tay, den See und die umliegende Landschaft.

Wir gingen nun zum Hause, dessen Lage ebenfalls zum öftern ist getadelt worden; freilich würde es eine bessere Aussicht gewonnen haben, wenn es läge, wo der Venustempel, oder wo das Dorf Kenmore liegt. Allein zu der Zeit, wo es erbaut wurde, pflegten die Baumeister mehr auf eine warme gedeckte Lage als auf die Aussicht Rücksicht zu nehmen. Auch fragt es sich noch, ob das Vergnügen, was die Bewohner des Hauses jetzt aus der Nähe des reizenden Sees schöpfen, sich erhalten haben würde, wenn sie ihn unaufhörlich vor Augen gehabt hätten. Was Gregory in musikalischer Hinsicht bemerkt, daß nämlich die lieblichsten und vollsten Saiten nicht allzuoft berührt werden müssen, damit das Ohr ihrer nicht überdrüßig würde, gilt auch mit Anwendung auf die übrigen Sinne. Auch die schönste Aussicht ermüdet auf die Länge. Besser also, das Haus stehet, wo es steht; nur eines kurzen und anmuthigen Spazierganges bedarf es, und die Familie kann des reizenden Schauspiels so oft genießen, als es ihr beliebt.

Das Haus hieß ursprünglich Balloch Castle,

oder das Caſtell an der Mündung des Sees; es ward von Sir Colin Campbell, dem ſechſten Knight von Loch-Awe, erbaut, der im Jahr 1383 ſtarb. Die Zimmer ſind nicht groß, aber wohl verſehen; auch giebt es einige gute Gemälde darinn, welche die Aufmerkſamkeit des Reiſenden verdienen. Darunter iſt eine Anzahl Portraits von George Jamieſon *), den man, und nicht mit Unrecht, den Schottiſchen Van Dyke genannt hat.

In der Halle, in die man uns zuerſt hineinführte, befindet ſich ein Stammbaum mit zwanzig Köpfen von der Familie Lochaw, die von dieſem Künſtler ſehr gut gemalt ſind; in demſelben ſo wie in einem kleinen Nebenzimmer hängen folgende Portraits von derſelben Hand: Sir Duncan Campbell, William Graf von Airth, John Herzog von Rothes, James Marquis von Hamilton, Archibald Lord Napier, William Graf von Marſchall, Graf von London, Lord

*) George Jamieſon ward zu Aberdeen zu Ende des ſechszehnten Jahrhunderts gebohren. Frühe ſchon verrieth er einen ungewöhnlichen Hang und ein entſchiedenes Talent für die Portraitmahlerey; er ging ins Ausland, und ſtudirte unter dem berühmten Rubens, der Urſach hatte, eines ſolchen Schülers ſich zu freuen. Nach ſeiner Rückkunft im Jahr 1620 ließ er ſich in ſeiner Vaterſtadt nieder und heirathete. Sein Styl ward bald berühmt, und ſeine Portraite wurden allgemein geſucht. Karl der Erſte ſoll ihm erlaubt haben, während er ihn mahlte, den Hut auf dem Kopf zu behalten; daher man ihn denn auch in allen ſeinen Gemählden auf dieſe Weiſe vorgeſtellt findet. Vielleicht war jedoch dieß bloße Nachahmung ſeines Meiſters Rubens.

Canzler, Thomas lord Binning, John Graf von Marr, Sir Robert Campbell, Sir John Campbell.

In demſelben Zimmer hängen von VanDykes Meiſterhand die Bildniſſe zweyer edler Brüder, die zu Karls des Erſten Zeiten eine bedeutende Rolle ſpielten: Henry Rich, nämlich, Grafens von Holland, und Roberts, Grafens von Warwick, Großadmirals von England in Dienſten des Parlaments. Erſterer iſt in Lebensgröße, und wird für eins der ſchönſten Stücke ſeines Meiſters gehalten. Im Speiſezimmer hängen einige Familiengemälde von neueren, aber wackern Künſtlern.

In einem kleinen Zimmer am Weſterende des Hauſes hängt unter mehreren guten Gemälden ein ſchönes Bibelſtück von Weſt, und in einem Zimmer des Oſterendes ein entzückend ſchönes Stück von Gavin Hamilton, das den Scipio vorſtellt, der die gefangne Spanierin ihren Eltern und ihrem Verlobten, dem Allucius, wiedergiebt. Der Künſtler hat den Sinn des Geſchichtſchreibers treulich aufgefaßt. Man ſieht der Jungfrau die Empfindungen an, welche Livius ſie ausdrücken läßt. „Bewundernswürdiger Jüngling, muß der Anblick dieſes für deine Wohlfahrt betenden Mägdleins dir nicht ein reineres Entzücken gewähren, als der volle Genuß ihrer Perſon dir gewährt haben würde?“ Bekanntlich hatten die Eltern des Mädchens ein beträchtliches Löſegeld für ihre Tochter mitgebracht. Sie flehten den großmüthigen Ueberwinder, es wenigſtens als Geſchenk von ihnen anzunehmen, indem nur ſo ihre Freude und Dankbarkeit vollkommen ſeyn würde. Scipio erklärte, daß er es denn

annehme; nicht sobald aber hatte man es ihm zu Füßen gelegt, als er sich zu Allucius wandte, und ihm sagte: laß dieß einen Theil der Morgengabe seyn, die du von deinem Schwiegervater zu erwarten hast, oder betrachte es als ein Hochzeitgeschenk von meinetwegen. Der Gegenstand ist gewiß des besten Pinsels würdig, und Herr Hamilton hat ihm nach meinem Gefühl vollkommne Gerechtigkeit geleistet.

Das Dorf Kenmore ist gut gebaut; die Häuser sind ganz bequem eingerichtet; auch hat der Eigner es mit Einwohnern bevölkert, die der Nachbarschaft nützlich seyn können. Von den unentbehrlichsten Handwerkern ist wenigstens Einer hier vorhanden, ein Schmidt, ein Schuster, ein Schneider u. s. w. Ueberhaupt wird von diesem Herrn allgemein mit großer Achtung geredet.

Allein obgleich Lord Breadalbane gütiger gegen seine Pächter seyn soll, wie die meisten Grundherrn, so hörten wir doch von vielen, die aus dieser Gegend nach America ausgewandert waren; wir hörten von andern, die im Begriff waren, ihrem Exempel zu folgen. Vor einigen Jahren gelang es dem Lord, eine solche Parthey Emigranten aus den nördlichen Strichen zurückzuhalten, und auf eine vortheilhafte Art auf seinen Ländereyen in Glenerchas anzusiedeln. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß die Eigenthümer ihren Pächtern jede billige Aufmunterung angedeihen lassen, hauptsächlich aber ihnen Contracte geben sollten, weil sonst die Aussicht, nach dem Beyspiel ihrer transatlantischen Freunde dermaleinsens ein kleines Eigenthum erwerben, und unter ihrem eignen Weinstock und Feigenbaum sitzen zu können, das Land

ſeiner tüchtigſten und kraftvollſten Volksclaſſe berauben dürfte.

Und eben jetzt, derweil ich ſinnend weile,
Seh' ich, ſo dünkt mich, Fleiß und Redlichkeit
Das Land verlaſſen. Ein trübſinnig Heer,
Seh ich ſie wandern zum Bieſtad hinab,
Wo losgeſchürzt die weißen Wimpel wehn,
Und rings den Strand verdunkeln.

Goldſmith.

Die hochländiſche Tracht iſt hier gewöhnlicher, als in allen andern von uns berührten Strichen. Dieſe Tracht hat viel Aehnlichkeit mit der alten Römiſchen, von welcher ſie vielleicht abſtammt. Sie beſteht aus einem kurzen Jack von Tartan oder Wollentuch, das in lauter Vierecke gewebt iſt, die in den brennendſten Farben, hauptſächlich aber in grün und roth ſpielen; aus dem Philabeg oder Kilt, einer Art kurzen Unterrocks von demſelben Zeuge, der bis an die Mitte des Dickbeins herunterreicht; aus Halbſtrümpfen, die nicht bis ans Knie reichen, und in rothen und weißen Würfeln geknittet oder gewebt ſind. In vollem Anzuge haben ſie gemeiniglich eine Taſche aus Ottern-, Fuchs- oder andern Fellen vor ſich hangen, worinn ſie ihren Tabak und ihr Geld haben. Ihren Mantel oder Plaid von Tartan wiſſen ſie mit vieler Anmuth über die Schulter zu falten, können ſich aber ganz und gar darinn verhüllen, wenn es regnet. Statt des Hutes tragen ſie eine blaue Mütze mit rothen und weißen Rändern. Dieſe Tracht, die ungleich mahleriſcher iſt, als die moderne, kommt allmäh-

lich in den Hochlanden aus der Mode; viele kleiden ſich auf Engliſch; andre halb Engliſch, halb Hochländiſch. So z. B. tragen manche einen Hut und kurzen Rock, mit dem Kilt und den Strümpfen; andre haben bloß die Strümpfe und die Mütze beybehalten.

Aug. 5. Der Gaſthof zu Kenmore iſt bequem genug. Wir ſchliefen hier, und machten nach dem Frühſtück uns wieder auf den Weg. Wir paſſirten den Tay vermittelſt einer Brücke an der Mündung eines Sees, und ritten nun längſt der nördlichen Ufer des Fluſſes fort, die ſehr angenehm ſind, und manche ſchöne Ausſicht gewähren. Nachdem wir dritthalb Meilen längſthin geritten waren, gelangten wir an den Lyon, einen feinen Fluß, der aus dem See Loch-Lyon, an der Gränze von Argyleſhire entſpringt, und nachdem er eine beträchtliche Strecke eines ſehr gebirgichten Landes durchfloſſen, nicht weit von hier in den Tay fällt. Ohngefähr eine Viertelmeile mochten wir die Ufer dieſes Fluſſes hinauf gegangen ſeyn, als eine Brücke uns auf die andre Seite hinüber führte; da wir denn bald wieder an den Tay kamen, der ſich jetzt bereits mit dem Lyon vereinigt hatte. Gleich darauf paſſirten wir das Dorf Dull, und nachdem wir noch einige Meilen geritten, kamen wir nach Caſtel Menzies, den Wohnſitz Sir John Menzies, ein mit Thürmen verſehenes Gebäude, das mit hohen Bäumen umringt, gegen Norden aber durch einen felſichten, bis an die Spitze bewaldeten Hügel geſchützt iſt; neben dieſem Caſtell liegt das Dorf Weem oder Weyms.

Achtzehn Meilen ohngefähr von Kenmore kamen wir nach Logierait, einem Dorf von beträchtlicher Größe,

nicht weit vom Zuſammenfluſſe des Tay und Tummel, wo wir ſpeiſeten; nach dem Eſſen aber den Ort beſichtigten, jedoch nichts merkwürdiges fanden. Folgende ſonderbare Sitte geht hier bey Hochzeiten im Schwange.

Unmittelbar vor der Trauung werden an Braut und Bräutigam alle Knoten und Schleifen gelöſt, die ſich nur irgend an ihrem Anzuge befinden mögen, Kniebänder, Schnürbänder, Schuhriemen u. ſ. w. Nach geendigten Ceremonien ziehet die ganze Verſammlung um die Kirche herum, jedoch ſo, daß ſie die Kirchhofmauern allezeit zur Rechten behalten. Unvermerkt entfernt ſich der Bräutigam mit einigen jungen Burſchen, um die gelöſten Knoten wieder anzuziehen; daſſelbe thut die Braut mit ihren Geſpielen in einem andern Winkel, worauf der Zug dann weiter vor ſich geht.

Eine Viertelmeile ohngefähr von Logierait fuhren wir in einer Fähre über den Tummel, befanden uns nun wieder auf der Straße von Blair nach Dunkeld, die wir ſchon vorhin gereiſet waren, und langten bald darauf an letzterem Orte wieder an.

VII.

Reiſe nach Perth. Ein Hoſpital. Ein Schlachtfeld. Der Schottiſche Emmanuel. Lage von Perth. The Earle of Gowrie. Bevölkerung der Stadt. Brücke über den Tay. Lachsfang. Handel. Leinwand- und Baumwollenmanufacturen. Belang derſelben. Lederarbeiter. Handſchuhmacher. Buchdrucker. Banken. Erziehungs und Lehranſtalten. Die lateiniſche Schule. Die Akademie. Litterariſche Societät. Oeffentliche Bibliothek.

Aug. 6. Frühe Morgens brachen wir auf nach Perth, das funfzehn Meilen von Dunkeld liegt; der Weg iſt gut, das Land anmuthig und wohlgebaut. Zwey Meilen jenſeit Dunkeld paſſirten wir den Wald Birnam, der jetzt meiſtens von Holz entblößt iſt; an der Seite dieſes Hügels iſt neuerdings ein ſchöner blauer Schieferbruch eröffnet worden.

Ein wenig weiterhin zur Linken ſahen wir das Hoſpital, das von einem Stewart auf Grandtully zum Unterhalt einer gewiſſen Anzahl armer Leute iſt errichtet worden. Das Haus wird jetzt nicht bewohnt, die Penſionarien leben lieber in ihren Hütten im Schooße der Ihrigen, wo der kleine Jahrgehalt, den der mildthätige Stifter ihnen ausgeſetzt hat, ihnen das Leben zu erleichtern dienet.

Wir durchreiſten jetzt eine moorichte, wenig angebaute Strecke, aus der wir jedoch bald auf eine offene Ebene

gelangten, wo die Fortſchritte des Feldbaues und der Manufacturen deſto auffallender waren; mehrere Bleichen und Baumwollenmühlen ſind hier errichtet worden.

Auf dieſer Ebene, die die Ebne Luncarty heißt, ſieht man eine Anzahl kleiner Hügel, welche vermuthen laſſen, daß hier ein Schlachtfeld geweſen ſeyn müſſe. In der That belehrt uns die Geſchichte, daß hier im Jahr 976 von den Schotten ein wichtiger Sieg über die Dänen erfochten worden, die ins Land gefallen, und von der öſtlichen Küſte bis hieher vorgedrungen waren. Die Dänen waren ſchon Meiſter des Wahlplatzes, und die Schotten, der Uebermacht und überlegnen Disciplin nachgebend, waren auf dem Rückzug begriffen, als folgender Umſtand das Glück des Tages wandte. Ein Bauer, den man nicht mit Unrecht den Schottiſchen Cincinnatus nennen könnte, pflügte zufälliger weiſe ſammt ſeinen Söhnen an dieſem Tage auf einem Felde, das ſeitdem Dalmacoing, der Jochacker, genannt wurde. Als dieſer den Ausgang des Treffens vernahm, und die Schotten auf dem Rückzug ſahe, entbrannte er in heroiſchen Unwillen, ergriff das Joch ſeines Ochſenpfluges, ſammelte die Flüchtigen, ſtellte ſich an ihre Spitze, und traf die Dänen am Ufer des Tay nicht weit von Caputh, wo ein zweytes Gefecht erfolgte, worinn die Dänen aufs Haupt geſchlagen wurden. Der Schottiſche Anführer, der mit ſeinen Söhnen Wunder der Tapferkeit im Gefecht gethan, ward vom König zu hohen Ehren erhoben; es ward ihm der Name Hay ertheilt, und das Ackergeräth, womit er ſeinen Sieg erfochten, zum Wappen gegeben. In der That führt die Familie Kinnoul, die von dieſem bäuriſchen Helden abzuſtammen

ſich rühmet, noch jetzt ein Joch im Schilde mit der Devise: Sub Jugo.

Wir langten um zehn Uhr zu Perth an, und hatten nicht ſobald gefrühſtückt, als wir ausgingen, die Stadt zu beſehen, die eine der ſchönſten in Schottland, und nach einem regelmäßigern Plan gebaut iſt, als jede andere, etwa die Neuſtadt Edinburgh ausgenommen. Sie ſoll zwanzigtauſend Einwohner enthalten, welche Zahl wahrſcheinlich zu hoch iſt; doch ergiebt ſich aus den Geburts- und Begräbnißregiſtern eine Bevölkerung von ſechszehn zu ſiebzehntauſend Seelen. Sie liegt auf einer ſchönen Ebne, am weſtlichen Ufer des Tay, der hier ein anſehnlicher Fluß iſt; die Ebene iſt ohne Zweifel ehemals das Bette des Fluſſes geweſen, der ſich, gleich ſo vielen andern, mittelſt der Steine, des Schlamms und anderer von ſeinen Waſſern mit fortgeriſſenen Subſtanzen, allmählich ſelbſt eingedeichet hat. Die weitläuftige und reiche Ebene, the Carſe of Gowrie genannt, die ſich an beyden Seiten des Tay von Perth bis hinunter gen Dundee, wo der Fluß in die See fällt, ergießt, und an die reichſten Striche des ſüdlichen Englands erinnert, iſt ohne Zweifel in irgend einem fernen Zeitalter von dem Fluſſe bedeckt geweſen. Dieß erhellt aus ihrem auffallend flachen Anſehn, wenn man ſie von einer der benachbarten Anhöhen, beſonders von der Anhöhe Kinnoul oder Moncrief betrachtet. Das Erdreich, das von den Bergſtrömen, die mit großer Gewalt in die Flüſſe fallen, hinweggewaſchen worden, wird, ſo wie die Schnelligkeit des Stroms ſich mindert, was beſonders an deſſen Seiten der Fall iſt, abgeſetzt; hierdurch wird der Strom nach und nach verengert, da dann ein ſchönes flaches

Stück Land, aus Sand und Pflanzenerde bestehend, zurückbleibt, das des Anbaues höchst empfänglich ist. Auch das spricht für diese Hypothese, daß die nächste Lage unter der Dammerde aus Sand und runden Kieseln besteht, und daß Leute, die nahe bey Perth einen Brunnen gegraben, drey Faden tief unter dem Bette des Tay, Stuhle, Dreyfüße und andere Stucken Hausrath gefunden haben, die dort müssen abgesezt seyn, als diese Gegend noch mit Wasser bedeckt gewesen, indem eine große Menge Kiesel und Flußsand darüber gefunden worden.

Perth wird von einer geräumigen Ebene umrinat, oder es zerschneidet diese Ebene vielmehr in den sogenannten Nord- und Süd-Inch, deren jeder anderthalb Meilen im Umfang hält. Diese Striche sind ohne Zweifel einstens, als der Tay noch in einem geräumigen Bette floß, gewesen, was ihr Name sagt, nämlich Inches oder Inseln. Die Einwohner bedienen sich ihrer als öffentlicher Spazierplätze, zugleich aber auch zum Waschen und Trocknen der Leinwand, was in mehrern Gegenden Schottlands gewöhnlich ist. Der Tay fließt hier aus dem Norden in den Süden, wendet sich aber ein wenig unterhalb Perth ostwärts, und verliehrt sich hinter den Hügel Kinnoul. Die Fluth tritt aus der Nordsee in den Fluß hinein, und reicht bis zwey Meilen oberhalb Perth; der Fluß ist schiffbar bis Perth für Schluyen und kleine Gefäße, zur Fluthzeit für Schiffe von beträchtlicher Größe, welche nahe an die Stadt kommen.

Ueber den Tay ist eine schöne Brücke von neun Bogen geworfen, die gegen 25000 Pf. gekostet hat. Ein

beträchtlicher Theil dieſes Geldes ward von der Regierung aus den verfallenen Gütern hergegeben; die Obrigkeiten gaben her, was aus den öffentlichen Fonds gemiſſet werden konnte, und ohngefähr ſiebenzehn tauſend Pf. wurden durch den Weg einer öffentlichen Subſcription zuſammengebracht. Noch ſchoß der verſtorbene patriotiſche Graf von Kinnoul ein Darlehn vor, woraus die noch übrigen Koſten beſtritten, und wogegen ihm ein temporärer Zoll auf die Brücke zugeſichert wurde. Das Darlehn iſt ſchon wieder abgetragen, und der Zoll aufgehoben. Ueberhaupt hat man es dem Patriotismus dieſes Herrn hauptſächlich zu verdanken, daß dieſer nützliche Bau zu Stande kam. Sie umſpannt die größte Waſſermaſſe von allen Brücken in Britannien. Vorher half man ſich mit einer hölzernen Brücke, die aber der Breite und Gewalt des Fluſſes nicht gewachſen war; fünf früher erbaute Brücken wurden durch die Fluthen weggeſpühlt, welche den Fluß oft zu einer ungewöhnlichen Höhe anſchwellen, und ſeinen Waſſern eine unwiderſtehliche Gewalt ertheilen; dieſer Bau hat jedoch bis jetzt allem Andrang des wüthenden Elements getrotzt, und wird hoffentlich lange ein glorreiches Denkmal des Siegs der Kunſt über die Natur bleiben.

Die Lachsfiſcherey auf dem Tay iſt ſehr beträchtlich, und der Pachtpreis hat neuerdings ſehr zugenommen; man kann ihn jetzt das Jahr zu 7000 Pf. Sterling rechnen, wovon die Stadt Perth gegen 1000 zieht. Der Fang beginnt am eilften December, und endigt am 27. Auguſt. Was im Frühling, zum Theil auch, was im Sommer gefiſcht wird, geht, in Eis gepackt friſch nach London; bey warmen Wetter pökelt man den Fiſch, und

schickt ihn eben dahin. Tag und Nacht (wenn nämlich letztere nicht sehr dunkel ist), steht ein Mann auf der Brücke, und giebt Acht. Sobald er einen Fisch den Fluß heraufkommen sieht, giebt er ein Zeichen, worauf die Fischer, die sich ein paar hundert Schritte höher hinauf in einer Hütte aufhalten, sich sogleich ins Boot werfen, und ihn wegfangen.

Die Stadt hat seit einigen Jahren gar sehr an Größe und Bevölkerung gewonnen, was dem schnellen Wachsthum ihres Handels und ihrer Manufacturen, als wozu kein Ort in Britannien besser gelegen seyn dürfte, zuzuschreiben ist. Zwischen London und Perth ist ein beständiger Verkehr zu Wasser. Jeden vierten Tag, so lange es wenigstens, als der Fang dauert, segelt eine Schmacke ab, und macht, wenn das Wetter irgend günstig ist, ihre Reise gewöhnlich binnen acht Tagen; man hat Exempel, daß der Weg nach London binnen sechzig Stunden zurückgelegt worden. Außer diesen Fischerschmacken, die als Rückfracht Porter, Käse, Gewürzwaaren und andere Consumtionsartikel mitbringen, giebt es noch eine Anzahl Gefäße, welche die Manufacturwaaren in verschiedene Weltgegenden verführen.

Die Stapelmanufactur zu Perth ist Leinwand, doch sind neuerdings auch eine Menge Baumwollenzeuge gearbeitet worden, welcher letztere Zweig noch immer im Zunehmen ist. Mehr denn 1500 Webersthle sind in der Stadt und in den Vorstädten im Gange, welche jährlich für 100000 Pf. Sterling linnene und baumwollene Zeuge verfertigen. Für mehr aber noch als 120000 Pfund wird an Leinwand in der Nachbarschaft gearbeitet, und auf dem Perther Markt von den Großhändlern gekauft.

Folgender Bericht, der auf Ersuchen der litterarischen und antiquarischen Societät von einer eigends dazu niedergesetzten Committee angefertigt, und von deren Vorsitzer, Herrn John Young, einem in Handlungssachen wohlbewanderten Manne, unterzeichnet worden, kann für ein authentisches Document des Zustandes der Manufacturen zu Perth im Jahr 1794 gelten:

1) Braune und weiße feinfädichte Linnenwaaren, Schlesische Leinwand genannt, die hauptsächlich zu Halstüchern gedruckt werden; ferner sogenannte Britannia's, Kentings u. s. w. zum Verkehr im Auslande, lassen sich anschlagen zu mehr denn ‛ ‛ 120000 Pf.

2) Starke Holländische Leinwand zu Betttüchern (sheetings) von mancherley Breiten; ⅞ und ¾ breite Holländische Hemdeleinwand (shirting); auch etwas Schleierlinnen (lawn) zu mehr denn ‛ ‛ ‛ 12000 —

3) Vier Viertel breite braune und weiße Landleinewand, hauptsächlich zu Hutfutter, Steiflein u. s. w. Braunes Holländisches, Hessisches Packlein, und andre grobe Waaren, die in der Nähe gearbeitet werden; ferner Soldatenbendelein, etwas grobes Betttuchlein, nebst Osnabrugs zu ‛ ‛ 20000 —

4) Fünfviertel breites Lein zu Schirmen und Fensterblenden zu mehr denn ‛ 8000 —

160000 Pf.

5) Die Baumwollenmanufacturen erweiterten sich mit erstaunlicher Schnelligkeit, erlitten aber im letzten Sommer durch das Fal-

160000 Pf.

len der Preiſe einen Stoß, von dem ſie ſich noch nicht völlig wieder erholt haben. Die Linnenmanufacturen litten ungleich weniger.

Baumwollene Shawls, Callicoe's, Muſſeline, wie auch einige Halstücher, deren Ertrag ſonſt jährlich zu 80000 Pfund geſchätzt wurde, ſollen jenes Stoßes halber jetzt nur angeſchlagen werden zu ‘ ‘ 60000 —

Iſt alſo der Totalbelauf des Werths der Leinwand und Baumwollenwaaren, möglichſt gering berechnet ‘ 220000 Pf.

Zu merken iſt, daß die Baumwollenmanufactur ſich jetzt in einem ſehr blühenden Zuſtande befindet, und ſeit Ausfertigung des obigen Berichts gar ſehr erweitert worden iſt, wie denn auch eine Menge Baumwollenmühlen und Druckereyen, auch mehrere Bleichen ſeitdem in der Nachbarſchaft von Perth errichtet wurden. Man glaubt nicht, daß die Linnenmanufactur in gleichem Verhältniſſe zugenommen habe.

Auch eine beträchtliche Menge Leder und Schuhe wird in Perth fabricirt. Die Schuh- und Stiefelmanufactur, die hauptſächlich für den Londner Markt arbeitet, ſetzt jährlich für wenigſtens 8000 Pf. ab. In den Gerbereyen werden 4 bis 5000 Häute, und ohngefähr 500 Dutzend Kalbfelle bereitet, deren Werth zu 10000 Pf. angeſchlagen wird.

Eine Handſchuhmanufactur hat hier ſchon ſeit vielen Jahren beſtanden, wozu die Nähe der Hochlande, als welche den Ankauf der Hirſch- und andrer Thierfelle gar ſehr erleichtert, vermuthlich den erſten Anlaß gege-

ben. Zwischen zwey bis dreytausend Paar Handschuhe werden jährlich geliefert. Die Handschuhmacher sind den Kürschnern einverleibt, und diese Zunft ist die reichste in Perth. Die Kürschner bereiten jährlich gegen 30000 Schaaf- und Lammfelle, wovon gegen 20000 von Schaafen, die an Ort und Stelle geschlachtet werden, herrühren, die übrigen kommen vom Lande und aus den Hochlanden. Die meisten dieser Felle werden auf den Londner Markt gesandt, wo sie wegen der Feinheit des Korns und Reinigung von allem Fett sehr geschätzt werden.

Auch beträchtliche Buchdruckereyen sind hier seit einigen Jahren durch die Morrisons errichtet worden, die einige schöne Ausgaben von Schottischen Dichtern, und eine Encyclopädie geliefert haben. Sie drucken jährlich zwanzig bis dreißigtausend Bände.

Daß es einer so betriebsamen und wohlhabenden Stadt nicht an Banken mangeln werde, läßt sich erwarten. Seit mehrern Jahren besteht hier eine respectable Bankgesellschaft, auch ist ein Zweig der schottischen Bank hieher verpflanzt worden.

Die Stadt ist seit zehn Jahren gar sehr erweitert, und es sind in allen Quartieren neue Straßen angelegt worden. Eben jetzt geht man damit um, den Boden, der vorhin das Barfüßerkloster einnahm, zu bebauen. In Perth scheinen mehrere Straßen und Gäßchen gleich anfangs gewissen Handwerkern angewiesen zu seyn, die denn auch mit wenigen Ausnahmen noch immer dieselben Quartiere und oft dieselben Straßen bewohnen. Die Kürschner z. B. leben in Einer Straße nebst einigen angränzenden Gäßchen und Durchgängen; die Weber in einer zweyten, die Hammerarbeiter in einer dritten, die

Ladenhändler oder Krämer in einer vierten, u. ſ. w.: dieſe Straßen werden dann auch von dem Gewerbe, das darinn getrieben wird, benannt.

Bey allem dieſem Eifer für Manufacturen und den Handel wird dennoch keinesweges, wie in ſo vielen Engliſchen Manufacturſtädten geſchieht, das wichtige Geſchäft der Erziehung in Perth vernachläſſigt. Ueberhaupt wird dieſe in Schottland einer größern Aufmerkſamkeit gewürdigt, als in England. Ueberall im ſüdlichen England trifft man auf Leute, die weder leſen noch ſchreiben können; wogegen in den meiſten Gegenden Schottlands faſt ein jeder leſen, die meiſten auch ſchreiben können.

Die lateiniſche Schule zu Perth hat lange für eine der erſten in Schottland gegolten. Mehrere vorzügliche Staatsmänner, Naturkundige, Gottes- und Rechtsgelehrte, auch einige gute Dichter verdanken ihr ihre Bildung. Der berühmte Crichton von Clunie, gemeiniglich der verwunderungswürdige Crichton genannt, ward hier erzogen; auch der verewigte Graf von Mansfield legte hier den Grund zu ſeiner Bildung und zu ſeinem Ruhme.

Für jetzt dient dieſe Schule nur noch, um junge Leute durch den Elementarunterricht in claſſiſchen Kenntniſſen für die Akademie zu bereiten. Sie hat einen Rector und zwey Aſſiſtenten. Der Rector (anjetzt Herr Dick) bekömmt jährlich 30 Pf., die beyden Aſſiſtenten (Herr Swan und Herr Robinſon) jährlich 23 Pf. an fixem Gehalt. Das Schulgeld beträgt quartaliter 5 Sh., wozu noch ein jährliches Geſchenk kömmt, was jeder Zögling jedem Lehrer macht. Das Gebäude liegt in South-ſtreet. Die Zahl der Schüler beträgt jetzt ſelten mehr denn ſechzig. Dadurch, daß die Burſche

jetzt früher als gewöhnlich die hiesige Akademie beziehen, ist die Schule in Abnahme gerathen.

Diese Akademie ist eine vortreffliche Anstalt für junge Leute, die sich dem Handel, und für solche, die sich den gelehrten Ständen widmen. Sie ward 1761 gestiftet, und zwar auf das ernstliche Ansuchen mehrerer Herren aus der Stadt sowol als aus der Nachbarschaft, die der Meinung waren, daß die Stadt Perth für eine Anstalt dieser Art ganz vorzüglich geeignet sey, und zwar aus folgenden Gründen:

1) Sie liegt in einer beträchtlichen Entfernung von den sämmtlichen Landesuniversitäten.

2) Die Lage der Stadt ist ganz besonders angenehm und gesund.

3) Sie ist der Mittelpunkt einer sehr volkreichen Landschaft, und da auch die Hochlande grade mit diesem Ort den meisten Verkehr haben, so kann ein Institut dieser Art dem Nationalzweck, die Hochlande zu civilisiren und in Aufnahme zu bringen, nicht anders denn sehr beförderlich seyn.

4) Alle Arten von Bedürfnissen sind hier zu billigem Preise zu haben, so daß Eltern gar nicht in Verlegenheit kommen können, weder ihre Kinder unterzubringen, noch selbst unterzukommen, wenn sie etwa, während die Erziehung ihrer Kinder dauert, selbst sammt ihren Familien zu Perth ihren Aufenthalt nehmen wollten.

5) Das Volk ist im Ganzen ein rechtlicher und betriebsamer Schlag von Menschen, so daß die Sitten der Jugend hier weniger Gefahr laufen, verdorben zu werden, als in jeder größern Stadt.

So erhebliche Rückſichten beſtimmten den Magiſtrat und das Council, ein bequemes Gebäude mit ſchicklichen Zimmern zum Gebrauch der verſchiedenen Claſſen aufzuführen. Im October 1761 wurden die Vorleſungen eröffnet; gegen 40 Studenten waren vorhanden. John Murray von Strowan (nachmaliger Herzog von Athol) ward einmüthig zum Präſidenten für das erſte Jahr erwählt, und nahm das Amt an.

Der Lehrer (Tutors) ſind vier.

Herr Gibſon, der Rector, hat einen Gehalt von 50 Pf. jährlich.

Herr Wallis, Aſſiſtent 25 — — —

Abbe Quintin, franzöſiſcher Sprachlehrer 25 — — —

Herr Juner, Schreib- und Zeichenmeiſter 25 — — —

Die Studirenden bleiben gewöhnlich zwey Jahre auf der Akademie. Während des erſten erlernen ſie die Arithmetik und die verſchiedenen Wechſelcurſe, das Buchhalten, das Zeichnen, das Franzöſiſche, Euclid's Elemente, die ebene Trigonometrie, das Ausmeſſen der Oberflächen, das Landmeſſen, die Stereometrie, die Schifffahrt, die Fortification u. ſ. w.

Im zweyten Jahr treiben ſie die ſphäriſche Trigonometrie, die theoretiſche und Experimentalphyſik in allen ihren Zweigen, die Algebra, die Fluxionen u. ſ. w. Die Honorarien betragen für den Rector jährlich zwey Guineen, für den Aſſiſtenten eine halbe, für das Zeichnen und Franzöſiſche vierteljährig eine Guinee. Die Zahl der Studirenden beläuft ſich auf achtzig, und iſt noch immer im Zunehmen.

Die Akademie liegt dem Westerende der St. Johannis-kirche gegenüber, und ist mit einem ausgesuchten physikalischen Apparat versehen.

Es würde überflüßig seyn, was schon aus Gelegenheit der Akademie zu Inverneß von dem Nutzen solcher Institute gesagt ist, hier zu wiederholen. Wenn aber dergleichen Anstalten in Schottland nützlich befunden werden, was mehrere vortreffliche Universitäten besitzt, wo die Jugend mit sehr geringen Kosten erzogen werden kann; wie viel nöthiger müssen dergleichen in mehrern Theilen Englands seyn, die allzuweit von den beyden einzigen Universitäten des Landes entlegen sind; Universitäten, die zwar in Ansehung ihrer Fonds und Gebäude allen ähnlichen Anstalten in der Welt weit überlegen sind, wo aber dennoch die Erziehung noch immer zu viel kostet, was ihre Lobredner eben so wenig werden läugnen können, als daß die Sitten der Studirenden bey einer solchen Zusammenhäufung junger Leute an einem und demselben Ort allzugroßer Gefahr ausgesetzt sind. Unwidersprechlich aber würde es dem Lande zum höchsten Vortheil gereichen, wenn ein Theil seiner lateinischen Schulen in Anstalten, wie diese Akademien sind, verwandelt würde. Wenige Lehrer würden auf einem solchen Institut genügen, die durch einen mäßigen Jahrgehalt zwar vor Mangel gesichert seyn, in Ansehung ihres Wohlstandes aber von der Zahl ihrer Zöglinge abhängen mußten.

Auch eine litterarische und antiquarische Societät blühet zu Perth, und hat gleich allen solchen Anstalten, den Geschmack an diesen Dingen auch unter Personen, die sonst nie daran gedacht hätten, verbreiten helfen.

Die Gesellschaft beschränkte sich zuerst auf die Alterthümer: ein Prediger war es, ein Mann, der für diese Art von Untersuchungen eine große Vorliebe hatte, der sie im Jahr 1784 zuerst in Gang brachte. 1787 erweiterte sie ihren Plan, und zog die Philosophie, die Humaniora und schönen Künste mit hinein: so ward sie denn, was die Franzosen eine Akademie zu nennen pflegen, so wie hingegen die Perther Akademie ihnen ein Collegium heißen würde.

Die Societät besitzt bereits beträchtliche Sammlungen an Büchern, Originalaufsätzen, alten Handschriften, Münzen, Medaillen, Naturhistorischen Gegenständen und andern ihrem Zweck zusagenden Materialien. Ihre gewöhnlichen Versammlungen werden am letzten Dienstag jedes Monats gehalten.

Durch Subscription ist ferner eine öffentliche Bibliothek zu Stande gekommen, die mit Büchern wohl versehen ist.

VIII.

Alterthum der Stadt Perth. Ueberbleibſel ihres ehemaligen Glanzes. Gowrie Houſe. Vorgebliche Verſchwörung der Gowries gegen Jacob VI. Leben. Alte Klöſter der Stadt. Deren Verheerung durch Knox Anhänger. Jetzige Kirchen und Diſſenter-Gemeinen. Herrliche Ausſichten von den Bergen Kinnoul und Moncrieff. Der Lauf des Tay. Beſuch zu Scone. Der Krönungsſtein. Allermannshügel. Ruinen der Kirche. Grabſchriften.

Perth iſt eine alte Stadt, und ſoll ſchon geſtanden haben, als die Römer bis an die Ufer des Tay vordrangen. Iſt dem alſo, ſo läßt aus dem damaligen rohen Zuſtande der Künſte, ſo wie aus der wandernden Lebensart der Eingebohrnen ſich leicht erachten, daß ſie weiter nichts als eine regelloſe Sammlung von Hütten, die ſchwerlich den Namen einer Stadt verdienten, enthalten haben könne. Aus dem Itinerarium des Richard von Cirencester ſcheint zu erhellen, daß die Stadt von Agricola, der mit ſeinen ſiegreichen Waffen bis über den Forth vorgedrungen, erbaut, befeſtigt und Victoria genannt worden ſey. Als die Picten das Chriſtenthum annahmen, und eine Kirche erbauten, widmeten ſie ſie St. Johannes dem Täufer, den ſie zugleich zum Schutzheiligen ihrer Stadt erwählten, daher rühret es, daß dieſe den Namen St. Johnſton erhielt. Auf einis

gen Siegeln, die man an den Urkunden der Perthiſchen Gotteshäuſer hangen findet, iſt die Enthauptung Johannes des Täufers abgebildet; auf der Rückſeite ſieht man ihn als Heiligen, und eine Anzahl Prieſter knieen vor ihm. Die Umſchrift iſt dieſe: S. commmunitatis ville ſancte Johannis Baptiſte de Berth.

Der Celtiſche Name der Stadt, (vielleicht der, ſo ihr von den Picten gegeben worden,) ſcheint Bertha geweſen, und daraus am Ende Perth entſtanden zu ſeyn. Das alte Bertha ſoll, nach Boethius, an den Ufern des Almon, der nicht weit davon in den Tay fällt, geſtanden, im Jahr 1209 aber mit ſammt dem Boden, worauf es geſtanden, in einer einzigen Nacht durch eine furchtbare Ueberſchwemmung der Flüſſe Tay und Almon, wozu noch eine ungewöhnlich hohe Fluth gekommen, hinweggeſpühlt ſeyn. In dieſer Drangſal verlohren viele Einwohner ihr Leben, noch mehrere ihr Eigenthum. Ein noch unmündiger Sohn des Königs befand ſich ſammt ſeiner Amme und vierzehn Dienſtgenoſſen unter den Umgekommenen. Die jetzige Stadt ward auf einer Ebene zwey Meilen weiter hinunter gebaut.

Von Perth's altem Glanze ſind nur noch wenig Spuren übrig; dahin mag die Pfarrkirche gehören, das Gowrie-Haus und das Parlamenthaus, welche beyde letztere in Wohnhäuſer verwandelt ſind. Auch ſtehen noch die Häuſer einiger Edlen: des Grafen von Errol, des Grafen von Athol und des Biſchofs von Dunkeld.

Die Pfarrkirche iſt ein groſſes Gebäude in Kreuzform, die Architektur in ſchönem gothiſchen Styl; ſie

iſt jetzt in drey Kirchen, oder von einander abgeſonderte Verſammlungsplätze getheilt.

Gowrie Houſe ward um das Jahr 1520 von der Gräfin von Huntley gebaut, und vertritt jetzt die Stelle einer Baracke. Das Haus wird allen Fremden, welche Perth beſuchen, wegen eines Mordanſchlags gezeigt, welcher hier am 5ten Auguſt 1600 vom Grafen von Gowrie auf Jakob den Sechſten gemacht ſeyn ſoll, der aber aus einem Fenſter um Hülfe rief, worauf ſeine Begleiter in das Zimmer brachen, und ihn retteten. Jedem Fremden, der das Haus beſieht, liegt ob, aus dem Fenſter herauszuqucken.

Unter ſo manchen zweifelhaften Thatſachen, welche die Geſchichte zu enthüllen verſucht hat, iſt dieſe hier eine der geheimnißreichſten. Ob Jakob den Grafen oder ob der Graf den König, oder ob überhaupt einer von beyden den andern habe ermorden wollen, iſt gleich ungewiß. Jede dieſer Vermuthungen hat ihr Unwahrſcheinliches. Robertſon ſucht darzuthun, daß der Graf bloß Willens geweſen ſey, den König aus politiſchen Urſachen in ſeine Gewalt zu bekommen. Folgendes ſind die Außenlinien der Geſchichte, ſo wie dieſer berühmte Hiſtoriker ſie erzählt.

„Die, welche in dieſer Verſchwörung die Hauptrolle ſpielten, waren John Ruthven, Graf von Gowrie und ſein Bruder Alexander. Sie waren Söhne des Grafen, der im Jahr 1584 war enthauptet worden. Beyde junge Leute, beſonders aber der ältere Bruder, waren von der Natur mit mancherley Vorzügen begabt, welche durch die Erziehung aufs ſorgfältigſte waren ausgebildet worden. Gelehrter, als unter Perſonen von ſol-

dem Range gewöhnlich iſt, religiöſer, als junge Leute dieſes Alters zu ſeyn pflegen, großmüthig, tapfer, leutſelig, ſchöpften ihre Landesleute, weit entfernt, daß ſie irgend eines ſchwarzen Verbrechens ſie hätten fähig achten ſollen, vielmehr von ſo viel frühreifen Tugenden die ſchönſte Hoffnung. Nichtsdeſtoweniger ſcheint irgend ein unbekannter Beweggrund dieſe hochbegabten Jünglinge in eine Verſchwörung verwickelt zu haben, welche, wenn anders dem Bericht des Königs und der gemeinen Meinung zu trauen iſt, als eine der ruchloſeſten und zugleich als eine der übelberechnetſten, deren die Geſchichte gedenkt, der Nachwelt überliefert werden muß.

Der König, welcher während der Jagdzeit in ſeinem Pallaſt zu Falkland wohnte, wollte am fünften Auguſt des obenerwähnten Jahrs frühe Morgens auf die Jagd gehn, als Alexander Ruthven ſich zu ihm geſellte, und mit bedenklicher Miene ihm erzählte, daß er am vorigen Abend neben ſeines Bruders Hauſe zu Perth einen unbekannten Menſchen von verdächtigem Anſehn allein und auf einem Nebenpfade habe ſchleichen geſehen; er habe ihn durchſucht, und einen Topf unter ſeinem Mantel gefunden, worinnen eine große Menge fremden Geldes geweſen; ſogleich habe er ſeiner Perſon und ſeines Schatzes ſich bemächtigt, und, ohne jemanden das Geringſte von der Sache mitzutheilen, den Menſchen in einem einſamen Hauſe eingeſperrt und gebunden; und er habe es für ſeine Pflicht gehalten, ſeiner Majeſtät vor allen andern von einem ſo ſonderbaren Vorfalle Nachricht zu geben. Jacob argwöhnte ſogleich, daß dieſer Unbekannte ein aufrühriſcher Prieſter ſeyn möchte, der mit fremden Gelde verſehen worden, um neue Unruhen im Lande an-

zuzetteln; und er beſchloß, dem Perther Magiſtrat es aufzutragen, den Menſchen abzuhören, und ſeinen Aufträgen auf den Grund zu kommen. Ruthven widerſetzte ſich dieſem Entſchluſſe aufs heftigſte, und drang mit vielen Gründen in den König, geradesweges nach Perth zu reiten, und die Sache mit eignen Augen zu unterſuchen. Mittlerweile nahm die Jagd ihren Anfang; und ſo leidenſchaftlich Jacob auch dieſen Zeitvertreib liebte, ſo konnte er doch nicht umhin, über das Seltſame der Erzählung und über Ruthvens Zudringlichkeit nachzuſinnen. Er rief ihn endlich zu ſich, und verſprach ihm, nach geendigter Jagd ſogleich nach Perth aufzubrechen. Die Jagd dauerte jedoch etwas lange, und Ruthven, der den König mittlerweile keinen Augenblick verließ, hörte nicht auf, ihm die möglichſte Eile zu empfehlen. Als der Hirſch endlich gefällt war, wollte er ihn nicht einmal warten laſſen, bis ihm ein friſches Pferd gebracht würde; und als er ſahe, daß der Herzog von Lenox und der Graf von Mar ſich fertig machten, den König zu begleiten, beſchwur er ihn, ſie zurückzuſchicken, was aber Jacob abſchlug. Ruthvens Ungeduld und Aengſtlichkeit, ſo wie die auffallende Verwirrung in ſeinem ganzen Betragen erregten zwar einigen Verdacht in des Königs Gemüth; dennoch beſtimmte ihn ſeine eigne Neugier, und Ruthvens Anhalten, in der That nach Perth zu reiten. Als ſie der Stadt bis auf eine Meile nahe gekommen, ritt Ruthven voraus, um ſeinen Bruder von des Königs Ankunft zu benachrichtigen, obgleich er ſchon vorher zwey Bothen zu dem Ende abgefertigt hatte. Nicht weit von der Stadt kam der Graf in Begleitung einiger Burger dem König entgegen, der nur zwanzig

Perſonen in ſeinem Gefolge hatte. Keine Zurüſtungen waren zu des Königs Bewirthung gemacht; der Graf ſchien gedankenvoll und verlegen; auch bemühte er ſich im geringſten nicht, durch ſeine Höflichkeit, was der Bewirthung abging, zu erſetzen.

Als der König abgeſpeiſt hatte, und ſeine Begleiter in einen andern Saal zur Tafel geführt waren, flüſterte Ruthven ihm zu, daß es jetzt Zeit ſey, in das Gemach zu gehn, wo der Unbekannte eingeſperret wäre. Jacob befahl ihm, Sir Thomas Erſkine mitzunehmen; ſtatt deſſen überbrachte er dieſem ein Verbot, dem König zu folgen, nahm den König, führte ihn die Treppe hinauf, durch mehrere Zimmer, deren Thüren er jedesmal verſchloß, und brachte ihn endlich in eine kleine Studirſtube, wo ein ganz geharniſchter Mann ſtand, mit Schwert und Dolch an der Seite. Der König, der einen wehrloſen gebundnen Menſchen zu finden erwartet hatte, fuhr bey dem Anblick zuſammen, und fragte, ob dieß der Mann ſey. Allein Ruthven riß den Dolch aus des Geharniſchten Gürtel, hielt ihn dem König an die Bruſt, und ſprach: Gedenkt, welch eines ungerechten Todes ihr meinen Vater habet ſterben laſſen; ihr ſend jetzt mein Gefangner; unterwerft euch meinen Verfügungen, ohne euch zu ſträuben, und ohne einen Laut von euch zu geben, oder dieſer Dolch ſoll das Blut meines Vaters rächen. Jacob ſuchte ihn zu begütigen, bat und ſchmeichelte. Der Geharniſchte ſtand die ganze Zeit über beſtürzt und zitternd, ohne einigen Muth, weder dem König beyzuſtehen, noch ſeinen Angreifer zu unterſtützen. Ruthven betheuerte, daß, wenn der König ſich nur ſtille verhielte, ſein Leben in keiner Gefahr ſeyn ſolle, befahl

dem Geharnischten, seiner wahrzunehmen, nahm den König einen Eyd ab, daß er während seiner Abwesenheit sich ruhig verhalten wolle, und entfernte sich, wahrscheinlich, um seinen Bruder zu rufen.

Mittlerweile waren des Königs Begleiter unruhig geworden; sie verlangten zu wissen, wo der König geblieben sey, als einer von Gowrie's Leuten hastig hereintrat, und ihnen sagte, der König sey eben weggeritten, um nach Falkland zurückzukehren. Alle stürmten hinaus auf die Straße, und der Graf rief in äußerster Eil, wie es schien, daß man ihre Pferde bringen solle. Um diese Zeit war sein Bruder zum König zurückgekommen, schwur, es sey jetzt kein ander Mittel, er müsse sterben, und machte Miene, ihm die Hände binden zu wollen. Jacob, so wehrlos er war, sträubte sich gegen diese Unwürdigkeit, packte seinen Mörder, und fing an, mit ihm zu ringen. Der Geharnischte stand noch immer, betäubt gleichsam und bewegungslos. Doch hatte er während Ruthvens Abwesenheit auf des Königs Bitten ein Fenster geöffnet. Zu diesem Fenster schleppte der König den Ruthven hin, beugte sich hinaus, und rief mit gräßlicher angstvoller Stimme: Verrath! Verrath! Helft! Helft! Man will mich morden!

Des Königs Begleiter hörten und erkannten seine Stimme; sie sahen im Fenster eine Hand mit Gewalt des Königs Nacken packen; sie eilten ihm zu Hülfe; Lenox, Marr und die meisten übrigen rannten die Hauptstreppe hinan, fanden aber alle Thüren verschlossen, und zerarbeiteten sich vergebens, sie einzuschlagen. Sir John Ramsay besann sich auf eine Hintertreppe, die in das Zimmer, wo man den König gesehen, führen müsse, flog

hin, und fand die Thür offen. Sogleich drang er auf Ruthven ein, der noch immer mit dem König rang, durchstieß ihn zweymal mit dem Dolch, und warf ihn gegen die Treppe, wo Sir Thomas Erskine und Sir Hugh Herries ihn auffingen und vollends umbrachten; seine letzten Worte waren: „Weh mir! Was ich that, ist nicht zu tadeln!“ Während dieses Handgemenges entwischte der Mann, der in dem Gemach war versteckt worden, ohne bemerkt zu werden. Zugleich mit Ramsay, Erskine und Herries war auch Wilson, ein Bedienter, mit in das Zimmer gedrungen, worinn der König war. Ehe sie aber noch Zeit hatten, die Thur abzuschließen, stürzte Gowrie, in jeder Hand ein bloßes Schwerdt, mit sieben bewaffneten Leuten herein, und drohete mit lauter Stimme den augenblicklichen Tod. Sogleich schoben sie den König zurück in das Studirstübchen, schlossen hinter ihm ab, und boten dann dem doppelt so starken Feinde tapfer die Spitze. John Ramsay stieß dem Piraten den Stahl grad durchs Herz, der sogleich todt niederfiel, ohne einen Laut von sich zu geben; seine Begleiter, deren mehrere ebenfalls waren verwundet worden, ergriffen sogleich die Flucht. Von des Königs Vertheidigern waren drey gleichfalls verletzt. Fürchterlich donnerten indeß die andern an der gegenüberliegenden Thür, die sie noch immer umsonst zu sprengen suchten; der König, der versichert war, daß es Lenox, Marr und seine übrigen Freunde seyn, ließ ihnen von innen öffnen. Wider ihr Erwarten fanden sie den König unverletzt, rannten zu ihm, und überschütteten ihn mit entzückten Glückwünschungen; er selbst warf sich auf die Knie, alle Anwesende folgten seinem Beyspiel, und der König

dankte Gott mit Inbrunst für eine so wunderbare Errettung.

Die Gefahr war jedoch noch nicht vorüber. Die Bürger der Stadt, die den Gowrie, ihren Provost, leidenschaftlich liebten, hatten nicht sobald das Schicksal beyder Brüder vernommen, als sie zu den Waffen griffen, das Haus umringten, Rache drohten, und selbst gegen den König manches ehrenrührige Wort ausstießen. Jacob legte sich ins Fenster, und bemühte sich, die erbitterte Menge zu begütigen; er ließ den Magistrat zu sich ins Haus kommen, und erzählte ihm den ganzen Vorgang; so legte sich denn ihre Wuth allmählich und das Volk zerstreute sich. Als man des Grafen Taschen durchsuchte, ob vielleicht Papiere, die über seine Plane und Mitschuldigen einigen Aufschluß gäben, darinn zu finden seyn, fand man nichts als eine Rolle Pergament voll magischer Charaktere und zauberischer Worte. Auch wird in dem Bericht, den der König selbst über die Verschwörung ausgehn ließ, erzählt, daß, so lange der Graf dieß Pergament bey sich geführet, die Wunde, daran er gestorben, nicht geblutet habe, so bald es aber weggenommen worden, sey das Blut stromweise heraus geschossen.

Nach allen gefahrvollen Ereignissen dieses Tages kehrte der König Abends nach Falkland zurück, und ließ die Leichname der beyden Brüder in den Händen der Perther Obrigkeit.

So genau nun auch der König alle Umstände dieser Verschwörung gegen sein Leben angegeben, so sind dennoch die Triebfedern, welche die beyden Brüder zu einem so abscheulichen Anschlag bestimmten, die Absicht, so sie damit bezweckten, und die Mitschuldigen, auf deren Beys

ſtand ſie zählten, gänzlich unbekannt geblieben. Drey von des Grafen Begleitern, welche überwieſen wurden, daß ſie ihn des Königs Freunde hätten angreifen helfen, wurden zu Perth hingerichtet; ſie konnten aber über die Beweggründe, die ihren Herrn zu dieſer That gereizt hätten, keine Auskunft geben. Nach dem Menſchen, der in dem Studierzimmer verſteckt geweſen, wurden die emſigſten Nachforſchungen angeſtellt, weil man ſich von ihm die wichtigſten Aufſchlüſſe verſprach. Aber Henderſon, des Grafen Geheimſchreiber, der, nachdem ihm völlige Verzeihung war zugeſichert worden, bekannte, daß er dieſer Mann geweſen ſey, erklärte zugleich, daß auch ihm die Abſichten ſeines Herrn ſo fremde ſeyn, wie jedem andern; und, obgleich er auf des Grafen Befehl jenen Platz habe einnehmen müſſen, ſo habe er doch nicht im mindeſten gewußt, warum man ihn dahin geſtellet hätte.

Wahrhaft lächerlich iſt der Zank, der nach dieſem geheimnißreichen Vorgang zwiſchen Jacob und ſeiner Cleriſey erfolgte. Der König konnte nämlich ſeine Geiſtlichen ſchlechterdings nicht davon überzeugen, daß in der That ein Anſchlag auf ſein Leben im Werk geweſen, viel weniger ſie dahin bringen, daß ſie Gott öffentlich für ſeine Errettung gedankt hätten. Einige von ihnen wurden deswegen nach England verbannt.

Es gab ehemals eine große Anzahl gottesdienſtlicher Häuſer und Stiftungen zu Perth, die zur Zeit der Reformation meiſtens zerſtöhrt wurden. Folgende ſind die merkwürdigſten:

1) Das Dominicanerkloſter, geſtiftet 1231, von Alexander dem Zweyten.

2) Das Carmeliterkloster, gestiftet unter derselben Regierung.

3) Das Carthäuserkloster, gestiftet von Jacob dem Ersten 1429.

4) Das Franziscanerkloster, gestiftet von Lord Ollyphant 1460.

Ausser der Pfarrkirche zu St. Johann, die noch übrig ist, und den Kirchen, welche innerhalb des Ringes dieser Klöster lagen, gab es noch neun Kapellen, deren einige mit Hospitälern für Arme und Kranke, andere mit kleinen Nonnenstiftern verbunden waren. Alle diese Kirchen und Kapellen waren voll Altäre, die einem, auch wohl mehrern Heiligen gewidmet waren, deren jeder dann seinen eignen dienstleistenden Kapellan hatte.

Perth war der Ort, wo die reformirte Religion zuerst öffentlich anerkannt wurde. Hieher begab sich John Knox, nach seiner Heimkunft aus Genf, wo er aus dem Umgang mit Calvin einen Fanatismus eingesogen hatte, dem die natürliche Rohheit seines Temperaments einen noch unbändigern Charakter ertheilte.

In Folge einer erhaltnen Einladung predigte er Donnerstags am eilften May 1559 in der Pfarrkirche zu Perth gegen den Götzendienst. Nach geendigter Predigt war ein Priester so unvorsichtig, seinen Bilder- und Reliquienschrein zu öffnen, und sich zur Messe anzuschicken. Die Zuhörer, entflammt noch von Knoxens begeisterter Rede, fühlten sich zu jeder Gewaltthat fähig. Mit Wuth fielen sie über den Pfaffen her, zerbrachen die Bilder, zerrissen die Gemählde, warfen die Altäre übern Haufen, streuten die geheiligten Gefäße umher, und ließen auch kein einziges Werkzeug des Götzendienstes, wie sie es

nannten, ganz oder unentstellt. Mit verstärkter Wuth und vermehrter Anzahl eilten sie sodann zu den Klöstern der Franziscaner und Dominicaner, die sie durchaus plünderten und zerstöhrten. Die Carmeliter erduldeten das Gleiche.

Die jetzigen Einwohner von Perth, die zur gesetzlich sanctionirten Kirche gehören, haben drey Kirchen; auch ist eine Galische Kapelle vorhanden, ingleichen eine Noth- und Hülfskirche. Von Dissentern giebt es eine kleine Congregation alter Episcopalen; eine Englisch-bischöfliche Kirche; eine kleine Gesellschaft Cameronianer; eine andre der Taufgesinnten; eine Gemeine von Burghers, eine andre von Antiburghers und eine Gesellschaft von Glassiten oder Sandemanianern.

Aus der Stadt führte uns Herr Young mittelst eines schönen gewundenen Pfades auf den Gipfel des Hügels Kinnoul, der gleich mehrern ähnlichen Bergen in Schottland, deren einiger unten erwähnt werden wird, süd- und ostwärts sich ganz sanft abdacht, westwärts aber senkrecht abgebrochen ist. Auf den Abhang dieses Hügels bauet Herr Young sich jetzt ein Haus, das eine schöne Lage hat, und eine herrliche Aussicht beherrscht.

Die Aussicht vom Gipfel des Hügels Kinnoul ist entzückend und weitreichend. Vor uns lag in seiner ganzen Ausdehnung the Carse of Gowrie, eine äußerst fruchtbare Ebene, reich an Korn, und geschmückt mit einer Menge schöner Landsitze. Diese reizende Ebene mißt zwanzig Meilen in die Länge, und drey im Durchschnitt in die Breite. Majestätisch wälzt der Tay seine Gewässer durch das Thal, verlebendigt durch die Segel, welche die Erzeugnisse fremder Länder nach Perth bringen, und

gegen die Fische und Manufacturwaaren des Ortes auszutauschen. Dieser Fluß, obgleich er den Namen Tay nicht eher annimmt, als bis er aus dem Loch-Tay hervorkömmt, entspringt gleichwohl in einer viel größern Ferne. Er entspringt zu Breadalbane, an den Gränzen von Perthshire in Argyleshire. Noch ist er nicht viele Meilen geflossen, da er schon durch mehrere hineinfallende Bergströme beträchtlich anschwillt. Er erweitert sich bald darauf zu einem kleinen See, Loch-Dochart genannt; heißt auch selbst in dieser Gegend der Dochart. Kaum ist er aus diesem See hervorgekommen, als er sich schon wieder in einen andern ausdehnt, aus welchem er bis Killin fortfließt, hier mit einem andern Fluß zusammentrifft, und in Gemeinschaft mit diesem den Loch-Tay bildet. Nachdem er aus diesem schönen und geräumigen See bey Kenmore herausgetreten, vereinigt er sich mit dem Tron; hiernächst bey Logierait mit dem Tummel. Hier wendet er sich südwärts, berührt Dunkeld, und dreht sich gegen Perth zu: während welches ganzen Laufes eine Menge kleinerer Flüsse ihm ihren Zoll darbringen. Ein wenig oberhalb Perth wendet er sich gegen den Südosten, nimmt hierauf den Earn in sich auf, und erweitert sich bald darauf zu einer Breite von drey Meilen. Er verengert sich jedoch wieder, bevor er Dundee erreicht, wo er seine Gewässer in die Nordsee ausgießt.

Als Agricola und seine Legionen diesen schönen Strom sammt der Ebene, die er durchströmt, zuerst erblickten, riefen sie einstimmig aus: Ecce Tiber! Ecce Campus Martius!

Gegenüber dem Hügel Kinnoul an der andern Seite des Tay liegt ein zweyter gleich hoher, oder eher hö-

herer Hügel, der Bera Moneriet genannt, deſſen Ausſicht Pennant die Glorie von Schottland nennt. Es iſt ohngefähr dieſelbe, die man von dem Kinnoul hat; nur reicht ſie weiter.

Nachdem wir Vormittags jeden Augenblick zu Beſichtigung der Stadt und umliegenden Gegend angewandt, zugleich auch von Herrn Young, der uns gefälligſt auf unſern Excurſionen begleitete, alle nur mögliche Erkundigung eingezogen hatten, ſteiften wir bey James Patton, Eſq. wo wir eine annehmliche und verſtändige Geſellſchaft trafen. Da wir den ſchönen Abend nicht gern verlieren wollten, ſo brachen wir nach dem Thee auf, um den berühmten Pallaſt Scone, der ohngefähr zwey Meilen von Perth liegt, zu beſuchen. Dieſer Platz iſt denkwürdig, indem er ehemals der Sitz der Könige, der Ort ihrer Krönung und die Scene mancher ſchimmernden That geweſen. Es ſtand hier ehemals eine Abtey, die von Alexander I. im Jahr 1114 geſtiftet, und der heil. Dreyeinigkeit, wie auch dem Erzengel Michael gewidmet wurde. Urſprünglich ſoll ſie ein Sitz der Culdeer, nachmals aber von Chorherren nach der Regel des heil. Auguſtinus beſetzt worden ſeyn. Zur Zeit der Reformation ward Abtey und Pallaſt von einem aus Dundel und Perth zuſammengelaufnen, durch Knox Predigten, Privaterbitterung und Plünderungsſucht aufgewiegelten Geſindel ganz und gar zerſtört. Aus den aufgegrabenen Fundamenten erhellt, daß die Mauern der Abtey zwölf Acres Landes umſchloſſen hielten.

Scone ſcheint jedoch ſchon lange vor Stiftung der Abtey ein Ort von Bedeutung geweſen zu ſeyn. Einige Schriftſteller nennen ſie die alte Hauptſtadt der Picten;

gewiß iſt, daß ſie ſchon zu Kennethe Zeiten der Sitz der Schottiſchen Könige geweſen.

In der Kirche der Abtey ward der berühmte Stein aufbewahrt, welcher zuerſt dem Jacob zum Hauptkiſſen gedient; darauf aber nach Spanien gebracht, und von Gethalus, einem Zeitgenoſſen Moſes, gebraucht ſeyn ſoll, um darauf zu Gericht zu ſitzen. Nachmals gerieth er nach Dunſtaffnage, und blieb daſelbſt als Krönungsſitz bis zur Regierung Kenneth des Zweyten, der ihn nach Scone verſetzte, wo die Schottiſchen Könige darauf gekrönt wurden, bis 1296 Edward I. ihn nach England führte, wo er noch als ein Anhängſel des Königthums in der Weſtmünſterabtey aufgehoben wird. Zufolge einer alten Prophezeiung ſollte, da, wo der Stein iſt, auch der Sitz des Reichs ſeyn, welche Sage denn manche bigotte Schotten mit der Union ausgeſöhnt haben ſoll. Die Prophezeiung lautet ſo:

Ni fallat Fatum, Scoti quocunque locatum
Invenient lapidem, regnare tenentur ibidem.

Es iſt nicht ausgemacht, aber doch ſehr wahrſcheinlich, daß Lord Stormonts Haus, das jetzt auf Scone liegt, auf dem Platze des alten Pallaſtes ſtehe. Das Haus iſt angenehm auf einer ausgedehnten Ebene gelegen, die gegen den Tay zu ſich ſanft abdacht, und mit Holzungen umgeben iſt. Es ſcheint in dem Styl gebaut, der vor zweyhundert Jahren herrſchte, und ſich mehr durch Feſtigkeit als Eleganz auszeichnet. Es enthält einige große Säle, vornämlich eine Gallerie am Oſterende, welche 160 Fuß lang und nur 18 breit iſt, ſo daß das

Mißverhältniß auf den ersten Blick auffällt. Die Decke iſt gewölbt und gemahlt. Auf der einen Seite iſt eine Hirſchjagd in allen ihren Stationen abgebildet, auf der andern eine Falkenjagd und eine Bärenhetze. Jacob der ſechſte iſt überall zu ſehn, ſo wie ſeine Hofleute, deren manche nach dem Leben gemahlt ſind. Die leeren Räume zwiſchen den Hauptſtücken ſind mit Familienwappen, Früchten, Blumen und andern Zierrathen ausgefüllt. Die Mahlerey ſcheint nicht ohne Werth geweſen zu ſeyn, iſt aber jetzt ſehr verſchoſſen. Dieſe Gallerie und noch einige andre Gemächer, vornehmlich das Audienzzimmer, ſind noch in ihrem ehrwürdigen Zuſtande, andre ſind moderniſirt worden. Unter den letztern befindet ſich ein ſchöner Speiſeſaal und ein Viſitenzimmer. In dem erſtern iſt ein herrliches Kaminſtück, das oben mit dem Wappen von Großbritannien, unten mit dem Familienwappen geziert iſt; in demſelben Zimmer hängt der jetzige König und die Königin in Lebensgröße; auch in einigen andern Zimmern ſind mehrere gute Gemählde.

In einem Zimmer am Weſtende des Hauſes, der Königin Zimmer genannt, ſteht ein Bett von geblümtem Carmeſinſammt, den die unglückliche Königin während ihrer Einſperrung auf dem Caſtell Lochleven verfertigt haben ſoll. In einem Zimmer am Nordende der Gallerie ſieht man den Thronhimmel, deſſen ſich der Graf von Mansfeld als Ambaſſadeur am Hofe zu Verſailles bediente, der aber jetzt in einen Bettthimmel verwandelt iſt.

Ohngefähr ſiebenzig Schritte nordwärts vom Hauſe liegt eine kleine Anhöhe, die im gemeinen Leben Poors hill (Stuefelberg), von mehreren Schriftſtellern aber un-

als terra, Allermannsland, genannt wird. Die Ueberlieferung sagt nämlich, daß so oft ein König gekrönt worden, jeder Grundbesitzer, der der Handlung beygewohnt, so viel Erde in seinen Stiefeln mitgebracht habe, daß er auf seinem eignen Erdreich stehend die Krönung habe ansehn können; nach geendigter Ceremonie aber hätten alle die mitgenommene Erde aus den Stiefeln auf diesen Hügel geschüttet, der daher den Namen Allermannsland erhalten habe. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß Boot-hill bloß eine verderbte Aussprache für Moot-hill, Versammlungshügel, ist. Die Hochländer nennen ihn noch immer Tom-a-mhoid, den Hügel der Gerechtigkeitspflege.

David, erster Viscount von Stormont, baute auf diesem Hügel um das Jahr 1624 eine schöne Pfarrkirche, welche vor wenig Jahren, da sie beträchtlicher Ausbesserungen bedurfte, auch nicht groß genug war, die Gemeine zu fassen, bis auf das Chor abgetragen, und nach dem Dorf Scone verlegt wurde. An der Nordseite des noch stehenden Chors sieht man ein schönes marmornes Monument, das zum Gedächtnisse des eben erwähnten David, Viscount Stormont, errichtet worden ist. Es scheint zu einem Altarstück bestimmt gewesen zu seyn, und stellt das Innere einer Kapelle oder eines Oratorii vor. In der Mitte sieht man die Statue des Viscount in Lebensgröße; in voller Rüstung kniet er auf einem Kissen vor einem Altar, auf welchem ein Buch liegt; die Hände hält er gleich einem Betenden zusammengefaltet. Das Werk ist vortrefflich ausgeführet, besonders das Angesicht und die Hände; jede Ader ist ausgedrückt, und die Gestalt scheint zu athmen. Neben ihm kniet auf jeder Seite ein ge-

miſchter Mann, etwas kleiner als im Leben, aber ebenfalls von bewundernswürdiger Arbeit, die Köpfe ſehen vollkommen ſo aus, als ob ſie lebten. Der Eine ſoll den Marquis von Tullebardine vorſtellen, der andre den Grafen Mareſchall. Ueber den Statuen ſind mehrere emblematiſche Figuren angebracht; gegen die Spitze zu das Familienwappen; ganz zu oberſt ein Engel. Das Ganze iſt ſo ſchön, wie das Einzelne. Ueber des Vicecounts Kopfe lieſt man folgende Inſchrift:

Der Hochgebohrne Sir David Murray von Gospertie, Knight, Sohn des Sir Andrew Murray von Balmaird, Bruderſohn des Grafen von Tullebardine, die Mutter eine Tochter des Grafen von Montroſe, die Großmutter väterlicher Seite Tochter des Grafen Lindſay, die Großmutter mütterlicher Seite Tochter des Grafen Mareſchall; ward aller Dienſte halber, die er König Jacob VI. geleiſtet (als welchem er von Jugend auf in mancherley Ehrenämtern, als Mundſchenk, Stallmeiſter, Schatzmeiſter, Hauptmann der Leibwache und Geheimrath getreulich gedienet) zum Lord of Scone ernannt. Er heirathete Frau Eliſabeth Betone, einzige alten Barons Tochter von Creicke. Starb ohne Nachkommen, und hinterließ ſeine Güter dem Neffen von Balvaird, und Frauen Annae Murray ſeiner Nichte, die er an einen Bruder des Grafen von Tullebardine, von welchem er urſprünglich abſtammte, vermählte. Auch bedachte er ſeine andern Befreundeten, welche dermalen die Früchte ſeiner Arbeit genießen. Seine Gebäude thun dar, welch ein ſtattlicher Mann er geweſen. Die Guten

wissen, daß er die Tugend liebte, die Bösen, daß er die Gerechtigkeit handhabte. Er stiftete das Hospital und bauete die Kirche. Seine Seele genießt der ewigen Freude, und unter dem Mahle, das er sich selbst erbauete, ruht sein Leichnam, und erwartet eine fröhliche Auferstehung.

An der östlichen Mauer lehnt ein schönes Monument von blauem und weißem Marmor, das zum Gedächtnisse der Lady Stormont, ersten Gattin des Grafen von Mansfield, errichtet worden. Auf einem Fußgestell steht in einer marmornen Nische eine Urne von weißem Marmor, welche das Herz der Gräfin enthält. Geschmackvolle lateinische Inschriften verzieren das Piedestal.

IX.

Mineralogie des Berges Kinnoul. Mineralische Quellen zu Pitkeathly. Deren Analyse. Kinroß, ein Städchen. Loch Leven, einer der anmuthigsten Seen in Schottland. Der Dichter Bruce. Insel mit Ruinen. Denkwürdige Belagerung des Kastells im See. Mariens Gefangenschaft und Befreiung. Die St. Serfs Insel.

Man hatte mir die senkrechte Felsenwand des Kinnoul als eine große Merkwürdigkeit beschrieben. Da man mir aber nichts näheres davon zu sagen wußte, als daß er eine Menge schöner Kiesel enthielte, so wünschte ich ihn

genauer zu unterſuchen, machte mich daher (am dritten Auguſt) bey guter Frühe auf den Weg, ging über die Taybrücke, und ſtatt, wie geſtern mich links auf Scone zu zu wenden, ſchlug ich die Straße rechter Hand ein, und ſpazierte die Ufer des Tay entlang, der hier eine ſchöne Inſel bildet. Zwey Meilen mochte ich auf dieſe Weiſe hart am Saum des Fluſſes gewandert ſeyn, als ich an den Fuß der Felswand gelangte. Schon während ich längſt der Seite des Berges hinging, hatte ich mehrere rohe Baſaltpfeiler, auch einige Lager einer krümlichten, mit dünnen Chalcedonadern durchſprengten Lava wahrgenommen. Der Fuß des ſenkrechten Felſen ſtützt ſich auf einen ſteilen Hügel, oder eine geneigte Fläche, die mit den Trümmern des Felſen, welche beſtändig, zumahl nach Fröſten und ſchweren Regengüſſen, herunterfallen, bedeckt iſt. Der Gipfel des Felſen iſt 632 Fuß über das Niveau des Tay erhaben.

Der gröſte Theil des Felſen beſteht aus Lava, worinnen mehrere Ablagerungen oder Ströme zu unterſcheiden ſind. Manche ſind ſehr compact; insgemein iſt dieſe Lava jedoch voll kleiner Zellen, die einſtens voller Luftblaſen geweſen, und genau den Zellen in den Eiſenſchlacken gleichen. Die Lava iſt hauptſächlich von grauer Farbe, jedoch mit einer lila-Tinte; ein Stück, was man im Schmelztiegel dem Feuer einer gemeinen Schmiedeeſſe ausſetzte, ſchmolz bald zu einem dunkelrothen, ins Schwarze ſpielenden, übrigens ſo zähen Glaſe, daß es ſich in feine Fäden ziehen ließ, und ohne Zweifel in Bouteillen geblaſen werden könnte. Ungeheure Haufen dieſer Lava liegen am Fuß des Felſen, und beweiſen ſattſam ſeinen vulcaniſchen Urſprung.

Es dürfte schwer seyn, die verschiednen Substanzen, die in dieser Lava gefunden werden, aufzuzählen. Sie sind zahlreicher und mannichfaltiger sowol, als auch merkwürdiger und schöner, als alle, die ich sonst irgendwo angetroffen: in der That zweifle ich, ob irgend sonst wo für den Liebhaber der Mineralogie ein gleich reiches Feld zu finden sey. Innerhalb zweyer Stunden hatte ich eine größere Menge merkwürdiger und schöner Stücke gesammelt, als ich fortbringen konnte, wiewol ich die Taschen nicht nur, sondern auch ein großes Taschentuch angefüllt hatte. Ich sahe mich daher genöthigt, einen in der Nähe arbeitenden Mann um seinen Beystand anzusprechen. Einige der merkwürdigsten Probestücke will ich zu bezeichnen versuchen.

Unter den Ruinen am Fuß des Hügels finden sich häufig sehr schöne Agate, bandförmige, bastionförmige und andre. In der That ist der Fels, so wenig man auch sonst auf seine Mineralogie geachtet, dieser Agate halber schon lange berühmt gewesen. Vor mehrern Jahren besuchte ihn ein Edinburger Steinschneider, und sammelte alles, was er von schönen Agaten finden konnte. Seitdem hat ein Perther Einwohner sich es zum Geschäft gemacht, nach jedem schweren Frost und Regenguß die herausgefallenen Agate aufzulesen, daher ich denn zwar mehrere, aber keine sonderlich schönen fand. Zuweilen findet man sie in einem Lavabette stecken; auch sah ich mit Hülfe eines kleinen Taschenteleskops eine ganze Menge auf gleiche Weise ganz vorn am Felsen kleben; doch saßen sie weit höher, als daß ich sie hätte erreichen können.

Einige dieser Kiesel fand ich hohl, da denn das In-

nere mit Felscryſtallen gefüttert war. Eins oder zwey Stücken beſitze ich, wo mitten im Agat Kalkcryſtalle, eines ſogar, wo merkwürdiger Weiſe ein Stuck Lava im Agat eingeſchloſſen iſt. Auch Knöpfchen und Adern von ſchönem Ch[illegible]don findet man, der in einigen Stücken dem Onyx, in andern dem Carniol gleicht.

In einigen von den Lavaſtrömen fand ich Adern von Schwefelkieß; auch Maſſen von rohem Schwefelvitriol (Cawk). Daſſelbe Mineral findet ſich in linſenförmigen Cryſtallen (Coxcomb Spar). Auch knollichte Zeolithen fand ich, und darunter einen, der ein Stück Lava faſt ganz umkleidet hat. Ich fand weiter eine beträchtliche Menge Petroſile, (Chert); ingleichen ein großes Stück Felscryſtall, mit Chalcedon incruſtirt, der nach außen rauh und undurchſichtig iſt. Daſſelbige Stück enthält eine große Menge Cryſtalle, wofern dieſer Name ihnen zukömmt; im Grunde nähern ſie ſich den Baſaltſäulen, indem ſie fünfeckicht ſind, und die Seiten einander berühren. Gleich Stücken Stärke ſcheinen ſie durch das Zuſammenziehen der Theile entſtanden zu ſeyn, und gleichen genau den Stücken, worinnen das noch nicht durchglühte Glas zu zerſpringen pflegt, wenn man mit einem Feuerſtein darauf ſchlägt. Rhomboidiſcher Kalkſpath iſt auch zu finden, wie auch grünlich ſpielender Steatit.

Daß dieſer merkwürdige Fels vulcaniſchen Urſprungs ſey, iſt nicht zu läugnen, indem er größtentheils aus Lava beſteht; wie aber dieſe ſchönen Agate und andere Mineralien entſtanden ſeyn, iſt vielleicht ſchwerer zu entſcheiden. Die meiſten ſcheinen indeſſen nach dem Fluß der Lava gebildet zu ſeyn, und es däucht mich am wahrſcheinlichſten, daß die Agate in den Luftlöchern der Lava, wäh-

rend dieſe noch im Fluß geweſen, in welchem Zuſtande ſie bey ſolcher Tiefe lange beharren muß, durch die Cryſtalliſation gebildet ſeyn. Ein Agatknopf, den ich hier gefunden, und der im Mittelpunkt ein Stück Lava genau von derſelben Art, wie die, von der er ſelbſt umfloſſen iſt, einſchließt, dient nicht wenig, dieſe Idee zu beſtätigen *).

*) Niemand hat dieſen merkwürdigen Felſen genauer unterſucht, und ausführlicher beſchrieben, als der aufmerkſame und vollkommen ſachkundige Faujas de St. Fond. Der Bericht, den er in ſeiner Reiſe von dieſem Felſen liefert, iſt folgender:

Vulcaniſche Mineralogie des Kinnoul.

1) Schwarzer feinkörniger Baſalt, von gleichartigem Gemenge, in einem großen Strome, welcher auf einer ſchwarzen, porphyrartigen Lave mit Trapphaus liegt, und in ſolcher Verbindung iſt, daß gar kein Zweifel übrig bleibt, daß die baſaltiſche Lave in dieſem Falle der Porphyrlave ihren Urſprung verdanke. Dieſe letztere hat ihre Feldſpath-Cryſtallen, welche klein aber deutlich ausgedrückt ſind, erhalten; dahingegen die Lave des baſaltiſchen Stroms die ihrigen verloren hat; welche ſich mit der Grundmaſſe des Porphyrs amalgamirt und zuſammen geſchmolzen haben, es mag dieß nun durch ein heftigeres oder durch ein länger anhaltendes Feuer geſchehen ſeyn. Wenn man die baſaltiſche Lave mit dem Vergrößerungs-Glaſe unterſucht, ſo ſieht man an einigen Stellen noch kleine Cryſtallen, welche nicht gänzlich mit der Lave zuſammen gefloſſen ſind, und man kann dieſen Uebergang vermittelſt der äußern Kennzeichen recht gut verfolgen. Wenn man kleine Splitterchen der Porphyrlave vor das Löthrohr bringt, ſo erhält man ein ſchönes ſchwarzes Glas; die baſaltiſche Lave giebt ein jenem völlig ähnliches Glas.

2) Dieſelbe baſaltiſche Lave in große, nicht ſehr regelmäßige aber doch gut ausgedruckte Prismen getheilt. Dieſe Prismen

Da dieſe Lava nach außen hingefloſſen iſt, ſo hat dies die Bildung baſaltiſcher Prismen gehindert; zum

zeigen auf dem Bruche eine ſehr gleichartige Lave, ohne die mindeſten Feldſpathernſallen.

3) Blaßgrüne, baſaltiſche Lave, welche ſehr hart, zuweilen beym Anſchlagen klingend iſt, und einen großen Strom bildet. Dieſe grünliche Lave durchſchneidet einen andern Strom, von dichter ſchwarzer Lave, in die Queere. Ihre grünliche Farbe rührt von einer beſondern Modification des Eiſens her. Die Veroneſer Erde, welche aus der ſehr merkwürdigen Zerſetzung eines vulcaniſchen Products entſteht, war mir ſehr wohl bekannt, aber noch nie hatte ich einen dichten, harten, klingenden Lavaſtrom mit dieſer grünlichen Farbe geſehen.

4) Gut ausgedrückte, und wohl erhaltene, vierſeitige Säulen von blaßgrüner Farbe.

Ich habe ſie mitten zwiſchen den Trümmern einer beträchtlichen Lavamaſſe von gleicher Farbe gefunden, welche von der Höhe des Abhanges bis zum Fuße des Berges hinab gefallen war.

5) Die nämliche grünliche Baſaltlave, in Tafelform.

Alle dieſe Laven von grüner Farbe werden nicht vom Magnete gezogen.

6) Dichte porphyrartige Lave, mit ſchwarzem Grunde und einer Menge von weißen Feldſpathernſallen, welche nur einen geringen Grad von Veränderung erlitten haben. Dieſe Lave wird ſtark vom Magnete gezogen.

7) Vierſeitige Säule von ſchwärzlicher Porphyrlave, wird vom Magnete gezogen, und hat an der einen Seite einen Achatkern.

8) Porphyrlave, welche ſchon zerfällt, und beträchtliche Ströme bildet. Ich zweifle gar nicht, daß man eine Puzzolane, einen herrlichen Mörtel, welcher ſehr nützlich, ja vielmehr unentbehrlich in der Waſſerbaukunſt iſt, erhalten würde, wenn man dieſe grandige, nicht ſehr harte Lave, vermittelſt ähnlicher

wenigſten können die, welche man findet, nur für bloße Anlagen gelten. Inzwiſchen giebt es noch eine beträchtliche

Mühlen, als man ſich in Holland zum Kleinpochen der Lava oder des Trasses von Andernach bedient, zu Staube ſtoßen wollte.

9) Dichte Porphyrlave, von dunkeleiſengrauer Farbe, doch ein wenig in das Violblaue fallend, mit Augelchen von grünem Speckſteine und Achatmeren von verſchiedenen Farben, auch mit einigen weißen Kalkſpathkugelchen; ſie bildet einen großen Strom.

10) Dichte Porphyrlave, dem Magnete anziehbar, mit weißen, zuweilen auch leibfarbnen (blaßröthlichen) Kalkſpathkernen Speckſteinkugelchen von der ſchönſten grünen Farbe.

11) Dichte Porphyrlave von röthlicher Farbe; ſie bildet einen Strom, welcher zwiſchen zwey Baſaltlaven-Strömen von blaßgruner Farbe liegt, und mit dieſen zuſammenhängt.

12) Schwarze Porphyrlave, wird vom Magnete angezogen und von rothen Porphyrſpreiſen durchſchnitten, welche dem alten rothen Porphyr gleichen. Dieſe Lave iſt ſehr merkwürdig, weil man hier beyde Porphyrarten vereinigt findet.

13) Achatgerde, welche innerlich mit glänzenden ſechsſeitig pyramidalen, violblauen Quarzcryſtallen beſetzt iſt, und in einer dichten, dunkelbraunen, etwas violblauen Porphyrlave liegt, welche überdem noch weiße Kalkſpathkerne und Achat und grune Speckſteinkugelchen enthält.

14) Achatkugel oder Gerde von hochrother Farbe, inwendig mit glänzenden Cryſtallen von weißem, höchſt reinen Quarze. Die Kugel findet ſich in einer ſchwarzen, vom Magnet unziehbaren Porphyrlave.

15) Augenachat von blaſſer Roſenfarbe, in dichter dunkelbrauner, mit grünen Speckſteinkugelchen eingeſprengter Porphyrlave. Dieſes Stück ſieht ſehr ſchön aus.

16) Rother gebänderter Achat, in einer ſchwarzen Porphyrlave, welche ſtark vom Magnete gezogen wird.

liche Menge Rhinſtone an der andern Seite des Felſen, nicht weit von Herrn Young's Hauſe, wo die Lava ſich langſamer abgekühlt hat.

Auch der Botaniker findet auf Kinnoul ſeine Rechnung. Mit Verwunderung ſahe ich das Cynoglossum officinale (Hundszunge) in großer Menge zwiſchen den

17) Halbdurchſichtiger ſehr hochrother Achat, in einer ſich in das Violblaue ziehenden Porphyrlave mit weißen Kalkſpathkernen und blaßgrünen Speckſteinkugelchen.

18) Geode mit einer Rinde von bläulichem Cacholongachat, inwendig mit glänzenden Quarzcryſtallen beſetzt. Man ſieht mitten in dieſen Cryſtallen Theilchen von ſchwarzer Lave, welche mit in die Cryſtalliſation gezogen ſind, welcher Umſtand auch die Bildung dieſer Geoden nach der Bildung der Lave außer Zweifel ſetzt.

19) Größer glänzender Kalkſpathkern mit rhomboidaliſchen Blättern, mitten in einer leichten Hülle von ſchön grünem Speckſteine. Das Ganze iſt in einer ſchwarzen, dichten, dem Magnete anziehbaren, und ſich mehr dem Baſalte als dem Porphyr nähernden Lave eingeſchloſſen.

20) Kleiner Speckſteinkern von einer dünnen Lage von weißem Kalkſpath umgeben, in einer Porphyrlave von veilchenbrauner Farbe. Dieß Stück iſt grade umgekehrt wie das vorhergehende.

Dieſes ſind die intereſſanteſten Gegenſtände, welche ich auf dem Berge Kinnoul geſammelt habe; ich zweifele nicht, daß ich bey einem längern Aufenthalte die Sammlung noch hätte vergrößern können; aber andre mögen vollenden, was ich hier nur entworfen habe. Ich hatte weder Anzeigen noch einen Führer auf dieſem Berge; zu Perth ſelbſt zweifelte man nicht an der Vulcanität deſſelben; man wußte aber ſonſt weiter nichts, als daß einige Edinburger Steinſchneider von Zeit zu Zeit hieher kämen, um Achat zu ſammeln, welchen ſie anſchleifen, und damit einen kleinen Handel treiben.

Lavatrümmern am Fuß des Abſturzes wachſen, und ſeine maulbeerfarbichten Blumen über die rauhen Felsruinen emporheben. Ich unterſuchte jetzt die vegetabiliſchen Producte des Berges etwas genauer, und fand folgende Pflanzen, deren keine ſehr gemein iſt. Asplenium ceterach (Milzfarren); Allium vineale (Weinlauch); Veronica laxatilis (Berg-Ehrenpreiß) und Potentilla argentea (Silberkraut).

Nachdem wir zu Perth zu Mittag geſpeiſet hatten, brachen wir auf nach Kinroß, das funfzehn Meilen davon an der Edinburger Straße liegt. Der erſte Theil des Wegs war äußerſt angenehm; zur Linken hatten wir den mit Inſeln geſchmückten Tay und eine ſchöne Ausſicht auf den Felſen Kinnoul; vor uns die Hügel von Stormont und Moncrief. Drey Meilen etwa jenſeit Perth ſetzten wir über den Carne, einen Fluß, der aus einem See gleiches Namens herauskömmt, und hier in den Tay fällt. Wir verließen hier die Landſtraße, und wandten uns rechts, das Thal Strath-Carne hinauf, um die mineraliſchen Quellen zu Pitkeathley zu beſuchen, die ohngefähr anderthalb Meilen von der Carner Brücke liegen. Man hatte uns zu Perth geſagt, daß dieſe Quellen ſtahlhaltig ſeyn; daſſelbe habe ich, wenn mir recht iſt, in mehreren neuern Reiſen geleſen; bey genauerer Unterſuchung aber zeigten ſie nicht die geringſte Spur von dieſem Metalle.

Der Quellen ſind eigentlich fünfe, alle von gleichen Eigenſchaften, jedoch von unterſchiedlicher Stärke. Um

mir einige Kenntniſſe von den Beſtandtheilen des Waſſers zu erwerben, machte ich folgende Verſuche.

1) Acht Tropfen Galläpfeltinctur in ein Weinglas voll dieſes Waſſers getröpfelt, veränderten weder ſeine Farbe noch ſeine Durchſichtigkeit.

2) Die Zuckerſäure brachte nur ein ſehr leichtes Wölkchen hervor.

3) Salpeterſaures Silber bewirkte eine ſehr dicke Wolke, die augenblicklich niederſchlug.

4) Salzſaure Kalkerde trübte das Waſſer ein wenig.

Aus dieſen Verſuchen ſcheint zu erhellen, daß das Waſſer kein Eiſen enthält, ſondern etwas Schwefelſäure, und eine kleine Quantität Kalk; der Geſchmack und die durch das Silber-Nitrat bewirkte Präcipitation verräth, daß eine beträchtliche Quantität Soda-Muriat, oder gemeines Salz darinn vorhanden ſey. Es hat keinen merklichen Geruch, auch perlt es nicht, wenn es aus einem Glaſe in das andere gegoſſen wird.

Aus Mangel mehrerer Probirmittel konnte ich keine weitern Verſuche anſtellen; ich war jedoch Willens, mir eine Quantität dieſes Waſſers zu verſchaffen, um es zu Glasgow genauer zu analyſiren. Indem ich aber den ſtatiſtiſchen Bericht von dem Kirchſpiel Dumbarny, worinn dieſe Quellen liegen, anſehe, finde ich, daß ſolches ſchon von einem Perther Chemiker, Herrn Stoddart, ziemlich genau, wie es ſcheint, geſchehen iſt. Nicht ungern ſehe ich mich dieſer Mühe überhoben, und trage kein Bedenken, Herrn Stoddarts Analyſe hier einzurücken.

	Ost-Quell.	West-Quell.	Sprudel-Quell.	Dumbarny-Quell.	S. Park-Quell.	
Atmosphärische Luft	4	4	4	4	4	Cubikzoll
Kohlensaures Gas	8	8	6	5	5	Dito.
Kohlensaure Kalkerde	5	5½	5	5½	5	Gran.
Phosphorsaure Kalkerde	5½	5	3½	3	3	Dito.
Soda-Muriat	100	92	82	57	44	Dito.
Kalk Muriat	180	168	146	102	84	Dito.
Specifische Schwere eines Gallons von jedem mehr als destillirtes Wasser	216	198	172	124	198	Grane.

Die hauptsächlichsten Mineralisirer sind also das Soda-Muriat und das Kalk-Muriat.

Dieß Wasser hat in Ansehung seines Salzgehalts viel Aehnlichkeit mit den Wassern zu Harrogate; auch führt es ab, wie dieß, wenn es reichlich getrunken wird. Es ist seit langer Zeit, und nicht mit Unrecht, wie mich dünkt, in skrophulösen und herpetischen Beschwerden berühmt gewesen; doch sollte es im erstern Falle nicht sowol als Purgativ, als innerlich, wie ein Alterativ gebraucht, und demnach mehrere Male des Tags in kleineren Portionen getrunken werden. In herpetischen Beschwerden hingegen, ingleichen in solchen, die, wiewol uneigentlich, skorbutische genannt werden, sollte man es entweder jeden Morgen oder auch einen Morgen

um den andern als Purgatio zu ſich nehmen; drey bis viermal in der Woche aber ſich ſeiner zu einem warmen Bade bedienen, und zwar des Abends, da denn der Patient die Nacht über eine gelinde Ausdünſtung zu befördern ſuchen müßte; was in Hautkrankheiten ſehr wichtig iſt. Es liegt ein Haus nicht weit von den Quellen, das ohngefähr ein halbes Dutzend Perſonen faſſen kann; auch giebt es einige andre in der Nachbarſchaft, wo bequeme Quartiere zu haben ſind. Die Lage iſt angenehm und die Luft rein.

Nachdem wir dieſe mineraliſchen Waſſer unterſucht hatten, kehrten wir des nehmlichen Weges bis zur Carner Brücke zurück, und ſetzten dann unſern Weg nach Kinroß fort. Sieben Meilen ohngefähr von Perth erſtiegen wir einen Hügel, von welchem wir eine entzückende Ausſicht hatten über das Thal Strath-Tay bis nach Dundee hin, ferner über die fruchtbare Ebne Strath-Earne, welche von dem Fluß, wornach ſie benannt iſt, auf eine reizende Art durchſchlängelt wird, bis dahin, wo er in den Tay fällt; dieß Thal iſt mit mehreren ſchönen Landſitzen verzieret.

Aus dieſer reichen und anmuthigen Landſchaft gelangten wir in eine ödere Gegend, die wenig anziehendes darbot. Anderthalb Meilen dieſſeit Kinroß paſſirten wir ein bedeutendes Dorf, Milnathort genannt.

Kinroß, der Hauptort der Grafſchaft gleiches Namens, iſt eine kleine Stadt, die auf einer ziemlich ausgedehnten Ebne am weſtlichen Ende des Lochleven ſehr angenehm gelegen iſt. Die groſſe Heerſtraße von Edinburgh nach Perth, über Queensferry, berührt den Ort. Kinroß war ehmals wegen ſeiner Meſſer-Fabrik

berühmt, welche vor vierzig Jahren gegen dreißig Menschen beschäftigte; seitdem gerieth sie in Verfall, und heut zu Tage ist wenig davon zu hören. Die Leinen- und Baumwollenmanufakturen scheinen sie verdrängt zu haben. Von jenen ist die Schlesisch-Leinmanufactur die vornehmste; doch sind auch einige Zweige des Musselingewerbes von Glasgowischen Manufacturisten eingeführt worden. Zwey gute Gasthöfe giebt es hier, einen in der Stadt, den andern eine halbe Meile nordwärts an der Perther Heerstraße.

Nicht weit von der Stadt liegt Kinroßhouse, das von dem berühmten Architekten, Sir William Bruce, 1683 zu seiner eignen Wohnung erbauet wurde. Es ist ein sehr schönes Gebäude, enthält mehrere geräumige Zimmer, und beherrscht eine anmuthige Aussicht über den See, an dessen westlichen Ufern es stehet. Es gehört jetzt einem Herrn Graham.

Lochleven, der vornehmste Gegenstand unsrer heutigen Tagereise, ist ein sehr schönes Wasserstück. Wiewol minder groß und prachtvoll als Lochlomond und mehrere andere Seen, die wir auf unsrer Reise gesehen hatten, ziehet er dennoch durch Schönheiten einer mildern Art das Gemüth unwiderstehlich an sich. Er ist von Osten zum Westen ohngefähr vier Meilen lang, und beynahe eben so breit; sein Umfang beträgt zwölf Meilen. Im Osten begränzen ihn die sogenannten Lomondehöhen, im Süden der Benarty, im Norden und Westen die Ebene Kinroß. Vier Inseln liegen in dem schönen Bassin zerstreut, auf deren einer die Ruinen eines Castells zu sehen sind, das ehemals den Douglas von Lochleven gehörte, und gemeiniglich das Castell Loch-

leven heißt. Dieſe Inſel hat ohngefähr zwey Acres in Umfang, in deren Mitte das Caſtell ſteht, von einer ſteinernen Bruſtwehr eingefaßt. Das Ganze gewähret eine wahrhaft mahleriſche Scene. Aus der Gegend des Begräbnißplatzes, jenſeit Kinroßhouſe angeſehen, ſcheint die Inſel ſammt ihren zerſtörten Thürmen und Bäumen auf dem See zu ſchwimmen; zwiſchen ihr und dem Ufer ſind zwey noch kleinere Inſeln Paddockbower und Reedbower genannt; den Hintergrund bilden mit Geſtrüpp bewachſene Höhen, die in ſanften Abhängen in den See hinunter laufen.

Wer das Glück hat, dieſe Site unter gleich vortheilhaften Umſtänden zu betrachten, wird geſtehen müſſen, daß ſie eine der ruhigſten, einfachſten und ſchönſten Anſichten gewähre, die Auge und Gemüth ſich nur wünſchen mögen. Da der Tag ſehr heiß geweſen war, ſo genoſſen wir des friedlichen und kühlen Abends mit zwiefachem Wohlgefallen. Statt der grellen Mittagbeleuchtung webte ein weiches Helldunkel über der Landſchaft, das alle Tinten milderte, und das Gemüth in ſanfte Reverieen wiegte. Der geſchmack- und gefühlvolle Gilpin, der den Lochleven ohngefähr unter denſelben Umſtänden ſah, ſcheint eben ſo ſehr davon entzückt geweſen zu ſeyn, als Herr Wates und ich es waren.

Eine Menge Kraniche war auf der Inſel zu ſehn. Die Ruinen des Caſtells ſchienen beynahe bedeckt damit, als wir ſie durch das Teleſkop betrachteten.

Das Caſtell ſoll von Congal, dem Sohn Donegart, dem König der Picten, gebaut ſeyn, der auch darauf reſidirte. Douglas, Laird von Lochleven, wurde von Robert dem Dritten damit beliehen. Der Contraſt

zwiſchen ſeinem ehemaligen Glanz und jetzigen Zuſtand wird von einem Dichter, der an den Ufern des Lochleven das Licht erblickte, und den gröſsten Theil ſeiner wenigen Tage verlebte, ſchön und pathetiſch geſchildert*).

*) Michael Bruce, auf den hier angeſpielt wird, ward zu Kinneswood nicht weit von Lochleven gebohren. Seine Abkunft war eine der unſcheinbarſten; ſein Vater ein Weber, übrigens ein frommer, fleiſsiger und rechtſchaffner Mann; ſeine Mutter ehrwürdig durch exemplariſche Klugheit und Häuslichkeit ſowol, als durch die Unſchuld und Einfalt ihrer Sitten. Sie hatten acht Kinder, von welchen Michael der Fünfte war. Des Knaben früh hervorſchimmernde Talente bewegten die Eltern, ihn ſtudiren zu laſſen. Sie beſtimmten ihn für die Kirche. Michael Bruce ſtudirte und abſolvirte, wie man es nennt, zu Edinburgh. Da es ihm jedoch aus Mangel an Gönnern und Vermögen nicht recht glücken wollte, ſo beſchied er ſich, und legte eine kleine Schule zu Gairney Bridge an, am Saum des Lochleven. Die Schönheit der Gegend weckte ſein Dichtertalent, und er hat hier in den armſeligſten Umgebungen und einer drangſalvollen Lage einige ſehr ſchöne Gedichte geſchrieben. Seine angebohrne Schwächlichkeit endigte bald in eine förmliche Auszehrung, die ihn im ein und zwanzigſten Jahr ſeines Alters hinwegraffte. Seine vorzüglichſten Gedichte ſind Loch Leven, Daphnis und die Mouſtad. Dieſe nebſt einer Anzahl Oden, Elegien und Hirtengedichte wurden, nach ſeinem Tode, zum Beſten ſeiner Mutter auf Subſcription herausgegeben.

„Nichts, ſagt Lord Craig, (der eine Schilderung von Bruceens Schickſalen und Charakter im „Mirror" entworfen hat,) nichts kann wol rührender ſeyn, nichts die Theilnehmung mächtiger wecken, als der Gedanke des verlaſsnen, unter dem Druck der Dürftigkeit erliegenden, ſein kurzes Leben in Dunkelheit hinſchleppenden, und aus Mangel an Pflege und Bequemlichkeit endlich gar verſchmachtenden Genies, wie denn dieſs ganz

Nicht mehr erſchallt der Zecher laute Lache
Im hohen Kreuzgewölbe. Nicht mehr glänzt
Der Herzen Schimmer durch die offnen Fenſter,
Und zittert auf der leisgeregten Welle.
Es ſtehen nackt die eingeſunknen Mauern,
Gegeiſſelt von des Winters eiſigen Stürmen,
Die durch die leeren Hallen ſchaurig ſauſen,
In Staub zerbröckeln die gewalt'gen Thürme.
Aus halbverfallner Lucke ſchaut etwa
Der Fuchs hervor, halb in Geſtrüpp verborgen,
Derweil von oben der Unglücksprophetin,
Der Eule widerndes Geheul erſchallt.
An Alter gleich, und gleiches Schickſal theilend,
Stehn Reihn umher von moosbewachsnen Bäumen.
Kaum daß am kahlen Gipfel hier und da
Ein halb verſchrumpftes Blatt das Jahr bezeichnet.

eigentlich der Fall mit Michael Bruce war. Ich meines Theils kann nie den Ort vorbeyreiten, wo der unglückliche Jüngling ehemals wohnte, ein kleines Dörfchen in einem Kranz von alten Eichbäumen, eine halbe Meile ohngefähr dieſſeit Kinroß; nie kann ich ſeine Wohnung anſehn, die ärmliche Strohhütte, die vor den übrigen ſich durch nichts auszeichnet, als durch ein Schiebfenſter, umrankt von einer Geisblattpflanze, die der gute Jüngling ſelbſt umhergezogen hat; niemals beſchreite ich dieſen Fleck, ohne unwillkührlich das Pferd anzuhalten, das enge Fenſter, was jetzt von dem Geisblatt beynahe ganz verſchattet iſt, anzuſchauen und in der Träumerey des Augenblicks des freundlichen Bewohners Bild mir auszumahlen. Dann wünſche ich, (und mein Herz ſchwillt, indem ich es wünſche,) daß Bruce leben, und daß ich ein groſſer Mann ſeyn möchte, um der Wolluſt zu genieſſen, zu ihm zu gehn, und ſeine Drangſale zu enden.

Im Jahr 1335 erlitt dieß Caſtell eine denkwürdige Belagerung durch Sir John Stirling, einen der Anhänger und vornehmſten Offiziere des Edward Baliol, der unter dem Schutze Edward des Dritten von England David dem Zweyten die Krone Schottlands ſtreitig machte. Nachdem die Belagerer mehreremale verſucht hatten, den Ort mit Sturm einzunehmen, und eben ſo oft zurückgeſchlagen waren, geriethen ſie auf den Einfall, den Fluß, der aus dem See heraustritt aufzudämmen, und ſo durch das anſchwellende Waſſer die Belagerten aus der Feſtung zu vertreiben. Das Waſſer ſtieg täglich, und ſchon hielten die Belagerten ſich des Erfolgs verſichert, als aus Gelegenheit eines groſſen Feſtes, das zu Ehren der heil. Margaretha zu Dumfermling gefeyert werden ſollte, der Engliſche General und die meiſten Truppen ihr Lager verließen, um dem Feſte beyzuwohnen. Die Belagerten benutzten die günſtige Gelegenheit, ſammelten alle Böte, die zu finden waren, und brachen den Damm nieder, da denn das Waſſer mit ſolchem Ungeſtüm hervorſtürmte, daß das Lager überſchwemmt ward, und die Belagerer in die äußerſte Verwirrung geriethen. Die Belagerten kehrten frohlockend in ihre Burg zurück, und blieben fortan unbeläſtigt. Am Ende des Sees, da wo er ſich in den Leven ergießt, ſind noch Ueberbleibſel des Dammes oder Erdwalls zu ſpühren.

Was jedoch dieß Caſtell für die Schottiſche Geſchichte am merkwürdigſten macht, iſt die Gefangenſchaft, worin hier die talentvolle, aber unglückliche Maria eine Zeitlang gehalten wurde. Nachdem ſie nämlich 1567 bey Pinkie war gefangen genommen worden, brachten die er-

bündeten Lords sie heimlich und bey Nachtzeit aus Holyroodhouse weg, und schlossen sie in diesem Castell ein, wo sie der Hut der Mutter Murray's, des nachmaligen Regenten, die an Douglas von Lochleven war verheirathet worden, anvertrauet wurde.

Diese Frau, deren Sitten grade so roh waren, als ihr Betragen regellos gewesen, nährte einen unaussöhnlichen Haß gegen Maria, indem sie vorgab, daß ihr eigner Sohn der wahre und rechtmäßige Thronerbe sey. Daß eine solche Hüterin ihrer Gefangnen möglichst wahrnehmen würde, hielten sich die Verbündeten versichert.

Maria litt hier alle Drangsale einer strengen Gefangenschaft, die sie bestmöglichst durch die mancherley schönen Fertigkeiten, die sie in glücklichen Tagen erworben, und die jetzt die einzige Quelle ihres Trostes waren, zu mildern suchte. Hier soll sie einige jener lyrischen Ergießungen, die ihr gewöhnlich zugeschrieben werden, gedichtet, und zur Laute gesungen haben.

Nicht zufrieden, der Freyheit sie beraubt zu haben, zwangen ihre Gegner sie, eine Acte zu unterzeichnen, worinnen sie der Krone entsagte, und den ihr verhaßten Murray zum Regenten ernannte. Sie brach in Thränen aus, als sie die Urkunde unterschrieb, und in dem Augenblick, worinn sie den so lange geführten Scepter so zu sagen selbst aus den Händen gab, schienen Schmerz und Unmuth ihr das Herz abstoßen zu wollen.

Mehrere Monate schmachtete sie in dieser Abgeschiedenheit, und schien von aller Welt vergessen, bis des Regenten übermüthiges Benehmen die Gemüther von ihm entfremdete, zugleich aber das Mitleid mit Mariens langen Leiden wieder rege wurde. Schon sangen ihre bis

dahin zerstreut gewesenen Freunde wieder an sich zu sammeln und sich zu verstärken, als Maria auf eine für Freunde und Feinde gleich überraschende Art ihrer Gefangenschaft entkam.

Mehrere Versuche waren zur Errettung gemacht worden, welche die Wachsamkeit der Hüter vereitelte. Aber weder die Mauern noch die Riegel der Festung vermochten gegen die Liebe auszuhalten. Maria bediente sich der bezaubernden Anmuth, womit sie allenthalben die Herzen gewann, Georg Douglas, den Bruder ihres Hüters, einen Jüngling von achtzehn Jahren, zu fesseln. Sie behandelte ihn mit der schmeichelhaftesten Auszeichnung, und erlaubte ihm sogar, die ehrgeizigsten Hoffnungen zu nähren. Wie hätte so lockenden Versuchungen ein so zarter Jüngling widerstehen können! Er ergab sich, und verwickelte andre in den Plan. Sonntags am zweyten May 1568, als der Regent zu Abend speisete, und die übrigen der Familie in ihre Andachtsübungen vertieft waren, fand einer der Mitverschwornen Mittel, die Schlüssel aus seines Bruders Kammer zu stehlen, und die Thüren zu öffnen, da dann die Königin in Begleitung eines Kammermädchens herausschlich, unter dem Schutze ihres Liebhabers ein zu dem Ende fertig gehaltenes Boot erreichte, und die Schlüssel, nachdem vorher alle Thüren abgeschlossen worden, in den See warf. Auf dem Schlosse ward augenblicklich Lärm gemacht. Man sahe Lichter in allen Zimmern umherfliegen und die Insel in allen Richtungen durchkreuzen; allein kein Boot war zu finden. Die Königin erreichte sicher das Ufer, wo sie von Lord Seaton, Sir James Hamilton und einigen wenigen Begleitern mit grosen

Freuden empfangen ward. Sie ſtieg augenblicklich zu Pferde, und ritt, ohne ein einziges Mal auszuruhen, bis nach Riddrie, dem Sitze Lord Seaton's in Weſt-Lothian, verweilte hier drey Tage, und brach dann wieder auf nach Hamilton, wo ſie ſchon frühe am folgenden Morgen ankam; eine erſtaunliche Strapatze, wenn man bedenkt, wie zart ihr Bau war, und wie wenig ſie ſo heftige Leibesübungen gewohnt ſeyn mußte.

Das größte Eyland auf Lochleven iſt St. Serf's Inſel, die ohngefähr zwey Meilen ſüdöſtlich von derjenigen liegt, worauf die Ruinen des beſchriebenen Caſtells ſtehen. Sie enthält 48 Acres gutes Weideland, und es lag ehemals auf ihr die alte Priorey Lochleven, die dem heil. Serf oder Servanus gewidmet war. Dieſe Priorey ſoll von Brudo, dem letzten König der Picten, geſtiftet ſeyn, der die Inſel dem heil. Serf und den Culdees vergabte.

Lochleven hat einen Ueberfluß an Fiſchen; als Hechten, Barſchen, Aalen, Neuteln und Forellen von rothem und ſehr leckern Fleiſch. Die beyden Gaſthöfe zu Kinroß haben die Fiſcherey gepachtet.

X.

Reiſe nach Stirling. Fälle des Dovan. Die Keſſelſchlucht. Die Rumpelbrucke. Die Teufelsmühle. Dollar, ein Dorf. Caſtell Campbell. Mahlende Namen der umliegenden Naturgegenſtände. Die Ochillberge. Bergwerke. Eine reiche Silbergrube. Kobalt.

Aug. 10. Früh morgens gingen wir noch einmal aus, um die reizende Umlage des Lochleven zu beſchauen, frühſtückten dann, und brachen auf nach Stirling.

Sechs Meilen ohngefähr von Kinroß verließen wir die Landſtraße, um einige Waſſerfälle am Fluſſe Dovan zu beſehen. Der erſte, den wir beſuchten, war der ſehr ſchicklich ſo genannte Cauldron-Linn (Keſſelſchlucht), acht Meilen ohngefähr von Kinroß.

Der Dovan, den wir bis dahin in ſeinem kieſelichten Bette ziemlich ruhig hingleiten ſahn, tritt hier mit einmal in eine tiefe und enge Kluft oder Spalte, durch deren Wände eingezwängt er nach und nach durch das unaufhörliche Anſchlagen eine keſſelähnliche Höhlung ausgearbeitet hat, worinn das Waſſer dermaßen brodelt, daß man ſich kaum des Gedankens erwehren kann, es koche wirklich und in der That. Aus dieſem Keſſel ſickert das Waſſer nach und nach unter dem Felſen durch, und ſammelt ſich in eine zweyte zirkelrunde Höhlung, wo es in einem fort um und um getrieben wird, jedoch mit ge-

ringerer Heftigkeit. Dieſer zweyte Keſſel iſt mit einem beſtändigen Schaum oder Gäſcht bedeckt. Von hieraus läuft es abermal durch verborgne Oeffnungen weiter, und ſammelt ſich in ein Becken, das größer denn die beyden vorigen iſt, und 22 Fuß im Durchmeſſer hält. Aus dieſem Becken ſtürzt es ſich ſenkrecht über den Felſen hinunter in eine tiefe und romantiſche Schlucht, was eine ſehr ſchöne Cascade bildet, zumal wenn man ſie aus dem Grunde der Schlucht betrachtet, wohin man mittelſt eines gewundenen Fußſteiges gelangen kann.

Der Fall iſt vier und vierzig Fuß hoch; da nun die Felſenwände ohngefähr zweymal ſo hoch ſind, ſo ſcheint das Waſſer ſich von oben bis zu ſeinem jetzigen Standort durchgearbeitet zu haben, was denn auch wahrſcheinlich der Fall war. Es fällt in Einem ungebrochnen Guſſe, ohne den Fels zu berühren, da denn das Weiße des Waſſerſturzes gegen das dunkle Colorit des grobkörnichten Baſaltfelſen ſehr ſchön abſticht. Indem wir noch das ſchöne Schauſpiel betrachteten, trat die Sonne hervor, ihre Strahlen beleuchteten den Fall, und in dem aufſteigenden naſſen Dunſt ſpielten alle Tinten der Iris.

Vor wenig Jahren ereignete ſich hier folgender drolligter Vorfall. Ein Rudel Hunde jagte einen Fuchs. Der liſtige Reineke führte ſeine Verfolger längſt der Ufer des Dovan, lockte ſie bis zur Keſſelſchlucht, und ſprang hinüber; die Hunde ſprangen nach, fielen aber, da ſie des Platzes weniger kundig ſeyn mochten, in den Keſſel, und wurden jämmerlich gegen die Felſen zerſchmettert.

Wir verließen die Keſſelſchlucht, und nachdem wir die Ufer des Dovan eine oder anderthalb Meilen hinauf-

gegangen waren, kamen wir an eine andre Ravine, über welche eine Brücke geschlagen war. Die Felsen treten hier so nahe zusammen, daß ein einziger 22 Fuß weiter Bogen hinreicht, die beyden Uferwände zu verbinden. Allein die Tiefe von der Brücke bis ins Wasser herab beträgt 86 Fuß, und der Mangel einer Brustwehr hindert auch den festesten Kopf, ohne Schwindel in den schrecklichen Schlund hinabzuschauen. Sowol oberhalb als unterhalb der Brücke stürzt das Wasser von Fels zu Fels, woraus denn eine Menge kleiner Fälle entsteht, welche ein beständiges Gebrause oder dumpfes Gerolle bilden, das, wenn das Wasser durch Regengüsse angeschwollen ist, noch um vieles zunimmt. Der gemeine Mann nennt diese Brücke daher die Rumpelbrücke.

Von unten auf gesehen, macht diese Brücke eine sehr mahlerische Wirkung. Die Seiten der Schlucht bestehen aus kühnen regellosen Felsen von der Puddingart, die hin und wieder schön mit Gesträuch bekleidet sind. Auch das Wasser oberhalb der Brücke sieht man zuweilen hinter den hervorspringenden Felsen und Gebüschen verschwinden, zuweilen wieder zwischendurchschimmern. Kurz es ist ein höchst romantisches Ganzes.

Zweyhundert Ellen ohngefähr oberhalb der Rumpelbrücke kamen wir zu einem andern, aber kleinern Fall, der sich wiederum in einen gleichsam siedenden Kessel endigt. Das Wasser hat in diesem Kessel eine äußerst heftige kreisförmige Bewegung; durch die Gewalt, womit es gegen den Felsen reibt, entsteht ein mühlenähnliches Getöse, was das Volk veranlaßt hat, den Strudel die Teufelsmühle zu nennen, indem auf dieser Müh-

le des Sonntags ſo gut gearbeitet wird als an Werkeltagen.

Von der Rumpelbrücke kamen wir mittelſt eines gewundenen, kaum unterſcheidbaren Fußſteigs wieder in die Stirlinger Landſtraße; da wir dann nach fünf Meilen eines ziemlich ſchlechten Weges nach Dollar kamen, einem kleinen Dorf mit einer erbärmlichen Herberge, wo wir zu Mittag ſpeiſeten. Da dieſer Ort in gleicher Entfernung von Stirling, Kinroß und Dumferline liegt, (zwölf Meilen nämlich von jedem,) ſo wäre hier der wahre Ort für einen Gaſthof, worinn für die Bedürfniſſe der hungrigen und müden Reiſenden gehörig geſorgt wäre.

Von einer Brücke über einen kleinen Bach, der durch das Dorf rinnt, hat man eine ſchöne Ausſicht auf die Ruinen des Caſtels Campbell, die auf dem Gipfel eines runden Erdwalls liegen, der von der Natur angelegt, und von der Kunſt vollendet zu ſeyn ſcheint. Auf jeder Seite iſt eine Ravine, von deren Seiten mehrere Bergwaſſer herunterfallen, die ſich unmittelbar unter dem Caſtell vereinigen, und einen beträchtlichen Bach bilden. Der Hügel, worauf das Caſtell ſteht, iſt nach Dollar zu faſt ſenkrecht abgeſchnitten, und war ehemals von den umringenden Höhen durch einen Graben geſchieden, der zu beyden Seiten bis in den Grund der Ravinen fortlief, ſo daß das Caſtell damals nur mittelſt einer Zugbrücke zugänglich war; es muß alſo für jene Zeiten feſt genug geweſen ſeyn. Obgleich es auf einer Anhöhe ſteht, ſo iſt es doch ringsumher von höhern Hügeln umgeben, deren einige bis an den Gipfel bewaldet ſind,

wodurch denn das Ganze ein ſehr pittoreskes Anſehen gewinnt.

Man weiß nicht, wann oder durch wen dieſe ehrwürdige Burg errichtet worden. Sie hieß ehemals die Burg der Schwermuth, was den Charakter der Gegend treffend genug ausdrückt; ſie wird umringt von den Thalen des Grames, und beſpühlt von den Bächen des Jammers; wenigſtens überſetzte man uns die Celtiſchen Namen auf dieſe Weiſe. Um das Jahr 1493, wo ſie wahrſcheinlich zuerſt an die Familie Argyle, der ſie noch jetzt angehört, verfiel, erhielt ſie den Namen des Caſtells Campbell, den ſie bis jetzt erhalten hat.

Das Caſtell hat nicht weniger als das ganze der Familie Argyle gehörige Gebiet durch die Drangſale des bürgerlichen Krieges um das Jahr 1643 gelitten. Der Marquis von Montroſe, der Feind und Nebenbuhler des Hauſes Argyle, verwüſtete die ganze Gegend mit Feuer und Schwerdt. Damals ward auch das Caſtell zerſtört, und nur die noch übrigen majeſtätiſchen Ruinen blieben ſtehen, ein trauriges Denkmal der Barbarey jener Zeiten. Nicht nur das Caſtell, ſondern auch die beyden Kirchſpiele Dollar und Muckart (als deren Einwohner Vaſallen von Argyle waren,) wurden verheert, ein einziges Haus ausgenommen, wovon die Montroſen glaubten, daß es der Abtey Dumfermline gehöre.

Von Dollar bis Stirling fanden wir die Straße gut und angenehm. Sie lief längſt dem Fuße der Ochills hin; einer Reihe hoher Berge, die im Kirchſpiel Dumblane, oſtwärts von Sherrifmulr anfangen, und in einer öſtlichen Richtung viele Meilen weit bis in das

Land Fife fortlaufen. Sie ſind mit einem ſchönen Grün bekleidet, und nähren eine Menge Schaafheerden. Sie ſind reich an Mineralien, und verrathen hin und wieder einen vulcaniſchen Urſprung. Große Haufen von herausgefallenen Lavaſtücken lagen hie und da, worunter ich denn in wenig Minuten mehrere ſchöne Achatkieſel voll Felscryſtalle fand. Einige waren hohl, und mit zum Theil ſehr ſchönen, violetten oder hyazinthfarbnen Cryſtallen gleichſam ausgefüttert.

Auch Metalle enthalten dieſe Hügel, und ſcheinen reich an Silber zu ſeyn; nur iſt ihr mineraliſcher Gehalt bis jetzt noch nicht gehörig unterſucht worden. Ich bedauerte ſehr, daß meine Zeit mir nicht erlaubte, ihnen eine genauere Aufmerkſamkeit zu widmen. In dem Theil der Hügel, der in den Kirchſpielen Logie, Tillicoultry, Dollar und Alva liegt, ſind zu verſchiednen Zeiten Kupfer- und Bleyminen in einer beträchtlichen Stärke bearbeitet worden. Ich habe einige Proben Kupfererz aus dieſer Gegend, welche ſehr reich ſcheinen; die Gangart iſt Schwefelgyps, oder Cawk. Zwiſchen den Jahren 1710 und 1715 entdeckte Sir John Erskine von Alva, mit dem Beyſtand einiger Bergleute aus Leadhills, eine reiche Silberader. Sie zeigte ſich in dünnen Fäden, die ſich nach und nach zu großen Erzgängen erweiterten. Noch waren keine funfzig Pfund auf die Entdeckung verwandt worden, als das Erz ſo reich wurde, daß vierzehn Unzen davon zuweilen zwölf Unzen Silber gaben. Innerhalb dreyzehn oder vierzehn Wochen hindurch ward wöchentlich für 4000 Pf. Erz gewonnen, und man ſagt, daß Sir John Erskine zwiſchen 40 bis 50000 Pf. herausgezogen habe, abgerechnet noch,

was die Bergleute zu entwenden nicht werden ermangelt haben. Als diese Masse erschöpft war, fing das Silbererz an wieder sparsamer zu werden, und es zeigten sich Symptome von Blei und andern Metallen, worauf jedes weitere Nachsuchen eingestellt wurde *). Ich halte es jedoch für sehr wahrscheinlich, daß eine große Quantität dieses Metalles in den Bergen vorräthig sey. Auch Kobalt ist hin und wieder gefunden worden, der in jeder Hinsicht dem Sächsischen gleich kommt.

Ueber die Etymologie des Namens Ochill giebt es mehrere Meinungen. Einige halten ihn für eine verdorbne Aussprache des wahren Namens Oak-hill (Eichenhügel); wie denn wirklich eine Menge Eichen in dieser Gegend gefunden werden. Das Volk nennt jedoch diese Höhen nicht Ochills, sondern Aichill-hills, was vermuthlich so viel ist, als beholzte Hügel (von a Coill, Holz). Die ganze Hügelreihe trägt einen anmuthig ländlichen, an das Hirtenleben erinnernden Charakter. Sanft schwellende Höhen, die bis an die Gipfel begraset, und mit Heerden von Schaafen und Hornvieh übersäet sind; Bächlein, die in ihren engen Betten entweder ruhig hinschleichen, oder mit heiserm Gemurmel von Absatz zu Absatz fallen; Dörfer und Mayerhöfe, die mit Gehölzen besäumt, zuweilen ganz und gar damit umschlossen sind.

*) 1767. ließ Lord Alva aus einigen noch übrigen Proben dieses Erzes zwey Communion-Kelche für die Kirche von Alva verfertigen mit folgender Inschrift: Sacris in Ecclesia S. Servani apud Alvam. A. D. 1767. ex argento indigena D. D. e. q. Jacobus Erskine.

Stirling hatten wir lange im Geſicht, ehe wir es erreichten. Die Ausſicht iſt der von Edinburgh auffallend ähnlich, nur freilich in einem verjüngten Maaßſtabe.

XI.

Beſchreibung von Stirling. Lage des Caſtells. Reihe von Baſaltfelſen. Schickſale des Caſtells. Merkwürdigſte Gebäude. Turnierplatz. Zwölf Schlachtfelder. Die Ausſicht, eine der ſchönſten in der Welt. The Carſe of Stirling. Krümmungen des Forth. Bevölkerung der Stadt. Manufacturen. Regiment. Seltſame Art, Buch zu halten. Kirchen. Denkwürdige Männer.

Aug. 9. Da wir den Abend vorher zu ſpät ankamen, um noch ausgehn zu können, ſo beſchloſſen wir, den heutigen Tag ganz und gar den Denkwürdigkeiten von Stirling und der Gegend zu widmen. Nach dem Frühſtück beſuchten wir das Caſtell, wohin Herr Innes, Capellan der Beſatzung, uns begleitete. Dieſe Feſtung liegt wie die zu Edinburg auf dem Weſterende eines Felſen, der an der Oſterſeite mit einer ſanften Erhebung aus der Ebne emporſteigt, gegen den Weſten aber ſchroff abgebrochen iſt. Der Fels iſt baſaltiſch, und beſteht aus fünf- und ſechsſeitigen Säulen, die freilich in Abſicht auf die Regelmäßigkeit mit denen auf Staffa nicht zu

vergleichen sind, doch sind die Gelenke hin und wieder deutlich wahrzunehmen. Zwey oder drey andre Basaltfelsen liegen im Thal im Angesicht des Castells, wie denn schon oben bemerkt worden, daß eine ganze Kette solcher abgebrochner Berghöhen vom Edinburger Castell bis zur Feste Dumbarton, (welche beyde ebenfalls auf solchen Hügeln stehn,) mithin vom westlichen Ocean bis zum östlichen streicht. Sie heißen gemeiniglich die Lenoxhügel, und erheben sich sämmtlich von Osten aus mit sanftem Abhange, sind gegen den Westen beynahe lothrecht abgerissen, und enthalten mehr oder weniger wahrnehmbare Basaltsäulen. Bey Fintry, beträchtlich westwärts, liegt in dieser Kette der Fels Dun, welcher eine prächtige Reihe Basaltsäulen darbietet. Die Reihe besteht aus siebenzig Pfeilern in der Fronte, die funfzig Fuß lang sind; einige sind offenbar von oben bis unten aus Einem Stück, andere hingegen haben Gelenke, und lassen sich leichtlich in lose Blöcke trennen. Einige sind vier- andere fünf- und sechseckicht. Nach Osten zu stehn die Säulen drey bis vier Zoll aus einander; im Westen hat der Basalt eine minder regelmäßige Gestalt angenommen, und läuft nach und nach in eine Masse löcherichter Lava aus. Im Kirchspiel Strathblane in derselben Kette finden sich ähnliche Reihen. Eine insonderheit, die über 200 Ellen lang ist, die Pfeiler halten zwey bis drey Fuß im Durchmesser, und dreißig in die Länge. Jedoch es ist Zeit, nach Stirling zurückzukehren.

Das Castell ist ehemals von bedeutender Stärke gewesen, würde aber gegen die heutige Belagerungskunst sich wohl nur wenig Stunden halten können. Sechs und dreißig Kanonen stehen auf den Wällen.

Es war der Lieblingsaufenthalt der Schottischen Monarchen, und zeigt noch einige Spuren seiner alten königlichen Pracht. Der Pallast ist jetzt in Baracken verwandelt. Das Innere ist durchaus ohne alle Form und Regel; auswendig aber ist es mit vielen grotesken Figuren verziert, deren jede auf einem besondern Pfeiler oder Fußgestell ruht, welche ihrer Seits wieder auf dem Rücken von Figuren ruhen, die auf der Brust liegen; keine sonderlich behagliche Stellung in Wahrheit; wie denn auch die verzerrten Mienen mancher dieser Gestalten deutlich genug verrathen, daß sie ihrer gern entübrigt wären.

Jacob der Dritte liebte diesen Pallast sehr, und wählte ihn zu seinem gewöhnlichen Aufenthalt. Er baute für die Versammlung seiner Edlen und für das Parlament eine große Halle, die noch jetzt das Parlamentshaus heißt. Sie ist 120 Fuß lang, hatte eine schöne Gallerie und war ehemals auf eine angemessene Art verziert. Jetzt ist sie bis auf die nackten Mauern ausgeräumt und in eine Reitschule verwandelt.

An das Parlamentshaus stößt die königliche Kapelle, die von Papst Alexander VI. gestiftet wurde. Sie war reichlich mit Ländereyen vergabt, und galt für die bestiftete Collegiatkirche im Königreich. Diese Kapelle hat mit dem Parlamentshause ein ähnliches Schicksal gehabt, indem sie jetzt als Magazin und Rüsthaus gebraucht wird.

Die Festung war Jacobs des Zweyten Geburtsort; auch beging er hier die grausame That, die seinen Charakter und Regiment für immer schändet; den Mord nämlich seines Verwandten, Wilhelm Grafen von

Douglas, den er mit eigner Hand niederstieß. Das Zimmer, worinn die That geschahe, heißt noch immer Douglas-Saal. Jacob der Fünfte ward hier gekrönt; auch die unglückliche Maria empfing hier am 4 Sept. 1543 in Gegenwart der drey Stände des Parlaments mit großer Pracht und Feyerlichkeit die Krone. Von der Zeit an bis zu ihrer Gefangennehmung kömmt der Name Stirling fast auf jedem Blatt ihrer Geschichte vor; hieher flüchtete sie vor dem Unwillen ihres Volks; hieher pflegte sie auch ihre Freunde in Sicherheit zu bringen. Auch Jacob der Sechste hat hier fast seine ganze Minderjährigkeit unter seinem Erzieher, dem berühmten Buchanan, zugebracht.

Eine starke Batterie, die Französische Batterie genannt, ward unter Mariens von Lothringen Regentschaft 1559 errichtet. Unter der Regierung der Königin Anna ward das Castell ausgebessert, erweitert, und an der Südseite mit einer flankirenden Batterie und einem bombenfesten Zwinger verstärkt. Seitdem sind keine Veränderungen oder Reparaturen von Belang vorgefallen.

Ein Gouverneur commandirt das Castell, der einen Untergouverneur, einen Major, zwey Lieutenante, einen Fähndrich und eine Garnison von hundert Mann unter sich hat.

Oben auf dem Fels hart am Castell ist ein flaches, eingefriedigtes Stück Landes, worauf die Turniere gehalten worden; ein Felsstück an einem Ende des Platzes, wo die Damen zu sitzen und dem Kampfspiel zuzuschauen pflegten, heißt noch jetzt der Damenfels.

Da das Castell mehrere Zeitalter hindurch eine Hauptfestung war, so läßt sich erwarten, daß die umliegende

Gegend der Schauplatz manches blutigen Kampfes gewesen. Zwölf Schlachtfelder werden von den Mauern herab gezeigt, und von den vier großen Gefechten, welche die beyden ersten Edwarde in diesen Gegenden lieferten, fielen drey in der Nachbarschaft vor.

Von dem Schloßhügel hat man eine unbeschreiblich reiche und schöne Aussicht, die schönste ohne Zweifel in ganz Schottland, und wahrscheinlich eine der schönsten in der Welt.

Im Osten liegt eine weitläuftige Ebne, achtzig Meilen lang, achtzehn breit, reich an Getreide, und übersäet mit Gehölzen. Allan, Clackmannan, Falkirk, der Firth of Forth und das ganze Land bis nach Edinburg hin liegen innerhalb des Gesichtspunktes. Der Forth windet sich auf fast unbeschreibliche Weise durch das herrliche Thal. Es scheint, als verdrieße es ihn, die anmuthige Landschaft zu verlassen, und als wünsche er, durch Verlängerung seines Laufs, seinen Abschied aus ihr zu verzögern. Seine Krümmungen sind so zahlreich und so groß, daß eine Menge schöner Halbinseln daraus entsteht, auf deren einer, grade unterhalb des Castells, der Thurm der Abtey Cambuskenneth steht, das einzige Ueberbleibsel des ehmals prächtigen Gebäudes, das 1147 von David I. gestiftet wurde und eins der reichsten Gotteshäuser in Schottland war. 1559 ward es von den Reformatoren zerstört. Wie launigt der Forth sich schlängelt, erhellt daraus, daß die Entfernung zwischen Stirling und Alloa zu Lande nur sechs Meilen beträgt, zu Wasser aber zwanzig. Der Forth ist für Fahrzeuge von 70 bis 80 Tonnen bis nach Stirling schiffbar; wüßten diese sich aber nicht anders als

mittelſt ihrer Segel fortzubringen, ſo müßte der Wind ein paarmal die Runde des Compaſſes machen, ehe ſie an Ort und Stelle gelangten.

Im Norden wird die Ausſicht durch die Ochilberge beſchränkt; im Weſten liegt das reiche Thal Monteath, umſchränkt von ſteilen Gebirgen, unter welchen der Gipfel des Benlomond hervorragt.

Ueberſchauet man jene reiche Ebne im Oſten, die der Carſe of Stirling heißt, ſo drängt ſich einem der Gedanke auf, daß ſie ehemals unter Waſſer geſtanden, und einen Theil des Aeſtuarii oder Firth ausgemacht habe: mittelſt des Schlammes und Sandes aber, den der Forth mit ſich von den Bergen herunterreißt, hat er ſich allmählich ſelbſt eingedeicht, und irret nun durch das Flachfeld, ſeine eigne Arbeit betrachtend. Zur Beſtätigung der Hypotheſe dient der Umſtand, daß vor einigen Jahren ein vollſtändiges Boot bey Falkirk fünf Faden tief unter der Oberfläche gefunden, und zwiſchen Stirling und Alloa verſchiedne Anker ausgegraben worden. Auch Betten von Auſterſchalen findet man mehrere Fuß tief unter der Oberfläche im Weſten von Stirling.

Als wir vom Caſtell zur Stadt zurückkehrten, ſahen wir linker Hand den Pallaſt des Grafen von Argyle (heut zu Tage Argyle's Lodging genannt) liegen, der jetzt in eine Penſionsſchule verwandelt iſt. Ein wenig weiterhin, an der andern Seite der Straße, liegt das Haus des Grafen von Marr, das 1570, als Marr noch Regent in Schottland war, angefangen, aber nie vollendet wurde. Es ſoll aus den Ruinen der Abtey Cambuskenneth erbauet ſeyn. Die Außerſeite iſt grade

mit solchen Figuren verziert, wie der königliche Pallast im Castell.

Auf einer unsrer andern Excursionen nach dem Schlosse führte man uns einen sehr anmuthigen Spaziergang, der aus der Stadt um das Castell herum geleitet, und an mehrern Plätzen aus dem felsen Fels herausgehauen worden; man hat auf diesem Gange manche schöne Aussicht und die beste Gelegenheit, die Basaltpfeiler, woraus der Fels besteht, zu besichtigen. Auf einer Ebne drunten zeigte man uns eine Art von Schanze, wo der König in alten Zeiten unter freyem Himmel der Gerechtigkeit gepflegt haben soll; er selbst saß auf einem kleinen Erdhügel in der Mitte, um welchen ein achteckichter Wall und Graben gezogen war; auf dem Wall saßen seine Edlen, die ihrerseits wieder mit einem Graben umringt waren; außerhalb stand das Volk; so daß das Ganze das Ansehn einer Pyramide mit breiter Grundfläche hatte, dergleichen auch die Brittische Constitution ausmacht.

Die Stadt Stirling, deren größter Theil auf dem Abhang des Bergfelsen liegt, ist von ziemlichen Alter. Wahrscheinlich gelangte sie bald, nachdem sie der gelegentliche Aufenthalt der Könige geworden war, zu ihrem jetzigen Umfang; scheint auch laut der sichersten Nachrichten seit den letzten 600 Jahren weder an Umfang noch Bevölkerung sonderliche Veränderungen erlitten zu haben; erst neuerdings sind aus Gelegenheit der neu eingeführten Manufacturen einige neue Gebäude errichtet worden. Sie enthält ohngefähr 7000 Einwohner, hat aber seit Einführung des Baumwollengewerbes, das hier seit einigen Jahren mit Eifer und Erfolg betrieben worden, an

gemeinlich an Menſchen gewonnen. Schon ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert hat hier eine Schalongmanufactur beſtanden, die zwar jetzt nicht ſonderlich in Aufnahme zu ſeyn ſcheint, gleichwohl aber noch jährlich gegen 200000 Ellen dieſes Zeugs liefert. Eine Teppichmanufactur, die hier ebenfalls blühet, beſchäftigt gegen 30 Weberſtühle.

Die Stadt wird von einem Provoſt, vier Baillifs und einem Zunftmeiſter regiert, welchen ein Stadtrath, der aus ein und zwanzig Mitgliedern, (vierzehn Kaufleuten nämlich, und ſieben Handwerkern,) beſtehet, zugeordnet iſt. Außer der gewöhnlichen Civilgerichtsbarkeit, die den Magiſtraten in den Boroughs, und den Sheriffs in den Grafſchaften zuſteht, hat der Magiſtrat dieſer Stadt auch noch eine eben ſo ausgedehnte Criminaljurisdiction, wie die Sheriffs innerhalb ihrer Gerichtsſprengel.

Dieſe Corporation macht ſich jährlich durch einen förmlichen Eyd verbindlich, ein beſonderes Akkengeſetz zu beobachten, das gewiß aus einer liberalen und uneigennützigen Geſinnung entſprang, und wegen ſeiner heilſamen Folgen wohl verdiente, von andern Corporationen nachgeahmt zu werden. Sie verpflichten ſich nämlich, kein Stück von dem ihnen anvertrauten Stadteigenthum weder zu pachten noch zu kaufen, ſo auch für die Reiſen und Bemühungen, die ſie im Dienſt der Commune übernehmen, keine Recognition aus den öffentlichen Fonds anzunehmen. In Folge des nehmlichen Geſetzes wird jährlich ein Ausſchuß von vier Auditoren ernannt, deren zwey aus den Kaufleuten, zwey aber aus den ſieben königlichen Gilden erwählt werden.

Die Art, wie der Schatzmeiſter der Stadt in jenen

alten Zeiten, wo die Schreibekunst noch zu den seltnern Erwerbnissen gehörte, seine Rechnungen auszugleichen pflegte, war sonderbar genug. Er hing nämlich zwey Stiefeln zu beyden Seiten seines Kamins auf; in den Einen warf er alles Geld, das er einnahm, in den Andern aber die Quittungen für die ausbezahlten Gelder; war nun das Jahr um, so leerte er seine Stiefeln aus, verglich das noch übrige Geld mit den Quittungen, und seine Bilanz war fertig.

Zwey Kirchen zählt Stirling, die nach ihrer Lage die Ost- und Westkirche heißen. - Erstere, worinn jetzt der Gottesdienst gehalten wird, ist ein sehr schönes Gebäude, und von Cardinal Beaton gestiftet worden. Die Westkirche ist von älterm Datum, und nach einigen von Alexander I., nach andern von Jacob V. zu Gunsten einiger Franziskaner errichtet worden, die er ins Land brachte, und in einem an die Kirche gränzenden Kloster etablirte. Es ist ein schönes Stück Architektur; liegt aber jetzt so tief in der Erde, und ist so niedrig gewölbt, daß sie sich zum Gottesdienst nicht mehr schickt.

Stirling ist lange wegen seiner lateinischen Schule berühmt gewesen, aus welcher mehrere denkwürdige Männer hervorgegangen sind. Zu den Gelehrten, die hier gebohren wurden, gehören D. Robert Pollick, erster Principal der Universität Edinburgh, und zu seiner Zeit ein berühmter Schriftsteller, D. Henrys, Verfasser der Geschichte von Großbritannien, und D. Moore, Verfasser des Zeluco und andrer guten Schriften.

XIII.

Reise nach Callendar. Monteath, ein fruchtbares Thal. Mary Drummond. Großes Wasserrad zum Wegschwemmen eines Moorlandes. Schädlichkeit dieses Geschäftes. Wie die Moorerde mit Gyps oder Kalk zu zähmen sey. Gelungenes Verfuche dieser Art. Doun Castle. Beschreibung des Schlosses. Dessen Geschichte. Die Familie Monteath. Murdac's Schicksale. Dorf Doune. Beträchtliche Baumwollenmanufakturen daselbst. Dortige Schiefergruben. Callendar, ein blühendes Dorf voll Musselinweberegen.

Heute reisten wir von Stirling nach Callendar, sechzehn Meilen weit. Während der ersten Meile lief der Weg längst dem Fuß des Berges hin, auf welchem Schloß und Stadt liegen. Dann betraten wir das Thal Monteath, das von hohen Bergen umgränzt wird, worunter nordwärts der Benvorlich *), nordwestwärts der Benledi und der Benlomond hervorragen. Das Thal ist fruchtbar und schön, und wird durch den Teath und den Forth gewässert, die sich anderthalb Meilen oberhalb Stirling vereinigen. Nachdem wir über den Forth gesetzt waren, lief der Rest des Weges längst der Ufer des Teath hin, oder doch in geringer Entfernung davon.

*) Dieser Berg ist [illegible] Fuß über die Meeresfläche erhaben.

Sechs Meilen ohngefähr von Stirling paſſirten wir Blair Drummond, den Sitz des Herrn Drummond Home, den auch ſein Vater, der erleuchtete und patriotiſche Lord Kames, zu Zeiten zu beſuchen pflegte. Die Ländereien ſind weitläuftig und mit vielem Geſchmack verziert. Nicht weit von des Pförtners Loge iſt ein groſſes (nach der Theorie des Perſiſchen Rades erbautes) Waſſerrad, das in jeder Minute ſechszig Oxhoft Waſſer aus dem Teath ſchöpft und in einen Canal ſchüttet, mittelſt deſſen es über den Moor von Kincardine geführt wird, um die Moorerde von dem Erdreich hinweg zu waſchen und in den Forth zu ſchwemmen. Von dem Bau dieſer ſinnreichen Maſchine ſowol, als der ganzen Bearbeitung des Moores ſteht eine ausführliche Nachricht in der Encyclopaedia Britannica.

Der Moor bedeckte urſprünglich gegen zwölfhundert Acres, wovon drey Viertheil zu dem Gute Blair Drummond gehören. Er iſt in den obern Theilen von ſechs bis zwölf, in den untern gegen drey Fuß tief. Er ruht auf einem Lager von Thon, und von dieſem Thon eben wird das Moorland durch die Waſſer des Teath auf die obenbeſchriebne Art hinweggeſchwemmt. Es ſind zu dem Ende Einſchnitte durch das Moor in den Thon hinein gemacht worden, durch welche das Waſſer laufen muß; in dieſe Einſchnitte wird das Moor von den Arbeitern geworfen, da denn das Waſſer daſſelbe mit ſich fort und in den Forth hineinführt, der dadurch ganz ſchwarz gefärbt wird. Auf dieſe Weiſe ſind von dem vorigen und gegenwärtigen Beſitzer gegen 400 Acres gereinigt, und mit einer Anzahl betriebſamer hochländiſcher Familien beſetzet worden.

Diese Herculische Arbeit, wie sie wohl mit Recht genannt werden mag, hätte meiner Meinung nach gar wohl gespart, es hätte dieser unermeßliche Vorrath reicher vegetabilischer Erde grade wie der Dünger in den Ställen des Augias wohl auf bessere Art benutzt werden können, als daß man einen Fluß hineinleitete, um beydes, jene Erde und diesen Dung, von dem Boden hinwegzuspühlen.

Es ist nämlich jetzt bekannt, daß der vornehmste Nahrungsstoff der Pflanzen die Kohle ist, woraus diese Moorerde hauptsächlich bestehet. Freilich muß die Kohle erst bis zu einem gewissen Grade auflösbar gemacht werden, ehe sie von den Wurzeln der Pflanze absorbirt, und in Pflanzensäfften verwandelt werden kann; diese Auflösbarkeit ist durch mehr denn Einen Proceß zu gewinnen. Man darf z. B. die Moorerde nur mit Gyps mischen, so wird sie von diesem in kurzer Zeit in den schönsten Dung verwandelt; eine Procedur, die hier zu Lande zwar wenig bekannt ist, in Frankreich und Deutschland aber um so häufiger geübt wird. Es wird der Gyps nicht gleich anderm Dünger untergepflüget, sondern im Februar etwa auf der Oberfläche des Graslandes, das entweder in Acker oder in Wiesen verwandelt werden soll, ausgestreuet. Das alte Gras geräth sogleich in Fäulniß; die Kohle wird auflösbar, und kann nun leichtlich von den Pflanzen eingesogen, und zu ihrer Nahrung verwendet werden. Sogar die Torferde, die aus dem allmählichen Verweſen vegetabilischer Körper entsteht, wird durch den Gyps in schnelle Fäulniß versetzt, und zur Ernährung künftiger Pflanzen brauchbar.

Sollte etwa von dieser Substanz kein hinlänglicher

Vorrath in hieſiger Gegend zu finden ſeyn, ſo giebt es eine andre Erdart, die leicht zu bekommen iſt, und ganz daſſelbe leiſtet; ich meine den Kalk, als welcher ebenfalls die Verweſung der vegetabiliſchen Materie, womit man ihn miſchet, beſchleunigt, und ſelbige zur Ernährung künftiger Pflanzen tauglich macht. Aus Herrn Smith's zu Swindrig-muir Verſuchen erhellt, daß weiter nichts erfodert wird, als den Moor auszutrocknen, und hierauf ſeine Oberfläche mit friſchem Kalk zu überſtreuen; dieß verdichtet nicht nur die Oberfläche zum Erſtaunen, ſondern bewirkt auch gleich im erſten Jahr eine ergiebige Kartoffelerndte, die alle Koſten des Austrocknens, Kälkens u. ſ. w. mehr denn erſetzt. Hierauf erhält man mehrere Jahre nach einander ohne die geringſte Abnahme eine Reihe eben ſo ergiebiger Korneinſchnitte. Ja wenn man etwa einmal in ſechs oder ſieben Jahren neuen Kalk hinaufbrächte, um die Verweſung und darauf folgende Auflöſung der Kohle zu beſchleunigen, ſo würde ein ſolcher Boden, da er gänzlich aus der Kohle, dem Hauptnutriment der Pflanzen beſteht, kaum zu erſchöpfen ſeyn, und dieſe Moorländer, die man ſonſt für die unfruchtbaren und undankbarſten von allen hielt, würden ergiebiger und einträglicher werden, als alle andere. Die Vegetation iſt bekanntlich nichts anders als die Verwandlung der Kohle, des Waſſerſtoffs und Sauerſtoffs in Bäume und Pflanzen durch das Mittel der vegetabiliſchen Organiſation und Irritabilität; daß alſo die Vegetabilien nur mit einem gehörigen Vorrath auflösbaren Kohlenſtoffs verſorgt werden dürfen, um zu gedeihen; und daß das große Geſchäft des Ackerbaues ſich am Ende in zwey Puncten concentrire,

1) daß die Pflanzen mit dem gehörigen Nutriment versorgt,

2) daß dieß Nutriment in gehöriger Menge herbeygeschafft werde.

Ersteres geschieht durch die Anwendung der Dungarten, deren Grundbestandtheile Kohle und Wasser sind; letzteres hängt von dem Boden ab, worinn die Pflanzen wachsen, indem selbiger so beschaffen seyn muß, daß er das Nutriment in gehöriger Menge zuführen kann.

Die Verdichtung des Sumpflandes durch das Abgraben und Ueberkalken geschieht so schleunig und so vollkommen, daß nach Herrn Smith's Versuchen derselbe Boden, der vor der Verbesserung keinen Hund tragen konnte, schon im zweyten, allezeit aber im dritten Jahr durch Pferde gepflügt und geeggt, und der Einschnitt auf Wagen hinweggeführt werden kann. Hat man ihn ein halb Dutzend Erndten tragen lassen, so ist die Oberfläche in schöne reiche schwarze Erde verwandelt, die von selbst in das süßeste und üppigste Gras aufschlägt; da denn ein Morgen solches Sumpflandes, das in seinem natürlichen Zustande keinen Pfennig eintrug, nachdem man ihn zur Grasung liegen lassen, fünf und zwanzig bis dreißig Sh. abwirft. Das Land ist jetzt so fest, daß das Vieh darauf weiden kann, ohne es zu durchbrechen oder zu zerstampfen. Auch kann, da im Grunde zu viel vegetabilische Erde in diesen neuen Ländern vorhanden zu seyn pflegt, ein Theil davon mit Kalk vermischt auf andere Grundstücke gebracht werden, wo es alle Dienste des vortrefflichsten Düngers leisten wird.

Kartoffeln, auf Moorgrund gebaut, sollen weit fehlerfreyer, auch zum Weiterpflanzen viel tauglicher seyn,

als alle andere. In Irland, wo man ſich auf den Kartoffelbau ſehr gut verſteht, pflanzt man ſie gemeiniglich in Sümpfen und Mooren.

Das Abzapfen und Verbeſſern des Trafford Moor bey Mancheſter, ein ſehr groſſes Unternehmen, iſt ſeit einigen Jahren von den Herren Wakefield und Roscoe zu Liverpool mit dem beſten Erfolg betrieben worden. Nach dem Abzapfen wird Mergel auf die Oberfläche geſtreut, der die Auflöſung der Kohle mittelſt der in ihm enthaltenen Kalkerde befördert; da denn der Thon das ſeinige beytragen muß, die Oberfläche zu verdichten. Die Bearbeitung dieſes Moores beweiſt augenſcheinlich, daß es nicht nöthig ſey, die vegetabiliſche Decke hinwegzuſchwemmen, um zu einer Oberfläche von Thon, die gerade unter allen Erdarten zur Vegetation am wenigſten taugt, zu gelangen.

Acht Meilen ohngefähr von Stirling, und zwey Meilen etwa jenſeit Drummond Blair, kamen wir zum Dorfe Doune, wo wir über den Teath gingen. Von der Brücke zeigte ſich uns eine ſehr ſchöne Anſicht der Ruinen von Doun Caſtle, das auf einer Art Halbinſel am Zuſammenfluſſe des Teath und Ardoch angenehm belegen iſt.

Das Caſtell iſt ein groſſes viereckigtes Gebäude geweſen mit vierzig Fuß hoher und zehn Fuß dicken Mauren. Was vom Thurm an der Nordoſtecke noch ſtehet, iſt ohngefähr achtzig Fuß hoch. Die nordweſtliche Ecke des Caſtells ſcheint die Familienwohnung geweſen zu ſeyn. Die ſtarke Mauer ſchließt ein Viereck ein, wovon jede Seite ſechs und neunzig Fuß mißt. Das groſſe Thor ſteht im Norden, und die eiſernen Thorflügel und Riegel

sind noch ganz. Im Erdgeschoß zu beyden Seiten des Einganges sind Zellen, die wahrscheinlich zu Gefängnissen dienten. So wie man in das Viereck tritt, sieht man zwey von außen angebrachte Treppen, deren eine in den Thurm führt, die andre aber in den Theil des Gebäudes, den die Familie bewohnte. Letztere führt auf einen geräumigen Gang, welcher die Küche von dem großen Saale scheidet; der Saal ist 63 Fuß lang und 24 breit; der Küchenheerd erstreckt sich, von einem starken Bogen gestützt, von einer Wand bis zur andern, ein Denkmal der Hospitalität der Zeiten. In der That hat dieser Theil des Gebäudes durchweg ein Gepräge von Pracht und Größe.

Die östliche Treppe führet zu den Zimmern im Thurm; das erste ist ein geräumiger Saal mit einem großen Heerd; dieser Saal hängt mit der großen Halle in der nordwestlichen Ecke zusammen, und scheint der Familie zum Speisezimmer gedient zu haben. In den obern Geschossen sind noch mehrere große Zimmer. Aus der südöstlichen Ecke des vermeintlichen Speisesaals geht eine enge steinerne Treppe hinunter in einen unterirdischen Gang, der in einen Keller oder Kerker endigt, worinn kein ander Licht hineinfällt, als mittelst eines kleinen viereckten in der Decke angebrachten Lochs, wodurch den unglücklichen Gefangnen die nothdürftige Luft zugeführt, und ihr armseliger Unterhalt gereicht wurde.

Wann ehe das Castell gebaut worden, darüber giebt es keine befriedigende Data. Die Bauart verräth ein sehr hohes Alter. Da es der Familiensitz des Grafen von Monteath war, so ist es wahrscheinlich in den Zeiten, wo diese mächtige Familie Theil an der Regierung

hatte, erbauet worden: und da die Grafschaften Fife und Monteath getrennt waren, bis sie in der Person Roberts, des Sohns König Roberts II., vereinigt wurden, so ist mit Grunde zu vermuthen, daß dieß prächtige Gebäude von einem Grafen von Monteath noch vor der Regierung dieses Fürsten errichtet wurde.

Folgende historische Skize ist aus dem statistischen Bericht von diesem Kirchspiel genommen.

Walter Cummin ward im Jahr 1037 von Malcolm III. zum ersten Grafen von Monteath, nachmals aber auch zum Lord Groß-Statthalter (High Steward) von Schottland ernannt. Walter war ein Enkel Banchos, der von Macbeth ermordet wurde; da es ihm nun gelang, mit dem Beystand Macduffs, ehemaligen Thäne, damaligen Grafen von Fife, eine Empörung gegen König Malcolm zu dämpfen, und deren Rädelsführer zu tödten, so wurde ihm von dem dankbaren König jene hohe Würde ertheilt.

Thane hießen in den alten Zeiten die Beamten, welche in jedem District des Königs Einkünfte sammeln, und die Gerechtigkeit handhaben mußten; der Vorgesetzte aller übrigen hieß der Abthane. Als nun Malcolm statt des Thane-Titels den Grafentitel einführte, trat der Lord Groß-Statthalter an die Stelle des Abthane.

Von Walter, den High Steward, stammte die Familie der Stuarte ab, die so lange über Schottland regierte; wiewol es nun ohne Zweifel schon vor Walters Zeit Thanes von Monteath gegeben hat, so läßt die dem Walter ertheilte hohe Würde doch vermuthen, daß das prächtige Schloß Doune zu seiner Zeit angefangen und vielleicht geendigt wurde. Auch dieß spricht für diese Mei-

nung, daß Malcolm vier Söhne hatte, Duncan II., Edgar, Alexander I. und David I., welche nacheinander während eines Zeitraums von 87 Jahren über Schottland regierten, die Künste des Friedens aufmunterten, und zu einem so weitläuftigen Gebäude, wie das Schloß Donne ist, die erforderliche Muße hatten.

Die Ueberlieferung meldet indessen, daß das Schloß Donne von Murdac, Herzog von Albany, und Grafen von Monteath und Fife erbaut sey. So sehr wir aber auch geneigt sind, örtlichen Sagen Glauben beyzumessen, so lassen die unglücklichen Schicksale dieses Edlen doch kaum erwarten, daß es ihm möglich gewesen, ein solches Gebäude aufzuführen. Zwar war die Macht eines solchen Herrn in jenen Zeiten sehr groß, und da seine Vasallen allezeit auf den Wink bereit standen, so kostete es ihm eben keine gar übermäßige Anstrengung, ein Gebäude in kurzer Zeit zu Stande zu bringen. Allein ein Bau wie der vom Castle Donne erforderte mehrere Jahre.

Murdac war der Sohn Roberts, des Sohns Robert II., Königs von Schottland. Robert wurde 1370 zum Grafen Monteath, und 1398 zum Herzog von Albany ernannt. 1406 succedirte er seinem Bruder Robert III. in der Regierung und herrschte funfzehn Jahre.

1401 ward Murdac in der Schlacht bey Hemelden von den Engländern gefangen genommen, und so lange gefangen gehalten, bis er 1411 gegen Percy ausgetauscht wurde. Am dritten Sept. 1420 succedirte er seinem Vater; da er aber eines trägen Temperaments war, und kaum sein Hauswesen in Ordnung zu halten taugte, sah er sich genöthigt, nach vier Jahren die Regierung niederzulegen. Es ist daher nicht wahrscheinlich,

daß er Zeit und Thätigkeit genug gehabt habe, den Bau von Doune Caſtle zu unternehmen oder auszuführen.

Murdac's Unfälle hatten hiemit noch kein Ende. Bald nachdem er der Regierung entſagt hatte, wurden er, ſeine beyden Söhne Walter und Alexander und ſein Schwiegervater, Graf Duncan von Lenox, des Hochverraths beſchuldigt, und zu Stirling gefangen geſetzt. Murdac ward zwiſchen Doune und Dumblane bey einem kleinen Bach ergriffen, der noch jetzt Murdac's Furth heißt.

Im Sommer 1423 wurden die Gefangenen verhört, verurtheilt, und auf einem der Govanehügel nordwärts von Stirling Caſtle enthauptet. Ihre Richter waren grauſam genug, der Gattin des Murdac, Iſabella, die von Doune Caſtle auf das Schloß Tonthallan in Lothian gebracht war, die Köpfe ihres Vaters, ihres Gatten und ihrer beyden Söhne ins Gefängniß zu ſchicken, ob etwa im Ausbruch des Schmerzes das Geheimniß der vermutheten Verſchwörung ihr entſchlüpfen würde. Allein ſie hatte Faſſung genug, weiter nichts zu antworten, als folgendes: Wenn die Verbrechen, die man ihnen vorwirft, gegründet ſind, ſo hat der König recht gethan, und dem Geſetz gemäß gehandelt. Murdac, ſeine Gattin und beyden Söhne wurden auf einer kleinen Inſel im See Monteath beerdigt.

Während dieſer traurigen Vorfälle wurden die Schlöſſer Doune und Falkland vom König eingezogen, und blieben bey der Krone bis zum Jahr 1502, wo Margaretha, die Tochter Heinrichs des VII., Königs von England, an Jacob IV. von Schottland vermählt

wurde, und das Schloß Doune nebſt gewiſſen Ländereien in Monteath zum Wittwenſitze erhielt. Nach Jacobs IV. Tode heirathete Margaretha Heinrich, Lord Methven, einen Abkömmling des unglücklichen Murdac. Dieß geſchah 1528, und gleich darauf belehnte die Königin mit Einwilligung ihres Sohnes Jacob V. und ihres Gatten Lord Methven den Jacob Stuart, einen jüngern Bruder ihres Gemahls und Ahnherrn der Familie Moray, mit der Hut des Schloſſes Doune auf Lebenszeit, welches Recht nachmals von Jacob V. auf ſeine Erben beſtätigt wurde. Da nun dieſes Amt vorhin von der Familie Edmunſtone von Duntreath war bekleidet worden, ſo entſtand daraus eine heftige Fehde zwiſchen beyden Familien, welche ſich nach damaliger Weiſe damit endigte, daß James Stewart durch Edmunſtone meuchlings ermordet wurde. Aber James, des vorigen Sohn, behauptete ſich im Beſitze des Schloſſes, und ward 1581 zum Lord Doune creirt. Seitdem iſt das Schloß beſtändig im Beſitze der Familie Moray geblieben.

Das Dorf Doune iſt nicht groß, aber wohlhabend und anmuthig gelegen. Was zu ſeiner Aufnahme hauptſächlich beygetragen, iſt die Einführung der Wollenmanufactur. Eine weitläuftige Fabrik, die Adelphi-Fabrik genannt, ward vor wenig Jahren von einigen patriotiſchen und unternehmenden Brüdern, am ſüdlichen Ufer des Teath, ein wenig weſtwärts von Doune, zum Spinnen des Baumwollengarns errichtet. Die Anſtalt beſchäftigt ohngefähr 700 Perſonen, zu deren Behuf alle verfallene Häuſer zu Doun ausgebeſſert oder wieder aufgebaut ſind. Herr Murdoch von Gortincaber hat

ebenfalls am südlichen Ufer des Teath eine Reihe Häuser, deren jedes mit einem Garten versehen ist, angelegt. Diese sogenannte Neustadt Doune wird hauptsächlich von Familien bewohnt, die in den Baumwollenfabriken arbeiten. Die Leute werden nach der Menge und Güte ihrer Arbeit bezahlt, welches sie sowol fleißig als geschickt macht; manche verdienen die Woche gegen zwey Guineen.

Seit einiger Zeit sind die Douner Schieferdecker so berühmt gewesen, daß sie in der ganzen Gegend, und selbst nach Glasgow und dessen Nähe verschrieben werden, wo man oft über ganze neue Häuser mit ihnen contrahirt. Den Sommer über arbeiten diese Leute in den Städten und Flecken. Die Fleißigsten lernen nebenher noch irgend ein andres Gewerbe, das Schuhmachen, Weben u. s. w., womit sie sich beschäftigen, so lange die Jahrszeit das Decken nicht erlaubt.

Auch eine berühmte Pistolenfabrik hat lange Zeit zu Doune bestanden. Es ward diese Kunst hier 1646 durch Thomas Cadell eingeführt, und zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß seine Pistolen alle andre in Britannien an Sicherheit, Stärke und Schönheit der Arbeit übertrafen. Er unterrichtete seine Kinder und mehrere Lehrlinge, die das Geschäft mit großem Ruhm fortführten. So lange die alte Tracht herrschte, war viel Nachfrage nach den Douner Pistolen; die Edlen des Landes pflegten sie sogar auswärtigen Fürsten zum Geschenk zu senden. Der Preis war von vier bis zu vier und zwanzig Guineen das Paar. Neuerdings ist das Gewerbe in Verfall gekommen; nur ein einzelner Mann giebt sich noch damit ab, mit dessen Tode es wahrscheinlich ganz auslöschen wird.

Von Doune reiſten wir acht Meilen weit nach Callendar, wo wir des Abends noch frühe genug anlangten, um alles Merkwürdige des Orts in Augenſchein zu nehmen. Es iſt ein beträchtliches Dorf, das an beyden Seiten des Teath nach einem regelmäſſigen Plan erbaut wurde; die Häuſer ſind im Durchſchnitt gut und mit Schiefern gedeckt. Mit Einſchluß der Soldatencolonie, (einer Reihe Häuſer, die nach dem Pariſer Frieden 1763 von der Regierung für penſionirte Soldaten erbaut wurde,) beträgt die Zahl der Familien 190, was, die Familie zu 5 Köpfen gerechnet, eine Bevölkerung von 950 Seelen giebt; man kann aber mit Sicherheit volle tauſend annehmen, was eher noch zu wenig als zu viel ſeyn dürfte. Auch dieſes Dorf hat ſeit der Einführung der Baumwollenmanufacturen beträchtlich zugenommen. Gegen hundert Weberſtühle beſchäftigen ſich zu Callendar, und in dem benachbarten Dorf Kilmahog mit der Muſſelinweberey, und gegen hundert Mädchen mit der Tambournätherey.

Die Kirche ſteht an der Einen Seite eines offenen Platzes ohngefähr mitten im Dorf; ſie hat ein rundes Dach, mit einem Thurm auf dem Pediment, der dem Ort zu keiner geringen Zierde gereicht. Im Norden des Dorfs thürmt ſich ein erſtaunlich hoher Fels, der deſſen pittoreskes Anſehn vermehren hilft; der Fels iſt überall, wo nur etwas Erde war, mit Holz bewachſen. Es iſt eine einzige Maſſe Puddingſtein, der aus runden in braune Lava eingeſenkten Kieſeln beſteht; er gleichet ſehr den Felſen bey Oban, und hat ohne Zweifel einen ähnlichen Urſprung.

Da wir am folgenden Morgen den Loch Catha-

rine beſuchen wollten, ſo riethen uns die Leute im Gaſthof, einen Wegweiſer mitzunehmen, deſſen wir gar wohl hätten entübrigt ſeyn können, indem der Weg dahin überall nicht ſchwer zu finden iſt.

XIII.

Perlenfiſcherey im Teath. See Lochvanacheir. See Lochachray. Die Trofachs, eine äuſerſt wilde Bergreihe. Schöne Umlage der Catharine. Loch Monteath. Drollige Hechtfiſcherey. Kintry, ein ſchönes Manufacturdorf. Die Campſieberge. Das Dorf Campſie. Blühende Baumwollenmanufactur. Erſtaunenswürdige Aufnahme des Landes und Wohlſtandes der Einwohner ſeit der Einführung der Manufacturen.

Aug. 11. Frühe um ſieben Uhr brachen wir von Callendar auf; noch immer lief der Weg längſt dem Ufer des Teath hin, wir paſſirten das kleine Dorf Kilmahog, und ſahen das Haus des Eigners, John Hamilton Buchannan, Eſquire, rechter Hand auf einer Anhöhe angenehm liegen. Wir gingen hier über den Teath *), ritten nun am Fuß des erhabnen Benla-

*) In dieſem Fluſſe, beſonders um Callendar herum, giebt es perlenführende Muſcheln, deren Fiſcherey anfangs ſo einträglich war, daß manche Landleute des Jahrs gegen 100 Pf. damit verdienten. Der Vorrath war jedoch bald erſchöpft, und wird ſo ſchnell nicht wieder erſetzet werden, indem nur die al-

di *) hin, und gelangten zum Lochvanachoir **), aus welchem der Teath hervortritt, der jedoch eigentlich im Loch Catharine entspringt.

ter Muscheln, die wie ein Halbmond gekrümmt sind, und gewisse Veränderungen erlitten haben, Perlen von Werth erzeugen. Faujas de St. Fond sagt, daß man nur dann Perlen zu finden hoffen dürfe, wenn die Muschel von Würmern oder durch andre Zufälle durchbohrt worden, da dann der Perlensaft ausschwitze, und die Perlenknospe bilde; wenn hingegen die Muschel weder Höhlungen noch Löcher enthalte, vielmehr überall glatt und eben sey, so würden keine Perlen darinn gefunden, daß also die Bildung dieses schönen animalischen Produktes eine bloße Extravasation des Perlensaftes in Folge einer Verletzung sey, dergleichen denn daher auch durch die Kunst hervorgebracht werden könne.

Die Muscheln werden mittelst eines langen Schaftes gefischt, der in zwey eiserne Löffel, nach Art einer Zange ausläuft; da die Stiele der Löffel lang und elastisch sind, so schließen sie aufs genaueste zusammen, öffnen sich aber beim leisesten Druck. Mit einem solchen Speer watet der Perlenfischer bis an das Kinn ins Wasser, tastet mit den Füßen nach den im Schlamm oder Sande feststeckenden Muscheln, reißt sie mit der Zange seines Speers heraus, und wirft sie verkehrt in ein Netz, das ihm um den Hals hangt. Ist sein Netz voll, so watet er wieder ans Land, und untersucht seinen Fang.

*) Der Berlady ist zwey Fuß über die Oberfläche des Meeres erhaben. Sein Name ist so viel als Ben-le-Dia, d. i. Gottes Berg. Der Ueberlieferung zufolge versammelten sich zur Zeit des Druidendienstes die Einwohner der umliegenden Gegenden aus einer großen Ferne alljährlich um das Sommersolstitium auf seinem Gipfel, um die Gottheit anzubeten. Diese gottesdienstlichen Versammlungen dauerten drey Tage.

**) Loch-van-a-choir, bedeutet den See des weißen oder schönen Thales.

Lochvanachoir iſt ohngefähr vier Meilen lang, und im Durchſchnitt nicht über Eine breit. Seine Ufer ſind ſehr angenehm, mit Holz bedeckt, und laufen in ſanften Abhängen in das Waſſer hinunter.

Wir hatten dieſen See nicht ſobald verlaſſen, als wir ſchon wieder an einen andern, aber kleinern, Lochachray *) genannt, gelangten. Er iſt ohngefähr anderthalb Meilen lang, und nicht über eine halbe Meile breit, ſeine Ufer ſind beholzt und angenehm. Um das obere Ende des Sees wird die Landſchaft kühner und auffallender.

Denn ſchon hatten wir die Troſachs **) im Geſicht, eine Reihe rauher, ſchroffer und äußerſt zerriſſener Berge. Jenſeits ihrer thürmt ſich der Benvenu, der ſich von den Troſachs durch nichts als durch die Größe unterſcheidet.

Sobald wir den Lochachray hinter uns hatten, betraten wir die Troſachs ſelber, zwiſchen welchen die Straße ſich mühſam hinwand. Die Landſchaft iſt hier im höchſten Grade wild und romantiſch; ſchroffe Felſen von mancherley Form verengern die Straße, und hängen hin und wieder drohend darüber her; dieſe Felſen ſind mit Heyde beynahe bedeckt, und bis zum Gipfel mit Thränenweiden geſchmückt. Immer wilder und ſchauer-

*) Lochachray, eigentlich Loch-a-chrayn, d. i. See des Andachtfeldes. Es ſollen nämlich auch in dieſer Gegend die Druiden angebetet haben, und es werden gewiſſe Ruinen in der Nähe für Ueberbleibſel eines Tempels ausgegeben.

**) Troſachs, oder Droſachs bedeutet einen rauhen unebnen Boden.

licher wird die Gegend; schon glaubt man ein zweytes, niewol verjüngtes Glencoe um sich zu sehen; doch sind die Berge, zwar kleiner, aber stickeler; auch giebt die Heyde und das Birkenholz, womit sie bewachsen sind, ihnen einen andern Charakter.

Die Trosachs bestehn aus Thonschiefer, und sind hie und da mit Quarzadern durchsprengt. Die Strata stehen zum Theil lothrecht auf dem Horizont, alle andre in einer gelehnten Stellung; ein Beweis, daß irgend eine gewaltsame Convulsion diese schwerfälligen Massen aus ihrer ursprünglichen Lage gerückt habe. Einige vermuthen, sie seyn aus den Seiten der angränzenden Berge herausgerissen worden, was jedoch der äussere Anschein nicht zu bestätigen scheint.

Nachdem wir uns gegen dreyviertel Meilen zwischen diesen Trümmern einer frühern Welt hindurch gewunden hatten, erblickten wir den unteren Theil des Loch Catharine, über dessen glatten Spiegel diese wilden Berge jetzt in Gestalt kühner Vorgebirge, dann als so viel felsichte Eylande hervortreten. Je weiter wir das nördliche Ufer des Sees hinaufritten, je erhabner ward seine Umlage. Der Weg ist hier mit grosser Arbeit zum Theil aus dem dichten Felsen herausgehauen worden; kann jedoch nicht befahren, ja mit Sicherheit kaum zu Pferde bereiset werden. Noch einmal wandten wir hier uns nach den Trosachs um, und weideten uns an der grossen Aussicht. Felsige Inseln stiegen aus dem See hervor; im Hintergrunde hob der Benvenu, dessen niedere Gegenden bebolzt sind, den schroffen Scheitel in die Wolken.

Im Westen ist die Aussicht nicht minder schön; der See wird hier von alpenartigen Höhen umgränzt, die,

durch die Ferne gemildert, in einem schönen Dunkelblau daliegen.

Der Loch Catharine ist ohngefähr zehn Meilen lang, aber nicht viel breiter, als eine; fehlt ihm gleich die Anmuth mancher andern Seen, so ist dafür seine Umlage desto romantischer und gröſser.

Am Ende des Sees hat Frau Drummond von Perth einige Hutten von Flechtwerk errichten lassen, wo der Reisende, der diese wilde Natur beschauen will, bey böſem Wetter eine Zuflucht finden, und mit den Erfrischungen, die er etwa von Callendar mitgebracht hat, sich stärken kann.

Von dem Holze, womit die Ufer des Loch Catharine bewachsen sind, wird jährlich ein Theil gehauen und zu Kohlen verbrannt; die Kohlen werden zu Boote bis an das Ende des Sees, von dort aber mit der Achse nach der Eisengieſserey zu Carron transportirt. Die Circea alpina (Hexenkraut) wächst in groſser Menge am Ufer des Sees; die Kiesel, so man am Ufer findet, sind meistens Thon- und Glimmerschiefer und etwas Quarz.

Lochvanachoir ist reich an Lachsen und Forellen, Lochacray an Hechten, welche denn das Gedeihen andrer Fische in ihrer Nähe hindern. Im Loch Catharine sind Forellen; Lachse aber und Hechte werden durch einen Fall in der Mündung des Sees gehindert, hineinzutreten.

Diese drey Seen sind bloſse Erweiterungen des schönen Teathflusses, von dem man sagen kann, daſs er im Loch Catharine entspringe, oder richtiger in den zahlreichen Strömen, die von dessen steilen und schroffen Ufern in den See hinunterfallen.

Nachdem wir um den Loch Catharine herum alles

Merkwürdige gesehen hatten, kehrten wir des nämlichen Weges nach Callendar zurück; und da wir je eher je lieber zu Glasgow anzulangen wünschten, so schlugen wir nach Mitternacht den Kreuzweg nach Fintry ein, das sechszehn Meilen daron liegt. Ohngefähr 6 Meilen von Callendar kamen wir zum Loch Monteath, einem anmuthigen kleinen See, der ohngefähr fünf Meilen im Umfang hat, und mit zwey kleinen waldigen Eylanden verziert ist. Auf dem größern sieht man die Ruinen eines Klosters, und auf dem kleinern die Ueberbleibsel eines alten Wohnsitzes der einst mächtigen Grafen von Monteath, deren gewöhnliche Residenz, wie oben erwähnt worden, das Schloß Doune war.

Dieser See ist reich an Barschen und Hechten, welche letztere sehr groß sind. Ehemals ging hier eine sonderbare Art, diese Fische zu fangen, im Schwange. Die Pächter, welche die Ufer des Sees inne hatten, brachten eine Anzahl Gänse zusammen. Diesen wurden zwey bis drey Fuß lange Schnüre, mit Ködern versehen, an die Beine gebunden, worauf man sie ins Wasser trieb. Jede steuerte nun des nächsten Wegs nach ihrer Heymat zu, und es dauerte nicht lange, so war der Köder verschluckt. Jetzt erfolgte ein heftiger, oft langwieriger Kampf, worinnen jedoch die Gans zuletzt die Oberhand behielt, obgleich manche äußerst entkräftet und erschöpft am Ufer anlangten. Es leben noch Leute, welche in ihrer Jugend diesem lustigen Fang beygewohnt und daran geholfen haben.

Funfzehn Meilen ohngefähr von Callendar setzten wir über den Endrick, der in den Loch-Lomond fällt, und kamen bald darauf nach Fintry, einem wohlhaben-

den Dorf, oder vielmehr zwey Dörfern, indem zum Behuf der Arbeiter an den neueingeführten Baumwollenmanufacturen eine ganz neue Ortschaft in einiger Entfernung von der alten angelegt wurde. Die Häuser stehen alle an Einer Seite der Landstraße in Einer Reihe, und sind nach einem regelmäßigen Plan erbaut, indem ein jedes aus zwey Stockwerken ohne die Dachkammern besteht. Die Lage ist anmuthig und trocken. Jedes Haus hat seinen Garten jenseits der Landstraße grade vor sich auf den abschüssigen Ufern des Endrick.

An der andern Seite des Endrick liegt eine große Baumwollenmühle, 136 Fuß lang, und 40 breit, die gegen 1000 Hände beschäftigt.

In einer kleinen Entfernung vom Dorf, am Ende des Hügels Fintry, sieht man die obenerwähnte Reihe Basaltpfeiler.

Tags darauf (August 12.) verließen wir Fintry frühe Morgens und durchkreuzten die hohe Bergreihe, Campsie Fells genannt, bis zum Dorf Campsie, das acht Meilen von Fintry liegt. Diese Berge tragen Spuren eines vulcanischen Ursprungs; man sieht in mehrern Gegenden rohe Basaltpfeiler; auch findet man zuweilen schöne Achate, Chalcedone aber in Menge.

Der höchste Rücken der Campsieberge ist 1500 Fuß über dem Meer, und 1200 über ihrer Grundfläche erhaben. Die Berge haben ein finstres, wildes Ansehn; als wir aber den Gipfel gewonnen hatten, lag das Thal Campsie desto lachender vor uns.

So augenscheinlich auch manche Gegenden dieses Gebirges einen vulcanischen Ursprung verrathen, so sind doch andere Gegenden desselben wahre Flötz; doch nein

gen die Strata ſich recht ſehr; ja es ſtehen manche da von ſogar ſenkrecht auf dem Horizont, daß ſie alſo durch die Gewalt eines unterirdiſchen Feuers aus der waſſerrechten Lage verrückt ſeyn müſſen. Die Flötze ſind reich an Kohlen, Kalk, Grit, Eiſenſtein, Thon und Mergel. In einer Gegend liegen wenigſtens zwölf Lagen von verſchiedner Dicke übereinander, und zwar durch eben ſo viele Schichten von Thonſchiefer geſchieden, daß alſo dieſe beyden Subſtanzen ſonderbarer Weiſe eins ums andre hier abgeſetzt ſeyn müſſen.

Obgleich an mehrern Orten Spuren von Kupfer zu finden ſind, ſo hat man doch bis jetzt nicht verſucht, irgend einer Ader dieſes Metalls auf die Spur zu kommen. Vor einigen Jahren, als die neue Straße über die Berge angelegt wurde, wurden einige Adern durchſchnitten, welche Kawk, oder Schwerſpath, mit ſchönen Kalkcryſtallen und einigen Kalkflüſſen, dergleichen man gemeiniglich in den Bleyminen findet, enthielten; es haben auch erfahrne Bergwerkverſtändige erklärt, daß offenbare Spuren von Bley in dieſen Hügeln zu finden ſeyn; allein man hat nicht verſucht, ſie zu verfolgen.

Campſie beſteht ſo wie Fintry aus zwey Dörfern; das Neue, das ſehr ſchnell zunimmt, iſt ſeit der Einführung der Baumwollenmanufacturen angelegt worden. Mehrere Zweige dieſer Manufactur werden mit großem Eifer betrieben; auch hier iſt eine weitläuftige Baumwollenmühle. Wirklich beſitzt Campſie viele Vortheile, die ein Fabrikant nicht füglich entbehren kann; der Boden iſt von Natur trocken, doch fehlt es nicht an Waſſerſtrömen zum Bleichen und Treiben der Maſchinen; der Kalk- und Kohlenvorrath kann für unerſchöpflich gel-

ten, und durchweg iſt das Land mit guten Heerſtraßen durchſchnitten. Glasgow endlich, das neun Meilen davon liegt, gewährt einen immer offnen Markt zum Abſatz der Land- und Fabrikproducte.

Vergleicht man die jetzige Lage der Einwohner dieſer Gegend mit derjenigen, darinn ſie ſich zu Anfang und in der Mitte des abgewichnen Jahrhunderts befanden, ſo zeigt ſich eine erſtaunenswürdige Verbeſſerung. Folgende authentiſche Tabelle, welche die wichtigſten ökonomiſchen Thatſachen aus vier verſchiedenen Perioden des vergangenen Jahrhunderts darlegt, gilt nicht bloß von Campſie, wo ſie aufgeſetzt wurde, ſondern auch von Finnetry, Callendar, Doune, Aberfeldie und allen andern Orten, an welchen Manufacturen eingeführt wurden.

Jahr 1714.

1) Nur drey Kühe wurden im ganzen Kirchſpiel zur Winterprovision geſchlachtet, abgerechnet freilich, was die Vornehmern einſchlachten mochten.

2) Ein männlicher Dienſtbothe erhielt aufs halbe Jahr 9 Pf. Schottiſch, oder 15 Sh. Sterling Lohn; die beſten bekamen wohl 12 Pf. Schottiſch, oder 1 Pf. Sterling. Ein Dienſtmädchen erhielt 6 Pf. Schottiſch oder 10 Sh. aufs halbe Jahr.

3) Im ganzen Kirchſpiel ward kein Weizenbrod gegeſſen.

4) Keine Befriedigungen waren vorhanden, außer um die Gärten und Gehölze der Vornehmeren.

5) Kein Wagen noch Chaiſe; die Vornehmen ritten zur Kirche.

6) Lauter breite Pflüge mit neben einander geſchirrten Pferden.

7) Die Männer trugen Mützen und Plaids, mit Westen und Strümpfen von gleichem Zeuge. Die Vornehmen allein trugen Englische Tücher.

Jahr 1744.

1) Wohlhabendere Pächter traten zusammen, und schlachteten gemeinschaftlich eine Kuh für den Winter ein, eine fette Kuh galt noch nicht mehr als 33 bis 40 Sh.

2) Chaisen waren noch nicht vorhanden; wohl aber einige wenige Karren, die aber bloß gebraucht wurden, um den Dung im Frühling auszufahren; die Räder waren nicht mit Eisen beschlagen, und sobald der Dung abgefahren war, wurden die hölzernen Räder abgenommen und bis zum nächsten Frühling verwahrt.

3) Es gab ohngefähr fünf oder sechs Befriedigungen im Kirchspiel, die denn freilich so tüchtig verfertigt waren, daß sie noch heut und diesen Tag ganz und unverletzt dastehen.

4) Weizenbrod und Englisch Tuch war noch immer nicht gebräuchlich.

5) Das Knechtlohn betrug von 30 Sh. bis zu 2 Pf. aufs halbe Jahr, wozu noch ein Paar Strümpfe und ein Paar Schuhe kamen; das Mägdelohn von 15 Sh. bis zu einem Pf. Sterling.

6) Kartoffeln, Möhren, Rüben waren noch unbekannt; etwas Kohl war alles, was die Leute in ihren Gärten pflanzten.

Jahr 1759.

1) Es waren gegen zwanzig Wagen mit beschlagenen Rädern im Kirchspiel.

2) Noch war der breite Pflug gebräuchlich, doch wurden die Pferde schon je zwey und zwey neben einan-

der geſchieret. Weder für die Mühlen noch Scheuren waren Siebe vorhanden, ſondern der Landmann mußte ſein Korn im Felde worfeln.

3) Der Knecht bekam 30 Sh. bis 3 Pf. Sterling aufs halbe Jahr; die Magd 23 bis 30 Sh.

4) Es waren zwey Chaiſen im Kirchſpiel; rechtliche Leute fingen an, gelegentlich Engliſche Zeuge zu tragen, geſtrickte Strümpfe und Schnallen in den Schuhen.

5) Kartoffeln wurden wenige und aufs Gerathewohl gepflanzt.

6) Anſtändige Pächter hielten für nöthig, etwas fettes Rindfleiſch, oder ein paar Schaafe zur Winterprovision einzuſalzen.

7 Durch die Contracte, welche die Hauswirth um dieſe Zeit von den Grundeignern zu erhalten pflegten, waren jene verbunden, ein und andres Grundſtück einzufriedigen; Gräſereien wurden noch nicht geſäet; auch weidete das Vieh den Winter über durch einander.

8) Schlaguhren gab es nur in den Häuſern der Vornehmen.

Jahr 1794.

1) Gegen zwey hundert Wagen, zu allen Arten von Fuhren eingerichtet, waren im Kirchſpiel.

2) Unter den Vornehmen gab es vier Poſtchaiſen, drey Kutſchen und eine zweyrädrige Chaiſe.

3) Ein Knecht bekam zwiſchen fünf und ſechs Pf. aufs halbe Jahr; eine Magd zwey bis drey Pf.

4) Kartoffeln werden wenigſtens während der Hälfte des Jahres von allen Volksklaſſen genoſſen.

5) Weizenbrod wird allgemein gegeſſen; zu Campſie ſind zwey eigne Becker; auch wird jährlich für einige

hundert Pf. Weizenbrod aus Kirkintilloch und Glasgow eingeführt.

6) Gegen 300 fette Kühe werden jährlich um Martini zur Winterprovision geschlachtet. Mehrere zu Campsie wohnhafte Fleischhauer schlachten das ganze Jahr durch Hammel, Rinder und Lämmer.

7) Jeder junge Kerl kleidet sich in Englisch Tuch, trägt modische Westen und garnene oder baumwollene Strümpfe; jede Dirne trägt Baumwollenzeug, schwarzseidne Ueberwürfe und modische Mützen.

8) Branntewein wird in den 17 öffentlichen Häusern des Kirchspiels in großer Menge verbraucht, eine Gesellschaft Tagelöhner und Lehrlinge sind im Stande, in einer einzigen Nacht vier bis fünf Pfund zu vertrinken.

9) Jedes rechtlichen Einwohners Wohnung enthält wenigstens eine Küche und eine Stube. Meistens sind zwey Stuben darinn mit getäfelten Decken, gedielten Fußböden und hübschen Glasfenstern. Schwerlich wird ein Krämer, Handwerker oder Manufacturist sich zu Tische setzen, ohne sein tüchtiges Stück Fleisch vor sich und seine Kanne Bier neben sich zu haben.

XIV.

Ankunft zu Glasgow. Blühender Zuſtand dieſer Stadt. Erſtaunenswürdiger Anwuchs der Häuſerzahl und Volksmenge. Große Theuerung. Ausgebreiteter Handel. Deſſen Beginn und Schickſale. Leinwandmanufactur. Unermeßliche Ausdehnung des Baumwollengewerbes. Lehranſtalten. Die Univerſität. Das Anderſonſche Inſtitut. Ausführliche Beſchreibung deſſelben. Vorleſungen des Verfaſſers. Zweckmäßigkeit und Nachahmungswürdigkeit dieſer gemeinnützigen Lehranſtalt.

Von Campſie reiſeten wir vollends nach Glasgow.

Man wird nicht erwarten, daß ich über dieſe denkwürdige Stadt mich ſo ausführlich verbreiten ſolle, wie über Perth und andre Oerter geſchehn iſt; theils würde dieſes Werk dadurch zu ſehr angeſchwellt werden, theils iſt alles dahin gehörige in dem neuerſchienenen ſehr ſchätzbaren Werke des Herrn Denholm aufs befriedigendſte abgehandelt worden. Folgendes Wenige wird für meinen Zweck genügen.

Schwerlich dürfte in ganz Großbritannien ein Ort vorhanden ſeyn, (die unermeßliche Hauptſtadt ausgenommen, wie ſich von ſelbſt verſteht,) der in Anſehung des ſchnellen Zunehmens an Bevölkerung ſowol als an Wohlhabenheit mit Glasgow verglichen werden könnte. Es werden alljährlich ganze neue Straßen angelegt, und dennoch iſt der Zuſammenfluß der Einwohner ſo groß,

daß man sich nicht ohne die äußersten Schwierigkeiten ein erträgliches Haus verschaffen kann. Eben in dem laufenden Jahr werden, wie ich aus sichern Quellen weiß, nicht weniger denn fünfhundert neue Häuser gebaut. Nun ist es aber in Schottland nicht wie in England, wo in der Regel eine einzige Familie ein ganzes Haus vom Fundament bis zum Giebel bewohnt; sondern so viele Stockwerke ein Haus zählt, so viele Familien wohnen auch darinnen. Rechnet man nun auf jedes Haus nur zwey Familien, (was sicherlich zu wenig ist,) und nimmt an, daß die übrigen Geschosse als Laden und Waarenlager gebraucht werden, so werden diese 500 neuen Häuser nicht weniger denn tausend Familien, und wenn man auf die Familie nur 5 Personen rechnet, nicht weniger denn 5000 Personen fassen. Ohngeachtet aber dieses schnellen Anwachsens der Häuserzahl, zweifle ich doch sehr, daß auch nur ein einziger Stock, laden oder Gewölbe darunter sey, das nicht schon seinen Miethmann hätte; wirklich sind die meisten schon vermiethet gewesen, ehe das Fundament dazu gelegt worden.

In Betracht nun des großen Anwachsens der Bevölkerung seit mehrern Jahren kann die Volksmenge der Stadt und Vorstädte dermalen mit vollem Recht zu 80000 Seelen angeschlagen werden. In Folge der großen Reichthümer, die durch den Handel und die Manufacturen erworben werden, sind mehrere schöne Landsitze umher errichtet worden, welche die Umlage der Stadt sehr verzieren.

Aus der Menge Menschen, die hier aus den Hochlanden, und fast aus jedem Theile Schottlands zusammenströmen, so wie aus der immer zunehmenden Schwie-

rigkeit unterzukommen, läßt ſich abnehmen, daß die Hausmiethe ſehr hoch ſeyn müſſe; wie es denn überhaupt in Glasgow theurer zu leben iſt, als irgend ſonſtwo in den drey Königreichen. Denn da die Gegend nur einen kleinen Theil der erforderlichen Conſumtionsartikel zu liefern vermag, ſo muß das meiſte aus der Ferne herbey geführt werden, wodurch natürlich alles vertheuert wird.

Es giebt einige ſchöne Luſtplätze in der Nähe der Stadt, worunter das ſogenannte Grün, eine ſchöne, im Süden von der Clyde beſpühlte Ebene, der vornehmſte iſt. Der gröſte Theil der ziemlich weitläuftigen Ebene iſt mit Bäumen bepflanzt, in deren Schatten es ſich ſehr angenehm ſpaziert, ſo wie man auch von hieraus mancher ſchönen Anſicht der Stadt und Gegend genießt. Im Vordergrunde fließt die Clyde; hart an ihren Ufern liegt das Hotel der ſogenannten Humanen-Societät, ein nicht großes, aber zierliches Gebäude; weiterhin die Stadt, mit ihren zahlreichen Thürmen und einer prächtigen über den Strom gewölbten Bogenbrücke; den Hintergrund bilden Berge von ſehr mahleriſchen Formen.

Den Handel der Stadt anlangend, ſcheint das erſte Gewerbe der Einwohner das Einſalzen und Verſenden des in der Clyde gefangnen Lachſes geweſen zu ſeyn. Im Lauf des ſiebenzehnten Jahrhunderts hatte der Handel nicht viel zu bedeuten; erſt gegen das Ende deſſelben wagten ſie einige kräftigere Verſuche. Beträchtliche Quantitäten Lachs und Hering wurden nach Frankreich verſandt, und dagegen Salz, Wein und Branntwein von dort wieder eingeführt. Auch mit den Ländern an der Oſtſee fing man an ein freyeres Verkehr zu eröffnen, und holte Holz, Eiſen und andere Waaren von dannen. Eiſen wird

längst schon nicht mehr eingeführt; vielmehr versendet das Land alljährlich eine unermeßliche Menge dieses Metalls in das Ausland.

Durch die Union gewann der Handel und Unternehmungsgeist der Nation einen neuen Schwung; ihr hat Glasgow unstreitig seinen Wohlstand hauptsächlich zu verdanken. Es ist lächerlich, zu behaupten, daß die Union England Vortheil gebracht, Schottland aber geschadet habe. Es ist unwidersprechlich, daß das nördliche Britannien diesem politischen Ereignisse dieselbigen und vielleicht größere Vortheile verdanke, als das Südliche. Vorher waren die Speculationen der Schottischen Kaufleute ungleich enger beschränkt; die Häfen, welche sie besuchen durften, lagen ausschließlich im Osten; das unvermeidliche und gefährliche Umschiffen der Insel hinderte und verzögerte die Aufnahme ihres Handels nicht wenig. Bey der Union hingegen erhielten sie volle Freyheit, nach America und West-Indien zu handeln; sie benutzten diese Befugniß aufs beste; sie eröffneten sofort einen äußerst vortheilhaften Verkehr mit Virginien und Maryland; und da es ihnen selbst an Schiffen fehlte, die diese Meere befahren konnten, so bedienten sie sich dazu Englischer Fahrzeuge aus Whitehaven und andern Häfen. Das erste Glasgowsche Schiff, das das Atlantische Meer durchkreuzte, segelte 1718 aus der Clyde. Dieser Handel ward bald so einträglich, daß er die Eifersucht der ersten Handelsstädte in England erregte.

Seit 1735 fing der Glasgowsche Handel an, durch die Umstände begünstigt, allmählich, jedoch langsam zu steigen. Seit 1750 fingen die Kaufleute an, Factoren nach America zu schicken, und ihre Guter auf Credit aus-

gethan, ſtatt daß ſie ſie ſonſt gegen andre Waaren umgeſetzt hatten. Seit der Zeit vermehrten ihre Geſchäfte ſich gar ſehr, der Americaniſche Handel machte anfangs ſchnelle Fortſchritte, und hatte, grade als der Krieg mit den Colonieen ausbrach, im Jahr 1773 ſeine größte Höhe erreicht. Wie ausgebreitet dieſer Handel geweſen, erhellt daraus, daß von 90000 Oxhöft Taback, die in Britannien eingeführt wurden, Glasgow allein 49000 kommen ließ.

Der Krieg mit America verſetzte dem Glasgowſchen Handel einen ſchweren Stoß. Aller Handelsverkehr ſtockte; und da viele Kaufleute ihr ganzes Vermögen in dieſen Handel geſteckt, und an die Americaner ungeheure Foderungen hatten, ſo wurden viele der beſten Häuſer geſtürzt, und mancher, der heute für reich gelten konnte, war morgen ein Bettler.

Jedoch die einmal rege gewordne Betriebſamkeit war durch dieſe Unfälle nicht zu dämpfen. Die Kaufleute ſahen ſich nach neuen Quellen um; manche hengen an, nach Weſt-Indien und dem feſten Lande von Europa zu handeln. Jene Verluſte wurden verſchmerzt; und obgleich ihre Schifffahrt noch nicht wieder zu der Höhe geſtiegen iſt, die ſie in den glücklichſten Zeiten des Americaniſchen Handels erreicht hatte, wo ſie auf 60000 Tonnen geſchätzt ward, ſo ſteigt ſie jedoch mit jedem Jahre, und neuerdings ſo ſchnell, daß 1797 zweyhundert und funfzig Schiffe mehr mit dem Clyde-Handel beſchäftigt worden ſind, als im vorhergehenden Jahre.

So wie die Union dem Glasgowſchen Handel neues Leben gab, ſo ſcheint ſie auch eine der Haupturſachen der Aufkommens und Fortgangs der Manufacturen ge-

wesen zu seyn. Die dadurch gewonnene Handelsfreiheit nach America und Westindien öffnete auch in dieser Hinsicht der Speculation und dem Unternehmungsgeist einen weiten Spielraum. Man benutzte die Zeitumstände, und mancherley Manufacturen haben seitdem nicht aufgehört, in dieser Stadt zu blühen.

Die Leinwandmanufactur, die hier im Jahr 1725 angelegt wurde, war lange Zeit der Stapel des westlichen Schottlands. Wegen der Vorliebe für die Irländische Leinwand, und des Aufkommens der Baumwollenwaaren, hat selbige zwar in den letzten Zeiten nicht zugenommen; dennoch wird noch immer eine beträchtliche Menge von mancherley Arten Leinwand, Cammertuch, Schleiertuch, gewürfeltes und geblümtes Tischzeug verfertigt. Der Flachs wird in der Nachbarschaft durch Maschinen gesponnen, was sich als sehr vortheilhaft bewahrt hat. Benutzte man den gegenwärtigen Zeitpunkt, wo weder Holland noch Irland im Stande ist, seine Manufacturen fortzusetzen, so würde dieses Land seiner Leinwand halber bald eben so berühmt werden, als es wegen seiner Musseline ist. Der nöthige Flachs könnte, wenigstens größtentheils, im Lande selbst erzeugt werden, was doppelten Gewinn brächte. Wegen der ungeheuren Concurrenz muß der Vortheil, den das Baumwollengewerbe abwirft, nothwendig abnehmen; es wird nicht mehr so leicht seyn, durch diesen Handelszweig zu großen Reichthümern zu gelangen, wie ehemals der Fall war; unternehmende Männer, die große Capitalien besäßen, würden daher wohl thun, selbige in den Leinwandhandel zu stecken, wo sie sich gewiß aufs beste verzinsen würden.

Dermalen ist die Baumwolle der große Stapel der

Glasgowschen Manufactur. Um alle Zweige dieses Gewerbes zu betreiben, sind an allen Strömen und Bächen in der Nachbarschaft nicht nur, sondern auch in entfernten Gegenden Mühlen, Bleichen und Druckereyen angelegt. So groß aber auch die Zahl der Mühlen ist, so vermögen diese dennoch nicht, alles erforderliche Garn zu liefern, so daß noch große Quantitäten aus England, besonders aus Manchester eingeführt werden müssen.

Aus einer im Jahr 1791 entworfnen Berechnung erhellte, daß damals in Glasgow und in der Nachbarschaft 130000 Baumwollenwebersthle im Gange waren; daß jeder Stuhl in den verschiednen Stationen der Manufactur neun Menschen im Durchschnitt beschäftigte; daß also dieß einzige Gewerbe 1330000 Menschen, Weiber und Kinder mit eingeschlossen, zu thun gab. Jeder Stuhl lieferte jährlich durch die Bank für 100 Pf. Gut, was für das Ganze eine Summe von 1,300,000 Pf. giebt. Seitdem hat dieß Gewerbe sich noch unglaublich viel weiter ausgebreitet, und man kann sicher annehmen, daß der Ertrag noch um die volle Hälfte mehr betrage.

Daß zu Glasgow eine der berühmtesten Universitäten blühe, ist bekannt. Männer von der ersten Größe haben hier die Wissenschaften gelehrt; andere von nicht geringerm Ruhme sind hier gebildet worden. Ich erinnere nur, was die ersten anlangt, an D. Robert Simpson, den berühmten Mathematiker, an D. Adam Smith, D. Hutcheson, D. Reid, D. Cullen, D. Black und den Professor Anderson; was die letztern, an den berühmten Buchanan, den ersten Classiker und Geschichtschreiber seiner Zeit, an Spottiswood und D. William Hunter. Burke bewarb sich hier

einſt um die Profeſſur der Logik, konnte aber ſeinen Zweck nicht erreichen.

Dieſer berühmte Muſenſitz ward im Jahr 1430 von William Turnbull, Biſchof von Glasgow, errichtet, und durch eine Bulle Papſt Nicolaus V. beſtätigt. Der Stifter begabte ihn mit einem reichen Einkommen, wirkte auch den Mitgliedern mehrere Privilegien von Jacob II. aus. Das Inſtitut beſtand bey ſeiner Stiftung aus einem Kanzler, Rector, Facultätsdecanus, einem Principal, der die Theologie lehrte, und drey Profeſſoren der Philoſophie.

Bey der Reformation litt die Univerſität gar ſehr; ihre Mitglieder, die ſämmtlich Geiſtliche waren, zerſtreuten ſich, u der Volkswuth zu entrinnen, und erſt unter Jacob dem Sechſten begann das Inſtitut wieder aufzublühen. Jacob gab der Univerſität einen neuen Stiftungsbrief, und beliehe ſie mit den Zehenten des Kirchſpiels Govan.

Dermalen beſteht die Univerſität aus dem Kanzler, dem Rector, dem Facultätsdecanus, einem Principal und ſechszehn Profeſſoren. Der Lehrſtuhl der Rechte hat ſich vor andern großen Ruf erworben; Profeſſor Millar's Vorleſungen ſind weit und breit berühmt, und werden von Studirenden beſucht aus allen Gegenden Großbritanniens und Irlands.

Auch als mediciniſche Schule wird die Glasgowſche Univerſität mit jedem Jahr berühmter, wozu denn die Einrichtung eines Hoſpitals nicht wenig mitgewirkt hat. Das Muſeum des verſtorbenen D. Hunter, das eine ſchöne Sammlung anatomiſcher Präparate enthält, und der Univerſität vermacht wurde, iſt eine ihrer ſchätzbarſten

Acquisitionen. Außer der Präparatensammlung enthält das Museum eine Sammlung seltner Bücher und Handschriften, die Sammlung von Muscheln, Korallen, Insecten und Fossilien des D. Fothergill, und ein Cabinet von Münzen und Medaillen, alten und neuen, das nicht vollständiger noch systematischer geordnet in Europa zu finden ist. Dieser letzte Artikel allein kostet dem D. Hunter mehr denn 25000 Pf. Sterling. Verschiedne Professoren beherbergen in ihren Häusern eine kleine Anzahl junger Leute als Pensionaire und Privatzöglinge.

Noch ist hier die sogenannte Anderson's Universität, ein zweytes akademisches Institut, das vor einigen Jahren von Herrn Anderson, Professor der Naturgeschichte auf der Universität Glasgow, gestiftet wurde, der nicht nur seinen ganzen kostbaren Apparat, seine Bibliothek und sein Museum, sondern auch sein ganzes Vermögen ausschließend zum Besten dieser Anstalt vermachte. Sie steht unter der Direction von 81 Vorstehern, welche aus folgenden neun Classen bestehen: 1) Kaufleute oder Handwerker, 2) Ackerbauer, 3) Künstler, 4) Manufacturisten, 5) Aerzte und Chirurgen, 6) Rechtsgelehrte, 7) Gottesgelehrte, 8) Naturkundige, 9) Namensgenossen oder Anverwandte des Stifters.

Jede Classe hat die Befugniß, alle in ihr durch die Resignation oder den Tod erledigte Plätze vermittelst des Ballotirens zu ersetzen; versäumen sie, solches innerhalb einer bestimmten Frist zu thun, so werden die Vacanzen bey der nächsten allgemeinen Versammlung der Directoren durch das Ballotiren ausgefüllt.

Vier solcher allgemeinen Versammlungen sollen jährlich gehalten werden, und zwar an den Tagen der Sol-

stitien und der Aequinoctien. Hier wird alles, was das Interesse der Anstalt berührt, in Erwägung gezogen, und durch die Stimmenmehrheit entschieden.

Neun gewöhnliche Administratoren werden jährlich durch die Trustees aus ihrem Mittel gewählt. Diese versammeln sich am ersten Donnerstag jedes Monats, um die Geschäfte des Instituts zu ordnen, und müssen bey den allgemeinen Versammlungen von ihrem Verfahren Bericht abstatten.

Noch sind laut des Willens des Stifters neun Visitatoren der Universität ernannt, um über das Betragen der Administratoren zu wachen. Diese sind der Lord Provost der Stadt; der älteste Bailie; der Dean of Guild; der Deacon Convener; der Präsident der medicinischen Facultät; der Decanus der Procuratoren; der Moderator der Synode von Glasgow und Ayr; der Moderator des Presbyterii von Glasgow; der Moderator des Presbyterii von Dumbarton.

Da der von Anderson hinterlassene Fond zur sichern Erhaltung des Instituts nicht zureichend befunden wurde, so vereinigte sich eine Anzahl patriotischer Bürger, eine für die Stadt und Gegend so viel versprechende Anstalt durch eine Subscription zu unterstützen, welche denn auch eine sehr bedeutende Summe einbrachte. In den beyden ersten Jahren wurden die Vorlesungen in Zimmern gehalten, die die Stadtobrigkeit den Vorstehern theils in dem neuen Schulgebäude, theils im Handlungshause einräumte. Durch die patriotischen Bemühungen aber der Vorsteher sieht das Institut sich jetzt im Besitze eines schönen Gebäudes, welches außer den zur Aufstellung des Apparats des Muse, der Bibliothek u. s. w. erfordes

ten Zimmern einen der geschmackvollsten und zweckmäßigsten Lesesäle in ganz Britannien enthält. Dieser Saal bildet eine Hemisphäre, deren Diameter 45 Fuß mißt. Im Mittelpunkt des Dome ist ein großes Fenster, und an den Seiten zwey kleinere, welche, wenn die Experimente es erfordern, augenblicklich verdunkelt werden können. Aus dem Centrum des großen Fensters hängt ein zierlicher gläserner Kronleuchter herab. Die Tafel, auf welcher die Experimente angestellt werden, ist ein Zirkelbogen, um welchen sich die Sitze in concentrischen, stets höher über einander erhöheten Bogen erheben, so daß der Vorleser, welcher sich im Mittelpunkt der Zirkel, von welchen die Sitze Theile ausmachen, befindet, von jedem Zuschauer ins Gesicht gefaßt wird. Das Zimmer hat Raum für mehr denn fünfhundert Zuhörer. Nach außen zu läuft eine Folge von Zimmern, welche die Bibliothek, das Museum, den Apparat, ein chemisches Laboratorium, eine Werkstätte und andre Bequemlichkeiten enthalten.

Der Apparat ist unstreitig der vollständigste und reichhaltigste in Britannien. Anderson hat vierzig Jahre lang unermüdlich und mit großem Aufwande daran gesammelt; seit das Institut ihn besitzt, haben die Vorsteher, besonders den chemischen Theil beträchtlich vermehrt; ich selbst habe eine vollständige Sammlung der neuesten Instrumente, von Adams verfertigt, hinzugefügt. Der mechanische Theil ist vorzüglich vollständig, und enthält außer dem gewöhnlichen Apparat zum Demonstriren der Grundsätze der Mechanik, Arbeitsmodelle von allerley Arten von Maschinen, wie auch einen completen Apparat zur Erläuterung der Fortification, der Taktik und dessen

derts der Artillerie *). Das Museum enthält eine gute Sammlung von Mineralien, die aus ohngefähr 1500 Exemplaren, nach Babingtons Tafeln geordnet, beſteht. Die Bibliothek begreift einige tauſend Bände auserleſener Bücher aus allen Theilen der Phyſik, worunter ſich die berühmteſten franzöſiſchen Schriftſteller befinden.

Das Inſtitut ward im Jahr 1796 eröffnet, in welchem Jahr ich zum Profeſſor der Naturkunde und Naturgeſchichte ernannt wurde. Im November fing ich dreyerley Vorleſungen an, welche ich dann auch während der drey letzten Winter continuirt habe.

Das erſte iſt ein vollſtändiger Curſus der Phyſik und Chemie, nebſt deren Anwendung auf die Künſte und Manufacturen. Jeden Morgen wird eine dieſer Vorleſungen gehalten. Die Umriſſe meines Vortrags ſind folgende.

Zuvörderſt werden die Eigenſchaften der Materie erklärt, mit einer Ueberſicht der Theorie des Boscovich; alsdann die Geſetze der Bewegung und die Principien der Mechanik. Die Principien werden zuvörderſt mathematiſch demonſtrirt, hiernächſt durch Experimente erläutert, darauf aber wird die Anwendung jedes Theils auf die Künſte und Manufacturen gezeigt, und, ſo viel nur immer thunlich, durch Modelle verdeutlicht. Es folgt ſodann die Lehre von der Wärme, welche eine beträchtliche Anzahl Lectionen ausfüllt. Die allgemeinen Wirkungen

*) Dieſe letzte Wiſſenſchaft war Andersons Lieblingsfach, und iſt von ihm mit manchen neuen Erfindungen bereichert worden.

der Hitze werden aus einander geſetzt, Dr. Black's Theorie der Flüßigkeit und der Ausdünſtung wird entwickelt, und hierauf das Nöthige von des Grafen von Rumford Entdeckungen vorgetragen.

Nachdem die Urſache der Flüßigkeit erläutert worden, wird fortgeſchritten zu den Principien der Hydroſtatik und Hydraulik, der Flüſſe, Seen, inländiſchen Schiffart u. ſ. w. Zunächſt folgt die Pneumatik, welche die mechaniſchen Eigenſchaften der Luft entwickelt; hierauf die Akuſtik, die Theorie der Winde und der Tonkunſt; Graf Rumfords Methode, die Schornſteine zu verbeſſern; die Meteorologie und Aeroſtatik.

Alsdann werden die chemiſchen Eigenſchaften der Luft erwogen; in ohngefähr vierzig Lectionen werden die Grundſätze der Chemie entwickelt und durch Experimente erläutert; es folgt die Anwendung der Chemie auf die Künſte und Wiſſenſchaften, vorzüglich auf das Aetzen, die verſchiednen Arten der Aquatinta, das Färben, Bleichen und Calicodrucken, wobey zugleich das jedesmalige Verfahren vor den Augen der Studirenden wiederholt wird. Es ſchließt dieſer Curſus mit der Anwendung der Chemie auf den Ackerbau und auf die Analyſe der mineraliſchen Waſſer.

Es folgt eine gedrängte Ueberſicht der Mineralogie. Die Mineralien werden in inſtructiven Exemplaren vorgezeigt, und ihre Natur und Bildung entwickelt. Gelegentlich werden geologiſche Bemerkungen eingewebt.

Jetzt wird fortgeſchritten zu den Principien der Electricität und des Magnetismus. Beyde Kräfte werden mit gebührender Ausführlichkeit erläutert; und hierauf wird zur Optik übergegangen. Die Grundſätze der Wiſ-

ſenſchaft werden erläutert, der Bau des Auges und die Phänomene des Sehens werden in Erwägung gezogen, und von den optiſchen Inſtrumenten das Nöthige erörtert: eine Ueberſicht der Theorie und Praxis der Perſpective ſchließt die Materie.

Der letzte Theil des Curſus begreift die phyſiſche Aſtronomie, die in höchſtens zwölf Lectionen beſeitigt wird, weil eine ausführlichere Erwägung nutzlichere Disciplinen ausſchließen würde, und daher dem Lehrer der Aſtronomie und Geographie überlaſſen bleibt.

Ich wage zu behaupten, daß es in ganz Britannien keinen Curſus giebt, der ſo viel umfaßt, und über jeden Gegenſtand gleichwohl ſich ſo ausführlich verbreitet; was freilich bloß durch die haushalteriſchſte Benutzung der Zeit erreichet werden konnte. Die Vorleſung beginnt mit dem Schlage; alle Weitſchweifigkeiten werden vermieden; alles, womit man ſonſt minder umfaſſende Vorleſungen in die Länge zu ſpinnen pflegt, wird ſorgfältig ausgeſchloſſen.

Mein zweyter Curſus hat eine mehr populäre Tendenz, und beſchäftigt ſich mit der Experimentalphyſik. Es wird ihm nur Eine Vorleſung die Woche gewidmet, und zwar in den Abendſtunden. Alles mathematiſche und abſtracte Raiſonnement wird möglichſt vermieden, die anmuthigſten und intereſſanteſten Experimente werden angeſtellt; das Ganze hat zum Zweck, denen, die weder Muße noch Gelegenheit haben, dieſe Dinge zu ergründen, einen Begriff davon zu geben, dem Unterrichteten aber ſelbige wieder in Erinnerung zu bringen. Auch dienet er zu einer Einleitung in den wiſſenſchaftlichen Curſus.

In meinem dritten Curſus wird die Chemie abge-

handelt, jedoch nur ebenfalls auf populäre Weise; daher ich denn auch nur einen Abend in jeder Woche zu Anfang der Session, gegen deren Ende aber zwey Abende über diese Wissenschaft lese. Hauptsächlich suche ich die Anwendung der chemischen Principien auf die Künste und häusliche Oekonomie zu zeigen, und durch Experimente zu erläutern.

Den Sommer über lese ich nebenher noch über die Botanik und über die Theorie des Ackerbaues. Im bevorstehenden Winter denke ich die Philosophie der Naturgeschichte in einer Reihe von Vorlesungen abzuhandeln, wovon ich den Administratoren folgende Umrisse vorgelegt habe.

Ein Ueberblick des Universi wird den Cursus eröffnen. Ich werde die bis jetzt entdeckten Lichtnebel, oder Fixsternsysteme beschreiben, und die Gründe angeben, welche vermuthen lassen, daß selbige aus Sonnen bestehen, um deren jede sich eine Anzahl planetarischer Weltcörper herum bewegt. Wir werden uns zunächst mit unsrer Sonne beschäftigen, alsdann die Planeten, deren Umlauf von ihr bestimmt wird, betrachten, die Phänomene, welche diese uns darbieten, erklären, für den Rest unsrer Vorlesungen aber uns auf denjenigen Planeten beschränken, welchen wir selbst bewohnen, und der uns am nächsten angeht. Wir werden zuvörderst die mannichfaltigen Theorien, die über dessen Bildung entworfen sind, in Erwägung ziehen, wie auch die Veränderungen, die er durch das Feuer der Vulcane und die Fluthen des Oceans erlitten hat; dieß wird uns Gelegenheit geben, einige interessante Bemerkungen über die Mineralogie, über existirende und erloschne Vulcane und über die

Basaltpfeiler einzuschieben. Hierauf werden wir die Atmosphäre untersuchen, welche die Erde umringt; wir werden ihre auffallendsten Eigenschaften, sowol die chemischen als mechanischen, angeben, die Art und Weise, wie sie von den Winden, vom Gewitter u. s. w. verändert wird, erörtern, und von der Bildung der Nebel, Wolken, Ströme und Seen Rechenschaft ablegen.

Hierauf werden wir die mancherley lebendigen Naturen auf der Oberfläche der Erde betrachten, und zwar zuvörderst den Menschen, dessen Anlagen wir auf allen Stufen ihrer Entwicklung von der Kindheit bis ins höchste Alter nachspühren werden. Danächst wird eine Philosophie der belebten Materie folgen; eine Uebersicht der Physiologie; des Einflusses der Climate auf die Farbe der Menschen; seiner Fortschritte in der Gesellschaft vom Stande der Rohheit bis zu dem der Verfeinerung. Hierauf werden die Merkwürdigkeiten des Thierreichs aufgezählt werden; die Lebensart der Thiere, ihre Wanderungen, Verwandlungen, Kunsttriebe u. s. w. Eine Philosophie der Botanik, begleitet von einer Theorie des Feld- und Gartenbaues wird diesen Cursus beschließen.

Dieß sind die Vorlesungen, womit ich mich, die letzte ausgenommen, drey Sessionen nach einander beschäftigt habe. Während des letzten Winters hat auch Herr Lothian, Professor der Mathese, zwey Collegia gelesen, eins über die Elemente der Mathese, das zweyte über die Geographie und Astronomie.

Die Zahl der Studirenden, die meinen Vorlesungen beywohnten, betrug in der letzten Session 525, in der vorletzten 500, in der ersten nicht weniger als 975. Auch sind einige junge Leute bey mir in Pension, die außer

meinem Privatunterricht meine Vorlesungen nicht nur, sondern auch die der Professoren der Universität benutzen.

Dieß Institut ist unstreitig zur Erziehung junger Leute, die der Handlung und den Gewerben gewidmet sind, ganz vorzüglich geeignet. Zu oft nur schickt man diese aus den lateinischen Schulen auf die Akademie, entblößt von allen jenen Kenntnissen, welche ihnen dienen könnten, die müßigen Stunden, die nach Beseitigung ihres Geschäfts ihnen noch immer übrig bleiben werden, auf eine vernünftige Weise auszufüllen: die sie in den Stand setzen könnten, in der Lebenssphäre, wozu ihr dermaliges oder künftiges Vermögen ihnen ihren Platz anweist, mit Vortheil aufzutreten; die ihnen helfen würden, in ihrem Berufe die Verbesserungen hervorzubringen, an welche ohne eine gründliche Kenntniß der Principien, worauf deren jedesmalige Operationen beruhen, nicht zu denken ist. In einer Anstalt dieser Art kann ein jeder, während er sein künftiges Gewerbe erlernt oder dessen wahrnimmt, nebenher diejenigen Disciplinen studiren, zu welchen Neigung oder Bestimmung ihn hauptsächlich hinführen.

Ein zweyter Zweck, den dieß Institut beabsichtigt, ist noch wichtiger, und darf daher nicht unerwähnt bleiben. Es ist nämlich dieß das erste regelmäßige Institut, wo dem andern Geschlecht durchaus gleicher Zugang mit den Männern zum Tempel der Wissenschaften eröffnet wurde. Zum Ruhme der Damen dieser Stadt muß ich erklären, daß sie die Gelegenheit keinesweges unbenutzt gelassen haben. Noch immer hat bey meinen sämmtlichen Vorlesungen seit Eröffnung der Anstalt beynahe die Hälfte meines Auditorii aus Damen bestanden.

In allen Zeiten und in jedem gesitteten Lande sind mit verschwenderischer Freygebigkeit zur Erziehung der Männer die schimmerndsten Lehranstalten gestiftet und vergabet worden; jede Wissenschaft, die nur immer den Geist zu erheben, das Herz zu veredeln, den Verstand zu erweitern dient, hat man sich beflissen, ihnen mit unermüdlichem Fleiße einzuprägen; das zartere Geschlecht hingegen, dessen ungleich bildsameres Gemüthe gleichwol des Genusses intellectueller Freuden wenigstens in gleichem Grade empfänglich ist, ließ man in Unwissenheit schmachten, und nöthigte es somit, an frivole und des menschlichen Geistes wenig würdige Gegenstände seine Zeit und Kraft zu verschwenden.

Spüren wir den Fortschritten der Gesellschaft aus dem Stande der Wildheit in den der Verfeinerung nach, so werden wir finden, daß, so wie die Sitten sich vermenschlichten, auch das weibliche Geschlecht dem Platze, der ihm gebühret, näher trat. Im Stande der Wildheit hielt der despotische Mann jedes Geschäft, nur nicht den Krieg und die Jagd, seiner unwürdig; der Feldbau und jede knechtische Arbeit blieb ausschließend den Weibern überlassen, die als eine Art von untergeordneten Naturen nicht einmal mit ihren Gebietern essen durften. Der Krieger und der Jäger verschmähten, zu irgend einem häuslichen Geschäft sich herabzulassen; ganze Tage lagen sie hinbrütend am Feuer oder in der Sonne; ein absolutes freudenloses Faulenzen wechselte ab mit den Gefahren des Krieges und mit den Beschwerden der Jagd.

So wie die Sitten sich verfeinerten, verbesserte sich auch die Lage der Frauen; in gebildeten Staaten wur-

den ſie von der Arbeit der Sklaven freygeſprochen: ſchon war ihnen erlaubt, mit dem herriſchen Mann an Einem Tiſche zu ſitzen. Mit den Fortſchritten der Civiliſation wuchs die Verehrung der Frauen, bis endlich in den Zeiten der Chevallerie jene lächerliche Galanterie entſtand, die, in das entgegenſtehende Extrem ausſchweifend, im Grunde die Frauen, als vernünftige Weſen betrachtet, in nicht geringerm Grade herabwürdigte, als deren vormalige Mißhandlung. Dieſe Art von Aufmerkſamkeit hat ſich bis jetzt erhalten, und ich trage kein Bedenken, ſie noch einmal lächerlich und der achtungswerthen Hälfte unſrer Gattung unwürdig zu nennen.

Geſetzt, ein Mann liefe ſich einfallen, einen andern Mann mit eben dem ſchmeichleriſchen Unſinn zu beſtürmen, womit wir die Frauen zu behelligen pflegen, würde man ihn nicht an die Ohren ſchlagen gleich einem, der uns zum Beſten hätte, oder ihn gar einſperren, als einen Wahnſinnigen? Warum erlauben wir uns denn gegen die Damen ein ſo herabwürdigendes Benehmen? Warum reden wir in ihrer Geſellſchaft nicht eben ſo gut von Gegenſtänden des Geſchmacks, der Wiſſenſchaft, der Moral, als wir es mit unſers Gleichen zu thun pflegen? Bloß weil ihr Verſtand nicht gehörig angebauet worden, und weil wir unter ſolchen Umſtänden die Koſten der Unterhaltung ganz allein tragen müßten.

Und iſt denn der weibliche Geiſt der wiſſenſchaftlichen Ausbildung etwa unfähig? Ganz im Gegentheil finden wir, daß die Frauen unter gleichen Umſtänden mit uns andern aufs wenigſte völlig gleiche Fortſchritte machen. Die Schriften ſolcher Frauen ſind hinlänglich, dieſe Behauptung zu begründen.

Die frivolen Beschäftigungen, zu welchen das andere Geschlecht verurtheilt zu seyn scheint, dürfen nicht auf ihre Rechnung gesetzt werden, sondern auf die ihrer Erziehung. Läßt es sich erwarten, daß der weibliche Geist, der ohnehin an Lebhaftigkeit und Beweglichkeit dem männlichen voreilt, sich einer gänzlich unthätigen trägen Muße überlassen würde? Und bleibt ihm etwas anders übrig, als mit frivolen Dingen sich abzugeben, da man sich nicht die mindeste Mühe gegeben hat, ihm einen Geschmack an nützlicher Kenntniß einzuflößen? Bey genauer Untersuchung wird sich ergeben, daß ungebildete Männer, sobald sie nicht in ihre Geschäfte versunken sind, sich weit rohern und unvernünftigern Zeitvertreiben hingeben, als die Frauen.

Wohl hätten die Glasgowischen Damen Ursach, dem Stifter eines Instituts, das in Britannien das erste seiner Art ist, eine Ehrensäule zu setzen. Hier wird ihnen Gelegenheit gegeben, alle Kenntnisse zu erwerben, deren sie in den künftigen Lagen ihres Lebens etwa bedürfen möchten; Kenntnisse, welche sie in den Stand setzen, ihre müßigen Stunden auf eine nützliche und anmuthige Weise auszufüllen, an jeder vernünftigen Unterhaltung Geschmack zu finden und Theil zu nehmen, und, was das wichtigste ist, der heiligsten der ihnen obliegenden Pflichten sich gebührend zu entledigen, der Bildung nämlich des kindlichen Gemüthes für die Tugend, die Vaterlandsliebe, die Religion und die Gesellschaft; denn es ist eine wahre Bemerkung, daß der Same der Tugend und der Sittlichkeit öfter und leichter durch die Mutter ausgestreut wird, als durch den Lehrer.

Der Egoismus, der durch diese Beschreibung eines

Instituts, das mich selbst so nahe angeht, etwa durchschimmern möchte, wird mir verziehen werden, wenn man bedenkt, daß noch kein Schriftsteller dieser Anstalt gedacht hat, die ich gleichwol würdig achte, von allen größern Städten Englands, wo mit leichter Mühe ähnliche Anstalten errichtet werden könnten, zum Muster genommen zu werden. In der That dürfte bloß eine Summe Geldes zur Errichtung eines Gebäudes und Anschaffung eines Apparats zusammengebracht werden; an Männern, welche geschickt und geneigt wären, für die daraus erwachsenden Vortheile, und aus andern Rücksichten, die erforderlichen Lectionen zu geben, würde es an Orten, die eines solchen Instituts bedürften, schwerlich fehlen.

XV.

Zwischenreise nach Kilsyth. Besichtigung und Beschreibung einer in dem dortigen Leichengewölbe befindlichen merkwürdigen Mumie. Rührende Geschichte der Lady Kilsyth.

Während wir von den Ermüdungen der Reise einige Tage zu Glasgow ausruheten, ehe und bevor wir wieder aufbrachen, um die Fälle der Clyde zu besehen, wurden wir von Herrn Rennie, Pfarrer zu Kilsyth, eingeladen, ihn zu besuchen, und eine merkwürdige Mumie, die ohngefähr ein Jahr vorher in einem Gewölbe unter der

Kirche war entdeckt worden, in Augenschein zu nehmen. Kilsoth liegt ohngefähr 14 Meilen von Glasgow. Das Gewölbe war verschlossen gewesen; Herr Rennie hatte jedoch die Güte, unserthalb eine Oeffnung machen zu lassen, durch welche wir denn hinabstiegen, jedoch nicht ohne Mühe, für welche wir uns gleichwol reichlich entschädigt fanden. Denn obgleich die Leiche nicht ganz so gut mehr erhalten war, wie zu der Zeit ihrer ersten Entdeckung, vielmehr durch den Einfluß der Luft, und mehr noch durch die kirchenräuberischen Hände, die einen Theil des Gewandes hinwegagerissen, beträchtlich gelitten hatte, so befand sie sich doch immer noch in einem Zustande bewundernswürdiger Vollkommenheit. Herr Wales nahm eine Zeichnung davon, und besserte sie nachher unter Herrn Rennies Augen aus, so daß sie jetzt der Leiche, so wie sie bey ihrer Entdeckung aussah, genau ähnlich ist.

Herr Rennie erbot sich, von allem, was diese Leiche beträfe, einen ausführlichen Bericht aufzusetzen, und mir nachmals zuzuschicken. Er hat Wort gehalten, und ich trage kein Bedenken, seinen Bericht hier einzuschalten.

„Unter der Kirche befindet sich ein Begräbnißgewölbe, worinn die Familie Kilsoth ihre Todten mehrere Zeugungen nacheinander begraben zu haben scheint.

Da die Ländereien der Familie im Jahr 1715 confiscirt wurden, und ihr Titel erlosch, so ist es seitdem zu diesem Behuf nicht weiter gebraucht worden. Der Graf flohe mit seiner Gattin und Familie nach Flandern, und obgleich er mehr denn einmal incognito zurückkehrte, und, in einen Bettler verkleidet, sich bey verschiedenen

ſeiner Vaſallen aufhielt, ſo iſt doch gewiß, daß er nie zu Kilſyth ſey begraben worden.

Die Ueberlieferung erzählt, (und man ſagt, es ſey durch einige neuerdings gefundene Papiere und Briefe beſtätigt worden,) daß er und mit ihm mehrere der unglücklichen Edlen, die in die Rebellion verwickelt geweſen, um das Jahr 1717 in Holland plötzlich, entweder durch Zufall oder durch Meuchelmord ums Leben gekommen ſeyn.

So viel ſcheint ausgemacht, daß ſeine Gemahlin mit ihrem Söhnlein durch das Einſtürzen der Decke eines Zimmers, worinnen eine Anzahl landflüchtiger Herrn beyſammen geweſen, erdrückt worden ſey. Die gemeine Meinung iſt, es ſey nicht von ohngefähr geſchehen, ſondern durch Büberey; der Hauswirth habe mit Hülfe einiger Mitverſchwornen die Balken, die die Decke ſtützten, durchgeſägt, und auf ein gegebnes Signal, fallen laſſen, in der ausdrücklichen Abſicht, die ganze Verſammlung zu zermalmen. Sehr wenige ſcheinen entronnen zu ſeyn, und nie habe ich es bezweifeln oder läugnen gehört, daß Lady Kilſyth ſammt ihrem Söhnlein unter den Umgekommenen geweſen. In der rechten Schläfe iſt noch die Wunde zu ſehen, die bey der erſten Entdeckung des Leichnams mit einem ſchwarzen Pflaſter von der Größe eines Guldens bedeckt war. An dem Kinde iſt keine Spur von Gewaltthätigkeit wahrzunehmen. Es ſoll der Sage zu Folge im Schooße ſeiner bey Tiſche ſitzenden Mutter erdrückt worden ſeyn.

Der Leichnam ward ausgeweidet und einbalſamirt, und bald darauf nach Schottland überſchickt. Er ward zu Leith ans Land gebracht, und lag dort einige Zeit

in einem Keller, ward aber nachmals nach Kilsoth transportirt, und dort den Gebräuchen der Englischen Kirche gemäß mit großem Pomp beerdigt. Noch vor zwanzig Jahren lebten von den Einwohnern, die sich erinnerten, in ihrer Jugend dem Leichenbegängnisse zugesehen zu haben.

Der Leichnam war zunächst in einen fichtenen Sarg, dieser in einen bleyernen, dieser wieder in einen sehr starken hölzernen Sarg eingeschlossen worden. Das Ganze war aufs festeste verkittet gewesen, übrigens aber ohne einige Inschrift. Der Raum zwischen dem fichtenen und bleyernen Sarg war mit einer weißen Materie von der Farbe und Consistenz des Glaserkittes ausgefüllt worden, und der Wohlgeruch, der davon ausströmte, verrieth, daß selbige aus köstlichen Harzen und Specereyen zusammengesetzt gewesen seyn müsse. Schon als Schulknabe habe ich diesen Sarg sehr häufig gesehen; denn das Gewölbe war damals einem jeden zugänglich, und wurde häufig geöffnet. Damals war der äußere hölzerne Sarg noch ganz; erst seit einigen Jahren fing er an zu verfallen; noch blieb der bleyerne Sarg eine geraume Zeit unversehrt; allmählich begann auch dieser, der sehr dünn und zerbrechlich war, hinweg zu modern, und es bedurfte nur des Fingers, um ihn überall zu durchstoßen. Man sahe dann in den Oeffnungen weiter nichts, als die eben beschriebne harzige Materie. Wenn diese weggeräumt ward, was leicht geschehen konnte, indem sie sehr mürbe, und nur einen Zoll dick war, so zeigte sich ein zweyter hölzerner Sarg, der ganz rein und frisch aussah.

Niemand dachte jedoch daran, den Sarg zu öffnen,

bis zum Frühling 1796, wo einige rohe junge Leute das Gewölbe besahen, und mit kirchenschänderischen Händen den bleyernen Sarg aufbrachen. Zu ihrer nicht geringen Verwunderung fanden sie unter dem Bley einen Deckel von Fichtenholz, so rein und frisch, als ob er Tags vorher wäre gezimmert worden. Da dieser Deckel nur lose eingefugt war, so hoben sie ihn ohne Mühe ab. Mit Erstaunen und Bestürzung sahen sie jetzt den Leichnam der Lady Kilsyth und ihres Kindes, so unversehrt, als wären sie diese Stunde erst eingesargt worden.

Die Sache ward einige Wochen geheim gehalten; nach und nach fing man an, in Gesellschaften davon zu reden, und bald ward die allgemeine Neugierde im höchsten Grade rege. Am zwölften Julius, als ich grade nicht zu Hause war, versammelten sich ganze Haufen Volks, und wollten sich schlechterdings nicht abweisen lassen. Der Sarg mußte ihnen geöffnet werden, und von nun an beharrten unzählige Menschen Tag und Nacht darauf, ihre Neugierde zu befriedigen.

Ich sahe die Leiche bald nach ihrer ersten Entdeckung. Sie war gänzlich unversehrt. Jeder Zug, jedes Glied war so vollständig, das Gewand selbst so klar und frisch, und die Farben der Bänder so glänzend, wie sie nur immer bey der Einsargung gewesen seyn mochten.

Ein rührender Anblick war es, den Leichnam ihres Sohnes und einzigen Kindes, des natürlichen Erben der Familientitel und Güter, an ihren Knieen ruhen zu sehen. Seine Züge waren die eines Schlafenden; die Farbe so frisch, das Fleisch so voll und derb, wie die des gesundheitglühendsten Kindes. Das Gewand war nicht nur unversehrt, sondern auch vollkommen rein, und auch

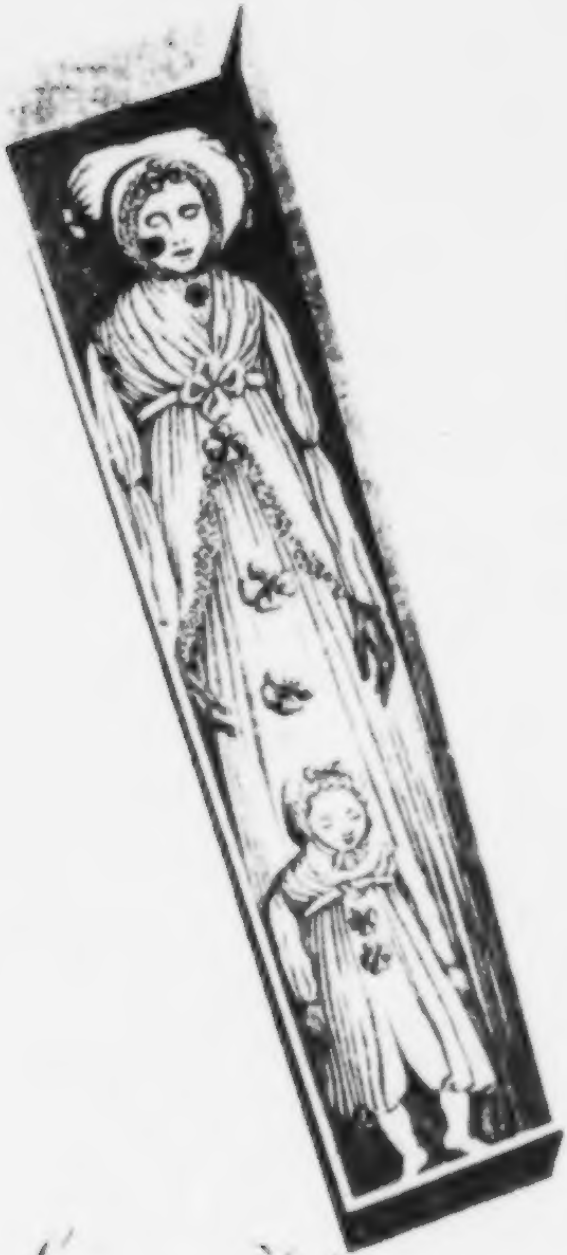
kein Stäubchen darauf zu spüren. Das Knäblein schien nur wenig Monden alt geworden zu seyn.

Der Leib der Lady Kilsyth war nicht minder wohl erhalten, und in einer kleinen Ferne, beym bleichen Schein einer Lampe, hätte man Mühe gehabt, zu unterscheiden, ob sie lebe oder todt sey. Die Züge und Mienen, ja selbst der Ausdruck des Gesichtes waren bestimmt und deutlich, und nur unter einer gewissen Beleuchtung bemerkte man etwas angstvolles und schauerliches darinn, was einen gewaltsamen Tod vermuthen ließ. Keine Falte des Gewandes war verschoben, kein einziges Glied anbrüchig.

Worte vermögen jedoch keinen richtigen oder angemessenen Begriff von der Nettigkeit und Eleganz der ganzen Gestalt zu geben. Ich beziehe mich daher auf die Skize Ihres Freundes. Nur beklage ich, daß seine Darstellung hauptsächlich nach meiner Beschreibung hat vollendet werden müssen, indem der Leib, als sie ihn sahen, schon sehr besudelt, und das Gewand versehrt war. Inzwischen gleicht die Zeichnung doch, so viel ich mich entsinne, dem Original so sehr, als nur immer zu verlangen und zu wünschen ist.

Beschaue nun der Leser diese Zeichnung, überdenke er die jammervolle Geschichte, woran sie erinnert, und sage dann, ob er seine Aufmerksamkeit nicht gefesselt und sein Herz erweicht fühle. Mich für mein Theil versenkte der rührende Anblick in tausend melancholische Betrachtungen, und ich konnte nicht umhin zu bedauern, daß frevelnde Hände die Asche der Todten entweiht, und dem gaffenden Blick der Menge preißgegeben hatten.

Der Leichnam scheint in einem Liquor, von der Farbe



ohngefähr und dem Anſehn des Branntweins aufbewahrt, der ganze Sarg ſcheint damit angefüllt, und der ganze Inhalt davon gefärbt worden zu ſeyn. Die Leiche ſelbſt iſt in gewiſſem Grade davon tingirt worden, was jedoch bloß diente, ihr ein friſcheres Anſehn zu geben; ſie hat durchaus nicht jene ängſtliche Todesblaſſe, ſondern vielmehr eine Kupferfarbe.

Es möchte einem Chemiker ſchwer werden, die Natur des Liquors zu vergewiſſern; obgleich vollkommen durchſichtig, hat er dennoch jede pikante Eigenſchaft verlohren, und der Geſchmack iſt durchaus ſchaal. Ich höre, daß mehrere arzneykundige Herren kleine Fläſchchen voll dieſes Liquors mitgenommen haben; ob ſie aber Verſuche damit angeſtellt, kann ich nicht ſagen. Jener köſtliche Wohlgeruch erhielt ſich viele Wochen lang, nicht nur in dem Gewölbe, ſondern auch in der Kirche, wie noch jetzt viele hundert Perſonen bezeugen können; alle ſtimmten darin überein, daß es eine Miſchung von Specereyen ſeyn müſſe, von welchen aber, war nicht leicht zu ſagen: am meiſten ſchien mir der Geruch des Feventinſpiritus vorzuherrſchen; wenigſtens erhielt ſich dieſer am längſten.

Der Kopf ruhete auf einem Kiſſen; und als deſſen Ueberzug verfiel, fand man es mit ſtarkriechenden Kräutern angefüllt; Meliſſe, Salben, Krauſemünze waren leicht zu unterſcheiden; auch hielten manche dafür, daß der Leib ebenfalls mit ihnen angefüllt ſey.

So unverſehrt die Leichname auch anfangs waren, ſo erwartete ich doch, ſie bald in Staub zerfallen zu ſehn, zumal da ſie der offnen Luft bloßgeſtellt, und der ſchöne würzhafte Geruch verdunſtet war. Zu meinem Erſtaunen geſchahe dies jedoch keinesweges. Mehrere

Wochen lang erlitten sie nicht die geringste Veränderung, und wären sie nicht beräubt, und mit dem Talg der über sie gehaltnen Lichter beträufelt worden, so würden sie zuverlässig so unversehrt wie jemals geblieben seyn; denn noch vor wenig Monaten waren die Leichen so fest und compact, wie anfangs, gaben nicht einmal dem Druck mit dem Finger nach, sondern schienen die ganze Elasticität des lebenden Körpers behalten zu haben. Selbst das Gewand, obgleich durch die frevelnde Hand der gedankenlosen Menge zerrissen, ist noch immer stark und nicht im mindesten anbrüchig.

Das Sonderbarste ist jedoch, daß die Leiber nicht die mindeste Decomposition oder Disorganisation erlitten haben. Mehrere Sachverständige (und Sie selbst, wenn ich nicht irre,) haben in den Arm des Kindes einen kleinen Einschnitt gemacht; das Fleisch aber war ganz fest, und jeder Theil in seinem ursprünglichen Zustande.

Lady Kilsyth gehörte zur Familie Dundonald. Dieß erhellt aus Craufurd's Peerage und andern ungezweifelten Autoritäten. Sie heißt dort Johanna, die Tochter des Lord William Cochrane, Sohns und Erben William's Grafen von Dundonald.

Eben so gewiß ist, daß sie zuerst an den Viscount Dundee vermählt gewesen, und auch, nachdem sie ihren zweyten Gemahl geheirathet, dessen Titel noch geführt habe; denn dieser war damals nur noch vermuthlicher Erbe der Titel und Güter der Familie Kilsyth, daher sie bis zu ihres Schwiegervaters Tode noch nicht Lady Kilsyth heißen konnte.

Bey ihrer Verlobung mit dem letzten Gemahl ereignete sich ein sonderbarer Umstand. Ein Jahr ohngefähr

nach der Schlacht bey Killicranky, wo ihr erſter Gemahl, der Viscount Dundee, blieb, war ſie nach Colzium, dem Familienſitze der Kilſyths zum Beſuch gekommen. Damals ſoll William Livingſtone (nachmaliger Viscount Kilſyth und ihr zweyter Gemahl) ſich zuerſt um ſie beworben haben. Als Pfand ſeiner Liebe ſchenkte er ihr einen Ring, den ſie aber Tags darauf im Garten verlohr. Da der Unfall als eine üble Vorbedeutung betrachtet wurde, ſo ward dem, der ihn wiederfinden und getreulich abgeben würde, eine reiche Belohnung verheiſſen; allein umſonſt; beynahe hundert Jahre lang war nichts weiter von dem Ringe zu hören.

Im Jahr 1796 aber entdeckte der Inhaber des Gartens ihn beym Kartoffelgraben in einem Erdkloße. Er hielt ihn anfangs für einen bloßen Schnirkel; als er aber die Deviſe wahrnahm, erinnerte er ſich ſogleich der Sage, und vermuthete, daß es der Ring der Lady Kilſyth ſey.

Er iſt von Gold, und ohngefähr zehn Sh. werth, von der Breite eines Strohhalms und ohne Stein. Der äußere Rand iſt mit einem Myrtengewinde geziert, auf dem Innern lieſt man die Worte: Yours only and Euer (Dein einzig und ewig). Der Ring iſt jetzt im Beſitze Sir Archibald Edmonſton's, von Duntreath, des Eigners der Kilſythſchen Güter."

Dieſem Bericht des Herrn Rennie weiß ich weiter nichts hinzuzufügen, als mein Bedauern, daß dieſer ſo wunderbar erhaltne Leichnam ſo muthwillig verſehrt und beſchädigt worden iſt. Hätte man ihn unter Glas geſetzt, da man ihn entdeckte, ſo würde er wahrſcheinlich Jahrhunderte lang in demſelben Zuſtande geblieben ſeyn.

XVI.

Reiſe nach den Fällen der Clyde. Eine anmuthige Landſchaft. Ruinen des Caſtells Bothwell und der Prioren Blantyre. Dorf Hamilton. Pallaſt Hamilton. Gemählde-Gallerie. Rubens Daniel in der Löwengrube. Paul Veroneſe's Hochzeitliches Mahl. Brücke über den Avon. Sage, betreffend deren Erbauung. Chatel Herault und Barncluith, Landhäuſer der Hamiltone. Caſtell Mandſlie. Die Katarakten. Der Fall von Stonebyres. Lanark, ein Städtchen. Corra Lynn, eine der romantiſcheſten Schlüchte. Der Fall von Beniton. New Lanark, ein hübſches Manufacturdorf. Baumwollenmühlen. Muſterhafte Pflege der daben arbeitenden Kinder. Graf Rumford und Herr Dale, zwey edelmüthige Menſchenfreunde.

Am funfzehnten Auguſt Nachmittags brachen wir wieder auf, um die Fälle der Clyde zu beſuchen. Dießmal begleitete uns die geliebte Mitgenoſſin meiner häuslichen Freuden, wenig ahnend, daß dieß die letzte Spazierreiſe ſey, die wir mit einander machten. Das Wetter war köſtlich, ihr Gemüth auffallend heiter, und nie erinnre ich mich, die ſchöne Natur mit innigerem Vergnügen betrachtet zu haben, als während dieſer kleinen Ausflucht. Obgleich die herzerhebende Anſicht der Hochlande nicht ermangelte, den Enthuſiasmus, den das Große und Schöne der Natur in jeder Bruſt aufregt, auch in mir zu entzünden, ſo dämpfte ihn doch jedesmal der Gedanke,

daß die Geliebte dieſe köſtlichen Genüſſe nicht theilte. Jetzt hatte ich ſie mir zur Seiten, und alle Leere meiner Bruſt war ausgefüllt.

Aber o der bittern Betrachtungen, die anjetzt täglich und ſtündlich meinen Geiſt beſtürmen. Vereinzelt und einſam ſtehe ich da, und der Schöpfung blühendes Angeſicht gemahnet mich, wie eine ſchauervolle Wüſte. Verſuche ich es, die Glückſeligkeit, deren ich während dieſer kurzen Reiſe genoß, in mein Gedächtniß zurückzurufen, ſo wähne ich, ſie nur geträumt zu haben, ſo blaſſe Spuren nur ſind in meinem Gemüthe davon zurückgeblieben.

So glänzt die Flocke weiß und kalt,
Fällt in den Bach, und ſchmilzt alsbald.
So funkeln rings die rothen Flimmer
Des Nordlichts, und zerſprühn für immer.
So blüht in dunſtbeladner Luft
Die Iris und zerſchwimmt in Duft.

Mein ganzes Leben ſcheint mir eine Kette von jammervollen Unfällen geweſen zu ſeyn, die kaum jemals durch einen und andern heitrern Moment unterbrochen wurde. Wie ſtark empfinde ich die Wahrheit jener ſchönen Zeilen:

Ay de mi! un amo felice
Parece un ſoplo ligero,
Pero sin dicha un instante
Es un siglo de tormento.

Ich fühle, wie ſehr ich der Nachſicht der Leſer bedarf, wenn ich Privatunfälle, wofür ſich die Wenigſten von ihnen intereſſiren können, in dieſe Reiſegeſchichte einwebe; allein Betrachtungen dieſer Art drängen ſich mir

unwillkührlich auf, und verscheuchen faſt jede andre Idee: kein Wunder dann, wenn ſie auch bisweilen meiner Feder entwiſchen.

Die Reiſe von Glasgow bis zu den Fällen der Clyde gehört zu den anmuthigſten, die man in Schottland machen kann. Die Straße läuft gemeiniglich längſt der Clyde hin, deren Ufer ſchön beholzt ſind. Die erſten ſechs Meilen bieten jedoch wenig anziehendes dar. Wir gelangten dann zum Dorf Uddingſtone, und bald darauf zu den Ruinen des Schloſſes Bothwell am nördlichen Ufer der Clyde. Obgleich es lange in Trümmern gelegen hat, ſo verrathen die Ueberbleibſel doch noch ſattſam ſeine alte Größe und die Herrlichkeit ſeiner Beſitzer. Das Ganze iſt ſehr weitläuftig, und hat die Form eines länglichten Vierecks, das 234 Fuß lang, und 100 breit iſt. Die Mauern, aus einem röthlichen Gerit erbaut, ſind über funfzehn Fuß dick, und an einigen Stellen ſechzig Fuß hoch; von den vier Thürmen ſind noch drey übrig, und zwey beynahe ganz. Eine noch ziemlich wohl erhaltene Treppe führt bis auf die Zinne des höchſten hinauf, wo man eine ſchöne und weitläuftige Ausſicht in den Weſten hinaus hat. Der innere Burgplatz iſt jetzt in einen Blumengarten und eine Kegelbahn verwandelt.

Dieß Caſtell ſpielt in der Geſchichte Schottlands eine bedeutende Rolle. Ueber das Datum ſeines Urſprungs ſchweigt ſowol die Geſchichte als die Ueberlieferung. Unter Eduard des Erſten Regierung war es der Sitz des Engliſchen Statthalters, namentlich Aymar'e de Valence, Grafen von Pembroke, der, nach ſeiner Niederlage durch Bruce in der Schlacht bey Loudon-

Hill 1307 hieher flüchtete. Nach Pembroke's Aechtung hatte es mancherley Beſitzer, unter denen denn der Graf Bothwell, deſſen Namen es noch jetzt trägt, durch die Verwegenheit und den Glanz ſeiner Verbrechen in den Annalen Schottlands am meiſten hervorglänzt. Nach Bothwell kam es an Archibald the Grim, Grafen von Douglas, in deſſen Familie es bis zu deren Aechtung im Jahr 1745 blieb. Nach manchen Abwechſelungen kehrte es 1763 zur Familie Douglas zurück, die es auch noch jetzt beſitzt. Neben dem Caſtell liegt Bothwells houſe, der jetzige Wohnſitz der Douglas, ein ſehr hübſches Gebäude, aus röthlichem Stein erbaut, reizend belegen und mit Gehölzen umringt.

Bothwell gegenüber, an der andern Seite der Clyde, liegen die Ruinen der Priorey Blantyre auf einem faſt ſenkrecht aus dem Fluſſe hervorſteigenden Felſen; was noch übrig iſt von der Mauer, läuft hart am Saum des Abſturzes hin. Zwiſchen dem Caſtell und der Priorey ſoll der Sage nach ein unterirdiſcher Gang unter der Clyde hindurch geführet ſeyn, damit die Frauen des Caſtells in Zeiten der Gefahr ſich unter den Schutz des Gotteshauſes möchten retten können.

Ueber den Urſprung und die Geſchichte dieſer gottesdienſtlichen Stiftung iſt heut zu Tage wenig zu erfahren. Aus einigen alten Urkunden erhellt, daß es eine Colonie des Kloſters Jedburgh geweſen. Bey der Aufhebung der Klöſter in Schottland zur Zeit der Reformation fiel es an Walter Stuart, Geheimen Siegelbewahrer und nachmaligen Lord Blantyre, in deſſen Familie es ſeitdem geblieben iſt.

Nachdem wir dieſe alten Ruinen in Augenſchein ge-

nommen hatten, reiſten wir durch das Dorf Bothwell, wo eine alte Kirche iſt, ein gutes Probeſtück der gothiſchen Architektur. Dann kamen wir zur Bothweller Brücke, wo im Jahr 1679 eine merkwürdige Schlacht zwiſchen den Whigs oder Covenanters und des Königs Armee unter Monmouth zum Nachtheil der Erſteren vorfiel. Zwey Meilen weiter hin gelangten wir nach Hamilton, einer ziemlich großen, aber irregulär gebauten Stadt. Hier iſt Hamiltonhouſe, der Pallaſt der Herzoge dieſes Namens, ein zwar ſehr prächtiges, aber etwas ſchwerfälliges Gebäude, das aus einem Frontiſpiz und zwey ſehr tiefen Flügeln beſteht. Es ſcheint zu verſchiednen Zeiten daran gebaut zu ſeyn; der älteſte Theil ward 1591 aufgeführt, der neueſte und beträchtlichſte aber erſt um das Ende des vorletzten Jahrhunderts. Einige Zimmer ſind ſehr groß, beſonders die Galerie, wo ſich eine gute, vielleicht die beſte Gemählde-ſammlung in ganz Schottland befindet.

Hier iſt Rubens berühmtes Gemählde, Daniel in der Löwengrube, das mit Recht für eins der ſchönſten Producte dieſes Meiſters gilt. Ich weiß es nicht beſſer zu beſchreiben, als mit Gilpin's Worten.

„Der Prophet ſitzt nackend, von den Löwen umringt, in der Mitte einer Höhle. Eine Oeffnung im Gipfel, durch die er herabgelaſſen worden, giebt dem Gemählde das erforderliche Licht. In ſeinem Angeſicht liegt ein ſchlechterdings unbeſchreiblicher Ausdruck. Sonſt verlachte ich die Kunſtrichter, die mit großem Wortgepränge von den gemiſchten Leidenſchaften eines und deſſelben Geſichtes reden. Ich konnte mir nicht einbilden, daß zwey entgegengeſetzte Leidenſchaften in Einerley Ge-

ſicht ausgedrückt ſeyn könnten; die Anweſenheit der Ei-
nen, däuchte mich, müſſe nothwendig die Andere aus-
ſchließen. Hier ward ich vom Gegentheil überzeugt.
Hoffnung und Furcht kämpfen augenſcheinlich im Ange-
ſicht des Propheten. Jene ſcheint zwar vorzuherrſchen;
aber kalte Schweißtropfen, die Wirkung des innern Kam-
pfes, ſtehen ſichtbarlich auf ſeiner Wange. Ueberhaupt iſt
der ganze Kopf ein unübertreffliches Kunſtwerk. Die Fi-
gur iſt ſeiner würdig. Die Hände ſind gefaltet. Agonie
ſpricht aus jedem Muskel und der ganzen zuſammenge-
krümmten Geſtalt. Mit einem Wort, kräftiger kann
nichts erfunden, beſonnener nichts durchgedacht, entzü-
ckender nichts colorirt, mit gröſſerer Zartheit nichts aus-
geführt werden, als dieſer ganze Daniel. Ich möchte
ihn die edelſte Ausblitzung von Rubens ſeltnem Künſtler-
geiſt nennen. Hier iſt lauter ſtraſſende Schönheit, ohne
den mindeſten Fehler; ich wenigſtens war nicht im Stan-
de, einen Fehler zu entdecken.

Allein obgleich die Hauptfigur meine Erwartung
übertraf, ſo blieb das Ganze des Gemähldes doch weit
hinter ihr zurück.

Die Compoſition iſt gut. Die Löwen, deren ſechs
ſind, nebſt zweyen Löwinnen, ſind gut geordnet. Sie
ſtehn um den Propheten mit der Gleichgültigkeit, die
aus gänzlicher Sättigung zu entſpringen ſcheint. Der
eine gähnt, der andre ſtreckt ſich, der dritte wirft ſich
nieder. Ein minder verſtändiger Künſtler hätte ſie viel-
leicht vorgeſtellt, wie ſie nach dem Propheten ſchnapp-
ten, durch den Allmächtigen aber abgehalten würden,
ihn zu verſchlingen, ohngefähr wie ein Fleiſcher ſeinen
Hund mit dem Strick zurückhält. Der einzige Fehler,

der mir in der Composition zu liegen scheint, entspringt aus den Ausmessungen des Gemähldes. Der Mahler hätte ihm mehr Höhe geben sollen, wodurch die Oeffnung im Gipfel mehr in die Ferne gerückt, und dem Innern der Schluft ein schauervolleres Ansehn gegeben worden wäre. So aber ist die Oeffnung eher armselig. Gescheute Kunstrichter haben deshalb vermuthet, daß das Gemählde nicht mit Einem Mal aus dem Geist des Künstlers hervorgesprungen, sondern daß er Anfangs bloß den Daniel gemacht, und da ihm dieser wohlgefallen, die Umgebungen nachmals hinzugefügt habe.

Der gröste Mangel des Gemähldes liegt indessen in der Vertheilung des Lichtes. Nicht leicht wäre ein Sujet einer vortheilhaftern Beleuchtung empfänglich gewesen, als grade dieses. Da das Licht zu einem engen Canal im Giebel hereinfällt, so bildet es natürlich in einer Gegend der Höhle eine Masse, welche nach und nach hätte wegdämmern sollen. Dieß hätte den wahren Effect hervorgebracht. Die Umgränzungen der Masse hängen von den Gegenständen ab, welche sie empfangen; taugen sie nicht viel, so mag das Urtheil des Künstlers dem abzuhelfen suchen. Rubens ist dieß nicht entgangen; allein er hat nicht alle Vortheile benutzt, die sein Sujet ihm darbot. Die Hauptfigur *) zeigt sich nur im vollsten Licht;

*) Wie sehr das ganze Gewerb- und Kunst-beflissene England in Absicht der letzteren dermalen auf ganz falschem Wege sey, lehrt das obige lang ausgesponnene Nadotage ihres berühmtesten Virtuoso augenscheinlich, so wie es ihre ganze theure Shakespear-Gallery, und im Grunde jedes der unzähligen manierirten Blätter lehret, womit von jenseit des Canals herüber das ganze Europa überschwemmt wird. Der Effect ist die-

allein dieß Licht verſchmilzt nicht ſattſam in den fernen Gegenden der Höhle. Es fällt zu viel davon auf die Löwen. Wäre es ſparſamer auf dieſe, wäre es nur auf einige hervorragende Theile geworfen worden, ſo würde der Effect ſtärker geworden, das Große und Grauſende der Scene würde den Anſchauer mächtiger ergriffen haben. Fürchterliche aus der Leinewand hervorſtarrende Köpfe, deren Leiber im Dunkeln geblieben, würden die Einbildungskraft aufgeregt haben, ungeſehene Schrecken zu ahnen. Derjenige Mahler leiſtet am meiſten, der der Fantaſie den weiteſten Spielraum eröffnet; diejenigen Gegenſtände ſind die erhabenſten, die ſich uns ſo zu ſagen nur in blitzähnlichen Erſcheinungen zeigen; halb unſichtbare Formen, Andeutungen von grauſenden Geſtalten, welche der Erforſchung ſpotten. Der gewaltſam aufgeſchreckte Geiſt beut alle ſeine Kräfte auf, rafft zuſammen ſein ganzes Vermögen, ringt das Unfaßliche zu faſſen, ſchaudert endlich, der fruchtloſen Anſtrengung erliegend, in ſich ſelbſt zurück, mit einer Art wilden Erſtaunens und herben Vergnügens. Wenn Virgil die Götter, die, in Dampf und Dunkel gehüllt, Trojens Mauern von Grund aus niederreißen, beſchreiben will, ſo giebt er uns in drey Worten: apparent diræ facies, ein ſchauerlicheres Gemählde, als wenn er uns den Jupiter, die Juno und die Pallas mit ihrer ganzen himmliſchen Panoplie bis ins kleinſte Detail ausgemahlt hätte. Denn

ſen Inſulaner Eins und Alles: der Effect das Kleinod, wonach ihre Künſtler einzig in den Schranken laufen; der Effect, „die Cleopatra, welcher zu Liebe ſie die Welt verſcherzen.“

Der Ueberſetzer.

wenn der Geiſt eines Bildes ſich in ſo weit bemeiſtern kann, daß er es innerhalb beſtimmter Umriſſe begränzet, ſo mag es groß ſeyn, aber es hört auf, erhaben zu ſeyn. Es fällt nun unter die Competenz der Urtheilskraft, eines ſtrengen, kalten, zergliedernden Vermögens, das, indem es jede Gegend ſeines Gegenſtandes beleuchtet, für die Schrecken namenloſer Dinge keinen dunkeln Schlupfwinkel übrig läßt.“

Ich beſcheide mich, kein Kenner von Gemählden zu ſeyn; ich muß jedoch bekennen, daß ſich mir, was die Vertheilung des Lichts anlangt, ohngefähr dieſelben Ideen aufdrangen, als ich das Gemählde zum erſtenmal ſahe. Darinn kann ich jedoch dem Schriftſteller nicht beyſtimmen, daß die Löwen äußerſt nachläſſig hingeworfen ſeyn ſollten. Vielmehr ſcheinen ſie mir völlig ſo fleißig ausgeführt zu ſeyn, als das Uebrige. Es iſt dieß unſtreitig das erſte Gemählde in Schottland.

Auch ein Portrait des Grafen von Denbigh wird gar ſehr bewundert; er hat ein rothes Jäckchen an, und eine Flinte in der Hand. Das Haar iſt kurz und grau, die Miene voll Ausdruck und Wahrheit. Einige Reiſende haben es dem Rubens zugeſchrieben; es ſcheint aber mehr in Van-Dyke's Styl zu ſeyn.

Paul Veroneſe's Hochzeitliches Mahl iſt ein gutes Stück. Die Widerſetzlichkeit und Halsſtarrigkeit des unverſchämten Gaſtes, der kein Hochzeitliches Kleid anhatte, ſind ſehr brav ausgedrückt.

Hamiltonhouſe liegt nicht ſonderlich gefällig auf einer Ebne ganz nahe bey der Stadt. Ehemals, wo das Bedürfniß wechſelſeitiger Vertheidigung dieß Aneinanderſchließen nöthig machte, ſtanden die Häuſer gruppenweiſe

rund um die Herrenwohnung herum. Nach und nach wurden die Häuser an der Einen Seite abgebrochen, die Stadt dehnte sich im Süden und Westen aus, und das Haus blieb gewissermaßen von ihr abgetrennt.

Hamilton enthält ohngefähr viertausend Einwohner, und ist mit mehrern öffentlichen Gebäuden verziert, worunter die Pfarrkirche sich auszeichnet. Sie ist nach des ältern Adams Riß erbaut worden, und da sie auf einem erhabenen Boden liegt, so fällt sie sehr vortheilhaft in die Augen. Die Glasgowischen Manufacturisten halten hier eine große Menge Weber in Arbeit. Seit einer Reihe von Jahren hat auch eine Manufactur von Zwirnborten (thread lace) hier bestanden, die aber jetzt in Abnahme ist.

Nachdem wir alle Merkwürdigkeiten des Orts in Augenschein genommen, fuhren wir mitten durch die Stadt, schlugen die Carlisler Heerstraße ein, und kamen nach einer Meile Wegs etwa an den Avon, einen sehr mahlerischen Fluß, mit einer Brücke, die aus folgender sonderbaren Veranlassung erbaut seyn soll.

Zu Hamilton sollte auf einen gewissen Tag eine Art von Kirchenversammlung gehalten werden, um über einen streitigen Punkt durch die Stimmenmehrheit zu entscheiden. Ein reicher Pfarrer, der im Süden der Stadt wohnte, war fest entschlossen, seine eigne Meinung bey dieser Gelegenheit durchzusetzen, und hatte eine große Menge seiner benachbarten Brüder beredet, ihn zu unterstützen. Als sie aber am bestimmten Tage zum Avon kamen, fanden sie den Fluß dermaßen vom Regen angeschwollen, daß es unmöglich war, ihn zu passiren. Dieß verschaffte der Gegenparthey den Sieg, und der Pfarrer

ereiferte sich darüber dermaßen, daß er, um für die Zukunft ähnlichen Unglücksfällen vorzubeugen, auf seine eignen Kosten eine Brücke über den Fluß schlagen ließ.

Wir stiegen hier aus, und ließen unsre Chaise bey der Brücke, um des Herzogs Park zu besehen. Man führte uns durch einen Thorweg, einen Hügel in die Höhe nach Chatelherault, einem der Familie Hamilton zugehörigen Sommerhause. Es ist im Französischen Geschmack, und soll nach dem Modell des Schlosses Chatelherault in Frankreich, das ehemals dem Oberhaupt der Familie gehörte, der denn auch dessen Titel führte, errichtet worden seyn.

Es liegt auf einer glatten Fläche mit schräg ablaufenden Seiten, und wegen der langen mit vier Thürmen gezierten Fronte hält man es für ein sehr grosses Gebäude; allein es ist nicht viel dahinter: das so prächtig auffallende Ganze läuft bey näherer Untersuchung auf einen einzigen kleinen Speisesaal und ein einziges Visitenzimmer hinaus. Noch ist oben ein nicht möblirtes Zimmer an einem Ende, am andern aber ein Pferde- und Hundestall. Aus dem obern Stock hat man eine schöne Aussicht auf den Norden hinaus, die durch die Campsieberge und den Benlomond beschränkt wird. Im Speisesaal hängt ein lebensgroßes Pferd von Stubbs, der in dieser Gattung der Mahlerey berühmt ist.

Chatelherault liegt an den Ufern des Avon, der hier sehr steil und romantisch ist. Seine Lage ist allerdings gefälliger als die von Hamiltonhouse. Wirklich lag auch der alte Familiensitz, Cadzow Castle genannt, am andern Ufer des Avon, wo man noch jetzt die Ruinen siehet. Er ward durch Murray's Heer unter Mariens Re-

sierung geplündert und verheert, seit welcher Zeit er denn so liegen geblieben ist.

Ein wenig unterhalb Cadzow, an derselben Seite des Flusses, liegen die Ruinen von Barncluith, einer Hamiltonschen, im Holländischen Geschmack erbauten Villa. Das Haus steht auf einer hohen und steilen Uferwand des Avon. Gänge, welche Terrassenweise aus dem Felsen gehauen sind, führen bis zum Fluß hinunter. Immer grüne Stauden, dem Geschmack der Zeit gemäß in mancherley Figuren geschnitten, stehn längst den Gängen. An günstigen Stellen sind kleine Pavillions erbaut; Springbrunnen, in der Mitte eines Bassins, treiben das Wasser bis zu einer beträchtlichen Höhe. Von hier aus überschaut man die schönbewaldeten Ufer des Avon, welche sich in amphitheatralischer Form erheben. Hier und da ragen einzelne Felsspitzen mit kühnem Kamm hervor, während das Wasser drunten in seinem steinigen Bette schäumend hinbraust. Der menschenfreundliche Besitzer führte diese Anlagen aus, um zur Zeit der Theurung, die zu Ende des verlegten Jahrhunderts herrschte, den Armen Brod und den Betriebsamen Arbeit zu schaffen.

Eine Meile etwa jenseits des Avon bogen wir links aus der Carlisler Landstraße, und gelangten in das reizende Thal Clydesdale, das mit vielen schönen Landsitzen verziert ist. Mandlie Castle, der Sitz des Grafen von Hondford fesselt hauptsächlich das Auge durch die Schönheit seiner Lage sowol als seiner Architektur. Es liegt am nördlichen Ufer der Clyde, und, wiewol ein neueres Gebäude, indem es 1792 angefangen und erst jüngst vollendet wurde, so ist es doch im Styl der alten Burgen gebaut, der nach meinem Gefühl

ansehnlicher und imponirender ist, wie der der prächtigsten modernen Gebäude. Der Riß ist von R. Adam, und es sind mehrere Ordnungen von Architektur darinn angebracht. Diese alten Burgen haben einen Charakter von Pracht und Größe, der wirklich für die Behausung eines Ritters und Kronvasallen sich besser schickt, als die vielleicht bequemern modernen Gebäude. Auch die Wirthschaftsgebäude sind in angemessenem Styl gebaut; und ich muß sagen, ich habe selten etwas in dieser Art gesehen, das mir besser gefallen hätte.

Oberhalb des Nethan, über welchen unfern des Castells Wandslie eine Brücke führet, liegt eine sehr romantische Schlucht, wo hoch auf einem vorspringenden Felsen die Ruinen des Castells Craignethan zu sehen sind, das ehemals ein Sitz der Hamiltone war, jetzt aber dem Lord Douglas gehört. Hierher nahm Marie Stuart für kurze Zeit ihre Zuflucht, nachdem sie ihrem Gefängnisse auf Loch-Leven entronnen war.

Einige Meilen weiter hin gelangten wir in den Wald Stonebores, und hörten bald ein dumpfes hohles Rauschen, das immer stärker ward, je tiefer wir uns in den Wald verlohren. Jetzt tauchten wir aus dem Gehölz hervor, und fanden einen Pfosten, der den Weg zu den Kataraften bezeichnete. Wir stiegen aus, um einen steilen Hügel hinanzuklimmen; zweyhundert Schritte ohngefähr von der Heerstraße gelangten wir an eine steile Uferwand, wo wir, auf einem Sitze ruhend, den Hr. Dale hier anlegen lassen, das erhabene Schauspiel in völliger Sicherheit betrachteten. Der Fall ist zweymal gebrochen, gleicht aber wenn der Fluß voll ist, einem einzigen Sturze, der gegen sechzig Fuß Höhe

hält. Der Fluß iſt oben völlig glatt und ruhig; hier aber, wo er von den Felſen eingeklemmt wird, ſchießt er mit unglaublicher Wuth über das hangende Geſtein herunter. Die Umlage iſt ſchön; die ungeheure Maſſe des niederſtürzenden Waſſers erſchüttert die Sinne; das dunkle Colorit der mit Wald bekränzten Schieferfelſen bildet mit dem weißen Schaum der Katarakte einen mahleriſchen Abſtich. Der hochaufſteigende Dunſt hüllt die umgebenden Gegenſtände in einen Nebel, der das Große der Scene vermehren hilft.

Dieſer Fall iſt das Non plus ultra des die Clyde hinaufſteigenden Lachſes. So ſehr er ſich auch zerarbeitet, und ſo beharrlich auch ſeine Sprünge ſind, ſo vermag er doch nicht über den Schlagbaum zu ſetzen, den die Natur ihm hier gezogen hat.

Nachdem wir uns eine geraume Zeit an dem erhabenen Schauſpiel geweidet hatten, kehrten wir zu unſrer Chaiſe zurück, ſetzten unſern Weg auf der Landſtraße fort; eine Brücke von dreyen Bogen half uns noch einmal die Clyde paſſiren, und bald erreichten wir Lanark, das zwey Meilen jenſeits der Fälle liegt.

Lanark iſt eine der älteſten Städte in Schottland; einige der beſten Alterthumsforſcher halten es für die Colonia des Ptolemäus, was wenigſtens nicht unwahrſcheinlich iſt, indem die Römer mehrere Lager in der Gegend hatten, wie denn auch die große Römiſche Heerſtraße, Wallingſtreet genannt, ohngefähr dieſen Weg nach zog. Lanark ward von Alexander I. zu einem königlichen Burgflecken erhoben, und ihr Freyheitsbrief (ſo wie die, welche ſie nachmals von Robert I. und Jacob V. erhalten hatte) von Carl I. im Jahre 1621 beſtä-

tigt. Der Ort concurrirt mit Linlithgow, Selkirk und Peebles, einen Deputirten ins Parlament zu senden. Die Wahl liegt dem Gemeinderath ob und den Vorstehern der Gewerke; die Regierung dem Provoſt, zweyen Bailifs, einem Dean of Guild (Bildemeister) und dreyzehn Räthen. Die Zahl der Einwohner belief ſich 1793 auf 2260, hat aber ſeit Einführung der Baumwollenmanufacturen ſchnell zugenommen, und kann jetzt nicht unter 3000 ſeyn. Es giebt hier einige leidliche öffentliche Gebäude, die Kirche, das Stadthaus, die Schule, und einen recht guten Gaſthof, welcher des Sommers von Fremden, welche die Fälle zu ſehen kommen, häufig beſucht wird.

Die Muſſelinweberey iſt die vornehmſte Manufactur des Orts, und beſchäftigt viele Hände. Ehemals ward hier eine Menge Schuhe verfertigt und nach Amerika ausgeführt. Mit dem Kriege verlor dieſer Gewerbzweig und hat ſich ſeitdem nicht wieder erholt. Dagegen beſchäftigen ſich dermalen gegen ſechzig Stühle mit der Strumpfweberey.

Aug. 16. Nach dem Frühſtück machten wir uns auf, die andern Fälle zu beſehen, die etwa zwey Meilen von Lanark liegen. Anderthalb Meilen mochten wir ohngefähr auf einer ſehr ſchönen Heerſtraße gefahren ſeyn, als wir Neu-Lanark erblickten, ein reizendes Dorf, das Herr Dale hat bauen laſſen, und das mit ſeiner Mühle und der umliegenden Gegend äußerſt angenehm in die Augen fällt. Indem wir hindurchfuhren, kamen die Kinder grade von der Arbeit, um zu frühſtücken; dieß hinderte uns zu halten, wie wir willens geweſen, und ſie arbeiten zu ſehen. Wir ſchlugen nun einen Weg ein, der längſt der romantiſchen Geſtade der Clyde ſich

hinzieht, nahmen zu Yoniten einen Wegweiser, und wurden von diesem zu einem Platze geführt, wo wir den Corra-Linn zum erstenmal, jedoch nur noch unvollkommen erblickten, indem ein Theil des Falles von Felsen und Gehölz versteckt wird.

Da der Weg nicht weiter fahrbar ist, so verliessen wir die Chaise, und stiegen einen gewundenen Pfad hinan, mittelst dessen wir bald zu einem Sitze gelangten, grade im Vollgesicht des erhabnen Falles. Die Sinne werden hier so gewaltsam bestürmt, daß sie den Aufruhr des tobenden Elements eine Zeitlang zu theilen scheinen; die Besinnung steckt, und es dauert eine Weile, ehe man sich hinlänglich sammelt, um der erhabnen Schrecken der Scene mit Ruhe geniessen zu können.

Die lagerweise über einander geschichteten Felsen, die hier die Clyde einengen, bilden ein erstaunenswürdiges Amphitheater, das aussieht, als ob es von Riesenhänden aufgemauert wäre. Beschränkt von den unmittelbar über dem Fall hervorspringenden Felsen, gewinnt das Wasser der Clyde eine wunderbare Schnelligkeit, womit es schäumend und schäumend über die Felsenwand hinunter sich in die Tiefe stürzet.

Gleich dem zu Stonebyres besteht auch dieser Fall eigentlich aus dreyen, welche, wenn der Fluß vom Regen angeschwollen ist, einen einzigen Schuß bilden. Der oberste ist nur klein; der mittlere schon größer; der niedrigste bey weitem der schönste an Höhe wie an Breite. Grade über dem zweyten Fall rechter Hand ist eine Mühle, noch weiter hinauf auf einem drohenden Abhang liegt das alte Castell Corra, wo ehemals ein Zweig der Somervilleschen Familie wohnte, etwas niedriger, mehr

abwärts vom Flusse steht Corra-House, ein mo-derner Wohnsitz, der fast ganz zwischen hohen Bäumen versteckt liegt. Bey vollem Flusse ist der Ungestüm des Wassers so gewaltig, daß die Burg und die Felsen da-von schüttern, und in dem Wohnhause, wie der Weg-weiser uns versicherte, das Wasser bisweilen aus den Gläsern fährt. Die ganze Luft ist voll des aufstei-genden Wasserstaubes, darum wir, da grade die Sonne hervortrat, alle Farben des Prisma spielen sahen.

Die Felsen sind bis an den Gipfel beholzt, und die Bäume strecken ihre Zweige fast quer über den Fall, welcher denn der Schönheit der Scene keinen geringen Zuwachs gewähret. Der obere Theil des Falls wird von den Felsen äußerst eingeengt, und schießt in einem unge-brochnen Sturze herunter; der untere gewinnet einen etwas freyern Spielraum, breitet sich aus, und fällt treppend gebrochen den schroffen Abhang hinab. Die Höhe beträgt mehr denn 80 Fuß.

Einige ziehen diesen Fall dem von Stonehyred vor, während andre dem letztern, der zwar minder hoch aber breiter ist, den Preis ertheilen. Es sind unstreitig ein paar ansehnliche Kataraкten, aber von so verschiednem Charakter, daß sie nicht füglich eine Vergleichung ver-tragen. Von dem Corra-Linn gewinnt man übrigens die beste Ansicht, wenn man einige Ellen über den oben bezeichneten Sitz hinansteigt.

Der Canal der Clyde wird oberhalb des Falls durch sehr hohe und bis zum Gipfel beholzte Felsen beschränkt, in welchem rauhen Bette der Fluß denn mit großem Ungestüm hinunterrollet. Wir giengen längst dieser ho-hen Ufer noch immer auf dem vorigen Pfade aus dem

Corra-Linn nach dem Fall von Boniton, der ohngefähr drey Viertelmeilen höher hinauf liegt. Von einem über die Clyde herüberhangenden Felsen, auf welchen eine kleine Bastion gebaut ist, hat man eine gute, wiewol etwas ferne Ansicht des Falls, der zwar minder hoch als die andern, jedoch ebenfalls nicht ohne Schönheit ist; die Höhe beträgt nur sieben und zwanzig Fuß; auch ist er nicht gebrochen, wie die andern; sondern der Fluß schießt in Einem breiten Gusse hinunter in einen tiefen Kessel, aus welchem er schäumend und dampfend wieder in die Höhe gährt. Die Umlage dieses zwar nicht kühnen, aber desto anmuthigern Falles wird durch einen nackten Berg im Hintergrund, der durch das Anpflanzen sehr gewinnen würde, verunziert.

Aus dem Boniton-Linn maßen wir eine kleine Strecke unsers Weges zurück; bald aber wand der Pfad sich rechter Hand in die Höhe, und brachte uns zu einem Pavillion, der auf einem Hügel, grade oberhalb des Corrafalles aufgeführt ist. Wir schauten hier von oben auf den Fall herunter, eine Ansicht, die jener aus der Ossians-Halle bey Dunkeld, nur daß sie etwas ferner ist, wenig nachgiebt. Auch hier sind, wie zu Dunkeld, Spiegel angebracht, welche den Fall in allen nur erdenklichen Richtungen zurückbrechen. Aus dem westlichen Fenster des Pavillions hat man eine schöne Aussicht auf die Spinnmühlen, das mahlerische Dorf New-Lanark, die bunten Gestade der Clyde, die Stadt Lanark, und die fernen Berge in den Grafschaften Stirling und Argyle.

New-Lanark und seine Spinnmühlen nahm zunächst unsre Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Lage dieser Anstalten ist sehr romantisch. Sie sind überall von wal-

dichten, amphitheatralisch sich erhebenden Höhen umgeben, welche sie dem Gesicht so lange entziehn, bis man ihnen möglichst nahe gekommen, da sie dann mit einmal wie durch Zauberey hervorspringen, und Auge und Gemüth in gleichem Grade überraschen und ergötzen.

Die große Menge Wassers, die einem hier zu Gebote steht, hat zuerst aufgemuntert, eine Manufactur dieser Art in dieser Gegend anzulegen. Das Wasser der Clyde, das das ganze Maschinenwerk treibt, wird mittelst eines unterirdischen Aquaducts, der ausdrücklich zu diesem Zweck auf dem festen Felsen gehauen worden, mehrere hundert Ellen weit geleitet. Die erste Mühle, welche 154 Fuß lang ist, wurde 1783 errichtet, und da sie drey Jahr nachher durch Feuer verzehrt wurde, 1789 wieder aufgebauet. Die zweyte hat genau dieselben Ausmessungen. Die dritte ist 130 Fuß lang, die vierte 156.

Die beyden, die zuerst erbaut wurden, enthalten zwölfhundert Spindeln, for spinning water twist (?). die beyden andern sind mit jennies (?) besetzt, for spinning mule yarn (?)

Der Errichtung dieser Mühlen verdankt das Dorf sein Daseyn. Es bestehet aus netten, aber tüchtigen Häusern, die in zwey breiten, regelmäßigen und reinlichen, bey einer halben Meile langen Straßen hinlaufen. Ohngefähr im Mittelpunkt des Dorfs sind die Mühlen, und diesen gegenüber liegt ein zierliches bescheidnes Wohngebäude, wo der Eigner sich gelegentlich aufhält. Daneben sind die Wohnungen der vornehmsten Aufseher und Verwalter.

Das Dorf enthält nicht weniger denn 1500 Einwoh-

ner, wovon etwa 1400 (alle im Grunde, die nicht ſchon zu alt, oder noch zu jung zur Arbeit ſind) bey der Manufactur gebraucht werden. Gegen fünfhundert Kinder werden von Herrn Dale gekleidet und genähret; die andern wohnen bey den Eltern im Dorf, und erhalten wöchentlich einen gewiſſen Arbeitslohn.

Die Mühlen ſind von denen, die man in andern Gegenden des Landes findet, nicht verſchieden; was aber hier die Aufmerkſamkeit des Fremden vorzüglich feſſelt, iſt das geſunde und glückliche Anſehn der Kinder, die bey dieſen Fabriken gebraucht werden. Die Sorgfalt, womit man hier für die leibliche und ſittliche Geſundheit der Kinder ſorgt, contraſtirt in der That ſehr ſchneidend mit ſo manchen andern, die man als ſo viele Pflanzſchulen der Laſterhaftigkeit und Kränklichkeit betrachten kann.

Damit es während der Arbeit den Kindern nicht an friſcher und reiner Luft gebreche, ſo werden die Fenſter in den Mühlen beſtändig geöffnet; auch ſind unter jedem zweyten Fenſter Luftlöcher angebracht, die im Sommer allzeit offen ſtehen. Dazu werden die Fußböden und das ganze Maſchinenwerk zum öftern mit heißem Waſſer gewaſchen, die Mauern aber und Decken fleißig geweißet.

Die, welche ſtatt des Lohnes in allen Stücken freygehalten werden, wohnen in Einem Hauſe in ſechs groſſen Zimmern, worinnen Betten ſtehen, je Eins für drey Kinder. Die Wände und Decken dieſer Zimmer werden zweymal des Jahrs mit heißem Kalk geweißet, die Fußböden aber einmal die Woche mit heißem Waſſer und Sand geſcheuert. Die Kinder ſchlafen auf eiſernen Bettſtellen,

auf einer mit Stroh gestopften Unterlage, deren Inhalt alle Monat gewechselt wird. Ein Lacken wird über den Strohsack, über diesen aber werden, nach Maaßgabe der Jahrszeit, ein oder zwey Paar Decken und ein Ueberwurf gebreitet. Jeden Morgen werden die Schlafsäle gefegt und die Fenster geöffnet, welche dann auch den ganzen Tag offen bleiben. Manche Kinder haben sich kleine verschlossene Schränke angeschafft, worinn sie ihre Bücher und übriges kleines Eigenthum verwahren. Die Oberkleidung der Knaben sowol als der Mädchen ist baumwollen, und wird, da sie noch einen überschüssigen Anzug haben, alle vierzehn Tage gewaschen. Im Winter werden die Knaben in wollenes Tuch gekleidet. Knaben und Mädchen haben auch noch einen Anzug für den Sonntag. Ihre Wäsche wird die Woche einmal gewechselt.

Ihre Speisen werden in eisernen Grapen zugerichtet, und bestehn zum Frühstück und Abendbrod aus einem Brey von Hafermehl, den sie den Sommer über mit Milch essen. Im Winter erhalten sie statt deren ein Gemische von Bier und Syrup. Zu Mittag haben sie täglich Gerstenbrühe aus frischem Rindfleisch gemacht, welches Rindfleisch täglich unter die Hälfte der Kinder vertheilt wird, so daß etwa sieben Unzen auf den Mund kommen; die andre Hälfte wird dagegen mit Käse abgefunden, wovon jedes ohngefähr fünf Unzen erhält. So haben sie dann umschichtig Fleisch und Käse zum Mittagessen, nur daß im Winter bisweilen mit einem Gericht Hering abgewechselt wird.

Zu dem Fleisch oder Käse erhalten sie noch eine reichliche Portion Kartoffeln, oder vortrefflichen Gersten-

brodes, von welchem letztern ihnen ohnehin jeden Morgen, ehe sie an die Arbeit gehn, ein tüchtiges Stück mitgegeben wird. Sie arbeiten jeden Tag eilf und eine halbe Stunde; dazwischen wird eine halbe Stunde zum Frühstück und eine ganze zum Mittagseſſen freygegeben. Um ſieben Uhr wird zu Abend gegeſſen, worauf der Unterricht anfängt, und bis neun Uhr dauert. Drey ordentliche Lehrer ſind von Herrn Dale angeſtellt, welche diejenigen Kinder, die noch zu jung zum Arbeiten ſind, den ganzen Tag unterrichten; wir beſuchten dieſe Schule, und hörten einige noch ganz kleine Knaben fertig und ſehr richtig leſen. Abends werden dieſe drey Lehrer von ſieben andern unterſtützt, deren einer im Schreiben unterrichtet. Auch iſt eine Frau da, welche die Mädchen nähen, und noch ſemand, der die Kinder die Kirchenlieder ſingen lehrt. Die Lehrer haben geſchriebne Inſtructionen, worinnen ihnen vorgeſchrieben iſt, wie weit ſie die Kinder gebracht haben müſſen, ehe ſie ſie in die nächſten höhern Claſſen verſetzen dürfen. Ueber Tiſche haben die Lehrer den Vorſitz, und vertreten gewiſſermaßen die Stelle der Caplane. Auch führen ſie die Kinder Sonntags zur Kirche, wo ihr leutſeliger Herr ihnen zuweilen ſelbſt religiöſen Unterricht ertheilt. Sonntags Abends vereinigen ſich die ſämmtlichen Lehrer zu moraliſchen und religiöſen Lectionen.

Viele Lanarkſche Einwohner ſind Hochländer, hauptſächlich aus den Grafſchaften Argyle, Caithneß und Inverneß.

1791 kam ein Schiff, das Emigranten aus der Inſel Skye nach America führte, in ſchwerem Wetter zu Greenock angetrieben, und gegen zweyhundert Perſonen

wurden in sehr armseligen Umständen ans Land gesetzt. Herr Dale erbot sich, sie augenblicklich in Nahrung zu setzen, was denn auch die meisten annahmen. Um ähnlichen Auswanderungen für die Zukunft vorzubeugen, machte er hierauf in den Hochlanden und Hebriden bekannt, wie nothleidende und arbeitlustige Familien bey den Spinnmühlen angestellt werden könnten; er vermaß sich, im Jahr 1792 für zweyhundert Familien Häuser zu verschaffen; 1793 waren die Häuser fertig, und seitdem haben sich viele Hochländische Familien zu New-Lanark niedergelassen. Auch Irländische Familien, die durch die traurige Zerrüttung ihres Vaterlandes aus der Heymath vertrieben wurden, haben hier sofort Unterkommen gefunden.

Von beynahe dreytausend Kindern, die seit 1785 bis 1797 bey diesen Fabriken gebraucht worden, sind nur vierzehn gestorben; und auch nicht eine gerichtliche Züchtigung hat statt gehabt. Welche Genugthuung muß dieß dem würdigen Eigner gewähren! Wieviele Menschen werden hier des Lebens froh, die sonst von Krankheit hingerafft worden wären, oder in Schmerz und Hunger ihr träges Daseyn kümmerlich hingeschleppt hätten. Meine gefühlvolle Gattin frohlockte bey dem rührenden Anblick, und ich selbst erinnere mich kaum, jemals eine so reine Zufriedenheit empfunden zu haben. Welch ein Abstand zwischen dem, was ich hier sah, und dem, was ich so oft in den Hochlanden gesehen hatte. Sollte ich mich jemals versucht fühlen, meinen Nebenmenschen zu beneiden, so würden es Männer seyn, wie Graf Rumford und Herr Dale, die Erretter und Beglücker von Tausenden. Von ihnen gilt, was geschrieben steht:

Wenn das Ohr von ihnen hörte, ſo ſeanete es ſie, und wenn das Auge ſie ſahe, ſo gab es Zeugniß von ihnen; denn ſie halfen dem Armen, der zu ihnen ſchrie, und erbarmten ſich des Waiſen, dem ein Helfer fehlte. Der Fremde durfte nicht übernachten auf der Straßen, denn ſie eröffneten dem Wanderer die Thüre; die Glieder des Nackenden lobeten ſie; denn ſie erwärmten ſie mit dem Vließ ihrer Heerden.

XVII.

Reiſe von Lanark nach Moffat. Bleyminen zu Lead-Hills. Mancherley Bleyerz. Goldadern. Quellen der Clyde, des Tweed und Annan. Dorf Moffat. Geſundes Clima. Geſundbrunnen. Schwefelhaltige Quellen. Deren Analyſe. Stahlhaltige Quelle. Deren Entdeckung und Analyſe. Ein noch nicht unterſuchter Quell. Mediciniſche Kräfte dieſes Waſſers.

Obgleich wir von Lanark unmittelbar nach Glasgow zurückreiſeten, ſo will ich doch hier eine kurze Beſchreibung des Dorfes Moffat, das auf dem Wege von Glasgow nach Lanark liegt, und eine Nachricht von den dort befindlichen mineraliſchen Waſſern, die ich während meines dortigen dreywöchentlichen Aufenthalts im vorigen Jahr aufgeſetzt habe, an dieſem Ort einrücken.

Von Lanark nach Douglasmill sind zwölf Meilen, und der Weg ist noch angenehm genug. Zu Douglasmill ist ein wohlversehener Gasthof, in dessen Nähe Herr Campbell Douglas in einem schönen Hause wohnet. Zwey Meilen weiterhin liegt das Dorf Douglas, in dessen Nähe man die Ruinen von Douglas auf einer Anhöhe, und umringt von alten Bäumen liegen siehet. Von Douglasmill nach Elvan-Foot sind dreyzehn Meilen; eine äußerst öde Strecke Landes, die dem Auge nichts als plumpe und nackte Felsenmassen darbietet. Der Weg geht über den Crawfurdschen Moor, der um nichts erfreulicher aussieht. Zu Elvan-Foot ist ein sehr armseliger Gasthof, wo gleichwol die Posten wechseln, und eine oder zwey schlechte Chaisen gehalten werden. Hier führt eine schöne Brücke über die Clyde. Funf Meilen ohngefähr von Elvan-Foot liegen die reichen Bleyminen, Lead-Hills (Bleyberge) genannt, die dem Lord Hopeton gehören. Das Dorf Leadhills enthält gegen 1500 Einwohner, die sich sämmtlich vom Bergbau nähren; ihrer fünfhundert arbeiten in den Minen; da sie aber von 24 Stunden nur sechse arbeiten, und demnach viel Zeit übrig haben, so beschäftigen sie sich mit Lesen, und haben zu dem Ende eine wirklich gute und vielumfassende Lesegesellschaft unter sich eingerichtet. Diese Art des Zeitvertreibes giebt ihrem Charakter eine Stätigkeit, Nüchternheit und Milde, welche gegen die rohen Sitten der Bergleute in Cornwallis sehr vortheilhaft absticht.

Von Erzen findet man hier das Töpferbleyerz, das klein- oder stahlkörnichte-Erz, das sehr reich an Silber ist, und das weiße Bleyerz oder die Bleykohle, welche

ſich gleich den Moospetrefacten ſehr ſchön ramificirt. Der Bleyglanz (Galena) enthält ſiebenzig Theile Bley von Hundert; die Bleykohle gegen ſechzig. Auch von grünlichtem Bleyphosphat werden hier Proben gefunden.

Zwey Geſellſchaften laſſen die Minen bearbeiten, und geben dem Eigner jede ſechſte Barre ſtatt des Pachtzinſes. Eine Menge des gewonnenen Bleys wird nach Leith verſandt, wo eine eigends dazu errichtete Geſellſchaft das Silber herausſcheiden läßt.

Golderze ſind häufig um Leadhills herum in dem Kieſe unter dem Torf gefunden worden: kleine Goldkörner werden noch jetzt in dem Sande einiger benachbarten Bäche nicht nur, ſondern auch in der Elode, hauptſächlich zwiſchen hier und Elvan-Foot gefunden.

Mackenzie erzählt im Leben des Boethius, daß Jacob IV. eine Anzahl erfahrner Bergarbeiter angeworben, und mit ihnen ſo viel Glück gemacht habe, daß Jacob V., als er nach Frankreich reiſte, um ſeine Vermählung zu feyern, beym Vermählungsſchmauſe ſtatt der Confituren im Deſert viele Schüſſeln mit Gold, das aus den Minen des Crawfurdſchen Moors gewonnen und in Schottland ausgeprägt worden, habe aufſetzen, und unter die Geſellſchaft vertheilen laſſen. Einige deutſche Abenteurer erhielten gegen gewiſſe Abgaben die Erlaubniß, in dieſer Gegend auf Gold zu bauen; ſie beſchäftigten, mehrere Sommer nacheinander, gegen dreyhundert Menſchen, und ſollen für mehr denn 100000 Pf. Sterling Gold herausgefördert haben, was ſie meiſtens nach Deutſchland ſchickten. Dieſe Leute haben wahrſcheinlich die nahe zu Tage ſtreichenden Gänge erſchöpft, und ſeitdem iſt hier an kein weitres Nachſuchen gedacht worden.

So reich dieser Boden an Metallen ist, so nackt und öde ist dessen Oberfläche. Da ist weder Baum noch Busch, weder Gras noch Blume; nicht einmal ein etwas mahlerischer Fels dient, das ermüdete Auge des Reisenden zu ergötzen.

Dasselbe gilt von dem Landstrich zwischen Elvanfoot und Moffat, dreyzehn Meilen eines äußerst öden Weges. Auf diesem hohen Landrücken und in sehr kurzen Entfernungen von einander entspringen die Clyde, der Tweed und der Annan, deren jeder in einer andern Richtung das Königreich durchströmt, was die hohe Lage ihrer Quellen sattsam anzeigt. Die Clyde fließt westwärts ins Atlantische Meer; der Tweed ostwärts in die Nordsee; der Annan wendet sich gegen Süden, und fällt in den Solway-Firth.

Fünf oder sechs Meilen diesseit Moffat trifft man auf einen steilen Berg, wo dann das Land allmählich ein etwas verschiednes Ansehn gewinnt; obgleich noch immer nackt und bergicht, wird es doch interessanter; die Formen der Hügel werden mahlerischer, und die blauen Berge von Cumberland bilden einen nicht zu verachtenden Hintergrund.

Das Dorf Moffat liegt auf einem sich erhebenden Grunde am Ende einer Ebne oder eines Thals, das mehr denn zwanzig Meilen weit längst des Flusses Annan hinstreicht. Die vornehmste, genau gesprochen die einzige Straße ist breit und luftig. Hier sind zwey Gasthöfe und einige recht gute Logirhäuser, welche gelegentlich an die Kranken, die den Sommer über diesen Ort besuchen, vermiethet werden. Die Kirche ist ein schönes Gebäude und mit Bäumen umgeben, was sich gut aus-

nimmt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf Tausend und drüber. Lord Hopeton hat hier ein Haus, worinn er gelegentlich wohnet.

Moffat ist lange wegen seiner mineralischen Wasser berühmt gewesen, daher denn auch alljährlich ganze Schaaren von Kranken aus Edinburgh, Glasgow, Dumfries und mehreren Gegenden Schottlands hieherkommen. So öde und langweilig es hier im Winter sich müßte wohnen lassen, so geht es doch im Sommer sehr lebhaft und lustig her. Die beyden Gasthöfe fassen eine beträchtliche Zahl von Fremden; andre logiren in Privathäusern.

Das Clima von Moffat soll auffallend gesund, und die Luft so rein seyn, daß Leute, die nicht daran gewohnt sind, zumal wenn sie eine Zeitlang in einer großen Stadt oder sehr abgeschlossen gelebt haben, zu Anfang heftig niesen müssen, andrer Symptome von Superoxygenation nicht zu gedenken. Daß der Einfluß dieser Luft äußerst erheiternd und spannend sey, habe ich selbst erfahren. Ohngeachtet der häufigen und zuweilen schweren Regengüsse, die hier so gut, wie an andern Orten von ähnlicher Lage fallen, so findet man die Atmosphäre doch selten feucht und neblicht. Sobald nur die Wolken sich öffnen, strahlt der Himmel im schönsten Azur, der an heitern Tagen eine Klarheit und Durchsichtigkeit annimmt, die an den Italischen Himmel erinnern. Dieß und die Bewegung, die man sich an diesen Wasserorten gemeiniglich öfter denn gewöhnlich macht, trägt gewiß eben so viel als das Wasser dazu bey, die erschöpfte und geschwächte Constitution wiederherzustellen.

Es giebt hier zweyerley mineralische Wasser, schwefel-

haltige und ſtahlhaltige. Jene ſind ſchon lange unter dem Namen des Moffater Brunnens bekannt geweſen, und liegen ohngefähr anderthalb Meilen vom Dorf. Ein guter Fahrweg führt dahin; auch ſind Zimmer und Ställe vorhanden zur Bequemlichkeit der Fremden, die hier den Brunnen trinken.

Der Quell ſprudelt aus einem Felſen hervor, wenig Schritte nur von einem kleinen Bach; einige Schritte weiter hinauf iſt ein Sumpf, woraus der Quell ohne Zweifel mit ſeinem Schwefelgehalt angeſchwängert wird. Der Quell iſt mit einem ſteinernen Gebäude umſchloſſen, darinn man eine Pumpe findet. Auf einem Stein des Gebäudes lieſet man folgende Inſchrift:

Aeque pauperibus prodeſt locupletibus aeque.

Auf einem zweyten Stein, wenige Schritte von dem Gebäude, die folgende:

Intimo capiti ſuit utilis, utilis alvo.

Das Waſſer hat einen ſtarken Geruch, ohngefähr wie das Bodenwaſſer im Schiffsraum, oder wie der Spühlicht einer unreinen Flinte; es gleicht darinn dem Waſſer von Harrogate, nur daß dieſes noch ſtärker riecht. Es hat einen leichten Salzgeſchmack, und perlt ziemlich, wenn es zuerſt aus dem Brunn geſchöpft, mehr noch, wenn es von einem Glaſe in das andre geſchüttet wird. Die Wände des Brunnens ſind mit einer weißen Kruſte überzogen, und wenn das Waſſer einige Tage geſtanden iſt, ohne daß man gepumpt hat, ſo überzieht es ſich mit einer weißen Haut. Kruſte und Haut brennen, wenn ſie trocken ſind, mit einer bläulichten Flamme und einem erſtickenden Geruch, der den Schwefelgehalt ſattſam verräth.

Am 9ten October, als die Temperatur der Luft 54°, die des benachbarten Bachs aber 48° war, war die Temperatur des Sprudels 50°. Tags darauf war die Temperatur der Luft 60°; die des Sprudels 49°.

Folgende Experimente sind mit diesem Wasser, so wie es frisch aus der Quelle geschöpft wurde, angestellt worden, um dessen Bestandtheile auszumitteln.

1) Charaktere, mit Bleyessig auf Papier geschrieben, wurden sichtbar, als sie in das Wasser getunkt wurden. Die Farbe war anfangs braun, und ward am Ende ganz schwarz.

2) Bleyessig, in abgezognes Wasser aufgelöst, und in das Quellwasser geträufelt, brachte ein starkes braunes Präcipitat zu Wege.

3) Die Galläpfeltinctur bewirkte keine Veränderung.

4) Kalkwasser bewirkte eine sehr leichte Trübiakeit.

5) Die Lacmustinctur bewirkte eine kaum wahrzunehmende Röthe.

6) Der Zuckeressig brachte keine Veränderung hervor.

7) Eben so wenig that solches die salzsaure Kalkerde.

8) Salpetersaures Silber erzeugte ein weisses wolichtes Ansehn mit einem reichlichen Präcipitat.

9) Wenn das Wasser wenige Minuten gekocht hatte, so ward es durch keines dieser Präcipitantien, das salpetersaure Silber ausgenommen, verändert.

Aus dem ersten und zweyten dieser Versuche erhellt, daß das Wasser mit der Schwefelleberluft (sulphurated hydrogen gas) imprägnirt sey; aus dem dritten, daß es kein Eisen enthält; aus dem vierten und fünften, daß nur wenig Kohlensäure darinn enthalten sey. Der sechste zeigt, daß es keinen Kalk, und der siebente, daß es

keine Schwefelsäure enthalte. Der achte verräth indeſſen die Gegenwart der Salzsäure, welche, wie wir in der Folge finden werden, mit der Soda verbunden iſt.

10) Vermittelſt meines ſehr zweckmäßigen pneumatiſchen Apparates erhielt ich neunzehn Cubikzoll eines bleibend elaſtiſchen Fluids von einem Gallon (vier Quart) dieſes Waſſers. Viere davon waren Stickgas, fünfe kohlenſaures Gas, zehn die Schwefelleberluft.

11) Aus einem Gallon dieſes Waſſers, das ich langſam und bis zum Eintrocknen verdunſten ließ, erhielt ich 36 Gran Sodamuriat (gemeines Salz), deſſen Kryſtalle zum Theil ſehr beſtimmt waren.

Hieraus erhellt, daß ein Gallon Moffat-Waſſer folgendes enthalte:

Sodamuriat — — — —	30 Gran.	
Schwefelleberluft (sulphurated hydrogen Gas)	10	Cubikzoll.
Gas azote — — — —	4	
Kohlenſaures Gas — — —	5	

Das Waſſer hält ſich nicht, ſo ſorgfältig man es auch immer in Flaſchen verpfropfen mag. Innerhalb zweyer oder dreyer Tage büßt es ſeinen Schwefelgeruch völlig ein. Man muß es daher ſo friſch als nur immer möglich gebrauchen.

Ich unterſuchte zunächſt den Hartfell-Sprudel, der am Fuße eines hohen Berges gleichen Namens, fünf Meilen ohngefähr von Moffat entſpringt. Man findet ihn im Grunde einer tiefen und engen Ravine, deren Wände bis an den Gipfel durchaus bloß gelegt ſind, eine für den Mineralogen ſehr intereſſante Erſcheinung, indem die ſämmtlichen Ablagerungen deutlich zu unterſcheiden ſind. Die Lagen ſenken ſich gegen die Grundfläche

des Berges, und bilden mit dem Horizont einen Winkel von ohngefähr funfzehn Graden.

Das niedrigste Stratum ist ein schwarzer mürber Fels, der leicht in Stücken bröckelt und aus Thon besteht, durchsetzt mit grosen Stücken Schwefelkies und Alaun. Unmittelbar über diesem, mehrere Fuß dicken, Stratum liegt ein andres, das hauptsächlich aus thonartigem Eisenstein besteht; über diesem ein andres, dem untersten ähnliches, von schwärzlichem Schiefer; über diesem ein andres von thonhaltigem Eisenstein von schönem tiefen Roth. Das Hinansteigen der Ravine ist sehr beschwerlich: ein kleiner Bach rollt herunter, und bildet einige artige Cascaden; nahe beym Ausgang der Schlucht ist das mineralische Wasser, das allem Ansehn nach aus dem durchsickernden Wässer, das den Eisenvitriol und Felsalaun auflöst, entspringt; daher es dann auch, wie der die Art solcher Wasser, nach Regengüssen am stärksten ist. Der Bach setzt Ocher, oder oxydirtes Eisen ab, das den felsichten Canal eine ansehnliche Streke weit färbet. Zwischen den Felsen oberhalb des Sprudels fand ich einige schöne Proben von Alumen plumosum, wie auch einige wenige grüne Crystalle von Eisenvitriol.

In diesen Schieferlagern werden die Sulphurate durch die Einwirkung der Luft und die Berührung des Wassers decomponirt; der Schwefel wird in Schwefelsäure verwandelt, welche in Verbindung mit dem Eisen und Alaun die Sulphate formirt; diese, die im Wasser auflösbar sind, werden hinweggeschwemmt, sintern zwischen den Spalten hin, und kommen endlich in Gestalt eines Sprudels zum Vorschein, der hier mit einem kleinen Gebäude umschlossen ist.

Es sind in diesem Glen einige Schächte geöffnet worden, vermuthlich in der Hoffnung, Bley oder Kupfer zu finden. Ohngefähr eine Viertelmeile unterhalb der Quelle giebt es einen solchen ziemlich weit geführten Schacht, worinn Spuren von Kupfer zu finden sind; ich habe jedoch nicht gehört, daß dieß Metall hier jemals in Menge sey gefunden worden. Das Aussehn dieser Hügel läßt jedoch mit Grunde vermuthen, daß es ihnen an Metalladern nicht fehle.

Der letzte Theil des Wegs von Moffat nach dem Hartfell-Sprudel ist sehr schlecht, sogar daß Fußgänger Mühe haben, darauf fortzukommen.

Diese Quelle ward im Jahr 1748 von John Williamson entdeckt, einem excentrischen, aber äußerst gutmüthigen Manne. Da er an die Pythagoräische Lehre von der Metempsychose, oder dem Uebergang der Seelen in thierische Körper glaubte, so genoß er in den vierzig letzten Jahren seines Lebens keine thierische Nahrung, duldete auch nicht, dafern er es irgend hindern konnte, daß auch nur das kleinste Insect in seiner Gegenwart getödtet wurde.

Er ward auf dem alten Kirchhof zu Moffat begraben, und zwar seinem ausdrücklichen Verlangen nach so weit von jedem andern Grabe, als nur immer möglich war. Sein Freund und Gönner Sir George Maxwell hat auf seinem Grabe einen Obelisk errichten lassen, mit folgenden Inschriften:

Auf der Westseite: Hier ruhet John Williamson, gestorben MDCCLXIX.

Auf der Ostseite: Ein Beschützer der ganzen thierischen Schöpfung.

Auf der Nordſeite: Der Entdecker des Hartweller Geſundbrunnens MDCCXXXXVIII.

Auf der Südſeite: Den Bedrängten zu erleichtern, war das Geſchäft ſeines Lebens.

Errichtet von ſeinen Freunden MDCCLXXV.

Das Waſſer iſt vollkommen klar, wenn es aus dem Quell geſchöpft wird, ſetzt aber allmählich, ſelbſt, wenn es verſiegelt worden, ein wenig oxydirtes Eiſen ab, in Geſtalt eines feinen unfühlbaren Sediments. Es hat einen ſtarken aſtringirenden Geſchmack, wie Dinte.

Folgendes ſind die Reſultate der von mir damit angeſtellten Verſuche.

1) Als ich von der Galläpfeltinctur hineinträufelte, entſtand eine faſt dintenſchwarze Farbe; und dieſe Farbe war gleich tief, das Waſſer mochte gekocht ſeyn oder nicht; welches beweiſt, daß das Eiſen nicht durch die Kohlenſäure ſchwebend erhalten wird, ſondern durch eine fixe Säure.

2) Die ſalzſaure Kalkerde bewirkte ein weißes Wölkchen, und ein reichliches Sediment.

3) Die Zuckerſäure bewirkte keine Veränderung.

4) Der Bleyeſſig bewirkte ein leichtes Trübewerden mit einem weißen Präcipitat.

5) Die Lakmustinctur bewirkte eine leichte Röthe.

6) Das Kalkwaſſer bewirkte ein leichtes Trübewerden mit einem Präcipitat von Alaun.

7) Mittelſt der Maſchine trieb ich aus einem Ballon dieſes Waſſers nicht mehr denn fünf Cubikzoll Gas heraus, was meiſtens Gas Azote war.

8) Ich ließ vier Quart dieſes Waſſers gelinde kochen; es ward ſogleich trübe, und ſetzte ein braunes

Pulver ab, worauf es vollkommen klar ward. Das Pulver, durchgeseihet und gesammelt, wog funfzehn Gran; es war von gelblichter Farbe, die sich aber, als man es einer starken Hitze aussetzte, in ein schönes Roth verwandelte. Es fand sich, daß es oxydirtes Eisen sey.

Den klaren liquor ließ ich so gelind als möglich bis zum Eintrocknen verdunsten, und die salzhafte Materie, die ich auf diese Weise erhielt, wog 96 Gran.

Es fand sich, daß selbige aus Eisenvitriol (Sal Martis) und aus Alaun bestand. Um das wechselseitige Verhältniß der beyden Salze auszumitteln, löste ich das Ganze im Wasser auf, und präcipitirte das Eisen mittelst der Galläpfeltinctur. Hierauf that ich eine Auflösung von Pflanzenalkali hinzu, wodurch der Alaun in einen kohlenartigen Zustand präcipitirt wurde, da dann aus der Quantität der Alaunkohle der Alaun selber leicht zu berechnen war; es fand sich, daß selbiger zwölf Gran wiege; daß also der Eisenvitriol 84 Gran halten mußte.

Dieß Wasser schmeckt, wenn es zwey oder drey Tage selbst in einem offenen Gefäße gestanden, ungleich stärker; wiewol es im Grunde schwächer geworden, indem es durch das Stehen einen Theil seines Eisens einbüßt. Durch diesen Eisenverlust wird die Schwefelsäure hervorschmeckender, und das Wasser nähert sich in diesem Zustande einer Auflösung von Sal Martis.

Aus den oben angeführten Versuchen erhellt, daß ein Gallon dieses Wassers enthalte

Eisenvitriol (Hydro Sulfas)	—	—	84	Gran.
Alaun	—	—	12	—
Stickgas	—	—	3	Cubikzoll.

Wozu noch kommen 15 Gran oxydirten Eisens, womit die Schwefelsäure übersättigt scheinet, und welche selbige, wenn es der Luft bloßgestellt wird, allmählich, wenn es aber gekocht wird, beynahe augenblicklich absetzt.

Da die Eisen- und Alaun-Sulphate es eigentlich sind, welche dieß Wasser mineralisiren, so ist klar, daß solches, wohl verpfropft, sich Monate und vielleicht Jahre lang in seinen Eigenschaften ungeschwächt erhalten werde; es läßt sich daher besser als die meisten mineralischen Wasser verfahren, und dürfte seine heilende Kraft nicht bloß auf Schottland, ja nicht einmal auf Großbritannien beschränken. Als Dr. Johnstone die Aufsicht darüber hatte, versendete er es in viele Städte Englands, ja selbst nach Westindien. Da es sich so gut hält, so ist nicht nöthig, es auf dem Fleck zu trinken, welches sehr unbequem wäre, sondern man kann es zu Moffat ganz frisch erhalten.

Auf meinen Streifereyen um Moffat herum bemerkte ich einen Quell neben der Evanbrücke am Ende der Stadt, jenseit der Pfarrwohnung, auf der Dumfrieser Heerstraße, der mir stahlhaltig schien. Ich schmeckte davon, und fand es den Stahlwassern von High Harrogate sehr ähnlich; ich stellte daher einige Versuche damit an, wovon folgendes die Resultate sind:

1) Die Gallentinctur färbte das Wasser schön purpurroth; aber nicht, wann es gekocht war.

2) Das Kalkwasser bewirkte ein leichtes Wölkchen.

3) Die salzsaure Kalkerde veränderte es nicht im mindesten.

4) So wenig als die Zuckersäure.

5) Die Lakmustinctur verursachte eine leichte Röthe.

6) Der Bleyeſſig affizirte es ganz und gar nicht.

Dieſe Verſuche überzeugten mich von der Aehnlichkeit des Waſſers mit dem von Harrogate, wo das Eiſen ebenfalls, wie hier augenſcheinlich der Fall iſt, durch die Kohlenſäure ſchwebend erhalten wird.

Zunächſt trieb ich das Gas vermittelſt der Maſchine aus, und erhielt deſſen 16 Cubikzoll, nämlich 13 Zoll kohlenſaures Gas und 3 Zoll Stickgas.

Hierauf ließ ich ein Gallon von dieſem Waſſer eine Viertelſtunde lang gelinde kochen, während deſſen es ein gelbes Sediment abſetzte, das, geſeihet und geſammelt, zwey Gran wog und offenbar oxydirtes Eiſen war. Der klare Liquor, der nach der Filtration übrig blieb, ward durch keins der obigen Probirmittel weiter affizirt.

Folglich enthält ein Gallon dieſes Waſſers:

Oxidirtes Eiſen	2 Gran.
Kohlenſaures Gas	13 Cubikzoll.
Stickgas	3 " " "

Die Quantität des Eiſens und der Kohlenſäure, als der einzigen Beſtandtheile von Erheblichkeit, iſt in dieſem Quell ohngefähr eben ſo groß, wie in dem Harrogater. Es iſt daher kein Zweifel, daß dieſer Quell, wenn er erſt wird gehörig eingeſchloſſen ſeyn, was mir denn verſprochen wurde, nicht eine ſchätzbare Zugabe für Moffat abgeben werde. Er würde manchen Conſtitutionen zuſagen, welchen das Hartfell-Waſſer wegen ſeiner aſtringirenden und toniſchen Kraft nicht bekömmt; auch daß es ſo nahe bey Moffat liegt, iſt kein geringer Vortheil, indem es von den Brunnengäſten auf der Stelle ſelbſt getrunken werden kann.

Nachdem ich ſolchergeſtalt meine Bemerkungen über

die chemiſchen Eigenſchaften der mineraliſchen Waſſer zu Moffat geendigt habe, will ich dem Leſer einen Bericht über deren mediciniſche Tugenden vorlegen, der mir vom D. Johnſtone, einem verſtändigen Praktiker, der über dreißig Jahre zu Moffat gewohnt hat, mithin zu einem ſolchen Geſchäft vollkommen geeignet iſt, mitgetheilt wurde.

„Dasjenige unter den hieſigen mineraliſchen Waſſern, was am längſten bekannt und benutzt worden iſt, iſt der ſogenannte Moffat-Brunnen, oder das Schwefelwaſſer, das ſeit 150 Jahren eine Menge Kranker hiehergezogen hat, und auch künftig hieherziehen wird, ſowol wegen ſeiner mediciniſchen Kräfte, als auch wegen der ungemein trocknen, geſunden und romantiſchen Lage von Moffat. Ueber die Entdeckung deſſelben giebt es mehrere Ueberlieferungen von geringer Erheblichkeit; mir iſt es am glaubwürdigſten, daß der Brunnen von einer gewiſſen Lady Whiteford, die einen Herrn in dieſer Gegend geheirathet hatte, und durch den Gebrauch dieſes Waſſers, nachdem ſie vergeblich eine Menge andrer verſucht hatte, wiederhergeſtellt worden war, aufgeräumt worden ſey. Der erſte gedruckte Bericht davon, der mir bekannt geworden, iſt vom Jahr 1659, und rührt von Matthew Mac Kaie von Edinburg her, der gelegentlich erwähnt, daß der Brunnen einige Jahre vorher entdeckt worden ſey. Auch Herr Milligan, ein Wundarzt, der hier vor etwa funfzig Jahren lebte, hat einen Bericht darüber aufgeſetzt, der in den Edinburger Mediciniſchen Verſuchen zu finden iſt.

Die Heilkräfte des Waſſers haben ſich ſeit langer Zeit in ſkrophulöſen und herpetiſchen Beſchwerden be-

währt. In den Skropheln iſt die Wirkung bald zu ſpüren, es mögen nun die Drüſen oder die Knochen angegriffen ſeyn. Wird es bald anfangs gebraucht, ehe ſich die Flüſſigkeit in den Drüſen ſammelt, ſo vertheilt es gemeiniglich die Geſchwulſt; iſt die Flüſſigkeit ſchon vorhanden, ſo befördert es die Eiterung; ſo daß die Cur, wenn die Conſtitution nur nicht ſchon allzuſehr angegriffen iſt, äußerſt ſelten fehlſchlägt. Sind die Knochen angegriffen, ſo iſt ſie freilich hartnäckiger; doch befördert ſie die Exfoliation der cariöſen Knochen augenſcheinlich. Ich habe Fälle geſehen, wo ſich ganze Knochen Stück für Stück ablöſeten; andre, wo die weiße Kniegeſchwulſt gehoben wurde, wenn nämlich der Knochen nicht bereits allzuſehr angefreſſen oder erweitert war; und auch nachmals habe ich geſehen, daß große Exfoliationen auf den Gebrauch des Waſſers erfolgten. Einen Fall ſahe ich noch neuerdings, wo eine Menge Stücken von dem Knochen abgingen; das Gelenk blieb zwar ſteif, aber dennoch iſt der Mann nach wie vor im Stande, ſeiner Arbeit wahrzunehmen.

In ſkorbutiſchen Zufällen, ſie mögen ſich nun zeigen als herpetiſche Ausſchläge, oder Hautgeſchwüre, oder periodiſche roſenartige Eruptionen, Finnen im Geſicht oder Entzündungen im Auge, iſt die Heilkraft dieſes Waſſers längſt erprobt geweſen. In der That ward es bald nach ſeiner Entdeckung wegen ſeiner Tugenden in dieſer Art von Uebeln ſo bekannt, daß Leute, die an andern, ebenfalls in dem Wirkungskreiſe dieſes Waſſers liegenden Beſchwerden litten, ſich ſcheuten, Moffat zu beſuchen, weil ſie beſorgten, mit den Kranken obiger Art in eine Claſſe geworfen zu werden. Dieß Vorurtheil iſt

jedoch längst besiegt, und die skorbutischen Patienten machen jetzt nur den geringsten Theil unsrer Gäste aus.

Auch in rheumatischen Fällen ist dieser Sauerbrunnen mit Erfolg gebraucht werden, selbst wenn die Gliedmaßen steif und contract gewesen sind. Herren mit Leberbeschwerden behaftet sind aus Ost- und Westindien gekommen, und haben dem Gebrauch desselben ihre Heilung zu danken gehabt. Als ein starkes Diuretikon reinigt das Wasser die Harngänge, treibt den Gries ab, und selbst Steine von beträchtlicher Größe. Ich besitze deren von der Größe einer Feldbohne, welche die Harnröhre sind hinunter getrieben worden. Nicht lange hat es sich auch in gallichten Beschwerden nützlich erzeigt. Solche sind bisweilen der Constitution eigen, gemeiniglich jedoch die Folge der Unmäßigkeit oder eines sitzenden Lebens; die gemeinen Symptome sind Coliken, Erbrechen, Mangel an Appetit, Unverdaulichkeit, Hartleibigkeit, Blähungen und Sodbrennen. Gehörig gebraucht, erleichtert das Wasser diese Symptome nicht nur, es hebt sie oft gänzlich. Nicht minder wirksam ist es, gestöhrte Absonderungen wieder in Ordnung zu bringen, was es sogar in Fällen geleistet hat, wo die Constitution, es sey durch einen ursprünglichen Fehler oder durch langwieriges Kränkeln, in hohem Grade geschwächt war. Solchen Patienten hingegen, die an der Auszehrung leiden, ist dieser Brunnen nicht zu empfehlen, indem der Gebrauch desselben ihren Zustand in der Regel nur verschlimmert.

Das Wasser wirkt so gelinde, daß auch der Schwächlichste es mit Sicherheit und mit Nutzen gebrauchen kann.

Kaum wird man es glauben, was ich als Thatsache erhärten kann, daß nämlich ein Mann Eines Morgens sechszehn Schottische Pinten davon getrunken, ohne einige andre Unbequemlichkeit, als einen leichten Schwindel davon zu spüren. Ich habe Leute gekannt, welche Monate lang jeden Morgen fünf bis acht Flaschen getrunken haben; unter dem geringen Volke ist es sogar etwas Gewöhnliches, drey bis sechs Flaschen zu trinken, und ich entsinne mich nicht, daß es ihnen einige Beschwerden verursacht habe. In der Regel verordnet man indessen nur eine bis drey Flaschen des Morgens bey der Quelle zu trinken.

Nicht bloß jedoch als Trank, sondern auch als Bad hat dies Wasser seine Verdienste. Als warmes Bad habe ich es mit großem Nutzen gebrauchen sehen. Das Mineral scheint in diesem Falle gänzlich absorbirt zu werden, indem nicht bloß die Kleider, sondern selbst der Athem der Badenden den Schwefelgeruch des Wassers annehmen. Als warmes Bad sollte man es in allen Fällen gebrauchen, wo Geschwüre und Ausschläge, sie seyn nun strophuln- oder scorbutartig, mit im Spiele sind, ingleichen in Rheumatismen und in Gichtbeschwerden. Uebrigens sind in jedem Hause die nöthigen Badebequemlichkeiten zu sehr billigem Preise zu haben.

Das Hartfells-Wasser ist ein kräftiges Chalybeat, und darf nur mit großer Vorsicht und gehöriger Beurtheilung gebraucht werden. Oft kann man es mehrere Monate nach einander nicht in seiner ganzen Vollkommenheit erhalten, weil es nur nach Regengüssen gut ist, und am allerbesten, wenn schwere Regengüsse auf eine anhaltende Dürre folgen. Dieser und andern Besonder-

heiten iſt es zuzuſchreiben, daß dieſes Waſſer nie zu dem ihm gebührenden Ruf gelangt iſt.

Als ein kräftiges Tonicum iſt es in allen Krankheiten zu empfehlen, die aus Schwäche herrühren. Auch weiß ich Exempel, wo es gute Dienſte geleiſtet hat, im Schnupfenhuſten, im Blutſpeyen und in Nachtſchweißen, in Magenbeſchwerden, begleitet mit Kopfweh, Schwindel, Erbrechen, Unverdaulichkeit, Blähungen und habituellen Hartleibigkeit; in podagriſchen Beſchwerden, die den Magen und die Eingeweide angriffen; in Verſtopfungen und Verhaltungen des weiblichen Geſchlechts. Auch äußerlich iſt es in krätzeartigen Ausſchlägen und alten hartnäckigen Geſchwüren mit großem Nutzen gebraucht worden.

Wegen ſeiner Stärke wird das Waſſer gewöhnlich nur in kleinen Quantitäten getrunken; das gewöhnliche Maaß iſt eine Engliſche Pinte auf den Tag; doch habe ich in beſondern Fällen deren zwey verordnet. Vor einigen Jahren kam ein Engliſcher Herr hieher, der mit ſehr böſen Magenbeſchwerden behaftet, und eine Menge mineraliſcher Waſſer ohne einigen Nutzen verſucht hatte, an auch den Hartfeller Sauerbrunnen zu gebrauchen; dieſer trank ſechs Wochen nach einander eine Schottiſche Pinte täglich, und ward dadurch von Grund aus curirt. Da dieß mehr iſt, als die meiſten Patienten vertragen können, ſo muß man bemerken, daß dieſer Herr ſeit mehrern Jahren ſich gewöhnt hatte, ſehr reichlich mineraliſches Waſſer zu trinken.

Von dem neuen Chalybeat, womit Sie einige Verſuche angeſtellt haben, kann ich zur Zeit noch wenig ſagen. Seiner Natur nach zu urtheilen, muß es für Roſ-

fat eine ſchätzbare Acquiſition ſeyn, und wird vielleicht in Fällen anſchlagen, wo wir mit unſern Waſſern nicht ausreichen.“

XVIII.

Die Gegend um Moffat. Das romantiſche Thal Belle Craig. Craigburnwood. Mahleriſcher Fall. Loch Skeen, ein See auf dem Gipfel eines Berges

Es giebt um Moffat herum mehrere angenehme Spaziergänge. Auch fehlt es in der Nachbarſchaft nicht an ſchönen und erhabnen Naturſcenen, welche häufig von der Brunnengeſellſchaft beſucht werden. Dahin gehört Belle Craig, das in einer kleinen Entfernung von der Carliſler Heerſtraße liegt, ein romantiſcher und abgeſchiedner Fleck, welchen beſucht zu haben, niemand gereuen wird.

An einem ſchönen Morgen verließen wir Moffat bey guter Frühe, und ſchlugen die Carliſler Heerſtraße ein. Anderthalb Meilen mochten wir zurückgelegt haben, als wir Dumcrief erreichten, einen Landſitz des D. Currie von Liverpool, der angenehm gelegen und mit weitläuftigen Pflanzungen umringt iſt. Der Moffat fließt mitten durch die Ländereien, wie denn auch ein Arm deſſelben, der herausgeleitet wurde, um eine Mühle zu treiben, den Garten iſolirt. Noch anderthalb Meilen

weiterhin bemerkten wir den Zuſammenfluß dreyer Flüſſe, des Moffat, Annan und Evan, die von nun an den Namen Annan, des vorhin kleinſten von den dreyen, führen. Indem wir weiter fuhren, zog das ausgedehnte Thal, das ganz flach, eben wie ein See, von Bergen umringt, und von dem ſchönen Fluß durchſchlängelt wird, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich. In der That muß auch dem oberflächlichſten Beobachter auffallen, daß dieß Thal ehemals mit Waſſer bedeckt geweſen, das, nachdem es allmählich den Damm, den ihm die Natur geſetzt, in ſeiner niedrigſten Gegend hinweggenagt, theils durch die Oeffnung abgefloſſen, theils in ſein jetziges Bette ſich zurückgezogen habe. Dieſer natürliche Damm fällt am beſten in die Augen, wenn man ſich auf einer kleinen Brücke nicht weit vom dritten Meilenſtein befindet. Man ſieht hier deutlich, daß der Erdwall in der Mitte hinweggeſpühlt worden, in einem Zeitalter freilich, wohin weder unſre Geſchichtbücher, noch unſre Ueberlieferungen reichen.

Ein paar hundert Schritte jenſeits des dritten Meilenſteins verließen wir die Heerſtraße, und folgten einer Art von Pfad, der uns über einen Berg zum Eingang einer mit Holz beſäumten Schlucht führte. Der Pfad verlohr ſich im Gehölz. Dagegen fanden wir eine Straße, die längſt eines kleinen Baches hinlief. Die Schlucht verengert ſich jetzt, und ihre ſteilen Seitenwände ſind bis an den Gipfel mit Holz bewachſen. Hundert Schritte weiterhin ward die Scene im hohen Grade mahleriſch. Ein ſchroffer Fels, gekrönt mit Eichen, und überwachſen mit blendend weißem Moos, was hie und da mit Heyde und Geſträuch abwechſelte, ſteigt ſenkrecht aus dem Bo-

den der Schlucht empor, und bedrohet alle, die ihm zu nahen wagen, mit dem augenblicklichen Verderben. Linker Hand gewahrt man einen hohen Schrund, der mit Bäumen und Gebüschen beynahe bedeckt iſt; hie und da nur blickt der nackte Fels hindurch. Auch fällt ein kleiner aber ſchöner Waſſerfall von oben herab, und vereinigt ſich mit dem Bache drunten. Der weiße Fels rechter Hand, der ſeinen ehrwürdigen Scheitel ſo hoch emporträgt, iſt übrigens der ſogenannte Belle Craig, was wahrſcheinlich ſo viel iſt, als kahler Fels.

Jenſeits dieſes reizenden und abgeſchiednen Flecks verengerte der Glen ſich immer mehr und mehr; die hohen ſenkrechten Wände traten immer näher zuſammen, bis ſie ſich endlich bis auf wenig Fuß berührten. Noch einmal zeigte ſich die oben erwähnte Cascade, die aus mehreren zu beſtehen ſcheint, indem das Geſträuch ſie hie und da dem Auge entzieht. Ein wenig weiterhin ward die Schlucht ſo enge, daß kaum Raum zu dem Fußſteige zwiſchen dem Bach und der Felswand blieb. Gleich darauf erweiterte ſie ſich wieder, und zur linken zeigte ſich ein kleiner vorſpringender Fels, von welchem überall eine unzählige Menge zarter Waſſerfäden herunterträufelten, die in des Regenbogens ſchönſten Farben ſpielten. Nachdem wir noch einige rauhe aus dem Fels gebrochne Stufen hinuntergeſtiegen waren, befanden wir uns am Ziel unſers Weges, indem die ganze Weite der Schlucht hier von dem Bach ausgefüllt wird. Wer indeß das Naßwerden nicht ſcheut, der watet den Bach hinauf, und ſieht ihn weiterhin längſt einer tiefen Rinne, die er ſich ſelbſt in dem Felſen ausgehöhlt hat, cascadenartig herunter taumeln.

Noch erzählte man uns von einer andern schönen Cascade, der graue Roßschweif genannt, welche die Brunnengesellschaft fleißig zu besuchen pflegt. Wir entschlossen uns denn, sie auch zu sehen. Man nimmt die Carlisler Straße, wendet sich nach einer halben Meile linker Hand, und klimmt einen Berg hinan, Craigs-Hill genannt, von dessen Gipfel man eine schöne Aussicht auf die ehrwürdigen Wälder von Dumcrief hat. Jetzt folgt man der Selkirker Hauptstraße, setzt über einen kleinen, aber reißenden Bach, Craigy-burn genannt, der in seinem Felsenbette mit lingestum daherschießt, und gelangt bald in eine schöne, anmuthig bewaldete Schlucht. Dieß Gehölz, das meistens aus Birken und Haseln besteht, heißt der Craigyburn-Wald. Mitten durch ein flaches und fruchtbares aber schmales Thal schlangelt sich der Moffat. Auch die andere Seite des Flusses war ehemals mit Gehölz bewachsen, das aber freilich nicht zum Vortheil der Aussicht dermalen niedergehauen ist.

Als wir aus Craigyburnwood hervortauchten, befanden wir uns in einem höchst romantischen Thale, umringt von hohen Bergen, den grollenden Vorposten der Legion, welche hinter ihnen dräuet. Kaum läßt an einem schönen Tage sich ein romantischerer Spazierritt denken, als dieser. Sieben Meilen ohngefähr ritten wir längst des Moffat hin, durchkreuzten ihn endlich, und klommen einen steilen Berg hinan, wo der gesuchte Wasserfall sich sofort unsern Augen darbot. Von Fels zu Fels taumelte der tobende Strom, schäumend, rauschend, donnernd; zwischen zwey steilen Bergwänden verlohr er sich endlich in einem schwarzen Schrund, aus dem er

minder ungeſtüm wieder hervorkömmt, um mit den Gewäſſern des Moffat ſich zu vermiſchen. Durch die Gewalt des Sturzes bricht ſich das Waſſer in der Luft, ſo daß es weiß wie Schnee erſcheint.

Es entſpringt dieſer Waſſerfall aus einem See auf dem Gipfel des Berges, der gegen drey Viertelmeilen von der Gegend, wo der Sturz ſeinen Anfang nimmt, entlegen iſt. Dieſer ſogenannte Loch-Skeen iſt eilfhundert Schritte lang, und gegen 400 breit. Eine kleine Inſel liegt darauf, wo die Adler mit der größten Sicherheit brüten, indem das Waſſer tief und kein Boot vorhanden iſt. Der See hat einen Ueberfluß an ſehr ſchönen Forellen.

Erſter Anhang.

Ueber Georg Buchanan's Leben und Charakter.

Georg Buchanan, der ſich im ſechszehnten Jahrhundert als Dichter, Geſchichtſchreiber und Gelehrter von der erſten Größe hervorthat, ſtammte von einer alten Familie ab, die niemals reich geweſen, durch ſeines Großvaters ausſchweifende Lebensart aber ſogar in Dürftigkeit verſunken war*). Seiner Mutter Bruder war ſcharfſichtig genug, ſein Talent wahrzunehmen, und menſchenfreundlich genug, den bereits vaterloſen Knaben nach Paris zu ſchicken, um dort erzogen zu werden; allein nach zweyen Jahren ſchon zwang ihn der Tod dieſes Oheims und ſein eigner mißlicher Geſundheitszuſtand, in die Heimath zurückzukehren. Um die Koſten der Heimreiſe mit Ehren beſtreiten zu können, nahm er Kriegsdienſte unter Herzog Johann von Albany; und die Beſchwerden des Feldzugs zogen ihm eine Krankheit zu, welche ihn nöthigte, den ganzen Winter hindurch das Bette zu hüten. Noch kämpfte er mit Mangel und Siechthum, als er durch den Einfluß eines gelehrten und angeſehenen Mannes, dem er nach Frankreich folgte, im zwanzigſten Jahr ſeines Alters beym Collegium der heil.

*) Er ward gebohren im Februar des Jahres 1506, im Kirchſpiel Killearne, der Grafſchaft Lenox.

Barbara zu Paris angestellt wurde, wo er drey Jahre lang die Grammatik lehrte, auch mittlerweile seine ersten Schriften ausarbeitete. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Grafen von Cassilis, der an seinem Witz, seinen Sitten und Kenntnissen so viel Gefallen fand, daß er ihn zu seinem Gesellschafter und Hofmeister wählte. Sieben Jahre blieb Buchanan bey diesem Grafen, fünf im Auslande, und zwey daheim. Als hierauf der Graf gestorben war, machte er sich gefaßt, nach Frankreich zurückzukehren; allein König Jacob der Fünfte übertrug ihm die Erziehung seines natürlichen Sohnes, des nachmals so berühmt gewordnen Regenten Murray. Während er diesem Geschäft oblag, entspann sich eine Verschwörung gegen den König, welcher glaubte, daß die Kammerherrn ihr angezettelt hätten, und darüber dem Buchanan auftrug, gegen sie zu schreiben. Er that es, aber auf eine so glimpfliche Weise, daß der König darüber unzufrieden ward, und ihm befahl, mehrere Schärfe zu gebrauchen. So entstand dann Buchanan's berüchtigter Franciscanus, eine Spottschrift, wovon nur eine einzige Abschrift genommen, und dem König mitgetheilt wurde, der freylich seinen Vertrauten kein Geheimniß daraus machte. Was vorauszusehen war, geschahe. Der Franciscaner war binnen kurzem in jedermanns Händen, und sein Verfasser erfuhr zu seinem Schaden, daß die Gunst der Krone zu ohnmächtig sey, ihn gegen die Erbitterung der Kirche zu schützen. Cardinal Beacon setzte einen Preiß auf Buchanan's Kopf; nicht bloß die Bettelmönche, der ganze Clerus vereinte sich, die gemeine Schmach zu rächen. Buchanan ward ins Gefängniß geworfen, und es wäre ihm der Proceß

gemacht worden, wenn er nicht ſeinen Wächtern entwiſcht wäre. Er flohe an den Engliſchen Hof, und von dort, wo eben auch das Mordbeil blitzte und die Scheiterhaufen loderten, nach Paris, wo er unglücklicher Weiſe ſeinen Erbfeind Beacon in der Würde eines Abgeſandten wiederfand. Sogleich verließ er die Stadt und entwich nach Bourdeaux, wo er drey Jahre lang in den öffentlichen Schulen lehrte, nebenher aber vier Tragödien im reinſten Nömiſchen Dialect und ganz im Geiſt der Alten ſchrieb. Beacon fand ihn auch hier auf, und würde ihn noch in Frankreich haben gerichtlich verfolgen laſſen, wenn die Angelegenheiten in Schottland nicht ſeiner Geſandtſchaft ein Ende gemacht hätten.

Von Bourdeaux, wo unter andern der berühmte Montaigne ſeines Unterrichtes ſich zu erfreuen hatte, ward Buchanan durch die Peſt vertrieben. Er gieng wieder nach Paris, und hatte dort einige Jahre an der zweyten Claſſe des Collegii de Bourbon gelehret, als Andreas Govea ihn durch große Verſprechungen bewegte, ihm nach Coimbra, ſeiner Vaterſtadt, zu folgen, wo er ſo eben eine hohe Schule errichtet hatte. Buchanan, der in dieſem Winkel der Welt im Ruhe glaubte leben zu können, ließ ſich bereden, übernahm den Lehrſtuhl der Philoſophie und der ſchönen Litteratur, und befand ſich wirklich, ſo lange Govеanus lebte, in ſeiner neuen Lage vollkommen wohl. Als aber dieſer ſtarb, nahm die heilige Inquiſition Notiz von ihm, als einem, der zur Faſtenzeit Fleiſch gegeſſen habe, und ſperrte ihn auf achtzehn Monate in ein Kloſter, welche Muße und Einſamkeit Buchanan dazu benutzte, die Pſalme Davids in vortreffliche lateiniſche Verſe zu übertragen. Als er

endlich seine Freyheit wieder erhielt, machte der Marschall Brissac ihn zum Führer seines Sohnes, mit dem er fünf Jahre in Italien und Frankreich zubrachte. Endlich kehrte er nach Schottland zurück, und zwar in demselben Jahr, worinnen dort der Protestantismus gesetzlich eingeführt wurde. Von nun an leuchtete ihm ein günstigeres Gestirn. In ununterbrochener Folge stieg er nach und nach zu den höchsten Ehrenämtern seines Vaterlandes empor. Er ward zum Principal des St. Leonards-Collegii in St. Andrews ernannt. Er ward zum Moderator der allgemeinen Kirchenversammlung erwählt, ein in jenen Zeiten äußerst wichtiger Posten, der bloß in diesem einzigen Fall einem Laien ist ertheilt worden. Er ward durch die Autorität des Parlaments zum Erzieher des jungen Königs ernannt. Er ward einer der Commissarien, die anfangs zu York, nachmals aber zu Hampton court die Angelegenheiten der Königin Maria untersuchten. Nach seiner Rückkunft ward er zum Director der Akademie und Pensionair des königlichen Kreyes zu Ayrshire ernannt. Aemter und Würden wurden auf ihn zusammengehäuft, auch nach dem Tode noch seines großen Freundes, des Regenten Murray; noch zuletzt ward er einer der Lords des geheimen Raths und Lord Siegelbewahrer. Ein Jahr vor seinem Tode zog er sich vom Hofe zurück, und starb unverheirathet im December 1582 im sechs und siebenzigsten Jahr seines Alters.

Nie wird es dem Verdienst an Verkleinerern fehlen, am wenigsten dann, wenn es sich an seinem wahren Platze befindet. Auch Buchanan ist zu seiner Zeit auf gehässigste angefeindet und verlästert worden; ob mit Recht oder Unrecht, erhellt sattsam aus der gänzlichen

Beweislosigkeit der ihm zur Last gelegten Beschuldigungen; so wie im Gegentheil des Mannes ganzes Leben von strenger Rechtschaffenheit und den geläutertsten Gesinnungen zeugt. Wie es zugegangen, daß er, der so einträgliche Aemter bekleidete, am Ende in solcher Dürftigkeit verstorben sey, daß er auf Kosten der Stadt Edinburg beerdigt werden mußte, ist freilich nicht leicht zu erklären. Da jedoch eine ausschweifende Lebensart ihm nie ist vorgeworfen worden, da einerlei die Verschwendung kein Fehler des Alters zu seyn pflegt, so ist am wahrscheinlichsten, daß seine rücksichtlose Mildthätigkeit ihn in solche Umstände versetzt habe, zumahl da er wenig Augenblicke vor seinem Verscheiden seinem Bedienten befahl, das wenige noch vorräthige Geld den Armen zu geben, sintemal es doch nicht hinreiche, die Kosten seines Leichenbegängnisses zu bestreiten: „Wollen sie, setzte er hinzu, meinen Leib nicht begraben, so mögen sie ihn liegen lassen, wo er liegt, oder sie mögen ihn werfen, wohin es ihnen gut dünkt.“

Man hat ihm ferner vorgeworfen, daß er in seinen Schriften, in der Schilderung z. B. eines verliebten Betrunkenen in seinem Franciscanus, auf Zucht und Sitte nicht gehörige Rücksicht genommen. In diesem Punkte aber kann der Geschmack des Zeitalters ihm zur Entschuldigung dienen. Die alten Satyriker bedienten sich bekanntlich in ihren Ausdrücken einer ungemessenen Freymüthigkeit; diese Freymüthigkeit aber ist mit der Zügellosigkeit eines Rochester so wenig zu vergleichen, als die Nacktheit einer Indianerin mit den leichtfertigen Entblößungen einer gemeinen Metze. Im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert, als die Römische Kirche grade den

Gipfel ihrer Herrlichkeit erreicht hatte, beſtand eine entſchiedne Feindſchaft zwiſchen den Weltpriestern und den Mönchen, als deren Sitten und Intereſſe einander in gewiſſen Hinſichten entgegenſtanden. Die Buchdruckerey und Kupferſtecherkunſt waren damals noch nicht erfunden; ſtatt der Flugſchriften und Caricaturen, die heut zu Tage in ſolchen Fällen gebräuchlich ſind, benutzten die Weltprieſter daher die Mahlerey und Bildſchnitzerey, ihre Gegner lächerlich und verächtlich zu machen. Sie verzierten oder verunzierten mit ſolchen ſogar die Kathedralkirchen, in deren Beſitze ſie waren, und in welchen grade die größte Volksmenge zuſammen zu ſtrömen pflegte. Auch in der Glasgowſchen Pfarrkirche ſieht man noch Gemählde und Basreliefs, worinn die Mönche in weit unſchicklichern Stellungen vorgeſtellt werden, als Buchanan ſie zu beſchreiben wagte; daß alſo dieſer im Grunde nicht mehr gegen ſie geſprochen hat, als ihre eignen Mitbrüder von ihnen zu ſprechen pflegten.

In dem Leben Buchanan's, das er ſelbſt geſchrieben hat, herrſcht eine Ruhe, Beſcheidenheit, Gutmüthigkeit und Weltkenntniß, welche jeder andere Autobiograph ſich zum Muſter nehmen ſollte. Obgleich er von Alter und Kränklichkeit faſt erdrückt war, da er dieſe Denkwürdigkeiten ſeines Lebens ſchrieb, obgleich der Clerus ihn viele Jahre lang unverſöhnlich verfolgt, und ſelbſt ſein Leben geſucht hatte, redet er doch von ihm in den glimpflichſten Ausdrücken. „Sie, die Franciscaner, ſchreibt er „unter andern, welche die Sanftmuth und Verſöhnlichkeit „predigen, empfanden dieſen fröhlichen Scherz weit „übler, als ſich für Männer zu ziemen ſcheint, welche „ſich dem Volk zum Beyſpiel darſtellen; da ihnen nun

„die erlittne Unbild nicht hinlänglich dünken mochte, eine „ſo ungemeſſene Erbitterung zu rechtfertigen, ſo nahmen „ſie ihre Zuflucht zu der ihnen gewöhnlichen Beſchuldi„gung der Ketzerey.“ Wenn er der Verfolgungen gedenkt, die er und ſeine Gehülfen in Portugal erlitten, ſo that er es auf folgende Weiſe: „Alle ihre Feinde, „und alle ihre Nebenbuhler fingen an ſie zu befehden, „erſt insgeheim, nachmals aber auch öffentlich; keiner „aber war ihrem Grimme mehr bloßgeſtellt als Bucha„nan, der Fremde, denn dieſer hatte wenige, die an ſei„ner Wohlfahrt Theil nahmen; keinen, der ſeinen Unter„gang beklagt, oder die ihm zugefügte Unbild gerochen „hätte.“ Wenn er des Kloſters erwähnt, darinn er gefangen gehalten wurde, ſo ſagt er, daß die Mönche, die ihn hätten unterweiſen ſollen, zwar äußerſt unwiſſend in Religionsſachen, übrigens aber weder boshaft noch ruchlos geweſen wären. Wie wenig dieſe Einkerkerung ſeine Gemüthsruhe ſtörte, erhellt daraus, daß er während ihrer, wie ſchon oben bemerkt worden, ſeine allgemein bewunderte Ueberſetzung der Pſalmen ausarbeitete. Weit entfernt, daß er auf ſeinen litterariſchen Ruhm ſich etwas hätte zu gute thun ſollen, ſo erwähnt er ſeiner in dieſer Hinſicht nie anders, als in den allerbeſcheidenſten Ausdrücken. Die Richter (ſagt er z. B. aus Gelegenheit ſeines Verhörs in Portugal), nachdem ſie ſich und ihn ein halb Jahr lang bis zum Ueberdruß geplagt hatten, ſperrten ihn in ein Kloſter ein, damit es doch nicht das Anſehn haben möchte, als ob ſie einen Mann, der nicht gänzlich unbekannt war, ohne einige Urſache angetaſtet hätten.

Buchanans Dichtertalent würde ſchon allein durch

seinen Franciscanus zur Genüge bewährt werden. Schwerlich möchte es eine Satyre von gleicher Länge geben, die durchweg gleich treffend, correct und elegant wäre. Der Styl ist nervicht, und die Diction so dichterisch, daß manche Kunstrichter der Meinung sind, sie sey zu heroisch für eine Satyre; mit Unrecht, denn eben der epische Ton des Gedichts dient (so wie in Boileaus Lesepult, und in Popens Lockenraub), das Lächerliche des Gegenstandes desto mehr hervorzuheben. Buchanan hat sich in mehreren Gattungen der Römischen Poesie versucht, und in allen mit gleichem Glück. Seine Epigramme haben alles Salz der Martialischen, so wie seine Elegien die ganze Zartheit der Catullischen. In seinem Jephtes und Baptistes bemerkt man eine ächt antike Simplicität, so wie in seiner Sphära und in der Paraphrase der Psalmen eine Hoheit, wie sie dem erhabnen Gegenstande nur immer zukommen mag.

Als Geschichtschreiber verräth Buchanan nicht nur eine ungemeine Kenntniß der menschlichen Natur, sondern auch ein seltnes mahlerisches Talent. Seine Bemerkungen z. B. über die Martern, womit die Mörder Jakobs des Ersten hingerichtet worden, enthalten den Keim von allen den weitläuftigen Abhandlungen, die in der Folge über die Verbrechen und Strafen sind geschrieben worden *). Sein Gemählde von der denkwür-

*) „Auf solche Weise ward Jakobus Tod gerochen, eine zwar „grausame That mit einer Grausamkeit, die das Maaß der „Menschlichkeit überschreitet. Dergleichen entsetzliche Hinrichtungen dienen weniger, von Verbrechen abzuschrecken, als anzu-

digen Eroberung des Caſtells Dumbarton iſt von keinem der ſpätern Erzähler übertroffen worden. Auch wurde ſeine Geſchichte nicht bloß im Vaterlande, ſondern auch im Auslande allgemein geleſen und bewundert.

Daß nicht einiges in ſeinen Geſchichten vorkommen ſollte, was weniger genau, andres, was wirklich falſch wäre, iſt nicht zu leugnen. Ehe man ihn aber verurtheilt, ſollte man billig folgendes bedenken. Erſtlich die Ungenauigkeiten, deren man ihn überführt hat, ſind vermittelſt ſolcher Quellen entdeckt worden, zu denen ihm der Zugang fehlte. Zum andern: In der alten Geſchichte iſt nur die Form auf ſeine Rechnung zu ſetzen, den Stoff nahm er aus andern Schriftſtellern, die ihm die beſten dünchten. Das Fabelhafte in Schottlands älterer Geſchichte kann daher ihm nicht zur Laſt gelegt werden, als welchem oblag, was überliefert war, getreulich aufzuzeichnen, nicht aber zur Unzeit den Zweifler zu machen. Drittens wüthete in ſeinen Tagen der politiſche und religiöſe Partheygeiſt dermaßen, daß es gar nicht leicht war, die Wahrheit auszumitteln. Statt alſo um einzelner Ausnahmen willen ſeine Aufrichtigkeit zu bezweifeln, ſollte man ſeine Lage bedauren, und dankbar ſeyn für

„ſpornen, auch das Aeußerſte zu wagen und zu erdulden; wenn„ger die Ruchloſen in Zaum zu halten, als den Schrecken der „Strafen durch die Gewöhnung zu vermindern; zumal wenn es „den Verbrechern gelingt, ihr Gemüth gegen die Marter zu „verhärten: indem die unkundige Menge nur gar zu geneigt iſt, „halsſtarrige Verſtockung mit preiswürdiger Standhaftigkeit zu „verwechſeln.“

das, was er unter so grosen Schwierigkeiten gleichwol geleistet hat, und was in der That nicht wenig ist *).

Wie viele aber auch und von was Art die Mängel dieses Mannes gewesen seyn mögen, so hat unsere Insel gleichwol wenig ausgezeichnetere Männer hervorgebracht; es hat vielleicht keine Nation einen Mann aufzuweisen, der in gleichem Grade der Geschäfte sowol als der Feder, und was die Letztere anlangt, der gebundnen Schreibart sowol als der ungebundnen, im gleichen Grade Meister gewesen, als George Buchanan.

*) Sein Styl, sagt Le Clerc, ist schön und rein; auch scheint er überall die Wahrheit zu berichten, in so fern ihm dieselbe nur immer bekannt werden mochte. Seine Urtheile sind gesund. Freymüthig tadelt er, was ihm als tadelnswürdig erscheint, und lobet, was er des Lobes würdig achtet. Er vereinigt Sallustius Kürze mit der Anmuth und Klarheit des Livius. Dagegen ist er in den Daten nicht genau genug, verschmäht auch, seine Autoritäten zu citiren.

Thuanus sagt von ihm: Obgleich Buchanan, dem Genius seiner Nation getreu, bisweilen gegen gekrönte Häupter mit vieler Strenge eifere, so sey doch seine Geschichte mit so vielem Geist, Verstande und gesundem Urtheil geschrieben, daß sie weniger das Werk eines Mannes zu seyn scheine, der seine Tage im Schulstaub zugebracht habe, als eines solchen, der allzeit am Ruder des Staates gesessen. Eine solche, sagt er, war die Grösse seines Geistes, und die Glückseligkeit seines Genies, daß die Kleinfugigkeit seiner Glückesumstände ihn nicht hinderte, über Dinge von der größten Wichtigkeit die richtigsten Urtheile zu fällen.

Zweyter Anhang.

Von der Poesie und Musik der Hochländer.

Bruchstücke aus einer Unterredung zwischen Lycidas und Alexis.

Lycidas. Sie werden mich verbinden, Alexis, wenn Sie mir jetzt auch Ihre Gedanken über die Dicht- und Tonkunst der Hochländer eröffnen, dieses merkwürdigen Volkes, das, durch die Grampianische Gebirgkette von seinen südlichern Nachbarn geschieden, noch immer seiner ihm eigenthümlichen Sprache sich bedienet; das weder von den Römern und Sachsen, die den Süden — noch von den Dänen, die den Osten und Westen unsers Landes unterjochten, berühret wurde; dem einzigen noch unvermischten Ueberbleibsel mithin jenes gewaltigen Celtischen Reichs, das einstens von den Säulen des Hercules bis nach Archangel reichte.

Alexis. Eine ausführliche Uebersicht der Hochländischen Poesie und Musik würde die Gränzen, innerhalb deren einem Gespräch zu bleiben geziemet, bey weitem überschreiten. Ich werde mich demnach begnügen müssen, diesen Gegenstand mehr zu berühren, als zu ergründen.

Vergleicht man die Melodieen der Hochländer mit denen, die in den Schottischen Niederlanden im Schwange gehen, so fällt sogleich auf, daß beyde im Grunde dieselb

ben ſeyn. Daß aber die Hochländiſchen die urſprüngli-chen ſeyn, und die Niederländiſchen nur aus jenen abgeleitet worden, erhellt aus dem originellen Gepräge der Erſtern nicht nur, ſondern auch aus dem Umſtande, daß die Galiſche Sprache eine urſprüngliche iſt, und daß die Geſänge der Hochländer nach Melodieen, die jener allein eigen ſind, geſungen werden.

Die Hochländiſchen Geſänge laſſen ſich in zweyerley Claſſen theilen:

1) In fröhliche, lebhafte, ermunternde, und

2) In zärtliche, rührende, klagende, pathetiſche.

Zur erſten Claſſe gehören die Luinigs, die Jorrums, die launigten, ſpottenden und beſchreibenden Lieder, ſolche, die zum Heroismus anfeuern u. ſ. w.

Zur andern gehören die Liebeslieder, die Lobgeſange, die Wehklagen, die elegiſchen Schilderungen und andre.

Auf eine oder andre dieſer beyden Claſſen laſſen ſich die ſämmtlichen Melodieen beziehen, in welchen die Hochländer ihre Geſänge abzuſingen pflegen. Auch die Reels, die Strathſpeys und die Muſik der Sackpfeife laſſen ſich unter dieſe Titel bringen, indem ſie alle mehr oder weniger Empfindungen und Leidenſchaften in ihren charakteriſtiſchen Zuſammenſetzungen ausdrücken.

Der Reel ſcheint in den Braes von Athol, im weſtlichen Theil von Ayrſhire und in ganz Argyleſhire vorzuherrſchen. Der Strathſpey dürfte dem großen Landſtrich eigen ſeyn, durch welchen der Spey fließt. In den nördlichen Hochlanden und in den weſtlichen Inſeln gefallen ſich die Einwohner in einer Melodie, die einiges mit den Reels, andres mit den Strathſpeys gemein hat, wie ſie denn auch nach dieſen Weiſen auf eine dieſem

Theil der Hebriden eigenthumliche Art zu tanzen pflegen. Der Atholsche Reel iſt lebhaft und im höchſten Grad ermunternd. Der Strathſpey iſt langſamer, beſſer accentuirt, und es iſt mehr Ausdruck in den Cadenzen. Die Bewegungen nach dem erſtern ſind feurig, aber weniger anmuthig; wogegen der eigenthümliche Gang der Strathſpeys, als welcher eine größere Mannichfaltigkeit der Melodie, eine beſtimmtere Accentuation und mehr Ausdruck verträgt, voll Gefühl und Leidenſchaft iſt. Wer auch nur oberflächlich mit den Melodien der Gränzprovinzen bekannt iſt, muß wahrgenommen haben, wie weſentlich deren Charakter von den Melodieen entlegnerer Provinzen, zumal der Hochlande, abweicht. „Go to „Berwick ohnny," „We'll away to bonny Tweedside," „Souters o' Selkirk," „Maggie Lauder," „Logan water," „Leader Haughs and Yarrow," „Flowers o' the Forest" und manche andre ſind offenbar von ganz anderm Gange als die Hochländiſchen Reels, die Strathſpeys, Jorrums, Luinigs u. a. ſo wie auch die meiſten Melodieen, welche dieſſeit der Grampians geſungen und geſpielt werden. Durchwandert man die Wildniſſe, welche mit Cumberland und Roxburghſhire zuſammengränzen, und deren größten Theil die Flüſſe Tiviot und Tweed durchſtrömen, ſo bemerkt man einen auffallenden Contraſt zwiſchen den Sitten ihrer Einwohner und jener, welche den Gegenden näher liegen, wo dieſe Flüſſe ſich bey Berwick in das Meer ergießen. Jene haben von der urſprünglichen Energie ihres Charakters, ſo wie von der rückſichtloſen Hoſpitalität der Väter noch vieles beybehalten. Ihre Lieder werden mit leidenſchaftlicher Heftigkeit und faſt convulſiviſchen Geſticulationen geſungen; wogegen die

letztern, die einen von Natur fruchtbareren und durch Industrie im höchsten Grade cultivirten Landstrich bewohnen, mild und höflich sind, und ihre ländlichen Gesänge mit einer kunstlosen ihnen eignen Einfalt absingen. Ueberhaupt ist zu merken, daß fast in jedem District von Schottland der Gesang ein ihm eigenthümliches Gepräge hat.

Die Irische Musik, so viel ich von dieser habe in Erfahrung bringen können, ist entweder ausgezeichnet zärtlich, rührend, klagend und von einer wilden Anmuth, oder sie ist in ihrem Gang und Fall ganz besonders launigt; bisweilen auffallend munter und erheiternd; dann wieder drolligt und voll seltsamer excentrischer Einfälle. Die Gesänge hingegen in den Schottischen Niederlanden sind voll lieblichen und zugleich kräftigen Ausdrucks der Liebe, der Zärtlichkeit und andrer der Ruhe des Hirtenlebens zusagender Gefuhle. Kräftiger aber und ausdrucksvoller denn alle sind die Hochländischen Melodieen, welche, wenn es darauf ankömmt, eine melancholische Stimmung zu bezeichnen, auf das rührendste jammern und wimmern, wenn es aber die Aufregung stürmischerer Leidenschaften gilt, in wilden regellosen Sprüngen daher stürmen, und zur Verachtung des Todes, zur Rache der erlittnen Beleidigungen, zur gänzlichen Vernichtung des Feindes begeistern und entflammen.

Lassen Sie uns nun, o Lysidas, auch der verschiednen Arten von musikalischen Instrumenten gedenken, die unter den Schotten gebräuchlich sind.

In vorigen Zeiten war die Harfe das einzige musikalische Instrument in Britannien, wie in Irland. Zu welcher Zeit die mancherley Arten von Sackpfeife, die

jetzt unter dem Volk gebräuchlich sind, aufkamen, läßt sich nicht ausmachen. Es scheint indessen dieß Instrument von hohem Alter zu seyn, wie es denn auch unter mancherley Formen und in verschiednen Graden der Vollkommenheit fast in allen Gegenden Europens seine Rolle gespielt hat. Die Italische Sackpfeife, deren sich die Calabrischen Schäfer bedienen, besteht zwar aus mehrern Röhren, als die Irische, Niederschottische, Yorkshirsche, Nordhumberlandsche, und als die große Hochländische Pfeife, steht aber in Absicht des Umfangs und Vermögens diesen allen weit nach, indem nur zwey, höchstens drey Melodien auf ihr gespielt werden können. Die hauptsächlichste darunter ist der Hymnus an die Madonna; dieser ist, obgleich unvereinbar mit irgend einer Art von Regel, gleichwol so rührend von Gang und Fall, daß auch das feinste musikalische Ohr ein Gefallen daran findet; es ist dies die Weise, welche Sterne's Maria mit so rührender Anmuth spielte. Obgleich diese Pfeife nur wenig Noten enthält, so ist sie doch durch ihren harmonischen Bau und ihre schäferliche Simplicität eines hohen Grades von Anmuth, Zartheit und Pathos fähig. Die Irische Sackpfeife ist von allen, die man kennt, die vollkommenste; ihr zunächst stehen die von Yorkshire und von Northumberland; die in den Schottischen Niederlanden übliche weicht wenig von jenen ab; die ungefälligste aber von allen ist die große Schottländische Sackpfeife *). In der That ist dieses Instrument, wenn es

*) Dieß Instrument war weder den Griechen unbekannt, die es ασκαυλος, noch den Römern, die es tibia utricularis nannten. Burney sahe eine Abbildung davon auf einem

auch noch so gut gespielt wird, einem feineren musikalischen Ohr (es möchte denn durch die Gewohnheit dagegen abgehärtet seyn,) fast unerträglich; zumal im Zimmer. Im Felde freilich, und an der Spitze einer Schaar von Hochländern wird dieß rauhe Instrument von der äußersten Wichtigkeit. Es entflammt zu einer kriegerischen Wuth; es erleichtert alle Beschwerden, und lehrt der Gefahr und dem Tode selber trotzen. Dies rohe Instrument ist noch heutiges Tages das Entzücken der Hochländer. Es präsidirt bey allen Feyerlichkeiten, bey Hochzeiten, wie bey Leichenbegängnissen, im Kriege und im Frieden. Gar anders, wie in den alten Zeiten, wo die Harfe der Barden melodische Gefährtin war. Um welche Zeit diese durch den Dudelsack verdrängt worden sey, davon schweigt die Ueberlieferung gänzlich. Es sind nur noch wenige von den alten Harfenmelodieen übrig; und diese wenigen genügen, von der Musik der Väter einen sehr hohen Begriff zu erwecken. Der Geschmack an diesen alten Gesängen verliert sich jedoch unter den Hochländern mit jedem Tage. Wenige nur noch sind übrig von denen, welche den hinsterbenden Laut der Lieder anderer Tage aufgehorcht haben; auch diese wenigen werden bald dahin seyn, und die Kunde voriger Zeiten wird verstummen für immer. Einige dieser alten Gesänge sind indessen in den Sammlungen des MacDonalds, des Smith und der Perther Herausgeber aufbewahrt, mehrere davon dem Publicum

alten Marmor zu Rom. Es ist wahrscheinlich, daß die Verbindung dieses Instrumentes mit der Syrinx die erste Idee zur Orgel angegeben habe.

in Ueberſetzungen vorgelegt worden. Unter dieſen verdienen die des Smith und des Macpherſon eine ehrenvolle Erwähnung. D. Smith, ein claſſiſcher Gelehrter, ein fleißiger Alterthumsforſcher und gründlicher Kenner der Galiſchen Literatur, hat ſich ſeines Geſchäfts mit vielem Ruhm entledigt. Macphersons Ueberſetzungen werden oben bleiben im Strom der Zeit, ſo lange die Liebe des Schönen und Erhabnen die menſchliche Bruſt nur noch erwärmt.

Lycidas. Da Sie doch ſo eben der Oſſianſchen Geſänge erwähnen, ſo möchte ich wiſſen, wie Sie über den viel beſtrittnen Punkt der Aechtheit dieſer Gedichte denken?

Alexis. Seyn Sie verſichert, Lycidas, daß einem Hochländer die Frage: ob er Galiſch ſprechen könne? (er, der vielleicht in keiner andern Sprache einen verſtändlichen Laut hervorzubringen vermag,) nicht ſo ſehr befremden würde, als wenn Sie ihn fragten, ob von Oſſian, dem Sohne Fingals, noch Geſänge vorhanden ſeyn, oder nicht? Er würde die Unwiſſenheit des Fragenden bedauren; er würde Sie heißen die Sprache lernen, dann zuhören und ſelbſt urtheilen. Jedoch ich begreife, daß keine menſchliche Autorität im Stande ſeyn würde, dem ſeine Zweifel zu benehmen, der ſich einmal vorgeſetzt hat, ſie ſich nicht benehmen zu laſſen.

Lycidas. Ich bin allerdings der Meinung, Alexis, daß beweisloſe Behauptungen am beſten mit verachtendem Stillſchweigen beantwortet werden. Litterariſcher Eigendünkel und erkünſtelte Dunkelheit ſind unerträglicher noch, als Unwiſſenheit und Hohlköpfigkeit. Nirgends darf eine liberale Geſinnung weniger fehlen, als in litte-

rarischen Untersuchungen. Lassen Sie uns dann auch in der gegenwärtigen der einzigen Leidenschaft Gehör geben, als der für die Wahrheit, der Einzigen, die dem Forscher gebühret. Lassen Sie uns keine Folgerungen zulassen, als solche, welche sich aus unumwundenen und über allen Zweifel erhabnen Thatsachen ergeben. Ich habe gewiß allen möglichen guten Willen, an die Authenticität der Ossianischen Gesänge zu glauben; nur möchte ich die Dunkelheiten aufgearbeitet wissen, die alles dessen ungeachtet, was darüber seit vierzig Jahren ist geschrieben und gedruckt worden, diesen interessanten Gegenstand noch immer in einem zweifelhaften Lichte halten.

Alexis. Ich bin weit entfernt, lieber Lucidas, Ihnen zuzumuthen, daß Sie auf mein bloßes Wort mir glauben sollen. Auf rhetorische Verfänglichkeiten und sophistische Erschleichungen habe ich mich nie verstanden. Schlecht und recht will ich Ihnen vorlegen, was ich von den alten Gesängen, welche durch die Ueberlieferung unter den Hochländern sind aufbewahrt worden, in Erfahrung gebracht habe. Sollte es sich dann ergeben, daß es darunter welche gebe, die von denen, welche uns Macpherson im Fingal und in der Temora *) mitgetheilt hat,

*) Folgende Stelle aus Wartons Geschichte der Englischen Poesie verdient hier einen Platz.

„Von den Gesängen der Schottischen Barden sind noch jetzt Bruchstücke in den Hochlanden übrig. Eine merkwürdige Probe davon, die zugleich für ein schätzbares Monument der Poesie eines rohen Zeitalters gelten kann, ist der Welt neuerdings unter dem Titel der Werke Ossians mitgetheilt worden. Sehr auffallend ist, daß in diesen Gesängen jene schrecklichen Grazien, welche die Dichtkunst eines barbarischen Volks in der Regel charakteri-

nur in Nebendingen abweichen, ſo werden wir mit Grunde folgern können, daß jene die Materialien ſeyn, woraus jener die ebengenannten Epiſchen Compoſitionen ſammelte, auswählte und zuſammenorducte.

Der Eifer, womit die Hochländer, durch ihre Häuptlinge verleitet, ſich von Zeit zu Zeit der verbannten Stuarte annahmen, machte am Ende ihren Patriotismus verdächtig, und ſtellte ſie den Verläumdungen der Verfechter des Hauſes Hannover bloß. Noch andre politiſche Gründe, deren Auseinanderſetzung nicht hieher gehört, tragen dazu bey, dieſe unſere wackern Landesleute in der Meinung unſrer ſüdlichen Nachbarn herabzuſetzen. Es kam dahin, daß ſchon ihr Name widerwärtige Ideen erregte. Ihre Sprache ward als ein verhaßter Jargon verabſcheut,

ſtren, ſo oft mit milderen Sitten, zarteren Geſinnungen und dem gehaltnen Schwunge einer gezügelten Fantaſie abwechſeln. Es kann auch dieſe Erſcheinung, die alle bis jetzt angenommene Begriffe von dem wilden Zuſtande der Geſellſchaft zerrüttet, nicht anders erklärt werden, als wenn man annimmt: daß dieſe Celtiſchen Stimmen der Dichtkunſt ſo eifrig und ſeit ſo frühen Zeiten obgelegen, daß ſie auf dieſe Weiſe nach und nach zu einem Grade der dichteriſchen Verfeinerung gelangt ſeyn, dergleichen man ſonſt unter den ſogenannten barbariſchen Nationen nicht zu finden erwartet; daß ferner einzelne Beyſpiele eines erhöhteren Schwungs von Freundſchaft, Liebe und andern ſentimentalen Geſinnungen unter den Barden eine Verfeinerung der Sitten und Denkweiſe eingeführt hätten, die der Nation im Ganzen fremd geblieben; auch endlich die Lobpreiſungen ſolcher Tugenden durch die Barden am Ende Charaktere von idealiſcher Vortrefflichkeit hervorgebracht hätten, welche dergeſtalt auf das Volk gewirkt daß die poetiſchen Sitten am Ende wirkliche Nationalſitten geworden wären.

der eines gesitteten Volks unwürdig sey, und zu nichts diene, als unter einer Race aussätziger Barbaren die Flamme der Rebellion beständig wieder anzuschüren. Wie hätte man denn glauben sollen, daß in den Wildnissen, welche diese unbezwinglichen Naturen bewohnten, Gesänge zu finden wären, die aus entlegenen noch rohern Zeiten herstammeten; die einen Heroismus und eine Hoheit der Gesinnung athmeten, welche auch die gesittetsten Völkerschaften beschämten; die in Absicht auf ächte Begeisterung und hohen Dichterwerth selbst denen nicht nachständen, die aus dem güldnen Zeitalter der Griechen und Römer auf uns herabgekommen sind.

Es war manchen Gelehrten in den Schottischen Niederlanden nicht unbekannt, daß es in den Hochlanden Gedichte gäbe, die sich auf alte Zeiten bezögen, und von einem alten Heldengeschlecht eine Menge außerordentlicher Thaten erzählten, bis jetzt aber von keinem Geschichtschreiber benutzt wären. Nicht eher jedoch, als bis Macpherson die erste Probe von seiner Uebersetzung der Gedichte Ossians herausgegeben hatte*), fand man es der Mühe werth, sich nach den dichterischen Compositionen der alten Caledonier zu erkundigen **). Durch jene Probe

*) Fragments of ancient Poetry, collected in the Highlands of Scotland and translated from the Galic or Erse Language. Edimburgh MDCCLX.

**) Im Schottischen Magazine, Band XIV, XVII und XVIII findet man sogenannte Uebersetzungen aus dem Irischen, die im Grunde bloße Paraphrasen alter in den Hochlanden gäng und geber Gesänge sind. Ihr Verfasser war Jerom Stone, Schulmeister zu Dunkeld. Er starb im dreißigsten Jahr seines

ward die öffentliche Neugierde indeſſen in dem Grade erreget, daß Macpherſon ſich ſattſam aufgemuntert fühlte, das angefangne Werk zu vollenden *). Er eilte, ſeinen Fingal, ein epiſches Gedicht in ſechs Büchern, zu beendigen, der nicht ſobald die Preſſe verlaſſen hatte, als er mit Begierde gekauft, mit Heißhunger geleſen und in die Wette gelobpriesen wurde. Nach und nach jedoch wurde der allgemeine Enthuſiasmus durch die bedenklichen Aeußerungen der Einen, und durch die dreiſteren Behauptungen der andern, ſolcher Männer zumal, die nicht ohne Einfluß auf die öffentliche Meinung waren, zu einer kalten Bewunderung herabgeſtimmt. Wäre Macpherſon nicht grade damals von den ſogenannten Großen in Schutz genommen worden, als die es zur Sache des Tons machten, den Fingal in der Taſche und die Temora auf der Toilette zu haben, er möchte ſchon damals mit ſammt ſeinem Oſſian in Vergeſſenheit gerathen ſeyn. So aber drang der Ruf des wieder aufgefunds

Alters an einem Fieber, ſehr beklagt als Menſch und als Gelehrter.

*) Macpherſon ſtudierte noch auf der Univerſität zu Edinburg, als er ein epiſches Gedicht herausgab, betitelt „der Hochländer". Das Schickſal dieſes jugendlichen Verſuches munterte ihn nicht ſonderlich auf, ſeine Talente noch ferner in Original-Compoſitionen zu üben; er ſchlug daher die Bahn der Ueberſetzer ein. Nachdem durch jene „Fragmente," die 1760 erſchienen, die Aufmerkſamkeit des Publicums rege geworden, lieferte er das Jahr darauf „Fingal ein epiſches Gedicht, in ſechs Büchern nebſt mehreren andern Gedichten, verfertigt von Oſſian, dem Sohn Fingals, überſetzt aus dem Galiſchen von James Mac Pherſon". Nicht lange darauf erſchien Temora in acht Büchern.

nen Dichters zum festen Lande hinüber. Ossian wurde in alle Sprachen übersetzt, und die begeisterten Lobreden des Auslandes entschädigten den geistreichen Wiederherstellter der alten Barden für die zunehmende Gleichgültigkeit seiner Landesleute. In England regte sich die Eifersucht der Gelehrten. Samuel Johnson trat auf, und äußerte seine Zweifel über die Authenticität der Ossianischen Gedichte. Die Zweifel eines solchen Mannes galten seinen zahlreichen Nachbetern und Schildknappen für vollgültige Abfertigung. Johnson bereiste die Hebriden, erkundigte sich nach den Originalien der berühmten Gesänge, erklärte, nichts gefunden zu haben, und der Glaube an Ossians Authenticität zerschwand vollends in Luft und Dunst. Das, was wirklich ist, konnte der treffliche Mann nicht finden können; zum Ersatz fand er das, was nicht ist. Talent und Aberglaube sind nicht unverträglich mit einander. Auch Newton glaubte an eine Menge metaphysischer Spitzfündigkeiten; ob er an das zweyte Gesicht meiner Landesleute glaubte, weiß ich nicht. Sey dem wie ihm wolle, ich will Ihnen vorlegen, was ich über diesen Gegenstand beobachtet und gesammelt habe, und es Ihnen überlassen, die Resultate zu ziehen.

Ueberzeugt, daß kein Einheimischer zur Beglaubigung der Aechtheit von Ossians Gedichten etwas würde vorbringen können, das nicht von denen, die diesen Streit als abgeschlossen betrachteten, für einen fruchtlosen Versuch erklärt werden würde, einen verhaßten und kaum zur Ruhe gebrachten Federkrieg aufs neue aufzuregen; hatte ich fest bey mir beschlossen, über diesen Gegenstand für immer zu schweigen, und diejenigen, welche die Ueber-

zeugungen des Macpherson für einen „Betrug, eine Verhöhnung der Wahrheit, einen Versuch, der Englischen Nation etwas aufzuheften," hielten, im ungestörten Besitze dieser ihrer vorgefaßten Meinung zu lassen. Indem ich aber neulich in einer unserer beliebtesten und lesenswürdigsten Zeitschriften blätterte, bemerkte ich, daß die Herausgeber einige neue Aufklärungen über diese noch immer nicht sattsam aufgehellte Gegend unserer Litteratur wünschten, und daß sie, was etwa Neues und Gründliches ihnen darüber möchte zugesandt werden, mit Vergnügen in ihre Monatschrift aufnehmen würden. Dieß bestimmte mich, die Feder zu ergreifen, und da ich, äußerst gelegen für unser Gespräch, meinen Aufsatz so eben geendigt habe, so werden Sie mir erlauben, Ihnen solchen vorzulesen.

An den Herausgeber des monatlichen Magazins.

Sir.

Sie äußern in einem Ihrer neuesten Hefte den Wunsch, daß jemand, der mit den Originalien der dem Ossian zugeschriebnen Gedichte bekannt wäre, seine Beobachtungen und Ueberzeugungen, betreffend diesen vielbestrittenen Gegenstand, dem Publicum mittheilen möchte, und Sie erklären, was Ihnen darüber etwa zugefertigt werden möchte, mit Vergnügen in Ihre Blätter aufnehmen zu wollen. Der Geist der Unpartheilichkeit, der Ihre Zeitschrift bis jetzt ausgezeichnet hat, läßt mich hoffen, daß es Ihnen Ernst mit diesen Aeußerungen sey, und so wage ich es denn, Ihnen das Folgende vorzulesen, worüber Sie, falls Sie Ihrer Aufmerksamkeit es

würdig finden, verfügen mögen, wie es Ihnen gut däucht.

„Warum (sagt ein geistvoller Schriftsteller *)) grade die Schottischen Gelehrten zu litterarischen Betrügereyen mehr aufgelegt seyn sollten, als die Gelehrten andrer Nationen, ist eine Aufgabe, welche der Untersuchung ihrer neuen königlichen Societät vielleicht nicht unwürdig wäre. Doctor Johnson freilich ist der Meinung, daß ein Schotte ein sehr strenger Moralist seyn müsse, dem nicht Schottland lieber wäre als die Wahrheit; in alle Wege aber würde dasselbe ihm lieber seyn, als die Untersuchung; und wenn ein Betrug seiner Eitelkeit schmeicheln, so würde er sich schwerlich die gehörige Mühe geben, den Betrüger zu entlarven. Dem sey indessen wie ihm wolle, (fährt der oben bezeichnete Schriftsteller fort,) das Factum ist einmal nicht zu läugnen; und die Betrügereien des Boethius, des Hector Buchanan, David Chalmers, Georg Buchanan, Thomas Dempster, Sir John Bruce, William Lauder, Archibald Bower, James Macpherson und John Pinkerton haben dem Nationalcharakter ein Maal aufgebrannt, das nur durch Zeitalter der unverbrüchlichsten und probehaltigsten Wahrheitsliebe wird hinweggelöscht werden können." Da haben wir die ganze volle Ladung eines Englischen Freybeuters. Laßt uns nun hören, was ein ehrlicher Schotte sagt, der noch dazu selbst ein Hochländer ist **). „Bis jetzt sind die ge-

*) Histor. Essay on Scotish Song p. LXIII.

**) William Shaw, Verfasser einer Untersuchung der Aechtheit der dem Ossian zugeschriebnen Gedichte, des Galischen Worterbuchs u. a.

ſammten Hochlande nicht im Stande geweſen, auch nur drey Zeilen des Originals aufzuweiſen, die ausgenommen, die Herr Macpherſon dem Publicum als Probe vorgelegt hat, ohne einige Art des Beweiſes für ſie beyzubringen.“ Herr Pinkerton läßt ſich zu gleichem Zweck folgendermaßen vernehmen. „In Schottland ſind keine Bruchſtücke von Britanniſcher Poeſie zu finden, von Iriſcher Poeſie ſind in Schottland mehrere Proben herausgegeben worden, aber keines, das älter wäre, als ein, oder höchſtens zwey Jahrhunderte. Ueberſetzungen ſind davon erſchienen; aber keine, deren Treue man loben dürfte. Was von dieſen Ueberſetzungen auf Oſſians Rechnung geſchrieben worden, hat verdienter Weiſe die Aufmerkſamkeit des Publicums erreget, kann aber bloß dazu dienen, den Leſer, der von der Celtiſchen Poeſie einen richtigen Begriff haben möchte *), irre zu führen. Doctor Blair (fährt dieſer Autor fort), ein Mann, der über allen Verdacht erhaben iſt, führt zu Ende ſeiner Diſſertation über Oſſian eine Wolke von Zeugen auf, und zwar von größtentheils ſehr achtungswürdigen Zeugen, welche die Ueberlieferung einzelner Bruchſtücke, ja auch ganze Geſänge begünſtigen. Beweiſt aber dieß deren Alterthum? Es beweiſt vielmehr, daß einige, allerdings traditionelle Stücke vor einem oder zwey Jahrhunderten geſchrieben wurden, und noch in friſchem Andenken ſind. Die Sache iſt, daß die letztern Barden die alten Lieder zu Gunſten ihrer eignen Producte vernachläſſigten, grade

*) Herr Pinkerton hat nicht für gut gefunden, ſeine richtigeren Begriffe von der Celtiſchen Poeſie dem Publicum mitzutheilen.

so, wie wir Corelli und Händel in Vergessenheit gerathen sehn, seit jeder Geiger auch componirt." So weit Herr Pinkerton, und die Ansicht derer, welche Ossians Gedichte für untergeschoben halten; jetzt werde ich Ihnen meine Gründe für die entgegengesetzte Meinung vorlegen.

So lange ich meiner selbst mir bewußt gewesen bin, so lange erinnere ich mich auch, eine Menge metrischer Erzählungen gehört zu haben, welche nach ganz eigenen, zugleich wilden und rührenden Melodien abgesungen wurden. Ermüdet von den Beschwerden des Jagens, Fischens und anderer Beschäftigungen, erquickten meine Hochländischen Landesleute sich hauptsächlich mit dem Andenken an die Tage, die nicht mehr sind. Alt und Jung versammelten sich Gruppenweise um das abendliche Feuer, und lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit und Spuren der allerlebhaftesten Theilnehmung auf den Vortrag des Sängers. Das Wunderbare spielte eine große Rolle in einigen dieser Gesänge. Es war die Rede von riesenartigen Menschen, die mit einem einzigen Schritte ganze Thäler durchmaßen, von einem Berg auf den andern traten, Ströme und Gewässer überspannten, und Wunder von Tapferkeit verrichteten. Dergleichen Mährchen pflegten jedoch bloß ein müßiges Erstaunen zu erregen. Ganz anders fühlten wir uns bewegt, wenn die Rede auf die Thaten der Väter kam, dieser hochherzigen Helden, welche dem Feinde wehrten, gleich dem von den Regenbächen geschwellten Strom, dem Hülfsbedürftigen aber freundlich waren, gleich dem Lüftlein, das die Grashalmspitzen beuget.

Viele Jahre erst nach diesen harmlosen Tagen fielen mir die Uebersetzungen in die Hände, die Macpherson

von einer Anzahl alter Galiſcher Geſänge geliefert hat. Mit welchem Entzücken ich meine alten Freunde wieder erkannte, dieſe begeiſternden Geſänge, die mich ſo oft in Thränen geſchmolzen, und in meiner jugendlichen Bruſt die Gluten des Heldenfeuers angefacht haben, läßt ſich leicht erachten. Erinnerungen ohne Zahl überdrängten mich; die Gefühle meiner Kindheit, die Wallungen meines noch grünen Gemüthes wurden von neuem rege. Ich fühlte mich verſetzt mitten in jene alten Zeiten und Scenen. Ich ſahe ihn, den alten gebeugten Sänger; ich ſaß neben ihm auf dem bemooſten Steine; ich hörte ihn ſingen das Lied von den alten Tagen; ich pflog Umgang mit ſeinen Helden; ich wähnte ſelbſt ihrer einer zu ſeyn; und die Helden Oſſians waren nicht die Söhne der kleinen Menſchen. Urtheilen Sie dann von meinem Erſtaunen, als ich zum erſtenmal die Authenticität der Oſſianiſchen Gedichte bezweifeln hörte. Zufällig traf ich zu Edinburg im Hauſe eines Freundes einen Menſchen von einem ſehr abſchreckenden Aeußern; der Kleidung nach zu urtheilen, war er ein Geiſtlicher und Shaw ſein Name. Dieſer Mann pflegte meinen des Galiſchen innigſt kundigen Freund über einige Druckſchriften, worüber er grade brütete, zum öftern zu Rathe zu ziehen. Ich wohnte den Geſprächen zuweilen bey, und unterließ nicht, gelegentlich ein Wort mit einzuſchieben. Schon damals ließ Herr Shaw über die Macphersonſchen Ueberſetzungen manche Winke fallen, welche den Aeußerungen, die er dem Publicum mitzutheilen für gut gefunden, gradehin widerſprachen. So ſehr auch mein Freund und ich uns darüber wunderten, ſo ließen wir uns doch nicht einfallen, daß Herr Shaw an der Sache, die er bis jetzt ſo

eifrig verfochten, (wie er ſie denn auch in ſeiner bald darauf ans Licht geſtellten Unterſuchung der Aechtheit der dem Oſſian zugeſchriebenen Gedichte mit Eifer vertheidigte,) dereinſt zum Verräther werden dürfte. Herr Shaw verſtand indeſſen die Kunſt zu temporiſiren; nicht ſobald däuchte der Zeitpunkt ihm günſtig, als er ſeine bis jetzt geäußerte Meinung zurücknahm, und Macpherſon dem Publicum als einen Mann denunciirte, welcher der ganzen Welt habe aufheften wollen, daß Fingal und Temora, die er ſelbſt geſchmiedet hätte, Ueberſetzungen aus dem Galiſchen wären. Jetzt erhub ſich ein allgemeines Geſchrey, in welchem Shaw's Apoſtaſie gänzlich vergeſſen wurde. Macpherſon beantwortete alle Angriffe, die von nun an auf ſeine Wahrhaftigkeit und Schriftſtellerreputation geſchahen, mit ſtillſchweigender Verachtung. Dagegen trat ein Herr John Clarke gegen Shaw auf. Die litterariſchen Scharmützel dieſer beyden Caledoniſchen Kämpen ſind jetzt verdienter Weiſe vergeſſen. Mittlerweile hatten Gelehrte aus den Niederlanden die Anfragen, die bey ihnen wegen der Aechtheit der berufenen Gedichte eingingen, aus gänzlicher Unkunde der Sprache unbeantwortet laſſen müſſen. Hochländer, die frühe aus ihren Stammesverhältniſſen herausgeriſſen und auf den Schauplatz einer ganz andern Welt verſetzt worden waren, erinnerten ſich nur, wie eines dunkeln Traumes, daß grade ſolche Gedichte, wie Macpherſon überſetzt haben wollte, in den frohen Tagen ihrer ſorgenloſen Jugend von ihnen gehört, und mit Entzücken gehört worden wären. Unſre Nachbarn im Süden des Tweed, der langen Zögerungen überdrüßig, fingen an die Aechtheit der Gedichte mehr denn jemals zu bezweifeln, und

ließen ſich mit bloßen beweisloſen Behauptungen des Gegentheils nicht weiter abfinden. Noch ſchien jedoch die öffentliche Meinung zu ſchwanken, als Herrn Th. F. Hill's Correſpondenz im Gentleman's Magazine von den Jahren 1782 und 83 erſchien. Dieß unverdaute und kaum verſtändliche Gemiſche von uncorrecten Originalen *) und noch uncorrectern Ueberſetzungen, von Anekdoten und Beſchreibungen, weitſchweifigen Erörterungen und raſchgezogenen Schlußfolgen, ſchien alle noch übrige Ungewißheit zu zerſtreuen, und gar manche lebten und ſtarben von nun an der Ueberzeugung, daß dieſer hochberühmte Oſſian kein anderer ſey, als Herr Macpherſon ſelber, der mit jenen von ihm (dem ſelbſteignen Homer der Celtiſchen Zunge) geſchmiedeten Gedichten das leichts

*) Dieſe Originale ſcheinen den alten Iriſchen Gedichten in Miß Brook's Sammlung ſehr ähnlich zu ſeyn; verlohrne Ueberbleibſel, wie es ſcheint, irgend eines urſprünglich Iriſchen Dichters, deſſen Geſänge durch die Barden und Harfner, welche zwiſchen beyden Küſten zu reiſen pflegten, zu uns herübergebracht wurden.

Nach allem, was Herr Hill auf dreyen eigends zu dieſem Zweck nach den Hochlanden angeſtellten Reiſen aus den unverdächtigſten Quellen (ſein vornehmſter Gewährsmann war ein Hufſchmidt, Alexander Mac Nab zu Glenorchay) in Erfahrung bringen können, glaubt er ſich berechtigt, zu ſchließen, daß der Oſſian des Mac Pherſon und des Smith eine verſtümmelte Compilation von Hochländiſchen Geſängen ſey, die dieſem Barden zwar zugeſchrieben würden, ſchwerlich aber ſeine Arbeit ſeyn dürften. — Auf der vorhergehenden Seite bemerkt derſelbe Herr Hill: „es ſey merkwürdig, daß trotz aller gegen die Authenticität dieſer Geſänge vorgebrachten Einwürfe, ſie gleichwol eine innere Evidenz von Originalität beſäßen, mittelſt deren ſie ſich

gläubige Publicum hintergangen habe. „Jedermann, schreibt der Verfaſſer des hiſtoriſchen Verſuchs über den Schottiſchen Geſang, iſt jetzt überzeugt, oder könnte und ſollte es wenigſtens ſeyn, daß die epiſchen Gedichte Oſſians, der im fünften Jahrhundert gelebt haben ſoll, und den Herr Macpherſon überſetzt haben will, hauptſächlich, wo nicht ganz und gar von ihm erfunden ſeyn.“ Dieſer dreiſte Ausſpruch beweiſt zur Genüge, wie hartnäckig manche Menſchen ein für allemal in dieſer Sache Parthey genommen, und wie feſt ſie beſchloſſen haben, jedem fernern Verſuche, die Frage über den Macpherſonſchen Oſſian in ihr wahres Licht zu ſtellen, das Gehör ſchlechthin zu verweigern. Leuten dieſer Art wider ihren eigenen Dank etwas einreden zu wollen, bin ich nicht gemeinet. Mögen ſie ſich nach wie vor mit ſatter Selbſtzufriedenheit an der Ueberzeugung weiden, wozu ſie ſo wohlfeilen Kaufes gelangt ſind. Diejenigen, ſo noch nach ſchlichten Thatſachen aufhören, hoffe ich von folgenden Punkten zu überführen:

daß Gedichte, die dem Oſſian zugeſchrieben wurden, in den Hochlanden vorhanden, und als ſolche dorten allgemein bekannt geweſen ſeyn, lange vorher ehe Macpherſon verſucht habe, ſie zu überſetzen; daß ſie weder ganz, noch in der Hauptſache von ihm erfunden worden, und daß ſie alſo auch nicht unter die litterariſchen Betrügereien gezählt werden dürfen;

bis jetzt noch gegen den ganzen Strom der wider ſie rege gewordnen Oppoſition behauptet hätten.“ Das heißt in der That alles zugegeben, was die eifrigſten Verfechter der Aechtheit der Oſſianiſchen Gedichte nur begehren können.

ſondern daß Macpherſon ſolche mit Hülfe anderer geſammelt und geordnet, hiernächſt aber überſetzt, und dem Publicum vorgelegt habe; daß ſie um ſo weniger Producte dieſes Schriftſtellers ſeyn können, da deſſen Originalpoeſien an Inhalt, Form und Charakter von jenen durchaus verſchieden ſind, wie ich durch die Vergleichung von beyden darzuthun hoffe.

Was man auch vom Gegentheil behauptet haben mag, ſo habe doch ich wenigſtens durch die ſorgfältigſten Erkundigungen mich überzeugt, daß heut zu Tage nur noch wenig Handſchriften *) von den alten Celtiſchen Geſängen in den Hochlanden vorhanden ſeyn, diejenigen etwa abgerechnet, die ſich in der Familie der MacDonalds von Clanranald, deren aus Gelegenheit dieſes Streits ſo oft erwähnt worden, finden mögen. Unter ſolchen Umſtänden bleibt nichts anders übrig, als für das Daſeyn derſelben ſolche Zeugen abzuhören, gegen deren Glaubwürdigkeit nur eine vorſätzliche und verſchuldete Verſtockung ſtatt hat.

John Davie Eſqu. von Gavieſide (ein Mann

*) Daß das Galiſche (was einige auch das Iriſche nennen, und in der That iſt der Unterſchied unbedeutend) unter den Gelehrten in den Hochlanden eine geſchriebne Sprache geweſen, bezeugt Martin in ſeiner Beſchreibung der weſtlichen Inſeln von Schottland: Fergus Beaton beſitzt folgende alte Iriſche Manuſcripte in Iriſchen Schriftzügen: Avicenna, Averroes, Joannes de Vigo, Bernandus, Gordonus, und mehrere Bände vom Hippocrates. Was hindert anzunehmen, daß auch die Geſänge der Eingebohrnen durch die Schrift der Nachwelt überliefert worden ſeyn!

von dem achtungswürdigsten Charakter und der strengsten Wahrheitsliebe, der Freund und College des sel. D. Hutton, Verfassers einer Theorie der Erde und anderer Schriften) pflegte in seiner früheren Jugend alle Jahre in der Jagdzeit eine Streiferey in die Hochlande zu machen. Auf einem dieser Streifzüge (ob im Jahr 1743 oder 44 wagte er nicht mehr zu bestimmen) traf er eines mitten in den Bergen auf eine Gruppe Hochländer, in deren Mitte ein alter Mann mit heftiger Bewegung, wie es schien, etwas vortrug, was Herrn Davie, der die Sprache nicht verstand, als eine Art rohen Gesanges voll Handlung und Empfindung vorkam. Auch die Leute, die sich rings um den Sänger versammelt hatten, schienen durch seinen Vortrag zu Zeiten in die heftigste Gemüthsbewegung zu gerathen. Davie ersuchte seinen Begleiter, der des Galischen kundig war, ihm diese Erscheinung zu erklären; sogleich übersetzte ihm derselbe ganze Stellen aus des Rhapsoden Vortrag so gut oder schlecht, als er es vermochte. Als nachmals die Uebersetzungen des Macpherson (Fingal und Temora) ihm in die Hände fielen, erkannte er augenblicklich die Aehnlichkeit dieser Dichtungsart mit dem, was er ehemals in den Hochlanden gehört hatte. Dieß Zeugniß ist von desto gröſserm Gewicht, da es von einem Mann herrührt, dem durchaus nicht darum zu thun seyn kann, einen litterarischen Betrug zu unterstützen; wie denn überhaupt keine Rücksicht in der Welt ihn verlocken würde, der Wahrheit etwas zu vergeben, wäre es auch die, daß Caledonien sich seines epischen Dichters mit eben dem Recht zu rühmen haben möchte, womit sich Griechenland seines Homers und Italien seines Virgils rühmt. „Wer kann

ein Vergnügen daran finden, ſagt Johnſon, die Ehre Miltons zu verringern, wodurch gewiſſermaßen dem Ruhm der Nation ſelbſt Abbruch geſchähe.“ Dennoch fehlt es nicht an Leuten, welche, weil ein Größerer denn Milton in einem fernen Zeitalter nordwärts des Tweed blühte, ſogar das Daſeyn des unſterblichen Bardens in Zweifel zu ziehn, ſich nicht entblöden.

Jerom Stone hat Paraphraſen von verſchiednen alten Galiſchen Geſängen verfertigt und herausgegeben*), lange vorher, ehe Macpherſon daran dachte, ſeine 1760 erſchienenen Bruchſtücke alter Poeſien zu überſetzen und herauszugeben. Dieß iſt ein abermaliger Beweis, daß man um das Daſeyn alter Galiſcher Lieder gewußt habe, ehe Macpherſon ſeinen Oſſian ans Licht ſtellte.

Colin Campbell Eſq., Obereinnehmer der Zölle zu Fort Williams, ein als Obrigkeit und Menſch gleich achtungswürdiger Mann, erzählte mir neulich, wie er

*) Zur Probe mögen folgende Zeilen dienen:

Sein ſchrecklich Schwert erglänzte Blitzen gleich,
Sein Schild war undurchdringlich jedem Stahl.
Sein Speer ein Maſtbaum, eine Bergesfichte,
Die Könige zitterten vor ſeinem Namen.
Ihm lächelte der Sieg, wohin er ſchritt.
Groß war die Kraft des unbezwungnen Arms,
Groß die Behendigkeit des ſchnellen Laufs,
Niemand beſtand die Stärke ſeiner Fauſt,
Noch überholt ihn jemand auf der Jagd.
Doch war er liebreich, gütig, gnadenvoll,
Zertrat nicht grauſam den beſiegten Feind,
Hartherzigkeit ſaß nicht in ſeiner Seele,
Nicht ſchnöde Mißgunſt in des Helden Bruſt,
Ganz Milde war er, Gnade ganz und Huld.

ſich der Zeit, wo Macpherſon, der ſein vertrauter Freund geweſen, ſich damit beſchäftigt habe, Materialien zu der entworfnen Ausgabe der Oſſianiſchen Gedichte zu ſammeln, gar wohl erinnere. Zugleich theilte Herr Campbell mir mit: „der Hochländer, ein Gedicht,“ ein jugendliches Product Herrn Macphersons, das letzterer ihm (nachdem es 1758 gedruckt worden) ſelbſt verehrt hatte, und woraus in der Folge Auszüge geliefert werden ſollen.

Aus dieſen unverdächtigen und achtungswürdigen Zeugniſſen, welcher, wenn es deſſen bedürfte, noch weit mehrere beygefügt werden könnten, erhellt unwiderſprechlich, daß Gedichte, die dem Oſſian zugeſchrieben worden, in den Hochlanden vorhanden und als ſolche allgemein bekannt geweſen ſeyn, lange vorher, als Herr Macpherſon deren Ueberſetzung unternommen; daß ſelbige demnach weder ganz noch in der Hauptſache ſeine Erfindung geweſen, geſchweige, daß es damit auf einen litterariſchen Betrug hätte angeſehen ſeyn ſollen.

Macpherſon lebte eine Zeitlang in der Familie eines Stammes- und Namensgenoſſen, des Herrn Macpherſon zu Strathmaiſie in Badenoch, der nicht nur der Alterthümer ſeines Landes und der Galiſchen Sprache vollkommen kundig, ſondern auch ein geübter Dichter war.*)

*) Im vorigen May (1797) waren nur noch wenige übrig, welche beträchtlich lange Stücke aus den Oſſianiſchen Poeſieen herſagen konnten. Darunter befanden ſich Alexander Mac Donell zu Glenturret, Donald Mac Donell zu Meneſtie Bairron, und Donald Cameron Brae-lochaber. Die beyden erſtern ſind ſeitdem geſtorben. In wenig Jahren dürfte ſchwerlich jemand übrig ſeyn, der von dieſen alten Geſängen etwas auswendig wüßte,

Dieſer Mann leiſtete unſerm wackern Ueberſetzer bey ſeinem ſchwierigen Geſchäft die allerwichtigſten Dienſte. Er half ihm, wie die Sage gehet, die alten Geſänge nicht nur ſammeln, und die verſchiednen Recenſionen, die davon aufgefunden wurden, collationiren; ſondern er ſoll ſie ihm auch haben ordnen, und in die Form bringen helfen, worinnen er anfangs die Fragmente, nachmals aber den Fingal und die Temora dem Publicum vorlegte. Außer dem Beyſtand dieſes Mannes benutzte Macpherſon auch die Einſichten und die Dienſtfertigkeit anderer Freunde, die keinen Fleiß ſparten, ihn in ſeinem rühmlichen Unternehmen zu unterſtützen. So erhellt alſo, daß andre ihn haben die gelieferten Gedichte ſammeln, ordnen und in die Form bringen helfen, worinn ſie von ihm ans Licht geſtellt worden. Fragt man, welche Theile er ganz, welche verſtümmelt gefunden, auf was Weiſe und nach welchen Regeln er ſie ausgewählt, revidirt und geordnet habe, ſo dürfte darüber, wenn anders er ſelbſt nicht einige Nachrichten davon hinterlaſſen, heutiges Tages keine befriedigende Auskunft mehr zu gewinnen ſeyn. Macpherſon von Strathmaiſie iſt todt; James Macpherſon auch; daſſelbige gilt von den Meiſten, welche Rede und Antwort deshalb hätten geben können. Kann man ſagen, auf was Weiſe die dem Homer zugeſchriebnen Geſänge in ein Ganzes geſammelt, und den Athenern auf Veranſtaltung des Piſiſtratus übergeben worden ſind? Eine Frage, die nicht leicht zu be-

indem die jungen Leute ſich um Dinge dieſer Art nicht im mindeſten bekümmern.

antworten seyn, und deren Beantwortung am Ende nicht die Mühe lohnen möchte!

Jetzt ist noch übrig, Macphersons eigene dichterische Versuche mit seinen Uebersetzungen zu vergleichen. Sollte es sich zeigen, daß in jenen ein von diesen ganz verschiedner Geist wehe, daß die erstern den letztern an Energie, Pathos und Simplicität weit nachständen; so werden wir mit Grunde schließen können, daß Macpherson nicht der Homer der Celtischen Zunge sey.

Zur Erleichterung dieser Vergleichung diene folgende Nebeneinanderstellung analoger Auszüge aus Macpherson's epischem Gedichte: der Hochländer (Gedruckt zu Edinburgh bey Ruddiman und Comp. 1738), und aus dessen „Bruchstücken alter Poesien," gesammelt in den Schottischen Hochlanden, und übersetzt aus der Gallischen oder Erßischen Sprache.

Aus dem ersten Gesange des Hochländers.
S. 1 und 2.

Den Jüngling sing' ich, der sich selber fremd,
Fremd seinem Volk und Caledoniens Thron,
Gesport vom Schicksal sein Gebirg verließ,
Durch edler Thaten viel die Väter rächte,
Alsdann die lang verneinte Kund' erfuhr,
Er sey durch Herkunft, wie durch Tugend groß.
Der graue Führer lag auf traur'ger Baare,
Versagt ward nichts ihm, was die Todten ehrt.
Gesenkten Haupts, vergießend edle Thränen
Trug den geliebten Leich die rüstig' Jugend,
Vom vielgewundnen Tay zu Aberens Strand
Und senket' ihn in seiner Väter Grab.

Der göttergleiche Alpin weint ſich aus,
Führt dann die Seinigen dem Feind entgegen.
Langſam und ſchweigend wallet er des Wegs,
Das ſtarre Auge auf den Grund geheftet.
Langſam und ſchweigend folgen ihm die Krieger,
In aller dunkeln Feyerlichkeit des Grams.

Aus den Bruchſtücken alter Caliſcher Geſänge

S. 37.

Am Fuß des Felſen unter altergekrümmten Bäumen ſaß der alte Oſſian auf dem Mooſe; der letzte vom Geſchlecht des Fingal. Seine Augen waren vom Alter geblendet, ſein Bart wehete im Winde. Dumpf durch die laubloſen Bäume vernahm er die Stimme des Nordwindes. Der Gram lebte auf in ſeinem Gemüthe, und er hub an, zu jammern um die Todten.

Wie biſt du gefallen gleich einer Eiche mit allen deinen Zweigen um dich her. Wo iſt Fingal der König? Wo iſt Oscar mein Sohn? Wo ſind die Helden meines Stammes alle? Leider! ſie ruhen in der Erde! Mit meinen Händen taſte ich nach ihren Gräbern!

S. 23.

Schließt eure Reih'n! Beſteht den Stoß der Schlacht!
Bedrängt ihn kräftig, den geworfnen Feind.
Ihr meine Braven, kämpft fürs Vaterland!
Des Vaterlandes iſt das Leben! Gebt
Ihm wieder, was nur ihm gehört.

S. 22.

Heran Gefährten! Alpin führet euch! Folgt!
Er ſprichts und ſtürmt in die geſchloßnen Schaaren.

Wohin er stürmet, trennen sich die Reih'n,
Fließt Blut, tönt lautes Jammern, fallen Krieger,
Von ihren Rüstungen umkracht.

S. 39.

Aber Fingal kam daher in seiner Kraft, und lächelte des ruhmredigen Prahlens. Sie warfen ihre Arme um einander, sie rangen auf der Ebne. Die Erde ward zerpflügt von ihren Fersen. Ihre Knochen krachten wie das Boot des Meeres, wenn es hüpft von Welle zu Welle. Lange kämpften sie; mit der Nacht fielen sie nieder auf der tosenden Ebne; so fallen krachend auf den Bergen zwey Eichen mit verwachsenen Zweigen. Morni's stattlicher Sohn ward gebunden; dem Bejahrten blieb der Sieg.

S. 77, 78.

Sie stehn gedrängt auf einer Uferspitze,
Und schaun des Meeres dunkle Fluth hinüber.
Fernhin erscheinen Schiffe. Langsam nahn
Die Prangenden. Die Segel schwellt der Wind
Und ringsum schäumt das aufgefurchte Meer.
Zwar feurlich langsam, dennoch näher schwebt
Dem Land mit jeglichem Moment die Flotte.
So steigt ein Duftgewölk am Horizont
Empor; gejagt vom Winde segelt es
In stiller Majestät daher: im Strahl
Der Sonne glänzen seine Rittige.
So schwamm daher mit seinen Braven allen
Von Anglens fernem Strand der göttergleiche
Harold, um seinem Bruder beizustehn,
Dem Bruder, dessen Tod er nimmer ahnte.

Schon langt er an, er ankert in der Fluth,
Versucht zu landen; doch entgegen ihm
Stehn Albions Helden, schwingen fürchterlich
Den dräunden Speer an schichtvollen Ufern,
Und durch die Luft zischt ihrer Pfeile Hagel.

S. 42.

Fern auf der blauen Tiefe erschien ein weißer Fleck, ähnlich dem Kamm der schaumbedeckten Welle. Es kam näher; es war ein Schiff. Ullin, der Gewaltige, zog es an das Land. Die Berge bebeten, so wie er gieng. Die Hügel zitterten unter seinen Schritten. Fürchterlich rasselte seine Rüstung um ihn her. Tod und Verwüstung war in seinen Augen. Stattlich war er wie das Reh von Morven. Schimmernd wandelte er im Glanze seines Stahles.

S. 43.

Er sprachs und schied von dannen würdevoll,
Sein Gang war stattlich, heldisch war sein Schritt,
Des Panzers Wucht entsprühte Blitz auf Blitz.
Die Rüstung rasselt' um den Schreitenden.

Der zweyte Gesang hebt so an:

Dem güldnen Ost entschwebt der junge Tag,
Der Fluren düstres Schwarz wird lichtes Grau,
Zum dunklen Weiß entflieht die feuchte Nacht,
Die Sonn' enthebt dem Meer ihr strahlend Haupt,
Die Berge brennen in dem güldnen Strahl,
Es brennt der Schotten Stahl, und sprühet Funken;

Der kriegerischen Pfeif entrollen schon
Die dunklen Wirbel, und der Krieger Braut
Schwellt heiße Streitbegier. —

S. 16.

Der Abend liegt grau auf den Bergen. Der Nordwind saußt durch die Wälder. Weiße Wolken steigen auf am Himmel; Schneeflocken fallen. Fern heult der Strom in seinem geschlängelten Lauf. Traurig saß am fahlen Felsen der graugelockte Carril. Dürres Farrenkraut webet über seinem Haupt; sein Sitz ist die alte gekrümmte Birke. Hell scholl durch den brüllenden Sturm das Lied seiner Klage.

Es ist bereits erwähnt worden, daß zwischen der Erscheinung des Macphersonschen Hochländers und der Herausgabe der Bruchstücke nur zwey Jahre verstrichen. Schon im folgenden Jahre traten Fingal und Temora vollständig ans Licht. Man vergleiche den Anfang des Fingal nach beyden Recensionen, die ich hier in zwey Columnen nebeneinander stellen will. Die erste enthält die frühere Bearbeitung, die zweyte die spätere.

*) Cuchulaid saß an der Mauer, am Baum des rauschenden Lauds. Sein Speer lehnte am bemoosten Felse. Sein Schild lag neben dem Felse. Sein Schild lag

*) Cuchullin saß an Tura's Mauer neben dem Baum des rauschenden Lauds. Sein Speer lehnte an Felse. Sein Schild lag

*) Cuchulaid sat by the wall; by the tree of the roaring leaf. His spear leaned against the mossy rock. His shield lay by him on the

*) Cuchullin sat by Tura's wall; by the tree of the roaring leaf. His spear leaned against the rock. His shield lay by him on the

den ihm im Grase. Während er gedachte an den mächtigen Cairbar, den er erschlug im Felde, kam der Kundschafter des Meeres, Moran, der Sohn des Fithil. Auf, Cuchulaid, auf! Ich sehe die Schiffe der Carve. Viel sind der Feinde, Cuchulaid, viel der Söhne von Iochlin. Moran, du zitterst immer; deine Furcht vergrößert den Feind. Sie sind die Schiffe der hüglichten Wüste, gekommen, um Cuchulaid beyzustehn.

neben ihm im Grase. Indem er gedachte an den mächtigen Cairbar, einen Helden, den er erschlug in der Schlacht, kam der Kundschafter des Meeres, Moran, der Sohn des Fithil. Auf, sagte der Jünglina, Cuchulin, auf! Ich sehe die Schiffe des Swaran. Cuchullin, der Feinde sind viel, viel der Helden des schwarzrolenden Meeres.

Moran, erwiederte der blattgrangte Führer; die ist gleich so bange, Sohn des Fithil; deine Furcht hat den Feind um vieles vermehrt; vielleicht ist es der

grove. Whilst he thought on the mighty Cairbar whom he slew in battle, the Scout of the Ocean came, Moran, the son of Fithil. Rise Cuchullaid, rise! I see the Ships of Carve. Many are the foe, Cuchulaid; many the sons of Lochlin. Moran! thou ever trembler; thy fears much enlarge the foe. They are the Ships of the dusky of hills arrived to assist Cuchulaid.

he thought of mighty Cairbar, a hero whom he slew in war; the Scout of the Ocean came, Moran the son of Fithil. Rise, said the youth, Cuchullin rise. I see the Ships of Swaran. Cuchullin, many are the dark-rolling sea.

Moran, replied the blue-eyed chief, thou ever trembler son of Fithil; thy fears have much encreased the foe,

Ich ſahe ihren Führer, ſprecht Morau, hoch und glänzend wie ein Fels von Eis. Sein Sperr gleicht jener Fichte, ſein Schild dem ſteigenden Mond. Er ſaß auf einem Felſen am Geſtade, wie eine graue Wolke auf dem Berge. Viele, du mächtiger Mann, viele, ſprach ich, ſind unſrer Helden. Barde, wie du nicht mit Unrecht heißeſt, viel ſind der Söhne unſers Königs. König der einſamen Hügel, welcher kommt wie zu uns ſen auf Ullins grünen Ebenen.

Ich ſahe ihren Führer, ſprecht Morau, hoch und glänzend, wie einen Felſen von Eis. Sein Sperr glich jener verſengten Fichte; ſein Schild, dem kommenden Mond. Er ſaß auf einem Felſen am Geſtade; wie eine Nebelwolke auf dem ſchweigenden Hügel. Viel, ſprach ich, o Führer der Männer, viel ſind unſrer Helden im Kriege. Wohl magſt du heißen der Gewaltige, aber viele der Ge-

I saw their chief, says Moran, tall as a rock of ice. His spear is like that fir; his shield like the rising moon. He sat upon a rock on the shore, as a grey cloud upon the hill. Many, mighty man, I said, many are our heroes; Barde well are thou named, many are the Sons of our king. Perhaps it is the king of the lonely hills coming to aid me on green Ullins plains.

I saw their chief, says Moran, tall as a rock of ice. His spear is like that blasted fir. His shield like the rising Moon. He sat on a rock on the shore; like a cloud of mist on the silent hill. Many chief of men! I said, many are our bands of war. Well art thou named the mighty

waltigen verſammeln ſich um Tura's Burg des Windes.

Er antwortete wie die Welle, die am Felſ ſich bricht. Wer iſt, der hier mir gleiche! Die Tapfern leben nicht vor mir; ſie gehn unter die Erde von meinen Händen. Der König der Wüſte des Gebirgs, nur er kann kämpfen mit Garve. Einſtens rangen wir auf dem Hügel. Unſre Ferſen zerſtampften das Gebüſch. Felſen wichen aus ihrem Platz, und Bäche änderten ihren Lauf. Drey Tage kämpften wir; ferne ſtanden die Helden und zagten.

Wie die Welle, die am Felſen anſchlägt, war des Königs Antwort: Wer iſt, der mir gleiche in dieſem Lande. Die Tapfern beſtehen nicht in meiner Gegenwart; ſie fallen zu Boden unter meinem Arm. Niemand mag Swaran im Gefecht beſtehn, als Fingal, der König der ſtürmiſchen Berge. Einſtens rangen wir mit einander auf der Heyde von Malmor, und unſre Ferſen feheten den Wald um. Felſen wichen aus ihrem Platz; Bächlein verän-

He answered like a wave on the rock; who is like me here? The valiant live not with me; they go to the earth from my hand. The king of the desert of hills alone can fight with Garve. Once we wrestled on the hill. Our heels overturned the wood. Rocks fell from their place, and rivulets changed their course. Three days we strove

man, but many mighty men are seen from Tura's wall of wind.

He answered, like a wave on a rock, who in this land appears like me? Heroes stand not in my presence; they fall to earth beneath my hand. None can meet Swaran in fight, but Fingal king of stormy hills. Once we wrestled on the heath of Malmor and our heels overturned the wood. Rocks

Am vierten ſagte der Könia, ich fiele; aber Garve ſprach, er ſtände. So weiche dann Cuchulaid dem, der ſtark iſt wie ein Sturm. Nimmer werde ich weichen einem Menſchen. Cuchulaid wird ſiegen oder ſterben.

derten ihren Lauf, und entflohen murmelnd unſerm Kampfe; drey Tage erneuerten wir den Kampf; die Tapfern ſtanden in der Ferne und bebten. Am vierten ſprach Fingal, der König des Meeres ſey gefallen; aber Swaran ſpricht: er ſtand. So möge dann der düſtre Cuchullin dem weichen, welcher ſtark iſt, wie die Stürme von Malmor. Nein, erwiederte der blauaugte Führer, ich werde nicht weichen irgend einem Manne. Der düſtre Cuchullin ſoll groß ſeyn oder todt.

together; heroes stood at a distance, and feared. On the fourth, the king saith, that i fell; but Garve saith, he stood. Let Cuchulaid yield to him, that is strong as a storm. No i will never yield to man. Cuchulaid will conquer or die.

fell from their place; and rivulets, changing their course, fled murmuring from our strife. three days we renewed our strife, and heroes stood at a distance, and trembled. On the fourth, Fingal says, that the king of the Ocean fell; but Swaran says, he stood. Let dark Cuchullin yield to him, that is strong as the storms of Malmor. No, replied the blue eyed chief, i will never yield to man. Dark Cuchullin will be great or dead.

Geh Moran, nimm deinen Speer. Schlage an Caithbaith's Schild, der draußen vor der Thore hängt. Er erschallet nie im Frieden. Meine Helden ſollen hören auf den Bergen.

Gehe, Sohn Fithil's, und nimm meinen Speer. Schlage den Schild des Cabait. Er hangt vor Tura's knatterndem Thore. Die Stimme des Friedens iſt nicht die Seine. Meine Helden ſollen hören auf der Heyde.

Vergleicht man jene frühere Ueberſetzung mit dieſer ſpätern, ſo fällt ſogleich in die Augen, wie viele Mühe ſich Macpherſon gegeben habe, nicht bloß treu nach ſeinem Original zu arbeiten; ſondern auch gelegentlich daſſelbe zu übertreffen. Ich habe dieß in der That bemerkt, ſo oft ich nur Gelegenheit hatte, die geſchriebnen, gedruckten oder abzuſingenden Originalien mit ſeiner Ueberſetzung zu vergleichen. Andre haben daſſelbe bemerkt; allein ich bin nicht der Meinung, daß dieß die Originalität der Erſiſchen Geſänge im mindeſten zweifelhaft machen könne.

Wäre das Engliſche das Original, ſo würde der Betrug gar bald entlarvet werden; der Text würde weniger gedrängt ſeyn; Engliſche Idiotismen würden durchſchimmern; Geſinnungen, Vorfälle und Maſchinerie wür-

Go Moran, take my Spear. Strike the Shield of Caithbait which hangs before the gate. It never rings in peace. My heroes shall hear on the hill.

Go Fithil's son, and take my spear; strike the sounding shield of Cabait. It hangs at Tura's rustling gate; the sound of peace is not its voice. My heroes shall hear on the hill.

den verrathen, daß das Ganze ein modernes Machwerk sey. Dem geübten Kunstrichter wird es nicht schwer, eine Uebersetzung oder Nachahmung von der Urschrift zu unterscheiden. Der Kenner, der sich auf Gemählde versteht, unterscheidet bald eine Copie von dem Original des Raphael oder Michel Angelo; die Freyheit der Behandlung; die Sicherheit der Umrisse; die meisterhafte Vertheilung der Lichter und Schatten; die Tiefe der Erfindung, der Adel der Composition, kurz, das Ganze bewährt sich bald als Product des vollendeten Künstlers. Nach dieser innern Evidenz, dem sichersten Kriterion der Authenticität, müssen die Gedichte des Ossian beurtheilt werden. Alle moderne Nachbildungen haben bloß zur Folie gedient, ihren ungefälschten Glanz zu heben. Bolinbroke's Werke sind nachgeahmt worden; ingleichen die Werke Shakespears. Allein Burke war glücklicher als Ireland. Vortigern wurde mit Hohngelächter in die Nichtigkeit verwiesen, während: die Vertheidigung des Naturzustandes, mit Achtung und Bewunderung aufgenommen wurde. Die Ursache fällt in die Augen. Bolinbrocke ist leichter nachzuahmen, als Shakespear; dieser war ein schaffendes Genie, jener ein guter Logiker und Stylist.

Schließlich will ich das Original einer Stelle hersetzen, die in Macphersons Uebersetzung gar sehr ist bewundert worden.

Am hic mo mhic, 'Se thurt an Righ
Oscair, arigh nan og shlath
Chonnaic mi dealra do loinne, 'ab'em 'nsill

Sohn meines Sohnes, begann der König. O Oscar, Stolz meiner Jugend, ich sahe den Schimmer dei-

Bh'i gamharoc do bhuaidh sa' chath
Lean gu dluth re cliu do fhinnsreachd.
'Sna c'ibir a bhi mar jadsan.
'Nuar bu bhoe Treunmhor nan rath,
Is Trathul athair nan truem laoch,
Chuir iad gach cath le buaidh,
Is bhuannhaich iad cliugach tengmhail,
Is mairibh an iomrabh san dan
Air chuimhu aig na haird an deigh so.
O! Oscair! claoidh thua 'an treun-amach
'S thor tearmann do'n laglamhach fheumach
Bi mar bhuinne shruth reothairt geambraioh
Thoirt gleach'd do naimh dean na Feinne
Ach mar Ihann ghaoth fheimh thla Shambraidh
Bi dhoibhain a shireas do chob hair

nes Schwertes, und frohlockte ob meinem Geschlecht. Verfolge den Ruhm meiner Väter, und sey, was sie gewesen sind; als Trenmor lebt der erste der Menschen; und Trathul, der Vater der Helden. Sie fochten die Schlachten ihrer Jugend, und sind das Lied der Barden. O Oscar, beuge den Starken in den Waffen; aber schone den Schwachen. Ein Strom, geschwellt von tausend Bächen, sey du dem Feinde deines Volkes; dem aber, der um deinen Beystand fleht, ein Lüftchen, das die Grasesspitzen beweget. So lebte Trenmor; ein solcher war Trathul;

Mar sin bha Treunmhor nan buadh
'S bha Trathull nan ruag 'na dheigh ann:
'S bha Fionn'na thaic do'na fhann.
Ga dhion o ainneart luath encoir.
Na aobhar Shinina mo lamhh,
Le failte raichainn na' choinneamh
Is gheibheadh e fasgadh is caird
Fo Sgail dhrith linneach mo loinne.

ein solcher iſt auch Fingal geweſen. Mein Arm war die Stütze des Gekränkten. Und der Schwache ruhete hinter dem Blitze meines Stahls.

Ich hoffe, daß meine Bemerkungen zu Erörterung der berühmten Streitfrage keinen ganz unbedeutenden Beytrag liefern werden, und beharre mit Hochachtung u. ſ. w.

Dieſer Brief, lieber Lycidas, enthält das Hauptſächlichſte von dem, was ich über Oſſians Gedichte zu ſagen weiß; noch ausführlicher mich darüber zu verbreiten, wäre vergeblich; zumahl, wenn Sie ſich nicht ſollten vergenommen haben, meine Beweisgründe ohne Leidenſchaft anzuhören, und mit der ſtrengſten Unpartheilichkeit zu würdigen.

Lycidas. So ſehr ich auch mit Gibbon geneigt bin, dem anmuthigen Gedanken Raum zu geben, daß Fingal kämpfte und Oſſian ſang, ſo geſtehe ich doch aufrichtig, daß die von Ihnen bis jetzt angeführten Be-

weisgründe, so überzeugend sie auch dem, der der Sprache mächtig ist, vorkommen mögen, sich gleichwohl mir so unwiedertreiblich nicht aufdringen, daß dadurch jeder übrige Zweifel aus meinem Gemüthe weggeräumt werden sollte. Es darf Sie jedoch nicht befremden, wenn jemand, der bey diesem ganzen Streit nicht das geringste Interesse hat, und den besten Willen von der Welt besitzt, sich eines bessern belehren zu lassen, seine Zweifel eingesteht, lediglich um sie von Grund aus gehoben zu sehen, und über einen bis jetzt in Dunkel gehüllten Gegenstand ins Klare gebracht zu werden.

Alexis. Und ich möchte wissen, wie es möglich wäre, jemanden, der der Sprache nicht mächtig ist, dergestalt beyzukommen, daß er den Beweis so zu sagen mit Händen greifen könnte. Erlauben Sie mir, zur Erläuterung einen ähnlichen Fall anzunehmen. Sie werden zugeben, daß die Dialekte, die in den Schottischen Niederlanden und in einem grossen Theil von Schottland herrschen, einander sehr ähnlich sind.

Lucidas. Ich gebe es zu.

Alexis. Und daß die Ballade von der Chevyjagd beyden Dialekten gemein sey.

Lucidas. So glaube ich.

Alexis. Lassen Sie uns nun annehmen, daß zufälliger Weise vor einigen Dutzenden von Jahren eine Abschrift dieser Ballade sich bis nach China verirrt habe, und daß ein Schotte, der sie zu Peking aufgefunden, und der Chinesischen Sprache sattsam kundig gewesen, sich entschlossen habe, sie seinen Landsleuten in einer guten Uebersetzung mitzutheilen. Es gelang ihm, damit fertig zu werden; es gelang ihm sogar, seine Uebersetzung

unter den Chinesischen Gelehrten in Umlauf zu bringen. Man las sie mit einer Mischung von Vergnügen und Erstaunen.

Als der erste Rausch der Neugier und Verwunderung vorüber war, fragte man einen Kritiker, der in großem Ansehn stand, der für den tiefsinnigsten des ganzen Ordens, dazu für einen guten Schriftsteller und rechtschaffenen Mann galt, über seine Meinung von dem neuen Volksgesange. Dieser Kunstrichter, der eben nicht gar viel auf das Lied von der Chevyjagd hielt, der wenig nach dessen Uebersetzer, und weniger noch nach dem Lande fragte, worinn die Begebenheiten vorgefallen seyn sollten, gab ganz kaltsinnig zur Antwort: „Was sollte ich doch von einem Machwerk denken, das auf die allerplumpste Art ist zusammen geschmiedet worden; es ist ein albernes Ding, was von gewissen albernen Geschichten handelt, die in einem sehr albernen Lande begegnet sind, und vielleicht auch nicht begegnet sind." Die Chinesischen Kunstrichter stutzten; sie staunten einander schweigend an; sie fingen an Balladen zu schreiben, Chevyjagden über Chevyjagden; es war das leichteste Ding unter der Sonnen; durch ganz China hörte man nichts als „God prosper long our noble king." Man war überzeugt. Es war alles Betrug! purer baarer Betrug! und der arme Schotte ward beschuldigt, die Chevyjagd selbst geschmiedet zu haben. — Er erstaunt. Er betheuert, nichts weiter zu seyn, als der Uebersetzer. Er versichert, daß das Original in seinem Lande gäng und gebe sey; daß alle Welt es kenne, oder wenigstens davon gehört habe, und daß Viele ganze Stücke daraus hersagen könnten. Es half zu nichts; die Chevyjagd war einmal ver-

urtheilt, und der ehrliche Schotte galt allgemein für einen litterarischen Falschmünzer. Es begiebt sich, daß noch einige andre Schotten (allem Anschein nach vermittelst eines Holländischen Fahrzeugs) bis Peking vordringen. Die Chinesischen Kritiker, entschlossen, den Uebersetzer der Chevyjagd ein für allemal zu confrontiren und zu beschämen, erkundigen sich unter der Hand bey den neuen Ankömmlingen nach der Lieblingsballade von der Chevyjagd; die Schotten geben ihnen darüber alle nur erdenkliche Auskunft, können jedoch nicht umhin, über den Steifsinn dieser schwergläubigen Kritiker sich zu verwundern. Die Kritiker äußern noch immer einige Zweifel. Die Schotten versichern, daß die Ballade in ihrem Lande ganz gewöhnlich sey; die Kritiker ersuchen sie, einige Verse des Originals herzusagen. Die Schotten sehn einander an; jeder hofft aus des andern Munde ein oder zwey Stanzen zu vernehmen. Aber nein! Keiner von ihnen kann auch nur ein einziges Wort vorbringen. Seltsam! „Ahah! rufen die Chinesen, der Betrug liegt am Tage! Diesen Schurken ist ihr Vaterland lieber als die Wahrheit — weg mit ihnen!“ Die armen Schotten kränken sich über das Mißtrauen in ihre Wahrheitsliebe, ärgern sich über ihre eigene Vergeßlichkeit, wissen nicht, wie sie es anfangen sollen, das Vertrauen der Chinesen wieder zu gewinnen. Einer von ihnen, der schlaueste von allen, hilft sich kurz und gut; er gesteht, daß die Ballade unterschoben sey, bloß um der Chinesischen Nation einen günstigen Begriff von dem Schottischen Nationalgesange aufzubringen. Die Chinesen ergreifen dieß ehrliche Geständniß mit beyden Händen, und unterhalten von nun an für den Verfertiger des: Gut pro-

per long our noble king, für deſſen Landesleute und nebenher für das Land ſelber die alleräußerſte Verachtung. Nach einigen Jahren langt ein großer Lord mit einem prächtigen Gefolge in China an; die Zeitung verbreitet ſich im ganzen Reich; die Chineſiſchen Gelehrten hoffen, endlich einmal über die berufene Ballade von Grund aus zufrieden geſtellt zu werden. Der Lord iſt kaum zu Peking eingerichtet, als eine förmliche Deputation eintrifft, und ihn mit vieler Ehrerbietung erſucht, über die berühmte Ballade von der Chevyjagd den Gelehrten des Landes einen authentiſchen Bericht mitzutheilen. Der Lord erzeigt den Deputirten alle erſinnliche Höflichkeit; mit bevielleſer Herablaſſung giebt er ihnen alle erdenkliche Auskunft über die Geſchichte des bewußten Volksgeſanges. Durch einen glücklichen Zufall hat er in ſeiner Reiſebibliothek ein Exemplar von Percy's bekannter Sammlung. Er ſchlägt die Ballade auf, und lieſt mit auserleſenem Ton, Accent und Mienenſpiel. Die Chineſiſchen Kritiker hören aufmerkſam zu; vermittelſt eines Dollmetſchers verſtehen ſie jedes Wort; ſie können jedoch nicht umhin zu bemerken, daß manche Stellen von der Ueberſetzung der Schotten nicht wenig abweichen. Beſonders fällt es ihnen auf, daß in der Engliſchen Recenſion der König von England ſich ſo gleichgültig bey dem Verluſt ſeiner treuen Vaſallen bezeugt, was in der Schottiſchen der König von Schottland that. Jedoch ſie beſinnen ſich, daß in einem rohen Zeitalter an einem gleich rohen Volk ein ſolcher Zug nicht ſonderlich befremden dürfe; ſo zucken ſie dann die Achſeln und denken nicht weiter daran. Mit ſcheinbarer Zufriedenheit beurlauben ſie ſich bey dem huldreichen Lord, nicht ohne zur

ſeine herablaſſende Güte die tiefſte Empfindung zu bezeugen. Dem allen ungeachtet bleiben die Chineſiſchen Gelehrten nach wie vor in Zweifel über die Aechtheit der Chevyjagd. Nicht zufrieden mit allem dem, was ſie bis jetzt darüber haben in Erfahrung bringen können, haben ſie eben jetzt einen aus ihrem Mittel nach England geſandt, der freilich kein Wort von der Sprache verſteht, auch nicht willens iſt, ein Wort davon zu lernen, (wie denn die Chineſiſchen Organe viel zu zart ſind, auch nur eine Sylbe von einem ſo barbariſchen Idiom ausſprechen zu können,) gleichwohl aber entſchloſſen iſt, über die intereſſante Steinfrage die authentiſchſten Documente einzuziehen. Aber wie ſehr werden die Chineſer ſich entſetzen, wenn ſie nun bey ſeiner Rückkunft alle die unzähligen Editionen des Liedes, die nur immer aus Handſchriften und alten Balladenſammlungen aufgetrieben werden konnten, ſammt dem ganzen ſchwerfälligen Apparat gelehrter Anmerkungen und abweichender Leſearten, ihren Collegen werden auskramen ſehen! Wie werden ſie vermögend ſeyn, das Aechte von dem Unächten, die Originale von den Nachahmungen und Parodieen zu unterſcheiden! Wie! die Ereigniſſe der Schlacht von Otterbourne herauszufinden aus denen der Chevyjagd? Gewiß, es wird ihnen eine denkwürdige Probe bleiben von der Engliſchen Gelehrſamkeit ſowohl, als von der Engländer ängſtlichen Rückſicht auf die hiſtoriſche Wahrheit.

Lycidas. Gewiß, Alexis, dieſe Ihre humoriſtiſche Vergleichung iſt ganz dazu geeignet, unſrer Unterhaltung zu einem ſcherzhaften Schluſſe zu verhelfen. Laſſen Sie uns dann in dieſer jovialiſchen Stimmung für dießmal aus einander ſcheiden: mit dem Entſchluß jedoch, das

etwa noch Rückſtändige bey einer andern Gelegenheit nachzuholen.

Alexis. Mit Vergnügen, lieber Lycidas, will ich, was ich etwa noch in Zukunft über den alten Schottiſchen Geſang in Erfahrung bringen ſollte, Ihnen vorlegen ſchlecht und recht, einfach und unumwunden.

Nachricht für den Buchbinder.

Von beyliegenden Kupfern und Karten kommen

zum Ersten Theil: als Titelkupfer dem Titel gegenüber, das Thal Glencoe.

zu S. 3. die Karte von Scotland.

— — 28 — — — Loch-Lomond.

zum Zweyten Theil: als Titelkupfer die Ausſicht des Sees Loch Leven.

zu S. 226. Lady Kilſyth.

Druckfehler.

Erster Band.

Seite 3 Zeile 11 Mares lies Mars
(So muß dieser Name durch das ganze Werk gelesen werden).
— 5 — 17 fällt beynahe weg.
— 15 — 11 Unser Hand l. unser Hand.
— 27 — 7 am meisten st. am wenigsten.
— 31 — 29 bedeckt l. bedeutet.
— 66 — 27 [illegible] l. [illegible].
— 121 — 17 Waffenschmiere l. Waffenschmieden.
— 141 — 1 [illegible] l. [illegible].
— 141 — 2 [illegible] l. [illegible].
— 161 — 6 Wielizka l. Wieliczka.
— 171 — 28 Cheriot l. Cheviot.
— 179 — 30 [illegible] l. [illegible].
— 193 — 18 kostbaren l. [illegible].
— 209 — 5 [illegible] l. [illegible].
— [illegible] — 22 [illegible]
— 243 — 19 [illegible] l. [illegible].
— 251 — 7 der heilige Patrick.
— 266 — 5 [illegible] l. [illegible].
— 277 — 10 [illegible] l. [illegible].
— 278 — 2 und mehrere Male in diesem Abschnitt statt Augustus lies Augustins.
— 300 — Convoct l. [illegible].

Zweyter Band.

Seite 4 — 31 Ausstellen l. Ausstattung.
— 62 — 4 [illegible] l. [illegible].
— 138 — 3 Herzen l. Kerzen.

Aonius Palearius,

Immortalitatis Animorum

Praeco atque Vates quondam praeclarissimus,

Idemque Infelicissimus,

Ab oblivione vindicatus.

Schediasma Historico-Litterarium,

Cujus

Partem Priorem,

Vitii Fata atque Indolem adumbrantem,

Consensu Ampl. Fac. Phil. Gryph.

Moderante

Ludov. Theob. Kosegarten,

SS Th. D. AA. LL. M.

Sacrae Regiae Majest. Svecan. a Consiliis Sanctioribus,
Graeciae Palaeocyriscensis in Insula Rugia Pastore,
Historiar. nec non Litt. Graec. Prof. P. O.
Ordinis Philos. hodie Decano,

Pro summis in Philosophia capessendis honoribus,

Publico Eruditorum examini subjiciet

Petrus Olaus Wæsterlind,

Osmo Gothus V. D. M.

In Audit. Maj. die XIX Martii MDCCCXI.

Horis ante Meridiem Solitis.

Gryphiae,
litteris J. H. Eckhardt, Reg. Acad. Typogr.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Y. E. c. 146

I.

Animorum immortalitas, mentis contemplabundae dulcissima meditatio, pectoris, vanitatum pertaesi, aeternitatem sitientis, vel unicum refrigerium, inde a natis, et iterum a renatis litteris tractari, ventilari, celebrari, demonstrari denique (siquidem Dis placuerit) nusquam fere desiit. Viros, pia quidem mente recolendos, qui in adeo nobili palaestra desudarunt, longo ordine atque perpetua serie enumerare, nec hujus loci est, nec nostri consilii. Satis sit, observare, familiam duxisse quondam Sophorum sanctissimos, *Pythagoram* atque *Platonem*; clausisse hisce nostris diebus duos e nostratibus, alterum, Mysterum integerrimum, *Christ. Fried. Sintenis*, in Opere praeclaro, quod titulo Του Ἐλπιζοντος inscripserit, alterum Vatum castissimum, *Christoph. Augustum Tiedge*, in Poëmate admirabili, quod Uraniae, coelestis Musae, augustissimo nomine exornarit.

II.

Licet vero laudatissimi Duumviri caeteris, qui una cum illis eandem arenam decurrêre, palmam, si non eripuisse, saltem ambiguam fecisse credantur; anteriores gravissimae doctrinae Vindices atque Defensores oblivioni tradere, scriptaque illorum, meliore sorte digna, tineis blattisque rodenda relinquere, nec pii, nec grati, nec memoris animi foret. Quam, sive fati sui infelicitatem, sive coaevorum livorem, sive posterorum incuriam, nemo justius, cur accuset, habet, egregio isto Vate ac Heroë,

cujus, si quid aliud, perennibus laudibus mactandum nomen huic nostrae quantulaecunque lucubrationi praefigere nusi sumus. *Amius Palearius*, ingenio, doctrina, pietate, meritis saeculi sui (fuit vero Saeculum magnorum Virorum facile feracissimum) nulli secundus, Orator, Poeta, Philosophus optimo cuivis aequiparandus, veritatis, quam adhuc tantum praesagiebat, scrutator indefessus, quam invenerat et agnoverat, Confessor atque tandem Martyr constantissimus; quis fuerit, qua patria oriundus, quibus atavis editus, quibus studiis addictus, quibus muneribus functus, quibus nominibus de republica meruerit, qualem in utraque fortuna se gesserit, quae vitae fata, quae infortunia, quis exitus? Quotus quisque vel inter eruditiores fuerit, qui cognitu adeo digna norit, qui scripta viri evolverit, qui pro meritis illum aestimare valeat! Opera, quae supersunt, Palearii, in trium saeculorum decursu vix toties recusa (Bremae, Amstelodami, Jenae) in Bibliopoliis nusquam inveniuntur, in Bibliothecis, pulvere et situ squalida, qui e tenebris illa eruat, incassum oggestiunt. Nec fata Viri scriptis ejus multum notiora. Inter tot Elogiorum artifices, tot vitarum Eruditorum compilatores, quam pauci, quam fere nulli praestantissimi Viri mentionem fecere. Nec *Fecherus* fecit in *Theatro*, nec *Imperialis* in *Museo*, nec *Erythraeus* in *Pinacotheca*, nec *Blantius* in *Auctorum Celebriorum censura*. Quid? quod diligentissimus *Joh. Alb. Fabricius* in Bibliotheca, quam instruxit, mediae atque infimae Latinitatis copiosissima, Nostrum plane omiserit. Pauca de eo habet *Baylius* in Lexico; panciora habent *Buddeus* et *Menkenius*. Nec adeo multa sunt, quae *Niceronus* in Biographiis, quae Editores, Amstelodamensis et Jenensis, (quorum tamen industriam, quippe quae in instauranda tanti viri memoria summo nobis auxilio fuerit, venerabundi exosculamur) in fronte operum, maximam partem ex ipsius Auctoris scriptis excerpta et digesta, circa vitam et fata illius tradunt. Adeo vera sunt, quae jam Plinius observavit: „alia esse clariora, alia majora; alios famam mereri, alios habere.“

III.

Nosmet quidem, qui in tanta dierum nostrarum infelicitate, ubi, ceu vortice quodam correpti, singuli, familiae, regna, gentes, orbis terrarum denique, tanquam e cardinibus suis evulsus, perpetuo turbine circumaguntur, ubi omnia vana, varia, fluxa, ubi nihil fere firmum nec sibi constans; nosmet, inquam, qui in tam luctuosa rerum humanarum strage solito frequentius ad coelestia et aeterna anxia anhelaque mente suspicimus; cum ita affectis, egregium Aonii Palearii de *Animorum immortalitate* Poematium in manus incideritis argumenti dignitate, rationum pondere, orationis puritate, numerorum sonora dulcedine, affectuum impetu, imaginum luminibus adeo capti summus, ut de neglecto tanto viro summopere dolentes, ex inferis manes ejus excitare, carmen, quibusvis numeris absolutum, denuo in lucem vindicare, Virum ipsum, ceu vivum bene dicendi vivendique, quamvis et male patiendi exemplum, consevis, talibus Archetypis probe indigentibus, coram sistere, protinus decrevetimus. Nec exsequendo tali nostro consilio ullam moram interposuimus. Occasionem nobis oblatam avide arripientes, jamjam vitam atque facta Viri quam brevissimis lineis circumscribimus; operum, quae supersunt, Syllabum exhibemus; Poematis de Animorum Immortalitate conspectum, consilium, capita, veneres atque virtutes adumbramus; persvasum nobis habentes, mitiorum artium alumnis, utpote qui non magis praeceptis, quam exemplis docentur, haucce nostram opellam aeque gratam ac proficuam fore.

IV.

Aonium Palearium initio seculi decimi sexti natum esse constat; de anno dubitatur. Patria ipsi fuere *Veroliae*, urbs Episcopalis Latii, quod hodie Campania Romana audit, ad *Cosam* fluvium sita. Parentum, nobili Prosapia ortorum, *Matthaei*

Palearii et *Claræ Janarillae* Nomina jam pridem intercidissent, nisi pietas filii, qui e dodrante haereditatis magnificum defunctis monumentum erigi ipsique illorum nomina inscribi curavit, ab interitu illa vindicasset.

V.

Aonius noster, in Schola Patria litterarum Elementis imbutus, mox Graecae Latialisque Linguae peritia pollens, jam et eloquentiae atque Poëtices artibus probe eruditus, Romam migrare constituit, ubi per sex annos continuos Philosophiae operam navavit; illi imprimis, quae in Naturae reconditis sacrariis pervestigandis, nec non ei, quae in emendanda indole et moribus formandis versatur. Sed nec Sacrarum Litterarum, nec sanctiorum scientiarum latices limpidissimos illibatos reliquit, semper ad altiora enitens, totum eruditionis orbem emetiri anhelans, fines Studiorum sibi constituens haud arctiores, quam quibus natura ipsa ingenium ejus, quo tamen magis vigens, magis igneum, omnigenaeque doctrinae capacius vix aliud cogitari queat, circumscripserit.

VI.

Roma A. S. MDXXVII a Caroli V. militibus Hispanis capta et crudelissime direpta, Urbem caede, rapinis, incendio, mox et fame et pestilentia vastatam reliquit. Omnem Italiam, discendi cupidus, peragravit. Sed et exteras regiones, tales inprimis, ubi bonas artes florere audiebat, invisere ardentissimo desiderio flagrabat. Gallias, Germanias, Graeciam ipsam vel pedibus obire optasset; omnia litterarum amore subire paratus, omnia potius sibi abjicienda putans, quam deserendum sapientiae studium. Ita sentiens, Deoque, qui pectus generosum illi implebat, obtemperans; facultates, quas parentes admodum lautas sibi reliquerant, domum, praedia, totam haereditatem per familiares vendi curavit. Emtori *Johanni Metello*, sibi amicissimo,

pro liberalitate innata e quinque pensionibus unam remisit, Sextantem donavit, e dodrante parentibus defunctis monumentum exstruendum curavit; quod reliquum, ad vitae rationem, quam elegerat, simplicem atque sobriam, sibi suffecturum putans.

VII.

Anno tertio ab Urbe Romae capta, cum omne Latium bello arderet funestissimo, incolae morbis et annonae caritate laborarent, agri vastati, villae incensae, urbes frequentibus funeribus exhaustae essent, solum patrium cum *Hetruria* commutare decrevit, quam praestantissimis artibus omniumque disciplinarum genere pulcerrime exornatam acceperat. Primum *Perusiam* se contulit, oppidum haud ignobile, cujus Cives etiam summa hospitalitate illum excepere. Sed cum ibi omnia adhuc barbarie scatere invenerit, *Senas* migravit, urbem amoenissime quidem sitam, divitiisque affluentem, sed partibus affectam factionibusque prope enecatam. Unde, a *Petro Bembo*, Eruditorum sui aevi facile principe, monitus, *Patavium* profectus est, tanquam publicum omnium artium emporium, summa oratorum, poëtarum, philosophorum frequentia tum temporis longe celeberrimum. Sed nec ibi Noster diu commoratus est. Genium et indolem Patavinorum parum sibi convenire putans, post aliquot menses Senas rediit, ubi, situs amoenitate, regionis deliciis, civium urbanis moribus, puellarum forma egregia, ipso Thusci idiomatis lepore, mire captus, sedem mansuram sibi figere constituit.

VIII.

Quo consilio, ut haberet, ubi strepitus urbani pertaesus, securius, quietiusque in litteras et scribendi studium incumberet, in agro vicino villam amoenissimam, aeris salubritate commendabilem, sibi comparavit, justo quidem (ut eruditis, nil talia curantibus, usu venire solet) multo carius, ita ut aere alieno oppressus

domesticis incommodis abhinc saepius laboraret; quod vero non impediit, quominus *Caecinianum* suum semper maximis in deliciis habuerit. In excolendo et exornando illo nullis sumtibus pepercit; aedificia collapsa restituit; nova exstruxit; fontes reseravit; nemora plantavit; hortos marmoribus et inscriptionibus exhilaravit; amicos doctos et eruditos, quorum doctrina et affabilitate augeri posset, laute excepit; rusticanae solitudinis delicias, vitae dulcis oblivia, altissimis haustibus sorbillavit.

IX.

Jam lare proprio gaudens, vitaeque ratione ex votis instituta, et de uxore ducenda cogitavit, quam e virginibus Hetruscis, quarum formam venustissimam quondam laudaverat, sibi elegit, jam trigesimum tertium aetatis annum agens; adolescentulam, ut scribit, optimis parentibus bene et pudice educatam. Summa concordia, amore mutuo nunquam defervescente conglutinata, cum illa vixit. Quatuor liberos ex illa suscepit; binos filios, *Lampridium Dorotheum*, quem litteris humanioribus, *Phaedrum Theophilum*, quem Jurisprudentiae studio addixit; totidem filias, *Aspasiam* et *Sophonisbam*, quas, matre immatura morte sibi et illis erepta, castissime educandas curavit.

X.

Verum enimvero cum, familia in dies crescente, et sumtus in dies illi crescerent, quibus praedioli reditus minime sufficere, cum uxor ipsi lauta esset, liberi splendidi, vitae ratio liberalior, coactus est vir libertatis studiosissimus, operam suam in litteris publice docendis civitatibus Italiae, quae de tali viro sibi devinciendo certatim contendere, praemio constituto elocare. Sed haec vitae conditio viro, cui sui juris esse pro summo bono fuerat, semper dura et aspera, ne dicam sordida, visa est. Fastidiebat quotidianas istas lectiones, repetitiones, declamatio-

ses, frigidas atque jejunas, quarum maxime illum ipsum pigebat, auctorum interpretatiunculas. Supra modum dolebat Vir, ad meliora natus, quod sibi e pistrino illo servilium, quibus se mancipasset, laborum in lucem, quam spe praeceperat, emergere, fata nunquam concesserint. Nihilo tamen secius spartam semel susceptam fideliter administravit, juventutem sibi creditam solertissime erudivit, utramque Linguam, Eloquentiam, Poësin, Philosophiam summa cum laude maximaque semper auditorum corona cinctus edocuit; primum apud Senenses; tum apud Lucenses; denique apud Mediolanenses, qui magnificis praemiis oblatis, lautioribus adhuc in posterum promissis, Clarissimum Virum sibi devinxere, de tali acquisitione maxime sibi gratulantes. In hac ultima et nobilissima Sparta obeunda perstitit noster usque ad vitae laudabiliter et innocentissime peractae exitum, prorsus immaturum, insperatum, si unquam alius, τραγικωτατον.

XI.

Quod enim viris evenire solet, sat quidem candidis et probis, generosae vero indolis impetu, atque vividioris intemperantiusque ebullientis ingenii aestu longius subinde abreptis; quod scilicet optimo cuivis cari atque suspiciendi sint, a quovis improbo et invido autem misere exagitentur, id et Aonio nostro in fatis fuit. Summo illum in honore habuere viri aetatis istius principes: *Petrus Bembus*, *Jacobus Sadoletus*, *Franciscus Sfondrata*, *Ennius Philonardus*, *Bernardinus Maffeus*, Ecclesiae Romanae purpurati patres, quos Cardinales appellant. Maxime illum coluere ac fovere celeberrimi istius Saeculi et regionis scriptores, *Lampridius*, *Flaminius*, *Alciatus*, *Victorius*, *Casalis*, *Campanus*, *Paganius*, viri, nominibus ipsis suis satis laudati. Certe qui talibus similibusque viris vere καλοκαγαθοσ carissimus erat, illum improbi tantum odio habere potuerunt. Quorum quosdam ipsius Aonii coloribus depingere lubet. Fuit inter primores *Machus*

Blatero, bellua immanis, non homo, qui, quemadmodum inscitia, ita calumniandi libidine omnes sui temporis antecellebat; fuit *Otho Melius Cotta*, divitiis quidem affluens et Religionis habens opinionem, sed quo nihil superbius, nihil magis temerarium ac furiosum; fuit *Lucejus*, homo niger, arrogans atque ad insidias et dolos factus; fuit cucullatus quidam ignobilis, monstrum Religionis, stolidum pecus, sed audacia et fallendi arte neuini cedens; fuerunt alii his simillimi, homines invidi, mendaces et rabiosi. Quae vero adeo caninae, qua virum integerrimum discerpserunt, rabiei istis nebulonibus caussae exstiterint, mox audiemus.

XII.

Machio Blateroni, qui in eodem cum Aonio Collegio litteras docebat, aciem praestrinxerat gloria tanti Collegae late splendens; bilem moverat doctrina Viri suae longe superior; ilia ruperant livor et invidia, quam ex summo favore, quo omnium animos ille sibi conciliaverat, concepit. *Melius Cotta* fremebat, praedam opimam, opes scilicet *Antonii Bellantis*, quem defendendum vir eloquentissimus susceperat, e faucibus suis ereptas videns. *Lucejus* iste niger litteris, quas Aonius ad familiarem familiariter exaraverat, salibusque et facetiis in capita quorundam principalium sed perridiculorum virorum collineatis fugiente calamo asperserat, interversis, omnibusque in plateis et compitis recitatis, superos atque inferos in illum movebat Sed infernali prorsus odio illum prosequebatur concionator ille cucullatus, S. Francisci familiae, quam dicunt, strictioris observantiae adscriptus. Frendebat ille circumforaneus agyrta, cum declamationes suas insulsissimas barbarieque sordidas a clarissimo urbis cive fastidiri vidit. Protinus in illum debachari, a concione lacerare, pravarum opinionum accusare, plebem sollicitare, tot et tanta moliri, ut, Cotta auctore, trecentum ex illis, quos Joanillos vocant, admoti altaribus, jurarent, nunquam se, nisi Aonio sublato, sacra peracturos. Licet vero constantia et auctoritate Magistratus, cui de Aonii innocentia

persuasum erat, tam foeda tempestas tum temporis a capite ejus depulsa fuerit; nihilominus exacerbatus ille Cerberus furore implacabili virum humanissimum persequi nunquam desiit. Totam familiam Discalceatorum in illum exasperavit; ex urbe in urbem illum protrudit; apud Senenses calumnians; apud Lucenses denigrans; apud Mediolanenses maledictis onerans. Denique cum se suosque ad delendum tantum virum minus sufficere videret, Romam se convertit Ordini S. Dominici, cui inquisitionis, quod vocant, judicium demandatum fuit, Nostrum suspectum invidiosumque reddidit Eu! fatalem temporis articulum, ex quo de Aonio Paleario actum fuit. Mortuo enim *Paulo IV.* Summo Pontifice, in locum ejus quidam ex hac ipsa S. Dominici familia electus est, *Michael Giderius*, humili loco natus, ex Dominicanorum ordine, cui mature nomen dederat, ad officium Inquisitionis, quod apud Senenses et in Venetorum ditione maxima crudelitate exercuit, evectus, mox in cardinalium Collegium comptatus, tandem, quam *Pii IV.* nomine sustinuit, Pontificia dignitate auctus. Hic, ceu haereticae pravitatis acerrimus insectator, cum initium regni supplicio clarioris cujusdam Haeresiarchae insignire cuperet, in causam Palearii, a longo tempore suppressam, denuo anquirere jussit. Nec mora! Vir integer, scelerisque purus, nihil tale sibi metuens, innocentia sua fretus, nocte concubia e gremio familiae abreptus, catenis vinctus, Romam abductus, ibique coram tremendo isto Tribunali constitutus fuit. Crimina, quorum nomine accusabatur, maximam partem nugae erant ac ineptiae; quaedam ea, ut potius in laudem viri conferant. Laudaverat *Germanos*; Inquisitionem sicam appellaverat in litteratos districtam; res sacras stylo profano, puriore, puta, atque solecismis scholarum repurgato, illustrarat; de meritis mortis Christi, illorumque amplitudine et efficacia librum in vernacula publicarat; quid? quod, horrendum dictu! sanctum illud in ablutione lustrali sibi inditum Antonii nomen cum Ethnico gentiliumque impietatem redolente τοῦ Ἀονίου commutaverat, odio nempe crucis, cujus figuram littera extrusa CT referret. Quid multa? Vir justus, veritatis agnitae tenax, cum, Palinodiam canere, constantissime abnueret, pro convicto et confesso habitus, capitis damnatus, flammis adjudicatus, vivus exustus est; domus funditus eversa, facultates direp-

tae, liberi patria haereditate exuti, et, ceu quaedam καθαρματα, in abjectissimam miseriam detrusi. — — — Caeterum ut de anno Nostri natali, sic et de exitiali dubitatur, quippe qui *Simlero* annus Saeculi Septuagesimus, Editori *Actionis in Papam*, de qua infra, supra quinquagesimum octavus, *Thuano*, viro maximae digno fidei, supra sexagesimum sextus fuisse videtur.

XIII.

Adeo indignum vitae exitum habuit, tam atroci supplicio exstinctus est Aonius Palearius, Vir ingenio, doctrina, moribus, pietate pariter conspicuus; utriusque linguae peritissimus, Vates vere Numine afflatus, Philosophus atque Theologus praeiudicatis Scholarum opinionibus prorsus emancipatus, Oratorum denique sui saeculi facile princeps. Erat in eo tanta copia dicendi, tanta vis, ut improbis esset terrori, probis praesidio, omnibus admirationi. Veritatis defensor acerrimus; virtutis, nullo fuco illitae, sectator indefessus; in Deum, uxorem, liberos, amicos pientissimus; in rebus secundis nunquam elatus, in adversis nunquam prostratus; fortis et sibi constans semper. Infirma caeterum valetudine, rerum inopia pressus, quippe qui, pecuniam contemnens, paucis contentus, in paupertate sua, quam auream vocitat, triumphabat, quod, licet res domi angusta, conscientia tamen in animi penetralibus sit augusta, laeta, alacris, quam neque interdiu agitent Furiae, neque terrent noctu taedis ardentibus. Quod superest, extremam vitae mimi καταστροφην, vincula et carcerem, gladium, restim et rogum facillime effugere potuisset, si, amicis hortantibus concedens, in iis tantum scriptionibus se exercuisset, quae a sanctiore disciplina remotae, et in quibus minus inerat periculi, aut si ad hostium, quos cum veritate communes habuit, nutum ac voluntatem loqui, aut denique ex eorum conspectu se subducere voluisset. Sed ut saluti prospiciat cum veritatis detrimento, nunquam persuaderi potuit. Nec fugere voluit, nec tacere, nec dissimulare. Semet ipso, vitaequae secta, quam amplexus fuerat, prorsus indignum ratus,

animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere causas.

Aonius Palearius,

Immortalitatis Animorum

Praeco atque Vates quondam praeclarissimus,

Idemque Infelicissimus,

Ab oblivione vindicatus.

Schediasma Historico-Litterarium,

Cujus

Partem posteriorem,

Opera, quae supersunt Viri egregii, recensentem,

Consensu Ampl. Fac. Phil. Gryph.

Praeside

Ludov. Theob. Kosegarten,

SS. Th. D. AA. LL. M.

Sacrae Regiae Majest. Svecan. a Consiliis Sanctioribus,
Paroeciae Palaeocyriacensis in Insula Rugia Pastore,
Historiar. nec non Litt. Graec. Prof. P. O.
Ordinis Philos. hodie Decano,

Pro summis in Philosophia honoribus capessendis,

Publico examini subjicit

Gustavus Fr. Lindmark,

Ostro Gothus V. D. M.

In Audit. Maj. die X/X Martii MDCCCXI.

Horis post Meridiem Solitis.

Gryphiae,
litteris J. H. Eckhardt, Reg. Acad. Typogr.

E.S 116

XIV.

Aonius Palearius, quis fuerit, qua patria oriundus, quibus parentibus progenatus, quam vitae rationem amplexus, quibus dotibus polluerit, quibus nominibus claruerit, qua laude litteras docuerit, quibus amicis usus sit, quibusque adversariis, qua calamitate tandem oppressus fuerit Vir innocuus omnique culpa carens, sed cui solemne fuit, vel vitam vero impendere; in priori Schediasmatis nostri particula pro ratione instituti sat copiose atque luculenter exposuimus. Restat, ut de tanti Viri, quae nobis reliquerit, ingenii atque eruditionis speciminibus paullo accuratius agamus.

XV.

Non enim omnis interiit Noster. Superest, et in aeternum supererit magni Aonii magna pars; ea quae in immortalibus, quibus coevos atque posteros sibi devinctos voluit, ingenii sui monumentis spirat atque vivit. Licet enim, quod dolendum! et illorum majorem partem vel fati livor, vel adversationum improbitas nobis invideriit; licet interciderint Commentarii ejus Theologici, Commentarii in Orationes Ciceronis, laudationes versibus scriptae, fabulae idiomate Thusco confictae, epistola commonitoria ad Germanos, et qui primo loco nominandus erat, liber de meritis mortis Christi, qui quidem inimicorum rabiem maxime in eum exacerbaverat; supersunt tamen, et semper,

quod sperandum, supererunt Orationes ejus, Epistolarum libri IV, Actio in Papam, et quod vel unice nomen Auctoris ab oblivione vindicare sufficerit, aureum de Animorum Immortalitate Poema.

XVI.

Orationum XIV exstant; quarum Primam *in* L. Muraenam, Ciceronianae *pro* Muraena opposuit, pulcherrima aemulatione, tantaque felicitate, ut credendum sit, si M. Tullio illam legendi copia fuerit, eum in Aonii sententiam transiturum fuisse. Secunda, pro *Antonio Bellante* dicta, huic quidem caussa salutis fuit, Oratori vero Iliadis malorum, quibus et in fine succubuit. Tertiam, omnium longe disertissimam, pro se ipso scripsit tantum, non recitavit, siquidem Senatus Senensis, de innocentia Viri securus, talem laborem illi remisit. Sequentes, a quarta usque ad duodecimam: de laudibus eloquentiae, de republica, de concordia Civium, de prudentia, de optimis studiis defensis, de justitia, de fortitudine, de temperantia, de felicitate, apud Lucenses habitae sunt, patribus conscriptis illustrissimae reipublicae consecratae. Decima tertia, de ratione studiorum suorum, Mediolani habita, Senatui urbis pro summa, qua illum exceperat, comitate atque liberalitate, gratias uberrimas egit. Decima quarta, pro pace, ad Reipublicae Christianae Imperatorem, Reges ac Principes, qui Mediolani convenire constituerant, scripta; postquam vero conventus iste minime processerit, non recitata fuit. Genus dicendi, quod in hisce Aonii orationibus obtinet, maxime commendandum est. Eminent in illis omnes Stili virtutes; puritas, perspicuitas, concinnitas, numerorum sonora plenitudo, rerum atque verborum aptissima compositio. Quod ad sensa et affectus, fortissima est Aonii eloquentia, mascula, virilis, ea denique, quae animos audientium per-

collit, abripit, in quemlibet partem flectit. Fuit vere Noster, quem Veteres Oratorem volebant: Vir bonus, dicendi peritus.

XVII.

Aliud, nec minus commendandum dicendi genus est, quod in *Epistolis* Nostri spirat. Sunt enim (ut cum Editore Jenensi loquar) ita pure, terse atque ornate scriptae, ut Musas ipsas latine loqui credas. *Muhlius* inter Epistolographos Aonio primum locum vindicat. *Baddeo* judice, Noster omnes *Politianos*, *Longolios*, *Sadoletos*, *Bembos*, stili epistolaris elegantia si non superat, certe adaequat. Nobis quidem maxime arridet venustas illarum nativae, omnisque fuci expertes, siquidem minime ad ostentationem, nec ut publici juris fiant scriptae sunt, sed libere et absque ulla artis affectatione spontaneo quodam impetu e pleno pectore imisque visceribus effusae, ita ut omnem hominis indolem, ingenium, affectus, naevos etiam ac leves maculas in illis, quasi in speculo expressa, videre licest.

XVIII.

Area in Pontifices Romanos eorumque Asseclas, vivo Auctore, et jam vivis exemto, per quinquaginta annos delituit: Senis tandem inventa, primum Lipsiis typis vulgata, mox et Editioni Batavinae adjecta est. Elaboravit eruditissimum istud opus Vir veritatis amantissimus eo consilio, ut aliquando in concilio libero et universali, quod tunc temporis adhuc sperabatur, *produceretur*: defensio profecto aequissima divinissimi illius et antiquissimae doctrinae, quae Saeculorum decursu corrupta, ab Heroibus Germanis tandem repurgata, pristinaeque integritati restituta fuit. Genus dicendi, quo in hac disputatione Vir subactissimi judicii utitur, solito planius est, et ut tali argumento convenit, ornamentis oratoriis nudatum. Nec a terminis in Schola

receptis, quamvis minus latinis, quos alias abhorret, in hoc scripto prorsus abstinuit.

XIX.

Superest, ut de praestantissimo Aonii operum loquamur, de carmine illo heroico, quod de *Animorum Immortalitate* contra *Lucretium*, *Epicuri* placitis addictum, admodum adhuc adolescens composuit. Inchoasse illud videtur, cum primum Senis commoraretur, absolvisse, cum Patavii esset. Nihil vero Vir modestus atque sibi diffidens, versus suos, quos longe adhuc ab eximia illa pulchritudine, cujus imago quaedam menti ipsius obversabatur, abesse videret, e scriniis suis prodire, nec nisi paucis, sibi amicissimis, illorum copiam fecit. Unde, cum, se imprudente et invito, typis vulgatos esse acciperet, maxime primum turbatus fuit, mox autem confirmatus, dum, quod minime speraverat, opus suum ab eruditissimis totius Italiae viris summa cum gratulatione excipi videbat. Judicavit *Sadoletus*, eorum, qui in eo genere esse voluere, paucos aeque eleganter scripsisse, eruditius certe neminem. Cujus viri acutissimi sententiae et recentiorum aetatum Critici subscripserunt. *Seb. Corradus* Aonium in Poetis nominat, qui cum veteribus sint comparandi. *Marbasius* in dubio reliquit, utra facultate plus valuerit, an Poetarum, an Oratorum. *Gerh. Joh. Vossius* poema nostrum divinum vocat et immortale. Paullo moderatius illud laudat *Julius Caesar Scaliger*: „Aonii, inquit, materia illustris eademque difficilis. Quare stilum quoque sui ipsius dissimilem fuisse par est. Adsurgit ergo interdum, neque negligit figuras; alias serpit humi, docere contentus." Cujus summi viri judicio calculum nostrum adjicere nulli dubitamus. Ceterum, cum eximium hocce opus primum hujus dissertationis nobis causam praebuerit, in exponendo ejus consilio atque argumento paullo uberiores esse licebit.

XX.

Omnem de Animorum Immortalitate quaestionem tribus libris Noster pertractavit. Quorum primo (ut cum *Orgetwige Sphintre* loquamur) quid sanctius, secundo quid eruditius, tertio quid verius excogitari potest aut dulcius? Probat nempe in libro primo, Deum esse; de πρόνοια agit; in animorum ortum inquirit; vires, facultates, virtutes mentis, rationis compotis, excutit. In secundo, animos nunquam perituros esse demissionis evincit argumentis. In tertio de sede et sorte animorum, corpore solutorum, disputat; praemia atque supplicia sempiterna certe dari, docet; quatuor novissima describit; de consummatione rerum canit numeris adeo incitatis, verbis adeo augustis, imaginibus adeo sublimibus, ut major nec *Miltonio* conceperit, nec vel ipse noster *Klopstock*.

XXI.

Iam paullo accuratius, quae in quovis libro pertractata sunt, pro consilio nostro exponenda erunt. Incipit felicissimis auspiciis liber primus. Animas caelestes, ut sibi arduo aggressuro, opem ferant, invocat. Augustissimum carminis argumentum exponit. *Ferdinando* Caesari Epos inscribit. Iam opus ipsum aggressus ad rerum naturam considerandam se convertit. Ordinem, pulchritudinem, harmoniam, omnium partium admirandam atque concinnam congruentiam exponit. Tempestatum vicissitudines vividis coloribus depingit. Tum ad altiora evectus, caeli motum, siderum rotationes et planetarum cursus adumbrat. Suspicatur, naturam dari quandam, longe praestantissimam, universitatem rerum cingentem ac permeantem, singulis inhaerentem, solutam tamen, liberam atque ab omni rerum concretione segregatam. DEUM celebrat, appercipiendum cuivis, percipiendum nemini; sensibus

neutiquam adeundum, fide sola amplectendum; variis vocabulis expressum, re vera ἀνώνυμον; omnia, quum sese ipse videat, videntem; mundum sapientissime administrantem; omnipotentem; omnibus sufficientem; ubique praesentem; singula singulis dispensantem; universi dominatum exercentem; bellorum proeliorumque sortem decernentem; unum denique, eundemque trinum. Transit deinde ad materiam, quam dicunt, primam, (τὴν ὑλὴν). Disputat de corporibus primis (περὶ τῶν στοιχείων). Distingvit animam, ceu partem animantem, quae in plantis viget, in animalibus sentit, ab animo, ceu mente rationis atque intellectus compote. Illam docet corporum temperationes sequi, hunc tum maxime vigere, quum plurimum a corpore abest; illam in terrenis et caducis conquiescere, hunc, spretis corporeis, ad divina et aeterna natura sua ferri; illam terrenis illecebris capi, hunc ad arduа, grandia, caelestia capessenda sacro ac entheo quodam impetu incitari. Tandem et materiam, et corpora, et animas a Deo creatas, animos vero, membrorum admirabili quadam fabrica, XLV diebus absoluta, in corpora ipsa infundi, docet.

XXII.

Sic in libro primo via sibi probe munita, in secundo propius ad metam accedit, Animorum incorruptibilem et immortalem naturam firmissimis argumentis, maximam partem e Stoicorum et Peripateticorum scholis depromtis, stabilire laborans. Docet enim et adstruit, animum nec corpus esse, nec elementum, nec ignem, nec numerum, nec harmoniam; sed naturam quandam quintam purissimam, simplicissimam, materiei expertem, corporis principatum obtinentem, talem denique, quae illa, quae a sensibus longissime absint, facillime comprehendat, in infinita numerorum incrementa sese intendat, nec spatii, nec temporum cancellis

circumscribendo, aeternitatem ipsam cogitatione complectatur: id quod fieri non posset, nisi ipsa aeternitatis quodammodo particeps esset. Aeternitatis desiderio flagrare quemvis hominem, monet. In hisce terris nihil aeternum esse, nihil diuturnum; omnia senescere, marcescere atque perire, docet; quare, cum ceteris animantibus Numinis benignitate id concessum sit, ut ea tantum desiderent, quae assequi possint, hominem, vano, nec heic nec illic unquam explendo desiderio temere flagrantem, omnium animantium longe miserrimum fore, si cum corpore animus quoque interiret, probat. Alia adhuc divinae et numquam interiturae animorum vitae argumenta eruit ex abstrusioribus illorum virtutibus; ex animi agilitate et celeritate; e facultate illius, quasvis formas induendi, quidvis cogitatione assequendi, quid? quod vi quadam insigni, mortalitatis modum longe excedente, qua illi tantum, quorum vita simillima divum, polleant, futura ipsa praesentiendi. Cujus admirandae animorum potestatis ut fidem faciat, Vatum Hebraeorum praeclarissima oracula perlustrat; ea videlicet, quae de recuperanda hominum salute canunt: de partu Virginis; de Filii unigeniti, hominis formis induti, egregiis facinoribus; de luctuosissima ejus exstinctione, mox gloriosissimis fatis compensanda; de triumphis, quos ex improbis, daemonibus, morte, Erebo ipso ecturus sit; de reditu ejus in caelum, ubi, Patris desideratissimi amplexibus redditus, Caelicolarum Paeanibus in aeternum celebrandus foret.

XXIII.

Auctor, cum sic praeclari sui operis inscriptioni probe responderit, Animorum videlicet immortalitatem optimis argumentis vindicans atque confirmans, in Libro tertio de sede disputat et de sorte animorum vita defunctorum. Non omnes, me-

monet, eundem locum manere, eundem non omnes palmam. Alios ad inferos detrudi, docet, ubi nulla spes, nullum solatium; alios in medium quendam locum devenire, ex quo, omni labe eluta et exusta, ad beatorum gloriosissimas sedes tandem evolaturi sint. Increpat incredulos. Metempsychosis commenta deridet. Theodiceam adornat. Dari, certe dari, clamat, statum compensationis atque remunerationis, ad amussim justitiae aeternae sollertissime exactum. Manere, docet, quemvis sua praemia, quemvis, quas meruerit, poenas. Improbis, impuris, impiis, perjuris, tyrannis ultrices indicit flammas. Oppressos et prostratos meliora sperare jubet. Talia dicentis, jam grandiora sonaturi, pectora Vatis exardescunt, laborant latera, aestuant praecordia; ceu oestro quodam percitus, vel potius Numine ipso afflatus, ad numeros, vel *Davidicos*, vel *Isaiae* dignos, assurgit, postrema universitatis rerum fata canens. Signa, quae decretoriam illam diem praeire debent, recenset: bella teterrima, parricidia nefanda, annonae caritatem, pestilentias, terrae motus, maria aestuantia, pseudoprophetas atque pseudochristos. Deinde saeculi consummatio, mundi conflagratio, caeli novi et pulchrioris terrae instauratio; mox tubarum clangor, carnis resurrectio, judicis adventus, judicium extremum, malorum ad inferos amandatio, bonorum vero fatalis et sempiterna felicitas.

XXIV.

En Sciagraphiam carminis vel cedro digni! Quod, ut mendis repurgatum, formis nitidissimis denuo expressum, idiomatum aevi politiorum civitate donatum, cuivis generosiori indoli, aeternitatis siti arenti, legendum et perdiscendum detur, summopere optandum. Nobismet quidem, huic Memoriae nostrae colophonem imponentibus, coronidis loco adjicere liceat, quibus

Joh. Mark. Tuscanus dulcissimi sui Aonii, Immortalitatis Vatum praestantissimi, ejusdemque infelicissimi, manibus parentare voluit, Elegiaca:

Aonio Aonides Grajos promsere lepores,
Et quascumque vetus protulit Hellas opes.
Aonio Latiae tinxerunt melle Camoenae
Verba ligata modis, verba soluta modis:
Quae nec longa dies, nec (quae scelerata cremasti
Aemi corpus) perdere flamma potest.

Cassandra Fidelis
Saeculi et Sexus Sui Phœnix
e cineribus revirescens.

Diatribe Academica,

Cujus
Partem Priorem,
Vindicias Sexus quem vocant sequioris
adornantem,
Consensu Ampl. Facult. Philos. Gryph.
Praeside

Ludov. Theob. Kosegarten,

SS. Th. D. AA. LL. M.
Sacrae Regiae Majest. Svecan. a Consiliis Sanctioribus,
Paroeciae Palaeocyriacensis in Insula Rugia Pastore,
Historiar. nec non Litt. Graec. Prof. P. O.
Ordinis Philos. hodie Decano,

Pro summis in Philosophia honoribus capessendis
defendet

Samuel Friedr. Jungmarker,

Philosophiae Candidatus
Vestro-Gothus.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Audit Maj. die ... Maji MDCCCXI.
H. A. M. S.

Gryphiae,
litteris J. H. Eckhardt, Reg. Acad. Typogr.

Cart. Gryph. 142a

Sacrae Regiae Majestatis

Magnae Fidei Viro,

Reverendissimo Domino

Thure Veidman,

SS. Theologiae Doctori Celeberrimo
Dioeceseos Scarensis Episcopo Eminentissimo
Sacri Synedrii Praeside Gravissimo
Regii Gymnasii scholarumque per dioecesin Ephoro
Vigilantissimo
Commendatori Regii Ordinis de stella polari
Splendidissimo

Maecenati Summo

Sacrum

Voluit Debuit

Samuel Friedericus Jungmarker.

Konungens

Troman och Riddaren af kongl. Nordstjerne Orden

Presidenten i Svea Hofrätt

Välborne Herr

Hening. Adolph v. Strohkirch.

Min Nådigaste Morbroder,

Att all den vördnand fritt förklara,
Som brinner i ett uprört bröst,
Att utan buller tacksam vara,
Är hjertats lag och dygdens röst;
Men då blir tacksamhet en plåga,
När det ej står i ens förmåga,
Att yttra hvad man vill och göra hvad man bör.
Jag ville om Er godhet skrifva,
Jag borde Vördnads offer gifva,
Jag intetdera kan - Jag endast tacksam dör.

Sam. Fredr. Jungmarker.

I.

Aura illa aetherea, qua afflatus medullitusque perfusus, terrigenâ; qui eo usque in materna sua gleba torpuerat, homo subitaneo impetu e luto exsiliit, oculorum lumina admirabundus sustulit, suique ipsius, universitatis rerum, ejusque altissimi Satoris Statorisque sibi conscius factus, rorantes coeli latices hiante ore hausit; illa divinae naturae, si ita loqui fas sit, particula quaedam atque portio, praecellentiae nostrae intellectualis atque nunquam perituae pignus et arrhabo, homini mari, ut exclusorio jure illam sibi haberet, neutiquam unice adsignata fuit. Vindicat sibi eandem, iisdemque nominibus, illa generis humani pars, quam sequiorem adpellitare affectant, qui ipsi tanquam pars potior illius praestantiorque considerari gestiunt; nil morati tot casus illustres, tot ardua, ipsaque sua arduitate explorandis animorum viribus idonea, rerum maximarum discrimina, ubi foeminae masculam virtutem, viri ignaviam mollitiemque prodidere plus quam muliebrem. Est certe, est et foeminae sua dignitas et suum decus. Sunt et fuere et nunquam deficient, quae, generosioris indolis, divinioris ingenii vi et impetu percitae, e rei culinariae cellariaeque sordibus atque squalore, e gynaecei angustiis, e paedotrophii atque valetudinarii miseriis ad lucem libertatemque emersurae, altius tendant, in sublimius evehantur, immortalibus in rempublicam meritis, aequales sibi devinciant, posterosque in admirationem sui rapiant. Siquidem et illis clamitare licebit:

Est Deus in nobis; agitante calescimus illo;
Sedibus aethereis spiritus ille venit.

II.

Quod si Vobis non satis declarare videatur ipsa, quam uterque sexus communem habent, natura, corporis ejusque organorum, mentis illiusque facultatum prorsus eadem ratio; officiorum aequalitas, jurium (sit venia verbo) identitas, finis denique, qui utrique constitutus est, unus et idem; observetis quaeso usum rerum; consulatis historiarum documenta; evolvatis cujuscumque aevi, cujusvisve gentis annales; et sole meridiano clarius Vobis elucebit; foeminas omnia ea posse, quae viri; siquidem nullum unquam egregium facinus in ullo virtutum genere a viris perpetratum fuerit, quod a mulieribus non sit aeque praeclare factitatum. Aliae fortiter rebus gerendis, maximisque negotiorum molibus sustinendis pares se praestiterunt. Aliae sapientissimis consiliis, animique praesentia prorsus admiranda rempublicam a ruina imminente vindicarunt. Aliae ad clavum regni sedentes prudentia, fortitudine, felicitate antecessores atque successores multis parasangis post se reliquere. Aliae pro fama, fide et pudore, pro liberis et parentibus vitam absque' ulla haesitatione exposuere. Aliae, toga cum sago commutata, gladium pro colo, pro quasillo lanceam vibrantes, in fronte acierum constitere, pro aris et focis, pro patria, pro gloria, pro libertate fortissime decernentes gloriosam mortem oppetere.

III.

Quorum omnia exempla sunt obvia; exempla cujusvis aevi, cujusvis gentis. Laudat antiquitas suas Semiramides, Artemisias, Cleopatras, Zenobias atque Boadiceas. Celebrant Byzantini suas Pulcherias, Placidias atque Irenes. Quas nostro quidem judicio longe antecelluere Reginae barbarae; Amalasuntha, quae apud Gothos floruit; Vanda, quae Polonis praesidio fuit atque exemplo; Libussa, quae Pribislao nupta, Bohemorum regnum instauravit. Nec florentissima occiduarum partium recentiorisque aevi regna aurea sua saecula regibus maribus debent. Debuit Hispania, quod in octingentis annis totidem fere praelia, tot heroes, tot reges non potuere, oppressos Mauros, patriamque tandem vindicatam,

Isabellae uni. Debet Anglia gloriae atque opum suarum ingentia incrementa Elisabethae masculis consiliis victricibusque armis; debuit Dania Septentrionis, quem quondam obtinuit, principatum Margarethae sapientiae conciliatrici; debuit Suecia, quod in illam orbis terrarum venerabundus suspiceret, Christinae pubescentibus dotibus, spebusque eximiis, quas suscitavit puella, fefellit adulta; debet Russorum imperium, quod superstes sit, Catharinae primae in summo rerum discrimine animo praesentissimo, debet secundae magnis conaminibus faustissimisque astris, quod in immensum auctum sit, non imperium jamjam, sed orbis.

IV.

Nec in humilioribus vitae ordinibus defuerunt, quae in egregiis facinoribus patrandis, Viros, Heroas, Patriae Vindices atque Liberatores si non superaverint, aequarint certe. Celebrant annales Hebraeorum generosam suam Deboram, quae Midianitarum impetum repressit; Jaelem, quae Sisseram, Iuditham, quae ulta est Holofernen. Claruere apud Graecos pietate in maritum, in fratres, in parentes, in patriam insigni, Alcestis et Iphigenia, Antigone, Ismene et Electra. Nec Mutio, nec Cocle, qui in arcendis exulibus tyrannis immortalem sibi gloriam paravere, minorem se praestitit Clelia, intrepida virgo, qua duce Romanorum obsides, patris Tiberis fidem implorantes, et libertati consuluere et pudori. Aequavit maritum Portia, superavit Arria in morte fortiter oppetenda. Quid? quod in ipsis tenebris medii aevi, et quidem apud Franco-Gallos, qua gente certe nulla alia inveniri queat, optimorum ingeniorum feracior, egregiis planeque heroicis facinoribus exornatior; quid? quod inquam emicuerit apud illos Virago illa Numine afflata, Johanna Aurelianensis, quae gladium rotans fatale, vexillumque mysticum librans, hostem superbientem pessum dedit, regium decus instauravit, patriam prostratam conculcatamque erexit et salvavit; quibus factis vocationisque partibus egregie perfunctis, ad Deum rediit, flammis, quae nunquam certe castius holocaustum combusisse, epurata. Nec defuerunt, quae tale exemplum aemulatae in funestissimis istis Franco-Gallicae,

quam vocant, revolutionis diebus, virorum ignaviam atque flagitia suis virtutibus expiaverint. Ulta est Charlotta Corday, magnae animae heu! nimis prodiga, pestem patriae, proluviem Erebi, monstrum istud Marattianum. Aequavit pietate Oedipi filiam filia Cazotti; Admeti uxorem Lodoisca Louvetti. Nec Portiam quae Bruti, nec Arriam, quae Paeti conjugio gloriatur, pudebit Rolandi, viri pristinae severitatis, uxoris, consilio, pietate, castimonia, mortis contemtu nulli secundae. Sed nec te silebit pagina memor, puella Antissiodorensis, cui vix duodecenni una cum patre, matre, fratribus, sororibus, mortem oppetere festivitas visa est, vel desideratissimis nuptiis longe laetabilior et exoptatior. Nec te obruet tristis oblivio, Nanetum filia, Iphigenia Bellariva, quae graecam suam cognominem aemulata, sororis pretiosiorem animam sua ipsius ceu viliori redimere, ne punctum quidem temporis haesitavit. Quis talia fando, talia sexcentaque similia commemorando, temperet a lacrymis!

V.

Quemadmodum vero virtus, bonorum finis summaque felicitas, nulli praeclusa, omnibus accessa, nec censum eligit, nec sexum; ita etiam eruditionis palma in medio posita est, et utrique sexui oblata. Quid? quod non desint, qui contenderint, foeminas artibus ediscendis, scientiisque excolendis multum aptiores esse viris, quippe qui ab illis ingenii felicitate, memoria aeque celeri ac tenaci, judicii acumine, innato pulcri verique sensu longe antecellantur. Quod quidem Coelius Secundus Curio in tractatu, multis aliis nominibus commendando, quem de liberis pie educandis conscripsit, disertis verbis asserit: Puellas, inquiens, a litteris et doctrinis non arcemus, quippe quae plerumque magis habiles ad eas sequendas quam meres sint. Longius adhuc progreditur Spero Speronius, Poeta inter Italos clarus, dum in dialogo, de dignitate foeminarum inscripto, asserit: viros regi ratione, mulieres intelligentia quadam plus quam humana, scilicet Amore. Quo felicior, celerior, perfectior vero amor, qui est coelestis ratione sit, quae est humana, eo coelestius, diviniusque ingenium

muliebre esse indole virili * a). Sed longe omnium acerrimum eundemque disertissimum ingeniorum muliebrium praeconem se praestitit Henricus Cornelius Agrippa, utpote qui in declamatione, quam de nobilitate et praecellentia foeminei sexus contexuit satis prolixa, affirmare non dubitat: Mulieres omnium artium liberalium, omnisque virtutis ac beneficii inventrices exstitisse, quod et ipsa artium virtutumque foeminina nomina praecipue ostendant.

VI.

Quae foeminese virtutis nimiae, parumque consideratae depraedicationes quibusdam Misogynis bilem adeo moverunt, ut in oppositum extremum transeuntes, sexum, qua par est veneratione prosequendum, justo altius depresserint, aptitudinem ad litterarum studia capessenda illis prorsus abjudicaverint, dispositionemque sexus naturalem, vocationemque civilem tam arctis limitibus circumscripserint, ut praeter acum, colum et pensum quidvis gravius sanctiusque tractare nec liceat illis, nec deceat. Quod in suam sexusque sui contumeliam jure vertens illustrissima illa heroina, Anna Maria a Schurmann, Belgii coruscans sidus, foeminarum jura, dotes, officia, atque destinationem placidissime quidem, ut in justissima caussa decet, vindicavit, sed et validissime, argumentisque maxime victricibus; dissertationem conscribens luculentissimam de problemate practico: Num foeminae Christianae conveniat studium litterarum.

VII.

Medium, ceu tutissimum iter et hoic amavere viri prudentissimi, nec dementes muliebri sexui quicquam, quod ipsi Numinis benignitas concessit, nec addentes quod adesse illis suprema

---

*) Vide sis in fine Diatribae Mantissae nostrae Annotationem a.

Sapientia noluit. Aristoteles quidem, ni mitiore forsan interpretatione consulere velis viro alias justissimo, foeminas pro deliquio naturae habere et tanquam mares mutilos vilipendere videtur *b*). Divinus Plato e contrario, in adornanda Republica sua ideali, tantum abest ut mulieres a rebus gerendis atque optimarum artium studiis arcere velit, ut potius eadem solertia qua mares illos informari svadeat, ita ut et arma tractare, et consiliis publicis interesse et Magistratus gerere, ipsumque imperium necessitate urgente suscipere valeant. Sed etiam mulieres Pythagoreorum non minoribus sapientiae eruditionisque laudibus claruere quam Pythagorei ipsi. Epicuri Asseclae omnes litterarum rudes, nulla nec sexus, nec census habita ratione, studiis imbui jubent. Stoici non solum viris et liberis philosophandum esse statuunt sed et foeminis et servis. Nec consvetudines, nec statuta gentium foeminas a Cathedris Eruditorum olim arcuere. Constat ex optimae notae auctoribus, Plinio, Luciano, Athenäo, priscos homines filias litterarum studiis erudiendas curasse, solertius accuratiusque, quam usu venire solet nostris. Leginus apud Iulianum Caesarem, scholas Plotini Philosophi a viduis atque puellis frequentatas fuisse. Nec litterarum studiis mulieribus interdicere Justinianum Caesarem, legum corporis conditörem augustissimi, licet ab officiis publicis civilibus eas arceri velit, convenit inter gravissimos legum interpretes. Quid? quod Eryzius Puteanus Belga non vereatur ita pronunciare: jus fasque esse in rempublicam litterariam foeminas adscribi, optimarum artium cultu exerceri, a fama et aeternitate non secerni. Cui calculum adjecere, sapiens ille Hispanus Ludovicus Vives in libro maxime commendando, quem de institutione Christianae foeminae conscripsit; nec non diligentissimus Joh. Gerh. Vossius in opere posthumo de quatuor artibus liberalibus, de Philologia et de scientiis Mathematicis, quod eximio illo viro, quem βιβλιοθηκην ἐμψυχον και περιπατουν μουσειον atque omnium artium et doctrinarum promum condum venerata est ista aetas, e vivis exemto, edendum curavit Franciscus Junius.

VIII.

Utut vero super tali argumento in Scholis sectarum in utram que partem disputatum sit, edocet usus rerum, evincunt omnium aevorum exempla illustrissima, ne unquam vel ullam artem vel scientiam, nec earum quae altiores abstractioresque habentur, exstitisse, quae non a muliebribus ingeniis non delibata tantum sed et pertractata illustrata immo ampliata fuerit. Cujus rei ut fidem faciamus, haud quidem integrum legitimumque Mulierum, quae eruditione claruere, syllabum contexere volumus, quod nec instituti nostri ratio permittit, nec sufficerent angusti academicae dissertationis limites tam copioso argumento exhauriendo. Satis habemus ex quovis aevo, et quavis politiori gente unam vel alteram in memoriam revocare; remittentes, qui plura nosse cupiant ad illos, qui ex professo tali argumento insudarunt, ad Boccatium, Fulgosum, Tiraquellum, Guevaram, Lambecium, Planerum, alios; quorum alii generales eruditarum Mulierum Catalogos contexuere, alii singulas singularum gentium Heroinas sibi enumerandas sumsere, alii satis habuere, illas tantum in Catalogum redigere, quae in qualicumque eruditionis genere famam celebritatemque sibi paraverint.

IX

Laudat igitur remotissima Antiquitas Sibyllas suas, quarum aliae apud Graecos, aliae in Asia Minori, aliae apud Aegyptos, Babylonicos, Persas oracula fudisse dicuntur. Sed nec caeteris nationibus foeminae defuerunt fatidicae, quas tanquam Numine percitas, Deorumque placita edoctas in quovis arduo negotio consulebant, responsaque illarum negligere piaculo sibi duxissent. Notissimae ex illo genere sunt Hebraeorum prophetissae, Germanorum Velledae et Alfvinnae, populorum Septentrionalium Dysae, Asae atque celebratissima ista Vola, cujus effata, quae Volu-Spa inscribuntur, antiquissimam partem Eddae constituere videmus.

X.

Graecia, tot feliciorum cujusvis generis ingeniorum foecundissima mater, nutrixque benignissima, maxima etiam mulierum,

quae ingenii doctrinaeque laude coruscarunt, ubertate florait. Eminent e Pythagoreis, quas supra memoravimus, foeminis Theano Thuria, Pythagorae ipsius uxor, quae prima foeminarum carmina fudisse, scholaeque defuncti viri cum laude praefuisse fertur; Themistoclea, Samii Philosophi soror, cujus plerasque opiniones atque placita haud timide secutus legitur Pythagoras ipse; Dama, ejusdem filio, cui pater non solum omnia philosophiae arcana reclusit, verum etiam scripta sua moriturus commendavit, quae in exponendis paternis sententiarum involueris illi magno adjumento fuere. Sed et Aspasia Periclis amica, Diotimeque, quam Magistram suam appellare Socrates minime erubescit, Pythagoram accessisse, ejusque scholas frequentasse dicuntur Ex illis quae Platonem secutae sunt, maximam sibi laudem paravere Arete, Aristippe filia, quae eo doctrinae conscendisse fertur, ut tota Graecia animam Socratis in illam migrasse opinaretur; praeter illam Thargelia, Lasthenia, Axiothea, aliae. Inter Poetrias Graecorum maxime claruere Phenomoe, quae versum hexametrum invenisse fertur; Corinna Tanagraea, quae Pindarum Lyricorum principem quinquies vicisse dicitur; Erinna Teja, cujus carmina ad Homericam accessisse majestatem ferunt; Sappho, Lesbia, quam plectrum invenisse novemque Lyricorum libros scripsisse tradit antiquitas; Sappho Mithylenea, de qua Musarum matrem Mnemosynen cum stupore pronunciasse ajunt: μὴ δεκάτην μοῦσαν ἔχουσι βροτοί? Tacemus Praxillam, Charixenam, Damophilam, Telesillam, tot alias Lesbiae Poetriae gloriam aemulatas. Nec in serioribus aetatibus emarcuit Graecarum mulierum generosa indoles. Alexandri M. aetate Hipparchia claruit, uxor Cratetis, quae dicendi charactere Platonem imitata, philosophicis disciplinis maxime excelluit Sosipatra Evstathii, magni nominis viri, conjux, mariti gloriam, suae ipsius praecellentia prorsus obscuravit. Hypatia, Theonis Geometrae filia, doctrinae splendore atque infelicissimo vitae exitu aeque celebris, imperante Arcadio, varia disciplinarum genera confluentibus undique discipulis Alexandriae publice docuit. Iisdem fere temporibus apud Athenienses inclaruit Athenais Leontii Philosophi filia, quae doctrinae, morum, formae venustis-

simae illecebris conjugium tandem Theodosii Caesaris meruit, e scholarum pulvere in thronum evecta, quo spendidiorem tunc temporis orbis terrarum venerabatur nullum.

XI.

Apud Romanos insignem sibi gloriam conciliavit Cornelia, Africani Majoris filia, Gracchorum mater, siquidem ipsi longe majorem peperere existimationem, quas Romae publice ac privatim docuerat, scientiae, quam, quas ex Africa filia reportarunt victoriae. Hortensia Q. Hortensii, celeberrimi oratoris, filia causam foeminarum apud Triumviros egit adeo constanter et feliciter, ut revixisse muliebri stirpe Q. Hortensius visus sit, verbisque filiae aspirasse. Cornificia, Poetae atque Ducis Augusto Imp. clarissimi soror, graecis aeque ac latinis litteris instructissima, tantam naturae debuit promptitudinem, qua meliores ex tempore versus ac epigrammata, quam frater praemeditatus composuerit. Eadem naturae benignitate Argentaria Polla, Lucani uxor experta est, quippe quae tanto ingenio eaque doctrina polluit, ut coeptos a Viro permultos versus eadem styli gravitate et elegantia perfecerit, nec non epigrammata limatissima conscripserit. Sed nec Christicolarum matronae atque virgines doctrinae delicias et laudes sprevere. Eustochium, virgo Romana, Latinarum, Graecarum atque Ebraearum litterarum studiis adeo excelluit, ut suo tempore novum orbis prodigium adpellaretur. Nec minoribus laudibus a sanctissimis Ecclesiae patribus Augustino, Hieronymo, Ambrosio, Fulgentio efferuntur tot Romanorum foeminae atque puellae, Paula, Laeta, Fabiola, Marcella, Furia, Demetrias, Salvina, Gerontia. Quarum doctrinam, quae supersunt ex illarum epistolis, satis superque confirmant.

XII.

Sequitur ferrea ista aetas, ubi Romanorum imperio exstincto, Graecia Italiaque devastata, Roma Athenisque, studiorum Metropolibus, a ferocissimis gentibus expugnatis, spoliatis, atque occupatis, orbis terrarum, qua late patet, ruinis cineribusque

horridus, per decem saecula in tenebris squaloribusque torpuit. Prohibuit tamen Christianorum, quae tunc temporis jam longe lateque regnabat, religio, quo minus misera mortalium progenies in pristinam feritatem belluinumque stuporem omnino praeceps relaberetur. Confugerunt Musae, pudibundae virgines, in Coenobiorum amica silentia, quietioresque solitudines. Asservabatur artium litterarumque sacer ignis in templorum adytis atque sacrariis, ubi ab alendo et fovendo illo nusquam destiere virgines, novus quidam Vestalium ordo, Deo filioque suo desponsatae. Quarum unam vel alteram hic loci pia mente commemorare, ab instituto nostro minime abhorret. Claruit igitur apud Franco-Gallos Alpaide, virgo nobilis, quae eximia sua et pietate et doctrina meruit, ut Pipino tandem, Duci Francorum nupserit, Carolumque Martellum progenuerit, inclytum illum Heroem, cujus insignibus, quos ex Mauris retulit, victoriis acceptum refert Occidens, quod Christum confiteatur, nec Mohammedum. Apud Anglos Hilda Abbatissa, Hererici Deiriorium principis filia, tantam prudentiae doctrinaeque famam sibi conciliavit, ut etiam reges, principes ducesque exercituum, consilii inopes, ad cellam ejus ceu ad antrum Egeriae confugerint. Alcuinus, aevi sui facile doctissimus, inter plures egregiam discipulam edocuit, Sanctam Rictrudem, quae nec post discessum Alcuini ex Anglia studiis insudare usquam desiit. Apud Byzantinos immortalem sibi gloriam peperit Anna Comnena, Alexii Comneni Imperatoris filia, cujus Alexias XV libris comprehensa, historiis istius aetatis non parum lucis affundit. Sed nec Germani medii aevi litterarum adeo rudes fuere, ut nec apud illos plures foeminae insignem pietatis et doctrinae gloriam sibi meruerint. E quibus aliis praecelluere Rhosvitha, monialis Gandesheimensis, Graece et Latine peritula, versu prosaque prompta; Hildegardis Moguntinensis, cujus monumenta Historica, nec non quae de arte medica aliisque disciplinis conscripsit, adhuc supersunt; Elisabetha, Hildegardis amantissima, cujus eximia doctrina tantum stuporem laicis excitavit, ut Numine illam inspiratam crederent; Mechtildis, poetria sanctissima, quam testibus verita-

tis adscribere qui talium Catalogos contexuere, nulli dubitant. Verum enim vero hasce omnes complurescque alias, eruditionis celebritatisque suae luce longe lateque gliscente prorsus obscuravit puella Franco-Galla, famigeratissima illa *Heloisa*, Abálardi, quod dolendum, nimis docilis discipula, quae tamen errores juveniles, nimiumque magistri amorem longa seriaque poenitentia, nec non doctrinae, pietatis, omniumque virtutum eximia laude gloriosissime redemit.

XIII.

Sed laetiora jam illuxere saecula. Depellitur tandem nox illa barbariei illaetabilis atque illunis. Renascuntur, quae per tot saecula situ sordibusque obruta latuere, artes litteraeque, quarum mira pulcritudine immane quantum capti uterque sexus de tanto decore sibi vindicando certatim contendere. Sed non nisi unam alteramve ex tot illustribus Musarum Heroinis, quae aureum illud saeculum exornarunt, commemorare per angustiam chartae otiique nobis licet. Insignivit ergo atque in aeternum insigniet patriam suam insulam Iohanna Gray, Ducis Suffolcii filia, Anglorum per septem saltem dies, quorum ultimus et vitae postremus ipsi fuit, regina; quae jamjam moritura feralemque, adolescentula vix XVII. annorum, suggestum conscensúra, ex insignibus, quas a Deo acceperat, corporis, mentis fortunaeque dotibus nil tanti fecisse declaravit, quam quod sibi contigerit, utriusque linguae, quae tanquam fontes S. Scripturarum considerantur, notitiam qualemcunque sibi parare. Celebrant Hispani Catharinam Pacensem, quae latinis carminibus compluries publice decantatis Hispali et Compluti lauream sibi meruerit; Angelam Zabatam, cujus ad omnis generis litteras ingenii celeritatem atque dexteritatem maxime deprаedicat vir doctissimus Ludovicus Vives; Isabellam Losam, quae Latine Graece atque Ebraice probe edocta, Theologiam tanta felicitate excoluit, ut Laura Doctorali publice mactaretur; Sanctam denique Theresiam, poetriam atque Mysticam prorsus admirandam, cujus opera civitate cultissimarum Europae linguarum jure suo donatae

sunt c). Maxime huic congenialis sed divinioris adhuc ingenii indolisque fuit Johanna Maria Gujonia, Franco — Galla, mysticorum auctorum facile princeps, flamine, profunditate, sublimioribus animae coelestis volatibus nulli certe secunda *d*). Sed et Trajectinorum Schurmannia, virgo ad miraculum docta, quam decimam Musam Heinsius, Minervam Batavam Crucius, virginum Alpham Salmasius salutat, perennis florebit laudibus *e*). Nec marcescent coronae, quibus apud Germanos doctas frontes cinxere filiae Melanchtonis, Peutingeri atque Fuggerorum; Sorores Bilibaldi Birkheimeri; complures nobiles virgines, ex illustribus Schwarziorum, Gersdorfiorum, Friesenionum prosapiis oriundae.

XIV.

Longe majorem vero foeminarum quae ingenii eruditionisque laudibus inclaruere, prolem edidit, ut cum Dante Aligero loquamur:

Il bel paese là, ove 'l Si suona.

Cum enim ex omnibus occiduis regionibus Italia primum exoptata illa, quae ex Eois plagis prorupit, luce irradiata fuerit, incredibile dictu est, quam ardente novi laetissimique istius jubaris desiderio accensi sint homines cujusvis sexus, ordinis, census; principes privati; togati sagati; clerici laici; civitatum incolae villicique ipsi. Viri, litterarum instauratores, ceu Numina quaedam sive tutelares Genii parum abfuit quin adorarentur. Honoribus opibusque cumulabantur. Laureis in Capitolio coronabantur. Equitum torquibus, insignibusque deaurabantur. Lautissimis conditionibus in Senatus Rerumpublicarum, ad Cathedras Academiarum, in Aulas Principum, Regum, Summorum Pontificum, qui de talibus Heroibus sibi vindicandis certatim contendere, invitabantur. Quid mirum igitur, si etiam Italicarum mulierum generosa indoles ardentiaque ingenia in litterarum amorem exardescerent, illarumque nunquam flaccescentibus floribus nativas gratias adaugere studuerint! Longe numerosior est eruditarum, quae in ista aetate floruere, Italarum copia, quam angusta haecce pagina tot tantaque nomina capere possit. Sufficiat,

quasdam tantum, et quidem praecellentiores commemorare. Anna Palantia tam praecocis ingenii virgo, ut ab ea duodecennali celeberrimi illius aetatis Poetae carmine extemporali victi fuerint. Victoria Columna, multifaria doctrina insignis, in condendis carminibus felicissima. Anna, Ducis Ferrariae filia, quam Cael. Sch. Curio audivisse scribit latine orantem, graece loquentem, Ciceronis paradoxa explicantem, ad quaestiones quasvis respondentem, adeo ut cum veterum puellarum quavis, quae quidem ingenii laudibus excelluerit, conferri posse videretur. Baptista Malatesta, Principis Pisauriensis filia, non modo cum doctissimis saepe viris summo cum elogio disputavit, sed et libros de humana fragilitate, et vera religione posteris legendos et admirandos reliquit. Constantia, Alexandri Sforzae uxor, Baptista, ejusdem filia, utraque eloquentiae et poeseos dotibus clara. Isora Nuarola, Veronensis virgo, quae per totam vitam, quam coelebs peregit, philosophiam ore et opere summaque cum admiratione aequalium suorum professa est. Bettina Andreae, quae patris, celeberrimi sui temporis Iurisconsulti a morbis sive negotiis detenti vices strenue implevit, cathedram ascendit et summo cum applausu circumfusos legum Cultores jura docuit. Beltizià Gozadina, Bononiensis, ingenuis artibus, juribus praecipue incubuit tanto studio, ut suprema juris utriusque decora atque privilegia adepta, juris institutiones publice et intra privatos parietes cumlaude praelegerit. Multos egregiosque emisit, suo suppresso alieni substituto nomine, libros. Caeterum litterarum deliciis conjugii voluptates post habens, absque marito cum musis semper vixit sola. Alexandra Scala, Florentina, graecis latinisque litteris exultissima, intempestiva morte exstincta maximum sui desiderium eruditis reliquit. Laurentia Strozza Florentina, graece latineque edocta, philosophia, poesis atque musices peritissima hymnos latinos in omnia festa ecclesiae Romanae felicissime adornavit. Olympia Fulvia Morata, Ferrariensis, graecis atque latinis litteris omnique elegantiori litteratura tam egregie exculta, ut summi viri certatim illam celebraverint. Purioris religionis amore ducta, solum patrium vertit, in Germaniam migravit, variisque casibus

jactata, Heidelbergae tandem constitit, ubi litteras publice docuit, mox vero fatis concessit anno aetatis XXIX. Exstant opera ejus epistolica atque poetica, maximam partem graece conscripta, quae Coelius Curio in lucem edidit, adjectis Hippolytae Taurellae poematiis, Olympiae nostrae amantissimae, castae, pulcrae, piae, praeclarissimis ingenii dotibus praeditae; sed et ista fragrantissima rosa in ipso efflorescendo emarcuit, desiderium sui relinquens ineffabile omnibus, qui vivam virentemque illam norint *f*).

XV.

En foeminarum ingenio, doctrina, venustate, morum probitate aeque illustrium pulcerrimam cohortem. Quas tamen singulas et omnes ut aetate ita etiam ingenii dotibus, famaeque celebritate praevertisse videtur Cassandra Fidelis, inclyta Heroissa, cujus memoriam hacce nostra Diatribe instaurandam suscepimus, exemplo gravissimo illud illustraturi Euripideum:

ἀλλα γαρ ἐςι
μουσα καὶ ἡμιν, ἡ προσομιλει
σοφιας ἑνεκεν. Πασαισι μεν οὐ.
παυρον δη γενος ἐν πολλαισι
Ἑυροις αν ἰςως,
κουκ ἀπομουσον το γυναικων.

Chorus in Medea.

Mantissa Annotationum.

---

a) Operae pretium videtur Auctorem ipsum audire, cujus verba haecce: Altra cosa e l'esser irrationale, quali sono le bestie, et altra cosa è il superar la ragione, et sopra quella operare, si come fanno le Intelligenze; tra le quali una e amore e peraventura la prima. Sono adunque le donne animali anzi soprarationali, che irrationali; nelle quali amore, quasi loro anima, fa quelle istesse operationi, che fa negli huomini la ragione; ma molto meglio et piu tosto. Dialog. della dignita delle donne, p. 34.

b) Ita enim Aristoteles de Gener. animal. Lib. IV. cap. 6. ασθενεστερα γαρ εισι και ψυχρστερα τα θηλεα την Φυσιν, και δει ὑπολαμβανειν, ωσπερ αναπηριαν ειναι την θηλυτητα Φυσικην, Cap. 3. ὁ μη ἐσικως τοις γενεσιν, ηδη τροπον τινα τερας εστι. Παρεκβεβηκε γαρ ἡ Φυσις εν τουτοις εκ του γενους τροπον τινα, αρχη δε ἡ περι το θηλυ γενεσθαι και μη ἀρρεν. Et Lib. II. cap. 2. Ωσπερ γαρ εκ πεπηγοτων ὑγρων μεν γαλα, πεπηγοτα, ὁ δε ὠὸν, ὕδωρ και εκ θηλεος ὁ μεν θηλυ, ὑγρον τι ὠὸν, ἀλλα ἀρρεν. Το γαρ θηλυ ὡς προς εκεινο αρρεν πεπηγοτα. Quae commenta Aristotelica scholasticos, ut mihi videtur, Aristotelis adoratores, eo delirii abripuerunt, ut somniarint, foeminas ex masculino sexu resurrecturas esse, quo omnem exuerent imperfectionem.

c) Quorum, quod inscribitur Castellum animae, prae aliis est sublime, tractatus de via Perfectionis, omnium maxime familiaris, solidus, sobriusque: Vita, quam ipsamet descripsit et exclamationes, spiritu Dei ferventes, mirum in modum mentem

afficiunt excitantque. Extat etiam carmen Melicum angelicae hujus animae unicum pulcerrimum, paucis versibus, quibus mortem adumbrat mysticum, absolutum, sed ita, ut in legendis primis tantum versiculis:

Vivo sin vivir en mi,
Y tan alta vida espero,
Que muero, porque no muero,

animus protinus quasi colliquescat. — Nec nobis in omni sacra Recentiorum poësi carmen quoddam innotuit, quod huic comparari queat, nisi forsan excipere velis; divini Johannis a Cruce, sublimis illius contemplatoris, viarumque interiorum Doctoris profundissimi, Tetradem Canticorum, quae in tenebris paedoreque teterrimi carceris composuit, Seraphum magis quam hominem sonantia; de ascensu in montem Carmel; de nocte animi caliginosa; de viva amoris flamma; de interloquio denique divini sponsi atque desponsatae. —

d) Opera Gujonisae, jam rarescentia, viginti non parva volumina implent, quae reconditiori isti Theologiae, contemplationis, orationis, nudae fidei, puri amoris atque Unionis perfectissimae, mirum quantum lucis affundunt. Adornavit matrona nobilissima, si qua alia Θεοδίδακτος, totius sacri codicis tam veteris quam novi foederis interpretationem, non litteralem, sed virtualem, spiritualemve. Inter minores ejus libellos eminet egregius ille, qui Torrentes dicitur, quo torrentium aquarum emblemate et similitudine viae describuntur, quas dicunt interiores, purgativa scilicet illuminativa atque unitiva, quibus anima coelitus delibata, hacce jam vita, in Abyssum divinitatis, fluminum instar in oceanum effusorum, effundi, cum illo confundi, prorsusque in illo interire possit. Sed etiam Hymni atque Cantica admirandae hujus Matronae, quippe quae praeter saeculi abnegationem, sui ipsius annihilationem, summique Boni flagrantissimum desiderium nil spirant nec anhelant, intima cordis tangunt, percellunt, colliquant.

e) Caeterum egregiae huic Schurmanniae, quam non magis ingenio prorsus portentoso, quam mente vere angelica praeditam fuisse, omnes conveniunt, idem evenit, quod Alberto Magno, Raimundo Lullo, Joanni Pico Mirandulano, Baconi Verulamio, Pascali aliisque litterarum Heroibus evenisse constat; id est, quod totum eruditionis orbem emensa litteras tandem prorsus fastidierit, fastusque eruditi penitus pertaesa, praeter Christum omnia nescire voluerit, teste sua *Ευκλεια*, cujus partem posteriorem, quae iterius occurrit, paucis ante obitum diebus absolvisse, ex ipso libro et epistolis D. Yvonis binis, illi adjectis, satis elucet.

f) Vide sis Elegiam limatissimam eandemque fascinante quadam dulcedine perfusam, qua amatum suum Castillionaeum, qui apud Leonem X oratoris partibus fungebatur, in amplexus suos redire tenerrime invitat. — Invenies illam in Moratae operum Edit. Basileensi p. 267.

Civitas Solis,
Thomae Campanellae,

Sapientum afflictissimi juxtaque fortissimi,

Respublica Idealis.

Specimen Academicum,

Cujus partem posteriorem,

Civitatem Solis Ipsam

Delineantem,

Adnuente Ampliss. Facult. Philos. Gryph,

Moderante

Ludov. Theob. Kosegarten,

SS. Th. D. AA. LL. M.

Sacrae Regiae Majest. Suecan. a Consiliis Sanctioribus,
Paroeciae Palaeocyriacensis in Insula Rugia Pastore,
Historiar. nec non Litt. Graec. Prof. P. O.
Ordinis Philos. hodie Decano,

Pro

Gradu Magisterii,

Publicae Eruditorum Censurae Subjicit

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Benedictus Magnus Högman,

Philosophiae Candidatus,
Westro-Gothus.

In Auditorio Maj. Die XXIV. Julii MDCCCXI.

Horis Post Meridiem Consuetis.

Gryphiae,
Typis J. H. Eckhardt, Reg. Acad. Typogr.

SACRAE REGIAE MAJESTATIS

MAGNAE FIDEI VIRO,

REVERENDISSIMO DOMINO

THURE WEIDMAN,

SS. THEOL. DOCTORI CONSUMMATISSIMO,

DIOECESEOS SCARENSIS EPISCOPO EMINENTISSIMO,

SACRI SYNEDRII PRAESIDI GRAVISSIMO,

REGII GYMNASII SCHOLARUMQUE QUAE PER DIOECESIN FLORENT.

EPHORO ADCURATISSIMO,

COMMENDATORI REGII ORDINIS DE STELLA POLARI

FULGENTISSIMO,

MAECENATI SUMMO

SACRUM

V. D.

BENEDICTUS MAGNUS HÖGMAN.

IN

SACRAM REGIAM MAJESTATEM

SPECTATAE FIDEI VIRIS,

MAXIME REVERENDIS ET AMPLISSIMIS,

M. VEN. CONSISTORII SCAR. ADSESSORIBUS AEQUISSIMIS;

SS. THEOL. DOCTORI

DNO. OLAO WESTMAN,

ARCHI-PRAEPOSITO DIOECESEOS SCAR. DIGNISSIMO,
SENATUS SACRI ADSESSORI PRIMARIO,
TEMPLI CATHEDR. ET CORTUUM SACRORUM, QUI DEO IN HERLUNDA,
HENDENE ET DJURSA COLLIGUNTUR PASTORI VIGILANTISSIMO,
EVERGETAE AD CINERES COLENDO.

DNO. MAG. PETRO LUTH,

HIST. ET MORAL. LECTORI,

DNO. MAG. LAURENTIO BRANDELIUS,

MEDIC. DOCTORI, ELOQU. ET POES. LECTORI.

SS. TH. DOCT. DNO. CAROL. JOH. KNÖS,

SS. TH. LECT. PRIM. ATQUE PRAEPOS. IN GOTHENED.

DNO. MAG. NICOLAO KULLANDER,

SS. TH. CAND. ET LECT. SECUND. NEC NON PRAEPOS. IN WINKIÖL.

DNO. MAG. LAURENTIO KIERNER,

LOG. ET METAPH. LECTORI.

Praeceptoribus meis antehac fidelissimis, Patronis jam et Fautoribus benignissimis, hasce paginas, memor singularium in me et studia mea beneficiorum, dicatas volui, debui: Dum vixero mansurus,

MAXIME REVERENDORUM ET AMPLISSIMORUM
NOMINUM VESTRORUM

Cultor Devotissimus
BENEDICTUS MAGNUS HÖGMAN.

PROSTEN och HYRKOHERDEN

ÖFVER

RACKEBY och SKALUNDA FÖRSAMLINGAR,

HÖGAREVÖRDIGE och HÖGLÄRDE

HERR MAGISTER

JOHAN HÖGMAN,

SAMT

HÖGÄDLA FRU PROSTINNAN

BRIGITTA DOROTH. HÖGMAN,

FÖDD SÖDERBORG.

Hulde och Vördade Föräldrar!

Af tacksamhet för Eder kärlek, ärkänsla för Eder förstrande ömhet, vördnad för egenskaper, som någonsin prydde Föräldrar, vågar jag bjuda Eder dessa blad. De äro wisst ej svarande bevis mot hvad jag Eder är skyldig; Men jag tänkte ej härmed betala en skuld, som blott Himlen kan godtgöra.

EDER

Lydigste Son

Bengt Magnus.

XVIII.

Thomas Campanella, quis fuerit, quo ingenio praeditus, qua indole pollens, quam viam in instauranda Philosophia sibi muniverit, quibus moliminibus veritatis osores in se exacerbaverit, quibus calumniis oppressus vegetiorem vitae aetatem in carcere catenisque transegerit, idem semper atque sibi constans, delatoribus, carnificibus, fortuna ipsa persecutrice longe superior, a Summa illa Potentiae, Sapientiae atque Bonitatis Monotriade, cui celebrandae vel vitam impendere secum constituerat, nec voluptatum seductus illecebris, nec tormentorum deterritus exquisitissimis cruciatibus, in priore Dissertationis nostrae Particula, quantum per temporis atque spatii angustias licuerit, exponendum curavimus. Superest, ut Rempublicam Nostri Idealem, Civitatem illam Solis, quae Platonis, Baconis, Mori, Skytti, aliorum similibus figmentis adnumeretur, dignissimam, quam brevissimis lineis circumscribamus.

XIX.

Fuit vero consilium Nostri, post tot Legislatorum diversimode excogitatas regiminum formas, Rempublicam effingere ad Naturae ipsius exemplar sollertissime expressam, principiisque stabilitam iisdem, quibus ipse Universum suum intellectuale superstruxerat. Methodo in exponendis illius institutis utitur dialogico, nautam Introducens Genuensem, qui Hospitalario quem vocat Magno peregrinationum suarum rationem reddit. Enarratis enim, quos in peregrando toto orbis terrarum gyro exantlaverit labores, exponit, quo pacto tandem ad insulam appulerit Taprobanam, victusque inopia coactus in terram descendere, incolarum metu silvas adierit densissimas, e quibus tandem egressus in planitiem emerserit, longe lateque patentem, prorsus sub Aequatore porrectam.

Ibi sibi agmen occurisse narrat virorum atque mulierum, armis coruscantium splendidissimis, qui tamen summa comitate eum excepissent, atque nulla mora interposita in urbem suam duxissent, quae quidem erat celebrata nostra Civitas Solis. Pergit peregrinator, atque Hospitalario exponit Civitatis hujus rationes omnes singulasque, urbis structuram, regiminis formam, civium indolem atque mores, victum cultumque, leges ac instituta, artes, scientias, religionis denique formam. Quorum omnium non nisi summa nobis licebit delibare capita, remittentibus lectorem curiosiorem ad librum ipsum, cura Th. Adami Francofurti A. MDCXXIII typis expressum, imagineque Solis longe lateque radios suos vibrantis, insignitum.

XX.

Externa Urbis figura, regionum interior concinnatio, universaeque structurae artificium tale. Attollitur ex amplissima planitie collis ingens, cui civitatis superstructa est pars major, ita tamen ut ambitus exterior ad multum spatium ultra montis radices excurrat. Diameter urbis duorum est milliarium, circuitus septem; Interstincta est septem gyris, ambitibusve amplissimis, ad exemplar antiquae illius Ecbatanae a Dejoce, qui Medicam instauravit regnum, pulcherrimo artificio extructae. Nominantur gyri a septem planetis. Intrare licet viis stratis quaternis, totidemque portis ferreis, ad quatuor mundi angulos spectantibus. Circumsaepiunt unumquemque gyrum moenia praealta, turribus, fossis, propugnaculis, tormentis bombardisque horridis, munita adeo, ut expugnari vix unus alterve queat, nedum omnes. Intervalla moeniorum, ampla, spatiosa, ad amussim aequata, palatiis coruscant splendidissimis, superne arcuatis, columnis suffultis inferne, quae peristylia formant, aprica nunc, nunc opaca. In montis cacumine area invenitur plana, admodumque spatiosa. In cujus medio adsurgit templum rotundum, columnis suffultum, excurrens in testudinem, e cujus centro alia eminet editior, cum spiraculo. Undequaque peristylia, atque deambulatoria, aedilibus interstincta immobilibus; quamvis nec inter columnas, templum sustentantes interiores sellae desint portatiles plurimae decoraeque. In centro Templi Altare; in altari nihil conspicitur praeter globos binos, quorum alter coelum refert alter tellurem. Sed etiam testudinis conopeum majoris coelum refert stelliferum, cum polis, circulis, atque

horizonte, stellas omnium exprimens magnitudinum, adscriptis nominibus virtutibusque cujusvis versiculis ternis. Pavimentum pretiosis lapidibus collucet. Decoratur altare lampadum septem, septem planetarum nominibus distinctarum, luce placida, perpetua, nusquam flaccescente. Testudinem templi minorem circumdant cellae quaedam pulchrae atque decorae, ubi sacerdotes habitant septeni septem. Spiraculum testudinis vexillo exornatum est volubili, ventos ostentante, quos signant usque ad triginta sex. Ibidem sub vexillo codex asservatur, litteris inscriptus aureis.

XXI.

Regimen nec unius est, nec plurium, nec omnium; est forma quaedam mixta, tanta sapientia temperata, ut omnium formarum commoda conjungat, incommodis laboret nullius. Theocratiam credetes, nisi propius ad Aristocraticum genus accedere videretur, dummodo ea sit Aristocratia, ubi Summa rerum penes Optimos est, minime penes Optimates. Supremus rerum moderator tam temporalium quam spiritualium Sacerdos est, Solis vel Metaphysici nomine insignitus. Excipiunt Solem Magistratus sequioris ordinis trini, quorum denominationes Potestatem exprimunt atque Sapientiam atque Amorem. Potestati curae sunt negotia belli et pacis; artes militares, munitiones, armorum omnia genera, machinae bellicae, exercituum victus cultusque. Obediunt ipsi milites, duces, magistri militiae, artifices, qui rebus bellicis operam navant omnes. Latius adhuc patet Magistratus, quem vocant Sapientiam, provincis. Siquidem illi cura credita est artium omnium, tam liberalium quam mechanicarum, scientiarum, doctrinarum, disciplinarum, quas Scholae tractant in universum. Adjutores ipsi praesto sunt tot Magistratus inferioris ordinis quot dantur doctrinae; Magistratus igitur, qui vocatur Astrologus; alius qui Geometra, Poeta, Rhetor, Medicus, Physicus, Ethicus, Politicus et sic porro. Volumen habet unicum, in quo omnes singulaeque scientiae pertractatae sunt, ea brevitate, concinnitate, perspicuitate, ut nec inertiorem sensus prorsus fugere queat. Legitur ille liber ad populum juxta morem, qui apud Pythagoreos olim obtinuit. Inserviunt illi illustrando egregiae, quibus Magistratus Sapientiae totius civitatis, moenium ipsius septemplicium, palatiorum templique parietes omnes, exteriores atque inferiores exornandas curavit, picturae. Quae

quidem universitatem rerum arte summa ordineque mirifico accuratissime adumbrant; stellae, stellarumque motus atque virtutes; figuras Mathematicas longe plures, quam Archimedes et Euclides invenerunt; orbem terrarum, quaslibetque ejus provincias; incolarum leges mores ritus origines atque Alphabeta; lapides, mineralia, metalla; flumina, lacus, fontes; vina, olea, liquores; arbores et herbas; pisces, conchylia, petrefacta; aves, reptilia et insecta; animalia terrestria perfectiora; artes mechanicas; instrumenta cujuslibet artis; ipsos denique Artium inventores, Scientiarum instauratores, Legumlatores, Religionum fundatores, Heroës, Sapientes, omnes denique qui de patria seu universo mortalium genere praeclare meruere. Adjecta est cuivis fabulae explicatio brevis, versibus expressa paucissimis. Sed nec magistri desunt declaratores, quibus ducibus pueri sine labore quasi ludendo cujusvis artis scientiaeve ideam qualemcunque acquirunt historicam ante decennium primum. Tertius denique magistratus Amoris denominatione clarus, conjugiorum curam habet atque generationis; educationis natorum; rei Medicae et Pharmaceuticae; rusticae, pecuariae, coquinariae; omnium denique, quae ad victum pertinent et vestitum. Subveniunt et illi magistri atque magistrae plurimae, qui hisce artibus exercendis edocendisve publico suffragio idonei judicati fuerint. Tot vero tantisque negotiis tractandis una cum Magistratuum Triade invigilat Summus Magistratus Sol, quo nescio vel invito nulla res geritur nec geri potest, nec majoris momenti nec minimi.

XXII.

Fundamentalem totius Civitatis legem condiderunt cujuscunque proprietatis exclusionem absolutam atque sempiternam; scilicet ut penitus e Republica eradicetur Amor ille proprius, qui tot a mundo condito florentissima regna labefactavit, prostravit, pessumdedit. Communia igitur omnia habent omnes, victum atque cultum, labores, honores deliciasve, liberos, parentes, uxores ipsas; ita tamen ut horum omnium dispensatio stet apud Magistratus. Omnes ejusdem aetatis, fraterno amore alter alterum complexi, fratres se invicem appellant; qui viginti duos annos habent plures, parentes salutantur, qui pauciores totidem, filii. Omnes una educantur; omnes in omnibus pari sollertia eruditur: in loquela primum clara pura et distincta; mox in alphabetis legendis;

vix septennes in gymnasticis; exinde in mathematum disciplinis atque scientiis naturalibus; quibus perceptis, artes ediscunt mechanicas, agriculturam atque pasturam; adultiores scientias aggrediuntur altioris indaginis. Qui plures didicerit artes, nobilior reputatur ac praestantior; qui longius in aliqua arte processerit, in magistratum illius artis eligitur.

XXIII.

Nominantur autem, annuente Sole, a tribus illis Primatibus officiales omnes, ita tamen ut commendati a praeceptoribus in publico proponantur concilio; ubi cuivis in laudem vel vituperium illorum disserere licet. Ad summam Solis dignitatem nemo evehitur, nisi qui omnes omnium gentium norit historias; coeli tellurisque rationes edidicerit probe, disciplinarum omnium fundamenta pervestigaverit atque probationes, artes calleat mechanicas, nec non Scientias Physicas, Mathematicas atque Astrologicas. Tum caeteris Metaphysicam callere debet atque Theologiam; similitudines et differentias rerum; necessitatem, fatum et harmoniam mundi; Potentiam Sapientiam Amorem Naturae naturantis non magis, quam naturatae; gradus entium ipsorumque symbola; ideas denique divinas, quantum suspicari illas mortalibus licebit. Evehi in Solis dignitatem ante annum trigesimum quintum nefas. Qui tantum gradum conscenderit, in illo persistit, donec inveniatur, qui sapientior illo sit aptiorque ad regendum. Tali lubentissime loco cedit. Magistratus succenturiati Soli philosophiam nosse debent, historiam, politicen, physicenque; praeter illas non nisi artes eas, quae ad singulorum singulas pertinent provincias, quas quidem accuratissime atque sollertissime pervestigatas habeant, merito ab illis expectatur.

XXIV.

Aedes civibus Solis communes sunt; communia refectoria, dormitoria, officinae, lavacra. Artes pariter exercentur a masculis foeminisque, eo discrimine, ut artes operosiores a maribus exercantur, a foeminis illae, quae sedendo vel stando tractari volunt. Aeque nobiles aeque honorificae reputantur artes omnes. Mancipia non tolerant, quippe quae foedent societatem, depravent mores, inertiam alant. Superbiam odio habent. Desidiam abhorrent. Sibi invicem

inserviunt. Mensis ministrant pueri et puellae; senioribus inservit juventus universa; juvenes sibi invicem ministrant. Ciborum curam habent medici. Vescuntur per vices carnibus, piscibus, herbis, eo consilio, ut nec gravetur natura, nec extenuetur. In potu temperatissimi sunt. Vinum juvenibus non conceditur usque ad decimum nonum annum. Exinde dilato utuntur aqua; senes puro. Odoribus utuntur plurimum. Lavantur saepissime. Vestibus gaudent albis, nitidis, puris, quas mutant quater in anno pro tempestatum varietate, et ex consilio medicorum. Surgunt bene mane; pexi, loti, pasti modice, orientem versus oratiunculam fundunt brevissimam. Quo facto egrediuntur, ut ministeriis fungantur justis. Quae quidem tanta sollertia in republica distributa sunt, ut vix quatuor in die horas singulis laborare contingat. Reliquum temporis consumunt in addiscendo jucunde, disputando, legendo, narrando, scribendo, deambulando, exercendo ingenium et corpus absque taedio et molestia. Nec talis ludunt, nec aleis, nec trochio, nec alio, qui sedenda exercetur, ludo; sed pila, trocho, folliculo, lucta, jaculatione pili, et sagittae, archibugio, similibusque, quae corpus exercent, ejusque agilitatem augent.

XXV.

Summopere cordi est Triumviro Amori, ut in Republica procreetur soboles pulchra, robusta atque sana. Irrident nos, qui generationi bovum et equorum studiosam navemus operam, hominem negligamus. Unde nec foemina mari jungitur, nisi decimum nonum, nec mas dedicatur generationi, priusquam attigerit annum vigesimum primum. Summa sollertia eliguntur, qui sibi convenire videantur, quoad corporis habitum, succorumque temperiem. Nec Veneri litare fas est, nisi bene lotis, modiceque pastis, nec nisi digestis cibis, faventibusque astris, quae eum in finem ab Astrologis accuratissime observantur. Sunt in cubiculis formosae statuae virorum illustrissimorum, quas inspectantes concipiant mulieres; apertae fenestrae, ut coelum contuentes stelliferum rogent Deum, ut ipsis prolem concedat praestantem. Quae conceperit foemina, studiosissime curatur; enixa ipsamet lactat educatque foetum in communibus aedibus per duos annos. Ablactata proles curae traditur Magistratuum si foemina est, si mas,

Magistrorum. Pueri ingenio remissiores in villas mittuntur, et cum perfectiores evaserint, in Civitatem recipiuntur. At cum sub eadem constellatione generati sint omnes admiranda plerumque inter coaequales intercedit similitudo oris, indolis, ingenii; quod non parum valet ad concordiam in republica stabiliendam, mutuumque civium amorem augendum atque conglutinandum.

XXVI.

Rei bellicae curam habet Triumvir Potestas; cui subveniunt officiales hujus provinciae complures; magister armorum, tormentorum, commeatuum, equitum, peditum, alii. A militiae laboribus honoribusque exclusus nemo. Pueri, quam primum gymnasticas edidicerint artes, ferire docentur hostem, equos, elephantos; tractare ensem, lanceam, sagittam, arcum, fundas; mox archibugia et sclopeta; equitare, persequi, fugere, pedem sistere; vincere sit vi, sit dolo. Nec puellae ab armis tractandis arcentur, ut urgente necessitate maribus opem ferre moeniaque tueri possint ab invasione improvisa. In armis exercentur quotidie. Secundo quovis mense exercitum lustrant. Lectionibus de Heroum egregiis facinoribus diligenter vacant. Metum ignorant. Vulnera, mortemque ipsam, immortalitatis securi, nihil timent. Bellum, nisi lacessiti, nunquam faciunt. Quod si evenerit, concilium convocant; Deum adorant; merita causae sobrie perpendunt; Fecialem mittunt, qui satisfactionem expetat. Quae si denegetur, bellum indicitur; Deus exercituum invocatur; in concione maxima belligerandi causae justissimae expônuntur. Quo facto rem strenue aggrediuntur. Arma, quorum inexhausta suppetit copia, arripiuntur. Omnia, ut tarditas vitetur noxia, ex nutu geruntur Triumviri Dictatoris, qui nihilo tamen secius de rebus majoris momenti deliberat cum collegis consulitque Solem ipsum. Ceterum castra metantur modo Romano. Strategematis adornandis, machinisque exstruendis cunctos superant mortales. Pueros secum ducunt, ut bellum discant; mulieres ut reficiant fessos, curent laesos, obtutu, voce, exemplo animos exacuant proeliantium. De proeliandi ratione, de ordine acierum, de armorum variis generibus, de summa, qua equos pedibus gubernent, peritia, de excubiis, speculatoribus, sexcentisque aliis

vide sis Auctorem ipsum. Victores, qui fere nunquam non evadunt, victis mites se praebent, Numen grati adorant, triumphos celebrant, strenuos laudant et coronant, inertes vituperant atque virgis caedunt. Civitates subjugatae praesidium accipiunt, atque Magistratus Solares. Postquam fidem suam atque docilitatem satis probaverint, in societatem assumuntur Civitatis.

XXVII.

Maximo apud Solares in honore est Agricultura, quam callent ut nihil supra. Stercorationem agrorum abhorrent; putantes, marcoris aliquid inde contrahere semina, quod communicaturi sint cum manducantibus. Arcanis autem utuntur remediis, quo efficiunt, ut semina quam citissime progerminent, adolescant celerius, messesque edant uberrimas. Nec minoris apud illos aestimatur generosa ars procreandi et educandi boves, equos, canes, omnia genera bestiarum domesticarum, in quibus copulandis alendisque non minorem sollertiam adhibent, ac in procreatione sobolis humanae. Nauticam exercent, minime vero quaestus causa, sed ut maria perlustrent, novas insulas retegant, populos reperiant ignotos, quorum si inveneriut quendam, cujus instituta magis probent quam patria, haec cum illis commutare nulli dubitant. Mercaturae ipsi quidem non vacant, permittunt tamen, ut ex variis mundi regionibus mercatores civitatem ipsorum accedant, cum quorum mercibus superflua sua commutant. Hospites summa comitate excipiunt, publicis expensis alunt, mensa publica dignantur, omnesque civitatis rationes absque ulla invidia illis exponunt. Unde evenit, ut plurimi tam nobili civitate donari cupiant, quos probatos, quantum satis, jurisque juraudi sacramento adstrictos, absque ulla haesitatione suis adscribunt.

XXVIII.

Plurimi qui nos vexant morbi, crapulae, ingluviei, ignaviae foeda progenies, in Cives Solares, sobrios, castos, laboriosos, munditiei studiosissmos nullo modo cadunt. Febres, quibus laborant; curant odoribus, sonis musicis, radicum atque corticum decoctis, nec non pientissimis ad Deum fusis precibus. Balneis utuntur atque Thermis, oleis balsamisque. Ad sanitatem servandam, robur augendum,

humores corrigendos, spiritus excitandos vitales multa invenere arcana, quibüs efficiunt, ut, qui non nisi centesimum aetatis annum attigerit, parum vixisse credatur.

XXIX.

Quolibet in novilunio atque plenilunio concilium convocatur majus, cui admittuntur omnes a viginti annis et supra. Numen invocant. Sacrificiis funguntur. Exinde provocantur singuli, ut referant, quid desit Reipublicae; qui magistratus munere suo recte fungantur, qui prave. Item post octavum quemque diem Magistratus congregantur omnes, Sol cum Triumviris; Triumviri cum Magistratibus quos quisque sub se habet Ternis; Isti cum magistris atque magistratibus artium virtutumque universis. Quo pacto Concilium constituitur Minus, ubi de his tractatur, quae Reipublicae intersunt; et eliguntur Magistratus, qui tantummodo nominati fuerant in concilio majori. Sed ejiam quotidie consilium ineunt Sol, et Triumviri, ut deliberent de rebus occurentibus, ut corrigant, confirment et exequantur, quae decisa sint in electionibus, aliaque provideant necessaria. Ceteri Magistratus permutantur juxta populi voluntatem. At priores quatuor nunquam; nisi ipsimet loco cedant illi, quem sapientiorem pernoverint se ipsis, vegetiorem corpore, ingenioque magis vivido. Nec desunt exempla voluntariae ejusmodi cessionis, quamvis occurrant rarius.

XXX.

Leges Civitatis paucae sunt, ac breves ac claras; descriptae omnes in tabula aerea, pendente ad valvas Templi. Sed etiam in columnis Templi singulis inscriptae cernuntur quidditates rerum, definitionesque virtutum omnes. Atque judices virtutum omnes sedile habent, quilibet sub ea columna, in qua virtutis, cujus in eum cadit judicium, definitio exstat. Ibi igitur judicium exercituras consulet. Rei ad dicendum causam evocantur. Fili, incipit judex, tu quidem peccasse diceris in hanc sacram definitionem beneficentiae, magnanimitatis, grati animi etc. Lege! Convictus atque confessus condemnatur ad poenam, cui est obnoxius, videlicet maleficentiae, abjectionis, superbiae, ingratitudinis, pigritiae et sic porro. Quae qui-

dem punitiones castigationes sunt paternae, medicinam magis redolentes quam poenam. Non scribitur libellus causae. Sed coram, verbis, atque publice peraguntur omnia: accusatio, defensio, testium delatio, sententia. Provocari potest a Iudice ad Triumvirum, a Triumviris ad Solem, penes quem jus est aggratiandi. Leviora delicta privatione puniuntur mensae communis, interdicto ecclesiae, commerciique mulierum; graviora vituperio, flagellis, exsilio. Capitis damnantur homicidae voluntarii, perduelliones atque blasphemi. Nec quispiam moritur nisi manibus populi ipsius (siquidem carnifices non tolerant, ne foedetur respublica) qui reum vel lapidibus obruit vel pulvere tormentario concremat. Quo facto Civitas expiatur. Ira Numinis precibus sacrificiisque placatur. Dolet autem universa civitas, quod eo devenerit, ut membrum Reipublicae putridum habuisset resecandum.

XXXI.

Deum adorant, et quidem Unum in Trinitate; docentes, Ipsum esse Summam Potentiam, et ab hac procedere Summam Sapientiam, quae simul idem Deus sit; et ab ipsis Amorem, qui quidem una et Sapientia sit et Potestas; siquidem procedens necessario naturam habeat ejus, a quo procedit. Characterem illum trinum impressum esse docent omnibus creaturis, quippe quae in tantum modo existant, in quantum essentiae sint (ita loquuntur) ex potentia, sapientia et amore. Mundum ab aeterno fuisse negant. Expansisse, docent, in initio temporis Summam Potentiam, Sapientiam, atque Bonitatem Spatium immensum, explevisseque illum materia quadam prima, aeterna minime sed e Nihilo creata, subactaque per immissos duos ministros indefessos, alterum Calorem, alterum Frigorem; quorum operationes dirigantur ab Ideis divinis, ita ut quaevis res creata, materia cum formis suis collimet in finem suum; qui sit Bonum commune, quod redundet finaliter in gloriam Factoris. Duo asserunt principia physica rerum inferiorum, Solem patrem, Tellurem matrem. Aërem portionem coeli putant, minus puram; ignem omnem a Sole defluant. Mare sudorem terrae vocant, vinculumque ipsius aërisque. Mundum animal esse ingens credunt, nosque in ejus ventre vivere, sicuti vermes in ventre nostro. Et solem et stel-

tas ordinantia credunt, sensuque praedita. Imagines Dei vivas illas aestimant, ceu templa altariaque Summi Numinis depraedicant, minime eorum adorant. Supra omnia alia venerantur Solem. Solem vultum adpellant Dei atque Imaginem. Organon illum reputant ac ministrum, cujus ope inferioribus creaturis impertiantur lux, calor, vita, vis productiva, omniaque bona. Arbitrii libertatem asserunt. Animas, affirmant, esse immortales: quippe quae, postquam mortalitatem exuerint, angelis associentur bonis vel pravis, prout vel hisce vel illis similes se reddidissent in vita, quam transegissent, terrestri.

XXXII.

Cultus divinus sacrificio absolvitur atque oratione. Sacerdotio magistratus funguntur potiores omnes; sacerdotis officiis, quae sunt sanctiora, augustiora, solemniora, fungitur ipse Sol. Qui certe nihil antiquius habet, quam ut expietur Civitas, Numinique ita placetur. Cujus rei cum ipsi causae adesse videantur sat amplae ingentesque, convocatur universa Civitas. Confitentur privati magistratus; illi Triumviris, isti Soli; Sol confitetur Deo, supplexque Illum orat, ut condonet Civitati, quae deliquerit; victimamque, quae pro illa offertur, accipiat benigne. Victima autem illa humana est, eademque voluntaria. Cujus ratio ita se habet. Interrogat pro comitione Sacerdos Sol, an inter tot millia unus sit vel alter qui pro civitate expianda semet ipsum devovere velit. Assurgunt certatim, qui amantissimi patriae reputari cupiant. Eligitur ex illis, qui maximam sanctimoniae opinionem prae se ferre credatur. Attollitur absque ulla mora in testudinem Templi superiorem, ubi per complures noctes, victu parcissimo aegre sustentatus, Numen iratum placare satagit, contemplando, jejunando, vigilando, preces fundendo ardentissimas; ut condonet Deus Civitati, victimamque voluntariam pro illius delictis acceptare dignetur. Sacerdos autem Sol, quippe cui persuasum est, Deum vitam peccatoris velle, minimeque ejus mortem, propitiatum esse Numen tandem declarat. Manumittitur, qui pro republica se devovit, sacerdotumque venerando ordini adscribitur. Populus commonefactus a Sacerdote Sole, mox absolutus, dimittitur. Civitas pro expiata habetur et repurgata.

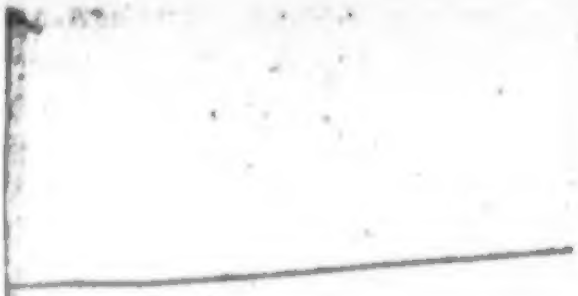
XXXIII.

Praeter solennius istud sacrificium, quod occurrit rarius, datur etiam aliud, quod vocant sacrificium juge. Est vero oratio perpetua, nec interdiu nec nocte intermissa. Sacerdotes enim viginti quatuor, qui in superiori Templi parte habitant, precibus fundendis se invicem excipiunt, in parte inferiori privati orant ex populo; qui commutantur singulis horis. Orant autem, in quatuor angulos mundi se convertentes, pro salute Singulorum, Reipublicae, universi generis humani. Festivitates celebrant magnas quater in anno, diebus scilicet illis, ubi Sol in quatuor cardines ingreditur mundi; alias minores quovis novilunio et plenilunio; alias in memoriam civitatis fundatae, victoriarum, quas reportarunt insignium, eventuum quae illis obtigreunt laetiorum. Chorene exercentur in peristyliis. Hymni canuntur ad sonum fidium tibiarumque. Nec aeneatores desunt, nec tympanotribae. Poësis soli inservit Deo celebrando, collaudandis Heroibus, virtutibus depraedicandis. Qui bene meruerunt de patria, vivi inscribuntur libro quem vocant Aureo. Postquam mortalitatem exuerint, statuae illis eriguntur. Ceterum non humantur corpora, sed cremantur, scilicet ut, putredinis expertia, protinus convertantur in elementum nobilissimum, purissimumque, quod a Sole oriundum in Solem revertitur, quam primum vinculis ipsi liceat solutis.

XXXIV.

Habetis, Amici, primas lineas Civitatis illius Solaris, Campanellae Nostri Reipublicae Idealis. Quae donec ex Ideali transeat in Realem; donec, quae perversi Saeculi pertaesae, terrestres hasce plagas dereliquerint, coelitus ad nos redierint, divae Virgines, Eunomia, Irene atque Dice; donec ad clavum imperiorum, quem hucusque nimis eheu frequenter usurparunt leonina ferocia atque astutia vulpina, considat denique Nostri sanctissima Monotrias Potentiae, Sapientiae atque Amoris; usque eo, Charissimi, habitemus nobiscum ipsis. Civitatem adornemus Solis in pectore proprio unusquisque. Possimus quam plurimum. Velimus perpauca. Sapere audeamus. Amare dediscamus nusquam. Pulchri adoratores constantissimi, Veri

assertores acerrimi, promotores Summi Boni indefessi, incedamus in via regia Iusti atque Recti, liberi atque laetabundi, aevo majores, futurorum securi, sursum suspicientes a Saeculi luminibus, fatuis maximam partem atque infatuantibus, ad Solem illum invariabilem, macularumque purum, qui, omnipotens, omniscius, omniamans collustrat Universum atque gubernat atque beat in fine.



Die

Lieder Luthers

samme

einer Auswahl anderer älterer bewährter Kirchen = Gesänge.

Gesammelt und herausgegeben

von

D. Ludwig Gotthard Kosegarten
Königlichem Consistorialrath
Professor der Theologie und Pastor zu St. Jakob.

Greifswald 1818.

L., [Martin]

Sächsische
Landesbibliothek
2. MRZ 1982
Dresden

6

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Feyergesänge der ältesten Kirche.

Das Spiritus Veni . . . . . Nr. 512
Das Sanctus 513
Das Agnus 514
Das Kyrie 515
Das Miserere 516
Das Parem 517
Das Credo 518
Das Gloria 519
Das Magnificat 520
Das Te Deum 521

Zweyte Abtheilung.

Die Lieder Luthers.

Klage- Trost- und Trutzlieder . . . 522 bis 530
Festgesänge . . . . . 531 — 541
Lehr- Lebens- und Lobgesänge . . . 542 — 553
Sterbegesänge . . . . . 554 und 555

Dritte Ab-

Dritte Abtheilung.

Auswahl älterer bewährter Kirchenlieder.

Sonntagslieder	556 bis 559
Advent- und Weihnachtlieder	560 — 565
Neujahrslieder	566 — 569
Passionslieder	570 — 584
Osterlieder	585 und 586
Himmelfahrtslied	587
Pfingstlieder	588 bis 591
Bußlieder	592 — 597
Abendmalslieder	598 — 602
Lehr- Glaubens- und Lebenslieder	603 — 614
Klag- und Trostlieder	615 — 620
Jesuslieder	621 — 628
Lob- und Danklieder	629 — 638
Sterbelieder	639 — 649
Gesänge von der Ewigkeit	650 — 658
Schlußstrophen	659
Nachtrag zu den Jesusliedern	660

Register.

Ach Gott vom Himmel ſich darein . . . 522
Ach Jeſu deſſen Treu 660
Allein Gott in der Höh ſey Ehr 519
Allein zu dir Herr Jeſu Chriſt 592
Alle Menſchen müſſen ſterben 655
Amen Gott Vater Sohn und Geiſt . . . 659
Auf auf ihr Reichsgenoſſen 562
Auf auf mein Geiſt ermuntre dich 653
Aus der Tiefen rufe ich 593
Aus tiefer Noth ſchrey ich zu dir 523

Befiehl du deine Wege 616

Chriſte du Lamm Gottes 514
Chriſt fuhr gen Himmel 587
Chriſt iſt erſtanden 585
Chriſt lag in Todesbanden 537
Chriſt unſer Herr zum Jordan kam . . . 546
Chriſtum wir ſollen loben ſchon 532
Chriſtus der iſt mein Leben 538
Chriſtus der uns ſelig macht 570

Da Jeſus an dem Kreuze ſtund 571
Das alte Jahr vergangen iſt 566
Der am Kreuz iſt meine Liebe 583

Der du bist drey in Einigkeit 553
Dis sind die heiligen zehn Gebot 542
Drum Seele flieh den Sündenschlamm . . . 656
Du gehst in Garten um zu beten 582

Eine feste Burg ist unser Gott 526
Einen guter Kampf hab' ich 639
Ein Kindelein so löbelich 563
Ein neues Lied wir heben an 530
Erhalt uns Herr bey deinem Wort 528
Ermuntre dich mein schwacher Geist . . . 564
Ermuntert euch ihr Frommen 651
Es hat zwar Gottes grosse Liebe 611
Es ist gewißlich an der Zeit 652
Es ist vollbracht! muß nun erschallen . . . 580
Es spricht der Unweisen Mund wohl . . . 524
Es woll uns Gott genädig seyn 514

Freu dich sehe o meine Seele 646

Geh aus mein Herz und suche Freud . . . 631
Geliebten Freund was thut ihr so verzagen . . 641
Gelobet seyst du Jesu Christ 533
Gott der Vater wohn' uns bey 550
Gott ist die wahre Liebe 609
Gute Nacht ihr eiteln Freuden 572

Halleluja Lob Preis und Ehr 629
Heilig ist Gott der Vater 513
Herr Gott dich loben wir 521
Herr Jesu Crist dich zu uns wend 556
Herr Jesu Christ wahr Mensch und Gott . . 642
Herr Jesu deine Angst und Pein 573
Herr ich habe misgehandelt 594
Herr von unendlichem Erbarmen 642
Herzlich lieb hab' ich dich o Herr 611
Herzlich thut mich verlangen 643
Hilf Herr Jesu laß gelingen 567

Ich bin ja Herr in deiner Macht 644
Ich bin müde mehr zu leben 645
Ich habe nun den Grund gefunden . . . 613
Ich ruf zu dir Herr Jesu Christ 603
Ich will dich lieben meine Stärke 626
Ich will von meiner Missethat 595
Jesaiah dem Propheten 551
Jesu deine tiefe Wunden 574
Jesu meine Freude 623
Jesus Christus unser Heiland 533
Jesus Christus unser Heiland 547
Jesus ist mein Hirt 622
Jesus meine Zuversicht 585
Ihr Reinen in der Ewigkeit 657
In allen meinen Thaten 614

Komm Gott Schöpfer, heiliger Geiſt . . . 541
Komm heiliger Geiſt Herre Gott . . . 518
Komm heiliger Geiſt Herre Gott . . . 539
Kyrie 515

Liebſter Jeſu wir ſind hier 557
Lobt Gott ihr Chriſten allzugleich 565
Lob ſey dem allerhöchſten Gott 561

Mache dich mein Geiſt bereit 614
Meine Seele erhebet den Herrn 520
Meinen Jeſum laß ich nicht 621
Mein Jeſu der du durch dein Scheiden . . . 601
Menſchgebohrner Gottes Sohn 610
Menſch willt du leben ſeliglich 543
Mitten wir im Leben ſind 554
Mit Fried und Freud ich fahr dahin . . . 555

Nimm von uns Herr die Miſſethat . . . 516
Nun bitten wir den heiligen Geiſt . . . 540
Nun freut euch lieben Chriſten gemein . . . 527
Nun gibt mein Jeſus gute Nacht . . . 584
Nun Gottlob es iſt vollbracht 558
Nun komm der Heiden Heiland 531
Nun kommt das neue Kirchenjahr . . . 560
Nun laßt uns den Leib begraben . . . 640
Nun laßt uns gehn und treten 568

O daß ich tauſend Zungen hätte 633
O du allerſüßeſte Freude 590
O Gott du frommer Gott 606
O Haupt voll Blut und Wunden 575
O Herr Jeſu unſre Wonne 627
O heiliger Geiſt kehr bey uns ein 591
O Jeſu du mein Bräutigam 598
O Jeſu Jeſu Gottes Sohn 624
O Jeſu meine Wonne 599
O Jeſu ſüß wer dein gedenkt 625
O Lamm Gottes unſchuldig 576
O Traurigkeit o Herzeleid 577
O Welt ſieh hier dein Leben 578

Schmücke dich o liebe Seele 600
Sieg Sieg mein Kampf iſt aus 647
Sie iſt mir lieb die werthe Magd 529
So haſt du denn o Jeſu treuer Hirte . . . 559
So iſt das Jahr nun auch verfloßen . . . 579
Straf mich nicht in deinem Zorn 596

Treuer Gott ich muß dir klagen 615

Valet will ich dir geben 648
Vater unſer im Himmelreich 545
Verleih uns Frieden gnädiglich 517
Von Gott will ich nicht laßen 607

Vom

Vom Himmel kam der Engel Schaar . . . 535
Vom Himmel hoch da komm ich her 534

— Wachet auf! ruft uns die Stimme . . . 658
Wacht auf ihr Christen alle 654
Wär Gott nicht mit uns diese Zeit 525
Warum betrübst du dich mein Herz . . . 617
Warum sollt ich mich denn grämen . . . 618
Was fürchtest du, Feind Herodes, sehr . . 536
Was Gott thut das ist wohlgethan . . . 619
Was soll ich liebster Jesu dir 581
Weine nicht! Gott lebet noch 620
Wenn meine Sünd mich kränken 579
Wenn mein Stündlein vorhanden ist . . . 649
Wer nur den lieben Gott läßt walten . . 608
Wer weiß wie nahe mir mein Ende . . . 650
Wir glauben all an Einen Gott 518
— Wie schön leuchtet der Morgenstern . . . 628
Wo soll ich fliehen hin 597

An den Leser.

Zu spät ist wahrgenommen worden, daß die beyden Lieder: Nun bitten wir den heiligen Geist, und das grössere: Komm heiliger Geist Herre Gott, zweymal in der Sammlung vorkommen; das erste mahl unter den Liedern Luthers; das andere mahl unter den Pfingstliedern der dritten Abtheilung. Welches Versehen der geneigte Leser um so eher verzeihen dürfte, als es ihm gewiß lieber seyn wird, diese unschätzbaren Gesänge doppelt vorzufinden, als überall nicht.

K.

In der evangelischen Liturgie.

1. Das Magnificat : Ehre sei dem Vater.
2. Das Kyrie : Herr (Christe, Herr) erbarme dich unser.
3. Das Sanctus : Heilig, heilig, heilig

In der Beichtfeier.

Das Agnus : Christe du Lamm Gottes

Als Lied:

Das Gloria : Allein Gott in der Höh sei Ehr

513
Das Sanctus: =
vgl. Heilig, heilig, heilig
Ist der Herr Zebaoth
Alle Lande
Sind seiner Ehre voll
Hosianna, Hosianna
In der Höh
Gelobt sei
Der da kommt
Im Namen des Herrn
Hosianna, Hosianna,
Hosianna in der Höh!

514 Das Agnus

Erste Abtheilung.

Feyergesänge der ältesten Kirche.

512. Komm, heiliger Geist, Herre Gott, erfüll die Herzen deiner Gläubigen, und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe; der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen hast versamlet die Völker der ganzen Welt, in Einigkeit des Glaubens, Halleluja Halleluja.

513. Heilig ist Gott der Vater, heilig ist Gott der Sohn, heilig ist Gott der heilige Geist. Er ist der Herr Zebaoth, alle Welt ist seiner Ehren voll. Hosianna in der Höhe! Gelobet sey, der da kömt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

514. Christe, du Lamm Gottes, der du trägest die Sünden der Welt, erbarm dich unser!

Christe, du Lamm Gottes, rc erbarm dich unser!

Christe, du Lamm Gottes, rc gib uns deinen Frieden. Amen.

515. Kyrie Gott Vater in Ewigkeit, groß ist deine Barmherzigkeit, aller Ding ein Schöpfer und Regierer. Eleison.

2. Christe aller Welt Trost, uns Sünder allein du hast erlöst. O Jesu, Gottes Sohn, unser Mittler bist im höchsten Thron; zu dir schreyen wir aus Herzens Begier; Eleison.

3. Kyrie, Gott heiliger Geist, tröst, stärk uns im Glauben allermeist; daß wir am letzten End frölich abscheiden aus diesem Elend. Eleison.

516. Nimm von uns, Herre Gott, all unsre Sünd und Missethat, auf daß wir mit rechtem Glauben

ben und reinem Herzen in deinem Dienst erfunden werden.

2. Erbarme dich, erbarme dich, erbarme dich deines Volks, o Christe, das du erlöset hast mit deinem theuerbaren Blute!

3. Erhöre uns, erhöre uns, erhöre uns unsre Bitte, Gott Vater, Schöpfer aller Dinge, hilf uns, und sey uns gnädig!

4. Erhöre uns, erhöre uns, erhöre uns unsre Bitte, o Christe, der Welt Heiland, bitte für uns und sey uns gnädig!

5. Erhöre uns, erhöre uns, erhöre uns unsre Bitte, Gott heilger Geist, du einger Tröster, erleuchte uns, und sey uns gnädig!

6. So wahr ich lebe, spricht Gott der Herr, ich will nicht den Tod des Sünders :,: :,: sondern daß er sich bekehre und lebe.

---

517. Verleih uns Frieden gnädiglich, Herr Gott, zu unseren Zeiten! es ist doch ja kein andrer nicht, der für uns könnte streiten, denn du, unser Gott, alleine.

2. Gib unserm König und aller Obrigkeit Fried und gut Regiment! deß wir unter ihnen ein geruhig und stilles Leben führen mögen, in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Amen!

Vat Credo:

518. Wir gläuben all an einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erden, der sich zum Vater geben hat, daß wir seine Kinder werden. Er will uns allezeit ernähren, leib und Seel auch wohl bewahren, allem Unfall will er wehren, kein leid soll uns widerfahren. Er sorget für uns; hütet und wacht; es steht alles in seiner Macht.

2. Wir gläuben auch an Jesum Christ, seinen Sohn und unsern Herren, der ewig bey dem Vater ist, gleicher Gott von Macht und Ehren; von Maria, der Jungfrauen, ist ein wahrer Mensch geboren, durch den heiligen Geist im Glauben; für uns, die wir waren verlohren, am Kreuz gestorben, und vom Tod wieder auferstanden durch Gott.

3. Wir gläuben an den heiligen Geist, Gott mit Vater und dem Sohne, der aller bloden Tröster heißt, uns mit Gaben zieret schöne. Die ganze Chri-

stenheit

fienheit auf Erden hält in einem Sinn gar eben; hier all Sünd vergeben werden; das Fleisch soll auch wieder leben; nach diesem Elend ist bereit uns ein Leben in Ewigkeit. Amen.

ites Gut, du allerheilsamster Tröster! fürs Teufels Gewalt fortan behüt, die Jesus Christus erlöset, durch grosse Marter und bittern Tod. Abwend all unser Jammer und Noth; darzu wir uns verlassen.

Das Gloria

519. Allein Gott in der Höh sey Ehr, und Dank für seine Gnade! darum daß nun und nimmermehr uns rühren kann kein Schade. Ein'n Wohlgefalln Gott an uns hat! nun ist groß Fried ohne Unterlaß, all Fehd' hat nun ein Ende.

2. Wir loben preis'n, anbeten dich, für deine Ehr wir danken, daß du, Gott Vater, ewiglich regierst ohn alles Wanken. Ganz unermessen ist deine Macht, fort geschicht, was dein Will hat bedacht, Wohl uns, des feinen Herren.

3. O Jesu Christ, Sohn eingebohrn deines himlischen Vaters, Versöhner der'r, die warn verlohrn, du Stiller unsers Haders! Lamm Gottes, heilger Herr und Gott, nimm an die Bitt von unsrer Noth! Erbarm dich unser aller!

4. O heilger Geist, du höch-

Das Magnificat

520. Meine Seele erhebt den Herren, und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes.

2. Denn er hat seine elende Magd angesehen; siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskind.

3. Denn er hat grosse Ding an mir gethan, der da mächtig ist, und des Name heilig ist.

4. Und seine Barmherzigkeit währt immer für und für, bey denen, die ihn fürchten.

5 Er übet Gewalt mit seinem Arm, und zerstreuet die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

6. Er stößet die Gewaltigen vom Stuhl, und erhebt die Elenden.

7. Die Hungrigen füllet er mit Gütern, und lässet die Reichen leer.

8. Er denket der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf.

Nic Decius † 1541 als Kalliums Prediger

9. Wie er geredet hat unsern Vätern, Abraham und seinem Saamen ewiglich.

10. Lob und Preis sey Gott dem Vater und dem Sohne, und dem heiligen Geiste!

10. Wie es war im Anfang, ist und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

521. Herr Gott! dich loben wir!

Herr Gott! wir danken dir!
Dich, Gott Vater in Ewigkeit,
Ehret die Welt weit und breit.
Alle Engel und Himmelsheer,
Und was dienet deiner Ehr,
Auch Cherubin und Seraphim,
Singen immer mit hoher Stimm:
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott!
Heilig ist unser Gott! der Herre Zebaoth!
Dein göttliche Macht und Herrlichkeit
Geht über Himmel und Erden weit.
Der heiligen zwölf Boten-Zahl,
Und die lieben Propheten all,
Die theuren Märtrer allzumal
loben dich, Herr, mit großem Schall.
Die ganze werthe Christenheit
Rühmt dich auf Erden allezeit;
Dich Gott Vater im höchsten Thron,
Deinen rechten und eigenen Sohn,
Den Heiligen Geist und Tröster werth,
Mit gleichem Dienst sie lobt und ehrt.
Du König der Ehren, Jesu Christ,
Gott Vaters ewger Sohn du bist!
Der Jungfrauen leib nicht hast verschmäht,
Zu erlösen das menschliche Geschlecht.
Du hast dem Tod zerstöret sein Macht,
Und alle Christen zum Himmel bracht.
Du sitzest zur Rechten Gottes gleich
Mit aller Ehr ins Vaters Reich.
Ein Richter du zukünftig bist,
Alles, was tod und lebend ist.
Nun hilf uns, Herr, den Dienern dein,
Die mit deinem theuren Blut erlöset seyn!
laß uns im Himmel haben Theil

Mit den Heilgen am ewgen Heil!
Hilf deinem Volk, Herr Jesu Christ,
Und segne was dein Erbtheil ist;
Wart und pfleg ihr'r zu aller Zeit,
Und heb sie hoch in Ewigkeit
Täglich Herr Gott, wir loben dich,
Und ehrn dein'n Namen stetiglich.
Behüt uns heut, o treuer Gott!
Für aller Sünd und Missethat.
Sey uns gnädig, o Herre Gott!
Sey uns gnädig, in aller Noth!
Zeig uns deine Barmherzigkeit,
Wie unsre Hoffnung zu dir steht.
Auf dich hoffen wir, lieber Herr!
In Schanden laß uns nimmermehr! Amen.

Zweyte Abtheilung.

Die Lieder Luthers.

1. Klage- Trost und Freuden-Lieder.

122. Ach Gott, vom Himmel, sieh darein, und laß dich deß erbarmen, wie wenig sind der Heiligen dein! verlassen sind wir Armen. Dein Wort läßt man nicht haben wahr, der Glaub ist auch verloschen gar bey allen Menschenkindern.

2. Sie lehren eitel falsche List, was eigen Witz erfindet; ihr Herz nicht eines Sinnes ist, in Gottes Wort gegründet; der wählet dis, der ander das, sie trennen uns ohn alle Maaß, und gleißen schön von aussen.

3. Gott woll' ausrotten alle Lehr, die falschen Schein uns lehren, dazu ihr Zung stolz offenbar spricht: Trotz, wer will uns

uns wehren! wir haben Recht und Macht allein, was wir ſetzen, das gilt gemein; wer iſt, der uns ſoll meiſtern?

4. Darum ſpricht Gott: Ich muß auf ſeyn, die Armen ſind verſtöret; ihr Seufzen bringt zu mir herein, ich hab ihr Klag erhöret; mein heilſam Wort ſoll auf dem Plan getroſt und friſch ſie greifen an, und ſeyn die Kraft der Armen.

5. Das Silber durchs Feur ſiebenmahl bewährt, wird lauter funden; an Gottes Wort man halten ſoll desgleichen alle Stunden; es will durchs Kreutz bewähret ſeyn, da wird erkañt ſein Kraft und Schein, und leucht't ſtark in dem Lande.

6. Das wollſt du, Gott, bewahren rein, vor dieſem arg'n Geſchlechte, und laß uns dir befohlen ſeyn, daß ſichs in une nicht flechte. Der gottlos Hauf ſich umher findt, wo dieſe loſe Leute ſind in deinem Volk erhaben.

---

523. Aus tiefer Noth ſchrey ich zu dir, Herr Gott, erhör mein Rufen, dein gnädig Ohren kehr zu mir und meiner Bitt ſie öffne; deñ, ſo du willt das ſehen an, was Sünd und Unrecht iſt gethan, wer kañ, Herr, vor dir bleiben?

2. Bey dir gilt nichts, deñ Gnad und Gunſt, die Sünde zu vergeben, es iſt doch unſer Thun umſonſt, auch in dem beſten Leben, vor dir niemand ſich rühmen kann, es muß ſich fürchten jedermann, und deiner Gnade leben.

3. Darum auf Gott will hoffen ich, auf mein Verdienſt nicht bauen; auf ihn mein Herz ſoll laſſen ſich, und ſeiner Güte trauen, die mir zuſagt ſein werthes Wort, das iſt mein Troſt und treuer Hort, deß will ich allezeit harren.

4. Und ob es währet bis in die Nacht, und wieder an den Morgen; doch ſoll mein Herz an Gottes Macht verzweifeln nicht noch ſorgen; ſo thu Iſrael rechter Art, der aus dem Geiſt erzeuget ward, und ſeines Gott's erharre.

5. Ob bey uns iſt der Sünden viel, bey Gott iſt vielmehr Gnade, Seine Hand zu helfen hat kein Ziel, wie groß auch ſey der Schade. Er iſt allein der gute Hirt der Iſrael erlöſen wird aus ſeinen Sünden allen.

Mel. Ach

Mel. Ach Gott vom Himmel! ꝛc.

524. Es ſpricht der Unweiſen Mund wol: den rechten Gott wir meynen; doch iſt ihr Herz Unglaubens voll, mit That ſie ihn verneinen. Ihr Weſen iſt verderbet zwar, vor Gott iſt es ein Gräuel gar, es thut ihr'r keiner kein Gutes.

2. Gott ſelbſt vom Himmel ſah herab auf aller Menſchen Kinder, zu ſchauen ſie er ſich ergab, ob er jemand würd finden, der ſein'n Verſtand gerichtet hätt, mit Ernſt nach Gottes Worten thät, und fragt nach ſeinem Willen.

3. Da war niemand auf rechter Bahn, ſie warn alle ausgeſchritten; ein jeder ging nach ſeinem Wahn, und hielt verlohrne Sitten. Es thät ihr'r keiner doch kein Gut, wiewohl gar viel betrog der Muth, ihr Thun ſollt Gott gefallen.

4. Wie lang wollen unwiſſend ſeyn, die ſolche Müh aufladen, und freſſen dafür das Volk mein, und nähren ſich mit Schaden? es ſteht ihr Trauen nicht auf Gott, ſie rufen ihn nicht in der Noth, ſie wolln ſich ſelbſt verſorgen.

5. Darum iſt ihr Herz immer ſtill, und ſteht allzeit in Furchten. Gott bey den Frommen bleibn will, dem ſie im Glaubn gehorchen. Ihr aber ſchmäht des armen Rath, und höhnet alles, was ihr ſagt, das Gott ſein Troſt iſt worden.

6. Wer ſoll Iſrael, dem Armen, zu Zion Heil erlangen? Gott wird ſich ſeines Volks erbarmen, und löſen die Gefangnen. Das wird er thun durch ſeinen Sohn, davon wird Jakob Wonne han, und Iſrael ſich freuen.

---

525. Wär Gott nicht mit uns dieſe Zeit, ſo ſoll Iſrael ſagen! wär Gott nicht mit uns dieſe Zeit; wir hätten müſſn verzagen, die ſo ein armes Häuflein ſind, veracht't von ſo viel Menſchenkind, die an uns ſetzen alle.

2. Auf uns iſt ſo zornig ihr Sinn, wo Gott das hätt zugeben, verſchlungen hätten ſie uns hin, mit ganzem Leib und Leben, wir wären als eine Fluth erſäuft, und über die groß Wäſſer läuft, und mit Gewalt verſchwemmet.

3. Gott

3. Gott Lob und Dank, der nicht zugab, daß ihr Schlund uns möcht fangen; wie ein Vogel des Stricks kömt ab, iſt unſer Seel entgangen; Strick iſt entzwey und wir ſind frey, des Herrn Name ſteh uns bey, des Gottes Himmels und der Erden.

526. Eine veſte Burg iſt unſer Gott, ein gute Wehr und Waffen! er hilft uns frey aus aller Noth, die uns jetzt hat betroffen. Der alte böſe Feind, mit Ernſt ers itzt meynt, groß Macht und viel Liſt ſein grauſam Rüſtung iſt, auf Erd'n iſt nicht ſeins gleichen.

5. Mit unſrer Macht iſt nichts gethan, wir ſind gar bald verlohren; es ſtreit't für uns der rechte Mann, den Gott ſelbſt hat erkohren. Fragſt du: wer er iſt? Er heiſſet Jeſus Chriſt! der Herre Zebaoth! und iſt kein anderer Gott! das Feld muß er behalten.

3. Und wenn die Welt voll Teufel wär, und wollt uns gar verſchlingen, ſo fürchten wir uns nicht ſo ſehr, es ſoll uns doch gelingen. Der Fürſte dieſer Welt, wie ſauer er ſich ſtellt, thut er uns doch nicht, das macht, er iſt gericht't; ein Wörtlein kann ihn fällen.

4. Das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn, und kein'n Dank dazu haben; er iſt bey uns wohl auf dem Plan, mit ſeinem Geiſt und Gaben. Nehmen ſie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib; laß fahren dahin, ſie habens kein'n Gewinn, Gotts Reich muß uns doch bleiben.

527. Nun freut euch, lieben Chriſten gemein, und laßt uns fröhlich ſpringen, daß wir getroſt und all in ein mit Luſt und Liebe ſingen, was Gott an uns gewendet hat, und ſeine ſüße Wunderthat. Gar theur hat ers erworben.

2. Dem Teufel ich gefangen lag, im Tod war ich verlohren; mein Sünd mich quälte Nacht und Tag, darin ich war geboh-ren, ich fiel auch immer tiefer drein, es war kein gutes am Le-ben mein, die Sünd hat mich beſeſſen.

3. Mein' gute Werk' die galten nicht, es war mit ihn'n verder-ben. Der frey Will haßte Got-

tes

tes Gericht, er war zum Gut'n erſtorben. Die Angſt mich zu verzweifeln trieb, daß nichts denn Sterben bey mir blieb, zur Höllen mußt ich ſinken.

4. Da jammert Gott in Ewigkeit mein Elend überma ſſen; er dacht an ſein' Barmherzigkeit, er wollt mir helfen laſſen. Er wandt zu mir ſein Vaterherz, es war bey ihm fürwahr kein Scherz, er ließ ſein Beſtes koſten.

5. Er ſprach zu ſeinem lieben Sohn; die Zeit iſt hie, zu erbarmen; fahr hin, meins Herzens werthe Kron, und ſey das Heil dem Armen, und hilf ihm aus der Sündennoth, erwürg für ihn den bittern Tod, und laß ihn mit dir leben.

6. Der Sohn dem Vater gehorſam ward, er kam zu mir auf Erden von einer Jungfrau rein und zart, er wollt mein Bruder werden; gar heimlich führt er ſein Gewalt, er ging in einer arm'n Geſtalt; den Teufel wollt er fangen.

7. Er ſprach zu mir: halt dich an mich, es ſoll dir itzt gelingen; ich geb mich ſelber ganz für dich, da will ich für dich ringen; denn ich bin dein, und du biſt mein, und wo ich bleib da ſollt du ſeyn, uns ſoll der Feind nicht ſcheiden.

8. Vergieſſen wird er mir mein Blut, dazu mein Leben rauben, das leid ich alles dir zu gut, das halt mit veſtem Glauben. Den Tod verſchlingt das Leben mein, mein Unſchuld trägt die Sünde dein; da biſt du ſelig worden.

9. Gen Himmel zu dem Vater mein fahr ich aus dieſem Leben. Da will ich ſein der Meiſter dein, den Geiſt will ich dir geben, der dich in Trübſal tröſten ſoll, und lehren mich erkennen wohl, und in der Wahrheit leiten.

10. Was ich gethan hab und gelehrt, das ſollt du thun und lehren, damit das Reich Gott's werd vermehrt, zu Lob und ſeinen Ehren; und hüt dich vor der Menſchen G'ſatz, davon verdirbt der edle Schatz. Das laß ich dir zuletzte.

---

528. Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort, und ſteuer des Pabſts und Türken Mord, die Jeſum Chriſtum, deinen Sohn, ſtürzen wollen von ſeinem Thron.

2. Be-

2. Beweis deine Macht Herr Jeſu Chriſt, der du ein Herr all'r Herren biſt! beſchirm dein arme Chriſtenheit, daß ſie dich lob in Ewigkeit.

3. Gott heilger Geiſt, du Tröſter werth, gib dein'm Volk einerley Sinn auf Erd! ſteh bey uns in der letzten Noth, g'leit uns ins Leben aus dem Tod.

Ein Lied von der heiligen chriſtlichen Kirchen.

529. Sie iſt mir lieb, die werthe Magd, und kann ihr'r nicht vergeſſen. Lob, Ehr und Zucht von ihr man ſagt; ſie hat mein Herz beſeſſen. Ich bin ihr hold, und wenn ich ſollt groß Unglück han, da liegt nicht an, ſie will mich des ergetzen mit ihrer Lieb und Treu an mir, die ſie zu mir will ſetzen, und thun all mein Begier.

2. Sie trägt von Gold ſo rein ein Kron, da leuchten in zwölf Sterne. Ihr Kleid iſt wie die Sonne ſchon, das glänzet hell und ferne, und auf dem Mon ihr Füße ſtohn. Sie iſt die Braut, dem Herrn vertraut; ihr iſt weh, und muß gebären ein ſchönes Kind, den edlen Sohn, und aller Welt ein Herren, dem ſie iſt unterthon.

3. Das thut dem alten Drachen Zorn, und will das Kind verſchlingen. Sein Toben iſt doch ganz verlorn, es kann ihm nicht gelingen. Das Kind iſt doch gen Himmel hoch genommen hin, und läſſet ihn auf Erden faſt ſehr wüthen. Die Mutter muß gar ſeyn allein; doch will ſie Gott behüten, und der recht Vater ſeyn.

Märtyrer-Lied (*).

530. Ein neues Lied wir heben an, das walt Gott unſer Herre! zu ſingen was Gott hat gethan zu ſeinem Lob und Ehre. Zu Brüſſel in dem Niederland wohl durch

*) Dieſes ſchöne Lied hat Luther zum Gedächtnis Zweyer frommer Jünglinge gedichtet, des Johannes Eſch und des Heinrich Voes, welche die Erſten für den Glauben an das wiedergeläuterte Evangelium ihr Leben hingegeben. Sie wurden verbrannt zu Brüſſel am erſten Julius des Jahrs 1523.

durch zween junge Knaben hat er ſein Wundermacht bekannt, die er mit ſeinen Gaben ſo reichlich hat gezieret.

2. Der Erſt recht wohl Johannes heißt, ſo reich an Gottes Hulden, ſein Bruder Heinrich, nach dem Geiſt, ein rechter Chriſt ohn Schulden, von dieſer Welt geſchieden ſind. Sie han die Kron erworben, recht wie die frommen Gotteskind für ſein Wort ſind geſtorben, ſein Märtrer ſind ſie worden.

3. Der alte Feind ſie fangen ließ, erſchreckt ſie lang mit Dräuen; das Wort Gott's man ſie leugnen hieß, mit Liſt auch wollt ſie täuben. Von Löwen der Sophiſten viel, mit ihrer Kunſt verloren, verſammlet er zu dieſem Spiel. Der Geiſt ſie macht zu Thoren, ſie konnten nichts gewinnen.

4. Sie ſangen ſüß, ſie ſangen ſaur, verſuchten manche Liſten. Die Knaben ſtunden wie ein Maur, verachten die Sophiſten. Den alten Feind das ſehr verdroß, daß er war überwunden, von ſolchen Jungen er ſo groß. Er ward voll Zorn von Stunden, gedacht ſie zu verbrennen.

5. Sie raubten ihn'n das Kloſterkleid, die Weih ſie ihn'n auch nahmen. Die Knaben waren des bereit, ſie ſprachen fröhlich Amen; Sie danktem ihrem Vater Gott, daß ſie los ſollten werden des Teufels Larven, Spiel und Spott, darin durch falſche Berden die Welt er gar betreuget.

6. Da ſchickt Gott durch ſein Gnad alſo, daß ſie recht Prieſter worden, ſich ſelbſt ihm mußten opfern da, und gehn im Chriſtenorden, der Welt ganz abgeſtorben ſeyn, die Heucheley ablegen, zum Himmel kommen frey und rein, die Müncherey auefegen, und Menſchen - Tand hie laſſen.

7. Man ſchrieb ihn'n für ein Brieflein klein, das hieß man ſie ſelbſt leſen; die Stück ſie zeigten alle drein, was ihr Glaub war geweſen. Der höchſte Irrthum dieſer war: man muß allein Gott gläuben; der Menſch leugt und treugt immerdar, dem ſoll

man nichts vertrauen. Des mußten sie verbrennen.

8. Zwey große Feur sie zündten an, die Knaben sie herbrachten. Es nahm groß Wunder jedermann, daß sie solch Pein verachten. Mit Freuden sie sich gaben drein, mit Gottes Lob und Singen. Der Muth ward den Sophisten klein für diesen neuen Dingen, daß sich Gott ließ so merken.

9. Der Schimpf sie nu gereuet hat, sie wolltens gern schön machen. Sie dürfen nicht rühmen sich der That, sie bergen fast die Sachen. Die Schand im Herzen beißet sie und klagens ihren Genoßen. Doch kann der Geist nicht schweigen hie; des Habels Blut vergoßen, es muß den Kain melden.

10. Die Aschen will nicht laßen ab, sie stäubt in allen Landen. Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab, sie macht den Feind zu Schanden. Die er im Leben durch den Mord zu schweigen hat gedrungen, die muß er todt an allem Ort, mit aller Stimm und Zungen gar fröhlich laßen singen.

11. Noch laßen sie ihr Lügen nicht, den großen Mord zu schmücken. Sie geben für ein falsch Gedicht, ihr Gewißen thun sie drücken. Die Heilgen Gotts auch nach dem Tod von ihnen gelästert werden. Sie sagen, in der letzten Noth die Knaben noch auf Erden sich sollen haben umkehret.

12. Die laß man lügen immerhin, sie habens keinen Frommen. Wir sollen danken Gott darinn, sein Wort ist wiederkommen. Der Sommer ist hart für der Thür, der Winter ist vergangen, die zarten Blümlin gehn herfür. Der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden. Amen.

2. Fest-Gesänge.

531. Nun komm der Heyden Heiland, der Jungfrauen Kind, erkannt, des sich wundert alle Welt, Gott solch Geburt ihm bestellt.

2. Nicht

2. Nicht von Mannsblut, noch vom Fleisch, allein von dem heiligen Geist, ist Gottes Wort worden ein Mensch, und blüht ein Frucht Weibesfleisch.

3. Der Jungfrauen Leib schwanger ward, doch bleibt Keuschheit rein bewahrt, leucht't hervor manch Tugend schön, Gott da war in seinem Thron.

4. Er ging aus der Kammer sein, dem Königlichen Saal so rein, Gott von Art, und Mensch ein Held, seinen Weg er zu laufen eilt.

5. Sein Lauf kam vom Vater her, und kehrt wieder zum Vater, fuhr hinunter zu der Höll, und wieder zu Gottes Stuhl.

6. Der du bist dem Vater gleich, führ hinaus den Sieg im Fleisch, das dein ewge Gottsgewalt in uns daß krank Fleisch erhalt.

7. Deine Krippe glänzt hell und klar, die Nacht gibt ein neu Licht dar; dunkel muß nicht komen drein, der Glaub bleibt immer im Schein.

8. Lob sey Gott dem Vater gethan, Lob sey Gott sein'm ein'gen Sohn, Lob sey Gott dem heiligen Geist, iñer und in Ewigkeit.

532. Christum wir sollen loben schon, der reinen Magd Marien, Sohn, so weit die liebe Sonne leucht, und an aller Welt Ende reicht.

2. Der selge Schöpfer aller Ding zog an eines Knechts Leib gering, daß er das Fleisch durchs Fleisch erwürb und sein Geschöpf nicht ganz verdürb.

3. Die göttlich Gnad vom Himmel groß sich in die keusche Mutter goß, ein Mägdlein trug ein heimlich Pfand, das der Natur war unbekannt.

4. Das züchtig Haus des Herzens zart gar bald ein Tempel Gottes ward; die kein Mann rühret noch erkannt, von Gottes Wort man schwanger fand.

5. Die edle Mutter hat geboren, den Gabriel verhieß zuvorn, den sanct Johannes mit springen zeigt, da er noch lag im Mutterleib.

6. Er lag in Heu, mit Armuth groß, die Krippen hart ihn nicht verdroß. Es war ein kleine Milch sein Speis, der nie ein Vögelein hungern ließ.

7. Des Himmels Chör sich freuen

freuen drob, und die Engel singen Gott Lob, den armen Hirten wird vermeld't der Hirt und Schöpfer aller Welt.

8. Lob Ehr und Dank sey dir gesagt, Christ, gebohrn von der reinen Magd, mit Vater und dem heiligen Geist, von nun an bis in Ewigkeit.

---

533. Gelobet seyst du, Jesu Christ, daß du Mensch gebohren bist von einer Jungfrau, das ist wahr; deß freuet sich der Engel-Schaar. Kyrie eleison.

2. Des ewgen Vaters einigs Kind itzt man in der Krippe findt, in unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewge Gut. Kyrie eleison.

3. Den aller Welt Kreis nie beschloß, der liegt in Marien Schooß; er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Kyrie eleison

4. Das ewge Licht geht da herein, gibt der Welt ein'n neuen Schein, es leuchtet mitten in der Nacht, und uns zu lichtes Kinder macht. Kyrie eleison.

5. Der Sohn des Vaters, Gott von Art, ein Gast in der Welt hie ward, und führt uns aus dem Jammerthal, er macht uns erben in sein'm Saal. Kyr.

6. Er ist auf Erden kommen arm, daß er unser sich erbarm, und in dem Himmel mache reich, und seinen lieben Engeln gleich. Kyrie eleison.

7. Das hat er alles uns gethan, sein große Lieb zu zeigen an. Deß freu sich alle Christenheit, und dank ihm deß in Ewigkeit. Kyrie eleison.

---

534. Vom Himmel hoch da kom ich her: ich bring euch gute neue Mähr, der guten Mähr bring ich so viel, davon ich sing'n und sagen will.

2. Euch ist ein Kindlein heut gebohrn, von einer Jungfrau, auserkohrn, ein Kindelein so zart und fein, das soll eur Freud und Wonne seyn.

3. Es ist der Herr Christ, unser Gott, der will euch führen aus aller Noth: er will eur Heiland selber seyn, von allen Sünden machen rein.

4. Er bringt euch alle Seligkeit, die Gott der Vater hat bereit't, daß ihr mit uns im Himmelreich sollt leben nun und ewiglich.

5. So merket nun das Zeichen recht: die Krippen, Windelein so schlecht, da findet ihr das Kind gelegt, das alle Welt erhält und trägt.

6. Deß laßt uns alle frölich seyn, und mit den Hirten gehn hinein, zu sehn, was Gott uns hat beschert, mit seinem lieben Sohn verehrt.

7. Merk auf mein Herz, und sieh dort hin, was liegt dort in dem Krippelein? weß ist das schöne Kindelein? es ist das liebe Jesulein.

8. Bis willkommen du edler Gast, den Sünder nicht verschmähet hast, und komst ins Elend her zu mir, wie soll ichs immer danken dir?

9. Ach Herr, du Schöpfer aller Ding, wie bist du worden so gering, daß du da liegst auf dürrem Gras, davon ein Rind und Esel aß.

10. Und wär die Welt vielmal so weit, von Edelstein und Gold bereit, so wär sie dir doch viel zu klein, zu seyn ein enges Wiegelein.

11. Der Sammet und die Seiden dein, das ist grob Heu und Windelein, darauf du König so groß und reich herprangst, als wärs dein Himmelreich.

12. Das hat also gefallen dir die Wahrheit anzuzeigen mir wie aller Welt Macht, Ehr und Gut vor dir nichts gilt, nichts hilft noch thut.

13. Ach mein herzliebes Jesulein mach dir ein rein sanft Bettelein, zu ruhn in meines Herzens Schrein, daß ich nimmer vergesse dein.

14. Davon ich allzeit frölich sey, zu singen, springen immer frey, das rechte Susaninne schon, mit Herzenslust den süßen Ton:

15. Lob, Ehr sey Gott im höchsten Thron, der uns schenkt seinen eingen Sohn, deß freuet sich der Engel Schaar, und singen ein solch neues Jahr.

---

535. Vom Himmel kam der Engel Schaar, erschien den Hirten offenbar, sie sagten ihn'n: ein Kindlein zart, das liegt dort in der Krippe hart.

2. Zu Bethlehem in Davids Stadt, wie Micha das verkündigt hat. Es ist der Herre Jesus Christ, der euer alle Heiland ist.

3. Deß

3. Deß sollt ihr billig frölich seyn, daß Gott mit euch ist worden ein: er ist gebohrn, eur Flisch und Blut, eur Bruder ist das ewge Gut.

4. Was kann euch thun die Sünd und Tod? ihr habt mit euch den wahren Gott; laß zürnen Teufel und die Höll, Gott's Sohn ist worden eur Gesell.

5. Er will und kan euch lassen nicht, setzt nur auf ihn eur Zuversicht, es mögen euch viel fechten an, dem sey trotz, ders nicht laßen kann.

6. Zuletzt müßt ihr doch haben recht, seyd nun worden Gott's Geschlecht. Deß danket Gott in Ewigkeit, geduldig frölich allezeit.

Mel. Christum wir sollen loben ꝛc.

536. Was fürchst du, Feind Herodes, sehr, daß uns geboren kömmt Christ der Herr? Er sucht kein weltlich Königreich, der zu uns bringt sein Himmelreich.

2. Dem Stern die Weisen folgen nach, solch Licht zum rechten Licht sie bracht, sie zeugen mit den Gaben drey, das Kind Gott, Mensch und König sey.

3. Die Tauf im Jordan an sich nahm das himmelische Gotteslamm, dadurch, der nie kein Sünde that, von Sünden uns gewaschen hat.

4. Ein Wunderwerk da neu geschah, sechs steinern Krüge man da sah voll Wassers, das verlor sein Art, schöner Wein durch sein Wort draus ward.

5. Lob Ehr und Dank sey dir gesagt, Christ, geboren von der reinen Magd, mit Vater und dem heilgen Geist, von nun an bis in Ewigkeit.

---

537. Christ lag in Todes Banden, für unsre Sünd gegeben, der ist wieder erstanden und hat uns bracht das Leben, deß wir sollen frölich seyn, Gott loben und ihm dankbar seyn, und singen Halleluja. Halleluja.

2. Den Tod niemand bezwingen kunt bey allen Menschenkindern, das macht alles unsre Sünd, kein Unschuld war zu finden, davon kam der Tod so bald, und nahm über uns Gewalt, hielt uns in seinem Reich gefangen. Halleluja.

3. Jesus Christus, wahr'r Gottes Sohn, an unsre Statt ist komen, und hat die Sünde abge-

abgethan, damit dem Tod genommen all sein Recht und sein Gewalt, da bleibt nichts, denn Todsgestalt, den Stachel hat er verloren. Halleluja.

4. Es war ein wunderlicher Krieg, da Tod und Leben rungen; das Leben das behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen. Die Schrift hat verkündigt das, wie ein Tod den andern fraß, ein Spott aus dem Tod ist worden. Halleluja.

5. Hie ist das rechte Osterlamm, davon Gott hat geboten, das ist hoch an dem Kreuzesstamm in heisser Lieb gebraten. Deß Blut zeichnet unsre Thür, das hält der Glaub dem Tode für, der Würger kann uns nicht rühren. Halleluja.

6. So feyren wir das hohe Fest, mit Herzensfreud und Wonne, das uns der Herr erscheinen läßt, er ist selber die Sonne, der durch seinen Gnadenglanz erleuchtet unsre Herzen ganz, der Sünden Nacht ist vergangen. Halleluja.

7. Wir essen auch und leben wohl im rechten Osterfladen, der alte Sauerteig nicht soll seyn bey dem Wort der Gnaden; Christus will die Speise seyn, und speisen unsre Seel allein; der Glaub will keins andern leben. Halleluja.

538. Jesus Christus, unser Heiland, der den Tod überwand, ist auferstanden, die Sünd hat er gefangen. Kyrie eleison.

2. Der ohn Sünde war geboren, trug für uns Gottes Zorn, hat uns versöhnet, daß uns Gott sein Huld gegönnet. Kyrie eleison.

3. Tod, Sünd, Teufel, Leben und Gnad alles in Händen er hat. Er kann erretten alle, die zu ihm treten. Kyrie eleison.

539. Komm, heiliger Geist, Herre Gott, erfüll mit deiner Gnaden gut, deiner Gläubigen Herz Muth und Sinn, dein brünstig Lieb entzünd in ihn'n. O Herr, durch deines Lichtes Glanz zu dem Glauben versammlet hast das Volk aus aller Welt Zungen. Das sey dir, Herr, zu Lob gesungen. Halleluja, Halleluja.

2. Du heiliges Licht edler Hort, laß uns leuchten des Lebens

bens Wort, und lehr uns Gott recht erkeñen, von Herzen Vater ihn neñen. O Herr, behüt für fremder Lehr, daß wir nicht Meister suchen mehr, denn Jesum Christ, mit rechtem Glauben, und ihm aus ganzer Macht vertrauen. Halleluja, Halleluja.

3. Du heilige Brunst, süßer Trost, nun hilf uns frölich und getrost in deinem Dienst beständig bleiben, die Trübsal uns nicht abtreiben. O Herr, durch deine Kraft uns bereit, und stärk des Fleisches Blödigkeit, daß wir hier ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu dir dringen. Halleluja, Halleluja.

---

540. Nun bitten wir

den heiligen Geist um den rechten Glauben allermeist, daß er uns behüte an unserm Ende, wenn wir heimfahren aus diesem Elende. Kyrie eleison.

2. Du werthes Licht, gib uns deinen Schein, lehr uns Jesum Christum erkeñen allein, daß wir an ihm bleiben, dem getreuen Heiland, der uns bracht hat zu dem rechten Vaterland. Kyrie eleison.

3. Du süße Lieb, schenk uns deine Gunst, laß uns empfinden der Liebe Brunst, daß wir uns von Herzen einander lieben, und im Friede auf einem Sinne bleiben. Kyrie eleison.

4. Du höchster Tröster in aller Noth, hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod, daß in uns die Sinne nicht verzagen, wenn der Feind das Leben wird verklagen. Kyrie eleison.

---

541. Komm, Gott

Schöpfer heiliger Geist, besuch das Herz der Menschen dein, mit Gnaden sie füll, wie du weißt, daß dein Geschöpf soll vor dir seyn.

2. Denn du bist der Tröster genannt, des Allerhöchsten Gabe theur, ein geistlich Salb an uns gewandt, des Lebens Brunnen, Lieb und Feur.

3. Zünd uns ein Licht an im Verstand, gib uns ins Herz der Liebe Brunst, das schwach Fleisch in uns, dir bekannt, enthalt durch deine Kraft und Gunst.

4. Du bist mit Gaben sieben-

falt der Fing'r an Gottes rechter Hand, des Vaters Wort giebst du gar bald mit Zungen frey in alle Land.

5. Des Feindes List treib von uns fern, den Fried schaff bey uns deine Gnad, daß wir dein'm Leiten folgen gern, und meiden unsrer Seelen Schad.

6. Den Vater uns wohl kennen lehr, und Jesum Christum seinen Sohn, daß wir auch geben gleiche Ehr, dir, beider Geist, in einem Thron.

7. Gott, unser Vater, sey allzeit aus Herzensgrund von uns gepreist, Lob sey, Herr Jesu, dir bereit, mit Gott dem werthen heilgen Geist

3. Lehr = Lebens = und Lobgesänge

542. Dis sind die heilgen Zehn Gebot, die uns gab unser Herre Gott, durch Mosen, seinen Diener treu, hoch auf dem Berge Sinai. Kyrie eleison.

2. Ich bin allein dein Gott und Herr, kein Götter sollt du haben mehr; du sollt mir ganz vertauen dich, von Herzengrunde lieben mich. Kyrie el.

3. Du sollt nicht führen zu Unehrn den Namen Gottes, deines Herrn, du sollt nicht preisen recht noch gut, ohn was Gott selbst redt und thut. Kyrie el.

4. Du sollt heiligen den siebenden Tag, daß du und dein Haus ruhen mag; du sollt von dein'm Thun lassen ab, auf daß Gott sein Werk in dir hab. Kyrie eleison.

5. Du sollt ehrn und gehorsam seyn dem Vater und der Mutter dein, und wo dein Hand ihn'n dienen kann, so wirst du langes Leben han. Kyrie eleis.

6. Du sollt nicht tödten zorniglich, nicht hassen, noch selbst rächen dich, Geduld haben und sanften Muth, und auch den Feinden thun das Gut. Kyrie eleison.

7. Dein Eh' sollt du bewahren rein, daß auch dein Herz kein' andre mein, und halten keusch das Leben dein, mit Zucht und Mäßigkeit fein. Kyrie el.

8. Du sollt nicht stehlen Geld noch Gut, nicht wuchern jemands Schweiß noch Blut; du sollt aufthun dein milde Hand den Armen auch in deinem Land. Kyrie eleison.

9. Du sollt kein falscher Zeuge seyn, nicht lügen auf den Nächsten dein, sein Unschuld sollt auch retten du, und seine Schande decken zu. Kyrie elei.

10. Du sollt deines Nächsten Weib und Haus begehren nicht, noch etwas draus, du sollt ihm wünschen alles Gut, wie dir dein Herze selber thut. Kyrie eleison.

11. Die Gebot all uns gegeben sind, daß du dein Sünd, o Menschenkind, erkennen sollt und lernen wohl, wie man vor Gott recht leben soll. Kyrie eleison.

12. Daß helf uns der Herr Jesus Christ, der unser Mittler worden ist, es ist mit unserm Thun verlohrn, verdienen doch nur eitel Zorn. Kyrie eleison

---

543. Mensch, willt du leben seliglich, und bey Gott bleiben ewiglich, sollt du halten die zehn Gebot, die uns gebietet unser Gott. Kyrie eleison.

2. Dein Gott allein und Herr bin ich, kein andrer Gott soll irren dich: Trauen soll mir das Herze dein, mein eigen Reiche sollt du seyn. Kyrie eleison.

3. Du sollt mein'n Namen ehren schon, und in der Noth mich rufen an; du sollt heilgen den Sabbattag, auf daß ich in dir wirken mag. Kyrie eleison.

4. Dem Vater und der Mutter dein sollt du, nach mir, gehorsam seyn; niemand tödten, noch zornig seyn, und deine Ehe halten rein. Kyrie eleison.

5. Du sollt einem andern stehlen nicht, auf niemand falsches zeugen nicht, deines Nächsten Weib nicht begehrn, und all seins Gutes gern entbehrn. Kyrie eleison.

---

544. Siehe Nr. 518.

---

545. Vater unser im Himmelreich, der du uns alle heissest gleich Brüder seyn, und dich rufen an, und willt das Beten von uns han; gib daß nicht bet' allein der Mund, hilf, daß es geh aus Herzengrund!

2. Geheiligt werd der Name dein, dein Wort bey uns hilf halten rein, daß wir auch leben heiliglich, nach deinem Namen würdiglich, behüt uns, Herr, für falscher Lehr, das arm verführte Volk bekehr!

3. Es

3. Es koin dein Reich zu dieser Zeit, und dort hernach in Ewigkeit, der heilige Geist uns wohne bey mit seinen Gaben mancherley. Des Satans Zorn und groß Gewalt zerbrich, vor ihm' dein Kirch erhalt!

4. Dein Will geschehe, Herr Gott zugleich auf Erden, wie im Himmelreich! gib uns Gedult in Leidenszeit, gehorsam seyn in Lieb und Leid, wehr und steuer allem Fleisch und Blut, das wider deinen Willen thut.

5. Gib uns heut unser täglich Brod, und was man darf zur Leibesnoth! behüt uns Herr, für Unfried und Streit, für Seuchen und für theurer Zeit, daß wir in guten Frieden stehn, der Sorg und Geizes müßig gehn!

6. All unsre Schuld vergib uns, Herr, daß sie uns nicht betrüben mehr, wie wir auch unsern Schuldigern ihr Schuld und Fehl vergeben gern, zu dienen mach uns all bereit, in rechter Lieb und Einigkeit.

7. Führ uns, Herr, in Versuchung nicht! Wenn uns der böse Geist ansicht, zur linken und zur rechten Hand, hilf uns thun starken Widerstand, im Glauben vest und wohl gerüst't, und durch des heilgen Geistes Trost.

8. Von allem Uebel uns erlös, es sind die Zeit und Tage bös; erlös uns von dem ewgen Tod, und tröst uns in der letzten Noth. Bescher uns, Herr, ein seligs End, nimm unsre Seel in deine Händ!

9. Amen, das heißt: es werde wahr; stärk unsern Glauben immerdar! auf das wir ja nicht zweifeln dran, was wir hiemit gebeten han. Auf dein Wort in dem Namen dein, so sprechen wir das Amen fein.

---

546. Christ, unser Herr zum Jordan

kam nach seines Vaters Willen, von sanct Johanns die Taufe nahm, sein Werk und Amt zu erfüllen, da wollt er stiften uns ein Bad zu waschen uns von Sünden, ersäufen auch den bittern Tod, durch sein selbst Blut und Wunden; Es galt ein neues Leben.

2. So hört und merket alle wohl, was Gott selbst heißt die Taufe, und was ein Christe gläuben soll, zu meiden Ketzerhaufen. Gott spricht und will, daß

daß Wasser sey, doch nicht allein schlecht Wasser, sein heiligs Wort ist auch dabey mit reichem Geist ohn Maßen, der ist allhie der Täufer.

3. Solchs hat er uns beweiset klar, mit Bildern und mit Worten; des Vaters Stimm man offenbar daselbst am Jordan hörte; Er sprach: das ist mein lieber Sohn, an dem ich hab Gefallen, den will ich euch befohlen han, daß ihr ihn höret alle, und folget seiner Lehre.

4. Auch Gottes Sohn hie selber steht in seiner zarten Menschheit; der heilge Geist hernieder fährt, in Taubenbild verkleidet; daß wir nicht sollen zweifeln dran, wenn wir getaufet werden, all drey Person'n getaufet han; damit bey uns auf Erden zu wohnen sich ergeben.

5. Sein'n Jünger heißt der Herre Christ: Geht hin all Welt zu lehren, daß sie verlohrn in Sünden ist, sich soll zur Busse kehren: wer gläubet und sich taufen läßt, soll dadurch selig werden; ein neugebohrner Mensch er heißt, der nicht mehr könne sterben, das Himmelreich soll erben.

6. Wer nicht gläubt dieser grossen Gnad, der bleibt in seinen Sünden, und ist verdamt zum ewgen Tod, tief in der Höllen Grunde. Nichts hilft sein eigen Heiligkeit, all sein Thun ist verlohren, die Erbsünd machts zur Nichtigkeit, darinn er ist gebohren, vermag ihm selbst nicht helfen.

7. Das Aug' allein das Wasser sieht, wie Menschen Wasser giessen, der Glaub im Geist die Kraft versteht des Blutes Jesu Christi: und ist vor ihm ein rothe Fluth, von Christi Blut gefärbet, die allen Schaden heilen thut, von Adam her geerbet, auch von uns selbst begangen.

347. Jesus Christus, unser Heiland,

der von uns den Gottes Zorn wandt, durch das bittre Leiden sein half er uns aus der Höllenpein.

2. Daß wir nimmer des vergessen, gab er uns sein'n Leib zu essen, verborgen im Brod so klein, und zu trinken sein Blut im Wein.

3. Wer sich will zu dem Tisch machen, der hab wohl acht auf sein Sachen: wer unwürdig hinzu

hinzu geht, für das Leben den Tod empfähe.

4. Du sollt Gott den Vater preisen, daß er dich so wohl wollt speisen, und für deine Missethat in den Tod sein'n Sohn gegeben hat.

5. Du sollt gläuben und nicht wanken, daß es sey ein Speis der Kranken, den'n ihr Herz von Sünden schwer, und für Angst ist betrübet sehr.

6. Solch groß Gnade und Barmherzigkeit sucht ein Herz in großer Arbeit. Ist dir wohl, so bleib davon, daß du nicht kriegest bösen Lohn.

7. Er spricht selber: Kommt ihr Armen, laßt mich über euch erbarmen; kein Arzt ist dem Starken noth, seine Kunst wird an ihm gar ein Spott.

8. Hättst du dir was könn'n erwerben, was dürfte ich denn für dich sterben? Dieser Tisch auch dir nicht gilt, so du selber dir helfen willt.

9. Gläubst du das von Herzengrunde, und bekennest mit dem Munde, so bist du recht wohl geschickt, und die Speise dein Seel erquickt.

10. Die Frucht soll auch nicht ausbleiben: deinen Nächsten sollt du lieben, daß er dein genieſſen kann, wie dein Gott an dir hat gethan.

---

548. Gott sey gelobet und gebenedeyet, der uns selber hat gespeiset, mit seinem Fleisch und mit seinem Blute! das gib uns, Herr Gott, zu gute. Kyrie eleis. Herr, durch deinen heilgen Leichnam, der von deiner Mutter Maria kam, und das heilge Blut hilf uns, Herr, aus aller Noth. Kyrie eleison.

2 Der heilige Leichnam ist für uns geben zum Tod, daß wir dadurch leben. Nicht größre Güte konnte er uns schenken, dabey wir sein solln gedenken. Kyrie eleison. Herr, dein grosse Lieb dich gezwungen hat, daß dein Blut an uns groß Wunder that, und bezahlt unsere Schuld, daß uns Gott ist worden huld. Kyrie Eleison.

3. Gott geb uns allen seinen Gnadensegen, daß wir gehn auf seinen Wegen, in rechter Lieb und brüderlicher Treue, daß uns die Speise nicht gereue. Kyrie eleison. Herr, dein heilger Geist uns nimmer laß, der uns geb zu halten rechte

Maß

Maß, daß deine arme Christenheit leb in Fried und Einigkeit. Kyrie eleison.

549. Es woll uns Gott genädig seyn, und seinen Segen geben! sein Antlitz uns mit hellem Schein erleucht zum ewgen Leben! daß wir erkennen seine Werk, und was ihn liebt auf Erden, und Jesus Christus, Heil und Stärk, bekannt den Heiden werden, und sie zu Gott bekehren.

2. So danken Gott und loben dich die Heiden überalle, und alle Welt die freue sich, und sing mit großem Schalle: daß du auf Erden Richter bist, und läßt die Sünd nicht walten; dein Wort die Hut und Weide ist, die alles Volk erhalten, in rechter Bahn zu wallen.

3. Es danke, Gott, und lobe dich das Volk in guten Thaten, das Land bringt Frucht und bessert sich, dein Wort ist wohl gerathen. Uns segne Vater und der Sohn! uns segne Gott der heilige Geist! dem alle Welt die Ehre thut, für ihm sich fürchte allermeist. Nun sprecht von Herzen, Amen!

550. Gott der Vater wohn uns bey, und laß uns nicht verderben, mach uns von allen Sünden frey und hilf uns selig sterben. Für dem Teufel uns bewahr, halt uns bey vesten Glauben, nnd auf dich laß uns bauen, aus Herzengrund vertrauen. Dir uns lassen ganz und gar, mit allen rechten Christen entfliehn des Teufels Listen, mit Waffen Gottes uns rüsten. Amen, Amen, daß sey wahr, so singen wir Halleluja.

2. Jesus Christus wohn uns bey, und laß uns nicht ꝛc.

3. Gott heiliger Geist der wohn uns bey, und laß uns nicht ꝛc.

551. Jesaja, dem Propheten, das geschah, da er im Geist den Herren sitzen sah, auf seinem hohen Thron im hellen Glanz, seines Kleides Saum den Chor erfüllet ganz. Es stunden zween Seraph bey ihm da an, sechs Flügel sah man einen jeden han: mit zween verbargen sie ihr Antlitz klar, mit zween bedeckten sie die Füße gar, und mit den andern zween sie flogen frey; gegen einander

ander ruften ſie mit groſſem Geſchrey: heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth! Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth! Heilig iſt Gott, der Herre Zebaoth! Sein Ehr die ganze Welt erfüllet hat. Von dem Geſchrey zittert Schwell und Balken gar, das Haus auch ganz voll Rauchs und Nebels war.

552. Der du biſt Drey in Einigkeit, ein wahrer Gott in Ewigkeit! die Sonn mit dem Tag von uns weicht; laß uns leuchten dein göttlich Licht.

2. Des Morgens, Gott, dich loben wir, des Abends auch beten vor dir, unſer armes Lied rühmet dich, itzund, immer und ewiglich.

3. Gott Vater dem ſey ewig Ehr, Gott Sohn, der iſt der einge Herr, und dem Tröſter, dem heiligen Geiſt, von nun an bis in Ewigkeit.

553. Siehe Nr. 521.

4. Sterbe-Geſänge.

554. Mitten wir im Leben ſind mit dem Tod umfangen. Wen ſuchen wir, der Hülfe thu, daß wir Gnad erlangen? Das biſt du, Herr alleine. Uns reuet unſre Miſſethat, die dich Herr, erzürnet hat. Heiliger Herre Gott! Heiliger ſtarker Gott! Heiliger barmherziger Heiland! Du ewiger Gott! Laß uns nicht verſinken in der bittern Todesnoth! Kyrie eleiſon.

2. Mitten in dem Tod anficht uns der Höllen-Rachen. Wer will uns aus ſolcher Noth frey und ledig machen. Das thuſt du, Herr, alleine. Es jammert deiner Barmherzigkeit unſre Sünd und groſſes Leid. Heiliger Herre Gott! Heiliger ſtarker Gott! Heiliger barmherziger Heiland! Du ewiger Gott! Laß uns nicht verzagen für der tiefen Höllenglut! Kyrie eleiſon.

3. Mitten in der Höllenangſt unſre Sünd uns treiben. Wo ſolln wir denn fliehen hin, da wir mögen bleiben? Zu dir, Herr Chriſt, alleine. Vergoſ-

ſen

sen ist dein theures Blut, das gnug für die Sünde thut. Heiliger Herre Gott! Heiliger starker Gott! Heiliger barmherziger Heiland! Du ewiger Gott! Laß uns nicht entfallen von des rechten Glaubens Trost! Kyrie eleison!

555. Mit Fried und Freud ich fahr dahin, in Gottes Willen; getrost ist mir mein Herz und Sinn, sanft und stille, wie Gott mir verheißen hat, der Tod ist mein Schlaf worden.

2. Das macht Christus, wahr'r Gottes Sohn, der treue Heiland, den du mich, Herr, hast sehen la'n, und machst bekannt, daß er sey das Leben und Heil, in Noth und auch im Sterben.

3. Den hast du allen vorgestellt mir großen Gnaden; zu seinem Reich die ganze Welt heissen laden, durch dein theuer heilsam Wort, an allem Ort erschollen.

4. Er ist Heil und selig Licht für die Heiden, zu erleuchten, die dich kennen nicht, und zu weiden. Er ist deins Volks Israel der Preis-Ehr Freud und Wonne.

Dritte Abtheilung.

Auswahl älterer bewährter Kirchen-Lieder.

1. Sonntags-Lieder.

556. Herr Jesu Christ, dich zu uns wend, dein'n heiligen Geist du zu uns send, mit Hülf und Gnad er uns regier) und uns den Weg zur Wahrheit führ.

2. Thu auf den Mund zum Lobe dein, bereit das Herz zur Andacht sein; den Glauben mehr, stärk den Verstand, daß uns dein Nam werd wohl bekannt.

3. Bis wir singen mit Gottes Heer: Heilig, heilig ist Gott, der Herr! und schauen dich von Angesicht, in ewger Freud und selgem Licht.

4. Ehr

4. Ehr sey dem Vater und dem Sohn, samt heiligem Geist in einem Thron, der heiligen Dreyeinigkeit sey Lob und Preis in Ewigkeit.

Mel. Nun Gott Lob es ist vollbracht.

557. Liebster Jesu, wir sind hier, dich und dein Wort anzuhören; richte Sinn, Mund und Begier auf die süßen Himmelslehren, daß wir alle von der Erden ganz zu dir gezogen werden.

2. Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß umhüllet, wenn nicht, o Gott, deine Hand uns mit hellem Licht erfüllet; gutes denken, thun und richten mußt du selbst in uns verrichten.

3. Drum, du Glanz der Herrlichkeit, Licht vom Licht aus Gott gebohren, mach uns alle samt bereit, öffne Herz, Sinn, Mund und Ohren; laß das bitten, hören, singen uns zur Seligkeit gelingen!

558. Nun Gott Lob! es ist vollbracht, singen, lehren, beten, hören. Gott hat alles wohl gemacht, drum laßt uns sein Lob vermehren. Unser Gott sey hoch gepreiset, weil er uns so herrlich speiset.

2. Weil der Gottesdienst ist aus, und uns mitgetheilt der Segen, so gehn wir mit Freud nach Haus, wandeln fein auf seinen Wegen, Gottes Geist uns ferner leite, und uns alle wohl bereite.

3. Unsern Ausgang segne Gott, unsern Eingang gleicher massen, segne unser täglich Brod, segne unser Thun und lassen, segne uns mit seligem Sterben, und mach uns zu Himmelserben.

Mel. Wend ab deinen Zorn lieber.

559. So hast du denn, o Jesu, treuer Hirte, geführet uns als Schäflein und Verirrte auf grüner Au, daß unsern armen Seelen nun nichts kann fehlen.

2. Du hast zum frischen Wasser uns geleitet, die Seel erquickt, das Herz mit Trost geweidet, hast in uns Furcht und Kummer lassen stillen, um deinet willen.

3. Ists nun, daß wir nach deinem Wohlgefallen, durchs Thal des Kreuz's und Todes müssen wallen, so dürfen wir

nicht

nicht fürchten Satans Tücke, noch Ungelücke.

4. Troßt uns der Feind, und macht uns weh und bange, schlägt uns das Herz, der Mund klagt: ach! wie lange! Hier ist dein Troststab, der uns, dein Erlösten, kann wieder trösten.

5. Mit Freudenöl du unsre Häupter tränkest, mit Gnadengaben uns auch wohl beschenkest, was dürr und lechzend ist, willt du erquicken, und nicht ersticken.

6. Barmherzigkeit und Gutes willt du geben, so lange wir in deinem Hause leben, dort aber uns an deine Tafel setzen, himmlisch ergötzen.

2. Advent- und Weihnacht-Lieder.

Mel. Erschienen ist der herrliche ꝛc.

560. Nun kommt das neue Kirchenjahr, deß freut sich alle Christenschaar, dein König kommt, drum freue dich, du werthes Zion ewiglich. Halleluja!

2. Wir hören noch das Gnadenwort vom Anfang immer wieder fort, das uns den Weg zum Leben weist. Gott sey für seine Gnad gepreist. Halleluja.

3. Gott, was uns deine Wahrheit lehrt, die unsern Glauben stets vermehrt, das laß bekleiben, daß wir dir Lob und Preis sagen für und für. Halleluja.

Mel. Vom Himmel hoch da ꝛc.

561. Lob sey dem allerhöchsten Gott, der unser sich erbarmet hat, gesandt sein'n allerliebsten Sohn, aus ihm gebohrn im höchsten Thron.

2. Auf daß er unser Heiland würd, uns b'freyte von der Sündenbürd, und durch sein Gnade und Wahrheit, führte zur ewigen Klarheit.

3. O große Gnad und Gütigkeit! O tiefe Lieb und Mildigkeit! Gott thut ein Werk, das ihm kein Mann, auch kein Engel verdanken kann.

4. Der Schöpfer aller Crea-

tur

tur nimmt an ſich unſere Natur, verachtet nicht ein armes Weib, zu werden Menſch in ihrem Leib.

5. Des Vaters Wort von Ewigkeit wird Fleiſch in aller Reinigkeit. Das A und O, Anfang und End, gibt ſich für uns in groß Elend.

6. Was iſt der Menſch? was iſt ſein Thun, daß Gott für ihn giebt ſeinen Sohn? Was darf unſer das höchſte Gut, daß es ſo unſert halben thut?

7. O! weh dem Volk, das dich veracht't, der Gnad ſich nicht theilhaftig macht, nicht hören will des Sohnes Stimm, denn auf ihn bleibet Gottes Grimm.

8. O Menſch! wie das du's nicht verſtehſt, und dein'm König entgegen gehſt, der dir ſo ganz demüthig kömmt, und ſich ſo treulich dein annimmt.

9. Ey nimm ihn heut mit Freuden an, bereit ihm deines Herzens Bahn, auf daß er komm in dein Gemüth, und du genieſſeſt ſeiner Güt.

10. Unterwirf ihm deine Vernunft, in dieſer gnadenreichen Zukunft. Untergib ſeiner Herrlichkeit die Werk deiner Gerechtigkeit.

11. Wo du dis thuſt, ſo iſt er dein, bewahrt dich für der Höllenpein. Wo nicht, ſo ſieh dich eben für, denn er ſchleußt dir die Himmelsthür.

12. Seine erſte Zukunft in der Welt iſt in ſanftmüthiger Geſtalt. Die ander wird erſchrecklich ſeyn, den Gottloſen zur groſſen Pein.

13. Die aber iyt in Chriſto ſtehn, die werden dann zur Freude gehn, beſitzen da der Engel Chor, daß ſie kein Uebel mehr berühr.

14. Dem Vater in dem höchſten Thron, ſammt ſeinem eingebohrnem Sohn, dem heilgen Geiſt in gleicher Weiſ', ſey ewiglich Dank, Ehr und Preis.

Mel. Von Gott will ich nicht laſſen

562. Auf! auf! ihr Reichsgenoſſen, eur König kömmt heran, empfahet unverdroſſen den groſſen Wundermann. Ihr Chriſten! aeht herfür, laß uns vor allen Dingen ihm Hoſianna ſingen, mit h iliger Begier.

2. Auf! ihr betrübte Herzen,

den König ist gar nah, hinweg all Angst und Schmerzen, der Helfer ist schon da. Seht, wie so mancher Ort hochtröstlich ist zu nennen, da wir ihn finden können im Nachtmahl, Tauf und Wort.

3. Auf! auf! ihr Vielgeplagte, der König ist nicht fern. Seyd frölich, ihr Verzagte, dort kommt der Morgenstern. Der Herr will in der Noth mit reichem Trost euch speisen, er will euch Hülf erweisen, ja dämpfen gar den Tod.

4. Nun hört, ihr freche Sünder, der König merkt darauf, wenn ihr verlohrne Kinder, in vollem Lasterlauf, auf Arges seyd bedacht, ja thut es ohne Sorgen, gar nichts ist ihm verborgen, er gibt auf alles Acht!

5. Seyd fromm ihr Unterthanen, der König ist gerecht, laßt uns die Weg ihm bahnen, und machen alles schlecht. Fürwahr, er meint es gut, drum lasset uns die Plagen, die er uns schickt, ertragen mit unerschrocknem Muth.

9. Und wenn gleich Krieg und Flammen uns alles rauben hin, Geduld! weil ihm zusammen gehört doch der Gewinn. Wenn gleich ein früher Tod uns, die uns lieb, genommen, wohlan, so sind sie kommen ins Leben aus der Noth.

7. Frisch auf! in Gott, ihr Armen, der König sorgt für euch, er will durch sein Erbarmen, euch machen groß und reich. Der an ein Thier gedacht, der wird auch euch ernähren, was Menschen nur begehren, das steht in seiner Macht.

8. Hat endlich uns betroffen viel Kreutz, läßt er doch nicht die, so auf ihn stets hoffen mit rechter Zuversicht; von Gott kommt alles her, der lässet auch im Sterben die Seinen nicht verderben, sein Hand ist nicht zu schwer.

9. Frisch auf! ihr Hochbetrübte, der König kommt mit Macht an uns, sein Herzgeliebte, hat er schon längst gedacht; nun wird kein Angst noch Pein, noch Zorn hinfür uns schaden, dieweil uns Gott aus Gnaden läßt seine Kinder seyn.

10. So lauft mit schnellen Schritten, den König zu besehn, dieweil er kömmt geritten stark, herrlich, sanft und schön. Nun tretet all heran den Heiland zu begrüßen, der alles

Kreutz

Kreuz versüßen, und uns erlösen kann.

11. Der König will bedenken die, so er herzlich liebt, mit köstlichen Geschenken, als der sich selbst uns giebt, durch seine Gnad und Wort. Ja, König hoch erhoben, wir alle wollen loben dich freudig hier und dort.

12. Nun, Herr, du giebst uns reichlich, wirst selbst doch arm und schwach, du liebest unvergleichlich, du jagst den Sündern nach; drum wollen wir allein die Stimmen hoch erschwingen, und Hosianna singen, und ewig dankbar seyn.

---

563. Ein Kindelein so löbelich ist uns gebohren heute von einer Jungfrau säuberlich, zu Trost uns armen Leuten; wär uns das Kindlein nicht gebohrn, so wärn wir allzumal verlohrn, das Heil ist unser aller. Ey du süsser Jesu Christ, der du Mensch gebohren bist, behüt uns für der Hölle!

2. Die Zeit ist nun ganz freudenreich, zu loben Gottes Namen, daß Christus von dem Himmelreich auf Erden zu uns kommen. Es ist ein groß Demüthigkeit, die Gott vom Himmel bey uns thät, ein Knecht ist er geworden; in allen, doch ohn Sünd uns gleich, dadurch wir werden ewig reich; trug unsrer Sünden Bürden.

3. Wohl deme, der des Glaubens ist, mit ganzem Herzen trauet, dem wird die Seligkeit gewiß; wohl dem, der darauf bauet, daß Christus hat genug gethan für uns, darum er ausgegahn von Gott dem ewgen Vater. O Wunder, über Wunderthat! Christus trägt unsre Missethat, und stillet unsern Hader.

4. Deß dank ihm alle Christenheit, für solche grosse Güte, und bitte seine Barmherzigkeit, daß er uns fort behüte, für falscher Lehr und bösem Wahn, der unsern Seelen schaden kann; er woll all Schuld vergeben! Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, wir bitten von dir allermeist, laß uns im Friede leben.

---

564. Ermuntre dich, mein schwacher Geist, und trage groß Verlangen

gen

gen, ein kleines Kind, das Vater heißt, mit Freuden zu empfangen. Dis ist die Nacht darinn es kam, und menschlich Wesen an sich nahm, dadurch die Welt mit Treuen, als seine Braut, zu freyen.

2. Willkommen, süsser Bräutigam du König aller Ehren! willkommen, Jesu, Gottes Lamm! ich will dein Lob vermehren; ich will dir all mein Lebenlang von Herzen sagen Preis und Dank, daß du, da wir verlohren, für uns bist Mensch gebohren.

3. O großer Gott! wie konnt es seyn, dein Himmelreich zu lassen, zu springen in die Welt hinein, da nichts denn Neid und Hassen? Wie konntest du die große Macht, dein Königreich, die Freudenpracht, ja, dein erwünschtes Leben, für solche Feind hingeben.

4. Ist doch Herr Jesu, deine Braut ganz arm und voller Schanden; noch hast du sie dir selbst vertraut, am Kreuz in Todesbanden. Ist sie doch nichts als Ueberdruß, Fluch, Unflath, Tod und Finsterniß; noch darfst du ihrentwegen den Zepter von dir legen.

5. Du Fürst und Herrscher dieser Welt, du Friedenwiederbringer, du kluger Rath und tapfrer Held, du starker Höllenzwinger, wie ist es möglich, daß du dich erniedrigest so jämmerlich, als wärest du im Orden der Bettler Mensch geworden?

6. O großes Werk, o Wundernacht, dergleichen nie gefunden! du hast den Heiland hergebracht, der alles überwunden; du hast gebracht den starken Mann, der Feu'r und Wolken zwingen kann, vor dem die Himmel zittern, und alle Berg erschüttern.

7. O liebes Kind, o süsser Knab, holdselig von Geberden, mein Bruder, den ich lieber hab als alle Schätz auf Erden! komm, Schönster, in mein Herz hinnein; komm eiligst, laß die Krippe seyn; komm, komm, ich will bey zeiten dein Lager dir bereiten.

8. Sag an, meins Herzens Bräutigam, mein Hoffnung, Freud und Leben, mein edler Zweig aus Jakobs Stamm, was soll ich dir doch geben? ach nimm von mir Leib, Seel' und Geist, ja alles, was Mensch

ist

ist und heißt, ich will mich ganz verschreiben, dir ewig treu zu bleiben.

9. Lob, Preis und Dank, Herr Jesu Christ, sey dir von mir gesungen, daß du mein Bruder worden bist, und hast die Welt bezwungen. Hilf, daß ich deine Gütigkeit stets preis in dieser Gnadenzeit, und mög hernach dort oben in Ewigkeit dich loben.

---

565. Lobt Gott, ihr Christen allzugleich, in seinem höchsten Thron, der heut aufschleußt sein Himmelreich, und schenkt uns seinen Sohn, und schenkt uns seinen Sohn.

2. Er kömmt aus seines Vaters Schoß, und wird ein Kindlein klein; er liegt dort elend, nackt und bloß in einem Krippelein, in einem Krippelein.

3. Er äußert sich all sein'r Gewalt, wird niedrig und gering, und nimmt an sich ein Knechtsgestalt, der Schöpfer aller Ding, der Schöpfer aller Ding.

4. Er liegt an seiner Mutter Brust, ihr Milch ist seine Speis, an dem die Engel sehn ihr Lust: denn er ist Davids Reis, denn er ist Davids Reis.

5. Das aus sein'm Stamm entsprießen sollt in dieser letzten Zeit, durch welchen Gott aufrichten wollt sein Reich, die Christenheit, sein Reich, die Christenheit.

6. Er wechselt mit uns wunderlich, Fleisch und Blut nimmt er an, und giebt uns in seines Vaters Reich die klare Gottheit dran, die klare Gottheit dran.

7. Er wird ein Knecht und ich ein Herr, das mag ein Wechsel seyn; wie könnte doch seyn freundlicher das Herze Jesulein, das Herze Jesulein.

8. Heut schleußt er wieder auf die Thür zum schönen Paradies, der Cherub steht nicht mehr dafür. Gott sey Lob, Ehr und Preis. Gott sey Lob, Ehr und Preis.

---

3. Neujahrs-Lieder.

Mel. Vom Himmel hoch da komm

566. Das alte Jahr vergangen ist, wir danken dir Herr Jesu Christ, daß du uns in so groß'r Gefahr behütet hast lang Zeit und Jahr.

2. Wir bitten dich, ewigen Sohn des Vaters in dem höchsten Thron, du wollst dein arme Christenheit bewahren ferner allezeit!

3. Entzeuch uns nicht dein heilsam Wort, welchs ist der Seelen höchster Hort! für falscher Lehr, Abgötterey, behüt uns Herr und steh uns bey!

4. Hilf, daß wir von der Sünd abla'n, und fromm zu werden fahen an! keiner Sünd des alten Jahres gedenk, ein gnadenreich neu Jahr uns schenk!

5. Christlich zu leben, seliglich zu sterben und hernach frölich am jüngsten Tag wied'r aufzustehn mit dir im Himmel einzugehn!

6. Zu danken und zu loben dich, mit allen Engeln ewiglich. O Jesu, unsern Glauben mehr, zu deines Nahmens Lob und Ehr!

Mel. Freu dich sehr, o meine Seele.

567. Hilf, Herr Jesu, laß, gelingen, hilf, das neue Jahr geht an! laß es neue Kräfte bringen, daß aufs neu ich wandeln kann. Laß mich dir empfohlen seyn, auch darneben all das mein! Neues Glück und neues Leben wollst du mir aus Gnaden geben!

2. Laß dis seyn ein Jahr der Gnaden, Buß zu thun für meine Sünd. Hilf, daß sie mir nimmer schaden, sondern bald Verzeihung sind; auch durch deine Gnad verleih, daß ich herzlich sie bereu, Herr, in dir, denn du mein Leben, kannst die Sünd allein vergeben.

3. Tröste mich mit deiner Liebe, nimm o Gott mein Flehen hin, weil ich mich so sehr betrübe, und voll Angst und Zagen bin; wenn ich gleich schlaf oder wach, sieh du, Herr, auf meine Sach, stärke mich in meinen Nöthen, daß mich Sünd und Tod nicht tödten.

4. Herr du wollest Gnade geben, daß dis Jahr mir heilig sey, und ich christlich könne leben sonder Trug und Heu-

Heucheley, ich auch meinen Nächsten lieb und ihn ja mit nichts betrüb, daß ich noch allhie auf Erden fromm und selig möge werden.

5. Jesu, laß mich frölich enden dieses angefangne Jahr! Trage stets mich auf den Händen, halte bey mir in Gefahr, steh mir bey in aller Noth, auch verlaß mich nicht im Tod, freudig will ich dich umfassen, wenn ich soll die Welt verlassen.

Mel. Wach auf mein Herz und ꝛc.

568. Nun laßt uns gehn und treten, mit singen und mit beten, zum Herrn, der unserm Leben bis hieher Kraft gegeben.

2. Wir gehn dahin und wandern von einem Jahr zum andern, wir leben und gedeyen vom alten bis zum neuen.

3. Durch so viel Angst und Plagen, durch Zittern und durch Zagen, durch Angst und große Schrecken, die alle Welt bedecken.

4. Denn wie von treuen Müttern, in schweren Ungewittern, die Kindlein hier auf Erden mit Fleiß bewahret werden:

5. Also auch und nicht minder läßt Gott ihm seine Kinder, wenn Noth und Trübsal blizzen, in seinem Schoße sitzen.

6. Ach, Hüter unsers Lebens, fürwahr es ist vergebens mit unserm Thun und Machen, wo nicht dein Augen wachen.

7. Gelobt sey deine Treue, die alle Morgen neue! Lob sey den starken Händen, die alles Herzleid wenden.

8. Laß ferner dich erbitten, o Vater, und bleib mitten in unserm Kreutz und Leiden ein Brunnen unsrer Freuden.

9. Gib mir und allen denen, die sich von Herzen sehnen nach dir und deiner Hulde, ein Herz, das sich gedulde.

10. Schleuß zu die Jammerpforten, und laß an allen Orten, auf so viel Blut vergiessen, die Friedensströme fliessen.

11. Sprich deinen milden Segen zu allen unsern Wegen, laß großen und auch kleinen die Gnadensonne scheinen.

12. Sey der Verlaßnen Vater, der Irrenden Berather, der Unversorgten Gabe, der Armen Gut und Haabe.

13. Hilf gnädig allen Kranken, gieb frölicher Gedanken den hochbetrübten Seelen, die sich mit Schwermuth quälen.

14. Und endlich, was das meiſte, füll uns mit deinem Geiſte, der uns hier herrlich ziere, und dort zum Himmel führe.

15. Das alles wolliſt du geben, o meines Lebens Leben, mir und der ChriſtenSchaare zum ſeligen neuen Jahr!

Mel. Wer nur den lieben Gott ꝛc.

569. So iſt das Jahr nun auch verfloſſen in dieſer ſüſſen Gnadenzeit. MeinGott! was hab ich nicht genoſſen für große Lieb und Gütigkeit! Wie hat mich nicht dein Herz verpflegt mit allem, was es gutes hegt.

2. Gelobt ſey deine Wandertreue, die meiner ſo gewartet hat, und über mir war täglich neue, wie ichs erfahren früh und ſpat. Du nahmſt dich meiner herzlich an, daß ich dich nicht gnug preiſen kann.

3. Ich war aus Adams böſem Stamme ein unfruchtbarer Feigenbaum. Du führteſt mich zu deinem Lamme, gabſt mir in deinem Weinberg Raum; dein Gnadenwort, das voller Kraft, gab mir ſtets neuen Lebensſaft.

4. Du wollteſt keinen Fleiß erſparen, und mich als deinen Baum erziehn. Du gabſt mir Kraft von Jahr zu Jahren, als ein fruchtbarer Zweig zu blühn: dein Lebensthau floß mildiglich, dein Gnadenſchein erwärmte mich.

5. MeinGott! ich kann nicht gnug erhöhen den Fleiß, den du an mich gewandt. Ich, ſchlechter Staub, hab genug geſehen die Pflege deiner treuen Hand. Doch, Herr! ich, ich von böſer Art, erweiſe mich noch jetzo hart.

6. Du haſt nun ſchon ſo viele Jahre gewartet, ob ich Früchte brächt. Ich läge längſtens auf der Bahre, gings nicht nach Gnade, ſondern Recht. Doch trägſt du mich noch immerdar, und ſchenkſt mir immer noch ein Jahr.

7. Ja wol ein Jahr, mich zu bekehren. Ach ja, Herr! ſchenk mir noch dies Jahr. Ich will dich mehr, als ehemals ehren; zähl mich nicht zur verſtockten Schaar. Hau mich nicht ab, hör deinen Sohn, der für mich bitt't, und meiner ſchon.

8. Grab um, was noch mein Herz umgeben, von Welt und aller

auer Sünden wust. Laß mich am ebensbaume kleben; in dem zu seyn, sey meine Lust, und aus demselben Frucht zu ziehn, sey stets mein eifrigstes Bemühn.

9. Laß mich nicht blosse Blätter tragen, wenn dein Sohn Früchte an mir sucht; daß ich nicht ewig dürfte klagen, weil dein Sohn faule Bäum verflucht. Laß Früchte der Gerechtigkeit sich an mir finden allezeit.

10. Herr Jesu! baue deinen Garten; laß mich ein Baum darinnen seyn, von dem du könnest Frucht erwarten. Du kömmst darum ins Fleisch herein, als andrer Adam, daß die Erd ein neuer Garten Gottes werd.

11. Ich will dir Frucht und Zweige bringen, wenn du mich fruchtbar machen wirst. Ich will dir Halleluja singen für diese Kraft, du Lebensfürst, dort mit der frohen Engelschaar im großen Hall- und Jubeljahr.

4. Paßions-Lieder.

570. Christus, der uns selig macht, kein Bös's hat begangen, der ward für uns in der Nacht, als ein Dieb, gefangen, geführt vor gottlose Leut, und fälschlich verklaget, veracht verhöhnt und verspeyt, wie denn die Schrift saget:

2. In der ersten Tagesstund ward er unbescheiden als ein Mörder dargestellt Pilato, dem Heyden, der ihn unschuldig befand, ohn Ursach des Todes, ihn derhalben von sich sandt zum König Herodes.

3. Um drey ward der Gottessohn mit Geissein geschmissen, und sein Haupt mit einer Kron von Dornen zerrissen; gekleidet zu Hohn und Spott, ward er sehr geschlagen, und das Kreuz zu seinem Tod mußt er selber tragen.

3. Um sechs ward er nackt und bloß an das Kreuz geschlagen, an dem er sein Blut vergoß, betet mit Wehklagen; die Zuseher spott'ten sein, auch die bey ihm hingen, bis die Sonn auch ihren Schein entzog solchen Dingen.

5. Jesus schrie zur neunten Stund klagte sich verlassen, bald

bald ward Gall in ſeinen Mund mit Eſſig gelaſſen; da gab er auf ſeinen Geiſt, und die Erd erbebet, des Tempels Vorhang zerreißt, und manch Fels zerklöbet.

6. Da man hatt zur Veſperzeit die Schächer gebrochen, ward Jeſus in ſeine Seit mit ein'm Speer geſtochen, daraus Blut und Waſſer rann, die Schrift zu erfüllen, wie Johannes zeiget an; nur um unſert willen.

7. Da der Tag ſein Ende nahm und der Abend kommen, ward Jeſus vons Kreuzesſtamm durch Joſeph genommen, herrlich nach jüdiſcher Art in ein Grab geleget, allda mit Hütern verwahrt, wie Matthäus zeuget.

8. O hilf Chriſte, Gottes Sohn durch dein bitter Leiden, daß wir dir ſtets unterthan, all Untugend meiden, deinen Tod und ſein' Urſach fruchtbarlich bedenken, dafür, wiewol arm und ſchwach, die Dankopfer ſchenken.

---

571. Da Jeſus an dem Kreuze ſtund und ihm ſein Leichnam ward verwundt ſogar mit bittern Schmerzen, die ſieben Wort, die Jeſus ſprach, betracht in deinem Herzen.

1. Zum erſten ſprach er flehiglich, zu ſein'm Vater im Himmelreich mit Kräften und mit Sinnen: Vergib ihn'n, Vater, ſie wiſſen nicht, was ſie an mir beginnen.

2. Zum andern g'denk ſein'r Barmherzigkeit, die Gott dem Schächer hat erzeigt; er ſprach gar gnädigliche: Fürwahr, du wirſt heut bey mir ſeyn in meines Vaters Reiche.

3. Zum dritten g'denk ſein'r groſſen Noth, laß dir die Wort nicht ſeyn ein Spott: Weib, ſchau dein'n Sohn gar eben; Johannes nimm dein'r Mutter wahr, du ſollt ihr eben pflegen.

4. Nun merket, was das viert Wort was: Mich dürſt't ſo hart ohne Unterlaß! ſchreyt Gott mit lauter Stimme: das menſchlich Heil thät er begehren, ſein'r Nägel thät er empfinden.

5. Zum fünften g'denk ſeiner Bitterkeit, wie Gott am heiligen Kreuz ausſchreyt: Mein Gott, wie haſt du mich verlaſſen

lassen! das Elend, das ich leiden muß, das ist ganz über die Massen.

7. Das sechst war gar ein kräftigs Wort, das mancher Sünder auch gehört aus seinem göttlichem Munde: Es ist vollbracht mein Leiden groß, wohl hie, zu dieser Stunde.

8. Zum siebenten, Vat'r, in deine Händ befehl ich mich. Dein'n Geist mir send, in meinen letzten Zeiten, wenn sich mein Seel vom Leib abscheidt, und mag nicht länger beiten.

9. Wer Gottes Mart'r in Ehren hat, und oft gedenkt der sieben Wort, deß will Gott eben pflegen: woll hie auf Erd mit seiner Gnad, und dort im ewgen Leben.

Mel. Herr ich habe missgehandelt

572. Gute Nacht ihr eitlen Freuden, gute Nacht, du falsche Welt. Sehet doch, welch Angst, und Leiden ist ausstehet der Lebensheld! wie er zittert, wie er ringet, daß sein Blut auch von ihm dringet.

2. Wie sollt ich denn Wollust pflegen, und, o schnöde Welt, mit dir gehen auf den breiten Wegen der verderblichen Begier? Nein ich will nun Jesu leben, und euch gute Nacht jetzt geben.

3. Ich mag euch durchaus nicht hören, die ihr bald ein frommes Herz mit dem Ansehn könnt bethören, hebet euch nur hinterwärts; ihr sollt mich nicht mehr verblenden, noch von Jesu mich abwenden.

4. Besser ists, mit Jesu leiden Hohn, Verachtung, Schmach und Spott, als von ihm seyn abgeschieden, und bey der gottlosen Rott hier in großen Ehren sitzen und dort in der Hölle schwitzen.

5. Weg mit Hoffart, Stolz und Prangen! weg mit allem Uebermuth! meines Heilands Haupt und Wangen triefen überall mit Blut, und dem Schutzherrn aller Frommen sind die Kleider selbst genommen.

6. Ach das Haupt muß Dornen tragen, und die Glieder prangen noch! ja der Herr muß Blösse klagen, und der Knecht stolziret doch! O du falsch beschöntes Gleissen, wer kann dich doch billig heissen?

7. Weiche Schwelgen, weiche Saufen, denn dein Wesen macht

macht, daß mich Furcht und Schrecken überlaufen, wenn ich nur bedenk, wie sich, auch zu ihrem großen Schaden, viel in Wollust überladen.

8. Und dem Schöpfer aller Dinge hats so gut nicht können seyn, daß, als er am Kreuze hinge, in der schwersten Todespein, er, sein mattes Herz zu laben, möcht ein Tröpflein Wassers haben.

9. Drum geb ich euch, schnöde Sünden, hiermit nochmals gute Nacht. Weichet fern, und bleibt dahinden, ihr habt Christo Angst gebracht, daß er klaget ohne Maßen, wie sein Gott ihn hab verlassen.

10. Daß der Lebensherr verstirbet, und daß der ein Fluch jetzt ist, der den Segen uns erwirbet, das soll mich zu jeder Frist von der Sündenbahn abschrecken, und zu wahrer Buß aufwecken.

11. Habe Dank, o Freund der Seelen! für die Angst und Traurigkeit, für die Striemen, Noth und Quälen, für des Todes Bitterkeit; die du hast, von Sünd und Schanden uns zu retten, ausgestanden.

12. Gib, daß wir forthin bereuen unsrer Sünden schwere Last, und die Straf nicht erneuen, die du jetzt bezahlet hast; sondern dir uns ganz ergeben, und nach deinem Willen leben.

Mel. Herr Jesu Christ, du höchstes.

573. Herr Jesu, deine Angst und Pein, und dein so bittres Leiden, laß mir vor Augen allzeit seyn, die Sünde zu vermeiden. laß mich an deine große Noth, und deinen herben bittern Tod, so lang ich lebe, denken.

2. Laß deiner Seelen Höllenquaal, dein blutgerönes schwitzen, und übrig Elend allzumal, darinn du mußtest sitzen, mir öfternmalen fallen ein, und eine starke Warnung seyn, für mehrern Missethaten.

3. Die Wunden alle, die du hast, hab ich dir helfen schlagen, auch mein große Sündenlast dir aufgelegt zu tragen. Ach liebster Heiland schone mein! laß diese Schuld vergessen seyn, laß Gnade vor Rechte gehen!

4. Du hast verlassen deinen Thron, bist in das Elend gan-

gen

gen, vert-ugeſt Schläge, Spott und Hohn, muſt'ſt an dem Kreuze hangen, auf daß du für uns ſchafftest Rath, und unſre ſchwere Miſſethat bey Gott verſöhnen möchteſt.

5. Drum will ich jetzt zur Dankbarkeit von Herzen dir Lob ſingen, und wenn du zu der Seligkeit mich wirſt hinkünftig bringen; ſo will ich daſelbſt noch vielmehr, zuſammt dem ganzen Himmels-Heer, dich ewig dafür loben.

6. Herr Jeſu deine Angſt und Pein und dein betrübtes Leiden, laß meine letzte Zuflucht ſeyn, wann ich von hier ſoll ſcheiden. Ach hilf, daß ich durch deinen Tod ſein ſanft beſchließe meine Noth, und ſelig ſterbe! Amen.

Mel. Zion klagt mit Angſt und ꝛc

574. Jeſu, deine tiefe Wunden, deine Quaal und bittrer Tod, laß mir geben alle Stunden Troſt, in Leibs- und Seelennoth. Weñ mir fällt was Arges ein, laß mich denken deiner Pein, daß ich deine Angſt und Schmerzen wohl erweg in meinem Herzen.

2. Will ſich denn in Wolluſt weiden mein verderbtes Fleiſch und Blut, laß mich denken, daß dein Leiden löſchen muß der Höllen Glut. Dringt der Satan ein zu mir, hilf, daß ich ihm halte für deine Wundenmahl und Zeichen, daß er von mir müſſe weichen!

3. Wenn die Welt mich will verführen auf die breite Sündenbahn, wollſt du mich alſo regieren, daß ich alsdann ſchaue an deiner Marter Centnerlaſt, die du ausgeſtanden haſt, daß ich könn in Andacht bleiben, alle böſe Luſt vertreiben.

4. Gib für alles, was mich kränket, mir aus deinen Wunden Kraft; wenn mein Herz hinein ſich ſenket, ſo gib neuen Lebensſaft, daß mich ſtärk in allem Leid deines Troſtes Süſſigkeit, weil du mir das Heil erworben, da du biſt für mich geſtorben.

5. Laß auf deinen Tod mich trauen, o mein Gott und Zuverſicht! Laß mich feſte darauf bauen, daß den Tod ich ſchmekke nicht. Deine Todesangſt laß mich ſtets erquicken mächtiglich. Herr, laß deinen Tod

mir

mir geben Auferſtehung, Heil und Leben.

6. Jeſu, deine heilge Wunden, deine Quaal und bittren Tod, laß mir geben alle Stunden Troſt in Leibs- und Seelennoth, ſonderlich am letzten End; hilf, daß ich mich zu dir wend Troſt in deinen Wunden finde, und dann frölich überwinde.

Mel. Herzlich thut mich verlangen.

575. O Haupt, voll Blut und Wunden, voll Schmerz und voller Hohn! o Haupt zum Spott gebunden mit einer Dornenkron! o Haupt, ſonſt ſchön gezieret mit höchſter Ehr und Zier, jetzt aber höchſt ſchimpfiret; gegrüſſeſt ſeyſt du mir!

2. Du edles Angeſichte, dafür ſonſt ſchrickt und ſcheut das große Weltgewichte, wie biſt du ſo beſpeyt? wie biſt du ſo erbleichet? wer hat dein Angeſicht, dem ſonſt kein Licht nicht gleichet, ſo ſchändlich zugericht?

3. Die Farbe deiner Wangen, der rothen Lippen Pracht, iſt hin und ganz vergangen, des blaſſen Todes Macht hat alles hingenommen, hat alles hingerafft, und daher biſt du kommen von deines Leibes Kraft.

4. Nun, was du Herr, erduldet, iſt alles meine Laſt; ich, ich hab es verſchuldet, was du getragen haſt. Schau her hie ſteh ich Armer, der Zorn verdienet hat! gib mir, o mein Erbarmer, den Anblick deiner Gnad.

5. Erkenne mich, mein Hüter, mein Hirte, nimm mich an, von dir, Quell aller Güter, iſt mir viel Guts gethan; dein Mund hat mich gelabet mit Milch und ſüſſer Koſt, dein Geiſt hat mich begabet mit mancher Himmelsluſt.

6. Ich will hie bey dir ſtehen, verachte mich doch nicht! von dir will ich nicht gehen, wenn dir dein Herze bricht. Wenn dein Mund wird verblaſſen im letzten Todesſtoß, alsdenn will ich dich faſſen in meinen Arm und Schooß.

7. Es dient zu meinen Freuden, und kömmt mir herzlich wohl, wenn ich in deinem Leiden, mein Heil, mich finden ſoll. Ach möcht ich, o mein Leben, an deinem Kreutze hier, mein Leben von mir geben, wie wohl geſchähe mir!

8. Ich danke dir von Herzen,

o Jeſu, liebſter Freund! für deine Todesſchmerzen, da du's ſo gut gemeynt. Ach gib, daß ich mich halte zu dir und deiner Treu, und wenn ich nun erkalte, in dir mein Ende ſey.

9. Wenn ich einmal ſoll ſcheiden, ſo ſcheide nicht von mir; wenn ich den Tod ſoll leiden, ſo tritt du dann herfür; wenn mir am allerbängſten wird um das Herze ſeyn, ſo reiß mich aus den Aengſten, Kraft deiner Angſt und Pein.

10. Erſcheine mir zum Schilde, zum Troſt in meinem Tod, und laß mich ſehn dein Bilde, in deiner Kreutzesnoth! da will ich nach dir blicken; da will ich glaubensvoll dich feſt an mein Herz drücken. Wer ſo ſtirbt, der ſtirbt wohl!

---

576. O Lamm Gottes! unſchuldig am Stam des Kreuzes geſchlachtet, allezeit gefunden geduldig, wiewol du wurdſt verachtet. Alle Sünd haſt du getragen, ſonſt müßten wir verzagen. Erbarm dich unſer, o Jeſu.

2. O Lamm Gottes! unſchuldig ꝛc. Erbarm dich unſer, o Jeſu!

3. O Lamm Gottes unſchuldig ꝛc: Gib uns deinen Frieden, o Jeſu!

---

577. O Traurigkeit! o Herzeleid! iſt das nicht zu beklagen: Gott des Vaters einges Kind wird ins Grab getragen.

2. O große Noth! Gott ſelbſt liegt todt; am Kreuz iſt er geſtorben, hat dadurch das Himmelreich uns aus lieb erworben.

3. O Menſchenkind, nur deine Sünd hat dieſes angerichtet, da du durch die Miſſethat wareſt ganz vernichtet.

4. Dein Bräutigam, das Gotteslamm, liegt hier mit Blut beflossen, welches er ganz mildiglich für dich hat vergoſſen.

5. O ſüſſer Mund, o Glaubensgrund! wie biſt du ſo zuſchlagen? alles, was auf Erden lebt, muß dich ja beklagen,

6. O liebliches Bild! ſchön, zart und mild, du Söhnlein der Jungfrauen, niemand kann dein heißes Blut ſonder Reu anſchauen.

7. O ſelig iſt zu dieſer Friſt, der dieſes recht bedenket, wie der

der Herr der Herrlichkeit wird ins Grab verſenket.

8. O Jeſu: du mein Hülf und Ruh, ich bitte dich mit Thränen; hilf, daß ich mich bis ins Grab nach dir möge ſehnen.

Mel. Nun ruhen alle Wälder.

578. O Welt, ſieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes ſchweben, dein Heil ſinkt in den Tod; der große Fürſt der Ehren läßt willig ſich beſchweren mit Schlägen, Hohn und großem Spott.

2. Tritt her und ſchau mit Fleiſſe, ſein Leib iſt ganz mit Schweiße des Blutes überfüllt, aus ſeinem edlen Herzen, für unerſchöpften Schmerzen, ein Seufzer nach dem andern quillt.

3. Wer hat dich ſo geſchlagen, mein Heil, und dich mit Plagen ſo übel zugericht't? du biſt ja nicht ein Sünder, wie wir und unſre Kinder, von Miſſethaten weißt du nicht.

4. Ich, ich und meine Sünden, die ſich wie Körnlein finden des Sandes an dem Meer, die haben dir erreget das Elend, das dich ſchläget, und das betrübte Marterheer.

5. Ich bins, ich ſollte büſſen, an Händen und Füſſen gebunden in der Höll, die Geiſſeln und die Banden, und was du ausgeſtanden, das hat verdienet meine Seel.

6. Du nimmſt auf deinen Rücken die Laſten, ſo mich drücken viel ſchwerer, als ein Stein; du biſt ein Fluch, dagegen verehrſt du mir den Segen, dein Schmerz muß meine Labung ſeyn.

7. Du ſetzeſt dich zum Bürgen, ja läſſeſt dich gar würgen, für mich und meine Schuld; mir läſſeſt du dich krönen mit Dornen, die dich höhnen, und leideſt alles mit Geduld.

8. Du ſpringſt ins Todes Rachen, mich frey und los zu machen von ſolchem Ungeheur; mein Sterben nimmſt du abe, begräbſt es in dem Grabe; o unerhörtes Liebesfeu'r!

9. Ich bin, mein Heil, verbunden, all Augenblick und Stunden, dir überhoch und ſehr! was Leib und Seel vermögen, das ſoll ich billig legen allzeit an deinen Dienſt und Ehr.

10. Nun ich kann nicht viel geben in dieſem armen Leben, eins aber will ich thun; es ſoll

dein

dein Tod und Leiden, bis Leib und Seele ſcheiden, mir ſtets in meinem Herzen ruhn.

11. Ich wills vor Augen ſetzen, mich ſtets daran ergötzen, ich ſey auch, wo ich ſey; es ſoll mir ſeyn ein Spiegel der Unſchuld, und ein Siegel der Lieb und unverfälſchten Treu.

12. Wie heftig unſre Sünden den frommen Gott entzünden, wie Rach und Eifer gehn, wie grauſam ſeine Ruthen, wie zornig ſeine Fluthen, will ich aus dieſem Leiden ſehn.

13. Ich will daraus ſtudiren, wie ich mein Herz ſoll zieren mit ſtillem ſanften Muth, und wie ich die ſoll lieben, die mich ſo ſehr betrüben mit Werken, ſo die Bosheit thut.

14. Wenn böſe Zungen ſtechen, mir Glimpf und Namen brechen, ſo will ich zähmen mich, das Unrecht will ich dulden, dem Nächſten ſeine Schulden verzeihen gern und williglich.

15. Ich will ans Kreuze ſchlagen mein Fleiſch, und dem abſagen, was meiner Luſt gelüſt't, was deine Augen haſſen, das will ich gerne laſſen, ſo viel mir immer möglich iſt.

16. Dein Seufzen und dein Stöhnen, und ſo viel tauſend Thränen, die dir gefloſſen zu, die ſollen mich am Ende, in deinen Schoß und Hände begleiten zu der ewgen Ruh.

Mel. Hilf Gott, daß mirs gelinge.

579. Wenn meine Sünd mich kränken, o mein Herr Jeſu Chriſt, ſo laß mich wohl bedenken, wie du geſtorben biſt, und aller meiner Schulden laſt, am Stamm des heilgen Kreuzes auf dich genommen haſt.

2. O Wunder ohne Maſſen, wenn mans betrachtet recht! es hat ſich martern laſſen der Herr für ſeinen Knecht, es hat ſich ſelbſt der wahre Gott für mich verlohrnen Menſchen gegeben in den Tod.

3. Was kann mir denn nun ſchaden der Sünden groſſe Zahl? ich bin bey Gott in Gnaden; die Schuld iſt allzumal bezahlt durch Chriſti theures Blut, daß ich nicht mehr darf fürchten der Höllen Quaal und Glut.

4. Drum ſag ich dir von Herzen, jetzt und mein Lebenlang für deine Pein und Schmerzen

zen, o Jesu, Lob und Dank, für deine Noth und Angstgeschrey, für dein unschuldig Sterben, für deine Lieb und Treu.

5. Herr, laß dein bitter Leiden mich reitzen für und für, mit allem Ernst zu meiden die sündliche Begier; laß mir nie komen aus dem Sinn, wie viel es dir gekostet, daß ich erlöset bin.

6. Mein Kreuz und meine Plagen, solls auch seyn Schmach und Spott, hilf mir geduldig tragen. Gib, o mein Herr und Gott, daß ich verleugne diese Welt, und folge dem Exempel, das du mir vorgestellt.

7. Laß mich an andern üben, was du an mir gethan, und meinen Nächsten lieben, gern dienen jedermann, ohn Eigennutz und Heuchelschein, wie du dich mir erwiesen, aus reiner Lieb allein.

8. Laß endlich deine Wunden mich trösten kräftiglich, in meinen letzten Stunden, und deß versichern mich; weil ich auf dein Verdienst nur trau, du werdest mich annehmen, daß ich dich ewig schau.

Wer nur den lieben Gott ꝛc.

580. Es ist vollbracht!

muß noch erschallen durch meines Jesu blassen Mund. Ach! dringe doch, du mattes Lallen, in meiner Seelen tiefsten Grund. Ja, kommt die finstre Todesnacht, sey dies mein Licht: Es ist vollbracht!

2. Was ist vollbracht? Die ganze Fülle von Jesu Welt- und Höllennoth. Was Gottes treuer Gnadenwille von unserm Heil durch Christi Tod in seinem ewgen Rath bedacht, davon spricht er: Es ist vollbracht!

3. Was uns des Geistes Lehren sagen durch heiliger Propheten Mund: Um unsre Schuld ist er zerschlagen, um unsre Missethat verwundt. Er ist verfolgt, betrübt, verachtet. Davon erschallt: Es ist vollbracht!

4. Vollbracht des herben Kelches Trinken, den bittre Leiden angefüllt. Vollbracht der müden Knie sinken, wenn Blutschweiß aus dem Körper quillt. Von aller Sünd und Höllenmacht spricht Jesu Mund: Es ist vollbracht!

5. Geht

5. Geht nun das Licht der Heiden unter! so hemmt sein Licht der Sonnen Lauf. Die Todten selber werden munter, es schliessen sich die Gräber auf; der Fels erbebet, springt und kracht. Dis alles ruft: Es ist vollbracht!

6. Es sprechen Jesu! deine Wunden, es spreche dein vergoßnes Blut, und alle Pein, die du empfunden, da deiner Feinde wilde Wuth, dich, Gottes Lämmlein! abgeschlacht't, durch Kraft an mir: Es ist vollbracht!

7. Ihr Freudenthränen netzt die Wangen; der Glaube siehet offenbar die Handschrift an dem Kreuze hangen, die wider meine Seele war. Wer ist, der nicht voll Wonne lacht? da so erschallt: Es ist vollbracht.

8. Es führe mich von allen Orten, wo dieser Erden Wollust blüht, den Mund von allen bösen Worten, von argem Dichten das Gemüth, das Herz von aller eitlen Pracht, dis Wort am Kreuz: Es ist vollbracht!

9. Doch steigt die Flamme deiner Liebe zu gröſſrer Gluth in meiner Brust: wenn rege Sehnsucht reiner Triebe des alten Adams Fleischeslust zu kreuz'gen und zu tödten tracht't, so heißt es auch: Es ist vollbracht!

10. Soll auch mein Haupt in vielen Schmerzen, gleich deinem, unter Dornen stehn. Soll ich mit thränenvollem Herzen durch Trübsal ins Reich Gottes gehn. Kommts, daß mir Seel und Leib verschmacht; so sey mein Trost: Es ist vollbracht.

11. Schmeck ich in dieser Jammerhöle mit dir des Todes Bitterkeit: so sey die Tröstung meiner Seele dein frohes Leben nach der Zeit; daß ich, wenn Glaub und Hoffnung wacht, mit Freuden sprech: Es ist vollbracht.

Mel. O Ewigkeit, du Donnerwort.

581. Was soll ich, liebster Jesu! dir, mein Heil und Trost, mein Hülf und Zier für dein beschwerlich Leben, für all dein Leiden, Müh und Noth, für deine Wunden, Blut und Tod für Dank und Ehre geben? Geb ich mich ganz und all

all das Mein, was kann, das für Vergeltung seyn?

2. Du hast mich, was ich bin, gemacht; du hast mich selbst zurecht gebracht, wie ich dir abgestorben. Du hast all meine Schuld gebüßt, und da ich ewig leiden müßt, den Himmel mir erworben. Geb ich hiefür dir all das Mein, was kann das für Vergeltung seyn?

3. Ach Herr, ich bau die Nichtigkeit, und bin von deinem Throne weit, auf den du bist gestiegen. Du bist nun wieder Herr der Welt, die mir noch schwer und ängstlich fällt, daß ich fast muß erliegen. Geb ich hiebey dir all das Mein, was kann das für Vergeltung seyn?

4. Nimm doch es, o mein Heiland! an, weil ich nichts bessers geben kann, bis ich geh von der Erden. Ach, schöne Lust, ach süsse Freud, da du und ich, wir, Jesu, beyd zusammen kommen werden. Dann werd ich, Herr! und all das Mein, geschickter zur Vergeltung seyn.

5. Führ aber du mich, o mein Hort, hiebey in deiner Unschuld fort, und laß mich unterdessen nie deines Leidens, deiner Pein, und was wir hiefür schuldig seyn, nie, Jesu, nie vergessen. So werd ich dir und all das Mein, gefällig zur Vergeltung seyn?

6. Gefällt es dir denn auch mein Heil, daß ich von deinem Kreuz ein Theil dir solle hier nachtragen? Wohl, Jesu! wohl, es sey also. Geh gnädig vor, ich folge froh. Wollt ich hierüber klagen, so müßt ich dir, und was sonst Mein, nie willig zur Vergeltung sein.

Mel. Wer nur den lieben Gott. ꝛc.

582. Du gehst im Garten, um zu beten, mein treuer Jesu! nimm mich mit. Laß mich an deine Seite treten, ich weiche von dir keinen Schritt. Ich will an dir, mein Lehrer, sehn, wie mein Gebet recht soll geschehn.

2. Du gehst mit Zittern und mit Zagen, und bist bis in den Tod betrübt. Ach! dis soll mir ans Herze schlagen; mir, der viel Sünden ausgeübt. Drum willt du, daß ein Herz voll

voll Reu mein Anfang zum Gebete ſey.

3. Du reiſſeſt dich von allen Leuten, und ſuchſt die ſtille Einſamkeit; und ſo will ich auch mich bereiten, und fliehen, was mein Herz zerſtreut. Zeuch mich von aller Welt allein, daß nur wir Zwey beyſammen ſeyn.

4. Du knieſt und wirfeſt dich zur Erden, du fälleſt auf dein Angeſicht. So muß die Demuth ſich geberden. Drum ſäum ich, Staub und Aſche, nicht, und beuge mich in Niedrigkeit, wie du, voll Trauren, Angſt und Leid.

5. Du beteſt zu dem lieben Vater, und rufeſt: Abba! wie ein Kind. Dein Vater iſt auch mein Berather, ſein Vaterherz iſt treu geſinnt. Drum halt ich mich getroſt an dich, und ruf auch: A b b a! höre mich.

6. Du greifſt voll Zuverſicht und Liebe dem treuen Vater an ſein Herz. Du ſchreyſt aus ſtärkſtem Herzenstriebe: Abba, mein Vater! himmelwerts. Ach Glaub und Liebe ſind mir noth, ſonſt iſt mein Beten kalt und todt.

7. Sehr kläglich trägſt du deinen Jammer dem höchſterzürnten Vater für. Du klopfſt, als wie mit einem Hammer, um Rettung, an die Gnadenthür. So klag ich auch, was mich nur quält, und bitt um alles, was mir fehlt.

8. Geduldig Lamm! wie hältſt du ſtille, und in der Bitte dreymal an! Dabey iſt auch für mich dein Wille, daß ich ſoll thun, wie du gethan. Hilft Gott nicht gleich das erſte mal, ſo ruf und ſchrey ich ohne Zahl.

9. Dein Wille ſenkt ſich in den Willen des allerliebſten Vaters ein. Darinn muß ſich mein Will auch ſtillen, dafern ich will erhöret ſeyn. Drum bet ich in Gelaſſenheit: Was mein Gott will, geſcheh allzeit.

10. Obgleich die Jünger dein vergeſſen, gedenkſt du doch getreu an ſie. Und da dich alle Marter preſſen, ſorgſt du für ſie mit gröſter Müh. Mein Beten bleibet ohne Frucht, wenn es des Nächſten Heil nicht ſucht.

11. Nun du erlangeſt auf dein Flehen Troſt, Kraft, Sieg, Leben, Herrlichkeit.

Damit haſt du auf mich geſehen, daß ich zur angenehmen Zeit auf ernſtlich Beten freudenvoll den gleichen Segen erndten ſoll.

12. Drum hilf mir, Jeſu! ſo zu beten, wie mich dein heilig Vorbild lehrt: ſo kann ich frey zum Vater treten, ſo werd ich ſtets von ihm erhört. So geh ich betend Himmel ein, und will dir ewig dankbar ſeyn

M. Werde munter mein Gem.

583. Der am kreuz iſt meine liebe! Meine Lieb iſt Jeſus Chriſt, Dem ich treu zu ſeyn, mich übe, Weil er mein Erlöſer iſt. Was die welt liebt, haſſet Gott; Ihre liebe bringt den tod. Jeſum will ich nie betrüben; Meinen Jeſum will ich lieben!

2. Der am kreuz iſt meine liebe! Sünder, was befremdets dich, Daß ich mich im glauben übe? Jeſus Chriſtus ſtarb für mich; Er hat mich mit Gott verſöhnt, Hat mit gnade mich gekrönt. Jeſum will ich nie betrüben; Meinen Jeſum will ich lieben!

3. Der am kreuz iſt meine liebe! Ach, der welt entſag ich gern, Daß ich ihn nur nicht betrübe, Meinen Heiland, meinen Herrn. Trät ich auf ſein blut mit hohn: Kreuzigt' ich nicht Gottes Sohn? Nein, ich will ihn nie betrüben; Meinen Jeſum will ich lieben!

4. Der am kreuz iſt meine liebe! Schweig, gewiſſen; Gott vergiebt. Darum preiſt Gott ſeine liebe, Weil ſein Sohn ſtirbt, der mich liebt. Wer verdammt nun? Gott iſt hier! Gott verzeiht durch Chriſtum mir. Jeſum will ich nie betrüben; Meinen Jeſum will ich lieben!

5. Der am kreuz iſt meine liebe! Ich veracht um meinen Herrn, Damit ich ihn nicht betrübe, Aller ſünden freuden gern. Von ihm ſcheidet keine noth, Keine marter mich, kein tod. Jeſum will ich nie betrüben; Meinen Jeſum will ich lieben!

6. Der am kreuz iſt meine liebe! Jeſus, mein bewährter freund! Dieſer ſtaub, mein leib, zerſtiebt: Dann werd ich mit ihm vereint.

Stadt- Landes- Bibl.

Auf

Auf des glaubens kurzen streit, Seh ich seine herrlichkeit. Jesum will ich nie betrüben; Ewig meinen Jesum lieben!

M. Nun laßt uns den leib.

584. Nun giebt mein Jesus gute nacht, Nun ist sein leiden vollendbracht, Nun hat er seiner seelen-pfand Geliefert in des Vaters hand.

2. Kommt ihr geschöpfe, kommt herbey, Und machet bald ein klag-geschrey, Das grausam sey zur selben frist, Da Gott am creutz verschieden ist.

3. Des tempels fürhang trenne sich, Das erdreich bebe furchtsamlich, Die berge springen himmel an, Daß man den abgrund schauen kan.

4. Die wolcken schreyen weh und ach, Die felsen geben einen krach, Den todten öffnet sich die thür, Und sie gehn aus dem grab herfür.

5. So muß der Herr der herrlichkeit Beläutet werden diese zeit, Als man denselben in der still Hinab zur ruhstatt bringen will.

6. Die weiber stehen zwar von fern, Und wollten sehn den ausgang gern, Doch wissen sie nicht wie man wol Den leib zu grabe bringen soll.

7. Zuletzt begiebt sich in gefahr Josephus der ein rathsherr war, Der Christus liebt' und wolte nicht, Daß man ihn brächte vors gericht.

8. Getrost ist ihm sein hertz und sinn, Drum geht er zu Pilato hin, Begehrt den leichnam Jesu Christ, Der ihm auch nicht verwegert ist.

9. Bald kommt der Nicodemus auch, Zu salben ihn nach alten brauch, Er bringt der besten specerey, Sammt saubern tüchern mancherley.

10. Da Jesus nun ist balsamirt, Und sein auf todtenart geziert, Da senket man ihn sanft hinab, Und legt ihn in des Josephs grab.

11. Nun Gottes Sohn der uns erweckt, Wird selbst mit einem stein bedeckt; O mensch, merck auf zu jeder frist, Daß dir ein grab bereitet ist.

12. Was trotzet doch der arme staub; Der würmer macht ihn bald zum raub. Ach! prange nicht du dürrer

koth, Denn heut ein könig, morgen todt.

13. Es wird vielleicht nicht balsámirt, Dein leichnam, noch so schön gezieet, Es ist genug, wenn man ihn trägt, Und ehrlich in die grube legt.

14. Doch freue dich, o frommes hertz, Daß dich der sünden bittrer schmertz, Hinführo nicht betrüben kan, Die selbst begrub der schmertzen-mann.

15. Nun er that deine boßheit ab, Und nam sie gäntzlich mit ins grab, Und als er wärd vom tod entfreyt, Da bracht er mit gerechtigkeit.

16. Sterb ich nun gleich, was ist es mehr? Steh ich doch auf mit pracht und ehr, Im grabe bleibt der sündenschlamm, Den ich aus dieser welt mit nahm.

17. Mein heyland hat in jener nacht Den sabbath mir zu wege bracht, Der hilft mir bald zur süssen ruh, Indem ich thu mein augen zu.

18. Hie hab ich aller unruh voll, Und wenn man's dennoch loben soll, So heist es gleichwol, daß hierbey Nur müh und angst gewesen sey.

19. So bald ich aber aus der luft, Gebracht bin in die dunckle kluft; So wohn ich sicher, still, behend, Und all mein unglück hat ein end.

20. Heisst das nicht wol ein grosser ruhm? Mein grab wird mir zum heiligthum; Denn Christus der im grab erwacht, Hat heilig auch mein grab gemacht.

5. Oster-Lieder.

585. Christ ist erstanden von der Marter alle, deß sollen wir alle froh seyn, Christus will unser Tröst seyn. Kyrie eleison.

2. Wär er nicht erstanden, so wär die Welt vergangen: seit daß er erstanden ist, loben wir den Herren Jesum Christ. Kyrie eleison.

3. Halleluja, Halleluja, Halleluja. Deß sollen wir alle froh seyn, Christus will unser Trost seyn. Kyrie eleison.

586. Je-

M. Meinen Jeſum laß ich nicht.

586. Jeſus, meine Zuverſicht, und mein Heiland, iſt im Leben! dieſes weiß ich, ſollt ich nicht darum mich zufrieden geben? was die lange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.

2. Jeſus, Er, mein Heiland lebt; ich werd auch das Leben ſchauen, ſeyn, wo mein Erlöſer ſchwebt, warum ſollte mir denn grauen? Läſſet auch ein Haupt ſein Glied, welches es nicht nach ſich zieht?

3. Ich bin durch der Hoffnung Band zu genau mit ihm verbunden, meine ſtarke Glaubenshand wird in ihm gelegt gefunden, daß mich auch kein Todesbann ewig von ihm trennen kann.

4. Ich bin Fleiſch, und muß daher auch einmal zu Aſche werden; das geſteh ich, doch wird er mich erwecken aus der Erden, daß ich in der Herrlichkeit um ihn ſeyn mög allezeit.

5. Dann wird eben dieſe Haut mich umgeben, wie ich gläube, Gott wird werden angeſchaut dann von mir in dieſem Leibe, und in dieſem Fleiſch werd ich Jeſum ſehen ewiglich.

6. Dieſer meiner Augen Licht wird ihn, meinen Heiland, kennen; ich, ich ſelbſt, ein Fremder nicht, werd in ſeiner Liebe brennen: nur die Schwachheit um und an wird von mir ſeyn abgethan.

7. Was hie kränket, ſeufzt und fleht, wird dort friſch und herrlich gehen; irrdiſch werd ich ausgeſä't, himmliſch werd ich auferſtehen, hier geh ich natürlich ein, nachmals werd ich geiſtlich ſeyn.

8. Seyd getroſt und hoch erfreut, Jeſus trägt euch, meine Glieder, gebt nicht ſtatt der Traurigkeit; ſterbt ihr, Chriſtus ruft euch wieder, wenn einſt die Poſaun erklingt, die auch durch die Gräber dringt.

9. Lacht der finſtern Erdenkluft, lacht des Todes und der Höllen, denn ihr ſollt euch durch die Luft eurem Heiland zugeſellen; dann wird Schwachheit und Verdruß liegen unter eurem Fuß.

10. Nur daß ihr den Geiſt erhebt von den Lüſten dieſer Erden, und euch dem ſchon jetzt

jetzt ergebt, dem ihr beygefügt wollt werden. Schickt das Herze da hinein, wo ihr ewig wünſcht zu ſeyn.

6. Himmelfahrts-Lied.

587. Chriſt fuhr gen Himmel! was ſandt er uns hernieder? den Tröſter, den heilgen Geiſt, zu Troſt der armen Chriſtenheit. Kyrie eleiſon.

2. Wär er nicht aufgefahren, ſo wär die Welt verlohren; ſeit daß er aufgefahren iſt, loben wir den Herrn Jeſum Chriſt. Kyrie eleiſon.

3. Halleluja, Halleluja, Halleluja! deß ſolln wir alle froh ſeyn! Chriſtus will unſer Troſt ſeyn. Kyrie eleiſon.

7. Pfingſt-Lieder.

588. Komm, heiliger Geiſt, Herre Gott, erfüll, mit deiner Gnadengut, deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn, dein brünſtig Lieb entzünd in ihn'n. O Herr, durch deines Lichtes Glanz zu dem Glauben verſammlet haſt das Volk aus aller Welt Zungen. Das ſey dir, Herr, zu Lob geſungen. Halleluja, Halleluja.

2. Du heiliges Licht, edler Hort, laß uns leuchten des Lebens Wort, und lehr uns Gott recht erkennen, von Herzen Vater ihn nennen. O Herr, behüt für fremder Lehr, daß wir nicht Meiſter ſuchen mehr, denn Jeſus Chriſt, mit rechtem Glauben, und ihm aus ganzer Macht vertrauen. Halleluja, Halleluja.

3. Du heilige Brunſt, ſüſſer Troſt, nun hilf uns fröhlich und getroſt in deinem Dienſt beſtändig bleiben, die Trübſal uns nicht abtreiben. O Herr, durch dein Kraft uns bereit, und ſtärk des Fleiſches Blödigkeit, daß wir hie ritterlich ringen, durch Tod und Leben zu dir dringen. Halleluja, Halleluja.

589. Nun bitten wir den heiligen Geist, um den rechten Glauben allermeist, daß er uns behüte an unserm Ende, wenn wir heimfahren aus diesem Elende. Kyrie eleison.

2. Du werthes Licht, gib uns deinen Schein, lehr uns Jesum Christum erkennen allein, daß wir an ihm bleiben, dem getreuen Heiland, der uns bracht hat zu dem rechten Vaterland. Kyrie eleison.

3. Du süsse Lieb, schenk uns deine Gunst, laß uns empfinden der Liebe Brunst, daß wir uns von Herzen einander lieben, und im Friede auf einem Sinne bleiben. Kyrie eleison.

4. Du höchster Tröster in aller Noth, hilf, daß wir nicht fürchten Schand noch Tod, daß in uns die Sinne nicht verzagen, wenn der Feind das Leben wird verklagen. Kyrie eleison.

M. Freu dich sehr, o meine Seele.

590. O du allersüßste Freude! o du allerschönstes Licht! der du uns in Lieb und Leide unbesuchet lässest nicht. Geist des Höchsten, höchster Fürst, der du hältst und halten wirst ohn Aufhören alle Dinge, höre, höre, was ich singe.

2. Du bist ja die beßte Gabe, die ein Mensch nur nennen kann, wenn ich dich erwünsch und habe, geb ich alles Wünschen an. Ach ergib dich, komm zu mir in mein Herze, das du dir, da ich in die Welt gebohren, selbst zum Tempel auserkohren.

3. Du wirst aus des Himmels Throne wie ein Regen ausgeschütt't, bringst vom Vater und dem Sohne nichts als lauter Segen mit. Laß doch, o du werther Gast, Gottes Segen, den du hast, und verwaltest nach deinem Willen, mich an Leib und Seele füllen.

4. Du bist weis' und voll Verstandes, was geheim ist, ist dir kund, zählst den Staub des kleinen Sandes, gründst des tiefen Meeres Grund. Nun, du weist auch Zweifelsfrey, wie verderbt und blind ich sey, drum gib Weisheit,

und vor allen, wie ich möge Gott gefallen.

5. Du bist heilig, läßt dich finden, wo man rein und sauber ist; fleuchst hingegen Schand und Sünden, wie die Tauben Schmuz und Mist. Mache mich, o Gnadenquell, durch dein Waschen rein und hell! laß mich fliehen, was du fliehest, gib mir, was du gerne siehest.

6. Du bist, wie ein Schäflein pfleget, frommes Herzens, sanftes Muths, bleibst im Lieben unbeweget, thust uns Bösen alles guts. Ach verleih und gib mir auch diesen edlen Sinn und Brauch, daß ich Freund und Feinde liebe, keinen, den du liebst, betrübe.

7. Mein Hort, ich bin wohl zufrieden, wenn du mich nur nicht verstößt: bleib ich von dir ungeschieden, ey so bin gnug getröst't. laß mich seyn dein Eigenthum! ich versprech hinwiederum hier und dort all mein Vermögen dir zu Ehren anzulegen.

8. Ich entsage alle deme, was dir deinen Ruhm benimmt; ich will, daß mein Herz annehme nur allein was von dir kömmt; was der Satan will und sucht, will ich halten als verflucht, ich will seinen schnöden Wegen mich mit Ernst zuwider legen.

9. Nur allein, daß du mich stärkest, und mir treulich stehest bey; hilf, mein Helfer, wo du merkest, daß mir Hülfe nöthig sey. Brich des bösen Fleisches Sinn, nimm den alten Willen hin, mach ihn allerdings neue, daß mein Gott sich meiner freue.

10. Sey mein Retter, halt mich eben! wenn ich sinke, sey mein Stab! wenn ich sterbe, sey mein Leben! wenn ich liege, sey mein Grab! wenn ich wieder auferstehe, ey so hilf mir, daß ich geh, hin, da du in ewgen Freuden wirst dein' Auserwählten weiden.

Mel. Wie schön leuchtet der ꝛc.

591. O heiliger Geist, kehr bey uns ein, und laß uns deine Wohnung seyn! o komm, du Herzenssonne! du Himmelslicht, laß deinen Schein bey uns und in uns kräftig seyn, zu steter Freud und Wonne! daß wir,

wir, in dir recht zu leben, ihms ergeben, und mit Beten oft deshalben vor dich treten.

2. Gib Kraft und Nachdruck deinem Wort, laß es wie Feuer immerfort in unsern Herzen brennen: daß wir Gott Vater, deinen Sohn, dich, beyder Geist, in einem Thron, für wahren Gott bekennen! Bleibe, treibe, und behüte das Gemüthe, daß wir gläuben, und im Glauben standhaft bleiben.

3. Du Quell draus alle Weisheit fleußt, die sich in fromme Seelen geußt, laß deinen Trost uns hören: daß wir in Glaubens-Einigkeit auch andre in der Christenheit dein wahres Zeugniß lehren. Höre, lehre, Herz und Sinnen zu gewinnen, dich zu preisen, Guts dem Nächsten zu erweisen.

4. Steh uns stets bey mit deinem Rath, und führ uns selbst den rechten Pfad, weil wir den Weg nicht wissen! Gib uns Beständigkeit, daß wir getreu dir bleiben für und für, wenn wir uns leiden müssen! schaue, baue, was zerrissen, und gestissen dir zu trauen, und auf dich allein zu bauen.

5. Laß uns dein edle Balsamskraft empfinden, und zur Ritterschaft dadurch gestärket werden; auf das wir unter deinem Schutz begegnen aller Feinde Trutz, so lang wir seyn auf Erden. Laß dich reichlich auf uns nieder, daß wir wieder Trost empfinden, alles Unglück überwinden.

6. Du süsser Himmelsthau laß dich in unsre Herzen kräftiglich, und schenk uns deine Liebe, daß unser Sinn verbunden sey dem Nächsten stets in Liebestreu, und sich darinnen übe. Kein Neid, kein Streit dich betrübe, reine Liebe wollst du geben, Sanft- und Demuth auch darneben.

7. Hilf, daß in wahrer Heiligkeit wir führen unsre Lebenszeit, sey unsers Geistes Stärke! daß uns forthin sey wohl bewußt, wie eitel ist des Fleisches Lust und seine Sündenwerke. Rühre, führe unsre Sinnen und Beginnen von der Erden, bis wir Himmelsbürger werden.

8. Buß-

8. Buß-Lieder.

592. Allein zu dir, Herr Jesu Christ, mein Hoffnung steht auf Erden. Ich weiß, daß du mein Tröster bist, kein Trost mag mir sonst werden. Von Anbeginn ist nichts erkohrn, auf Erden war kein Mensch gebohrn, der mir aus Nöthen helfen kann. Ich ruf dich an, zu dem ich mein Vertrauen han.

2. Mein Sünd'n sind schwer und übergroß, und reuen mich von Herzen, derselben mach mich quit und lös, durch deinen Tod und Schmerzen! und zeig mich deinem Vater an, daß du hast gnug für mich gethan, so werd ich quit der Sünden last, Herr, halt mir vest, weß du dich mir versprochen hast.

3. Gib mir, nach dein'r Barmherzigkeit, den wahren Christenglauben, auf daß ich deine Süßigkeit mög inniglich anschauen, vor allen Dingen lieben dich, und meinen Nächsten gleich als mich. Am letzten End dein Hülf mir send, damit behend des Teufels List sich von mir wend.

4. Ehr sey Gott in dem höchsten Thron, dem Vater aller Güte, und Jesu Christ, sein'm lieben Sohn, der uns allzeit behüte, und Gott dem heiligen Geiste, der uns sein Hülf allzeit leiste, damit wir ihm gefällig seyn, hier in dieser Zeit, und folgends in der Ewigkeit.

Mel. Nun komm den Heiden ꝛc.

593. Aus der Tiefen ruf ich, Herr! zu dir, erhöre mich, deine Ohren zu mir neig, auf mein Flehen nicht mehr schweig.

2. Aus der Tiefen rufe ich, Sünden gehen über mich: willt du rechnen, Herr! mit mir, so besteh ich nicht vor dir.

3. Aus der Tiefen rufe ich; will denn niemand hören mich? siehe doch, mein süsser Freund, wie mein Auge vor dir weint.

4. Aus der Tiefen rufe ich, ach! schon lang erbärmiglich, Kreuz und Leiden halten an, Jesus mich erretten kann.

5. Aus der Tiefen rufe ich, warum,

warum, Jesu, läßt du mich? ich erwart, ich seufze: ach! bis zur andern Morgenwach.

6. Aus der Tiefen rufe ich, Jesu Gnade tröstet mich, ob es mir gleich gehet hart, ich dennoch auf Jesum wart.

7. Nunmehr hab ich ausgeruft, Jesus komt und macht mir Luft; Seele schwing dich in die Höh, sage zu der Welt, ade!

---

594. Herr, ich habe mißgehandelt, ja mich drückt der Sünden Last, ich bin nicht den Weg gewandelt, den du mir gezeiget hast, und itzt wollt ich gern aus Schrecken mich vor deinem Zorn verstecken.

2. Doch, wie könnt ich dir entfliehen? du wirst allenthalben seyn: wollt ich über See gleich ziehen, stieg ich in die Gruft hinein, hätt ich Flügel gleich den Winden, dennoch würdest du mich finden.

3. Drum, ich muß es nur bekennen: Herr, ich habe mißgethan, darf mich nicht dein Kind mehr nennen, ach! nimm mich zu Gnaden an; laß die Menge meiner Sünden deinen Zorn nicht gar entzünden.

4. Könnt ein Mensch den Sand gleich zählen an dem weiten Mittelmeer, dennoch würd es ihm wohl fehlen, daß er meiner Sünden Heer, daß er alle mein Gebrechen sollte wissen auszusprechen.

5. Wein, ach wein itzt um die Wette meiner beiden Augen Bach! o daß ich gnug Zähren hätte, zu betrauren meine Schmach! o, daß aus dem Thränenbrunnen käm ein starker Strom gerunnen.

6. Ach! daß doch die strengen Fluthen überschwemmten mein Gesicht, und die Augen möchten bluten, weil mir Wasser sonst gebricht: ach! daß sie, wie Meereswellen, möchten in die Höhe schwellen!

7. Aber Christe, deine Beulen, ja ein einzigs Tröpflein Blut, das kann meine Wunden heilen, löschen meiner Sünden Glut, drum will ich, mein Angst zu stillen, mich in deine Wunden hüllen.

8. Dir will ich die Last aufbinden, wirf sie in die tiefe See,

See, waſche mich von meinen Sünden, mache mich ſo weiß, als Schnee, laß dein'n guten Geiſt mich treiben, einzig ſtets bey dir zu bleiben.

Mel. Es iſt gewißlich an der Zeit.

595. Ich will von meiner Miſſethat zum Herren mich bekehren; du wolleſt ſelbſt mir Hülf und Rath hierzu, o Gott, beſcheren; und deines guten Geiſtes Kraft, der neue Herzen in uns ſchafft, aus Gnaden mir gewähren.

2. Natürlich kann ein Menſch doch nicht ſein Elend ſelbſt empfinden; er iſt ohn deines Wortes Licht blind, taub, ja todt in Sünden. Verkehrt iſt Will, Verſtand und Thun; des groſſen Jammers wollſt du nun, o Vater mich entbinden.

3. Klopf durch Erkenntniß bey mir an, und führ mir wohl zu Sinnen, was Böſes ich vor dir gethan: du kannſt mein Herz gewinnen, daß ich aus Kummer und Beſchwer laß über meine Wangen her viel heiſſer Thränen rinnen.

4. Wie haſt du doch auf mich gewandt den Reichthum deiner Gnaden, mein Leben dank ich deiner Hand, du haſt mich überladen mit Ehr, Geſundheit, Ruh und Brod: du machſt, daß mir noch keine Noth bis hieher können ſchaden.

5. Du haſt in Chriſto mich erwählt tief aus der Höllen Fluthen: es hat mir ſonſten nicht gefehlt an irgend einem Guten, bisweilen bin ich auch dabey, daß ich nicht ſicher leb und frey, geſtäupt mit Vaterruthen.

6. Hab ich denn nun auch gegen dir des Gehorſams mich befliſſen? ach nein! ein anders ſaget mir mein Herze und Gewiſſen, darinn iſt, leider! nichts geſund, an allen Orten iſt es wund vom Sündenwurm geriſſen.

7. Die Thorheit meiner jungen Jahr, und alle ſchnöde Sachen verklagen mich zu offenbar; was ſoll ich armer machen? Sie ſtellen, Herr, mir vors Geſicht dein unerträglich Zorngericht, der Höllen offnen Rachen.

8. Ach meine Greuel allzumal

mal schäm ich mich zu bekennen: ihr ist auch weder Maaß noch Zahl. Ich weiß sie kaum zu nennen: und ist ihr keiner doch so klein, um welches willen nicht allein ich ewig müßte brennen.

9. Bisher hab ich in Sicherheit fast unbesorgt geschlafen; gesagt: es hat noch lange Zeit, Gott pflegt nicht bald zu strafen; er fähret nicht mit unsrer Schuld so strenge fort, es hat Geduld der Hirt mit seinen Schaafen.

10. Itzt aber all's zugleich erwacht, mein Herz will mir zerspringen: ich sehe deines Donners Macht, dein Feuer auf mich dringen: du regest wider mich zugleich des Todes und der Höllen Reich, die wollen mich verschlingen.

11. Wo bleib ich denn in solcher Noth? nichts helfen Thor und Riegel. Wo flieh ich hin? o Morgenröth! ertheil mir deine Flügel; verbirg mich, o du fernes Meer! bedecket mich, fallt auf mich her, ihr Klippen, Berg und Hügel.

12. Ach all's umsonst, und wenn ich gar könnt in den Himmel steigen, und wieder in die Höll, alldar mich zu verstecken, neigen: dein Auge dringt durch alles sich; du würdst doch meine Schand und mich der lichten Soñen zeigen.

13. Herr Jesu! nimm mich zu dir ein, ich flieh in deine Wunden, laß mich da eingeschlossen seyn, und bleiben alle Stunden: dir ist ja, o du Gotteslamm! all meine Sünd am Kreuzesstamm zu tragen aufgebunden.

14. Dis stell du deinem Vater für, daß er sein Herze lenke, daß er sich gnädig kehr zu mir, nicht meiner Sünden denke: und wegen aller Plag und Last, die du auf dich genommen hast, ins Meer sie alle senke.

15. Hierauf will ich zu jeder Zeit mit Ernst und Sorgfalt meiden all böse Lust und Eitelkeit, und lieber alles leiden, denn daß ich Sünd aus Vorsatz thu. Ach Herr! gieb du stets Kraft dazu, bis ich von hier werd scheiden.

---

596. Straf mich nicht in deinem Zorn, grosser Gott, verschone!

ne! Ach, laß mich nicht seyn verlohrn! nach Verdienst nicht lohne; hat die Sünd dich entzündt, lösch ab in dem Lamme deines Grimmes Flamme.

2. Herr, wer denkt im Tode dein, wer dankt in der Höllen? rette mich aus jener Pein der verdammten Seelen, daß ich dir, für und für, dort an jenem Tage, höchster Gott, Lob sage!

3. Zeig mir deine Vaterhuld, stärk mit Trost mich Schwachen! ach Herr, hab mit mir Gedulb, mein Gebeine krachen. Heil die Seel mit dem Oel deiner grossen Gnaden, wend ab allen Schaden!

4. Ach! sieh mein Gebeine an, wie sie all erstarren, meine Seele gar nicht kann deiner Hülfe harren; ich verschmacht, Tag und Nacht muß mein Lager fliessen von den Thränengüssen.

5. Ach! ich bin so müd und matt von den schweren Plagen, mein Herz ist der Seufzer satt, die nach Hülfe fragen: wie so lang machst du bang meiner armen Seele in der Schwermuthshöle?

6. Weicht, ihr Feinde, weicht von mir, Gott erhört mein Beten. Nunmehr darf ich mit Begier vor sein Antlitz treten. Teufel weich, Hölle fleuch! was mich vor gekränket, hat mir Gott geschenket.

7. Vater, dir sey ewig Preis, hier und auch dort oben, wie auch Christo gleicherweis, der allzeit zu loben. Heiliger Geist, sey gepreist. hoch gerühmt, geehret, daß du mich erhöret.

Mel. Auf meinen lieben Gott.

597. Wo soll ich fliehen hin, weil ich beschweret bin mit viel und grossen Sünden? wo soll ich Rettung finden? wenn alle Welt herkäme, mein Angst sie nicht wegnähme.

2. O Jesu, voller Gnad! auf dein Gebot und Rath, kömt mein betrübt Gemüthe zu deiner grossen Güte. laß du auf mein Gewissen, ein Gnadentröpflein fliessen.

3. Ich, dein betrübtes Kind, werf alle mein Sünd, so viel ihr't in mir stecken, und

und mich so heftig schrecken, in deine tiefe Wunden, da ich stets Heil gefunden.

4. Durch dein unschuldig Blut, die schöne rothe Fluth, wasch ab all meine Sünde, mit Trost mein Herz verbinde, und ihr'r nicht mehr gedenke, ins Meer sie tief versenke.

5. Du bist der, der mich tröstt, weil du mich hast erlöst. Was ich gesündigt habe, hast du verscharrt im Grabe. Da hast du es verschlossen, da wirds auch bleiben müssen.

6. Ist meine Bosheit groß, so werd ich ihr'r doch los, wenn ich dein Blut auffasse, und mich darauf verlasse: Wer sich zu dir nur findet, all Angst ihm bald verschwindet.

7. Mir mangelt zwar sehr viel, doch, was ich haben will ist alles mir zu gute, erlangt mit deinem Blute, damit ich überwinde Tod, Teufel, Höll und Sünde.

8. Und wenn des Satans Heer mir ganz entgegen wär, darf ich doch nicht verzagen, mit dir kann ich sie schlagen; dein Blut darf ich nur zeigen, so muß ihr Trotz bald schweigen.

9. Dein Blut, der edle Saft, hat solche Stärk und Kraft, daß auch ein Tröpflein kleine, die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen, frey, los und ledig machen.

10. Darum, allein auf dich, Herr Christ, verlaß ich mich: itzt kann ich nicht verderben, dein Reich muß ich ererben, denn du hast mirs erworben, da du für mich gestorben.

11. Führ auch mein Herz und Sinn, durch deinen Geist, dahin, daß ich mög alles meiden, was mich und dich kann scheiden, und ich an deinem Leibe ein Gliedmaß ewig bleibe.

---

9. Abendmals-Lieder.

Mel. Herr Jesu Christ, wahr't.

598. O Jesu! du mein Bräutigam, der du aus lieb am Kreuzesstamm für mich den Tod gelitten hast, genommen weg der Sünden Last.

2. Ich komm zu deinem Abendmahl, verderbt durch manchen Sündenfall. Ich bin krank, unrein, nackt und bloß, blind und arm; ach! mich nicht verstoß.

3. Du bist der Arzt, du bist das Licht, du bist der Herr, dem nichts gebricht, du bist der Brunn der Heiligkeit, du bist das rechte Hochzeitkleid.

4. Drum, o Herr Jesu! bitt ich dich, in meiner Schwachheit heile mich: Was unrein ist, das mache rein durch deinen hellen Gnadenschein.

5. Erleuchte mein verfinstert Herz, zünd an die schöne Glaubenskerz. Mein Armuth in Reichthum verkehr, und meinem Fleische steur und wehr.

6. Daß ich das rechte Himmelbrod, dich, Jesu, wahrer Mensch und Gott, mit höchster Ehrerbietung eß, und deiner Liebe nicht vergeß.

7. Lösch alle Laster aus in mir, mein Herz mit Lieb und Glauben zier; und was sonst ist von Tugend mehr, das pflanz in mir zu deiner Ehr.

8. Gib, was mir nützt zu Seel und Leib: was schädlich ist, fern von mir treib. Komm in mein Herz, laß mich mit dir vereinigt bleiben für und für.

9. Hilf, daß durch dieser Mahlzeit Kraft das Bös in mir werd abgeschafft: erlassen alle Sündenschuld, erlangt des Vaters Lieb und Huld.

10. Vertreibe alle meine Feind, die sichtbar und unsichtbar seynd. Den guten Vorsaz, den ich führ durch deinen Geist vest nach in mir.

11. Mein Leben, Sitten, Sinn und Pflicht, nach deinem heilgen Willen richt. Ach! laß mich meine Tag in Ruh und Friede christlich bringen zu.

12. Bis du mich, o du Lebensfürst! zu dir in Himmel nehmen

nehmen wirst; daß ich bey dir dort ewiglich an deiner Tafel freue mich.

Mel. Nun laßt uns Gott dem ꝛc

599. O Jesu, meine Wonne, du meiner Seelen Sonne, du Freundlichster auf Erden, laß mich dir dankbar werden.

2. Wie kann ich gnugsam schätzen dis himmelsüß Ergötzen, und diese theure Gaben, die uns gestärket haben!

3. Wie soll ich dir verdanken, o Herr! daß du mich Kranken gespeiset und getränket, ja selbst dich mir geschenket?

4. Ich lobe dich von Herzen, für alle deine Schmerzen, für deine Schläg und Wunden, der'r du so viel empfunden,

5. Dir dank ich für dein Leiden, den Ursprung meiner Freuden. Dir dank ich für dein Sehnen und heißvergoßne Thränen.

6. Dir dank ich für deiu Lieben, das standhaft ist geblieben. Dir dank ich für dein Sterben, das mich dein Reich läßt erben.

7. Itzt schmecket mein Gemüthe dein übergroße Güte. Dis theure Pfand der Gnaden tilgt allen meinen Schaden.

8. Herr laß mich nicht vergessen, daß du mir zugemessen die kräftge Himmelsspeise, wofür mein Herz dich preise.

9. Du wollest ja die Sünde, die ich annoch empfinde, aus meinem Fleische treiben, und kräftig in mir bleiben.

10 Nun bin ich losgezählet von Sünden, und vermählet mit dir, mein liebstes Leben, was kannst du werthers geben!

11. Laß, Schönster, meine Seele doch stets in dieser Höle des Leibes mit Verlangen an deiner Liebe hangen.

12. Laß mich die Sünde meiden, laß mich geduldig leiden, laß mich mit Andacht beten, und von der Welt abtreten.

13. Im Handeln, Wandeln, Essen, laß nimmer mich vergessen, wie treflich ich beglücket und himmlisch bin erquicket.

14. Nun kann ich nicht verderben,

derben, drauf will ich selig sterben, und freudig auferstehen, o Jesu, dich zu sehen.

Mel. Singen wir aus Herzensgr.

600. Schmücke dich, o liebe Seele! laß die dunkle Sündenhöle, komm ans helle Licht gegangen, fange herrlich an zu prangen; denn der Herr, voll Heil und Gnaden, will dich heut zu Gaste laden. Der den Himmel kann verwalten, will itzt Herberg in dir halten.

2. Eile, wie Verlobte pflegen, deinem Bräutigam entgegen, der da mit dem Gnadenhammer klopft an deine Herzenskammer. Oeffn' ihm bald die Geistespforten, red, ihn an mit schönen Worten: Komm mein Liebster, laß dich küssen, laß mich deiner nicht mehr missen.

3. Zwar in Kaufung theurer Waaren pflegt man sonst kein Geld zu sparen; aber du willt für die Gaben deiner Huld kein Geld nicht haben, weil in allen Bergwerksgründen kein solch Kleinod ist zu finden, das die Blutgefüllte Schaalen und dis Manna kann bezahlen.

4. Ach! wie hungert mein Gemüthe, Menschenfreund, nach deiner Güte. Ach! wie pfleg ich oft mit Thränen mich nach dieser Kost zu sehnen; ach! wie pfleget mich zu dürsten nach dem Trank des Lebensfürsten; wünsche stets, daß mein Gebeine, sich durch Gott mit Gott vereine.

5. Beides Lachen und auch Zittern lässet sich in mir itzt wittern. Das Geheimniß dieser Speise und die unerforschte Weise machet, daß ich früh vermerke, Herr, die Grösse deiner Werke; Ist auch wol ein Mensch zu finden, der dein Allmacht solle ergründen?

6. Nein. Vernunft die muß hier weichen, kann dis Wunder nicht erreichen, daß dis Brod nie wird verzehret, ob es gleich viel tausend nähret, und daß mit dem Saft der Reben uns wird Christi Blut gegeben. O der grossen Heimlichkeiten, die nur Gottes Geist kann deuten!

7. Jesu, meines Lebens Sonne, Jesu, meine Freud

und

und Wonne, Jesu, du mein ganz Beginnen, Lebensquell und Licht der Sinnen! hier fall ich zu deinen Füssen, laß mich würdiglich genieſſen dieſer deiner Himmelsſpeiſe, mir zum Heil und dir zum Preiſe.

8. Herr, es hat dein treues Lieben dich vom Himmel abgetrieben, daß du willig haſt dein Leben in den Tod für uns gegeben, und darzu ganz unverdroſſen, Herr, dein Blut für uns vergoſſen, das uns itzt kann kräftig tränken, deiner Liebe zu gedenken.

9. Jesu, wahres Brod des Lebens, hilf, daß ich doch nicht vergebens, ſondern mir zum Heil und Frommen, ſey zu deinem Tiſch gekommen. Laß die Seele durch die Eſſen deine Liebe recht ermeſſen daß ich auch wie itzt auf Erden, mög ein Gaſt im Himmel werden.

Mel. Dir, dir Jehovah will

601. Mein Jesu! der du vor dem Scheiden, in deiner letzten Trauernacht, uns haſt die Früchte deiner Leiden in einem Teſtament vermacht, Es preiſen gläubige Gemüther dich, Stifter dieſer hohen Güter.

2. So oft wir dieſes Mahl genieſſen, wird dein Gedächtniß bey uns neu. Man kann aus friſchen Proben ſchlieſſen, wie brünſtig deine Liebe ſey. Dein Blut, dein Tod, und deine Schmerzen verneuern ſich in unſern Herzen.

3. Es wird dem zitternden Gewiſſen ein neues Siegel aufgedrückt, daß unſer Schuldbrief nun zerriſſen, daß unſre Handſchrift nun zerſtückt, daß wir Vergebung unſrer Sünden in deinen blutgen Wunden finden.

4. Das Band wird veſter zugezogen, das dich und uns zuſammen fügt Die Freundſchaft, die wir ſonſt gepflogen, fühlt, wie ſie neue Stützen kriegt. Wir werden mehr in ſolchen Stunden mit dir zu einem Geiſt verbunden.

5 Dis Brod kann wahre Nahrung geben, dis Blut erquicket unſern Geiſt. Es mehrt ſich unſer innres Leben, wenn unſer Glaube dich genießt. Wir fühlen neue

Kraft und Stärke in unserm Kampf und Glaubenswerke.

6. Wir treten in genau're Bande mit deines Leibes Gliedern ein, mit denen wir in solchem Stande ein Herz und eine Seele seyn. Die Liebe muß uns vester schliessen, da wir ein Fleisch und Blut geniessen.

7. Dein Fleisch muß uns zum Pfande dienen, daß unser Fleisch, das Schwachheitvoll, einst herrlich aus dem Staube grünen, und unverweslich werden söll. Ja, daß du uns ein ewig Leben, nach diesem kurzen, werdest geben.

8. O theures Lamm! so edle Gaben hast du in dieses Mahl gelegt. Da wir dich selbst zur Speise haben, wie wohl ist unser Geist verpflegt! Dis Mahl ist unter allem Leiden ein wahrer Vorschmack jener Freuden.

9. Dir sey Lob, Ehr und Preis gesungen. Ein solcher hoher Liebesschein verdient, daß aller Engel Zungen zu dessen Ruhm geschäftig seyn. Wird unser Geist zu dir erhoben, so wird er dich vollkomm'ner loben.

10. Lehr-Glaubens- und Lebens-Lieder.

602. Herzlich lieb hab ich dich, o Herr! ich bitt, wollst seyn von mir nicht fern mit deiner Hülf und Gnaden. Die ganze Welt erfreut mich nicht; nach Himmel und Erde frag ich nicht, wenn ich dich nur kann haben. Und wenn mir gleich mein Herz zerbricht, so bist du doch mein Zuversicht, mein Heil und meines Herzens Trost, der mich durch sein Blut hat erlöst. Herr Jesu Christ, mein Gott und Herr! mein Gott und Herr! in Schanden laß mich nimmermehr.

2. Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab, mein Leib, Seel und all's, was ich hab in diesem armen Leben. Damit ichs brauch zum Lobe dein, zum Nutz und Dienst des Nächsten mein, wollst mir dein Gnade geben. Behüt

hüt mich, Herr, für falscher Lehr, des Satans Mord und Lügen wehr. In allem Kreuz erhalte mich, auf daß ichs trag geduldiglich. Herr Jesu Christ! mein Herr und Gott! mein Herr und Gott! tröst mir mein Seel in Todesnoth.

3. Ach Herr! laß dein' lieb'n Engelein am letzten End die Seele mein in Abrahams Schooß tragen, den Leib in sein'm Schlafkämmerlein, gar sanft ohn einge Quaal und Pein, ruhn bis am jüngsten Tage. Alsdenn vom Tod erwecke mich, daß meine Augen sehen dich in aller Freud, o Gottes Sohn! mein Heiland und mein Gnadenthron! Herr Jesu Christ, erhöre mich! erhöre mich! ich will dich preisen ewiglich.

---

603. Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ, ich bitt, erhör mein Klagen. Verleih mir Gnad zu dieser Frist, laß mich doch nicht verzagen. Den rechten Glauben, Herr! ich meyn, den wollest du mir geben, dir zu leben, mein'm Nächsten nütz zu seyn, dein Wort zu halten eben.

2. Ich bitt noch mehr, o Herre Gott! du kannst es mir wol geben. Daß ich nicht wieder werd zu spott; die Hoffnung gib darneben, voraus, wenn ich muß hie davon, daß ich dir mög vertrauen, und nicht bauen auf all mein eigen Thun, sonst wird michs ewig reuen.

3. Verleih, daß ich aus Herzengrund mein'n Feinden möq vergeben. Verzeih mir auch zu dieser Stund: schaff mir ein neues Leben. Dein Wort mein Speis laß allweg seyn, damit mein Seel zu nähren, mich zu wehren, wenn Unglück geht daher, das mich bald möcht abkehren.

4. Laß mich kein' Lust noch Furcht von dir in dieser Welt abwenden. Beständig seyn aus End gib mir, du hasts allein in Händen, und wem du's giebst, der hats umsonst. Es mag niemand ererben, noch erwerben, durch Werke, deine Gnad, die uns errett't vom Sterben.

5. Ich

5. Ich lieg im Streit, und widerstreb, hilf, o Herr Christ! mir Schwachen. An deiner Gnad allein ich kleb, du kannst mich stärker machen. Kömmt nun Anfechtung her, so wehr, daß sie mich nicht umstosse. Du kannst massen, das mirs nicht bring Gefahr. Ich weiß, du wirsts nicht lassen.

Mel. Nun ruhen alle Wälder.

604. In allen meinen Thaten laß ich den Höchsten rathen, der alles kann und hat; er muß zu allen Dingen, solls anders wohl gelingen, selbst geben seinen Rath und That

2. Nichts ist es spät und frühe um alle meine Mühe, mein Sorgen ist umsonst. Er mags mit meinen Sachen nach seinen Willen machen; ich stells in seine Vatergunst.

3. Es kann mir nichts geschehen, als was Gott hat ersehen; und was mir selig ist. Ich nehm es, wie ers giebet; was ihm von mir beliebet, dasselbe hab ich auch erkiest.

4. Ich traue seiner Gnaden, die mich für allem Schaden, für allem Uebel schützt. Leb ich nach seinen Sätzen, so wird mich nichts verletzen, nichts fehlen, was mir ewig nützt

5. Hats Gott denn so beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängniß gehn; kein Unfall unter allen, wird mir zu harte fallen, ich will mit Gott ihn überstehn.

6. Ihm hab ich mich ergeben, zu sterben und zu leben, so bald er mir gebeut; es sey heut oder morgen, dafür laß ich ihn sorgen, er weiß die allerbeßte Zeit.

7. So sey nun, Seele, deine, und traue dem alleine, der dich geschaffen hat. Es gehe, wie es gehe, dein Vater in der Höhe, der weiß zu allen Sachen Rath.

---

605. Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn, all die ihr seyd beschweret nun, mit Sünden hart beladen. Ihr Jungen, Alten, Frau und Mann, ich will euch geben,

was ich han, will heilen euren Schaden.

2. Mein Joch ist süß, mein Bürd gering; wer mirs nach trägt in dem Geding, der Höll wird er entweichen. Ich will ihm helfen treulich tragn, mit meiner Hülf wird er erjagn das ewge Himmelreiche.

3. Was ich gethan und gelitten hie, in meinem Leben, spat und früh, das sollt ihr auch erfüllen. Was ihr gedenkt, ja redt und thut, das wird euch alles recht und gut, wenns geschicht nach Gottes Willen.

4. Gern wollt die Welt auch selig seyn, wenn nur nicht wär die schwere Pein, die alle Christen leiden; So mag es ja nicht anders seyn, darum ergeb sich nur darein, wer ewig Pein will meiden.

5. All Kreatur bezeuget das; was lebt im Wasser, Laub und Gras, sein Leid'n kann es nicht meiden. Wer denn in Gottes Nam'n nicht will, zuletzt muß er des Teufels Ziel mit schweren Gewissen leiden.

6. Heut ist der Mensch schön, jung und lang, sieh! morgen ist er schwach und krank, bald muß er auch gar sterben. Gleich wie die Blumen auf dem Feld, also muß auch die schnöde Welt in einem Huy verderben.

7. Die Welt erzittert ob dem Tod, wenn einer liegt in der letzten Noth, dann will er erst fromm werden. Einer schafft dis, der andre das, sein'r armen Seel er gar vergaß, dieweil er lebt' auf Erden.

8. Und, wenn er nicht mehr leben mag, so hebt er an ein grosse Klag, will sich erst Gott ergeben. Ich fürcht, fürwahr, die göttlich Gnad, die er allzeit verspottet hat, wird schwerlich ob ihm schweben.

9. Ein'm Reichen hilf doch nicht sein Gut, dem Jungen nicht sein stolzer Muth, er muß aus diesem Mayen; Wenn einer hätt die ganze Welt, Silber und Gold, und alles Geld, noch muß er an den Reihen.

10. Dem G'lehrten hilft doch nicht sein Kunst, der weltlich Pracht ist gar umsonst, wir müssen alle sterben.

ben. Wer sich in Christo nicht bereit't, weil er lebt in der Gnadenzeit, ewig muß er verderben.

11. Höret und merkt ihr lieben Kind, die itzund Gott ergeben sind, laßt euch die Müh nicht reuen. Halt't stets am heilgen Gottes Wort: das ist eur Trost und höchster Hort. Gott wird euch schon erfreuen.

12. Nicht Uebel ihr um Uebel gebt, schaut, daß ihr hie unschuldig lebt, laßt euch die Welt nur äffen. Gebt Gott die Rach, und alle Ehr, den engen Steig geht immer her; Gott wird die Welt schon strafen.

13. Wenn es ging nach des Fleisches Muth, in Gunst, Gesundheit, grossem Gut, würd't ihr gar bald erkalten; Darum schickt Gott die Trübsal her, damit eu'r Fleisch gezüchtigt werd, zur ewgen Freud erhalten.

14. Ist euch das Kreuz bitter und schwer, gedenkt, wie heiß die Hölle wär, darin die Welt thut rennen. Mit Leib und Seel muß leiden drein ohn Unterlaß die ewge Pein, und mag doch nicht verbrennen.

15. Ihr aber werdt nach dieser Zeit, mit Christo haben ewig Freud; dahin sollt ihr gedenken. Es lebt kein Mann, der aussprechen kann die Glorie und den ewgen Lohn, den euch der Herr wird schenken.

16. Und was der ewge gütge Gott in seinem Wort versprochen hat, geschworn bey seinem Namen, das hält und giebt er gewiß fürwahr. Der helf uns zu der Engelschaar, durch Jesum Christum, Amen.

Mel. Nun danket alle Gott.

606. O Gott, du frommer Gott, du Brunnquell aller Gaben, ohn dem nichts ist, was ist, von dem wir alles haben! gesunden Leib gib mir, und daß in solchem Leib ein unverletzte Seel und rein Gewissen bleib.

2. Gib, daß ich thu mit Fleiß, was mir zu thun gebühret, wozu mich dein Befehl in meinem Stande führet: gib, daß ichs thue bald, zu der Zeit, da ich soll: und

wenn

wenn ichs thu, so gib, daß es gerathe wohl.

3. Hilf, daß ich rede stets, womit ich kann bestehen, laß kein unnützes Wort aus meinem Munde gehen; und wenn in meinem Amt ich reden soll und muß, so gib dem Worte Kraft und Nachdruck, ohn Verdruß.

4. Findt sich Gefährlichkeit, so laß mich nicht verzagen; gib einen Heldenmuth; das Kreuz hilf selber tragen. Gib, daß ich meinen Feind mit Sanftmuth überwind; und wenn ich Rath bedarf, auch guten Rath erfind.

5. Laß mich mit jedermann in Fried und Freundschaft leben, so weit als christlich ist. Willt du mir etwas geben an Reichthum, Gut und Geld, so gib auch dis dabey, das von unrechtem Gut nichts untermenget sey.

6. Soll ich auf dieser Welt mein Leben höher bringen, durch manchen sauren Tritt hindurch ins Alter bringen, so gib Geduld; für Sünd und Schanden mich bewahr, auf daß ich tragen mag mit Ehren graues Haar.

7. Laß mich an meinem End auf Christi Tod abscheiden. Die Seele nimm zu dir hinauf zu deinen Freuden; dem Leib ein Räumlein gönn bey frommer Christen Grab, auf daß er seine Ruh an ihrer Seiten hab.

8. Wenn du die Todten wirst an jenem Tag erwecken, so thu auch deine Hand zu meinem Grab ausstrecken. Laß hören deine Stimm, und meinen Leib weck auf, und führ ihn, schön verklärt, zum auserwählten Hauf.

9. Gott Vater, dir sey Preis, hier und im Himmel oben. Gott Sohn, Herr Jesu Christ, wir wollen dich stets loben. Gott heiliger Geist, dein Ruhm erschalle mehr und mehr. O Herr, dreyeinger Gott! dir sey Lob, Preis und Ehr!

---

607. Von Gott will ich nicht lassen, denn er läßt nicht von mir, führt mich auf rechter Strassen, da ich sonst irrte sehr; reichet mir seine Hand: den Abend als den Morgen

thut

thut er mich wohl verſorgen, ſey wo ich woll' im Land.

2. Wenn ſich der Menſchen Hulde und Wohlthat all verkehrt, ſo findt ſich Gott gar balde, ſein Macht und Gnad bewährt; hilfet aus aller Noth, erret't von Sünd und Schanden, von Ketten und von Banden, und wenns auch wär der Tod.

3. Auf ihn will ich vertrauen in meiner ſchweren Zeit; es kann mich nichts gereuen, er wendet alles Leid. Ihm ſey es heimgeſtellt. Mein Leib, mein Seel, mein Leben ſey Gott dem Herrn ergeben; er machs, wies ihm gefällt.

4. Es thut ihm nichts gefallen, denn was mir nützlich iſt. Er meynts gut mit uns allen, ſchenkt uns den Herren Chriſt, ſein'n eingebohrnen Sohn; durch ihn er uns beſcheret, was Leib und Seel ernähret. Lobt ihn ins Himmels Thron.

5. Lobt ihn mit Herz und Munde für das, ſo er uns ſchenkt. Das iſt ein ſel'ge Stunde, darin man ſein gedenkt: ſonſt verdirbt alle Zeit, die wir zubringen auf Erden: wir ſollen ſelig werden, und leben in Ewigkeit.

6. Auch wenn die Welt vergehet mit ihrer ſtolzen Pracht: wed'r Ehr noch Gut beſtehet, welchs vor ward groß gedacht. Wir werden nach dem Tod tief in die Erd begraben; wenn wir geſchlafen haben, will uns erwecken Gott.

7. Die Seel bleibt unverlohren, geführt in Abrahams Schooß; der Leib wird neu gebohren von allen Sünden los, ganz heilig, rein und zart, ein Kind nnd Erb des Herren. Daran muß uns nicht irren des Teufels liſtig Art.

8. Darum, ob ich ſchon dulde hie Widerwärtigkeit, wie ich auch wol verſchulde, komt doch die Ewigkeit, iſt aller Freuden voll; dieſelb' ohn' einig Ende, dieweil ich Chriſtum kenne, mir wiederfahren ſoll.

9. Das iſt des Vaters Wille, der uns geſchaffen hat; ſein Sohn hat Guts die Fülle erworben, und Genad; auch Gott der heilge Geiſt im Glauben uns regieret, zum

Reich

Reich des Himmels führet. Ihm sey Lob, Ehr und Preis.

608. Wer nur den lieben Gott läßt walten, und hoffet auf ihn allezeit, den wird er wunderbar erhalten in allem Kreuz und Traurigkeit. Wer Gott, dem Allerhöchsten traut, der hat auf einen Fels gebaut.

2. Was helfen uns die schweren Sorgen? was hilft uns unser Weh und Ach? was hilft es, daß wir alle Morgen beseufzen unser Ungemach? Wir machen unser Kreuz und Leid nur grösser durch die Traurigkeit.

3. Man halte nur ein wenig stille, und sey doch in sich selbst vergnügt, wie unsers Gottes Gnadenwille, wie sein Allwissenheit es fügt. Gott, der uns ihm hat auserwählt, der weiß auch gar wol, was uns fehlt.

4. Er kennt die rechten Freudenstunden, er weiß wol, was uns nützlich sey; wenn er uns nur hat treu erfunden, und merket keine Heuchelei, so kömt Gott, eh wirs uns versehn, und lässet uns viel Guts geschehn.

5. Denk nicht in deiner Drangsalshitze, daß du von Gott verlassen seyst; und daß der Gott im Schooße sitze, der sich mit stetem Glücke speist. Die Folgezeit verändert viel, und setzet jeglichem sein Ziel.

6. Es sind ja Gott sehr schlechte Sachen, und gilt dem Höchsten alles gleich, den Reichen klein und arm zu machen, den Armen aber groß und reich. Gott ist der rechte Wundermann, der bald erhöhn, bald stürzen kann.

7. Sing, bet und geh auf Gottes Wegen, verricht das deine nur getreu, und trau des Himmels reichem Segen, so wird er bey dir werden neu. Denn, welcher seine Zuversicht auf Gott setzt den verläßt er nicht.

M. i. Nun lob, mein Seel, den ꝛc.

609. Gott ist die wahre Liebe, die ihn ohn Maaß und Ende treibt; ihr Blick wird dem nicht trübe, der sie umfaßt, und in ihr bleibt; sie ist da-

zu erschienen, uns Menschen kund gemacht, daß sie sich des bedienten, was sie hervor gebracht. Sie leuchtet aus dem Sohne, den er uns zugesandt; der ist ihr Glanz und Krone, und ihr Versichrungspfand.

2. Er ist ein Mensch gebohren, der Gottes Herz und einigs Kind; sonst gingen die verlohren, die mit ihm eines Fleisches sind. Sie sollen durch ihn leben, und Gott versöhnet seyn, doch sich ihm wieder geben; denn er will nicht allein von Untergang sie retten, er schenkt auch seinen Geist, damit sie alles hätten, was dieser Bund verheißt.

3. Bedenket dis, ihr lieben, wo trefft ihr etwas gröſſers an? Er hat sich euch verschrieben, und bleibet ewig vest daran. Was fordert er dagegen? auch eure Lieb und Treu; woran euch selbst gelegen. Er wohnt euch darinn bey. Ihr könnet reicher werden, so fern ihr darnach strebt, als der, so hier auf Erden viel tausend Schätze gräbt.

4. Der liebt nach seinem Willen, der gegen Gott in Liebe brennt. Er kann die Glut nicht stillen, bis sie ihn auch zum Nächsten wendt; dem wird er so geneiget, wie er sich selber ist, daß er ihm Dienst erzeiget, und keine Pflicht vergißt. Es ist ein kindlich Zeichen, wenn man die Brüder liebt; der Vater thut desgleichen, der alles gutes giebt.

5. Drum laßt uns auf ihn sehen, und folget ihm mit Eifer nach. Ihr wisset, was geschehen: wir hatten Unglück, Sünd und Schmach, nach Freyheit kein Verlangen; noch hat er uns befreyt. Er ist uns nachgegangen, hat aus Barmherzigkeit sich unser angenommen. Wir waren in der Flucht, er ist uns vorgekommen, hat unser Heil gesucht.

6 Ach! lasset uns ihn lieben; denn er hat uns zuerst geliebt, ist immer treu geblieben, wie viel wir wider ihn verübt. Nun hat er uns gefunden; wir ihn im Sohn erkannt; er sich mit uns verbunden, und wir sind ihm verwandt.

verwandt. Wollt ihr ihn alle kennen, so thut, was ihm gefällt. Ach laßt die Herzen brennen in Lieb vor aller Welt.

Mel. Jesus meine Zuversicht.

610. Menschgebohrner Gottessohn! Mittler für die Höllenkinder! warum läßst du deinen Thron, für das Heil so armer Sünder! Darum, süßster Jesu Christ! weil du unser Mittler ist.

2. Darum, Liebster, ists geschehn, uns dem Vater zu versöhnen, unser Elend anzusehn, uns zu trösten in den Thränen. Du, Gott! wirst ein Menschenkind, daß sich Gott mit uns verbindt.

3. Ewge Liebe! nur durch dich liebt die wesentliche Liebe uns Verlohrne ewiglich, mit erbarmungsreichem Triebe. Gott hat keine Gnade mehr, die durch dich nicht unser wär.

4. Ewger Hoherpriester! du bittest für die armen Seelen; sprichst uns Gottes Segen zu, läßst dich opfern, schlachten, quälen! trägst, wie ein geduldig Lamm, unsre Last am Kreuzesstamm.

5. Schuldenopfer! das versöhnt; Friedensopfer, das erfreuet; alle Schuld ist abgelehnt, ob gleich das Gesetze dräuet. Denn du zahlest sie für mich, da du selbst geopfert dich.

6. Wenn ich gleich die ganze Welt voller Sünden an mir fünde; ist doch dieses Lösegeld gnug für eine Welt voll Sünde. Gnug, ja ganz vollgültig ist dein Verdienst, Herr Jesu Christ!

7. Friede, Trost und Sicherheit kömmt aus diesem zarten Triebe. Ruhe, Lust und Seligkeit fließt aus meines Jesu Liebe. Liebt mich nun mein Herr und Gott, acht ich weder Höll noch Tod.

Mel. Dir, dir, Jehovah, will.

611. Es hat zwar Gottes grosse Liebe, die unaussprechlich heiß und zart, sich durch gar viele starke Triebe in manchem Werke offenbart; doch es gebührt auf viele Weis den Gnadenruf besonder'r Preis.

2. Man denke doch: was sind

sind wir Armen? Wir alle seinds und sind verlohrne Schaaf. Gott ging uns nach mit viel Erbarmen, da uns des Falles Jammer traf. Da wir aus Bosheit uns verirrt, so rufte uns der treue Hirt.

3. Er rufet uns durch seine Knechte; er warnet uns für der Gefahr. Durch sein Wort lehrt er seine Rechte. Er ruft uns schon so manches Jahr. Er hört nicht auf, er rufet fort. Wir hören stets sein heilig Wort.

4. Er rufet uns zu seinen Hütten; er rufet uns zu seinem Mahl; zur Wahrheit und zu guten Sitten, in seines Sohnes Hochzeitsaal. O Gnad und Huld! o Wunderthat! Gott rufet uns noch früh und spat.

5. Wir konnten nichts, als uns verlieren, wir waren ein verdammter Hauf; so aber macht uns Gott die Thüren zu seiner Gnade selber auf. Doch viele bleiben taub und blind, weil sie verstockt und boshaft sind.

6. Ach Herr! laß uns dein Wort nicht rauben, laß es erschallen fort und fort. Ruf uns zur Buß und Glauben, bis wir an jenem Freudenort, im Himmel, mit der Engelschaar dich preisen werden immerdar.

---

612. Herr, von unendlichem Erbarmen! du unergründlich Liebesmeer! ich danke dir mit allen Armen und mit dem ganzen Christenheer, für deine Huld in Jesu Christ, die vor der Welt gewesen ist.

2. Für dein so allgemein Erlösen, für die Bezahlung aller Schuld, für den Beruf an alle Bösen, und für das Wort von deiner Huld, ja für die Kraft in deinem Wort, dankt dir mein Herze hier und dort.

3. Für deinen heilgen Geist der Liebe, der Glauben wirkt in unserm Geist; weil doch des Glaubens Kraft und Triebe ein Werk der Allmacht Gottes heißt; für die Bevestigung darin, dankt dir mein neu geschaffner Sinn.

4. Für dein so tröstliches Versprechen, daß deine Gna-

de ewig ſey. Wenn Berge berſten, Hügel brechen, ſteht doch dein Bund und deine Treu. Wenn Erd und Himmel weicht und fällt, ſo lebt doch Gott, der Glauben hält.

5. Für deine theurſte Sacramenten, als Siegel deiner wahren Schrift, wo Gott, damit wir gläubten könnten, ein Denkmal ſeiner Wunder ſtift't; für dieſe Gnade in der Zeit, dankt dir mein Herz in Ewigkeit.

6. Ja, Mund und Herze ſoll dir danken. Doch bittet auch mein Herz und Mund: laß weder Mund noch Herze wanken, und gründe mich auf dieſen Grund. Erhalte nur durch deine Treu mich bis in meinen Tod dabey.

7. Und fechten Satan, Welt und Lüſte mich in dem böſen Stündlein an; gib, daß ich mit dem Schild mich rüſte, der Satans Pfeile löſchen kann. Doch weil ich ſchwach, ſo laſſe du kein allzu ſtark Verſuchen zu.

8. Laß mir dein allgemein Erbarmen, das allgemeine Löſegeld, den allgemeinen Ruf der Armen, den allgemeinen Troſt der Welt, die Mittel, die auch allgemein, ein veſter Grund des Glaubens ſeyn.

9. Du gabſt auch mir den Ruf der Gnaden, auch ich erhalte Theil daran. Es lag mein Herz in gleichem Schaden, drum iſt auch gnug für mich gethan. An deinen Worten, Troſt und Heil hab ich auch insbeſondre Theil.

10. An dieſem kann ich nun erkennen, daß ich dein Kind in Gnaden bin. Du willt mir ſelbſt die Ehre gönnen; du gabſt dein Kind für mich dahin. Und der ward Sündern zugezählt; indem du Sünder auserwählt.

12. Laß mich in Liebe heilig leben, unſträflich dir zum Lobe ſeyn; verſichere mein Herz darneben, es reiſſe weder Luſt noch Pein mich von der Liebe Gottes hin, weil ich in Jeſu Chriſto bin.

12. Tod, Leben, Trübſal, Angſt und Leiden, was Welt und Hölle in ſich ſchlieſſt, nichts ſoll mich von der Liebe ſcheiden, die da in Chriſto Jeſu iſt. Ja, Amen,

Vater aller Treu! zähl mich den Auserwählten bey.

Mel. Dir, dir, Jehovah, will.

613. Ich habe nun den Grund gefunden, der meinen Anker ewig hält. Wo anders, als in Jesu Wunden? Da lag er vor der Zeit der Welt. Ein Grund, der unbeweglich steht, wenn Erd und Himmel untergeht.

2. Es ist das ewige Erbarmen, das alles Denken übersteigt! Es sind die offnen Liebesarmen deß, der sich zu den Sündern neigt, dem allemal das Herze bricht, wir kommen oder kommen nicht.

3. Wir sollen nicht verlohren werden. Gott will, uns soll geholfen seyn; deswegen kam der Sohn auf Erden, und nahm hernach den Himmel ein. Deswegen klopft er für und für so stark an unsre Herzensthür.

4. O Abgrund, welcher alle Sünden durch Christi Tod verschlungen hat! Des heißt die Wunden recht verbinden: da findet kein Verdammen statt; weil Christi Blut beständig schreyt: Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!

5. Darein will ich mich gläubig senken, dem will ich mich getrost vertraun; und wenn mich meine Sünden kränken, nur bald nach Gottes Herzen schaun; da findet sich zu aller Zeit unendliche Barmherzigkeit.

6. Wird alles andre weggerissen, was Seel und Leib erquicken kann; darf ich von keinem Troste wissen, und schein ich völlig ausgethan; scheint die Errettung noch so weit: so bleibt mir doch Barmherzigkeit.

7. Beginnt das Irrdische zu drücken, und häuft sich Kummer und Verdruß, daß ich mich noch in vielen Stükken mit eitlen Dingen plagen muß, ja werd ich oftmals sehr zerstreut: so hoff ich auf Barmherzigkeit.

8. Muß ich an meinen besten Werken, in welchen ich beschäftigt bin, viel Unvollkommenheit bemerken, so fällt zwar alles Rühmen hin; doch ist auch dieser Trost bereit: Mein Glaube hofft Barmherzigkeit.

9. Es

9. Es gehe nur nach deſſen Willen, bey dem ſo viel Erbarmen iſt. Er wolle ſelbſt mein Herze ſtillen, damit es ihn nur nicht vergißt; ſo ſtehet es, in Lieb und Leid, in, durch und auf Barmherzigkeit.

10. Bey dieſem Grunde will ich bleiben, ſo lange mich die Erde trägt. Dis will ich denken, thun und treiben, ſo lange ſich ein Glied beweget; ſo ſing ich einſtens höchſterfreut: O Abgrund der Barmherzigkeit.

Mel. Straf mich nicht in deinem ꝛc.

614. Mache dich, mein Geiſt, bereit!

Wache, ſieh und bete; daß dich nicht die böſe Zeit unverhoft betrete. Denn es iſt Satans Liſt über alle Frommen zur Verſuchung kommen.

2. Doch wach erſt von Sünden auf, und vom Sündenſchlafe. Denke nach, was folgt darauf? Eine lange Strafe. Und die Noth, ja der Tod, möchte dich in Sünden unvermuthet finden.

3. Wache auf! ſonſt wird das Licht dir noch ferne bleiben. Deine Nacht kann Jeſus nicht, wie er wünſcht, vertreiben. Denn Gott will auf die Füll ſeiner Gnadengaben offne Augen haben.

4. Wache! laß dich Satans Liſt ja nicht ſchlafend finden; weil er ſonſt geſchäftig iſt, dich ins Netz zu winden. Und Gott giebt, die er liebt, oft in ſeine Strafen, wenn ſie ſicher ſchlafen.

5. Wache, daß dich nicht die Welt, durch Gewalt bezwinge, oder, wenn ſie ſich verſtellt, liſtig an ſich bringe. Wach und ſieh, daß dich nie falſche Brüder fällen, die dir Netze ſtellen.

6. Wach auch ſelber gegen dich und dein böſes Herze, daß es ja nicht freventlich Gottes Huld verſcherze. Denn es iſt voller Liſt, kann ſich ſelber heucheln, und voll Hochmuth ſchmeicheln.

7. Aber bete ſtets dabey, mitten in dem Wachen. Ruf zu Gott; er muß dich frey von dem Kummer machen, der dich drückt, und beſtrickt, daß du ſchläfrig bleibeſt, und ſein Werk nicht treibeſt.

8. Ja, Gott will gebeten

seyn, soll er etwas geben, und auf unser Flehn und Schreyn krönt er unser Leben. Ruf ihn an, denn er kann Welt, Fleisch, Satan, Sünden kräftig überwinden.

9. Ach! so laßt uns immerdar wachen, flehen, beten; weil uns Trübsal und Gefahr immer näher treten. Denn die Zeit ist nicht weit, da uns Gott wird richten, und die Welt vernichten.

II. Klag- und Trost-Lieder.

Mel. Zion klagt mit Angst und ꝛc.

615. Treuer Gott, ich muß dir klagen meines Herzens Jammerstand; ob dir wol sind meine Plagen besser, als mir selbst, bekannt. Grosse Schwachheit ich bey mir in Anfechtung oftmals spür, wenn der Satan allen Glauben will aus meinem Herzen rauben.

2. Du, Gott, dem nichts ist verborgen, weißt, daß ich nichts von mir hab, nichts von allen meinen Sorgen; alles ist, Herr, deine Gab. Was ich gutes sind an mir, das hab ich allein von dir. Auch den Glauben mir und allen giebst du, wie dirs thut gefallen.

3. O mein Gott! vor den ich trete jetzt in meiner grossen Noth, hör, wie ich so sehnlich bete! laß mich werden nicht zu Spott. Mach zunicht des Teufels Werk, meinen schwachen Glauben stärk; daß ich nimmermehr verzage, Christum stets im Herzen trage.

4. Jesu! du Brunn aller Gnaden, der du niemand von dir stößst, der mit Schwachheit ist beladen, sondern deine Jünger tröst'st: sollt ihr Glaube auch so klein, wie ein kleines Senfkorn seyn, wollst du sie doch würdig schätzen, grosse Berge zu versetzen.

5. Laß mich Gnade vor dir finden, der ich bin voll Traurigkeit. Hilf du mir selbst überwinden; hilf, so oft ich muß in Streit. Meinen Glauben täglich mehr, deines Geistes Schwerdt verehe,

ehr, damit ich den Feind kann schlagen, alle Pfeile von mir jagen.

6. Heilger Geist ins Himmelsthrone, Gott von gleicher Ewigkeit mit dem Vater und dem Sohne, der Betrübten Trost und Freud, der du in mir angezündt, so viel Glauben ich noch find, über mir mit Gnaden walte, ferner deine Gab erhalte.

7. Deine Hülfe zu mir sende, o du edler Herzens Gast, und das gute Werk vollende, das du angefangen hast. Blas in mir das Fünklein auf, bis daß nach vollbrachten Lauf ich den Auserwählten gleiche, und des Glaubens Ziel erreiche.

8. Gott! groß über alle Götter, heilige Dreyeinigkeit! ausser dir ist kein Erretter. Tritt mir selbst zur rechten Seit, wenn der Feind den Pfeil abdrückt, meine Schwachheit mir aufrückt, will mir allen Trost verschlingen, und mich in Verzweiflung bringen.

9. Zeuch du mich aus seinen Stricken, die er mir gelegt hat. Laß ihm fehlen seine Tücken, drauf er sinnet früh und spat. Gib Kraft, daß ich allen Strauß ritterlich mög stehen aus, und so oft ich noch muß kämpfen, hilf du mir die Feinde dämpfen.

10. Reiche deinem schwachen Kinde, das auf matten Füssen steht, deine Gnadenhand geschwinde, bis die Angst vorüber geht. Wie die Jugend gängle mich, daß der Feind nicht rühme sich, solch ein Herz hab er gefället, das auf dich sein Hoffnung stellet.

11. Du bist meine Hülf, mein Leben, mein Fels, meine Zuversicht, dem ich Leib und Seel ergeben. Gott, mein Gott, verzeuch doch nicht! eile mir zu stehen bey, brich des Feindes Pfeil entzwey, laß ihn selbst zurücke prallen, und mit Schimpf zur Hölle fallen.

12. Ich will alle meine Tage rühmen deine starke Hand, daß du meine Noth und Plage hast so gnädig abgewandt. Nicht nur in der Sterblichkeit soll dein Ruhm seyn ausgebreit't, ich wills auch hernach

nach erweisen, und dort ewiglich dich preisen.

Mel. Herzlich thut mich verlangen.

616. Befiehl du deine Wege, und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege deß, der den Himmel lenkt; der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann.

2. Dem Herren mußt du trauen, wenn dirs soll wohl ergehn, auf sein Werk mußt du schauen, wenn dein Werk soll bestehn; mit Sorgen und mit Grämen, und mit selbsteigner Pein, läßt Gott ihm gar nichts nehmen, es muß erbeten seyn.

3. Dein' ewig treue Gnade, mein Vater, weiß und sieht, was gut sey, oder schade dem sterblichen Geblüt; und was du dann erlesen, das treibst du, starker Held, und bringst zum Stand und Wesen, was deinem Rath gefällt.

4. Weg' hast du allerwegen, an Mitteln fehlt dirs nicht; dein Thun ist lauter Segen, dein Gang ist lauter Licht; dein Werk kann niemand hindern, dein Arbeit darf nicht ruhn, wenn du, was deinen Kindern ersprießlich ist, willt thun.

5. Und ob gleich alle Teufel hie wollten wiederstehn, so wird doch ohne Zweifel Gott nicht zurücke gehn. Was er ihm vorgenommen, und was er haben will, das muß doch endlich kommen zu seinem Zweck und Ziel.

6. Hoff, o du arme Seele, hoff und sey unverzagt. Gott wird dich aus der Höle, da dich der Kummer plagt, mit grossen Gnaden rücken. Erwarte nur die Zeit, so wirst du schon erblicken die Sonn der Fröhlichkeit.

7. Auf! auf! gib deinen Schmerzen und Sorgen gute Nacht; laß fahren, was das Herze betrübt und traurig macht. Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll; Gott sitzt im Regimente, und führet alles wohl.

8. Ihn, ihn laß thun und walten, er ist ein weiser Fürst, und wird sich so verhalten, daß du dich wundern wirst, wenn er, wie ihm gebühret, mit

mit wunderbarem Rath das Werk hinausgeführet, das dich bekümmert hat.

9. Er wird zwar eine Weile mit ſeinem Troſt verziehn, und thun an ſeinem Theile, als hätt in ſeinem Sinn er deiner ſich begeben, und ſollteſt du für und für in Angſt und Nöthen ſchweben, frag er doch nichts nach dir.

10. Wirds aber ſich befinden, daß du ihm treu verbleibſt, ſo wird er dich entbinden, wenn du's am mindſten gläubſt. Er wird dein Herz erlöſen von der ſo ſchweren Laſt, die du zu keinem Böſen bisher getragen haſt.

11. Wohl dir, du Kind der Treue, du haſt und trägſt davon, mit Ruhm und Dankgeſchreye, den Sieg, die Ehrenkron. Gott giebt dir ſelbſt die Palmen in deine rechte Hand, und du ſingſt Freudenpſalmen dem, der dein Leid gewandt.

12. Mach End, o Herr! mach Ende mit aller unſrer Noth! Stärk unſre Füß und Hände, und laß bis in den Tod uns allzeit deiner Pflege und Treu empfohlen ſeyn! ſo gehen unſre Wege gewiß zum Himmel ein.

617.

Warum betrübſt du dich, mein Herz, bekümmerſt dich, und trägeſt Schmerz, nur um das zeitlich' Gut? Vertrau du deinem Herrn und Gott, der alle Ding erſchaffen hat.

2. Er kann und will dich laſſen nicht, er weiß gar wohl, was dir gebricht; Himmel und Erd iſt ſein. Mein Vater, und mein Herre Gott, der mir beyſteht in aller Noth.

3. Weil du mein Gott und Vater biſt, dein Kind wirſt du verlaſſen nicht, du väterliches Herz! Ich bin ein armer Erdenklos, auf Erden weiß ich keinen Troſt.

4. Der Reich verläßt ſich auf ſein Gut, ich aber will vertraun mein'm Gott: ob ich gleich werd veracht, ſo weiß ich, und gläub veſtiglich, wer Gott vertraut, dem mangelt nichts.

5. Elia, wer ernähret dich, da es ſo lange regnet nicht, in ſo ſchwer theurer Zeit? Ein Wittwe aus Sidonier

Land,

land, zu der du von Gott warſt geſandt.

6. Da er lag unterm Wacholderbaum, der Engel Gotts vom Himmel kam, und bracht ihm Speis und Trank, drauf gieng er einen weiten Gang, bis zu dem Berg Horeb genannt.

7. Des Daniels Gott nicht vergaß, da er unter den Löwen ſaß, hielt ihn'n ihr'n Rachen zu, und macht durch ſeine Wunderhand all deſſen Feind zu Spott und Schand.

8. Joſeph in Egypten verkaufet ward, vom Pharao gefangen hart, um ſein Gottesfürchtigkeit; Gott macht ihn zu ein'm groſſen Herrn, daß er konnt Vat'r und Brüd'r ernähren.

9. Es verließ auch nicht der treue Gott die drey Männer im Feurofen roth, ſein'n Engel ſandt er hin, bewahrt ſie für des Feuers Glut, und half ihnen aus aller Noth.

10. Ach Gott! du biſt noch heut ſo reich, als du biſt geweſen ewiglich; mein Vertraun ſteht ganz auf dir, mach mich an meiner Seelen reich, ſo hab ich gnug, hie und ewiglich.

11. Der zeitlich'n Ehr will ich gern entbehrn; du wollſt mich nur des Ewgen gewährn, das du erworben haſt durch deinen herben bittern Tod; das bitt ich dich, mein Herr und Gott!

12. Alles, was iſt auf dieſer Welt, es ſey Silber, Gold oder Geld, Reichthum und zeitlich Gut, das währt nur eine kleine Zeit, und hilft doch nicht zur Seligkeit.

13. Ich dank dir, Chriſt, o Gottes Sohn, daß du mich ſolchs erkennen la'n, durch dein göttliches Wort. Verleih mir auch Beſtändigkeit, zu meiner Seelen Seligkeit!

14. Lob, Ehr und Preis ſey dir geſagt, für alle dein erzeigt' Wohlthat. Ich bitt demüthiglich, laß mich nicht von dein'm Angeſicht verſtoſſen werden ewiglich!

618.

Warum ſollt ich mich denn grämen? hab ich doch Chriſtum noch! Wer will mir den nehmen? Wer will mir den

den Himmel rauben, den mir schon Gottes Sohn beygelegt im Glauben?

2. Nackend lag ich auf den Boden, da ich kam, da ich nahm meinen ersten Oden. Nackend werd ich auch hinziehen, wenn ich werd von der Erd als ein Schatten fliehen.

3. Gut und Blut, Leib, Seel und Leben, ist nicht mein, Gott allein ist es, ders gegeben. Will ers wieder zu sich kehren, nehm ers hin, ich will ihn dennoch fröhlich ehren.

4. Schickt er mir ein Kreuz zu tragen, bringt herein Angst und Pein, sollt ich drum verzagen? Der es schickt, der wird es wenden er weiß wohl, wie er soll all mein Unglück enden.

5. Gott hat mich bey guten Tagen oft ergötzt, sollt ich jetzt auch nicht etwas tragen? Fromm ist Gott, und straft mit Maassen; sein Gericht kann mich nicht ganz und gar verlassen.

6. Satan, Welt und ihre Rotten können mir nichts mehr hier thun, als meiner spotten. Laß sie spotten, laß sie lachen; Gott mein Heil wird in Eil sie zu schanden machen.

7. Unverzagt und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Wollt ihn auch der Tod aufreiben, soll der Muth dennoch gut und fein stille bleiben.

8. Kann uns doch kein Tod nicht tödten, sondern reißt unsern Geist aus viel tausend Nöthen, schleußt das Thor der bittern Leiden, und macht Bahn, da man kann gehn zur Himmelsfreuden.

9. Allda will in süssen Schätzen ich mein Herz auf den Schmerz ewiglich ergötzen. Hier ist kein recht Gut zu finden, was die Welt in sich hält, muß im Huy verschwinden.

10. Was sind diese Lebens-Güter? Eine Hand voller Sand, Kummer der Gemüther. Dort, dort sind die edlen Gaben, da mein Hirt, Christus wird mich ohn Ende laben.

11. Herr! mein Hirt, Brunn aller Freuden, du

bist mein, ich bin dein, niemand kann uns scheiden. Ich bin dein, weil du dein Leben und dein Blut, mir zu gut, in den Tod gegeben.

12. Du bist mein, weil ich dich fasse, und dich nicht, o mein Licht, aus dem Herzen lasse. Laß mich, laß mich hingelangen, da du mich und ich dich lieblich werd umfangen.

619. Was Gott thut, das ist wohl gethan! Es bleibt gerecht sein Wille. Wie er fängt meine Sachen an, will ich ihm halten stille. Er ist mein Gott der in der Noth mich wohl weiß zu erhalten, drum laß ich ihn nur walten.

2. Was Gott thut, das ist wohl gethan! Er wird mich nicht betrügen. Er führet mich auf rechter Bahn; drum laß ich mich begnügen an seiner Huld, und hab Geduld. Er wird mein Unglück wenden; Es steht in seinen Händen.

3. Was Gott thut, das ist wohl gethan! Er wird mich wohl bedenken. Er, als mein Arzt und Wundermann, wird mir nicht Gift einschenken für Arzeney. Gott ist getreu; drum will ich auf ihn bauen, und seiner Güte trauen.

4. Was Gott thut, das ist wohl gethan! Er ist mein Licht und Leben, der mir nichts böses gönnen kann. Ich will mich ihm ergeben in Freud und Leid; es kömmt die Zeit, da öffentlich erscheinet, wie treulich er es meynet.

5. Was Gott thut, das ist wohl gethan! Muß ich den Kelch gleich schmecken, der bitter ist nach meinem Wahn, laß ich mich doch nicht schrekken: weil ich zuletzt noch werd ergötzt mit süssem Trost im Herzen; drum weichen alle Schmerzen.

6. Was Gott thut, das ist wohl gethan! Dabey will ich verbleiben. Es mag mich auf die rauhe Bahn gleich Noth und Elend treiben, so wird Gott mich doch väterlich in seinem Arm erhalten; drum laß ich ihn nur walten.

M. Straf mich nicht in deinem Zorn.

620. Weine nicht! Gott lebet noch,

noch, du betrübte Seele! Fühlſt du, daß ein hartes Joch dich auf Erden quäle, Nur geduld! Gottes huld, Gibt uns nach dem Leiden Wieder troſt und freuden.

2. Weine nicht! Gott denkt an dich, kann dein nie vergeſſen. Glaube, daß er väterlich Deine noth ermeſſen, Und die Welt Eh' zerfällt, Eh' er dich wird haſſen, Oder gar verlaſſen.

3. Weine nicht! Gott ſiehet dich, Scheint er gleich verborgen; Wirfſt du nur geduldiglich, Auf ihn deine ſorgen, Reichet er labſal her, Und läſt nach dem Weinen Seine ſonne ſcheinen.

4. Weine nicht! Gott höret dich, Und mein ängſtlich flehen. Er verſpricht ja väterlich, Dir ſtets beyzuſtehen. Ruf' ihn an, Denn er kann Alles unglück wenden, Und wird hülfe ſenden.

5. Weine nicht! Gott liebet dich, Wenn dich Menſchen haſſen, Dir zu ſchaden unter ſich Manchen anſchlag faſſen. Gott ſchützt dich Väterlich, Bey gefahr und ſchrecken, wird ſeyn Schild dich decken.

6. Weine nicht! Gott ſorgt für dich. Was kann dir wohl fehlen? Warum willſt du ängſtiglich Dich mit ſorgen quälen? Wirf auf ihn Alles hin, Er wird deine ſachen Gut und beſſer machen.

7. Weine nicht! Gott tröſtet dich, Wenn die Thränen flieſſen. Endlich wird der kummer ſich Ganz verlieren müſſen. Durch den tod Stirbt die noth, Und wann der erſcheinet, Haſt du ausgeweinet.

12. Jeſus-Lieder.

Mel. Jeſus meine Zuverſicht.

621. Meinen Jeſum laß ich nicht, weil er ſich für mich gegeben, ſo erfordert meine Pflicht, Klettenweis an ihn zu kleben. Er iſt meines Lebens Licht. Meinen Jeſum laß ich nicht.

2. Jeſum laß ich nimmer nicht, weil ich ſoll auf Erden leben; Ihm hab ich voll

voll Zuversicht was ich bin und hab ergeben. Alles ist auf ihn gericht't. Meinen Jesum laß ich nicht.

3. Laß vergehen das Gesicht, Hören, Schmecken, Fühlen weichen; laß das letzte Tageslicht mich auf dieser Welt erreichen. Wenn der Lebensfaden bricht, meinen Jesum laß ich nicht.

4. Ich werd ihn auch lassen nicht, wenn ich nun dahin gelanget, wo vor seinem Angesicht frommer Christen Glaube pranget. Mich erfreut sein Angesicht. Meinen Jesum laß ich nicht.

5. Nicht nach Welt, nach Himmel nicht, meine Seele wünscht und stöhnet; Jesum wünscht sie und sein Licht, der mich hat mit Gott versöhnet, der mich frey macht vom Gericht. Meinen Jesum laß ich nicht.

6. Jesum laß ich nicht von mir, steh ihm ewig an der Seiten; Christus läßt mich für und für zu dem Lebensbächlein leiten. Selig, der mit mir so spricht: Meinen Jesum laß ich nicht.

622. Jesus ist mein Hirt, auf Jesum will ich bauen, Jesus, Jesus wird mich gnädiglich anschauen. Er führet mich auf grüner Au, und tränket mich mit Himmelsthau. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein. Ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

2. Was kann süssers seyn, als meines Jesus Gaben? ich bin sein, er mein; ich krank, er will mich laben; drum, was ich rede, denk und meyn, soll mein herzliebster Jesus seyn. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein; ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

3. Jesus, Jesus ist mein Trost in meinen Nöthen! nun kann keine List mich ängstigen noch tödten, nun bin ich nicht ein Höllenbrand, ich leb in meines Jesu Hand. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein, ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

4. Jesus ist mein Licht, mein Aufenthalt und Leben,

was mir sonst gebricht, das will er mir geben. Nun will er mich in seinem Reich bald machen allen Engeln gleich. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein, ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

5. Jesus ruft mir zu: mein Kind, nun kannst du leben freudig und in Ruh, die Sünd ist dir vergeben. Nun wirst du fühlen keine Quaal, drum komm und schmeck mein Abendmahl. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein, ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

6. Ach, ich Sündenkind, bekomm für Fluch den Segen, weil nunmehr mir sind, von meines Jesu wegen, vergeben meiner Sünden Schuld, und bin versichert Gottes Huld. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein, ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

7. Drum Welt, bleibe Welt, du willst mich nur verführen. Jesus tritt ins Feld, und läßt sich gnädig spüren. Er will nun aus dem Jammerthal mich nehmen in den Freudensaal. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein, ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

8. Nun weg, Gut und Ehr, weg Welt mit deinen Schätzen, ich kann mich nunmehr an Jesu stets ergötzen. Er soll nun mein seyn ewiglich, und ich auch sein, deß freu ich mich. Jesus hat sich mir ergeben, Jesus ist mein Trost allein, ich mag sterben oder leben, Jesus ist und bleibet mein.

---

623. Jesu, meine Freude, meines Herzens Weide! Jesu, meine Zier! ach wie lang, ach lange, ist dem Herzen bange, und verlangt nach dir! Gottes Lamm, mein Bräutigam, ausser dir soll mir auf Erden nichts sonst lieber werden.

2. Unter deinen Schirmen bin ich für den Stürmen aller Feinde frey. Laß den Satan wittern, laß den Feind erbittern,

bittern, mir steht Jesus bey. Ob es itzt gleich kracht und blitzt, ob gleich Sünd und Hölle schrecken, Jesus will mich decken.

3. Troz dem alten Drachen, troz des Todes Rachen, troz der Furcht dazu. Wüte, Welt, und tobe, ich steh hier und lobe Gott in sichrer Ruh. Gottes Macht hält mich in Acht! Erd und Abgrund muß verstummen, ob sie noch so brummen.

4. Weg mit allen Schätzen, du bist mein Ergötzen, Jesu, meine Lust! Weg ihr eitlen Ehren! ich mag euch nicht hören, bleibt mir unbewußt. Elend, Noth, Kreuz, Schmach und Tod soll mich, ob ich viel muß leiden, nicht von Jesu scheiden.

5. Gute Nacht, o Wesen, das die Welt erlesen, mir gefällst du nicht. Gute Nacht, ihr Sünden, bleibet weit dahinden, kommt nicht mehr ans Licht. Gute Nacht, du Stolz und Pracht! Dir sey ganz, du Lasterleben, gute Nacht gegeben.

6. Weicht, ihr Trauergeister, denn mein Freudenmeister, Jesus, tritt herein. Denen, die Gott lieben, muß auch ihr Betrüben süß und selig seyn. Duld ich schon hie Spott und Hohn, dennoch bleibst du auch im Leide, Jesu, meine Freude.

M. Wie schön leuchtet der Morg.

624. O Jesu! Jesu! Gottes Sohn! mein Bruder und mein Gnadenthron, mein Schatz, meine Freud und Wonne! du weissest, daß ich rede wahr, vor dir ist alles sonnenklar, und klärer als die Sonne. Herzlich lieb ich, mit Gefallen, dich vor allen, nichts auf Erden kann und mag mir lieber werden.

2. Dis ist mein Schmerz, dis kränket mich, daß ich nicht gnug kann lieben dich, wie ich dich lieben wollte; Ich werd von Tag zu Tag entzündt, je mehr ich lieb, je mehr ich sind, daß ich dich lieben sollte. Von dir laß mir deine Güte ins Gemüthe lieblich fliessen, so wird sich die Lieb ergiessen.

3. Durch deine Kraft wünsch ich das Ziel, daß ich, so viel

ich

ich soll und will, dich allzeit lieben könne. Nichts auf der ganzen weiten Welt, Pracht Wollust, Ehre, Freud und Geld, wenn ich es recht besinne, kann mich ohn dich gnugsam laben, ich muß haben reine Liebe, die tröst't, wenn ich mich betrübe.

4. Denn wer dich liebt, den liebest du, schaffst seinem Herzen Fried und Ruh, erfreuest sein Gewissen. Es geh ihm, wie es woll auf Erd, wenn ihn gleich ganz das Kreuz verzehrt, soll er doch dein geniessen, im Glück ewig, nach dem Leibe, grosse Freude wird er finden, alles Trauren muß verschwinden.

5. Kein Ohr hat dis jemals gehört, kein Mensch gesehen noch gelehrt, es läßt sich nicht beschreiben, was denen dort für Herrlichkeit bey dir und von dir ist bereit't, die in der Liebe bleiben. Gründlich läßt sich nicht erreichen, noch vergleichen den Weltschätzen dis, was uns dort wird ergötzen.

6. Drum laß ich billig dis allein, o Jesu, meine Sorge seyn, daß ich dich herzlich liebe; daß ich in dem, was dir gefällt, und mir dein klares Wort vermeldt, aus Liebe mich stets übe, bis ich endlich werd abscheiden, und mit Freuden zu dir kommen, aller Trübsal ganz entnommen.

7. Da werd 'ch deine Süßigkeit, das Himmelsmanna allezeit in reiner Liebe schmecken, und, seyn dein liebreich Angesicht mit unverwandtem Augenlicht, ohn alle Furcht und Schrecken. Reichlich werd ich seyn erquicket, und geschmücket, vor dein'm Throne, mit der schönen Himmelskrone.

Mel. Herr Jesu Christ, meins ꝛc.

625. O Jesu süß! wer dein gedenkt, sein Herz mit Freud wird überschwenkt. Noch süsser aber alles ist, wo du, o Jesu! selber bist.

2. Jesu, du Herzens Freud und Wonn, des Lebens Brunn und wahre Sonn, dir gleichet nichts auf dieser Erd, in dir ist, was man je begehrt.

3. Jesu,

3. Jesu, dein Lieb ist mehr denn süß, nichts ist darinn, das ein'm verdrieß, viel tausendmal ists, wie ich sag, edler, als mans aussprechen mag.

4. Jesu, du Quell der Gütigkeit, ein Hoffnung bist all unsrer Freud, ein süsser Fluß und Gnadenbrunn, des Herzens wahre Freud und Wonn.

5. Dein' Lieb, o süßer Jesu Christ! des Herzens beßte Labung ist; sie machet satt, doch ohn Verdruß, der Hunger wächst im Ueberfluß.

6. Jesu, du engelische Zier, wie süß in Ohren klingst du mir! Du Wunderhonig in dem Mund, kein'n bessern Trank mein Herz empfund

7. Jesu, du höchste Gütigkeit, meins Herzens Lust und beßte Freud! du bist die unbegreiflich Güt, dein Lieb ergötzt mir mein Gemüth.

8. Jesum lieb haben, ist sehr gut, wohl dem, der sonst nichts suchen thut! Mir selber will ich sterben ab, daß ich in ihm das Leben hab.

9. O Jesu! meine Süßigkeit! du Trost der Seel, die zu dir schreyt! die heissen Zähren suchen dich, das G'müth zu dir schreyt inniglich.

10. Ja, wo ich sey, um was Revier, so wollt ich, Jesus wär bey mir; Freud über Freud, wenn ich ihn find! selig, wenn ich ihn halten könnt!

11. Was ich gesucht, das seh ich nun; was ich begehrt, das hab ich schon Für Lieb, o Jesu! bin ich schwach, mein Herz das flammt und schreyt dir nach.

12. Wer dich, o Jesu, also liebt, der bleibt wol sicher unbetrübt. Nichts ist, das diese Lieb verzehr, sie wächst und brennt je mehr und mehr.

13. Jesu, du Blum und Jungfraun Sohn, du Lieb und unser Gnadenthron! dir sey Lob, Preis, wie sichs gezieмt; dein Reich nimmer kein End mehr nimmt.

14. In dir mein Herz hat seins Lust. Herr, mein Begierd ist dir bewußt. Auf dich ist all mein Ruhm gestellt, Jesu, du Heiland aller Welt.

15. Du Brunnquell der Barmherzigkeit, dein Glanz erstreckt,

erstreckt sich weit und breit; das G'wölk der Traurigkeit vertreib, das Licht der Glori bey uns bleib.

16. Dein Lob im Himmel hoch erklingt, kein Chor ist, der nicht von dir singt; Jesus erfreut die ganze Welt, hat Gott für uns zu Fried gestellt.

17. Jesus in Fried regieren thut, der übertrifft all Sinn und Muth. Der Fried bewahr mein Herz und Sinn, so lang ich hier auf Erden bin.

18. Jesu, erhöre meine Bitt! Jesu, verschmäh mein Seufzen nicht! Jesu, mein Hoffnung steht zu dir! O Jesu, Jesu, hilf du mir.

Mel. Dir, dir, Jehovah, will.

626. Ich will dich lieben, meine Stärke, ich will dich lieben, meine Zier. Ich will dich lieben mit dem Werke, in immerwährender Begier. Ich will dich lieben, schönstes Licht, bis mir das Herz in Stücken bricht.

2. Ich will dich lieben, o mein Leben! als meinen allerbesten Freund. Ich will dich lieben und erheben, so lange mich dein Glanz beschrint. Ich will dich lieben, Gotteslamm! als meinen liebsten Bräutigam.

3. Ach, daß ich dich so spät erkennet, du hochgelobte Schönheit du! und dich nicht eher mein genennet, du höchstes Gut und wahre Ruh! Es ist mir leid, und bin betrübt, daß ich dich hab so spät geliebt.

4. Ich lief verirrt, und war verblendet, ich suchte dich, und fand dich nicht; ich hatte mich von dir gewendet, und liebte das geschaffne Licht; Nun aber ists durch dich geschehn, daß ich dich, Liebster, hab ersehn.

5. Ich danke dir, du wahre Sonne, daß mir dein Glanz hat Licht gebracht. Ich danke dir, du Himmelswonne, daß du mich froh und frey gemacht. Ich danke dir, du süsser Mund, daß du mich machst frisch und gesund.

6. Erhalte mich auf deinen Stegen, und laß mich nicht mehr irre gehn; laß meinen Fuß in deinen Wegen

gen nicht straucheln, oder stille stehn. Erleucht mir Leib und Seele ganz, mein Gott, du starker Himmelsglanz.

7. Gib meinen Augen süsse Thränen, gib meinem Herzen keusche Brunst. Laß meine Seele sich gewöhnen, zu üben in der Liebekunst. Laß meinen Sinn, Geist und Verstand seyn immer mehr zu dir gewandt.

8. Ich will dich lieben, meine Freude, ich will dich lieben, meinen Gott. Ich will dich lieben in dem Leide, auch in der allergrößten Noth. Ich will dich liebeu, schönstes Licht, bis mir der Tod das Herz zerbricht.

Mel. Wachet auf! ruft uns die ꝛc.

627. O Herr Jesu, unsre Wonne! Dein Angesicht leucht't, als die Sonne, dein Kleid ist weiß, als wie ein Licht. Du bist selbst der Glanz der Ehren. Der Wolken Stimme läßt sich hören aus deines Vaters Mund, und spricht: Dis ist mein lieber Sohn! Den lobt mit süssem Ton. Halleluja! Den ihr auch sollt, so oft ihr wollt, anhören, denn ich bin ihm hold.

2. Sey denn munter, mein Gemüthe! und hilf mir preisen Gottes Güte, die er dir selbst vom Himmel zeigt. O der wunderschönen Dinge! davon ich dir stets sag und singe, die man auch billig nicht verschweigt, weil du vom Tod, Herr Christ, längst auferstanden bist. Hosianna, dem grossen Herrn, den wir von fern, jedoch von Herzen sehen gern.

3. Herr, du wolleſt mir vergönnen, nur einen Blick, dich zu erkennen; Denn wer kann deiner Strahlen Bliß wol mit blossen Aug anschauen? Doch möchten wir wol Hütten bauen, und bey dir haben unsern Sitz. Wir wollten für und für lobsingen, nach Gebühr: Halleluja! O nimm uns ein; hier ist gut seyn! da lebt man frey von aller Pein.

4. Herr, wenn du einst kommeſt wieder, und weckeſt auf die Todten Glieder, ſo laß auch herrlich seyn verklärt unsre Leiber aus der Erden; damit wir dir ganz ähnlich werden:

werden: wie solches kräftig ist bewährt in deinem klaren Wort. Du schöne Himmelspfort, Hosianna! laß mich geschwind, als Gottes Kind, hinein, wo alle Heilgen sind

628. Wie schön leuchtet der Morgenstern, voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn; die süsse Wurzel Jesse! Du Sohn David, aus Jacobs Stamm, mein König und mein Bräutigam, hast mir mein Herz besessen; lieblich, freundlich, schön und herrlich, groß und ehrlich, reich von Gaben, hoch und sehr prächtig erhaben.

2. Ey mein Perle, du werthe Kron, wahr'r Gottes und Marien Sohn, ein hochgebohrner König! mein Herz heißt dich ein Lilium, dein süsses Evangelium ist lauter Milch und Honig. Ey mein Blümlein, Hosianna, himmlisch Manna, das wir essen; deiner kann ich nicht vergessen.

3. Geuß sehr tief in mein Herz hinein, du heller Jaspis und Rubin, die Flamme deiner Liebe, und erfreu mich, daß ich doch bleib an deinem auserwählten Leib eine lebendige Ribbe. Nach dir ist mir, Tadellose Himmelsrose, krank und glimmend mein Herz, durch Liebe verwundet.

4. Von Gott kömt mir eine Freudenschein, wenn du mit deinen Aeugelein mich freundlich thust anblicken. O Herr Jesu, mein trautes Gut, dein Wort, dein Geist, dein Leib und Blut mich inniglich erquicken. Nimm mich freundlich in dein Arme, daß ich warme werd von Gnaden; auf dein Wort komm ich geladen.

5. Herr Gott Vater, mein starker Held, du hast mich ewig vor der Welt in deinem Sohn geliebet; dein Sohn hat mich ihm selbst vertraut, er ist mein Schatz, ich bin seine Braut, sehr hoch in ihm erfreuet. Eya, eya, himmlisch Leben wird er geben mir dort oben, ewig soll mein Herz ihn loben.

6. Zwingt die Saiten in Cithara, und laßt die süsse Musica ganz freudenreich erschallen, daß ich möge mit Jesulein,

sulein, dem wunderschönen Bräutgam mein, in steter Liebe wallen. Singet, springet, jubiliret, triumphiret, dankt dem Herren! Groß ist der König der Ehren.

7. Wie bin ich doch so herzlich froh, daß mein Schatz ist das A und O, der Anfang und das Ende. Er wird mich doch zu seinem Preis aufnehmen in das Paradeis; des klopf ich in die Hände. Amen, Amen, komm du schöne Freudenkrone, bleib nicht lange; deiner wart ich mit Verlangen.

13. Lob und Dank-Lieder.

Mel. Wie schön leuchtet der ꝛc.

629. Halleluja! Lob Preis und Ehr sey unserm Gott je mehr und mehr für alle seine Werke! Von Ewigkeit zu Ewigkeit sey in uns allen ihm bereit't Dank, Weisheit, Kraft und Stärke! Klinget, singet: Heilig, heilig, freylich, freylich, heilig ist Gott! unser Gott, der Herr Zebaoth.

2. Halleluja! Preis, Ehr und Macht sey auch dem Gotteslamm gebracht, in dem wir sind erwählet, das uns mit seinem Blut erkauft, damit besprenget und getauft, und sich mit uns vermählet. Heilig, selig ist die Freundschaft und Gemeinschaft, die wir haben, und darinnen uns erlaben.

3. Halleluja! Gott heilger Geist sey ewiglich von uns gepreis't, durch den wir neu gebohren, der uns mit Glauben ausgeziert, dem Bräutigam uns zugeführt, den Hochzeittag erkohren. Eya, ey da, da ist Freude, da ist Weide, da ist Manna, und ein ewig Hosianna.

4. Halleluja! Lob, Preis und Ehr sey unserm Gott je mehr und mehr, und seinem grossen Namen! Stimmt an mit aller Himmelschaar, und singet nun und immerdar mit Freuden: Amen, Amen. Klinget, singet: Heilig, heilig, freylich, freylich,

lich, heilig ist Gott, unser Gott! der Herr Zebaoth.

Mel. Dir, dir, Jehovah, will.

630. O! daß ich tausend Zungen hätte, und einen tausendfachen Mund: so stimmt ich damit um die Wette, aus allertiefstem Herzensgrund ein Loblied nach dem andern an, von dem, was Gott an mir gethan.

2. O! daß doch meine Stimm erschallte, bis dahin, wo die Sonne steht. O! daß mein Blut mit Jauchzen wallte, so lang es noch im Laufe geht. Ach! wär ein jeder Puls ein Dank, und jeder Odem ein Gesang.

3. Was schweigt ihr denn, ihr meine Kräfte? Auf! auf! braucht allen euren Fleiß und stehet munter im Geschäfte, zu Gottes, meines Herren, Preis. Mein Leib und Seele schicke dich, und lobe Gott herzinniglich.

4. Ihr grünen Blätter in den Wäldern, bewegt und regt euch doch mit mir. Ihr schwanken Grasgen in den Feldern, ihr Blumen, laßt doch eure Zier zu Gottes Ruhm belebet seyn, und stimmet lieblich mit mir ein.

5. Ach! alles, alles was ein Leben, und einen Odem in sich hat, soll sich mir zum Gehülfen geben, denn mein Vermögen ist zu matt, die grossen Wunder zu erhöhn, die allenthalben um mich stehn.

6. Dir sey, o allerliebster Vater! unendlich Lob für Seel und Leib. Lob sey dir, mildester Berather, für allen edlen Zeitvertreib, den du mir in der ganzen Welt zu meinem Nutzen hast bestellt.

7. Mein treuster Jesu! sey gepriesen, daß dein erbarmungsvolles Herz sich mir so hülfreich hat erwiesen, und mich, durch Blut und Todesschmerz, von aller Teufel Grausamkeit zu deinem Eigenthum befreyt.

8 Auch dir sey ewig Ruhm und Ehre, o heilig werther Gottesgeist! für deines Trostes süsse Lehre, die mich ein Kind des Lebens heißt. Denn wo was Guts von mir geschicht,

schicht, das wirket nur dein göttlich Licht.

9. Wer überströmet mich mit Segen? Bist du es nicht, o reicher Gott? Wer schützet mich auf meinen Wegen? du du, o Herr Gott Zebaoth! Du trägst mit meiner Sündenschuld unsäglich gnädige Geduld.

10. Vor andern küß ich deine Ruthe, die du mir aufgebunden hast. Wie viel thut sie mir doch zu gute, und ist mir eine sanfte Last. Sie macht mich fromm, und zeigt dabey, daß ich von deinen Liebsten sey,

11. Ich hab es all mein Lebetage, schon so manch liebesmal gespürt, daß du mich, unter vieler Plage, durch rauh und glattes hast geführt Denn in der grössesten Gefahr ward ich dein Trostlicht stets gewahr.

12. Wie sollt ich nun nicht voller Freuden in deinem steten Lobe stehn? Wie sollt ich auch im tiefsten Leiden, nicht triumphirend einher gehn? Und fiel auch gleich der Himmel ein, so will ich doch nicht traurig seyn.

13. Drum reiß ich mich jetzt aus der Höle der schnöden Eitelkeiten los, und rufe mit erfreuter Seele: Mein Gott, du bist sehr hoch und groß! Kraft, Ruhm, Preis, Dank und Herrlichkeit, gebührt dir jetzt und allezeit.

14. Ich will von deiner Güte singen, so lange sich die Zunge regt. Ich will dir Freudenopfer bringen, so lange sich mein Herz bewegt. Ja, wenn der Mund wird kraftlos seyn, so stimm ich doch mit Seufzen ein.

15. Ach! nimm das arme Lob auf Erden, mein Gott, in allen Gnaden hin. Im Himmel soll es besser werden, wenn ich den Engeln ähnlich bin. Da sing ich dir im höhern Chor, viel tausend Halleluja vor.

Mel. Komm her zu mir, spricht ꝛc.

631. Geh aus, mein Herz, und suche Freud, in dieser lieben Sommerzeit, an deines Gottes Gaben. Schau an der schönen Gärten Zier, und siehe, wie sie mir und dir sich ausgeschmücket haben.

2. Die

2. Die Bäume ſtehen voller Laub, das Erdreich decket ſeinen Staub mit einem grünen Kleide; Narciſſen und die Tulipan, die ziehen ſich viel ſchöner an, als Salomonis Seide.

3. Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft, das Täublein fliegt aus ſeiner Kluft, und macht ſich in die Wälder; die hochbegabte Nachtigall ergötzt und füllt mit ihrem Schall Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völklein aus; der Storch baut und bewohnt ſein Haus; das Schwälblein ſpeist die Jungen; der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh iſt froh, und kömmt aus ſeiner Höh ins tiefe Gras geſprungen.

5. Die Bächlein rauſchen in dem Sand, und mahlen ſich in ihrem Rand mit ſchattenreichen Myrthen; die Wieſen liegen hart dabey, und klingen ganz voll Luſtgeſchrey der Schaaf und ihrer Hirten.

6. Die unverdroßne Bienenſchaar fleucht hin und her, ſucht hie und dar ihr edle Honigſpeiſe. Des ſüßen Weinſtocks ſtarker Saft bringt täglich neue Stärk und Kraft in ſeinem ſchwachen Reiſe.

7. Der Weitzen wächſet mit Gewalt, darüber jauchzet Jung und Alt, und rühmt die groſſe Güte deß, der ſo überflüſſig labt, und mit ſo manchem Gut begabt das menſchliche Gemüthe.

8. Ich ſelbſten kann und mag nicht ruhn; des großen Gottes großes Thun erweckt mir alle Sinnen. Ich ſinge mit, wenn alles ſingt, und laſſe, was dem Höchſten klingt, aus meinem Herzen rinnen.

9. Ach! denk ich, biſt du hier ſo ſchön, und läßt du's uns ſo lieblich gehn auf dieſer armen Erden; was will doch wol, nach dieſer Welt, dort in dem veſten Himmelszelt, und güldnem Schloſſe werden?

10. Welch hohe Luſt, welch heller Schein wird wol in Chriſti Garten ſeyn? wie muß es da wohl klingen, da ſo viel tauſend Seraphim mit unverdroßnem Muth und Stimm ihr Halleluja ſingen.

11. O wär ich da! ach ſtünd

stünd ich schon, o süsser Gott, vor deinem Thron, und trüge meine Palmen! so wollt ich nach der Engel Weis erhöhen deines Namens Preis mit tausend schönen Psalmen.

12. Doch gleichwol will ich, weil ich noch hier trage dieses Leibes Joch, auch nicht gar stille schweigen; mein Herze soll sich fort und fort, an diesem und an allem Ort zu deinem Lobe neigen.

13. Hilf mir, und segne meinen Geist mit Segen, der von Himmel fleußt, daß ich dir stetig blühe. Gib, daß der Sommer deiner Gnad in meiner Seele früh und spat viel Glaubensfrucht erziehe.

14. Mach in mir deinem Geiste Raum, daß ich dir werd ein guter Baum, und laß mich wohl bekleiben. Verleihe, daß zu deinem Ruhm, ich deines Gartens schöne Blum und Pflanze möge bleiben.

15. Erwähle mich zum Paradeis, und laß mich bis zur letzten Reis an Leib und Seele grünen: so will ich dir und deiner Ehr allein, und sonsten keinem mehr, hier und dort ewig dienen.

Mel. Nun laßt uns Gott dem ꝛc.

632. Kommt, lasset Gottes Güte uns führen zu Gemüthe! Kommt, lasset uns erwegen des frommen Vaters Segen!

2. Eh wir ans Licht gesetzet, hat er uns hoch geschätzet, und uns schon eingeschrieben zum Leben und zum Lieben.

3. Da wir noch sind gelegen ohn Regen und Bewegen, ohn Menschen Hülf und Sorgen, der Mutter auch verborgen,

4. Hat er allein uns geben die Glieder und das Leben. Ohn einig unsern Heller war Küche da und Keller.

5. Er hat zu rechter Stunde, vollkömmlich und gesunde, auf seiner Engel Wagen uns in die Welt getragen.

6. Er hat uns eingenommen in die Gemein der Frommen; gemacht zu seinen Erben, die nimmer können sterben.

7. Er gibt uns zu erkennen sein Wort, daß wir ihn nennen den Vater und Ernähret,

v 12-15 fehlt im Gesangbuch.

nährer, den alles Guts Bescherer.

8. Er gibt für unsre Sünde das Blut von seinem Kinde, und lässet es erwürgen für uns, als einen Bürgen.

9. Dis lasset uns bedenken, wenn uns die Sorgen kränken; Wer seinen Sohn hergiebet, derselb aufs höchste liebet.

10. Sollt er uns was versagen, so wir ihn gläubig klagen, was wir vonnöthen haben, zur Hülf, zum Preis, zum Laben?

11. Die Vögel in den Lüften, die Thierlein in den Klüften, die Blümlein auf den Wegen uns müssen widerlegen.

12. Der sie so treulich heget, und ihrer fleißig pfleget, sollt einen Himmelserben der denken zu verderben?

13. O Vater, Vater! giebe, daß deine grosse Liebe wir inniglich betrachten, und nicht geringe achten.

14. O Vater! uns bescheere, zu deinem Lob und Ehre, daß wir dir recht vertrauen, und gänzlich auf dich bauen.

15. Wenn wir nur dieses haben, so werden uns die Gaben, die wir zu diesem Leben bedürfen, wohl gegeben.

16. Der Himmel sammt der Erden müßt eh zu nichte werden, als sollten seyn verlassen, die Fleischesorge hassen.

Mel. Lobt Gott, ihr Christen, allz.

633. Ich singe dir mit Herz und Mund, Herr, meines Herzens Lust! Ich sing, und mach auf Erden kund, was mir von dir bewußt.

2. Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad und ew'ge Quelle seyst, daraus uns allen früh und spat viel Heil und Gutes fleußt.

3. Was sind wir doch? was haben wir auf dieser ganzen Erd, das uns, o Vater! nicht von dir allein gegeben werd?

4. Wer hat das schöne Himmelszelt hoch über uns gesetzt? Wer ist es, der uns unser Feld mit Thau und Regen netzt?

5. Wer wärmet uns in Kält und Frost? Wer schützt uns

für

für dem Wind? Wer macht es, daß man Oel und Most zu seinen Zeiten findt?

6. Wer gibt uns Leben und Geblüt? Wer hält mit seiner Hand den güldnen, werthen, edlen Fried in unserm Vaterland?

7. Ach Herr, mein Gott, das kömmt von dir! Du, du must alles thun! Du hältst die Wach an unsrer Thür, und läßt uns sicher ruhn.

8. Du nährest uns von Jahr zu Jahr, bleibst immer fromm und treu; und stehst uns, wenn wir in Gefahr gerathen, treulich bey.

9. Du strafst uns, Sünder, mit Geduld, und schlägst nicht allzusehr; ja endlich nimmst du unsre Schuld, und wirfst sie in das Meer.

10. Wenn unser Herze seufzt und schreyt, wirst du gar leicht erweicht, und gibst uns, was uns hoch erfreut, und dir zu Ehren reicht.

11. Du zählst, wie oft ein Christe wein, und was sein Kummer sey. Kein Zähr- und Thränlein ist so klein, du hebst und legst es bey.

12. Du füllst des Lebens Mangel aus, mit dem, was ewig steht, und führst uns in des Himmels Haus, wenn uns die Erd entgeht.

13. Wolauf, mein Herze sing und spring, und habe guten Muth; dein Gott der Ursprung aller Ding, ist selbst und bleibt dein Gut.

14. Er ist dein Schatz, dein Erb und Theil, dein Glanz und Freudenlicht, dein Schirm und Schild, dein Hülf und Heil, schafft Rath und läßt dich nicht.

15. Was kränkst du dich in deinem Sinn, und grämst dich Tag und Nacht? Nimm deine Sorg und wirf sie hin auf den, der dich gemacht.

16. Hat er dich nicht von Jugend auf versorget und ernährt? Wie manchen schweren Unglückslauf hat er zurück gekehrt?

17. Er hat noch niemals was versehn in seinem Regiment. Nein, was er thut und läßt geschehn, das nimmt ein gutes End.

18. Ey nun, so laß ihn ferner thun, und red ihm nichts darein; so wirst du hier in Frieden

Frieden ruhn, und ewig frölich seyn.

634. Nun danket alle Gott! mit Herzen, Mund und Händen; der grosse Dinge thut an uns und allen Enden, der uns von Mutterleib und Kindesbeinen an unzählig viel zu gut und noch itzund gethan.

2. Der ewigreiche Gott woll uns bey unserm Leben, ein immer frölich Herz und edlen Frieden geben, und uns in seiner Gnad erhalten fort und fort, und uns aus aller Noth erlösen hier und dort.

3. Lob, Ehr und Preis sey Gott dem Vater und dem Sohne, und dem, der beyden gleich im höchsten Himmelsthrone! dem dreyeinigen Gott, als er ursprünglich war, und ist und bleiben wird itzund und immerdar.

Mel. Lobt Gott, ihr Christen, alle.

635. Nun danket all, und bringet Ehr, ihr Menschen in der Welt, dem, dessen Lob der Engel Heer im Himmel stets vermeldt.

2. Ermuntert euch, und singt mit Schall Gott, unserm höchsten Gut, der seine Wunder überall, und grosse Dinge thut.

3. Der uns von Mutterleibe an frisch und gesund erhält, und, wo kein Mensch mehr helfen kann, sich selbst zum Helfer stellt.

4. Der ob wir ihn gleich hoch betrübt, doch bleibt gutes Muths, die Straf erläßt, die Schuld vergiebt, und thut uns alles Guts.

5. Er gebe uns ein frölichs Herz, erfrische Geist und Sinn; und werf all Angst, Furcht, Sorg und Schmerz ins Meeres Tiefe hin.

6. Er lasse seinen Frieden ruhn in Israelis Land! Er gebe Glück zu unserm Thun, und Heil zu allem Stand.

7. Er lasse seine Lieb und Güt um, bey, und mit uns gehn, was aber ängstet und bemüht, gar ferne von uns stehn.

8. So lange dieses Leben währt, sey er stets unser Heil, und wenn wir scheiden von der Erd, sey er stets unser Theil.

9. Er

9. Er drücke, wenn das Herze bricht, uns unsre Augen zu, und zeig uns drauf sein Angesicht, dort in der ewgen Ruh.

---

636. Nun lob, mein' Seel den Herren, was in mir ist den Namen sein. Sein Wohlthat thut er mehren; vergiß es nicht, o Herze mein! Hat dir dein Sünd vergeben, und heilt dein Schwachheit groß, errett't dein armes Leben, nimmt dich in seinen Schooß, mit reichem Trost beschüttet: verjüngt dem Adler gleich. Der König schafft recht, behütet, die leid'n in seinem Reich.

2. Er hat uns wissen lassen sein heilig Recht und sein Gericht, darzu sein Güt ohn Massen, es mangelt an sein'r Erbarmung nicht. Sein'n Zorn läßt er bald fahren, straft nicht nach unsrer Schuld. Die Gnad thut er nicht sparen, den Blöden ist er hold. Sein Güt ist hoch erhaben, ob den'n, die fürchten ihn. So fern der Ost vom Abend, ist unsre Sünd dahin.

3. Wie sich ein Vat'r erbarmet üb'r seine junge Kinderlein: so thut der Herr uns Armen, so wir ihn kindlich fürchten rein. Er kennt das arm Gemächte, er weiß, wir sind nur Staub, gleichwie das Gras zu rechnen, ein Blum und fallend Laub; der Wind nur drüber wehet, so ist es nicht mehr da; also der Mensch vergehet, sein End das ist ihm nah.

4. Die Gottes Gnad alleine steht vest und bleibt in Ewigkeit bey seiner lieb'n Gemeine, die steht in seiner Furcht bereit, die seinen Bund behalten; er herrscht im Himmelreich. Ihr starken Engel! waltet seins Lobs, und dient zugleich dem grossen Herrn zu Ehren, und treibt sein heiligs Wort. Mein Seel soll auch vermehren sein Lob an allem Ort.

5. Sey Lob und Preis mit Ehren, Gott Vater, Sohn und heilgem Geist! der woll in uns vermehren, was er aus Gnaden uns verheißt; daß wir ihm vest vertrauen,

und

und gänzlich laßn auf ihn: von Herzen auf ihn bauen, daß unſr Herz, Muth und Sinn, ihm allezeit anhangen. Drauf ſingen wir zur Stund: Amen! Wir werdens erlangen, gläub'n wir von Herzengrund.

M. Es iſt das Heil uns kommen ꝛc.

637. Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut, dem Vater aller Güte! Dem Gott, der alle Wunder thut! Dem Gott, der mein Gemüthe mit ſeinem reichen Troſt erfüllt! Dem Gott, der allen Jammer ſtillt. Gebt unſerm Gott die Ehre!

2. Es danken dir die Himmelsheer, o Herrſcher aller Thronen! Und die auf Erden, Luft und Meer in deinem Schatten wohnen, die preiſen deine Schöpfersmacht, die alles alſo wohl bedacht. Gebt unſerm Gott die Ehre.

3. Was unſer Gott erſchaffen hat, das will er auch erhalten: darüber will er früh und ſpat mit ſeiner Güte walten. In ſeinem ganzen Königreich iſt alles recht und alles gleich. Gebt unſerm Gott die Ehre.

4. Ich rief den Herrn in meiner Noth: Ach Gott! vernimm mein Schreyen! Da half mein Helfer mir vom Tod, und ließ mit Troſt gedeyen. Drum dank, ach Gott! drum dank ich dir. Ach! danket, danket Gott mit mir. Gebt unſerm Gott die Ehre!

5. Der Herr iſt noch und nimmer nicht von ſeinem Volk geſchieden; er bleibet ihre Zuverſicht, ihr Segen, Heil und Frieden. Mit Mutterhänden leitet er die Seinen ſtetig hin und her. Gebt unſerm Gott die Ehre!

6. Wenn Troſt und Hülf ermangeln muß, die alle Welt erzeiget; ſo kommt, ſo hilft der Ueberfluß, der Schöpfer ſelbſt, und neiget die Vaterangen deme zu, der ſonſten nirgends findet Ruh. Gebt unſerm Gott die Ehre!

7. Ich will dich all mein Lebenlang, o Gott! von nun an ehren; man ſoll; o Gott! dein'n Lobgeſang an allen Orten hören. Mein ganzes Herz, ermuntre dich! mein Geiſt

und

und Leib erfreue ſich. Gebt unſerm Gott die Ehre!

8. Ihr, die ihr Chriſti Namen nennt, gebt unſerm Gott die Ehre! Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt, gebt unſerm Gott die Ehre! Die falſchen Götzen macht zu Spott. Der Herr iſt Gott! Der Herr iſt Gott! Gebt unſerm Gott die Ehre!

9. So kommet vor ſein Angeſicht mit jauchzenvollen Sprüngen. Bezahlt die angelobte Pflicht, und laßt uns frölich ſingen: Gott hat es alles wohl bedacht, und alles, alles recht gemacht! Gebt unſerm Gott die Ehre.

14. Sterbe-Lieder.

638. Chriſtus, der iſt mein Leben, Sterben iſt mein Gewinn! dem thu ich mich ergeben; mit Freud fahr ich dahin.

2. Mit Freud fahr ich von dannen zu Chriſt, dem Bruder mein, auf daß ich zu ihm komme, und ewig bey ihm ſey.

3. Ich hab nun überwunden Kreuz Leiden, Angſt und Noth, durch ſeine heilige Wunden bin ich verſöhnt mit Gott.

4. Wenn meine Kräfte brechen, mein Othem geht ſchwer aus, und kann kein Wort mehr ſprechen, ſo nimm mein Seufzen auf.

5. Wenn mein Herz und Gedanken zergehen wie ein Licht, das hin und her thut wanken, wenn ihm die Flamm gebricht.

6. Alsdenn ſein ſanft und ſtille, Herr, laß mich ſchlafen ein, nach deinem Rath und Willen, wenn kömmt mein Stündelein.

7. Und laß mich an dir kleben, wie eine Klett am Kleid, und ewig bey dir leben, in himmliſcher Wonn und Freud.

Mel. Chriſtus, der uns ſelig ꝛc.

639. Einen guten Kampf hab ich in der Welt gekämpfet; denn Gott hat genädiglich all mein Leid gedämpfet: Daß ich meinen Lebenslauf ſeliglich vollen-

vollendet, und mein arme Seel hinauf Gott dem Herrn gesendet.

2. Forthin ist mir beygelegt der Gerechten Krone, die mir wahre Freud erregt in des Himmels Throne; forthin meines Lebens Licht, dem ich hie vertrauet, nemlich Gottes Angesicht, meine Seele schauet.

3. Dieser schnöden, bösen Welt jämmerliches Leben mir nun länger nicht gefällt; drum ich mich ergeben meinem Jesu, da ich itzt bin in lauter Freuden; denn sein Tod ist mein Gewinn, mein Verdienst sein Leiden.

4. Gute Nacht, ihr meine Freund, alle meine Lieben, alle, die ihr um mich weint, laßt euch nicht betrüben diesen Hintritt, den ich thu in die Erde nieder; schaut, die Sonne geht zur Ruh, kommt doch morgen wieder.

---

640. Freu dich sehr, o meine Seele, und vergiß all Noth und Quaal! weil dich nun Christus, dein Herre, ruft aus diesem Jammerthal. Aus Trübsal und grossem Leid sollt du fahren in die Freud, die kein Ohr jemal gehöret und in Ewigkeit auch währet.

2. Tag und Nacht hab ich gerufen zu dem Herren, meinen Gott, weil mich stets viel Kreuz betroffen, daß er mir hülf aus der Noth. Wie sich sehnt ein Wandersmann, daß sein Weg ein End mög han: So hab ich gewünschet eben, daß sich enden mögt mein Leben.

3. Denn gleich wie die Rosen stehen unter Dornen spizzig gar, also auch die Christen gehen in lauter Angst und Gefahr. Wie die Meereswellen sind, und der ungestüme Wind, also ist allhier auf Erden unser Lauf voller Beschwerden.

4. Welt, Tod, Teufel, Sünd und Hölle, unser eigen Fleisch und Blut, plagen stets hier unsre Seele, lassen uns bey keinem Muth. Wir sind voller Angst und Plag, lauter Kreuz sind unsre Tag, wenn wir nur gebohren werden, findt sich Jammer gnug auf Erden.

5. Wenn die Morgenröth herleuch-

herleuchtet, und der Schlaf sich von uns wendt, Sorg und Kummer daher streichet, Müh findt sich an allem End, unsre Thränen sind das Brodt, so wir essen früh und spat; wenn die Sonn nicht mehr thut scheinen, ist nur lauter Klag und Weinen.

6. Drum, Herr Christ, du Morgenstierne, der du ewiglich aufgehst! sey von mir jezund nicht ferne, weil mich dein Blut hat erlöst. Hilf, daß ich mit Fried und Freud mög von hinnen fahren heut. Ach! sey du mein Licht und Strasse, mich mit Beystand nicht verlasse.

7. In dein Seite will ich fliehen an mein'n bittern Todesgang. Durch dein' Wunden will ich ziehen ins himmlische Vaterland. In das schöne Paradies, drein der Schächer that sein Reis, wirst du mich, Herr Christ, einführen, mit ewiger Klarheit zieren.

8. Ob mir schon die Augen brechen, das Gehör mir ganz verschwindt, und die Zung nicht mehr kann sprechen, mein Verstand sich nicht besinnt; bist du doch mein Licht, mein Hort, Leben, Weg und Himmelspfort. Du wirst mich in Gnad regieren, auf der rechten Bahn heimführen.

9. Laß dein Engel mit mir fahren auf Elias Wagen roth, und mein Seele wohl bewahren, wie Lazarum nach seinem Tod. Laß sie ruhn in deinem Schoeß, erfüll sie mit Freuden groß; bis der Leib kömmt aus der Erden, und sie beyd vereinigt werden.

10. Freu dich sehr, o meine Seele, und vergiß all Noth und Quaal! weil dich nun Christus, dein Herre, ruft aus diesem Jammerthal. Seine Freud und Herrlichkeit sollt du sehn in Ewigkeit; mit den Engeln jubiliren, und dort ewig triumphiren.

Mel. Wend ab deinen Zorn ꝛc.

641. Geliebten Freund was thut ihr so verzagen, mit vielem Seufzen, Heulen und Wehklagen, darum, daß dieser Leib soll in die Erden geleget werden?

2. Wißt ihr nicht, daß sein Stündlein ist gekommen?

der

der Herr hat ihn genädig weggenommen, und aus der Angst, die ihn oftmals gebissen, gänzlich gerissen.

3. Hier hat er müssen schwer zu allen Zeiten, mit Teufel, Fleisch und bösen Menschen streiten; viel Herzeleid erfahren und ertragen mit grossem Klagen.

4. Nun ist er aller seiner Feinde Toben, und alles Jammers frey und überhoben; nun mag ihm keine Kreatur zusetzen, noch ihn verletzen.

5. Nun hat er alles Unglück überwunden, den rechten Fried, den besten Schatz gefunden, darnach hat er, gleich als ein Christ, gestrebet, dieweil er lebet.

6. Sein Geist, der lebt itzund in grosser Freude, ist angethan mit einem weissen Kleide, und preiset hoch, mit englischem Gedichte, Gottes Gerichte.

7. Aber sein Leib, der itzt wird hingeleget, ist wie ein Korn ins gute Land gesäet: wird auferstehn in Kraft mit grossem Preise himmlischer Weise.

8. Das wird geschehn, wenn ihm, und auch uns allen, die Stimm des grossen Gottes wird erschallen; der wiederum all ungeschickte Sachen wird richtig machen.

9. Denn wird er uns, wenn seine Glocken klingen, mit grosser Freud wird'rum zusammen bringen, und prächtiglich, mit vielem Triumphiren, im Himmel führen.

10. Da wir denn, in ganz himmlischen Geberden, ohn Sünd und Klag, beysammen bleiben werden; vom Teufel, Tod und allen Aergernissen, gar nicht mehr wissen.

11. Sondern vollkommen und gar engelreine uns lieben in verklärtem Fleisch und Beine, und ewiglich Gott lob'n in seinem Reiche, den Engeln gleiche.

12. Das wollt ihr mein geliebte Freund, bedenken, und euer Herz nicht, wie die Heiden, kränken, die von den Todten, wenn sie die begraben, kein Hoffnung haben.

13. Gott helf, daß wir zur Zeit auch still einschlafen, und von dem Herrn, sammt allen seinen Schaafen, am

Jüng-

Jüngſten Tag zum Leben aus der Erden erwecket werden.

642. Herr Jeſu Chriſt, wahr'r Menſch und Gott! der du litt'ſt Marter, Angſt und Spott, für mich am Kreuz auch endlich ſtarbſt, und mir dein's Vaters Huld erwarbſt.

2. Ich bitt durchs bittre Leiden dein, du wollſt mir Sünder gnädig ſeyn, wenn ich nun komm in Sterbensnoth, und ringen werde mit dem Tod.

3. Wenn mir vergeht all mein Geſicht, und meine Ohren hören nicht, wenn meine Zunge nicht mehr ſpricht, und mir für Angſt mein Herz zerbricht;

4. Wenn mein Verſtand ſich nicht beſinnt, und mir all menſchlich Hülf zerrinnt; So komm, o Herr Chriſt, mir behend zu Hülf an meinem letzten End.

5. Und führ mich aus dem Jammerthal, verkürz mir auch des Todes Quaal! Die böſen Geiſter von mir treib, mit deinem Geiſt ſtets bey mir bleib!

6. Bis ſich die Seel vom Leib abwend, ſo nimm ſie, Herr, in deine Händ! der Leib hab in der Erd ſein Ruh, bis ſich der Jüngſt Tag naht herzu.

7. Ein frölich Auferſtehn mir verleih; am Jüngſten G'richt mein Fürſprech'r ſey, und meiner Sünd nicht mehr gedenk! aus Gnaden mir das Leben ſchenk!

8. Wie du haſt zugeſaget mir, in deinem Wort, das trau ich dir: Fürwahr, fürwahr, euch ſage ich, wer mein Wort hält, und gläubt an mich;

9. Der wird nicht kommen ins Gericht, und den Tod ewig ſchmecken nicht, und ob er gleich hie zeitlich ſtirbt, mit nichten er drum gar verdirbt.

10. Sondern ich will mit ſtarker Hand ihn reiſſen aus des Todes Band, und zu mir nehmen in mein Reich; da ſoll er denn mit mir zugleich

11. In Freuden leben ewiglich. Darzu hilf uns doch gnädiglich! Ach Herr, ver-

gib all unsre Schuld! hilf, daß wir warten mit Geduld,

12. Bis unser Stündlein kömmt herbey; Auch unser Glaub stets wacker sey, dein'm Wort zu trauen vestiglich; bis wir einschlafen seliglich.

643. Herzlich thut mich verlangen nach einem sel'gen End, weil ich hie bin umfangen mit Trübsal und Elend. Ich hab Lust abzuscheiden von dieser bösen Welt, sehn' mich nach ewgen Freuden. O Jesu, komm nur bald!

2. Du hast mich ja erlöset von Sünd, Tod, Teufel und Höll. Es hat dein Blut gekostet; drauf ich mein Hoffnung stell. Warum sollt mir denn grauen fürm Tod und höllschen G'sind; weil ich auf dich thu bauen, bin ich ein seligs Kind.

3. Ob gleich süß ist das Leben, der Tod sehr bitter mir, will ich mich doch ergeben, zu sterben willig dir. Ich weiß ein besser Leben, da meine Seel fährt hin; deß freu ich mich gar eben. Sterben ist mein Gewinn.

4. Der Leib zwar in der Erden von Würmen wird verzehrt, doch auferwecket werden, durch Christum, schön verklärt, wird leuchten als die Sonne, und leben ohne Noth in himmlischer Freud und Wonne. Was schadt mir denn der Tod?

5. Ob mich die Welt gleich reizet, länger zu bleiben hier, und mir auch immer zeiget Ehr, Geld, Gut, all ihr Zier. Doch ich das gar nicht achte; es währt eine kleine Zeit. Das Himmlisch ich betrachte, das bleibt in Ewigkeit.

6. Wenn ich auch gleich nun scheide von meinen Freunden gut, das mir und ihn'n bringt Leide; doch tröstet meinen Muth, daß wir in grössern Freuden zusammen werden komm'n, und bleiben ungescheiden im himmelischen Thron.

7. Ob ich gleich hinterlasse betrübte Wänselein, deren Noth mich über Masse jammert im Herzen mein, will ich doch gerne sterben, und trauen meinem Gott; der

wird sie wohl versorgen, retten aus aller Noth.

8. Was thut ihr so verzagen, ihr arme Wäyselein! Sollt euch Gott Hülf versagen, der speist die Raben klein? Frommer Wittwen und Wäysen ist er der Vater treu! der wird euch kleiden und speisen; das gläubt ohn alle Scheu.

9. Gesegn' euch Gott der Herre, ihr Vielgeliebten mein! ach trauret nicht zu sehre über den Abschied mein! Beständig bleibt im Glauben; wir werden in kurzer Zeit einander wieder schauen dort in der Ewigkeit.

10. Nun will ich mich ganz wenden zu dir, Herr Christ, allein. Gib mir ein seligs Ende, send mir dein Engelein. Führ mich ins ewge Leben, das du erworben hast durch dein Leiden und Sterben, und blutiges Verdienst.

11. Hilf, daß ich ja nicht wanke von dir, Herr Jesu Christ! den schwachen Glauben stärke in mir zu aller Frist! Hilf mir ritterlich ringen, dein' Hand mich halt in acht, daß ich mag frölich singen: Gott lob! es ist vollbracht.

Mel. O Ewigkeit, du Donnerwort.

644. Ich bin ja, Herr, in deiner Macht, du hast mich an das Licht gebracht, erhältst mir auch das Leben. Du kennest meiner Monden Zahl; weißt, wenn ich diesem Jammerthal muß gute Nacht einst geben. Wo, wie und wenn ich sterben soll, das weißt du, frommer Vater, wohl.

2. Wen hab ich doch, als dich allein, der mir in meiner letzten Pein, mit Trost weiß beyzuspringen? Wer nimmt sich meiner Seelen an, wenn ich nun nicht mehr leben kann, und mit dem Tod muß ringen? wenn aller Sinnen Kraft zerbricht? thust du es Gott, mein Heiland, nicht?

3. Mich dünkt, da lieg ich schon, und seh den kranken Leib mit Ach und Weh, das Herz mit Angst befallen; Gehör und Sprache nehmen ab, die Augen neigen sich zum Grab, doch kränkt die Sünd vor allen; Auch setzt mir

mir Satan, ohne Ruh, mit Anklag und Versuchung zu.

4. Mich dunket, der Posaunen Ton verkündge den Gerichtstag schon, das Urtheil mir zu fällen. Hier weiset mein Gewissensbuch, und dorten des Gesetzes Fluch mich Sündenkind zur Höllen. Wer hilft mir nun aus solcher Noth, als du, mein Gott, des Todes Tod.

5. Der Feind hat keine Macht an mir! ich hab allein gesündigt dir; dir, der du Schuld vergiebest. Was maßt sich der denn weiter an, der kein Gesetz mir geben kann? Wen will er, den du liebest? Er nehme das, was sein ist, hin; ich weiß, daß ich des Herren bin.

6. Ich bin besprengt mit Christi Blut, zum Zeugniß, daß ich sey dein Gut; niemand sonst angehöre. Was darf mich denn der Böse nicht viel schrecken mit dem Zorngericht? Herr, rett deines Namens Ehre! laß reissen nicht aus deiner Hand, an den du hast so viel gewandt.

7. Nein, nein, du hältest dein Glied, mein Heil. In deinen Wunden, o mein Theil, läßst du mich sicher sitzen. Da spott ich aller Angst und Noth, es mag Gesetz, Höll oder Tod herdonnern oder blitzen; dieweil ich lebte, war ich dein, jetzt kann ich keines andern seyn.

Mel. Ach, was soll ich Sünder ꝛc.

645. Ich bin müde mehr zu leben! nimm mich, liebster, Gott, zu dir! muß man doch im Leben hier täglich in Betrübniß schweben; meine größte Lebenszeit geht dahin in Traurigkeit.

2. Möcht es dir, mein Gott, gefallen, wollt ich herzlich gern ins Grab; da mein Leid geschnitten ab, da mein schmerzenvolles Wallen dieses Lebens ganz verschwindt, und sein endlich Ende findt.

3. Ich verschmachte fast vor Sorgen, meine milde Thränenfluth, und des Kreuzes grosse Gluth, sind mein Frühstück alle Morgen. Furcht, Betrübniß, Angst und Noth sind mein täglich Speis und Brod.

4. Seh ich jene böse Rotten,

die sich in die Welt verliebt, werd ich inniglich betrübt; denn sie meiner höhnisch spotten, wenn sie schreyen: Seht den Mann, dem sein Gott nicht helfen kann.

5. Dann geh ich in meine Kammer, fall auf meine matte Knie, heul und winsle je und je, und beweine meinen Jammer; meiner Thränen milder Lauf steiget zu den Wolken auf.

6. Gott, wann wirst du dich erbarmen über meine schwere Pein? Wann wirst du mir gnädig seyn? Ach, wann wirst du mich umarmen? Ach mein Gott, wie lang, wie lang soll mir doch noch seyn so bang?

7. Setze mich doch einmal nieder, laß mich kommen doch zur Ruh, allerliebster Vater du! Tröste mich doch einmal wieder! Gib mir endlich doch einmal Herzenslust nach dieser Quaal.

8. Doch wer weiß, wozu es nützet, daß du mich so züchtigest, daß ich werde so gerrestt, und für welcher Noth es schützet? Denn wer in der Welt sich freut, kommt oft um die Seligkeit.

9. Drum laß hie die Straf ergehen, schlage zu und stäupe fort, liebster Gott! nur schone dort. Doch, damit ichs kann ausstehen, so verleihe mir Geduld, nach verborgner Gnad und Huld.

10. Und nimm mich, nach deinem Willen, nach der ausgestandnen Quaal, in den großen Freudensaal, da sich alle Noth wird stillen. Komme, Gott! wenn dirs gefällt, und reiß mich von dieser Welt.

646.

Nun lasst uns den Leib begraben, daran wir keinen Zweifel haben, er wird am jüngsten Tag aufstehn, und unverweslich herfür gehn.

2. Erd ist er, und von der Erden, wird auch zur Erd wieder werden, und von der Erd wieder aufstehn, wenn Gottes Posaun wird angehn.

3. Sein Seele lebt ewig in Gott, der sie allhie, aus lauter Gnad, von aller Sünd und Missethat, durch seinen Sohn, erlöset hat.

4. Sein

4. Sein Jammer, Trübsal und Elend ist kommen zu ein'm sel'gen End. Er hat getragen Christi Joch, ist gestorben und lebet noch.

5. Die Seele lebt ohn alle Klag, der Leib schläft bis am jüngsten Tag, an welchen Gott ihn verklären, und ew'ger Freud wird gewähren.

6. Hier ist er in Angst gewesen, dort aber wird er genesen; in ew'ger Freud und Wonne leuchten, wie die helle Sonne.

7. Nun lassen wir ihn hie schlafen, und gehn all heim unsre Strassen. Schicken uns auch mit allem Fleiß, denn der Tod kömmt uns gleicher Weis'.

8. Das helf uns Christus, unser Trost, der uns durch sein Blut hat erlöst vons Teufels Gewalt und ew'ger Pein Ihm sey Lob, Preis und Ehr allein.

---

647. Sieg! Sieg! mein Kampf ist aus! nun hab ich meine Krone; hier ist das Wollusthaus. Ich steh vor Gottes Throne, in reiner weissen Seiden; so heißt mich Jesus kleiden.

2. Nun wird von mir geschaut die Stadt, da alle Stükken von Gold sind ausgebaut; hier sieht man Perlen blicken, die Wände ganz bemahlet, was sonst von Jaspis strahlet.

3. Ach wundersüsser Hall! Ach welch ein schönes Singen war doch der Jubelschall, als mich mit Freud umfingen die Chör der Cherubinen, nebst tausend Seraphinen!

4. Als sie mit froher Lust mich zu dem Bräutgam brachten, der drückt mich an die Brust, daß Herz und Sinne lachten; sein erster Wink und Grüssen war nichts, als süsses Küssen.

5. Wohl mir! ich bin vertraut mit ihm ins Himmels Gränzen. Ich prang, als eine Braut, umschränkt mit Siegeskränzen. Mit Lust bin ich umschwemmet, kein Kummer mich beklemmet.

6. Drum, Erde, gute Nacht! dein falsch geschmücktes Wesen wird ganz von mir verlacht. Ich bin bey dir gewesen. Nur weg, du

Welt-

Weltgetümmel! ich liege mir den Himmel.

7. So hör mit Weinen auf, o hochbetrübte Seele! denk aller Menschen Lauf geht hin zur Grabeshöle. Wohl dem, wer zeitlich endet, und sich zu Ruhe wendet.

Mel. Herzlich thut mich verlangen

648. Valet will ich dir geben, du arge falsche Welt! dein sündlich böses Leben durchaus mir nicht gefällt. Im Himmel ist gut wohnen, hinauf steht mein Begier, da wird Gott ewig lohnen dem, der ihm dient allhier.

2. Rath mir nach deinem Herzen, o Jesu, Gottes Sohn! Soll ich hie dulden Schmerzen, hilf mir, Herr Christ, davon! Verkürz mir alles Leiden, stärk meinen blöden Muth! Laß mich selig abscheiden, setz mich in dein Erbgut!

3. In meines Herzens Grunde dein Nam und Kreuz allein funkelt zu aller Stunde, drauf kann ich frölich sein. Erschein mir in dem Bilde, zu Trost in meiner Noth, wie du, Herr Christ, so milde dich hast geblut't zu Tod.

4. Verbirg mein Seel aus Gnaden in deiner offnen Seit; rück sie aus allem Schaden zu deiner Herrlichkeit. Der ist wohl hier gewesen, so kommt ins Himmels Schloß; der ist ewig genesen, so bleibt in deinem Schooß

5. Schreib meinen Nam'n aufs beste ins Buch des Lebens ein, und bind mein Seel gar veste ins Lebensbündelein der'r, die im Himmel grünen, und vor dir leben frey; so will ich ewig rühmen, daß dein Herz liebreich sey.

---

649. Wenn mein Stündlein verhanden ist, und ich soll fahren mein Strasse, so geleit du mich, Herr Jesu Christ, mit Hülf mich nicht verlasse! Mein Seel an meinem letzten End empfehl ich, Herr, in deine Händ, du wirst sie wohl bewahren.

2. Mein Sünd mich werden kränken sehr, mein Gewissen

ſen thut mich nagen, denn ihr'r ſind viel, wie Sand am Meer; doch will ich nicht verzagen. Gedenken will ich an deinen Tod; Herr Jeſu, deine Wunden roth die werden mich erhalten.

3. Ich bin ein Glied an deinem Leib, des tröſt ich mich von Herzen; von dir ich ungeſchieden bleib in Todesnoth und Schmerzen. Wenn ich gleich ſterb, ſo ſterb ich dir, ein ewigs Leben haſt du mir mit deinem Tod erworben.

4. Weil du vom Tod erſtanden biſt, werd ich im Grab nicht bleiben Mein höchſter Troſt dein Auffahrt iſt. Todsfurcht kannſt du vertreiben. Denn wo du biſt, da komm ich hin, da ich ſtets bey dir leb und bin. Drum fahr ich hin mit Freuden

5. So fahr ich hin zu Jeſu Chriſt, mein Arm thu ich ausſtrecken So ſchlaf ich ein und ruhe fein, kein Menſch kann mich aufwecken, denn Jeſus Chriſtus, Gottes Sohn, der wird die Himmelsthür aufthun, mich führn zum ewgen Leben.

Mel. Wer nur den lieben Gott ꝛc.

650. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende? Hingeht die Zeit, herkommt der Tod. Ach, wie geſchwinde und behende kann kommen meine Todesnoth! Mein Gott, ich bitt durch Chriſti Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

2. Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war; denn weil ich leb auf dieſer Erden, leb ich in ſteter Todsgefahr. Mein Gott, ich bitt durch Chriſti Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

3. Herr, lehr mich ſtets mein End bedenken; und wenn ich einſten ſterben muß, die Seel in Jeſu Wunden ſenken, und ja nicht ſparen meine Buß. Mein Gott, ich bitt durch Chriſti Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

4. Laß mich bey Zeit mein Haus beſtellen, daß ich bereit ſey für und für, und ſage friſch in allen Fällen: Herr, wie du willt, ſo ſchicks mit mir! Mein Gott, ich bitt durch Chriſti Blut, machs

machs nur mit meinem Ende gut!

5. Mach mir stets honigsüß den Himmel, und gallenbitter diese Welt; daß mir in diesem Weltgetümmel die Ewigkeit sey vorgestellt. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

6. Ach Vater! deck all meine Sünde mit dem Verdienste Christi zu, darinn ich mich vest gläubig winde, und find erwünschte Seelenruh. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

7. Ich weiß, in Jesu Blut und Wunden hab ich mich recht und wohl gebett't; da sind ich Trost in Todesstunden, und alles, was ich gerne hätt. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

8. Nichts ist, das mich von Jesu scheide, nichts, es sey leben oder Tod. Ich leg die Hand in seine Seite, und sage: Mein Herr, und mein Gott! Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

9. Ich habe Jesum angezogen schon längst in meiner heilgen Tauf; du bist mir auch daher gewogen, hast mich zum Kind genommen auf. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

10. Ich habe Jesu Fleisch gegessen, ich hab sein Blut getrunken hier; Nun kann ich seiner nicht vergessen, ich bleib in ihm, und er in mir. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

11. So komm mein End heut oder morgen, ich weiß, daß mirs mit Jesu glückt. Ich bin und bleib in seinen Sorgen mit Jesu Blut schön ausgeschmückt. Mein Gott, ich bitt durch Christi Blut, machs nur mit meinem Ende gut!

12. Ich leb indeß in dir vergnüget, und sterb ohn alle Kümmerniß. Mir gnüget, wie es mein Gott füget; ich gläub, ich bin es ganz gewiß: durch deine Gnad und Christi Blut machst du's mit meinem Ende gut!

15. Gesänge von der Ewigkeit.

Mel. Wacht auf ihr Christen alle.

651. Ermuntert euch, ihr frommen, Zeigt eurer lampen schein; Der abend ist gekommen, Die finstre nacht bricht ein: Es hat sich aufgemachet Der bräutigam mit pracht: Auf betet, kämpft und wachet! Bald ist es mitternacht.

2. Macht eure lampen fertig, Und füllet sie mit öl, Und seyd des heyls gewärtig, Bereitet leib und seel. Die wächter Zions schreyen: Der bräutigam ist nah, Begegnet ihm im reihen, Und singt: Hallelujah!

3. Ihr klugen jungfrau'n alle, Hebt nun das haupt empor, Mit jauchzen und mit schalle, Zum frohen engel-thor: Die thür ist aufgeschlossen, Die hochzeit ist bereit't: Auf, auf, ihr reichsgenossen! Der bräut'gam ist nicht weit.

4. Er wird nicht lang verziehen; Drum schlaft nicht wieder ein! Man sieht die bäume blühen; Der schöne frühlings-schein Verheißt erquickungs-zeiten; Die abendröthe zeigt den schönen tag von weiten, Vor dem das dunkle weicht.

5. Wer wollte denn nun schlafen? Wer klug ist, der ist wach: Gots kömmt, die welt zu straten, Zu üben grimm und rach An allen, die nicht wachen, Und die des thieres bild Anbeten samt dem drachen; Drum auf! der löwe brüllt.

6. Begegnet ihm auf erden, Ihr, die ihr Zion liebt, Mit freudigen geberden, Und seyd nicht mehr betrübt; Es sind die freuden-stunden Gekommen, und der braut Wird, weil sie überwunden, Die crone nun vertraut.

7. Die ihr geduld getragen, Und mit gestorben seyd, Sollt nun, nach creutz und klagen, In freuden, sonder leid, Mit leben und regieren, Und vor des lammes thron Mit jauchzen triumphiren In eurer sieges-cron.

8. Hier sind die sieges-palmen; Hier ist das weisse kleid; Hier stehn die weihen-halmen

men Im frieden, nach dem streit Und nach den winter-tagen; Hier grünen die gebein, Die dort der tod erschlagen; Hier schenkt man freudenwein.

9. Hier ist die stadt der freuden, Jerusalem, der ort, Wo die erlöst'en weiden; Hier ist die sichre pfort; Hier sind die güldnen gassen; Hier ist das hochzeit-mahl; Hier soll sich niederlassen Die braut im rosen-thal.

10 O Jesu, meine wonne, Komm bald, und mach dich auf; Geh auf, verlangte sonne, Und fördre deinen lauf: O Jesu, komm behende, Und führ uns aus dem streit; Wir heben haupt und hände Nach der erlösungs-zeit.

---

652. Es ist gewißlich an der Zeit, daß Gottes Sohn wird kommen in seiner grossen Herrlichkeit, zu richten Bös und Frommen. Dann wird das lachen werden theur, wenn alles wird vergehn im Feur; wie Petrus davon schreibet.

2. Posaunen wird man hören gehn an aller Welt ihr Ende; darauf bald werden auferstehn all Todten gar behende: die aber noch das leben ha'n, die wird der Herr von Stunden an verwandeln und verneuen.

3. Darnach wird man ablesen bald ein Buch, darinn geschrieben, was alle Menschen, jung und alt auf Erden ha'n getrieben. Da denn gewißlich jedermann wird hören, was er hat gethan in seinem ganzen leben.

4. O weh demselben, welcher hat des Herren Wort verachtet, und nur auf Erden früh und spat nach grossem Gut getrachtet! Er wird fürwahr gar kahl bestehn, und mit dem Satan müssen gehn von Christo, in die Hölle.

5. O Jesu, hilf zur selben Zeit, von wegen deiner Wunden, daß ich im Buch der Seligkeit werd angezeichnet funden! daran ich denn auch zweifle nicht, denn du hast ja den Feind gericht't, und meine Schuld bezahlet.

6. Derhalben mein Fürsprecher sey, wenn du nun wirst erscheinen, und lies mich aus dem Buche frey, darin-

darinnen stehn die Deinen; auf daß ich, sammt den Brüdern mein, mit dir geh in den Himmel ein, den du uns hast erworben.

7. O Jesu Christ, du machst es lang mit deinem jüngsten Tage! den Menschen wird auf Erden bang, von wegen vieler Plage, Komm doch, komm doch, du Richter groß, und mach uns bald aus Gnaden los von allem Uebel! Amen.

Mel. O Ewigkeit, du Donnerwort

653. Auf, auf, mein Geist, ermuntre dich! der Tag des Herren nahet sich. Ein Tag, der ganz voll Schrecken, voll Kummer, Angst und Jammer ist, wofern du nicht bereitet bist. Drum laß dich doch erwecken, daß dich derselbe grosse Tag nicht unbereitet finden mag.

2. Du weißt, daß Gottes Wundermacht die ganze Welt hervor gebracht. Doch dieses Prachtgebäude wird endlich auch sein Ende sehn, und das wird ganz gewiß geschehn. Gott schwört mit einem Eide: daß zusten Erd und Himmel bricht; sein Wort allein vergehet nicht.

3. Du thörichter verblendter Sinn, wo nimmst du deine Zuflucht hin? zur Welt, die doch vergehet, und zwar in einem kurzen Nu; die selbst und ihre Pracht derzu, schon nah am Ende stehet. Wenn sie nun in einander fällt, wie ist es dann um dich bestellt?

4. Es ist darum mit dir nicht aus, muß, jenes groß erschaffne Haus gleich in sein Nichts verfallen. Ob Erd und Himmel gleich verbrennt, und jedes Element sich trennt, so bleibst du doch vor allen. Denn deine Seele ist ein Geist, der ewig und unsterblich heißt.

5. Der todte Leib wird auferstehn, und aus des Grabes Höle gehn, der Seele sich verbinden; und gleich von solcher Stunde an, nach dem, was er allhie gethan, Gnad oder Strafe finden. Die Himmelslust, die Höllenpein, wird beiderseits auch ewig seyn.

6. Ach was für angenehme

Lust

Lust wird dort der Auserwählten Brust in Ewigkeit genieſſen! Hingegen die verdammte Schaar wird mit den Teufeln immerdar zur neuen Quaal gerissen, die ohne Maaß und Ende währt, und die Verfluchten nie verzehrt.

7. Willt du derselben Noth entflieh'n: so mußt du dich mit Ernst bemühn, die Sünden zu verlassen. Du mußt wahrhafte Busse thun, in Jesu Wunden gläubig ruhn, und sein Verdienst umfassen. Wer dieses sich zu eigen macht, dem ist der Himmel zugedacht.

8. Um Gottes Willen, säume nicht! Es kann das grosse Weltgericht eh, als du meynst, erscheinen. Drum wache stets und sey bereit, so darfst du deine Sicherheit nicht ewiglich beweinen; und du erlangst das schönste Ziel, das Ende komme, wenn es will.

9. Herr Jesu! gib, daß solcher Tag mich wohlbereitet finden mag. Laß mich zur Rechten stehen. Ruf mir mit Freud und Liebe zu: Getreuer Knecht, du sollt zur Ruh der Auserwählten gehen. Dann schenke mir in jener Zeit die Krone der Gerechtigkeit.

---

654. Wacht auf, ihr Christen alle! Wacht auf, mit ganzem Fleiß, in diesem Jammerthale! Wach auf, es ist nun Zeit! Der Tag wird balde kommen, der Tag geht Abend an. Die Sünder wird er verdammen. Wer wird vor ihm bestahn?

2. Geld, Gut kann uns nicht rathen, uns hilft kein hoher Muth; du mußt es kurz verlassen, wenn kömmt der bittre Tod. All bist du schön von Farben, all bist du jung und reich, Gott kann dich bald verderben im Augenblick der Zeit.

3. Darum, ihr Christen alle, die ihr zusammen seyd, laßt euren Hochmuth fallen, und wartet auf die Zeit. Wollt ihr bey Gotte leben, so sucht das ewge Gut, er wirds euch reichlich geben, und helfen aus aller Noth.

4. Gott's Wort ist uns gegeben aus groß'r Barmherzigkeit,

zigkeit, daß wir darnach solln leben, und machen uns bereit. So laßt uns das nun fassen, und kleben vest daran: wolln wir das all's verlassen, so ists mit uns gethan.

5. Ach wär er nie gebohren, der Gottes Wort veracht't! es ist mit ihm verlohren, er wandert in der Nacht, voll Laster und voll Schanden, und spott't mit Gottes Wort. O weh dem grossen Elende! sein Seel ist ewig ermordt.

6. Die Armen, die bey euch wohnen, wollt da eur' Aug'n aufschlahn, sie werden euch beschämen, wenn ihr vorm Gericht müßt stahn. Das sollet ihr wol wissen, daß Gott vergelten kann. Und wer den Armen hat Guts gethan, der wird seinen Lohn empfahn.

Mel. Jesu, der du meine Seele.

655. Alle Menschen müssen sterben alles Fleisch vergeht wie Heu. Was da lebet, muß verderben, soll es anders werden neu. Dieser Leib der muß verwesen, wenn er anders soll genesen, zu der grossen Herrlichkeit, die den Frommen ist bereit.

2. Drum so will ich dieses Leben, weil es meinen Gott beliebt, auch ganz willig von mir geben, bin darüber nicht betrübt; denn in meines Jesu Wunden hab ich schon Erlösung funden: und mein Trost in Todesnoth ist des Herren Christi Tod.

3. Christus ist für mich gestorben, und sein Tod ist mein Gewinn. Er hat mir das Heil erworben, drum fahr ich mit Freud dahin, hier aus diesem Weltgetümmel, in den schönen Gottes-himmel; da ich werde allezeit schauen die Dreyeinigkeit.

4. Da wird seyn das Freudenleben, da viel tausend Seelen schon sind mit Himmelsglanz umgeben, stehen da vor Gottes Thron. Da die Seraphinen prangen, und das hohe Lied anfangen: Heilig, heilig, heilig heißt Gott der Vater, Sohn und Geist!

5. Da die Patriarchen wohnen, die Propheten allzumal; wo auf ihren Ehrenthronen sitzet

sitzet die gezwölfte Zahl; wo in so viel tausend Jahren alle Frommen hingefahren; da wir unserm Gott zu Ehren, ewig Halleluja hören.

6. O Jerusalem, du Schöne! ach wie helle glänzest du! Ach, wie lieblich Lobgetöne! hört man da in süsser Ruh! Ach, der grossen Freud und Wonne! jetzund gehet auf die Sonne, jetzund gehet an der Tag, der kein Ende nehmen mag.

7. Ach ich habe schon erblicket alle diese Herrlichkeit! jetzund werd ich schön geschmücket mit dem weissen Himmelskleid, und der güldnen Ehrenkron; stehe da vor Gottes Throne, schaue solche Freude an, die kein Ende nehmen kann.

Mel. O Ewigkeit, du Donnerwort

656. Drum, Seele, flieh den Sündenschlamm! Ermuntre dich, dein Bräutigam wird bald und eiligst kommen. Wacht auf! ruft uns die Stimme schon; es kommet Jesus Gottes Sohn, zum Gnadenlohn den'n Frommen. Vielleicht ist heut derselbe Tag, dran man noch selig sterben mag.

2. Die Lust ist Last in dieser Welt, die nur den Ueppigen gefällt; der Fromme wird sich hüten. Laß ja doch keine Sicherheit dir deine Herzensfröhlichkeit durch Erdenlust verbieten! Vor allen Dingen hab in Acht dein Heil, das Christus dir gebracht.

3. Du hochbegabtes Menschenkind, des Geistes voll, geh ab geschwind von diesem Erdenhügel, und schwing dein Herze da hinein, wo du wirst stets bey Jesu seyn. Ach Flügel her! ach Flügel! Wo lebt ein so beredter Mann, der solche Freud ausprechen kann?

4. O Ewigkeit! du Freudenwort! O Freud, die hier kein Ohr gehört! O Anfang sonder Ende! O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit! ich weiß, für grosser Fröhlichkeit, nicht, wo ich mich hinwende! Nimm du mich bald, wenn dirs gefällt, Herr Jesu, in dein Freudenzelt.

Mel. Es ist gewißlich an der Zeit.

657. Ihr reinen in der ewigkeit, Geziert mit weisser seide; Ihr sieger in dem blut'gen streit, Im hellen feyer-kleide; Euch suchen wir aus unserm thal In eurem ew'gen heldensaal Im geiste zu erblicken.

2. Ihr pranget um des Vaters thron Mit ewig-grünen palmen; Ihr lobt das lamm, des Höchsten Sohn, Mit hochgetönten psalmen; Der ganzen welt sehr weites reich Ist kaum dem kleinsten pünctlein gleich, Zu euren höchsten höhen.

3. Es schwebet Gottes ew'ges licht Stets über euren sinnen; Denn fremden glanz bedürft ihr nicht Im leben und beginnen; Die Weisheit zeigt sich offenbar, Und stellet euren geistern dar Der Gottheit tiefe wunder.

4. lebendig wasser quellet hier Für die durchhitzte seelen; Diß tränkt die geister für und für Mit kraft, die nicht zu zählen; Es ist vom süßen lichte hell: Das lamm führt euch zu diesem quell, Und wird euch ewig weiden.

5. Die hitze, so die seele rührt Mit creutz und heissen schmerzen, wird nun bey euch nicht mehr gespührt; Die ruhe wohnt im herzen: Ihr brauchet keinen sonnen-schein, Denn Jesus will die sonne sein, Die ohne hitze leuchtet.

6. Hier weiß man nichts vom thränen-bach, Sie sind längst abgewischet; Der freude ist kein ungemach, Wie bey uns zugemischet; Die lautre schönheit triumphirt, Womit sich leib und seele ziert, Wann sie sich neu verbinden.

7. So wird der, welcher Gott gefällt, Durch Gottes huld gezieret, Und die gelassenen in der welt Zum höchsten glück geführet: Drum, seele, stirb der welt-lust ab, Und trag dein creuz bis in das grab, So wird dich Gott erhöhen.

In bekannter Melodie.

658. Wachet auf, ruft uns die Stimme der Wächter sehr hoch von der Zinne. Wach auf, du Stadt Jerusalem! Mitternacht heißt diese Stunde; sie

sie rufet uns mit hellem Munde: Wo seyd ihr klugen Jungfrauen? Wohl auf, der Bräutgam kömmt! Steht auf, die Lampen nehmt! Halleluja! Macht euch bereit zu der Hochzeit; ihr müsset ihm entgegen gehn.

2. Zion hört die Wächter singen, das Herz thut ihr für Freuden springen; sie wachet und steht eilend auf. Ihr Freund kömmt vom Himmel prächtig, von Gnaden stark, von Wahrheit mächtig. Ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf. Nun komm, du werthe Kron, Herr Jesu, Gottes Sohn! Hosianna! Wir folgen all zum Freudensaal, und halten mit das Abendmahl.

3. Gloria sey dir gesungen, mit Menschen und englischen Zungen! mit Harfen und mit Cymbeln schön. Von zwölf Perlen sind die Pforten an deiner Stadt, wir sind Consorten der Engel hoch um deinen Thron. Kein Aug hat je gespürt, kein Ohr hat je gehört solche Freude. Deß sind wir froh! Jo, jo, ewig in dulci jubilo.

Schluß-Lied.

M. Wie schön leucht't uns der ꝛc.

659. Amen! Gott Vater, Sohn, und Geist, Sey jetzt und ewiglich gepreis't Für alle deine werke. Leit uns stets auf der rechten bahn; Vollführ, was du gefangen an; Und unsern glauben stärke, Daß wir Uns, dir Treu zu leben, Ganz ergeben, Daß wir werden Dir zum tempel hier auf erden.

2. Amen! sieg, kraft, lob, preis und dank, Sey unser ganzes lebenlang Gott und dem lamm gesungen; Dem lamm, das uns so theur erkauft, Und uns in seinem blut getauft, Sey dank von allen zungen. Amen! Amen! Ey so komme, Deine fromme Heimzuführten, Daß kein leid sie mög berühren.

No 658 von dem Hamburgischen Hauptpastor Philipp Nicolai (1556 – 1608) vgl No 628.

Nachtrag zu den Jesus-Liedern.

Mel. Nun danket alle Gott.

660. Ach Jesu! dessen Treu im Himmel und auf Erden durch keines Menschen Mund kann gnug gepriesen werden! Ich danke dir, daß du ein wahrer Mensch gebohrn, hast von mir abgewandt, daß ich nicht bin verlohrn.

2. Vornemlich wird in mir all Herzensangst gestillet, wenn mich dein süsser Nam mit seinem Trost erfüllet. Kein Trost so lieblich ist, als den mir giebt dein Nam, der süsse Jesusnam! du Fürst aus Davids Stamm.

3. O Jesu, höchster Schatz! du kannst nur Freude bringen, Es kann nichts lieblichers, als Jesus Nam erklingen. Ich kann nicht traurig seyn, weil Jesus heißt so viel, als Heiland oder Held, der selig machen will.

4. Wenn mit Anfechtung sich bey mir will Satan regen, so ist mir Jesus Nam zum Trost, Fried, Schutz und Segen, zur Weisheit und Arzney, in aller Angst und Noth, daß ich nicht fürchten darf den Teufel und den Tod.

5. Daß ich ein Zornkind bin, das macht die schnöde Sünde; dein Jesusnam macht mich zu einem Gnadenkinde. Er nimmt von mir hinweg die Schuld und Missethat, bringt mir die Seligkeit und deines Vaters Gnad.

6. Ey nun, so heilge mich, der ich bin ganz beflecket, der heilge Jesusnam, der alle Sünd bedecket; er kehre ab den Fluch, den Segen zu mir wend, sey meine Stärk, dadurch sich alle Schwachheit end'.

7. Er sey mein Licht, das mich in Finsterniß erleuchte; Er sey des Himmels Thau, der mich in Hitz anfeuchte; Er sey mein Schirm und Schild, mein Schatten, Schloß und Hut, mein Reichthum, Ehr und Ruhm; Er sey mein höchstes Gut.

8. Er sey mein Himmelsweg, die Wahrheit und das Leben, und wolle mir zuletzt auch dieses gnädig geben: daß

daß ich alsdann in ihm dis Leben schliesse wol, wenn mei- Sterbenszeit und Stunde kommen soll.

9. Immittelst helf er mir, so lang ich hier noch wandle, daß ich in meinem Thun treu und aufrichtig handle; Er steh mir allzeit bey mit seines Geistes Gab, wenn ich in meinem Amt was zu verrichten hab.

10. Jesu, in deinem Nam'n bin ich heut aufgestanden, in ihm vollbring ich heut, was mir kömmt unter Handen; In deinem Namen ist der Anfang schon gemacht, das Mittel und der Schluß wird auch durch ihn vollbracht.

11. Dir leb ich, und in dir, in dir will ich auch sterben; Herr, sterben will ich dir! In dir will ich ererben das ewge Himmelreich, das du erworben mir; von dir verklärt will ich dir dienen für und für!